Venus Urania.

Ueber die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verschönerung.

Erſter Theil.

Von

Fried. Wilh. Baſil. von Rambohr.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen. 1798.

A D
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorbericht und Zueignung.

Ich wünschte Einiges zu ſagen über die Natur der Liebe, beſonders zum Geſchlecht, und über die Art, wie ſie ausgebildet werden könne, ohne ihrem Weſen zu nahe zu treten. Ich wünſchte zugleich Gehör zu finden für einige Bemerkungen über die Begriffe, die man in verſchiedenen Zeitaltern von der Liebe gehabt hat, und über die Bemühungen, ſie zu veredeln und zu verſchönern.

Die Veranlaſſung zu dieſem Werke habe ich in der Unbeſtimmtheit der Urtheile über die Liebe und über die geſelligen Verhältniſſe, die ihr zugeſchrieben werden, gefunden: die Berechtigung es zu ſchreiben, in meinem Herzen und in meinen Erfahrungen.

Das allgemeinſte, das wirkſamſte aller Gefühle gibt den Stoff zu meinem Buche her: er muß die Aufmerkſamkeit des Publikums an ſich ziehen. Aber bey der Behandlung iſt auf das Intereſſe ſeines größeren Haufens nicht gerechnet.

Ich habe nicht für eine vorübergehende Unterhaltung geſchrieben. Ich habe nicht das Herz durch dunkle Rührungen reißen, oder die Einbildungskraft durch Bilder des Außerordentlichen entflammen wollen. Ich habe geſucht, Ideen und Ausdrücke, die in der Philoſophie des gemeinen Lebens im Umlaufe ſind, näher zu beſtimmen; den Genuß des geſelligen Lebens durch Ausſichten auf Veredlung und Verſchönerung der Liebe zu erhöhen, aber ihn zugleich durch weiſe Beſchränkung unſerer Anſprüche auf dasjenige, was unſere wirklichen Verhältniſſe zulaſſen, dauernder zu erhalten.

Dieſes ernſteren Charakters meines Werks ungeachtet werde ich zuweilen mit Wärme reden. Wer

redet immer kalt von Liebe? — Daß Schwärmerey von meinem Herzen fern bleibe!

Ein bescheidener, gesenkter Blick auf die Dürre meiner Untersuchungen wird mich zuweilen nach einem schmückenden Gewande greifen lassen; — daß seine Falten nicht die Formen verstecken, die es nur bekleiden soll!

Eine gründliche Erörterung nicht ohne Reiz der Einkleidung zu liefern, ist die Aufgabe, die ich mir bey Ausarbeitung dieser Schrift vor Augen gestellt habe. Ich habe dabey auf die Beurtheilung einer Classe von Lesern gerechnet, die ihren Geschmack so wie ihr Herz gebildet, und ihren Geist zum Nachdenken über moralische Verhältnisse gewöhnt hat.

Sollte dieß engere Publikum mir seinen Beyfall versagen; — O Venus Urania! so laß mir den Trost, daß die Wenigen, die mein Herz ganz kennen, die vollendete Lesung dieses Buchs mit einem

innigern Drucke meiner Hand und mit dem Ausrufe krönen: Du sprichst, wie du fühlst!

Und Euch, ihr Wenigen! Euch gebe ich wieder, was Ihr mir gabt! Euch besonders sey dieses Werk geweihet!

Erſter Theil.

Naturkunde der Liebe.

Erſtes Buch.

Liebe
als einzelne, vorübergehende Aufwallung, oder als Affekt betrachtet. *)

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Wie! Ich liebe Vergnügen und Leben, und dennoch zuweilen Schmerz und Tod! — Ich liebe das Wohl des Menſchen, und liebe den Genuß der Nahrungsmittel, die Ergetzung des Auges an lebloſen Gegenſtänden! — Ich liebe mich ſelbſt, und wieder

*) Es exiſtirt in keiner mir bekannten Sprache ein Wort, das die Liebe in derjenigen Bedeutung, die ich ihr in dieſem Buche gegeben habe, beſtimmt ausdrückte. Das Griechiſche Εὔνοια, das Lateiniſche benevolentia, das Deutſche Wohlwollen, bezeichnen zwar die einzelne Aufwallung des Wunſches, daß ein anderer Menſch glücklich ſey. Allein ſie faſſen weder das Beſtreben nach Beförderung dieſes Glücks, noch den Charakter der Uneigennützigkeit in ſich, die ich in den Begriff der Liebe mit aufgenommen habe.

meine Feinde! — Ich liebe meinen Herrn, der hoch über mir ſteht, und liebe meinen Untergebenen, und liebe die mir gleich ſind, Freunde, Gatten! — Ich liebe eine Undankbare, zu meiner Marter lieb' ich ſie; und ach! der Wonne, der unausſprechlichen Seligkeit! Ich liebe die mich liebt, das Du meines Ich's, das Ich meines Du's! — Welche Unbeſtimmtheit in den Begriffen, welche ganz verſchiedene Verhältniſſe und Empfindungen unter einem Nahmen!

O Liebe! alle Menſchen ahnden deine Nähe, und huldigen deiner Macht! Aber von jeher hat es nur wenige gegeben, die dein Weſen begriffen haben! Bald wirſt du mit jeder Art der Luſt und des Verlangens verwechſelt: bald mit jedem Bande der Anhänglichkeit: bald mit jedem leidenſchaftlichen Streben nach Beſitz und Genuß! Wie hat man, um dich zu erkennen, immer mehr auf die äußern Wirkungen geſehen, die du hervorbringſt, als auf den Gehalt der innern Geſinnung, die allein dein Daſeyn begründet! Wie hat man jeden Akt von Wohlwollen, von Wohlthätigkeit, von Aufopferung ſo freygebig auf deine Rechnung geſetzt, unbekümmert darum, ob Begeiſterung für Vollkommenheit und Schönheit, kluge Beſorgung des eigenen Vortheils, Achtung für Pflicht und Selbſtwürde, Aneignung des fremden Zuſtandes, und ſo manches andere bloß eigennützige oder beſchauende Gefühl, nicht den näheren Anſpruch auf jene Aeußerungen hatten! Ja! Ja! Hat man nicht ſogar die Wirkſamkeit körperlicher Triebe, deren vollſtändige Befriedigung den Mitgenuß Anderer als nothwendig vorausſetzt, mit dir, o Liebe! verwechſeln mögen?

So bist du gesucht und gefunden worden an Orten, wo du nicht warst! Aber du bist auch da verkannt worden, wo du wirklich erschienest! Man hat nicht gefühlt, daß jedes wonnevolle Bestreben, den Menschen, den wir als Person neben uns erkennen, um seinetwillen zu beglücken, dir gehört, und daß alle Anhänglichkeit, alle Leidenschaft, nur in so fern deinem Einflusse zugeschrieben werden kann, als jene Empfindung in diesen Verhältnissen die herrschende ist.

Ich fasse jetzt mit behutsamer aber fester Hand die ersten Fäden auf, aus denen die Liebe in allen ihren Modificationen gewebt wird. Ich sondere die schwache Willensregung vom Affekt; die Lust des Verlangens von der des gegenwärtigen Genusses; das Genügen des Bedürfnisses und die Zufriedenheit von der Wollust und Wonne; den Beschauungshang, die Selbstheit, von der Sympathie ab; und nehme aus dieser letztern dasjenige heraus, was die Liebe in dem schwächsten Grade ihrer Erscheinung, als einzelne Aufwallung des thätigen und uneigennützigen Wohlwollens, darstellt.

Zweytes Kapitel.

Herz und Liebe in der weitläuftigsten Bedeutung; Reitzbarkeit unsers Wesens zu Affekten; Zustand affektvoller Lust.

Nie hegen wir die Vorstellung der Liebe, — nie reden wir davon, ohne zugleich an ein Etwas zu denken, welches wir Herz nennen. Er hat kein Herz, er kann nicht lieben! Mein Herz macht mein Glück, mein

Unglück, meinen Stolz, meine Erniedrigung! — Gewöhnlicher Ausruf von Eltern, Freunden, Geschwistern, Liebenden aller Art, die sich und Andere anklagen, lobpreisen, entschuldigen!

Dieser Ausdruck wird zu gleicher Zeit bald Gegenstand des Spottes, bald unverständiger Schmeicheley, und durchaus viel häufiger gebraucht als verstanden. Was ist das Herz bey den Weibern? fragen scherzende Dichter; und der Leichtsinn des Wüstlings, die verbrannte Phantasie des Schwärmers, prangen oft mit diesem ehrenvollen Nahmen.

Es ist interessant, es ist nothwendig, so wie ich in meinen Untersuchungen über die Natur des Zustandes, den wir Liebe nennen, vorwärts rücke, allemahl zugleich das Vermögen zu diesem Zustande, den Theil unsers Wesens, durch den er möglich wird, das Herz, näher zu entwickeln.

Aber wie schwer ist es, die Natur dieses Herzens unter bestimmte Begriffe zu bringen, und es in seiner ersten ursprünglichen Bedeutung von allen andern Fähigkeiten und Kräften unsers Wesens zu unterscheiden! Daß ich Symbole fände, welche die Sache anschaulich machen könnten!

Denkt an jenes interessante Kraut, das bey gewissen Berührungen seiner Blätter schnell an seinem ganzen Stamm erzittert und zusammen schrumpft; und vergleicht diese Reitzbarkeit mit der bloßen Beweglichkeit anderer Gewächse! —

Denkt an jene geistigen Getränke, welche durch äußere Erschütterungen, oder durch ein inneres Treiben ihrer Bestandtheile aufwallen, gähren; und vergleicht dieß Aufwallungs- dieß Gährungsver-

mögen mit der bloßen Flüssigkeit anderer feuchten Körper! —

Ja! auch unserm Wesen ist eine ähnliche Reitzbarkeit, ein ähnliches Aufwallungsvermögen eigen. Ein jeder Mensch hat ein gewisses Etwas, eine gewisse Seite an sich, an der er berührt, in Reitzung, in Aufwallung geräth. Das Herz, in seiner weitläuftigsten Bedeutung, ist die Reitzbarkeit, das Aufwallungsvermögen lebendiger Creaturen, und besonders des Menschen.

Es ist zweifelhaft, ob wir in irgend einem Augenblicke unsers Lebens ohne Reitzung sind; ob wir irgend etwas wahrnehmen oder uns vorstellen können, was uns nicht zur Lust oder Unlust *) auffordere; mithin, ob es einen Zustand von Ruhe oder völliger Gleichgültigkeit für uns gebe. Inzwischen unterscheidet sich die eine Reitzung von der andern durch ihre Stärke und Lebhaftigkeit. Bald verschwindet sie ganz im Bewußtseyn, bald bestimmt sie uns nur schwach in unserm Willen, bald aber bringt sie ein auffallendes Gefühl von Lust oder Unlust hervor. Und so sind wir wohl berechtigt, eine Ruhe, eine schwache Willensregung, und eine stark afficirte Lage unserer Reitzbarkeit anzunehmen.

Die stärkere Afficirung unserer Reitzbarkeit macht bald einen kurzern, bald einen längern Abschnitt in unserm Leben aus. Ist sie vorübergehend, so nenne

*) Lust und Unlust sind Worte, die durch jede Erklärung nur undeutlicher werden. Wenn man inzwischen eine verlangt, so wurde ich Lust das Bewußtseyn der Angemessenheit meines Zustandes zu der Einrichtung meines Wesens; Unlust das Gefühl der Unangemessenheit meines Zustandes zu der Einrichtung meines Wesens nennen. Vergl. 6tes Buch.

ich den Zuſtand Affekt, Aufwallung im eigentlichſten Sinne. Iſt er von längerer Dauer, ſo nenne ich den Zuſtand anhaltende affektvolle Stimmung, oder auch unter gewiſſen Bedingungen Leidenſchaft. Der Affekt verhält ſich zur ſchwachen Willensregung wie die meßbare Linie zum unmeßbaren Punkte; zur anhaltenden affektvollen Stimmung aber, oder gar zur Leidenſchaft, wie die Linie zur Figur.

Das Herz, in der weitläuftigſten Bedeutung, die ich kenne und annehmen mag, iſt das Aufwallungsvermögen, oder die Anlage unſers Weſens, in ſtärkerer Maße mit Luſt oder Unluſt ſeinen gegenwärtigen Zuſtand zu fühlen, oder nach einem andern zu ſtreben. So ſagt man denn: ich ſehne mich, oder ich genieße gegenwärtig mit ganzem Herzen, ich bin von Herzen meiner Lage müde! und wieder: das trifft aufs Herz! Das thut herzlich wohl oder weh! Was heißt dieß anders, als: wir ſind nicht im Zuſtande der Gleichgültigkeit oder der ſchwachen Willensregung; wir ſind ſtark afficirt!

Liebe, in der weitläuftigſten Bedeutung, die ich kenne, iſt die aktuelle Wirkſamkeit des Herzens, in ſo fern dieß für Reitzbarkeit zu Affekten der Luſt genommen wird. Ihr Nahme bezeichnet den Zuſtand affektvoller Luſt: es mag dieſe während des begünſtigten Verlangens, oder des gegenwärtigen Genuſſes empfunden werden. Ich liebe Leben und Vergnügen, ruft der Wollüſtling, der an einer gutbeſetzten Tafel ſchwelgt! Ich liebe den Tod, ruft der beraubte Gatte; das Leben iſt mir zur Laſt! Ich liebe dieſen Schmerz, ruft der Gebrechliche unter den Händen des Wundarztes; ſeine Folge iſt Geneſung! —

In dieſem Sinne unterſcheidet ſich Liebe nur von der Unluſt und von derjenigen Luſt, welche die Begünſtigung einer ſchwachen Willensregung mit ſich führt.

Drittes Kapitel.

Liebe und Herz in etwas eingeſchränkterer Bedeutung; affektvolles Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes; affektvolle Zufriedenheit des geſtillten; Ausdauern bey dem Genuſſe überhaupt.

Dieſe affektvolle Luſt kann aber aus ſehr verſchiedenen Urſachen herrühren, und die Symptome des Zuſtandes, in den wir dadurch gerathen, können ſich ſehr auffallend von einander unterſcheiden. Der unheilbare Kranke kann mit affektvoller Luſt die Vorſtellung des Todes hegen, der ihn, wenn auch noch ſo ſpät, von ſeinen Qualen befreyen wird. Dieſe Luſt iſt wahrlich ſehr verſchieden von derjenigen, mit der der Kranke die erſten Spuren ſeiner Beſſerung bemerkt! Jener findet ſeine gegenwärtige Lage ganz unerträglich; er hat auch keine Ausſicht auf Rückkehr in den gewöhnlichen Ruheſtand des Lebens. Er hofft bloß auf Erleichterung ſeines gegenwärtigen peinlichen Zuſtandes durch ein geringeres Uebel. Dieſer hingegen genießt gegenwärtig, indem er ſich in ſeinen Bedürfniſſen vor jetzt ſchon erleichtert, und die Hoffnung, daß ihnen ganz abgeholfen werde, begünſtigt fühlt.

Bares Verlangen nach einem geringeren Uebel, das unſern gegenwärtigen Zuſtand bloß erleichtern wird, bringt keine ſolche Luſt hervor, die wir Liebe nennen. Niemand wird ſagen, daß derjenige liebt, der in dem Augenblicke einer unumgänglichen Wahl zwiſchen zwey

Uebeln nach dem geringeren mit affektvoller Luſt ſtrebt. Liebe ſetzt offenbar den Zuſtand des Genuſſes des Gegenwärtigen voraus.

Darum wird die Luſt, die wir an einer wirklich eingetretenen Verbeſſerung unſerer peinlichen Lage nehmen, ſehr oft Liebe genannt, wenn uns gleich noch vieles an der Rückkehr in den gewöhnlichen Ruheſtand des Lebens fehlt. Aber wir genießen die Erleichterung und fühlen den geſtärkten Muth, das fortwährende Bedürfniß zu tragen, und die belebte Hoffnung, daß ihm gänzlich abgeholfen werde. So liebt, wie geſagt, der Kranke die erſte Spur ſeiner Geneſung; ſo liebt der unglückliche Ehrgeizige den Schlupfwinkel, der ihn wenigſtens dem Triumphe ſeiner Feinde entzieht. Ich nenne eine ſolche Luſt: affektvolles Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes.

Höheren Anſpruch auf den Nahmen der Liebe hat aber derjenige Genuß, den uns das Gefühl eines völlig geſtillten Verlangens nach Rückkehr in den vorigen Ruheſtand des Lebens zuführt. So liebt der Menſch, der ſich von einer augenſcheinlichen Todesgefahr gerettet, und in Sicherheit ſieht. So liebt derjenige, der die Qualen des Hungers durch Sättigung endigt. So liebt der ohnmächtige Ehrgeizige, der ſein Ziel verfehlt hat, wenn die Bilder von Macht und Ehre, deren Verſagung ſonſt das Unglück ſeines Lebens ausmachten, ihre Lebhaftigkeit verlieren, und er nun die Fortdauer ſeiner ruhigen Einſamkeit, nach angeſtellter Vergleichung mit ſeiner vorigen Unruhe, eifrig wünſcht. Ich nenne dieſe Luſt an der Stillung eines Bedürfniſſes, wodurch wir in den ge-

wöhnlichen Ruheſtand des Lebens zurückgekehrt ſind, wenn ſie anders in auffallender Maße empfunden wird, affektvolle Zufriedenheit.

Jenes affektvolle Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes, dieſe affektvolle Zufriedenheit des geſtillten, werden in ſo fern Liebe genannt, als wir ſie mit dem baren Verlangen nach Beendigung eines peinlichen Zuſtandes durch den Uebergang in ein geringeres Uebel vergleichen.

Der Charakter der Luſt an dem gegenwärtigen Genuſſe, den ich mit in die Liebe aufgenommen habe, führt zugleich den eines gewiſſen Ausdauerns, oder Verweilens bey der Luſt; eines gewiſſen Ruhens über derſelben; endlich weiterhin, einer gewiſſen fortſchreitenden Ausbildung unſers Genuſſes, mit ſich, von dem ich in der Folge zur Bezeichnung der Liebe noch weitern Gebrauch machen werde.

Das Herz iſt nun wieder die Fähigkeit, zu dieſer beſondern Art von Affekten gereizt zu werden.

Viertes Kapitel.

Liebe und Herz in noch engerer Bedeutung. Wolluſt, Wonne, Sinnlichkeit des Körpers und der Seele.

Alſo: ſich gern genügen laſſen, weil man ſchon etwas Gutes genießt und das Beſſere vorausſieht; gern zufrieden ſeyn, weil man ſo viel hat, als man nothdürftig zu dem Ruheſtande des Lebens braucht, heißt bereits lieben, in ſo fern man die affektvolle Luſt

dieſer Art mit der Luſt an der Begünſtigung einer ſchwachen Willensregung, oder eines baren Verlangens nach einem geringeren Uebel vergleicht.

Aber legt einmahl den Menſchen, die ſich in einem ſolchen Zuſtande des affektvollen Genügens oder der affektvollen Zufriedenheit befinden, die freye Wahl unter den Verhältniſſen vor, worunter ſie ihr Leben genießen möchten; glaubt ihr, daß ein einziger den Zuſtand wählen würde, den er jetzt, gezwungen durch Bedürfniß, aufgefordert durch Ueberlegung, mit Affekt genießt? Glaubt ihr, daß der Kranke, der erſt zur Hoffnung der Geneſung durch merkliche Erleichterung übergeht, nicht lieber ſeinem Lager ſogleich entſpringen, und ſich in den ganzen Gebrauch ſeiner Lebenskraft mit einem Mahle wieder eingeſetzt fühlen möchte? Glaubt ihr, daß der Mann, der ſich aus einer augenſcheinlichen Lebensgefahr gerettet ſieht, dieß heroiſche Mittel, um zu dem völligen Gefühle ſeines Ruheſtandes zu kommen, jenem Zuſtande animaliſcher Ausgelaſſenheit vorziehen würde, den ihm eine unterhaltende Leibesübung gewähren könnte? Glaubt ihr, daß derjenige, der aus Hunger die widerlichſten Speiſen gierig niederſchlingt, nicht lieber der Qual des Bedürfniſſes entübrigt ſeyn, und bey freywirkendem Appetite ſeinen Gaumen mit ſchmackhafter Speiſe kitzeln möchte? Glaubt ihr endlich, daß jener Ehrgeizige, der den Genuß der glanzloſen Einſamkeit bloß darum liebt, weil die Verſagung ſeiner Anſprüche auf Macht und Ehre ſo manche Bitterkeit über ſein Leben ausgegoſſen hat, jetzt, wenn die Mittel zur Befriedigung ſeiner herrſchenden Leidenſchaft, bey völliger Sicherheit ihres leichten Erwerbes und ungeſtörten Beſitzes,

ihm dargebothen würden, nicht begierig darnach greifen sollte?

Gewiß nicht! und bey der geringsten Aufmerksamkeit auf die Wahl unserer Ausdrücke werden wir nicht sagen, daß derjenige liebt, der bloß die affektvolle Lust eines erleichterten oder völlig gestillten Bedürfnisses genießt. Nein! der Wilde, der seinem Fetisch, es sey die giftige Schlange oder das verderbliche Meer, seine schmackhafteste Jagdbeute mit Vergnügen zum Opfer darbringt, weil er wenigstens den Rest in Ruhe zu genießen hofft: das Weib, das den kranken widerlichen Gatten mit Vergnügen wartet, weil es nach dessen Tode dem Verlust der Mittel zu seiner Unterhaltung entgegen sieht; der Religiose, der sich mit Vergnügen kasteyet, weil die Aussicht auf ewige Straflosigkeit es gebiethet; der Gewissenhafte, der mit Vergnügen ein zweydeutig erworbenes Vermögen aufopfert, um der Pflicht zu gehorchen, und zu innerer Ruhe zurückzukehren; — die lieben nicht; die dulden, harren willig, und ihre Lust ist die an einer erleichterten oder abgeholfenen Nothwendigkeit. Ja! wenn diese Nothwendigkeit uns auch bloß von der Klugheit aufgelegt wäre, durch eine gegenwärtige Entbehrung den künftigen Genuß zu erhöhen, oder durch gegenwärtigen Zwang das glücklichste Schicksal vorzubereiten; so wäre die Lust an diesem Mittelzustande noch keine Liebe. Werden wir sagen, daß der vorsichtige Wollüstling liebt, der heute des Genusses entbehrt, um morgen desto besser zu schwelgen; daß der ehrgeitzige Knabe liebt, der sich in den Freystunden zum Lernen anstrengt, um sich eine Auszeichnung in der Zukunft zu bereiten? Vergleicht den vorsichtigen Wollüstling mit sich selbst, wenn er

seinem Appetite mit völliger Ausgelassenheit folgen zu können glaubt; vergleicht den ehrgeizigen Knaben mit dem Manne, der den Affekt des Wissens und Erkennens unmittelbar empfindet, um den Unterschied zwischen der Lust an kluger Beförderung eines zukünftigen Guts und Liebe zu empfinden.

Lieben heißt: den gegenwärtigen Zustand mit affektvoller Lust genießen, weil wir unsere herrschenden Triebe unmittelbar, ohne Erseufzen anderer unterjochter Triebe, ungewöhnlich begünstigt fühlen. Lieben heißt: dem empfangenen Reize gewisser sinnlichen Eindrücke und Vorstellungen der Seele folgen, ohne auffordernde Ueberlegung, ohne anstrengenden Antrieb, ohne Zusammenhaltung eines gegenwärtigen Zustandes mit einem vergangenen oder zukünftigen. Es bedarf dabey keiner Motive, keines abstoßenden Grundes, keines anziehenden Zwecks, um den gegenwärtigen Augenblick des Lebens zu genießen.

Herz ist hier die Summe unserer herrschenden Triebe, und der immer rege Hang, sie ungewöhnlich begünstigt zu fühlen. Dasjenige, was wir empfinden, wenn dieser Hang unmittelbar und ungewöhnlich gereizt und befriedigt wird; der wohlbehagende Zustand, in den wir ohne Zwang, und dennoch unwillkührlich gerathen; dieß ist mehr als Lust des Genügens, mehr als Zufriedenheit: ist Genuß der Ausgelassenheit des Lebens; ist Wollust, Wonne, ist — Liebe.

Das Herz in dieser Bedeutung nenne ich mit einem bestimmteren Nahmen: Sinnlichkeit, und da wir sowohl herrschende, oder Lieblingstriebe des Körpers

als der Seele haben, so nehme ich eine doppelte Sinnlichkeit für beyde an. Diese Sinnlichkeit setze ich als Anlage, den Zustand von Ausgelassenheit des Lebens zu wollen, der Anlage, nach dem bloßen Ruhestande des Lebens zu streben, entgegen. *)

*) In dieser Bedeutung nähert sich die Sinnlichkeit zwar dem Instinkt, sondert sich aber dennoch von ihm, als Folge von der Ursach, und als Art von der Gattung ab. Instinkt heißt: 1) Vermögen, etwas wahrzunehmen und zu unterscheiden, ohne sich einer auffallenden Anstrengung des Nachdenkens bewußt zu seyn. Hier heißt Instinkt so viel als das niedrige Erkenntnißvermögen, und wird dem höheren, besonders dem Verstande, entgegen gesetzt. Man verwechselt oft diesen Instinkt mit dem Ausdrucke: Sinnlichkeit, z. B. sinnliche Erkenntniß, etwas versinnlichen u. s. w. Diese Bedeutung ist derjenigen, die ich annehme, und wobey ich bloß auf die Fähigkeit, zu einer gewissen Art von Willensbewegung gereizt zu werden, Rücksicht nehme, nicht entgegengesetzt. Beyde vertragen sich vielmehr als Ursach und Wirkung neben einander. Denn die Sinnlichkeit, für Anlagen zur instinktartigen Wahrnehmung und Erkenntniß genommen, liegt beynahe immer bey der Sinnlichkeit, für Anlage zur Neigung nach Ausgelassenheit unserer herrschenden Triebe genommen, zum Grunde, und bringt die letzte hervor. 2) Versteht man unter Instinkt die Fähigkeit, zur Lust oder Unlust gereizt zu werden, und seinen Willen zu bestimmen, ohne vorgängige auffallende Operation des Vergleichens und Beziehens auf einen gewissen Zweck. Hier wird Instinkt für das niedrige Willensvermögen genommen, und dem Vermögen der Vernunft, unsern Willen zu bestimmen, entgegengesetzt. Von dem Instinkte in dieser Bedeutung ist Sinnlichkeit eine Art. Denn jedesmahl, wo wir erst von der Vernunft aufgefordert werden müssen, etwas zu wollen oder nicht zu wollen, da läßt sich keine Wirksamkeit unserer herrschenden Triebe im ausgelassenen Genusse ihrer Begun-

Wollust bezeichnet dann genauer den unerzwungenen und dennoch unwillkührlichen Affekt von Lust, welcher die ungewöhnliche Begünstigung der herrschenden Triebe unsers Körpers mit sich führt.

Wonne nenne ich die Lust der nehmlichen Art, welche die ungewöhnliche Begünstigung der herrschenden Triebe der Seele erweckt.

Wollüstig ergetzt sich das Kind an dem Strahle des Sterns, und an den bunten Farben des Schmetterlings. Wollüstig schlürft der Jüngling den kostbaren Nektar aus Hebe's Becher, oder den Kuß von ihren Lippen, mit halbgeöffnetem Munde und gebrochenem Auge ein. Mit Wonne wühlt der Reiche in den Mitteln seines Ueberflusses; mit Wonne genießt der Liebhaber des Schönen den Anblick eines Meisterstücks der Kunst; mit Wonne verliert sich der Schüler des Plato im Anschauen der Vollkommenheit und ewiger Harmonie; mit Wonne überläßt sich der Freund, der Gatte, dem Gefühl der Vereinigung mit der Hälfte seines Wesens; und Alles dieß — ist im Zustande des Liebens!

stigung, mithin auch kein unwillkührlicher und unerzwungener Affekt von Lust denken. Es giebt inzwischen auch eine instinktartige Empfindung eines nothwendigen Ruhestandes des Lebens, von dessen Begünstigung ein instinktartiges Genugen, eine instinktartige Zufriedenheit abhangt, wie wir dieß an Thieren deutlich bemerken. Die Anlage zu diesen Gefühlen nehme ich nicht mit in den Begriff der Sinnlichkeit auf: ich verstehe darunter nur: den instinktartigen Hang nach Ausgelassenheit des Lebens, oder nach ungewöhnlicher Begünstigung unserer herrschenden Triebe.

Fünftes Kapitel.

Herz in bestimmterer Bedeutung heißt Sympathie; Liebe heißt Wollust und Wonne der Sympathie.

Aber wie! liebt denn der Geizhals, den der Fund eines Schatzes erfreuet, oder der unnütze Verschlinger der Früchte dieser Erde, der seinen Gaumen mit Leckereyen kitzelt, oder der unthätige Beschauer, der seine Augen an einer Farbe oder an einem Lichtstrahle weidet?

Allerdings! Ja es liebt sogar derjenige, der mit Wonne seine Rachsucht stillt, und sich an der Marter des Feindes labt. Es giebt eine Liebe zum Hassen, zum Hadern, zum Zerstören. — Allein dieser Ausdruck ist nur in so fern richtig, als wir die verschiedenen Arten unserer Lust, in Beziehung auf die mehrere oder mindere Begünstigung unsers Grundtriebes nach Wohlbestehen unsers Wesens überhaupt, in Betracht ziehen. Jede Lust, welche das Bewußtseyn einer ungewöhnlichen Begünstigung unsers Grundtriebes, einer Ausgelassenheit des Lebens, mit sich führt, ist Wollust, ist Wonne; und in Vergleichung mit der bloßen Lust an der Stillung eines Bedürfnisses, oder einer schwachen Willensregung, Liebe. Warum? Weil wir uns dem Zustande unsers Wesens willig überlassen, begierig entgegenbiethen; mit einem Worte, diesen Zustand gern mögen.

Da wir aber besonders denjenigen Zustand gern mögen, worin wir bereits genießen, und zugleich nach weiterer Ausbildung des Genusses glücklich streben; so heißt lieben vorzüglich: den Zustand des verweilenden Bestrebens mit Wollust und Wonne empfinden.

Dieſer Begriff, dieſer Sprachgebrauch, beydes läßt ſich als wahr und zweckmäßig vertheidigen, in ſo fern es nur dazu dienen ſoll, den Grund der Angemeſſenheit meines Zuſtandes zur Begünſtigung meines Grundtriebes nach Wohlbeſtehen, den Grad der Luſt meines Weſens, gleichviel woran, zu beſtimmen und zu bezeichnen. Nehmen wir aber zugleich Rückſicht auf das Verhältniß, in welches unſer zur Wolluſt und Wonne gereiztes Weſen gegen äußere Gegenſtände geräth; ſo iſt jene Beſtimmung keinesweges zureichend. Wir verlangen ſodann zur Begründung des Begriffs der Liebe nicht bloß eine Zuneigung zu unſerm ſelbſteigenen Zuſtande, ſondern auch zu den äußern Gegenſtänden, mit denen wir dabey ins Verhältniß kommen. Wir müſſen uns dieſen bey dem Gefühle der Wolluſt und Wonne gern annähern. Diejenige Luſt, die wir bey gelingender Flucht oder Abſtoßung äußerer Gegenſtände empfinden, wird nicht Liebe genannt werden dürfen, wenn wir beſtimmt reden wollen. Der Grund liegt am Tage; ſie ähnelt zu ſehr dem Genügen des fortwährenden oder geſtillten Bedürfniſſes.

Aber auch nicht jede Wolluſt und Wonne, die bey der Annäherung an äußere Gegenſtände empfunden wird, kann in beſtimmterer Bedeutung Liebe genannt werden. Wir nähern uns oft mit Wolluſt und Wonne demjenigen, was uns umgiebt, in der Abſicht zu zerſtören, herabzuwürdigen, in Beſitz zu nehmen, oder unthätig zu beſchauen. Allein nur diejenige Begünſtigung unſerer Sinnlichkeit iſt Liebe, die mit unſerer Seelenſympathie verbunden iſt; mit dem Inbegriffe unſerer Triebe, vermöge deren wir ein gemein-

schaftliches Wohl mit Wesen begehren, die eines Bewußtseyns ihres Zustandes fähig sind. Nur die Wonne dieser Sympathie ist Liebe: nicht die Wonne der Selbstheit, oder des Beschauungshanges.

Es ist äußerst wichtig, die dreyfachen Modificationen unserer Sinnlichkeit, zur Selbstheit, zur Sympathie und zum Beschauungshange näher kennen zu lernen. Auf ihrer genaueren Kenntniß beruhet das ganze Gebäude dieses Werks. *)

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung. Dreyfache Modificationen der körperlichen Sinnlichkeit zum Hang nach Ergetzung, nach wohlbehagendem Anschmiegen und nach gierigem Verzehren.

Unser Körper kommt auf eine dreyfache Art mit andern Körpern in ein engeres Verhältniß; entweder, indem er sich ihnen aus der Ferne nähert, oder sie berührt, oder sie in sich einzieht. Jeder Sinn ist dieser dreyfachen Wirksamkeit fähig, und mit jeder ist wieder eine besondere Wollust und ein besonderer Hang, diese aufzusuchen, verbunden. Inzwischen ist das Auge dasjenige Organ, das die auffallendste Fähigkeit zur fernen Annäherung, und den größten Hang zur bloßen Ergetzung hat. Die Tastungsorgane dienen hauptsächlich zur unmittelbaren Berührung, und

*) Zur völligen Verständniß dieses und des folgenden Kapitels muß ich bitten, das sechste Buch mit zu Rathe zu ziehen.

ſtreben nach dem Wohlbehagen des Anſchmiegens. Der Gaumen endlich zieht die äußern Körper ganz in ſich über, und huldigt vorzüglich dem Appetit oder dem Hange nach gierigem Verzehren.

Ich will daher vorerſt die Eigenthümlichkeiten dieſer drey Sinne, des Auges, der Taſtungsorgane und des Gaumens, in Rückſicht auf die Art, wie unſer Körper durch ſie mit andern Körpern ins Verhältniß kommt und genießt, etwas näher entwickeln.

I.

Das Auge kann nichts erblicken, kann noch weniger durch den Anblick ergetzt werden, wenn ſeine Oberfläche unmittelbar von dem äußeren Körper berührt wird. Um einen Gegenſtand als ſichtbar wahrzunehmen, müſſen wir unſern Körper nothwendig in einiger Entfernung von ihm halten. Das Auge, in ſo fern es Werkzeug des Sehens iſt, liegt gleichſam außer unſerm Körper. Seine Wirkſamkeit und ſeine Reitzbarkeit reichen weit über unſere Atmoſphäre hinaus. Die Reitzung der Augennerven, die Bewegung der Augenmuſkeln wird ſo wenig bemerkt, daß der Eindruck, den der Anblick auf uns macht, beynahe ganz der Seele zu gehören ſcheint. Kaum daß wir eine Veränderung an unſerm Phyſiſchen bemerken, wenn wir unſere Augen an einer ſchönen Farbe oder einem reitzenden Lichte weiden. Noch weniger mögen wir durch den bloßen Anblick die Lage des angeblickten Körpers verändern. — Nichts erweckt folglich während der Ergetzung des Auges das Gefühl einer beſondern Thätigkeit, und noch weniger das eines ſtrebenden Zuſtandes in unſerm

Physischen. Und dieß ist der erste Charakter eines wollüstigen Genusses für das Auge; unser Körper wird in keinen thätigen oder strebenden Zustand dabey versetzt, er genießt mit Ruhe.

Ein zweyter Charakter dieser wollüstigen Empfindung für das Auge ist darin zu suchen, daß der Körper, dessen Farbe oder Licht oder Umriß uns gefallen soll, als etwas Abstechendes und Auffallendes wahrgenommen werden, und daß er sich daher durch gewisse Grenzen von unserm eigenen Körper, und von allen andern Körpern die ihn umringen, trennen muß. Trete ich so nahe hinan, daß mein Auge nichts neben ihm wahrnehmen kann, wovon er absticht, so ergetzt er mich nicht; entferne ich mich so weit, daß die Grenzen der Körper, die ihn umeingen, mit den seinigen dergestalt zusammenfließen, daß ich ihn nicht bestimmt unterscheiden kann; so ist wieder die Wollust des Anblicks dahin! Farben, die unter sich zu wenig von einander abweichen, Lichter, die zu matt und schmutzig erscheinen, Linien, die sich zu unbestimmt vom Grunde abziehen, beleidigen das Auge oder lassen es ungerührt, sowohl in der Natur als im Gemählde.

Hierdurch wird der Begriff eines Verhältnisses zwischen meinem Körper und andern Körpern außer mir gegründet, das bey anscheinender Ruhe meines Physischen aus der Ferne auf mich wirkt, und das, wenn es wollustig von mir empfunden werden soll, die nothwendige Bedingung voraussetzt, daß ich den Körper außer mir von meinem eigenen und andern ihn umringenden Körpern auffallend getrennt und abstechend wahrnehmen muß.

II.

Ich vergleiche mit dieſem Verhältniſſe dasjenige, welches der Gaumen aufſucht. Er zieht den Körper, der ihm wohlſchmecken ſoll, völlig in ſich ein. Und mit welcher Thätigkeit, mit welcher Begierde! Nichts reizt die Nerven ſo auffallend, als der Genuß der Nahrungsmittel; nichts bringt die Muskeln in eine auffallendere Bewegung, als das Verzehren. Kein körperlicher Trieb wirkt ſo anhaltend ſtark, und mit deutlichern Symptomen des Beſtrebens, als die Gierigkeit. Der Gaumen eilt, ſo bald als möglich das Verlangen zu ſtillen, das mit einer Art von Bedürfniß auf meinen Körper wirkt.

Dieß iſt alſo der erſte Charakter des Wohlgeſchmacks und der Wolluſt die er erweckt; mein Körper fühlt ſich dabey immer höchſt thätig und ſtrebend nach Stillung eines gierigen Verlangens, und der Genuß iſt der einer endenden Begierde. Der zweyte iſt darin zu ſuchen, daß der Körper, der dieſes Beſtreben erweckt, dem meinigen ganz zugeeignet werden muß, wenn er mein Verlangen ſtillen ſoll. Er verſchwindet für alle meine übrigen Sinne; er wird übergenommen, zermalmt, zerſtört, und ein nie wieder zu trennender Theil meines Innern. Davon hängt das Gelingen meiner Begierde, davon hängt meine Wolluſt ab. Das unverſehrte Beſtehen des Körpers, der meinen Appetit reizt, iſt unvereinbar mit deſſen Befriedigung.

Hier alſo ein zweytes Verhältniß zwiſchen meinem Körper und dem Körper außer mir; jener wird während des Wohlgeſchmacks im Zuſtande der endenden Begierde wahrgenommen, dieſer verſchwindet, und

dient nur, den meinigen zu verbeſſern und zu vermehren.

III.

Endlich, daß meine Hand wollüſtig über den ſammetnen Ueberzug jenes wohlgefüllten Polſters hinfahre, welch ein ganz verſchiedenes Verhältniß von den beyden vorigen!

Mein Körper berührt den Körper außer mir leibhaftig: aber es ſind nur ihre Oberflächen, die ſich berühren; ſie treten ſich einander nicht ans Innerſte, ans Leben. Die Nerven meiner Haut kommen in merkliche Reitzung, meine Taſtungsmuskeln ſtreben auffallend nach außen hin; ich fühle, wie ich dadurch auf den Körper außer mir einwirke. Denn das feine Haar ſeiner Oberfläche ſchmiegt ſich ſanft ſträubend der Richtung meines Streichelns nach, und die elaſtiſche Füllung des Polſters hebt ſich den Eindrücken der anſchmiegenden Hand entgegen. Dieß Gefühl iſt mit einem Beſtreben verknüpft, nicht ſowohl ein Verlangen zu ſtillen, als vielmehr einen gegenwärtigen Genuß fortdauernd zu erhalten, und immer weiter auszubilden. Denn die Bewegung meiner Hand ſchreitet allmählig weiter fort, und dehnt ſich den Eindrücken nach. Dieß iſt der erſte Charakter der wollüſtigen Berührung; mein Körper ſtrebt, aber weit mehr nach Fortdauer und Ausbildung des gegenwärtigen Genuſſes, als nach Stillung eines Verlangens. Der zweyte iſt dieſer: mein Körper kommt in unmittelbare Verbindung mit dem Körper außer ihm, aber ohne ihn in ſich überzunehmen, ohne die Wahrnehmung ſeiner Fortdauer und

seines unverſehrten Beſtehens für ſich, zu verlieren. Ich fühle, daß dieſer Körper dem meinigen anliegt, nicht aber dergeſtalt an ihn angeſchloſſen iſt, daß nicht die Trennung mit jedem Augenblicke möglich wäre, und daß wir dann Beyde wieder in unſere vorige Lage zurücktreten würden. Ja! ich muß ſogar während der Berührung das Gefühl eines Widerſtandes behalten, den ein nicht durchdrungener Körper leiſtet, wenn anders das Gefühl wolluſtig bleiben ſoll. Schlaffheit, Gefühl des Verſinkens in den betaſteten Körper iſt widerlich; zerſtörendes Angreifen zerſtört zugleich mein Vergnügen.

Und o ſonderbar! Gerade die Eigenthümlichkeit, die ich an dem Körper außer mir während der Berührung wahrnehme, die geht in die Reitzung über, welche er in mir erweckt. Die Wirkung, welche ich auf ihn hervorzubringen ſuche, die wirkt er auf mich zurück. Er ſteckt mich an mit ſeinen Eigenheiten; er zieht mich in die Lage hinüber, worein ich ihn verſetze! Seine Sanftheit reitzt mich ſanft; ſeine Elaſticität macht mich elaſtiſch; ſeine Härte giebt mir eine herte Empfindung; ſchonende, allmählige Behandlung bringt eine allmählige Reitzung meiner Nerven hervor; ein anprallender Schlag prallt auf mich zurück.

Wie viel auffallender iſt dieß noch bey der Berührung ſolcher Körper, die eines Dunſtkreiſes fähig ſind, und ihre Temperatur ſo leicht in uns ausſtrömen laſſen. Ihre Wärme, ihre Kälte geht in uns über, und wir theilen ihnen unſere Wärme oder Kälte mit. Wie am allerauffallendſten iſt dieß bey animaliſchen Körpern! Daß ich die weiche, ſammetne Hand meiner Freundin ergreife! daß ich ſie an mich ziehe,

ſtreichle, drücke! Ohne dieſe unmittelbare Verbindung unſerer Körper können meine Berührungsorgane nicht wollüſtig gereizt werden. Ich ſtrebe alſo, auf dieſe Hand einzuwirken; ich ſtrebe, von ihr einzunehmen. Aber wie? Schonend, und ſogar mittheilend! Ich nehme von ihr, aber ich entziehe ihr nichts von ihren Eigenthümlichkeiten, von ihrem Wohl. Der Sammet dieſer Haut wird dadurch nicht verdorben; die Pflaumenweiche dieſes Fleiſches wird dadurch nicht verhärtet! Und wenn ich ſie ſtoßen oder hart angreifen wollte, ſo verlöre ſich für mich ſelbſt die ſanfte Luſt! Nein! ich fühle vielmehr, indem die Muskeln der fremden Hand ſich den Bewegungen der meinigen anſchmiegen, indem die Wärme ihrer Haut zugleich mit der meinigen zunimmt, daß der Körper außer mir meinen Zuſtand und mein Wohlbehagen theilt, und dieß Gefühl des äußern Daſeyns und Wohls neben dem meinigen iſt unerlaßliche Bedingung zu meiner höheren Luſt. —

Hier ſondert ſich der Begriff eines dritten Verhältniſſes zwiſchen meinem und fremden Körpern ab; jener wird im Zuſtande des verweilenden Beſtrebens nach fortſchreitender Verbindung und Ausbildung des wollüſtigen Genuſſes wahrgenommen: dieſe dauern unverſehrt fort, ungeachtet ihrer Verbindung mit jenem, und ihr Beſtehen für ſich, ihr Wohlbeſtehen, theilt ſich dem Körper mit, der ſie mit Schonung behandelt.

Nimmt man hinzu, daß der wollüſtige Genuß des Auges zum Ruheſtande des Lebens im Grunde der entbehrlichſte iſt: daß die wollüſtige Berührung unſere

Lebenskraft zwar erhöhet, indem wir uns dadurch behaglicher und bequemer fühlen, aber daß wir dieſes Genuſſes zu dem Ruheſtande des Lebens allenfalls entbehren können; daß hingegen die wollüſtige Stillung des Appetits für die Bedürfniſſe unſerer Animalität beynahe unentbehrlich ſcheint; ſo wird man den Unterſchied zwiſchen den wollüſtigen Gefühlen, die das Auge, die Taſtungsorgane und der Gaumen einnehmen, noch auffallender finden.

Es bleibt mir hier noch übrig, zu ſagen, wie die drey eben angegebenen Verhältniſſe, in welche mein Körper zu andern Körpern kommen kann, nicht bloß durch das Mittel der Augen, der Taſtungsorgane und des Gaumens entſtehen. Nein! alle unſre Sinne nähern ſich bald mehr, bald weniger, den angezeigten, und jedes Organ kann zur Annäherung aus der Ferne, zur Berührung und zum Einziehen äußerer Körper, auf gewiſſe Weiſe genutzt werden, dadurch drey verſchiedene Modificationen unſerer Sinnlichkeit erwecken, und ſie durch die dreyfachen Wolluſtgefühle der Ergetzung, des wohlbehagenden Anſchmiegens, und des gierigen Verzehrens befriedigen. Das Organ des Geſchmacks kann koſten, ſchlürfen, ſchlingen; — die Taſtungsorgane können austaſten, ſtreicheln, einfaſſen; — das Auge kann anblicken, blinzeln, gieren. — Und eben ſo können alle übrigen Organe nach der Art, wie ſie ſich mit den Körpern auſſer ihnen ins Verhältniß ſetzen, verſchieden afficirt werden.

Siebentes Kapitel.

Dreyfache Modification der Sinnlichkeit der Seele zum Hange nach der Wonne der Beschauung, der Geselligkeit und des Eigennutzes.

Unsre Seele hat unstreitig so wie der Körper die Fähigkeit, sich gegen die Gegenstände, die sie sich vorstellt, in ein dreyfaches Verhältniß zu setzen. Sie erkennt entweder ihr Wesen aus der Ferne an, und betrachtet was sie sind, sie beschauet sie; oder sie versetzt sich in ihren Zustand hinein, und fühlt, was sie fühlen, sie assimilirt sich ihnen; oder sie betrachtet sie als Mittel, ihr in ihren Trieben zu helfen, und sich durch sie zu verbessern, sie eignet sich dieselben zu.

Mit jeder dieser Arten von Verhältnissen ist eine besondere Sinnlichkeit, eine besondere Wonne verbunden. Das Entzücken über den edeln und schönen Gegenstand, der ganz von meiner Person und meiner mir eigenthümlichen Lage getrennt ist; über die Geistesstärke eines verstorbenen Helden, über die Formen einer Statue, über das Ideal eines fehlerlosen Charakters, — ist offenbar verschieden von dem wohlbehagenden Gefühle eines traulichen Umgangs mit einem Zeitgenossen, der um und neben mir ist, und an dessen Daseyn und Wohl ich mich labe. Beyde Wonnegefühle unterscheiden sich aber wieder deutlich von demjenigen, welches mir der Anfall einer Erbschaft, der Fund eines Wechsels, der Gewinn eines Sclaven oder Gönners erweckt, die ich zu meinem Vortheil brauchen will, unbekümmert um ihr Daseyn und Wohl, sobald nur mein Zweck erreicht ist.

Diese drey Wonnegefühle setzen einen ganz verschiedenen Zustand während der Reitzung, und ganz verschiedene Entstehungsgründe zum Voraus. Sie wirken auch ganz verschieden auf die Gegenstände, denen wir ihre Erweckung verdanken.

I.

Es ist ganz offenbar, daß unsere Seele eine Fähigkeit besitzt, die mit dem Organe des Auges die gröste Analogie hat; Einen Anschauungssinn, vermöge dessen sie die Bilder, welche die Imagination ihr zuführt, erkennt und beschauet. Diesem Anschauungssinne ist eine Reitzbarkeit und eine Sinnlichkeit eigen, vermöge deren die Seele bald zur Lust oder Unlust, bald zur bloßen Zufriedenheit, bald zur Wonne aufgefordert werden kann. Was bey dieser Wonne zum Grunde liegt, braucht hier nicht entwickelt zu werden. Genug! daß unser innerer Anschauungssinn einen herrschenden Hang nach lebhaften und leicht zu fassenden Bildern hat; daß er Bilder liebt, die dunkle Ruhrungen, Erinnerungen an vergangene Gefühle von Lust, Vorahndungen künftiger Freuden erwecken; und daß er sogar an Bildern der obersten und allgemeinsten Begriffe der Vernunft und ihrer Gesetze, der Wahrheit, Zweckmäßigkeit und Vollkommenheit eine unmittelbare Wonne empfindet. *)

Es beruht auf ausgemachter Erfahrung, daß das Entzücken oder die Wonne des innern Anschauungssinnes mit einer merklichen Bestrebung und Anstrengung unserer erkennenden Kräfte nicht besteht, und ohne Hülfe

*) Vergleiche das siebente Buch dieses Werks.

ebhafter Bilder nicht vorhanden seyn mag. Wenn wir Begriffe mühsam zusammensetzen sollen, und erst durch Vergleichungsschlüsse und Urtheile der Vernunft das Außerordentliche, Schöne, Vollkommene auffinden müs, en; so wird die Wonne der Beschauung nicht erwachen. Das reitzende Bild muß eben so leicht als auffallend n unserer Seele entstehen, und instinktartig erkannt wer- en. Wo dieß nicht der Fall ist, da wird zwar wohl ine lebhafte Zufriedenheit über die gelungene Unterfu- hung, oder über die Vermehrung unserer Kenntnisse, nicht aber unmittelbare Wonne an der Beschauung er- eckt werden.

Man denke sich diejenige Wonne, mit der uns das Bild der Gottheit in den auffallendsten Naturkräften ührt, und vergleiche diese mit der Zufriedenheit, die wir ach Beendigung einer metaphysischen Speculation em- finden. Man vergleiche den Eindruck, den die Dar- ellung der Geschichte des Regulus, als das auffal- endste Bild der Aufopferung für Pflicht und Gesetz- äßigkeit, auf uns macht, mit der Beruhigung, die ir der Feststetzung des obersten Grundsatzes der Moral erdanken; — Gewiß! die mühsamen Untersuchungen, ie einzelnen zusammengesetzten Begriffe, die uns keine ebhafte Anschauungen darbieten, sind nicht im Stande, ns zur Beschauungswonne zu reitzen. Sie erwecken erlich Lust, und bereiten uns Zufriedenheit, wohl gar Wonne; aber es ist eine Lust, die wir der Ueberlegung er wichtigen Folgen unsers Geschäfts verdanken: es ist ie Zufriedenheit nach der Stillung eines Bedürfnisses er Erkenntniß; es ist die Wonne über die Stärke unse- r Geisteskräfte, die so viel Schwierigkeiten überwunden,

und der Seele einen Vorrath an Wissenschaft erworben hat, auf den sie stolz seyn kann. —

Weiter: um Beschauungswonne zu empfinden, brauche ich mich nicht zu fragen: was hilft dieser Gegenstand meinen Trieben, meiner Person in meiner Lage? wozu ist er mir nütze? Ich brauche mich auch nicht in seinen Zustand hinein zu versetzen, und mich zu fragen, empfinde ich so wie er, möchte ich an seiner Stelle seyn? Alles das beachte ich nicht; ich denke nicht an mich und meine Lage zu ihm. Dieser Umstand, verbunden mit der Leichtigkeit womit ich die lebhafte Anschauung aufnehme, gründet den Charakter eines unthätigen, von allem merklichen Bestreben freyen Zustandes in meiner Seele, der zugleich den ersten Charakter der Beschauungswonne ausmacht.

Der zweyte liegt darin, daß ich das Wesen und den Zustand des angeschauten Gegenstandes nicht allein von meinem Wesen und meinem Zustande, sondern auch von dem, was andere Gegenstände darunter zeigen, auffallend unterschieden fühlen muß. Das Außerordentliche, das Ausgezeichnete in dem angeschaueten Gegenstande ist nothwendige Bedingung zu meiner Beschauungswonne, und eben darum darf ich ihn weder auf mich und meine Lage, noch auf das Wesen und den Zustand anderer Gegenstände, die ich neben ihm mir vorstelle, zu sehr zurückführen, ohne sogleich diese Art von Wonne zerstört zu sehen.

Denkt an das Entzücken, mit dem wir die Handlung einer Arria beschauen, jenes edeln Weibes, das den Dolch aus der durchbohrten Brust zog, und ihn dem Gatten, der bey der Wahl zwischen Tod und Leben an-

ſtand, mit den Worten: Pätus es ſchmerzt nicht! überreichte!

Geſetzt, der Selbſtmord wäre eine gewöhnliche Sitte unter einem Volke; geſetzt, die Geiſtesſtärke, welche die Arria zeigte, wäre Folge einer Lage, die wir allgemein, eben ſo wie ſie fühlten; würden wir dieſer Handlung noch unſere wonnevolle Bewunderung ſchenken? Würde ſie uns nicht bloß zum Mitleiden oder zum ſchwachen Beyfall auffordern? Aber auch ſo wie wir zu ihr ſtehen; dürfen wir ihre That wohl nach Rückſichten des Nutzens für uns oder für die Geſellſchaft, in der wir leben, oder gar nach den Geſetzen der Moral, denen wir alle unterworfen ſind, prüfen, und ſie dadurch mit uns in eine gemeinſchaftliche Lage ſetzen, ohne unſere Wonne ſogleich zerſtört zu fühlen? Wenn ich frage: was hilft mir ihre Geiſtesſtärke? was würde aus der bürgerlichen Geſellſchaft werden, wenn alle Weiber ſtatt ihre Leiden zu dulden, ihnen durch den Tod ein Ende machen wollten? iſt es überhaupt dem Menſchen geſtattet, über ſein Leben zu gebieten? Bey ſolchen und ähnlichen Fragen, wobey ich die angeſchauete Perſon und ihre Handlung auf die Verhältniſſe aller Menſchen und meine eigene beziehe, zerſtöre ich den Genuß, den die Anſchauung unmittelbar mit ſich führt, und nur in wenigen Fällen bleibt entweder bloß die Zufriedenheit übrig, welche die praktiſche Vernunft empfindet, wenn ſie ihre Geſetze nothdürftig beobachtet ſieht, oder eine Wonne, die von ganz anderer Natur als die der bloßen Beſchauung iſt. Eine Zufriedenheit, eine Wonne, auf welche dann die gewöhnlichſte Tugend mehr Anſpruch haben kann, als die Handlung der Arria. Denn gewiß wird der Moraliſt die Duldung einer Hausfrau,

die unter den beschwerlichsten Lagen ihre stillen Pflichten treu erfüllet, mit mehr Zufriedenheit betrachten, als die einzelne glänzende That der Römerin. Und der Gatte, der die Folgen dieser Gefälligkeit seines Weibes unmittelbar empfindet, wird die Wonne, die ihm sein Umgang einflößt, für die Wonne, die verstorbene Heldin zu bewundern, keineswegs aufopfern wollen.

Aber nicht genug, daß ich den Gegenstand, der mich zur Beschauungswonne reizt, weder nach Rücksichten derjenigen prüfen darf, was für mich besonders, noch was für alle Menschen mit mir nützlich und nothwendig ist; ich darf mich nicht einmahl in seine Lage und in seine Nähe hinein versetzen, ohne jene Wonne gestört zu sehen. Wenn ich mir denke, ich muß mich wie eine Arria durch einen freywilligen Tod den Bedrückungen der Tyrannen entziehen; oder diese Arria ersticht sich an meiner Seite; gewiß! die Wonne macht den Empfindungen einer traurigen Nothwendigkeit und des Mitleidens Platz.

So muß ich also das Bild, das ich mit Wonne beschauen soll, nothwendig in demjenigen Grade von Entfernung betrachten, der hinreichend ist, das Außerordentliche, welches dieß Bild von andern Vorstellungen unterscheidet, zu erkennen, und nicht stark genug, um dieß Bild auf meinen eigenen wahren Zustand zu beziehen, oder auch mich in den Zustand des Gegenstandes dieses Bildes ganz hinein zu versetzen. Mit einem Worte: ich muß den Gegenstand seinem Wesen und seiner Lage nach von mir selbst und von andern Gegenständen, die ihm zunächst erscheinen, in meinem Kopfe isolieren.

Folglich läßt sich der Charakter der Beschauungswonne dem der Ergetzungswollust für das leibliche Auge gleich seyen. In beyden fuhle ich mich nicht strebend, obgleich zur unmittelbaren sinnlichen Lust gereitzt; in beyden wird als nothwendige Bedingung vorausgesetzt, daß der Gegenstand von mir und andern Gegenständen, die ich mit ihm wahrnehmen kann, durch etwas ihm Eigenthümliches auffallend unterschieden und abgesondert werde.

II.

Die Seele hat eine andere Fähigkeit, die mit dem Organ des Geschmacks an unserm Physischen Aehnlichkeit hat: eine Fähigkeit, die Gegenstände, mit denen sie sich ins Verhältniß setzt, sich zuzueignen, um durch deren Besitz ihren Zustand zu verbessern. Sie beachtet dann nicht die Eigenthümlichkeiten und den Zustand der Dinge außer sich, als in so fern sie ihr persönliches Wohl erhöhen, und ihr in ihren Trieben, Absichten, Wünschen zu Hülfe kommen können.

Diese Fähigkeit der Seele ist mit einer eigenen Reitzbarkeit und Sinnlichkeit versehen, die bald beleidigt, bald begünstigt, bald zur bloßen Zufriedenheit, bald zur Wonne aufgefordert werden kann, und nicht unpassend der Eigennutz genannt wird. Das auffallendste Beyspiel einer Wonne des Eigennutzes giebt die Befriedigung des Geitzes. Wir wollen ihre unterscheidenden Merkmahle aufsuchen.

Wir finden einen Wechsel, eine Obligation, und dieser Fund erfüllt uns mit der lebhaftesten Freude. Aber warum, und wie? Erfreuet uns die Vorstellung, daß

dieſer Wechſel überhaupt vorhanden iſt, ohne daß wir an den Gebrauch denken, den wir davon machen können? Oder jene andere, daß wir wenigſtens mit und neben ihm exiſtieren, und einen Zuſtand mit ihm theilen? Gewiß! keines von beyden! Das Daſeyn des Wechſels hat an ſich keinen Werth für uns: ſein Zuſtand hat nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem unſrigen. Bloß die Vorſtellung, daß er gebraucht werden könne, um ſich das repräſentative Zeichen aller Erwerbmittel, das bare Geld, und durch dieß eine Menge von unbeſtimmten Genüſſen zu verſchaffen, giebt ihm einigen Werth in unſern Augen. Denn ſollte es ſich ausweiſen, daß kein Geld dafür ausgezahlt zu erhalten wäre; ſo würden wir ſeiner Vernichtung mit Gleichgültigkeit zuſehen. Wir beziehen ihn alſo deutlich auf einen beſtimmten Trieb in uns, und zwar als ein bloßes Mittel, dieſen Trieb zu befördern.

Aber wie? Wird der Geizige wohl zur Wonne gereizt werden können, wenn er dieſen gefundenen Wechſel ſogleich an ſeinen wahren Eigenthümer abgeben muß? Unſtreitig nicht. Er wird nur durch die Vorſtellung, daß dieſer Gegenſtand ein Mittel ſey, ihm in ſeinen perſönlichen Zwecken zu helfen, zur lebhaften Freude aufgefordert werden. Nur die Idee des Beſitzes, des Gebrauchs für ſich ſelbſt, der Zueignung, kann ihn beglücken.

Alſo liegt der erſte Charakter der Wonne des Eigennutzes darin, daß das Verhältniß, worin wir uns mit einem Gegenſtande außer uns ſetzen, nur in ſo fern angenehm ſeyn kann, als wir uns in ſeinem Beſitze als in dem eines Mittels fühlen, unſere anderweiten perſönlichen Beſtrebungen und Zwecke zu befördern. Das

Daſeyn und der Zuſtand dieſes äußern Gegenſtandes läßt uns unbekümmert, wenn wir nur unſern Zuſtand durch die Vereinigung mit ihm vermehrt und gebeſſert fühlen. Wir geben den Wechſel weg, ſobald wir ihn vortheilhaft umſetzen können, wir vernichten ihn, ſobald er getilgt iſt.

Ein zweyter Charakter der Wonne des Eigennutzes liegt darin: das Beſtreben nach Vereinigung mit dem äußeren Gegenſtande hört mit dem Gebrauche deſſelben auf; und doch iſt es nur dieſer Gebrauch ſelbſt, oder deſſen lebhaftes Bild, die uns reitzen und befriedigen. Der Geitzige kann an ſeinem Wechſel keine Freude nehmen, auf deſſen Beſitz keinen Werth legen, wenn er nicht daran denkt wie er ihn verſilbern, oder auf andre Art durch ihn gewinnen wird. Nun gebraucht er ihn: und vorüber iſt ſeine Freude an der Verbindung mit ihm; hin der Werth den er auf ſeinen Beſitz legt! Alſo iſt die Wonne des Eigennutzes allemahl die einer endenden Begierde, Folge eines geſtillten Verlangens nach Vereinigung mit dem äußern Gegenſtande, der nun nichts darbietet was uns weiter reitzen kann!

Seht doch, wie ähnlich dem Genuſſe der Wolluſt des Appetits! Dieſer Biſſen reitzt uns: warum? um ihn überzunehmen, und dadurch unſern Gaumen, unbekümmert um ſein ferneres unverſehrtes Beſtehen, zu kitzeln. Wir haben ihn, und die Wolluſt endigt mit der geſtillten Begierde nach der Vereinigung mit ihm; wir gieren nun nach andern, oder wir ſind vor der Hand geſättigt.

Wonne des Eigennutzes beachtet alſo nicht die Eigenthümlichkeit und den Zuſtand des Gegenſtandes, den ſie nur als ein Mittel anſieht, ihren perſönlichen Zuſtand zu vermehren und zu verbeſſern. Mit der Wonne des

Eigennutzes hört sogleich das Bestreben nach weiterer Vereinigung mit dem begehrten Gegenstande auf!

Es giebt unendlich viele Grade des Eigennutzes: es giebt einen gröberen und einen feineren. Sogar die Tugend kann eigennützig begehrt werden. Aber der angegebene Charakter bleibt unveränderlich. Jedesmahl, wenn ich mehr auf die Verbesserung meines persönlichen Zustandes als auf die Eigenthümlichkeit und den Zustand des Gegenstandes außer mir achte: jedesmahl, wenn die Vorstellung des gemachten Gebrauchs mein Bestreben nach weiterer Vereinigung mit ihm und nach Ausbildung des Genusses endigt, dann empfinde ich die Wonne des Eigennutzes und nicht die des Beschauungsbanges, oder jener dritten Art von Sinnlichkeit, die ich nun noch zu entwickeln habe.

III.

Ich komme auf eine dritte Fähigkeit der Seele, die mit dem Tastungsorgane des Körpers die größte Aehnlichkeit hat. Vermöge dieser nähern wir uns den Gegenständen, mit denen wir ins Verhältniß kommen, achten mehr auf ihren Zustand als auf den unsrigen, aber setzen uns in diesen hinein, und legen ihn uns bey. Mit dieser Fähigkeit ist offenbar eine Reizbarkeit und eine Sinnlichkeit verbunden: folglich auch ein Vermögen, bald zur Unlust, bald zur Lust, bald zur bloßen Zufriedenheit, bald zur Wonne aufgefordert zu werden.

Diese Sinnlichkeit darf ich die Geselligkeit nennen. Ihre auffallendsten Beyspiele liefert der Hang des Menschen mit andern Menschen zusammen zu seyn, und sich an der Vorstellung ihres Wohls zu erfreuen.

Allein auch unvernünftige Wesen, unbelebte sogar, können ähnliche Triebe erwecken und befriedigen.

Die Wonne, welche die Begünstigung dieser Sinnlichkeit mit sich führt, setzt zum Voraus, daß ich dem Gegenstande, mit dem ich ins Verhältniß komme, das Gefühl seines Zustandes beylege, es sey durch eine Operation der Einbildungskraft, oder durch Ueberzeugung meiner Vernunft. Sie setzt ferner zum Voraus, daß ich in dem Gefuhle, das ich dem Gegenstande von seinem Wohl beylege, den Grund meiner Lust suche, indem ich mich in seinen Zustand hineinzuversetzen und seine Gefühle zu theilen strebe. Denkt an die Erheiterung, die ihr in der Gesellschaft froher Unbekannten aufsucht; denkt an die Vorbereitung, die ihr zu einem Feste macht, das eure Hausgenossen erfreuen soll; denkt an die Ueberzeugung, die ihr dem Freunde von eurer ihn beglückenden Liebe zu geben sucht; — in diesen und ähnlichen Fällen begnügt ihr euch nicht, ihre Eigenthümlichkeiten ruhig anzuschauen; sondern ihr strebt, und wornach? sie glücklich zu wissen, und ihr Wohl zu theilen. Aber euer Streben geht nicht auf den Besitz ihres Zustandes aus, um nur euch froh zu fühlen; und wenn ihr auch ihren Zustand theilt, so hört damit das Bestreben nach weiterer Verbindung mit jenen Menschen nicht auf. Ihr genießt in ihrer Gegenwart, aber ihr strebt zugleich, diesen Genuß durch fortschreitende Annäherung an ihre Person, und Beforderung ihres Wohls immer weiter auszubilden.

Schon hier sondert sich die Wonne der Geselligkeit sehr bestimmt von der Wonne der ruhig und unthätig genießenden Beschauung und des Eigennutzes ab, der nur durch Rücksicht auf einen Gebrauch gewießt, der sein

Bestreben nach Vereinigung sogleich endigen wird. Die Geselligkeit genießt während des verweilenden Bestrebens nach fortschreitender Vereinigung mit dem Gegenstande, und nach Ausbildung des Genusses. Aber dieser Charakter wird noch viel bestimmter bezeichnet, wenn wir zugleich auf die Wirkung Rücksicht nehmen, die dieser Genuß auf den Gegenstand hat, der ihn uns gewährt.

Ich theile meine Aufmerksamkeit zwischen meinem Zustande und dem meiner Genossen. Ich will mit ihnen gemeinschaftlich da, gemeinschaftlich wohl seyn. Ich begnüge mich daher nicht, wie bey der Beschauungswonne, ihr Wesen, gleichsam wie eine Gestalt, ohne auf ihr Wohl zu achten, aus der Ferne zu erkennen, und mich selbst dabey zu vergessen. Nein! ich nähere mich ihnen, ich achte auf ihren Zustand, ich urtheile über ihr Wohl, und eigne mir dieses zu. Aber, was ich mir nun von ihnen zueigne, das nimmt ihnen nichts: was ich von ihnen brauche, das verbraucht sie nicht; der Vortheil, den ich von ihnen ziehe, macht sie nicht ärmer. Nein! gerade was sie mir geben, das ist dasjenige, was ich ihnen zu geben wünsche: ihr Wohl! Ich suche mich ihnen gleich zu stellen, aber nicht sie zu besitzen, noch weniger sie zu verderben oder sie zu zerstören.

Und so hat denn die Wonne der Geselligkeit die größte Aehnlichkeit mit der Wollust, die wir durch die Berührung der Oberfläche eines Körpers einnehmen. So wie bey dieser die Tastungsorgane sich an den äußern Körper anschmiegen, sich allmählig dehnen, nach engerer Verbindung und nach Ausbildung des gegenwärtigen Genusses streben; so neigt sich auch die Seele an die Gegenstände an, die sie als ihre Genossen betrachtet, und ruht gleichsam streichelnd an ihrer Seite. So wie durch

die unmittelbare Berührung der Körper die Weichheit, die Härte, die Wärme, die Kälte, kurz, die Beschaffenheit und der innere physische Zustand mitgetheilt wird, ohne wechselseitigen Verderb, ohne wechselseitige Zerstörung; so kann unser Geist sich seinem Genossen nähern, und mit ihm Gesinnungen, Bestrebungen, Lust und Unlust theilen, ohne die Vorstellung der Selbstständigkeit des andern zu verlieren.

Vergleicht man nun weiter diese verschiedenen Arten der Wonne unter einander in Rücksicht auf ihre Entbehrlichkeit zum gewöhnlichen Ruhestande des Lebens; so scheint die Wonne des Eigennutzes diesem am nächsten zu liegen, und am allgemeinsten empfunden zu werden; die Wonne der Geselligkeit nach jener am ungernsten aufgeopfert, und am allgemeinsten empfunden zu werden; hingegen die Wonne der Beschauung den meisten Menschen die entbehrlichste und von ihnen am seltensten gefühlte zu seyn.

Achtes Kapitel.

Fortsetzung. Begriff der Sympathie, der Selbstheit und des Beschauungshanges. Gründe, warum die Wollust und Wonne der Sympathie vorzugsweise Liebe genannt wird.

Aus diesen einzelnen Bemerkungen über die Art, wie unser Körper und unsere Seele zur Wollust und Wonne gereitzt werden, lassen sich drey allgemeinere Bestimmun-

gen unserer Reizbarkeit und Sinnlichkeit entwickeln, deren auffallende Verschiedenheit niemand verkennen wird. Wir können bey völliger Ruhe unsers Bestrebungsvermögens, und ohne Beachtung unsers eigenen Zustandes, bloß durch das Auffallende der Eigenthümlichkeiten eines Gegenstandes, den wir aus der Ferne wahrnehmen oder erkennen, zur Wollust und Wonne gereizt werden. Der Hang, der dadurch begünstigt wird, gehört dem äußern und innern Anschauungssinn, und die Anlage zu dieser Ausgelassenheit des Lebens wird daher von mir, **die Sinnlichkeit des Beschauungshanges** genannt.

Wir können ferner in ein heftiges Verlangen nach dem Zustande der Vereinigung mit einem andern Gegenstande gerathen, den wir als ein Mittel zur Beförderung unserer Neigungen betrachten, und über die vollkommenste Stillung dieses Verlangens, durch den Gebrauch den wir entweder wirklich von ihm machen oder machen können, Wollust und Wonne empfinden. Die Anlage zu dieser Art der Ausgelassenheit des Lebens, die sich sowohl an unserm Körper als an unserer Seele äußert, nenne ich **die Sinnlichkeit der Selbstheit.** *)

Wir können endlich in ein verweilendes Bestreben gerathen, den Genuß eines gemeinschaftlichen Daseyns und Wohls mit einem uns angenäherten, aber von uns noch verschiedenen Gegenstande, fortschreitend auszubilden, und die Begünstigung dieses Bestrebens kann uns mit Wollust und Wonne erfüllen. Die Anlage zu dieser Art der Ausgelassenheit des Lebens, die sowohl dem Kör-

*) Ueber die nähere Bedeutung dieses Worts siehe den ersten Excurs am Ende dieses Buchs.

per als der Seele eigen seyn kann, nenne ich die Sinnlichkeit der Sympathie. *)

Der Grund dieser drey Benennungen ist nicht schwer anzugeben. Der Beschauungshang ist nach der Art benannt, wie das Auge unmittelbar seine Ergetzung einnimmt. Die Selbstheit hat ihren Nahmen daher, weil wir während des Verlangens und seiner Stillung einzig oder hauptsächlich mit unserm selbsteigenen Zustande beschäftigt sind. Sympathie heißt eigentlich das Zusammenleiden, das Zusammen afficiert werden, es mag auf eine angenehme oder unangenehme Art für uns geschehen, wir mögen die Reitzung fliehen, oder uns ihr entgegenbieten. Es scheint mir aber nicht unpassend, denjenigen Hang damit zu bezeichnen, vermöge dessen wir darnach streben, uns in einen Zustand zu versetzen, den wir an andern Wesen wahrnehmen, und auf solche Art mit ihnen zu theilen. **)

Liebe heißt nun, wie schon gesagt: Wollust und Wonne der Sympathie. Wirklich wird man selbst bey dem unbestimmtesten Gebrauche dieses Worts einige Charaktere des angegebenen Begriffes aufspüren, die zu dieser Benennung Anlaß gegeben haben. Diejenigen, welche jede Begierde Liebe nennen, haben in so fern Recht, als die sympathetische Wollust oder Wonne allemahl einen strebenden Zustand voraussetzt. Diejenigen, welche Liebe Begierde nach irgend einem Gute

*) Recke von der humanen Sympathie nennt diese: die Neigung des Menschen, seine Gefühle den Gefühlen anderer Wesen, deren Zustand ihm äußerlich oder auch innerlich erscheint, vermittelst der Vorstellungen von diesem Zustande zu assimilieren und dadurch den Willen bestimmbar zu machen.

**) Vergleiche sechstes Buch, drittes Kapitel.

genannt haben, haben Recht, in so fern die begünstigte Sinnlichkeit der Sympathie die Beachtung unsers verbesserten Zustandes mit in sich faßt. Diejenigen, welche unter Liebe Genuß des Guten verstehen, haben gleichfalls Recht; denn die sympathetische Wonne setzt wirklich eingetretene Begünstigung unserer Lieblingstriebe nach Vereinigung zum Voraus. Diejenigen, welche die Liebe mit dem Genuß der Vollkommenheit verwechselt haben, sind wieder zu entschuldigen, weil die Sympathie die Selbstständigkeit des Gegenstandes, der sie reizt, anerkennt, und dessen Eigenthümlichkeiten beachtet und schont. Noch erklärbarer aber wird es nun, wie Sokrates beym Plato die Liebe ein Verlangen, das Gute immer zu besitzen, nennen kann; denn es ist das Eigene dieser Wollust und Wonne, daß sie nach fortschreitender Vereinigung und Ausbildung des Genusses strebt. Man begreift nun auch, wie man um der Annäherung, Verträglichkeit und der Theilnehmung willen alle geselligen Triebe habe Liebe nennen können; wie man diesen Nahmen sogar auf den Zug nach Vereinigung zwischen leblosen Körpern, und besonders auf den Geschlechtstrieb zwischen belebten habe anwenden mögen; denn es ist auffallend, daß dieser Genuß das Angenaherte nicht verdirbt, nicht auflöst, nicht zerstört, nicht ausschließt, und nicht herabwürdigt, sondern vielmehr eine Theilung des Daseyns und Wohls zuläßt. Endlich läßt sich nun auch der Grund angeben, warum der Ausdruck: mit Liebe arbeiten, den schon die Griechen kannten, beynahe in alle Sprachen übergegangen ist; er bezeichnet den wonnevollen Genuß, den das verweilende Bestreben mit sich führt, das Werk

oder das Geſchäft zu möglichſter Vollkommenheit zu bringen, und es gleichſam als ein ſelbſtſtändiges Weſen zu betrachten, deſſen Wohl mit dem unſrigen genau verbunden iſt.

Neuntes Kapitel.

Stufenartige Verfolgung des Begriffs der Sympathie bis zu ihrer auffallendſten Erſcheinung, worin ſie Liebe im engſten Sinne heißt.

Bey einiger Aufmerkſamkeit auf unſere Ausdrücke werden wir inzwiſchen den Zug unbelebter Körper zu einander nie Liebe nennen; denn dieſe ſind keiner Empfindung fähig. Eben ſo wenig wird überhaupt die Wolluſt der körperlichen Sympathie für Liebe genommen werden. Sie ähnelt zu ſehr der Wolluſt der Selbſtheit. Wir betrachten den Zuſtand des Körpers, der bey der Annäherung an die Oberfläche des unſrigen in dieſen übergeht, zu ſehr als Mittel zur Verbeſſerung unſers phyſiſchen Zuſtandes, und ſein Wohlbeſtehen verſchwindet zu ſehr in unſerm Bewußtſeyn, als daß die Wolluſt der körperlichen Sympathie anders als in der Vergleichung mit den wollüſtigen Gefühlen des Auges und des Gaumens zur Sympathie gerechnet werden könnte.

Auch die Wonne der Geſelligkeit, die Thiere gegen andere Individuen ihrer Gattung und gegen Menſchen äußern, wird man bey näherer Ueberlegung, nicht anders Liebe nennen, als wenn man dieſe Art von Sinnlichkeit mit der gröberen der Gefräßigkeit, des Triebes nach Bequemlichkeit und nach Begattung vergleicht. Hält man ſie mit der Wonne der Sympathie, deren der Menſch fähig iſt, zuſammen; ſo erſcheint ſie ſelbſtiſch, das heißt:

das Thier ist außer Stande, den Zustand des selbstständigen Wesens anzuerkennen: es nimmt nur die Verbesserung seines eigenen durch das Mittel der Gesellschaft wahr.

Der Mensch, der allein den Zustand eines selbstständigen Wesens anerkennt, ihn auf den seinigen zurückführen, und sich in die Lage des andern hinein versetzen kann, der Mensch ist allein der Wonne der Sympathie, auf eine von der Selbstheit und dem Beschauungshange sich deutlich unterscheidende Art, fähig. Er fühlt allein Liebe, oder wonnevolles Streben nach fortschreitender Vereinigung und Ausbildung des Genusses eines gemeinschaftlichen Daseyns und Wohls mit einem selbstständigen Wesen.

Aber damit diese Wonne als zur Sympathie gehörig von andern Gefühlen unterschieden werden könne, ist es nothwendig, daß der Mensch den Gegenständen, an deren Zustande er durch Verwechselung mit dem seinigen Theil nimmt, die Empfindung dieses ihres Zustandes beylege. Wo dieß nicht der Fall ist, da nähert sich die Wonne der Sympathie wieder zu sehr derjenigen, die der Selbstheit und dem Beschauungshange eigen ist. Vergleichen wir den Antheil, den wir an dem unversehrten Bestehen eines alten Gebäudes, eines langerhaltenen Kunstwerks, oder an einem mit der Erschaffung der Welt zugleich entstandenen Felsen nehmen, mit demjenigen, den uns die bloße Gestalt eines schnell erscheinenden Feuerwerks, oder der Besitz eines Wechsels, eines Handwerkszeuges, eines Nahrungsmittels einflößt; dann erscheint freylich jener sympathetisch. Aber vergleichen wir ihn nur mit dem Antheile, den uns das Gedeihen

einer Pflanze, die Munterkeit des geringsten Insekts einflößt; so wird der erste sich entweder in unthätige Beschauungswonne oder in Wonne der Selbstheit auflösen. Wir werden das Wohlbestehen des unbelebten Wesens entweder gar nicht auf unsern Zustand zurückführen, es als eine auffallende Eigenthümlichkeit, als etwas Außerordentliches in seinem Wesen aus der Ferne anschauen, oder zu sehr daran denken, was wir dabey gewinnen, es noch ferner als ein Mittel der Belustigung oder des Nutzens uns zueignen zu können.

Es ist wahr, ich habe Hausfrauen, ich habe Gallerieinspektoren gekannt, die mit dem wahren Gefühle, als ob ihr Hausgeräthe, ihre Gemählde Empfindung hätten, diesen durch Reinigung, durch sorgfältige Aufstellung Gutes zu thun, ihr Wohl zu befördern strebten, und wahrhaft mit ihnen sympathisierten. Allein dieß beruhte auf Täuschung der Phantasie, welche diesen Gegenständen ein Gefühl ihres Zustandes beylegte.

Nach dieser Bestimmung ist Liebe eigentlich nur Wonne der Sympathie mit Wesen, denen wir Empfindung beylegen. Aber dieß ist noch nicht genug: wir müssen ihnen auch ein Bewußtseyn ihres Zustandes zutrauen. Das Gewächs, das Thier, der Säugling haben dieses nicht; wenn wir uns daher in ihren Zustand hineinversetzen, so können wir ihn doch nicht wirklich theilen; wir fühlen die Entfernung zu sehr, wir müssen uns zu stark herablassen, um Wonne an der Fortdauer eines gemeinschaftlichen Daseyns und Wohls zu empfinden. Vergleicht man die Empfindung, die uns das Gedeihen und die Munterkeit einer Pflanze, eines Thiers, eines Säuglings, einflößt, mit derjenigen, die ihre schöne Gestalt erweckt, oder mit

derjenigen, die von der Betrachtung ihres Nutzens abhängt; so erscheint freylich die erste als sympathetisch. Aber vergleichen wir sie mit der Wonne, die uns der Anblick glücklicher Menschen gewährt, denen wir uns völlig gleich stellen können, so nähert sie sich der Wonne der Beschauung oder der Selbstheit. Wir denken entweder gar nicht an unsern Zustand, rechnen ihr Gedeihen und ihre Munterkeit bloß zu den auffallenden Eigenthümlichkeiten ihres Wesens, das wir aus der Ferne betrachten; oder wir denken auch ganz besonders daran, wie ihr Gedeihen, ihre Munterkeit uns erheitert und erfreut; wir beziehen sie als ein Mittel auf die Verbesserung unsers Zustandes.

Aber können wir mit höheren Wesen wonnevoll sympathisieren, mit Gott, mit Engeln, denen wir ein Bewußtseyn ihrer Seligkeit beylegen? Genau genommen: Nein! Sie sind uns zu fern, als daß wir uns in ihren Zustand hineinversetzen, und durch Beförderung ihres Wohls das unsrige zu erhöhen suchen könnten. Wir können uns nicht so hoch zu ihnen hinauf heben, um sie anders als ferne Wesen zu betrachten, deren Seligkeit einen Theil ihrer auffallenden Eigenthümlichkeiten ausmacht, oder als bloße Mittel, unsern Zustand durch ihre Wohlgewogenheit zu verbessern. Die Schwärmer, die sich von einer nähern Verbindung mit höhern Wesen überzeugt halten, sympathisieren nicht mit ihnen, sondern mit einem Bilde, dem sie menschliche Eigenschaften und einen menschlichen Zustand beylegen; und diese Art der Sympathie trägt demohngeachtet alle Symptomen der Beschauungswonne und der Selbstheit an sich. Sie verlieren sich entweder in ekstatischer Entzückung, wobey alles Bestreben nach fortschreitender Vereinigung und

Ausbildung des Genusses aufhört, oder sie überlassen sich einem thörichten Uebermuthe, und einem geistigen Stolze, vermöge dessen sie die geträumte Verbindung als ein Mittel ansehen, ihre Kräfte zu verstärken, und sich über ihre eigene niedrigere Bestimmung, und über andere Menschen zu erheben.

Wenn höhere Wesen zu fern von uns liegen, als daß wir mit ihrem Zustande sympathisieren könnten, so liegt dagegen unser eigenes Selbst uns zu nahe, als daß wir auf dieses jenen Begriff eines fremden, durch bloße Versetzung uns angeeigneten Zustandes, anwenden möchten. Man kann sich unstreitig von einigen Vorstellungen und Bildern, die wir von unserm Selbst aufnehmen, mit Hülfe der Einbildungskraft trennen, man kann dieß abgesonderte Selbst beschauen, und an der Ausbildung seiner Kräfte, so wie an seinem glücklichen Zustande, gleichsam als an dem einer selbstständigen Person Antheil nehmen. Allein es fällt sogleich in die Augen, daß die Sympathie sich hier dem Beschauungshange und der Selbstheit zu sehr nähert, um sie bestimmt von beyden zu unterscheiden.

Liebe ist wonnevolles Streben nach Ausbildung des Genusses eines gemeinschaftlichen Daseyns und Wohls mit andern Menschen, und zwar mit solchen, die wir als wirklich lebende Personen bey und neben uns erkennen.

Liebe in diesem Sinne hat zwey sehr auffallende Merkmahle, wodurch sie sich als Sympathie ankündigt, und zugleich von allen andern sympathetischen Wonnegefühlen, mit denen uns leblose Geschöpfe, Thiere, höhere Wesen, unser eigenes Selbst und todte Menschen afficieren,

deutlich unterscheidet. Einmahl kann ich mir nicht verläugnen, daß der Mensch, in dessen Gesellschaft mir wohl ist, nicht bloß um meinetwillen vorhanden sey: folglich fällt mir seine Selbstständigkeit nothwendig auf; zweytens hat der Mensch unter allen Gegenständen meiner Erkenntniß die größte Aehnlichkeit mit mir, ich stehe ihm am nächsten, ich kann mich am leichtesten in seinen Zustand hineinversetzen; mithin laufe ich nicht so viel Gefahr, ihn als ein fremdes Wesen aus der Ferne zu betrachten. Die Wonne, welche mir das gemeinschaftliche Daseyn und Wohl mit dem Menschen einflößt, entfernt sich daher mehr von der Selbstheit und dem Beschauungshange, als die Wonne, womit mich die Verbindung mit jedem andern Gegenstande erfüllt.

Dieß ist die Ursach, warum die Geselligkeit gegen Menschen ziemlich allgemein mit Liebe verwechselt wird. Wer sich gut mit andern Menschen verträgt, wer gern mit ihnen zusammen ist, wer Jedermann gern munter und fröhlich sieht, wer den Vorzügen eines jeden Gerechtigkeit widerfahren läßt, wer andern Gutes thut, wem kein Vergnügen schmecken will, das er nicht mit andern theilen kann; — der heißt ziemlich allgemein ein liebender Mensch. Und das ist er auch allerdings in Vergleichung mit demjenigen, der sich im Anschauen der Gottheit verliert, oder unbekümmert um andere des Gefühls seiner eigenen Würde genießt, oder Thieren, Pflanzen, Kunstwerken, seine ganze Neigung und seine ganze Sorgfalt schenkt. Denn jener sympathisiert mit den Gegenständen, mit denen er sich ins Verhältniß setzt, da hingegen diese sie nur beschauen, oder auf ihr Selbst beziehen.

Aber vergleicht man dieſe ſympathetiſchen Wonnegefühle mit dem lebenden Menſchen nun wieder unter ſich, ſo nähern ſich einige mehr dem Beſchauungshange, andere mehr der Selbſtheit, und nur eine Art derſelben bleibt als reine Sympathie ſtehen, die wir denn auch Liebe im engſten Sinne nennen.

Geſetzt ich höre die Nachricht von den glänzendſten Fortſchritten, die ein Held, der mein Zeitgenoſſe iſt, ſeinen Talenten und einer außerordentlichen Verkettung der Umſtände verdankt. Ich ſympathiſiere dergeſtalt mit ihm, daß jeder neue Triumph, der ihm zu Theil wird, mich mit Wonne erfüllt, und die Niederlage, die er nachher erfährt, mich in eine Art von Verzweiflung ſtürzt; Liebe ich? Wir wollen ſehen. Der Held iſt der Gefahr des Todes entkommen; er hat ſich an einen ſichern Zufluchtsort begeben, wo er unbekannt bloß für's geſellige Vergnügen lebt, und ſeine Muße ſo lieb gewonnen hat, daß der Geſchmack und die Kraft, etwas Großes zu unternehmen, auf gleiche Weiſe bey ihm verſchwunden ſind. Er iſt in die Reihe gewöhnlicher Menſchen zurückgetreten, fühlt ſich aber dabey glücklicher als vorher. Dieß ſagt man mir, und verfinſtert dadurch das Bild des Außerordentlichen, das ich mir von meinem Helden gemacht hatte. Unwillig rufe ich aus! ich wollte, er wäre geſtorben. Er hat ſich überlebt!

Wie! War nun die Empfindung, die er mir einflößt hatte, Liebe? Wahrlich nicht mehr, als die Empfindung, die mir die poetiſche Darſtellung von einem verſtorbenen Helden einflößt, in deſſen Bild ich ſein außerordentliches Glück als eine auffallende Eigenthümlichkeit mit aufnehme, um ſie aus der Ferne zu beſchauen,

unbekümmert darum, ob er ſich ſelbſt glücklich gefühlt habe oder nicht.

Aber ich will wirklich, daß die Menſchen um mich herum geſund, zufrieden, fröhlich ſeyn ſollen. Traurige, mißmuthige Menſchen ſind mir zuwider. Ha! da ſehe ich eine ganze Geſellſchaft vor mir, froh bis zur Ausgelaſſenheit. Sie lachen, ich lache mit! Nun ſympathiſiere ich doch wohl mit ihnen, nun freue ich mich doch wohl des gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls? — Dieſe Geſellſchaft, ſagt mir ein dienſifertiger Nachbar, beſteht aus Schauſpielern, die eine angenommene Rolle ſpielen: ihr Frohſinn iſt Schein, nicht Ausdruck wahrer Geſinnungen! — Was kümmert mich das! Stört mir nicht mein Vergnügen! Genug! ich eigne mir ihre Freude an! — O des ſelbſtiſchen Menſchen, der das Wohl anderer nur auf ſeinen Zuſtand als ein Mittel bezieht, um ſich zu erheitern!

Weiter: ich reiſe durch ein fremdes Land, das von rohen Menſchen bewohnt wird. Die Jagd iſt gerade glücklich für ſie ausgefallen, und ich treffe ſie bey einem Feſte an, das beſtimmt iſt, den zuſammengebrachten Vorrath zu verzehren. Der Ausdruck ihrer Fröhlichkeit iſt ungeheuchelt; ich theile ihn, ich eigne ihn mir an: und mit welcher Wonne! So glücklich ſieht man doch keine Menſchen in civiliſierten Staaten! — Arme Menſchen, ruft mir mein Genius zu: Morgen habt ihr nichts; Morgen werdet ihr Noth leiden! — Fort mit der Idee, ich reiſe in einem Augenblicke weiter: genug daß ich für dieſen hier mit ihnen ſympathiſiere! — Nein! du ſympathiſierſt nicht mit ihnen, du ſtrebſt nicht nach fortſchreitender Vereinigung, nach Aus-

dung des Genusses eines gemeinschaftlichen Daseyns
d Wohls; du genießest unthätig, ruhend, beschauend!

Ich fühle die Wahrheit dieser Erinnerungen, und
schließe, diese Menschen über ihren wahren Vortheil
belehren, ihnen Kenntnisse beyzubringen, durch deren
esitz sie ihrer Bestimmung, dauernd glücklich zu seyn,
äher rücken können. Das Schicksal unterstützt meine
Wünsche; ich werde Fürst dieser rohen Nation. So-
leich setze ich allgemeine Begriffe von dem höchsten Zwecke
er Menschheit fest, und entwerfe den Plan, wie meine
nterthanen am nächsten dahin zu führen sind. Ueber-
eugung scheint mir auf diese rohen Menschen keine Wir-
ung haben zu können; ich brauche daher Gewalt, um sie
ufzuklären. Sogleich verlieren sich für dieses Volk die
enigen glücklichen Tage, in deren Erwartung es die
reye Armuth willig ertrug. Es verkennt meine guten
Absichten; es entflieht in die Schlupfwinkel wilder Thiere,
und verabscheuet mich als einen ärgern Feind der Men-
schen. Wen? mich, der ich mit ihm sympathisiere, der
ich so eifrig strebe, es zu beglücken? — Nein! du sym-
pathisierst nicht mit diesen Menschen, ruft mir mein
weiserer Rathgeber zu, du strebst nicht nach gemein-
schaftlichem Daseyn und Wohl mit selbstständigen Wesen!
Du betrachtest sie als ein Mittel, das Interesse, das du
an der Menschheit nimmst, zu befördern, deine Begriffe
realisiert, deine Plane durchgeführt zu sehen. Und wenn
du eine Wonne an ihrem Gelingen empfändest, so wäre
es die Wonne der Selbstheit.

Unmuthig über diesen Selbstbetrug verlaß' ich den
Thron, übergebe ihn dem weiseren Rathgeber, und be-
halte mir nur vor, im Verborgenen zu der Aufklärung
seines Volkes mitzuwirken. Dieß wird jetzt nach einem

ganz andern Plane behandelt. Wir ſuchen es nach und nach zu dem Genuſſe der Wohlthaten, die wir ihm zugedacht haben, vorzubereiten; wir ſuchen ihm den Geſchmack an einer höheren Beſtimmung einzuflößen.. Es gelingt. Dieſe Menſchen fühlen ſich jetzt glücklich. Ich empfinde die höchſte Wonne darüber, ob ich gleich nichts davon habe, als das Gelingen des Beſtrebens nach der Ueberzeugung, daß ſie ſich glücklich fühlen. — Ich ſympathiſiere; ich liebe!

Und während daß ich ſo an dem Glücke des Volks, unter dem ich lebe, Antheil nehme, findet jeder Unbekannte in meiner einſamen Wohnung eine gaſtfreundſchaftliche Aufnahme. Ich empfinde ein wonnevolles Beſtreben, dem Wanderer einen ſchattigen Ruheplatz vor meiner Wohnung zu bereiten, und ihn gelabt mit Speiſe und Trank den Stab weiter ſetzen zu ſehen. Unter ihnen kommt auch der große Mann zu mir, den ich ehmahls bewundert, und dem ich nach ſeinen Unfällen den Tod gewünſcht hatte, damit ich durch ſein längeres ruhmloſes Leben nicht in der Beſchauungswonne ſeines Glücks geſtört würde. Er kommt zu mir auf der Flucht vor ſeinen Verfolgern; er ſucht bey mir einen Schutzort. Sein Unglück hat ihn um allen den Glanz gebracht, mit dem er mir ehmahls erſchienen war. Ich ſehe nur in ihm den Menſchen, den ich durch eine Freyſtatt beglücken kann. So gefährlich es iſt, ihm dieſe zu geben, ſo thu ich es dennoch mit Wonne, um der bloßen Ueberzeugung willen, daß er ſich glücklich fühlt. — Ich ſympathiſiere, ich liebe!

Zehntes Kapitel.

Endlicher Begriff der Liebe des Herzens und der Sympathie.

Ja! Liebe iſt wonnevolles Beſtreben nach Beförderung des Glücks eines Menſchen um der Ueberzeugung willen, daß er ſich ſelbſt glücklich fühle.

Liebe iſt ſolchemnach immer Wirkſamkeit der Seele: es giebt keine Liebe des Körpers.

Liebe iſt Begünſtigung der Sinnlichkeit der Seele: es giebt keine Liebe aus Vernunft.

Liebe iſt Wonne; Zufriedenheit der Sympathie, geſtilltes Bedürfniß des Mitleidens, der Erbarmung, iſt keine Liebe.

Liebe iſt Beſtreben; unthätiger Genuß des Frohſinns anderer iſt nicht Liebe.

Liebe iſt Genuß des verweilenden Beſtrebens nach fortſchreitender Vereinigung und Ausbildung der Luſt: Genuß des endenden Verlangens durch den Beſitz iſt nicht Liebe.

Liebe iſt wonnevolles Beſtreben der Sympathie; Beſchauungswonne am Vollkommenen, Schönen, Außerordentlichen, iſt eben ſo wenig Liebe, als Wonne am Gelingen unſerer ſelbſteigenen Abſichten, und ſollten dieſe auch das allgemeine Beſte und die Würde aller vernünftigen Creaturen zum Zweck haben.

Liebe iſt die reinſte ſympathetiſche Wonne am Glück des Menſchen, den ich als Perſon erkenne; Liebe zur Menſchheit iſt feinere Selbſtheit.

Liebe endlich kennt keinen andern Zweck, keine andere Belohnung, als die Ueberzeugung, daß die Perſon,

die ſie zu beglücken ſtrebt, ſich ſelbſt glücklich fühle; Trieb nach Geſellſchaft, nach gemeinſchaftlicher Erheiterung, nach Wohlthun, ohne Rückſicht darauf, was die Perſon außer mir empfindet, iſt nicht Liebe.

Die Fähigkeit, dieſe Liebe zu empfinden, wird nun beſonders das Herz genannt. Im Grunde iſt dieß weiter nichts, als die Sinnlichkeit der Sympathie in ihrer höchſten Reinheit. Weil inzwiſchen die Sympathie ſich auch auf ihren untern Stufen, da wo ſie ſich als körperlicher Trieb und als Hang zur Geſelligkeit äußert, noch immer von der Selbſtheit und dem Beſchauungshange unterſcheidet; ſo werde ich diejenige Sinnlichkeit, vermöge deren wir nach einem gemeinſchaftlichen Daſeyn und Wohl mit andern Gegenſtänden ſtreben, fernerhin Sympathie, die Fähigkeit zur eigentlichen Liebe aber Herz nennen.

Dieſe Liebe iſt nach meiner vorigen Ausführung weder ein beſtimmter geſelliger Trieb, noch ein beſtimmter Akt von Wohlthätigkeit. Sie iſt eine allgemeine Modification unſerer wohlwollenden Geſinnungen und wohlthätigen Handlungen zu jener Thätigkeit der Seele, welche der Wonne an der Ueberzeugung, daß eine andere Perſon ſich glücklich fühle, unmittelbar nachſtrebt. Die äußern Merkmahle, die Wohlwollen verrathen, und ſelbſt die wohlthätigen Wirkungen einer Handlung für andere Menſchen, beweiſen daher nichts für das Daſeyn der Liebe. Freylich läßt ſich dieſe gar nicht anders denken, als unter der Form eines thätigen Beſtrebens, wohlzuthun: eines Beſtrebens, daß allemahl wirkſam ſeyn, und wohlthätige Handlungen als Folge nach ſich ziehen wird, wenn die äußeren Verhältniſſe es nicht hindern. Aber dieſe Form iſt nicht ſo charakteriſtiſch für

die Liebe, daß ein dritter Beobachter ein vollgültiges Urtheil darüber ſollte fällen können, ob nicht feinere Selbſtheit oder Beſchauungshang dabey zum Grunde liegen. Ueber das Daſeyn der Liebe entſcheidet folglich hauptſächlich der Menſch, der ſie hegt. Inzwiſchen kann auch der fremde Beobachter in ſehr vielen Fällen ſehr gut unterſcheiden, was für eine Geſinnung beym Wohlwollen und bey der Wohlthätigkeit zum Grunde liegt. Er ſchließt dieß theils aus dem Charakter des Menſchen im Ganzen, theils aus dem jedesmahligen Verhältniſſe worunter er ſtrebt und handelt, theils endlich aus ſeinem Betragen bey der Colliſion des Wohls anderer mit ſeinem eigenen. Doch! darüber mehr in der Folge.

Anhang zum erſten Buche.

Erſter Excurs.

Ueber die Selbſtheit und Uneigennützigkeit in der Liebe.

Ich habe in dem Texte die Unterſuchung der Frage: ob alle Liebe nicht auf Selbſtheit beruhe, füglich übergehen konnen, da nach der Art, wie ich den Begriff der Selbſtheit aufſtelle, die Beantwortung beynahe unnütz zu ſeyn ſcheint. Damit man mir inzwiſchen nicht den Vorwurf der Unvollſtändigkeit mache, will ich hier das Verhältniß der Selbſtheit zur Uneigennützigkeit in der Liebe etwas näher entwickeln, und zugleich den Begriff des Selbſtes näher feſtzuſetzen ſuchen. —

So viel iſt klar, die gröbſte Selbſtheit und die reinſte Liebe, — beyde ſetzen das Bewußtſeyn der Angemeſſenheit meines Zuſtandes zu meinem Weſen, mithin auch das Gefühl zum Voraus: ich bin es, der wohl befteht.

Ein Howard, der ſich unbemerkt in die widerlichſten Behälter des Elends einſchleicht, um mit Gefahr des Lebens, mit Aufopferung aller Verhältniſſe, welche es den mehrſten Menſchen allein ſchätzbar zu machen ſcheinen, ſeine hülfsbedürftigen Mitbürger zu unterſtützen, iſt dem gröbſten Verſchlinger der Früchte dieſer Erde in einem Stücke völlig gleich: beyde, indem ſie bey ihren Handlungen und Geſinnungen Wonne und Wolluſt empfinden, müſſen nothwendig ihr Ich in einem ihnen wohlgefälligen Zuſtande fühlen.

In so fern sind also alle mit Vergnügen verbundene Handlungen und Gesinnungen selbstisch, das ist nicht zu läugnen. Aber demohngeachtet wird nur der Vernünftler den Unterschied zwischen Selbstheit und Uneigennützigkeit verkennen. Das gesunde Auge des unbefangenen Beobachters betrügt sich darunter nie; es verfolgt die Aeußerungen der Selbstheit bis in ihre feinsten Schattierungen, und selten wird es, wenn es anders die Denkungsart des Menschen im Ganzen, oder auch nur seine einzelne Handlung von Anfang bis zu Ende gegenwärtig beobachten kann, darüber zweifelhaft bleiben, ob Selbstheit oder Uneigennützigkeit die Quelle sey, woraus sie geflossen ist.

Laßt einen Epaminondas, belohnt durch den Ruhm eines Sieges, den er als Feldherr erfochten hat, sich willig durch den Tod von seinen Mitbürgern trennen, und haltet ihn mit jenem gemeinen Soldaten zusammen, der gleichfalls verwundet in einer nicht entschiedenen Schlacht, sich nicht eher dem Verbande zur Rettung seines Lebens unterwerfen will, als bis er des Triumphs seiner Mitbürger gewiß, noch ferner mit ihnen fortzudauern hoffen kann. —

Seht jenen Diogenes, der sich zur freywilligen Armuth verdammt, allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagt, um sich den Genuß der vollkommensten Unabhängigkeit zu sichern; — und betrachtet dagegen jenen Aristides, der verbannt aus seinem Vaterlande den Himmel anfleht, daß die ungerechten Athenienser nie genöthigt werden mögen, sich nach seiner Wiederkunft zu sehnen. —

Erinnert euch des Mannes mit der feurigen Einbildungskraft, der sich nach der bloßen Beschreibung

von einem Weibe heftig in daſſelbe verliebt, Jahre lang um die entfernte Geliebte trauert, und nun nach endlich gelungener Vereinigung ſich wieder von ihr zu trennen ſucht, um ſich an dem Bilde ſeines Gehirns zu freuen; — und vergleicht mit ihm das liebende Mädchen, das in dem Bilde ſeiner glücklichen Nebenbuhlerin nur die Wohlthäterin des Geliebten erblickt. — Wird ein unbefangener Beobachter in dieſen Beyſpielen den Unterſchied zwiſchen Selbſtheit und Uneigennützigkeit verkennen?

Unſtreitig haben jener Epaminondas und dieſer gemeine Soldat, jener Diogenes und dieſer Ariſtides, jener Begeiſterte und dieſes wirklich liebende Mädchen das Bewußtſeyn eines Ich's gehabt, das einen Zuſtand von Luſt oder Unluſt an ſich wahrgenommen hat. Unſtreitig haben alle dieſe Perſonen Triebe gehegt, deren Beleidigung oder Begünſtigung ſie in ihrem Willen beſtimmte: die gleichſam die Trompen oder Fühlhörner ausmachten, woran ſie den Reitz zur Luſt oder Unluſt empfingen, und die zwiſchen ihrem Ich und den Gegenſtänden, die ſie reitzten, in der Mitte lagen. Dieſe Triebe machten ihr Selbſt aus.

Aber fühlt ihr nicht, daß es ganz etwas anders ſey, ein ſolches Selbſt annehmen zu müſſen, es nach geendigter Reitzung und Beſtimmung unſers Willens ausfinden zu können; oder es während des Affekts deutlich zu beachten, erſt durch Beziehung des begünſtigten Triebes auf den Zuſtand und das Wohl unſerer Perſon, zum Wollen oder Nichtwollen beſtimmt zu werden? Epaminondas findet ſeine Ruhmbegierde befriedigt, und dadurch ſeinen perſönlichen Zuſtand verbeſſert; — nun verläßt er gern ſein Vaterland und ſeine Freunde, die ihm nur zu Mitteln dienten, ſeine Hauptleidenſchaft zu begünſtigen.

Der gemeine Soldat ſieht ſeinen Ruhm und ſein Wohl nur in dem ſeiner Landesleute. Sind ſie unglücklich, ſo iſt ihm ſein Daſeyn nichts mehr werth; ſind ſie glücklich, ſo will er ſich mit ihnen erhalten. Wie verliert ſich hier die Beachtung des perſönlichen Zuſtandes ſo ganz unter der Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand der fremden Perſonen, die ihm zunächſt ſtehen?

Diogenes opfert ſeinem geiſtigen Stolze alle Achtung auf, die er ſeinen Mitbürgern ſchuldig iſt; er nutzt vielmehr ihr Miſſfallen an ihm, das Gefühl ſeiner Unabhängigkeit zu erhöhen. Bezieht er nicht offenbar die Begünſtigung ſeiner herrſchenden Leidenſchaft auf das Wohl ſeiner Perſon, und vernachläßigt dagegen das Wohl ſeiner Nebenmenſchen? Ariſtides hingegen achtet nur auf dieß: er vergißt was das Wohl ſeiner eigenen Perſon erheiſcht. Zwar kann man auch hier einen geiſtigen Stolz hervorſuchen, aber aller Aufwand von Witz wird uns nicht überreden, daß der Edle in dem Augenblicke der Aufopferung für ſein Vaterland mehr an die Begünſtigung dieſes Stolzes, als an das Wohl ſeiner Mitbürger gedacht habe.

Einen ähnlichen Unterſchied wird man zwiſchen dem liebenden Mädchen und dem begeiſterten Liebhaber finden. Dieſer nutzt offenbar das lebende Original als ein bloßes Mittel, ſeine Phantaſie mit einem Bilde zu füllen, und bezieht die Begünſtigung dieſes Triebes auf die Verbeſſerung ſeines Zuſtandes durch Spannung ſeines Kopfs. Der Zuſtand der Perſon, die den Stoff zu dem Bilde hergegeben hat, kümmert ihn nicht. Das liebende Mädchen hingegen, das ſogar in ſeiner Nebenbuhlerin diejenige ſieht, die ſeinen Geliebten beglückt, verliert ſich

ganz in seinem Wohl, empfindet noch Wonne, da wo es sich selbst zertrümmert.

Diese Zergliederung, dünkt mich, offenbart sogleich den Begriff des Selbstes und der Selbstheit.

Das Selbst heißt so viel, als dasjenige Ich, das durch Trennung von andern Gegenständen außer mir, besonders von vernünftigen Wesen, und durch Entgegenstellung gegen diese, wahrgenommen wird, und als etwas für sich bestehendes meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das Selbst heißt also nicht so viel als, das Ich, dessen ich mir bewußt bin, sondern so viel als, das Ich, das ich beachte.

Das bloße Bewußtseyn: ich bestehe, ich lebe: das bloße Bewußtseyn, daß mein Grundtrieb nach Wohlbestehen meines Wesens überhaupt begünstigt oder gehemmt wird, folglich daß ich mich im Zustande der Lust oder Unlust befinde; beydes gehört zu den völlig unerklärbaren, keiner Operation meiner wahrnehmenden und erkennenden Kräfte bedürfenden Ichgefühle, das auf keine Weise von irgend einem Momente meines Lebens, oder von irgend einer Bestimmung meines Willens getrennt werden mag. Es begleitet die schwächste Willensregung, so wie die stärkste Begierde; es findet sich in der uneigennützigsten Beschauungswonne, so wie in der Wollust des gröbsten Eigennutzes: es verläßt uns nicht im Schlafe, vielleicht nicht im Tode, vielleicht nicht beym Verlust unserer Individualität, und endigt erst mit dem Begriffe unserer Existenz.

Ganz anders verhält es sich mit dem Selbstgefühle. Dieß setzt allemahl eine deutliche Wirksamkeit der, die Erscheinungen an meinem Wesen unterscheidenden, wahrnehmenden und erkennenden Kräfte zum

Voraus: eine Beachtung, eine Aufmerksamkeit auf ein Etwas an meinem Ich, wodurch ich mich von andern Gegenständen, die nicht zu meinem Ich gehören, als etwas besonderes, für sich bestehendes konstituire. Diese Beachtung, diese Gründung meines besondern Ich's, kann nicht Statt finden, wenn ich dieß Ich nicht in irgend einer meiner Eigenschaften und Zubehörungen, oder in ihrem ganzen Inbegriffe aufnehme, und mich damit einem Dinge entgegenstelle, das zu jenen Adhärenzen, einzeln oder im Ganzen betrachtet, nicht gehört. Das Ich wird erst dann etwas bemerkbares, wenn es in eine Empfindung meines Körpers, oder in ein Bild einer Eigenschaft meiner Seele, oder eine Beschaffenheit meiner Verhältnisse, oder gar in das Bild eines Inbegriffs aller dieser Dinge zusammen eingekleidet, und so den wahrnehmenden und erkennenden Kräften zur Bemerkung vorgestellt wird. Sonst bleibt das Ich ein mir zwar nicht unbewußtes, aber doch unbeachtetes Etwas.

Beyspiele werden die Sache deutlicher machen.

Ich weiß ununterbrochen, daß ich einen Körper habe der nicht einer der Körper ist, die mich umgeben. Aber erst bey einer auffallenderen Berührung bringe ich den Unterschied zwischen meinem Leibe und den Körpern außer mir in Anschlag, und beachte mein Selbst, indem ich fühle: mein Ich berührt.

Ich weiß ferner ununterbrochen, daß ich neben dem Körper eine Seele besitze, und daß diese ein höheres und ein niederes Wesen, einen Geist und einen Instinkt in sich birgt. Aber wann bringe ich die in Anschlag? Nur dann, wenn ich aufgefordert werde, diese Dinge an mir unter sich einander entgegen zu stellen, und mein Ich

unter dem Bilde des einen oder des andern zu denken. So sag' ich mir, mein Körper ist nicht mein Selbst, mein Instinkt ist nicht mein Selbst, mein Geist ist mein wahres Selbst, das bin Ich.

Ich weiß ferner ununterbrochen, daß ich unter gewissen Verhältnissen lebe, die keinesweges die nehmlichen mit denen anderer Menschen sind, die neben mir existieren. Aber ich achte nicht beständig darauf, sondern nur dann, wenn diese äußern Verhältnisse mit meinen mir enger anklebenden Eigenthümlichkeiten, oder mit den Verhältnissen anderer Wesen verglichen werden. Dann denke ich erst: mein Ruhm, mein Vermögen ist noch nicht mein Selbst: oder auch, beydes gehört mir selbst, nicht andern.

Endlich weiß ich ununterbrochen, daß der Inbegriff aller meiner Eigenschaften und Beschaffenheiten, wodurch ich mich als ein einzelnes Individuum von allen andern Wesen meiner Art, folglich noch mehr von allen andern Wesen, die nicht einmahl der Art nach zu mir gehören, unterscheide, ich weiß, sage ich, daß dieser Inbegriff meine Person ausmacht. Aber wann denke ich daran? Nicht eher, als bis ich diese meine Person andern Personen entgegenstelle, und mir sage: ich bin es selbst, nicht er.

Also: Alles, was ich als meinem Ich (mir) zugehörend, und mein Ich (mich) von andern Gegenständen trennend, beachte, das macht mein Selbst aus.

Dieß Selbst ist bald gröber, bald feiner. Je entfernter das Attribut, worin ich mein Ich betrachte, meinem Geiste, als der letzten Adhärenz und dem weitumfassendsten Theile meines Wesens liegt; um desto materieller, grober, wird mein Selbst, um desto enger

und unzusammenhängender mit der übrigen Welt wird das Ich, das durch Beziehung der äußern Gegenstände auf sein Wohl oder Weh gereizt werden kann: um desto größer wird die Zahl der Wesen, die ich als mir entgegenstehend betrachten muß. Je näher es hingegen meinem Geiste liegt, um desto feiner wird das Selbst, um desto mehr gewinnt es an Umfang desto kleiner wird die Zahl der entgegenstehenden Wesen.

Aber dieß Selbst mag nun so grob oder so fein seyn, als es will, so ist es eines Zustandes von Wohl und von Weh, von Verbesserung und Verschlimmerung, von Vermehrung und Verminderung fähig. So bald ich nun zur Bestimmung meines Willens den Gewinn und den Verlust meines Selbstes vorgängig in Anschlag bringe, so empfinde ich Selbstheit. Besonders aber wird diese da erkannt, wo ich den Zustand meines Selbstes dem Zustande anderer vernünftigen Wesen entgegenstelle, den meinigen von dem ihrigen trenne, und, mit Vernachlässigung ihres Wohls, sie nur als Mittel betrachte, das meinige zu befordern.

Selbstheit ist daher die Neigung, unser Ich getrennt von andern Wesen zu beachten, und sich durch vorgängige Ueberschlagung unsers individuellen Wohls oder Weh's in unserm Willen bestimmen zu lassen. In so fern wir unser Ich besonders vernünftigen Wesen entgegensetzen, ist Selbstheit die Neigung, diese, mit Vernachlässigung ihres Zustandes, auf das Wohl des unsrigen, wie Mittel zum Zweck zu beziehen.

Die Aufmerksamkeit, welche wir auf unsere Individualität und ihren Zustand, mit Vernachlässigung der Individualität und des Zustandes anderer Wesen, wen-

den, ehe wir uns in unserm Willen bestimmen, diese macht das Wesen der Selbstheit aus.

Die gröbste Selbstheit zeigt der Geldgeitzige, derjenige, der sein Ich in seinem Schatze beachtet, und diesen sein Selbst nennt. Denn dieß Selbst liegt von dem Geiste des Menschen entfernter als alle seine andern Attribute, und hängt am unsichersten und zufälligsten mit seinem Wesen zusammen. Dieß Selbst ist ferner äußerst eng, weil nur wenige Gegenstände in der Welt es reizen können, und ihm beynahe Alles für sein individuelles Wohl gleichgültig erscheinen muß, was nicht den Geldhaufen vermehrt. Es ist aber zugleich einer Menge von Wesen entgegenstehend; weil der Reichthum ohne Ausschließung anderer Individuen vom Mitbesitz nicht gedacht werden mag.

Beynahe eben so grob ist die Selbstheit dessen, der nur für seinen Gaumen Sinn hat. Dieß Selbst liegt dem Geiste gleich fern, ist eben so eingeschränkt und eben so ausschließend. Etwas feiner ist die Selbstheit desjenigen, der in den Freuden der körperlichen Geschlechtssympathie, der augenblicklichen Unterhaltung seines Gemüths, kurz, in demjenigen, was man gewöhnlich Sinnlichkeit nennt, sein Ich erkennt. Noch feiner ist die Selbstheit dessen, der geistigen Trieben nach Wissen, Erkennen, Nachruhm, Erhebung über andere Geister u. s. w. huldigt. Am allerfeinsten aber zeigt sich die Selbstheit da, wo wir in den Trieben des Beschauungshanges und der Sympathie unser Ich beachten, und uns durch Ueberschlagung des Gewinns für diese Triebe in unserm Willen bestimmen lassen. Der Mensch, der sich nicht anders als im Zustande der Contemplation und der Begeisterung wohl fühlt, und darum Bilder

des Außerordentlichen, Edeln und Schönen aufsucht; der Mensch, der darum gern das Glück anderer Menschen befördert, weil er gern frohe Gesichter um sich her sehen mag, und traurige flieht; beyde huldigen der feinsten Selbstheit. Sie sind noch sehr von denjenigen verschieden, die, ohne ihr Ich in ihrer gespannten Einbildungskraft, oder in ihrem sympathetisch interessierten Herzen zu beachten, ohne die Gegenstände nach ihrer Fähigkeit, zu begeistern und zu rühren, in Anschlag zu bringen, unmittelbar den Gefühlen des Schönen und Edeln, und denen der Liebe huldigen.

Nach dieser Erklärung von der Selbstheit läßt sich nun der Begriff der Uneigennützigkeit, als einer ihr entgegengesetzten Anlage unserer Reitzbarkeit, sehr leicht festsetzen. Es kann darunter durchaus nicht die Fähigkeit verstanden werden, ohne Empfindung von Lust oder Unlust, ohne Bewußtseyn des Wohlbestehens unsers Wesens, unsern Willen bestimmt zu fühlen. Denn sonst würden wir uns den Empfindungen, die wir erhalten, nicht überlassen, sondern ihnen aus allen Kräften entgegen arbeiten. Die stärkste Aufopferung setzt dennoch das Gefühl des Wohlbestehens unsers Wesens in diesem Zustande zum Voraus. Wie wär' es sonst möglich sich der Aufopferung entgegen zu bieten, oder sie zu wollen? Nur dadurch unterscheidet sich die Selbstheit von der Uneigennützigkeit, daß wir bey dieser unser Wesen nicht erst von andern Wesen trennen, es als etwas Besonderes beachten, und den Zustand, dem wir uns entgegenbieten, nach Gewinn und Verlust für die beachtete Individualität berechnen. Da wo unsere Aufmerksamkeit von unserm Selbst und seinem individuellen Wohl ab, hingegen auf die Selbstständigkeit des äußern

Wesens und auf dessen Wohl bey der Bestimmung unsers Willens hingeleitet wird, da ist Uneigennützigkeit vorhanden.

So wie die Selbstheit besonders in der Habsucht erkannt wird, so wird die Uneigennützigkeit besonders in dem Beschauungshange erkannt. Denn während seiner Wirksamkeit werden wir bey dem Mangel seiner Bestrebung, die sich den Besitz eines Gegenstandes zueignen, oder sich in seinen Zustand hineinversetzen möchte, gar nicht auf unsere Triebe, mithin auch nicht auf unser Ich aufmerksam gemacht. Wir achten bloß auf die Eigenthümlichkeiten des beschaueten Gegenstandes. Inzwischen wird die Liebe in dem Sinne, worin ich sie genommen habe, doch für den uneigennützigsten aller Affekte gehalten. Denn wenn wir gleich dabey gewinnen, die Ueberzeugung von dem Glück einer andern Person zu erhalten, mithin offenbar das Bild eines begünstigten Strebens, folglich auch eines verbesserten Selbstes in uns entsteht; so verliert sich doch dieser Gewinn in Vergleichung mit der Aufopferung, die wir durch das thätige Bestreben, die fremde Person zu beglücken, von manchem eigennützigen Triebe bringen. Vergleichen wir den Menschen, der sich an dem Anblick eines todten Kunstwerks, oder an der Anschauung eines Bildes seiner Phantasie ergetzt, mit demjenigen, der nach Vermögen, nach Ehre, oder auch nur nach Erheiterung durch den Anblick des Frohsinnes strebt: so erscheint jener als der Uneigennützigste, weil er seine Aufmerksamkeit am meisten auf die Gegenstände außer sich, und am wenigsten auf den Gewinn für sein eigenes Selbst richtet. Vergleichen wir ihn aber mit dem Menschen, der das Wohl anderer Personen zu befördern strebt, um der bloßen Ueberzeugung willen, daß sie sich glücklich

fühlen; so wird er diesem nachstehen müssen. Denn ob der Liebende gleich ein Bild von seinem Ich beachtet, so fühlt er doch zugleich, daß sich dieß Selbst in dem des glücklichen Menschen verliert; und dennoch empfindet er Wonne bey seinem Verluste. Der Beschauer vergißt bloß sein Ich, der Liebende beachtet es, aber opfert es wissentlich auf.

Zweyter Excurs.

Warum das Herz oft für Selbstheit und Sympathie im Gegensatze des Beschauungshanges; oft für diesen und Sympathie im Gegensatze der Selbstheit; dann wieder nur für Sympathie mit dem Menschen, und im engsten Sinne für Fähigkeit zur Liebe genommen wird.

Wir haben gesehen, daß einige Arten von Wonne mit einem Bestreben verknüpft sind, andere nicht. Dieß setzt eine doppelte Anlage in uns zum Voraus, von denen die eine das Bestrebungsvermögen, die andere das Gefühlvermögen genannt wird.

Die Wirksamkeit des Bestrebungsvermögens wird viel stärker empfunden, als die des Gefühlvermögens, und daher ist die Wonne, welche mit Bestrebung oder Begierde verknüpft ist, viel auffallender und merklicher, als diejenige, welche dieß Bewußtseyn nicht mit sich führt.

Diejenige Anlage also, welche wir für Bestrebung und Begierde haben, verdient besonders unsere Reitzbarkeit, unsere Sinnlichkeit, mithin auch unser Herz genannt zu werden. Daher geschieht es denn,

daß das Herz mit unserm Bestrebungsvermögen sehr oft in einem Sinne genommen wird.

So oft wir nun die verschiedenen Grade der Reizbarkeit unter einander vergleichen, und dabey bloß auf die Lebhaftigkeit, mit der wir gereizt werden, Rücksicht nehmen, nennen wir nur unsere Anlage zur Wollust und Wonne der Selbstheit und der Sympathie, das Herz.

Die Wonne des Beschauungshanges wirkt nicht auf dieß Herz, weil sie nur unser Gefühlvermögen, und nicht unser Bestrebungsvermögen reizt, mithin uns minder lebhaft afficiert. Das Außerordentliche, das Vollkommene, das Edle und Schöne, bringt an sich nur einen unthätigen Affekt bey uns hervor. Wir überlassen uns ihm, aber wir streben nicht ihn auszubilden, indem wir uns dem Gegenstande mehr nähern, auf ihn einwirken, und ihn auf unsere Verhältnisse beziehen. Er interessiert also nicht unser Selbst. Dagegen interessiert die Wonne der Selbstheit und der Sympathie unser Selbst. Das Nützliche, das Schätzungswerthe, Achtungswürdige, das gesellige Erheiternde und Liebenswürdige, alles dieß versetzt uns in den Zustand des Strebens und des Begehrens. Darum wird die Fähigkeit, uns lebhaft für etwas zu interessieren, und vermöge dieses Interesses Wonne zu empfinden, im Gegensatz gegen die Fähigkeit, ohne Interesse Wonne an der bloßen Beschauung zu haben, das Herz genannt.

So sagen wir von schönen Kunstwerken, daß sie nicht allein etwas für den Sinn des Schönen, (eine Modification des Beschauungshanges,) sondern auch etwas für das Herz liefern müssen; und wieder: daß es nicht genug sey, wenn der Künstler unser Herz zu inter-

essieren im Stande ſey, ſondern daß er auch unſern Sinn des Schönen befriedigen müſſe. Und die Reitzung dieſes Herzens wird um ſo auffallender wahrgenommen, je näher der Künſtler ſeine Darſtellungen unſerer individuellen Lage bringt, je mehr er ſich in unſere Plane, Abſichten, Zwecke u. ſ. w. hineinzudenken weiß. Ja! der Redner, der uns zum thätigen Beſtreben, zum Handeln bringen will, geht auf unſer Herz los, wenn er unſern herrſchenden Begierden ſchmeichelt, und eine Angelegenheit, die er hat, zu der unſrigen zu machen weiß.

Um hier das Herz von unſerer Reitzbarkeit und Sinnlichkeit zu Affekten des Beſchauungshanges zu unterſcheiden, pflegt man die letztern den Kopf zu nennen; eben weil die Thätigkeit des Wahrnehmens und Erkennens die einzige iſt, deren wir uns während ſolcher Affekte bewußt ſind, und die Sehkraft und das Erkenntnißvermögen ihren Sitz an und im Kopfe haben.

So modificiert ſich der Begriff des Herzens bey einer bloßen Vergleichung der verſchiedenen Zuſtände unſerer gereitzten Sinnlichkeit. Sobald wir aber unſere verſchiedenen Verbindungsarten mit den Gegenſtänden außer uns in Rückſicht nehmen, ſo erhält der Ausdruck Herz eine ganz verſchiedene Bedeutung. Dort war es der höhere Grad intenſiver Stärke unſerer Reitzbarkeit und Sinnlichkeit, ihre gröſsere Lebhaftigkeit, welche dem Nahmen vorzugsweiſe auf ſich zog: hier iſt es der höhere Grad der Ausdehnung, der Feinheit unſerer Reitzbarkeit und Sinnlichkeit, welche ihn vorzüglich zu verdienen ſcheint. Nun iſt gewiß die Reitzbarkeit desjenigen Menſchen, der ſich durch den bloßen Beſchauungshang und durch Sympathie zur Wonne einladen läßt, viel ausgebreiteter und feiner, als diejenige des Men-

schen, der nur für Wollust und Wonne der groben Selbst-heit Sinn hat. So werden wir denn nie sagen, daß der Wohlgeschmack, der Genuß des befriedigten Geld-geitzes oder der Ehrbegierde u. s. w. Affekte des Herzens sind. Wir schreiben demjenigen kein Herz zu, der gegen die Vollkommenheit und Schönheit der Natur und der Kunst, gegen das Wohl und Weh seiner Mitmenschen unempfindlich ist. Hingegen leihen wir demjenigen ein Herz, der Beschauungshang und Sympathie äußert.

Nun aber kommen wir stufenweise zu der engsten Bedeutung des Herzens, indem wir die verschiedenen Grade unserer Reitzbarkeit in unsern Verhältnissen zum Menschen betrachten. Derjenige, der sich nur lebhaft für die Menschen interessiert, wenn er sie als Mittel zur Begünstigung seiner gröberen Selbstheit betrachten kann; derjenige, der nur dadurch Anspruch auf eine feinere Reitzbarkeit machen kann, daß er sie unthätig beschaut; die haben beyde kein Herz.

Eher schon derjenige, welcher die Menschen als Mittel, seine geselligen Triebe zu befriedigen, mit feinerer Selbstheit genießt. Aber gewiß am allerunzweydeutigsten derjenige, der bloß um der Ueberzeugung willen, daß der Mensch außer ihm zufrieden mit seinem Schicksale sey, Wonne an der thätigen Bestrebung fühlt, zu dessen Glücke etwas beyzutragen. Ein solcher Mensch hat den höchsten Grad von lebhafter und feiner Reitzbarkeit zu gleicher Zeit: der hat wirklich ein Herz, wenn je einer eines haben kann.

Zweytes Buch.

Wesen der Liebe, als dauernde Anhänglichkeit betrachtet. *)

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Gespielen meiner Jugend! Ihr, von denen ein Theil mir noch gegenwärtig die ungemischtesten Freuden des Lebens bereitet; ein anderer, durch Tod und weite Entfernung von mir getrennt, mein Herz mit wehmüthigen und dennoch süßen Erinnerungen erfüllt! — Brüder, edle Brüder! ihr, mit denen ich lange die Pflichten und die Freuden des Hausgenossen theilte, Hand in Hand die Bahn verfolgte, welche die Würde, einem Stamme guter Bürger anzugehören, vorschrieb, und denen ich jetzt bey der ehrenvollen Bestimmung, fürs Vaterland zu kämpfen, nur mit meinen Bekümmernissen und meinem Zurufe folgen kann! — Vor allen aber du,

*) Hiermit kommt der Begriff des Griechischen Worts Ἔρως, und des Lateinischen amicitia in dem weitläuftigeren Sinne überein, wenn man es oft bey den Alten gebraucht findet.

mir selbst gewählter Vater, erster meiner Freunde, Führer, Leiter meiner Jugend, Stütze meines reifern Alters! Euer Andenken soll besonders in meiner Seele herrschend seyn, während daß ich liebende Anhänglichkeit von der bloß liebenden Aufwallung unterscheide.

Zuneigung ist das Werk eines Augenblicks, aber Anhänglichkeit setzt Angewöhnung zum Voraus, unsere Zuneigung auf eine bestimmte Person zu richten.

Schon Thiere machen uns aufmerksam auf diesen Unterschied. Sehet das freundliche Windspiel an, wie es durch Anschmiegen und reitzende Wendungen hüpfender Spiele jedem Vorübergehenden zu schmeicheln, und Freude um sich her zu verbreiten sucht! Dagegen beißt der mürrische Hund des Hirten jeden Fremden von sich ab, nimmt Speise und Liebkosung nur von der Hand des angewöhnten Herrn, begehrt wehklagend nach dessen Gegenwart bey der kleinsten Trennung, und wird selbst durch die härteste Begegnung nicht von ihm zurückgewiesen. Ja! man erzählt, was unser Herz so geneigt ist zu glauben, daß Thiere dieser Art, gleich trostlosen Geliebten, ihr Leben auf dem Grabe des geraubten Freundes geendigt haben. *) Eine gleiche Verschiedenheit

*) Unter mehrern Beyspielen solcher Anhänglichkeiten von Hunden an ihren Herrn, welche mehr oder weniger glaubwürdig sind, führe ich eins an, das mir von einem Augenzeugen erzählt ist, in dessen Wahrheitsliebe ich nicht den geringsten Zweifel setzen kann.

In Landau lag ein Offizier in Garnison, der einen häßlichen aber sehr treuen Hund hatte. Der Herr ward erstochen und heimlich verscharret. Der Hund fand den Ort aus und gab ihn durch sein Geheul und sein Kratzen deutlich zu erkennen, welche nach ihm suchten. Da der Offizier im Duell erstochen war, so

zeigt die Natur gewiſſer Geflügel. Der Hahn iſt unſtreitig einiger ſympathetiſchen Gefühle, die liebenden Aufwallungen ähneln, gegen die ihm zugelaufenen Weibchen fähig. Er kratzt für ſie das Körnchen auf, deſſen Genuß er ſelbſt entbehrt, und zu dem er ſie herbeylockt. Aber jedes neue Weibchen kann das verlorne erſetzen, wenn der mörderiſche Stahl die angewöhnte Gattin von ſeiner Seite gerafft hat.

Wie ähnlich iſt die Verſchiedenheit der Charakter der Menſchen, dieſen verſchiedenen Anlagen der Thiere! Wie viele giebt es unter ihnen, denen die Natur viel Sympathie, viel allgemeines Wohlwollen ins Herz gelegt hat, und die bey dem ſtets regen Wunſche, daß Alles froh und zufrieden um ſie her ſey, ſich an keine einzelne beſtimmte Perſon hängen können! Wie viele, die eben ſo unfähig ſind, die ſtärkeren Pflichten zu erfüllen, welche engere Verbindungen auflegen, als ihre höhern Süßigkeiten zu genießen! Wie wenig beweiſet auf der andern Seite die ſtärkſte Anhänglichkeit an eine beſtimmte Perſon für allgemeine Menſchenliebe! Man pflegt zu ſagen; Allmanns Freund Niemands Freund! Laße uns mit eben dem Rechte ſprechen: Freund der Perſon, feemd der Art! So ſelten geht beydes neben einander.

konnte er kein ehrliches Begräbniß erhalten. Man begnügte ſich alſo, ihn an dem Orte, wo er zuerſt verſcharret geweſen war, tiefer unter die Erde zu bringen. Der Hund war demohngeachtet nicht zu bewegen, die Stelle zu verlaſſen. Die Einwohner der Stadt wurden durch dieſe Treue gerührt. Man baute dem Thiere eine kleine Hütte, und brachte ihm täglich ſeine Nahrung. Der Hund blieb bis an ſeinen Tod auf der Stelle, welche die theuren Reſte ſeines Herrn in ſich faßte.

Zweytes Kapitel.

Begriff der Anhänglichkeit; nicht jede ist liebend.

Anhänglichkeit überhaupt heißt angewöhnte Stimmung unsers Wesens, von der Vorstellung unsers Verhältnisses zu einer bestimmten Person zu Gefühlen von Lust gereizt zu werden.

Sie kann höchst eigennützig seyn, diese Anhänglichkeit; oft kann Wonne der Selbstheit, oft Wonne des Beschauungshanges hauptsächlich den ihr zum Grunde liegen. In beyden Fällen ist sie nicht liebend. Auch Handlungsgenossen können an einander hängen, weil sie sich angewöhnt haben, auf die Kenntniß ihrer wechselseitigen persönlichen Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit die Hoffnung eines Antheils am gemeinschaftlichen Gewinnste zu gründen. Es giebt Anhänglichkeiten, die auf einem feineren Eigennutze beruhen. So hängt oft der anstrebende Ehrgeizige dem Manne von gegrün, dessen Rufe an, um durch ihn in die Laufbahn des Ruhmes eingeführt zu werden. So der Helfer an dem Hülfebedürftigen, weil er es selbst ist, der hilft. Ja! man hängt sich oft an, um sich durch Anhänglichkeit auszuzeichnen! Was sagen wir von den Anhängern gewisser Häupter von Religionssekten, von politischen Parteyen, von Schulen in der Philosophie? Liegt nicht oft bloße Bewunderung des Außerordentlichen ihrer Lehrsätze und ihrer Handlungsweise dabey zum Grunde? Haben nicht zuweilen selbst die blutdürstigsten Tyrannen bloß darum Anhänger gefunden, weil sie ausgezeichnet hassenswerth und von seltener Abscheulichkeit waren?

Es giebt also viele Anhänglichkeiten, die nicht liebend sind. Es giebt aber andere, die es sind; und dieser Natur will ich jetzt entwickeln.

Drittes Kapitel.

Jede Anhänglichkeit, selbst die liebende, ist ein Gewebe der allerungleichartigsten Affekte.

Es ist zweifelhaft, ob es irgend einen Akt von Wohlthätigkeit, wozu uns der Affekt der Liebe unmittelbar auffordert, geben könne, der nicht bereits eine Mischung von Neigungen der Selbstheit und des Beschauungshanges in sich fasse. Es ist zweifelhaft, ob während der Dauer, welche alle Mahl vorauszusetzen ist, wenn wir das wonnevolle Bestreben, einen andern zu beglücken, durch Handlungen äußern, nicht unvermerkt der Eigennutz und der Sinn des Edeln und Schönen mit ins Spiel kommen.

Wer wagt es zu entscheiden, ob während der Zeit, worin ich den Wanderer mit Liebe in meinem Hause bewirthe, oder die muntern Spiele mir unbekannter Schnitter mit Liebe zu befördern suche, ob, sage ich, nicht zugleich die Vorstellung in mir entsteht, in ähnlichen Fällen hast du auf gleiche Wohlthaten zu rechnen; ob nicht die Form frohgesinnter Menschen unmittelbar als Bild auf Sinne und Einbildungskraft wirken? Wer, frage ich, will dieß entscheiden? Genug, daß die Wonne der Liebe dergestalt in diesem Zeitraume hervorsticht, daß die Neigungen des Eigennutzes und des Beschauungshanges darunter verschwinden.

Aber während der Anhänglichkeit an einer bestimmten Person, welche schlechterdings eine Stimmung von längerer Dauer voraussetzt, ist es nicht mehr zweifelhaft, sondern gewiß, und sogar nothwendig, daß neben den Affekten der Liebe auch Affekte des Eigennutzes und der Beschauung ihre Wirksamkeit deutlich an unserm Wesen äußern. Jede Anhänglichkeit überhaupt ist ein Gewebe der ungleichartigsten Triebe, welche ihre Richtung auf eine bestimmte Person genommen haben, und von dieser gereizt und begünstigt werden.

Denkt euch, meine Freunde, die engere Genossenschaft zweyer Spitzbuben, die sich um ihres wechselseitigen Beystandes willen zum gemeinschaftlichen Raube mit einander auf längere Zeit verbinden; glaubt ihr, daß während der Dauer dieser Verbindung bloße Affekte des Eigennutzes sie an einander halten? Gewiß nicht! sie werden in die Anlagen, in die Ausführung ihrer verderblichen Plane eine gewisse Feinheit und Gewandheit legen, welche ihnen wechselseitig das Gefühl des Schönen einflößt; jeder wird für sich eine gewisse Festigkeit des Charakters, eine gewisse Consequenz von Gesinnungen und Handlungen zeigen, welche wechselseitig das Gefühl der Vollkommenheit bey ihnen erweckt: selbst das Ausgezeichnete der Bosheit des einen kann dem andern die Wonne der Beschauung des Seltenen und Außerordentlichen gewähren. Und sympathetische Wonne, Wonne der Liebe wird hinzutreten. Die Thräne, welche Angelo um seinen erschossenen Gesellen vergoß, ward halb dem verlornen Beystande, und halb dem bewunderten und geliebten Mitbruder gezollt.

Jener Liebhaber des Schönen, welcher dem Apollo im Belvedere, oder dem Gemählde des Raphaels schwär-

merisch anhängt, wird nicht durch bloße Affekte des Beschauungshanges belebt. Er ist es, er selbst, der diese Werke so vollkommen fühlt als kein anderer, er selbst, der sie so lange studiert hat, er selbst, der ganz in ihren Geist eingedrungen ist. Und seine Phantasie belebt diese todten, in sein persönliches Interesse verwickelten Kunstschönheiten. Ihre Existenz, ihr Schicksal, ihr Wohlbestehen wird ihm theuer; das bessere Licht, in welches man sie stellt, die Sorge, welche man für ihre Erhaltung trägt, erfüllen ihn mit einer Wonne, welche derjenigen gleich kommt, mit der ein anderer das Wohlbefinden seines Freundes erfahren würde; ihr Leiden rührt ihn sympathetisch mit, und vielleicht würde er ihre Zertrümmerung nicht überleben.

Eben so verhält es sich mit der wirklich liebenden Anhänglichkeit! Der Gatte, der mit der größten Aufopferung das geliebte Weib zu beglücken sucht, macht doch zuweilen einen Halt in seinem liebenden Bestreben, um sich der Wonne zu überlassen, von andern so geehrt zu seyn in seiner Wahl, von ihr, der Geliebten, als Wohlthäter anerkannt zu werden. Er wird beym Schweigen der Begierden sich zuweilen in Beschauung derjenigen Vorzüge seiner Gattin verlieren, die er, unabhängig von aller Beziehung auf sein Verhältniß zu ihrer Person, an dem Bilde einer völlig Unbekannten bewundern würde.

Edler, verfeinerter, sittlicher Eigennutz; unsträfliche Wonne der Beschauung; mit der Liebe bestehend, Liebe verstärkend; aber doch von Liebe noch verschieden!

Ich sage mehr! Es sind nicht bloß Wonnegefühle, welche uns an die Person eines andern Menschen ketten. Oft trägt die Lust des Genugens am befriedigten Bedürfnisse dazu bey, die Bande zu verstärken; oft

Furcht, Zwang, kluge Ueberlegung! Es beruht auf ausgemachter Erfahrung, daß Personen, die wir anfänglich bloß als Mittel betrachtet haben, um einen gewissen Zweck zu erreichen, uns mit der Zeit um ihrer persönlichen Individualität willen theuer geworden sind. So ist es möglich, daß ein Mensch, dessen Gesellschaft uns lange gleichgültig gewesen ist, bloß dadurch, daß wir durch die Trennung von ihm in unserer gewöhnlichen Lage gestört werden, ein Bedürfniß nach seiner Gegenwart erwecke, unserm Herzen näher trete, und die Verbindung mit seiner Person uns schätzbar mache. So können wir anfänglich bloß aus Eitelkeit liebende Affekte heucheln, und der Mensch, den wir zufällig zum Gegenstande dieses Eigennutzes wählten, kann uns wirklich an eine liebende Stimmung gegen seine Person gewöhnen. Die Erfahrung lehrt es, daß wir strengen Vorgesetzten oft stärker anhängen, als nachgiebigen um unser Wohl bekümmerten Liebhabern. Nicht als ob eine üble Behandlung unmittelbar anzöge; sondern weil durch den Zwang unsere Triebe sich allmählig zu einer gewissen Richtung nach einer bestimmten Person hingewöhnen, und Wonnegefühle der Liebe, der Beschauung und des Eigennutzes sich anschließen.

So entsteht bey dem schwächeren Menschen, der von dem Manne von strengem Charakter beherrscht wird, leicht Achtung für Gerechtigkeit und Festigkeit. So versetzt uns die Aufmerksamkeit auf uns selbst in Gegenwart von Personen, deren Beyfall schwer errungen wird, in eine angenehme Spannung, und die Vorstellung des Schutzes gegen Beleidigungen, und des Anspruchs auf Ansehn, deren wir bey dem Mächtigen genießen, dient dazu, die Bande zu verstärken. Bald

vergessen wir, warum wir anhängen: wir fühlen nicht mehr die einzelnen Glieder, aus denen unsere Kette zusammengesetzt ist; ja! wir fühlen sie nicht mehr als Kette, es sind Rosenbande, mit denen wir umschlungen werden. Wonne der Liebe mischt sich zur Wonne von anderer Art; wir hängen der Person an und streben für ihr Wohl. Aber nun treten Augenblicke ein, in denen wir kälter fühlen, in denen Selbstheit und Beschauungshang mit dem Herzen streiten. Hier tritt wieder Furcht, und Zwang, und Bedürfniß und Pflicht hinzu; wir fühlen die Kette, aber sie hält uns, und weil sie uns hält, so gewöhnen wir uns wieder daran, und empfinden bald wieder Anhänglichkeit an der Person, fühlen Liebe!

So verwickelt, aus so mannichfaltigen, oft so widerstreitenden Bestandtheilen ist das Gewebe zusammengesetzt, das uns umstrickt! Alles kommt darauf an, daß unsere Triebe nach Zusammenseyn, gleichviel von welcher Art sie sind, eine gewisse Bewegfertigkeit erhalten, sich nach einer gewissen Person hinzurichten; daß diese Angewöhnung von einigen Wonnegefühlen begleitet werde, und daß wir zulent in die Lage kommen, ohne Nachdenken, ohne Ueberlegung, folglich instinktartig, an dieser Person hängen zu können.

Aus dem Ganzen dieser sich unter einander verstärkenden, in einander verwebten Triebe entsteht natürlicher Weise das gewisse Etwas, das je ne sais quoi, welches der große Haufe Liebe, und welches ich überhaupt Anhänglichkeit an der individuellen Person nenne. Es scheint sogar nothwendig, wenn die Anhänglichkeit nun liebend wird und anhaltend und stark seyn soll, daß der liebende während der Dauer der Verbindung zuweilen deutlich daran erinnert werde, daß sein Selbst dabey

gewinnt, und daß der Gegenstand seiner Liebe auch bey der bloßen fernen Beschauung ihm Wonnegefühle einflößen könne. Ich sage: das Bewußtseyn des begünstigten Beschauungshanges und der befriedigten Selbstheit muß in einem gewissen abgemessenen Verhältnisse mit dem Bewußtseyn des interessierten Herzens stehen: es ist nicht genug, daß sich jene Gefühle ihm unwissend mit einschleichen.

Das Wesen der Sympathie ist wonnevolles Streben nach gemeinschaftlichem Daseyn und Wohl mit einem für sich bestehenden Wesen. Während des einzelnen Affekts, während des einzelnen Akts von Wohlthätigkeit kann es hinreichen, daß wir das Gefühl unsers eigenen Daseyns und Wohls bloß durch das Bewußtseyn erhalten; ich bin froh, weil es mir gelingt, mein anderes Selbst, mein Du, froh zu wissen. Das Bewußtseyn enthält zugleich die doppelte Vorstellung von meinem Selbst und seinem Selbst, von meinem Daseyn und Wohl und von dem seinigen.

In der Höhe der Leidenschaft, worin man sich völlig in den geliebten Gegenstand zu verwandeln strebt, ist es gleichfalls möglich, daß der Liebhaber sich für alle Aufopferung seines eigenen Daseyns und Wohls bloß durch die Vorstellung, der Geliebte sey beglückt, auf eine längere Zeit schadlos halte. Aber in der liebenden Anhänglichkeit, in der bloß zärtlichen Verbindung, ist diese Voraussetzung Chimäre, welche dem Wesen der Liebe sogar gefährlich werden könnte. Wenn wir nicht zuweilen durch das Bewußtseyn: der Geliebte beaunstigt meinen Eigennutz, an unser Selbst erinnert werden, so läuft die Verbindung Gefahr, in eine bloße Beschauungsanhänglichkeit, oder gar in ein schwaches

Wohlwollen überzugehen; wenigstens artet sie dann in eine bloße Anhänglichkeit an die Gattung aus, und die individuelle Person wird uns gleichgültig.

Gesetzt, ich habe gar nichts von einem abwesenden Helden oder Staatsmanne als dieß, daß ich ein wonnevolles Bestreben fühle, ihn glücklich zu wissen. Seine Siege, das Gelingen seiner Plane, sein zunehmendes Ansehn erfreuen mich, aber das ist auch der ganze Vortheil, den ich aus meiner Verbindung mit ihm ziehe; so isoliere ich ihn nach und nach völlig von mir, und sehe ihn nur als einen Gegenstand aus der Ferne an, dessen Glück meine Aufmerksamkeit als etwas Schönes, Vollkommenes oder Seltenes hervorstechend auf sich zieht, und wobey ich mein Daseyn und Wohl völlig vergesse. Ich hänge ihm folglich an, aber ich liebe ihn nicht, weil ich nicht an ein gemeinschaftliches Daseyn und Wohl auffallend genug erinnert werde.

Gesetzt, ich lebe in der Gesellschaft eines Menschen, der so glücklich organisiert ist, daß er sich über nichts ärgert, über nichts trauert, stets in einer gewissen Gleichmüthigkeit lebt, die ihn für sein Individuum höchst zufrieden mit seinem Zustande macht; ich empfinde Wonne über sein Glück, aber übrigens ist mir der Mensch durchaus in meinen persönlichen Verhältnissen zu nichts nützlich; wird hier das wonnevolle Bestreben, ihn in seinem glücklichen Zustande zu erhalten, auf die Länge wohl ein engeres Band zwischen uns knüpfen? Gewiß nicht! Jene Ordensbrüder und Ordensschwestern, welche vermöge ihrer Bestimmung das Schicksal der Nothleidenden erleichtern, und unter denen es viele giebt, für die es wahre Wonne ist, einem ihrer Mitmenschen in vollem Gefühle der wiedergekehrten Gesundheit das Hospital

verlaſſen zu ſehen, hängen gewiß nicht an der Perſon. Sie hängen an der Gattung. Jeder gerettete Kranke gehört ihnen auf gleiche Art an.

Auf der andern Seite iſt es auch nicht genug, wenn das Bewußtſeyn der befriedigten Selbſtheit neben liebenden Affekten erweckt wird; man muß auch den Beſchaffungshang begünſtigt fühlen, wenn die Anhänglichkeit an der Perſon wirklich liebend ſeyn ſoll. Ich muß fühlen, daß derjenige, an dem ich hänge, etwas an ſich trage, das ihn als ſchön, als edel, als vollkommen, wenigſtens als ſelten auszeichnet, und welches ich, wenn der Menſch mir bloß im Bilde erſchiene, mit Wonne oder wenigſtens mit Genügen anſchauen möchte. Kurz, es muß etwas vorhanden ſeyn, das meine Aufmerkſamkeit zuweilen darauf zurückführe: der Menſch, deſſen Daſeyn und Wohl dich mit Wonne erfüllt, iſt nicht dein Selbſt, iſt nicht ein Mittel zur Verbeſſerung deſſelben. Es giebt Menſchen genug, die ſich wirklich ſtark an diejenigen anhängen, denen ſie Gutes thun. Aber wenn dieſe letzten nichts als Gegenſtände ihrer Wohlthätigkeit ſind, wozu jeder andere Menſch eben ſo gut dienen könnte; ſo wird ſehr bald das ganze eigennützige Bewußtſeyn herrſchend werden, daß die Perſon nur ein Mittel ſey, unſere ſympathetiſchen Triebe zu befriedigen, und Selbſtheit wird auf Liebe geimpft werden.

Dieſe Bemerkungen liegen bey den Behauptungen zum Grunde, welche man ſehr oft im gemeinen Leben hört: ohne Gegenliebe ſey keine dauernde Liebe, ohne Achtung ſey keine Liebe. Sie laſſen ſich ſchwerlich in der Maße rechtfertigen, wie ſie da aufgeſtellt ſind. Aber dieſe Wahrheit liegt unſtreitig darin: daß ohne ein gewiſſes abgemeſſenes Verhältniß von befriedigter Selbſt-

heit und begünstigtem Beschaunungshange keine dauernde Anhänglichkeit an der Person Statt finden könne.

Viertes Kapitel.

Liebend ist nur diejenige Anhänglichkeit, worin liebende Affekte prädominiren.

Nach diesen Voraussetzungen darf man freylich vom großen Haufen nicht erwarten, daß er bey Beurtheilung der Verbindungen, deren Aeußerungen er im gemeinen Leben wahrnimmt, die liebenden Anhänglichkeiten von den eigennützigen und beschauenden unterscheiden werde. Er nennt jede engere Verbindung Liebe, worin das Wohl des Geliebten sich mit dem des Angehängten verträgt, besonders wenn er sieht, daß dieser letzte sogar thätig zu dem Wohl des ersten beyträgt. Darüber ist ihm auch gar kein Vorwurf zu machen. Denn wie gesagt, Selbstheit und Beschaunungshang und Herz müssen in einem gewissen abgemessenen Verhältnisse zu einander stehen, wenn der Begriff der liebenden Anhänglichkeit gegründet werden soll. Und wie kann man von dem gewöhnlichen Beobachter erwarten, daß er ein sicheres Urtheil darüber fällen werde, ob das Herz hier oder dort den überwiegenden Antheil an dem Wohl des Verbündeten nehme?

Demohngeachtet wird jeder einzelne, aufs Gerathewohl aus diesem großen Haufen herausgewählt, wenn er nur seine eigene Lage zu demjenigen, mit welchem er zusammenhängt, unbefangen prüft, und anders nur ein Herz, und die Fähigkeit zum Nachdenken überhaupt hat, gar leicht gewahr werden, ob er geliebt werde und wieder liebe.

Wir dürfen nur die Summe der Gefühle, welche uns eingeflößt werden, und die wir einflößen, reflektierend aufnehmen, und die Menge und die Stärke ihrer verschiedenen Arten gegen einander in Anschlag bringen, um das Resultat über die wahre Natur unserer Anhänglichkeit zu finden.

Allerwärts wo die Summe schwacher Willensregungen, daß es dem andern wohl gehen möge, über die Summe der stärkeren Gefühle, womit uns sein Wohl und sein Uebel afficiert, die Oberhand gewinnt; — da ist gewiß keine Liebe vorhanden, sondern nur ein Wohlvertragen. (Wir vertragen es wohl, daß es dem Andern gut geht.) Unter diesen Begriff passen die meisten Verbindungen, welche in der großen Welt für gute Freundschaften gelten, in den Zirkeln der örtlichen Gesellschaft gestiftet werden, und stark genug sind, um den wechselseitigen Wunsch zu erregen, lieber die alten Gesichter als neue, und die ersten lieber froh als traurig an den Eß- und Spieltischen wieder zu finden.

Allerwärts wo die Summe der Affekte des Genügens am Daseyn und Wohl des andern stärker ist, als die Wonnegefühle über eben diese Vorstellung, — da ist keine Liebe vorhanden, sondern nur ein Gernleiden. (Wir leiden es gern, daß der andere mit uns wohl sey; es macht uns Vergnügen, weil Bedürfniß, Klugheit, Pflicht, u. s. w. uns dazu auffordern.) Unter diesen Begriff passen die mehrsten Verbindungen unter Gatten, welche auf wechselseitiger Convenienz beruhen, und in der Welt für gute Ehen gehalten werden, weil die Verbundeten fühlen, daß sie bey ihrem gemeinschaftlichen Daseyn und Wohl ihren Zustand erträglicher fühlen, als

ben der Trennung von einander, oder bey wechselseitigem Leiden.

Allerwärts, wo die Summe der Wonneaffekte der Selbstheit oder des Beschauungshanges an Menge und an Stärke grösser ist, als die des Herzens, — da ist keine liebende Anhänglichkeit, sondern nur eine eigennützige oder beschauende vorhanden. Dieser Unterschied ist freylich in manchen Fällen fein und schwer zu fassen, aber nie Subtilität. Wenn Rousseau sich für ein Ideal begeistert, und den Gegenstand in der Natur, unbekümmert um sein individuelles Wohl, vernachlässigt, sich bloß an dem Bilde in seinem Kopfe labet; — — so ist dieß keine Liebe, sondern nur eine beschauende Anhänglichkeit. Wenn der eitle Floricourt im tout ou rien von Marmontel dem Vogel, der seine Geliebte erfreuete, erdrücken wollte, weil er ihr jedes Vergnügen mißgönnte, welches ihm nicht das Bewußtseyn gab, daß er selbst es sey, der sie beglückte; — so ist dieß keine Liebe, sondern nur verfeinerter Eigennutz.

Also nur diejenige Anhänglichkeit ist Liebe, worin ich ohne Rücksicht darauf, ob der Mensch meinen Beschauungshang oder meine Selbstheit befriedigt, in den meisten Augenblicken des verbündeten Lebens wonnevoll nach der Ueberzeugung strebe, daß er sich glücklich fühle; — worin ich selbst in Fällen, wo verschiedene Triebe mit einander in Streit gerathen könnten, den liebenden wonnevoll huldige; — worin die angewöhnte Fertigkeit zu liebenden Affekten gegen eine bestimmte Person bey weitem die herrschende ist, und der Stimmung im Ganzen den Ton, den Charakter des einzelnen liebenden Affekts giebt.

O! Freund meiner Seele, daß deine Bescheidenheit mir nicht in den Weg trete, indem ich die Natur der wahren liebenden Anhänglichkeit durch einen Rückblick auf unsere Verbindung zu entwickeln suche! Ich fühle alles, was ich durch die Vereinigung mit dir gewonnen habe und noch täglich gewinne! die Veredlung meines Charakters, die Erhöhung über mein niedriges Ich; — den Stolz, Dir vor den Augen der Edlen anzugehören, von Dir geachtet, von Dir gebilligt und geliebt zu werden; — sogar die Freude, daß ich es bin, der Dir Freude machen kann; — kurz, eine Menge eigennütziger Wonnegefühle und Begünstigungen meiner Selbstheit, deren ich mir wohl bewußt bin, an die ich oft erinnert werde, ketten mich an Dich. Aber in andern Augenblicken fühle ich auch deutlich, daß die Vorstellung von Deiner Menschenkenntniß, von Deinem unaufhaltsamen Streben nach Wissen und Erkennen, von Deiner Thätigkeit, von Deiner Aufopferung für die Ausbreitung der Wahrheit, für die Bildung des Menschengeschlechts, — von Deinem lichtvollen treffenden Blick, von Deiner Ansignungskraft der entferntesten Verhältnisse, womit Du verschiedene Zeitumstände der Geschichte, so wie die Lage der Dinge um Dich her, gleich treffend hervorzauberst, gleich richtig beurtheilst; — endlich von jener moralischen Strenge gegen Dich selbst und von Deiner liebevollen Beurtheilung anderer; — ich fühle, sage ich, daß alle diese verschiedenen Vorstellungen von Dir mich oft mit Affekten des Schönen und des Edeln erfüllen. Ich fühle, daß sie mich auch dann damit erfüllen würden, wenn Du mir nicht bekannt wärest, wenn eine bloße Darstellung der Geschichte Dich mir im Bilde eines längst verstorbenen Menschen aus der Ferne zeigte.

Das weiß ich, aber ich weiß auch, daß in den meiſten Augenblicken des zwanzigjährigen Zeitraums, worin ich an Dir hänge, dieſe Affekte des Eigennutzes und der Beſchauung unter denjenigen, welche Du mir eingeflößt haſt, bey weitem die geringſte Summe ausgemacht haben! Ich bin mir bewußt, daß in den Augenblicken, worin Du mir minder liebend, minder vollkommen ſcheinſt, mein wonnevolles Streben für Dein Daſeyn und Dein Wohl nicht abgenommen hat. Ich bin mir bewußt, daß ich Deinen Schmerz mit Dir theilen kann, daß das Glück, was Dir widerfährt, mich entzückt, wenn ich es auch nicht mit Dir theile, und wenn es auch nicht von mir herrühret! Biſt Du ein größerer Mann dadurch geworden, weil bey minderer Anſtrengung Deine Geſundheit ſich geſtärkt hat? Habe ich mehr von Deiner Liebe, weil Du an Weib und Kindern hängſt? Und dennoch, wie habe ich mich gefreuet, als ich Dich neulich ſo ruhig, ſo ausgefüllt im Schoße Deiner Familie fand! Ja! mein Freund, ich fühle es, ich ſage es mit innerer Ueberzeugung: könnte die Welt Dich verkennen, könnte Krankheit der Seele und des Körpers Dich in die Klaſſe gewöhnlicher Menſchen zurückſchieben; könnteſt Du ſogar — mit Schaudern denke ich daran, — könnteſt Du mich verkennen und mich von Dir ſtoßen; meine Thränen würden hauptſächlich die Trauer andeuten, daß Du durch Ungerechtigkeit Dir Reue und Unzufriedenheit mit Dir ſelbſt bereiten würdeſt. So denke ich heute; ſo bin ich ſicher bis ans Ende zu denken. Auf meinem Todtenlager, wenn ich Dich nicht mehr bewundern kann, beym Uebergange in die Zeit, worin Du mir nicht mehr nützlich ſeyn wirſt, wird dennoch mein Herz von dem warmen Wunſche nach Deinem Glücke überfließen!

Und das ſind Gefühle, welche auch der Gatte, der Waffenbruder unter den Wilden haben kann und hat, wenn gleich ſeine Vorſtellungen über Nutzen, Vollkommenheit und die Form der Handlungen, womit er ſeine Liebe äußert, verſchieden ſeyn ſollten.

Fünftes Kapitel.

Endlicher Begriff der liebenden Anhänglichkeit und des Herzens.

Das Weſentliche, das Charakteriſtiſche der liebenden Anhänglichkeit kann nicht in der Stärke des Bandes geſetzt werden, welches uns an eine andere Perſon anknüpft. Die Handlungen von Wohlthätigkeit, welche wir gegen ſie äußern, beweiſen nichts für ihr Daſeyn. Bedürfniß, Pflicht, Zwang, Wonne des feineren und gröberen Eigennutzes können eben dieſe Wirkungen hervorbringen. Bloß die Oberherrſchaft, welche die Affekte des Herzens, die liebenden Gefühle über alle anderen nehmen und behaupten, welche der verbundete Gegenſtand zugleich erwecken kann, und deren Mitwirkung ſogar zur Verſtärkung des Bandes nöthig ſcheint; dieſe allein begründet den Begriff der Liebe als Anhänglichkeit betrachtet.

Es kommt auch bey der Feſtſetzung dieſes Begriffs auf die Entſtehungsart, auf die nothwendigen Bedingungen zum Daſeyn der Sache ſelbſt gar nicht an. Ob alſo gleich neben jenen liebenden Affekten die ſelbſtiſchen und anſchauenden allerdings als mitwirkend vorausgeſetzt werden müſſen, wenn wir eine liebende Anhänglichkeit als vorhanden annehmen ſollen; ſo können wir

dirſe doch keineweges mit in den Begriff aufnehmen, eben weil ihre untergeordnete Mitwirkung nur die liebenden Affekte unterſtützt.

Liebende Anhänglichkeit iſt folglich angewöhnte Stimmung unſers Weſens, nach der Beglückung einer beſtimmten Perſon außer uns wonnevoll zu ſtreben, um der Ueberzeugung willen, daß dieſe ſich ſelbſt glücklich fühle.

Das Wort Herz nimmt nun auch hier eine weitere, mit dem Begriffe dieſer Liebe correſpondierende Bedeutung an. Es heißt ſo viel, als die Fähigkeit, in der Liebe zu einer beſtimmten Perſon, Fertigkeit zu erlangen. Es iſt ein Talent von eigener Art, das nicht allen Menſchen gegeben iſt. Das menſchenfreundliche Herz, die Fähigkeit, ſich vorübergehend für das Wohl der Gattung ohne alle weitere Rückſicht zu intereſſieren, gehört, zum Weſen der Moral, viel häufiger zum Gemeinſinn.

Sechſtes Kapitel.

Uebergang zur Abſonderung der liebenden Anhänglichkeit überhaupt von der Zärtlichkeit.

Wenn wir die verſchiedenen Arten betrachten, wie lebloſe Körper mit einander verbunden werden können, ſo werden wir finden, daß einige ſich bloß an einander ſchließen, ohne ſich unter einander zu vereinigen. Die Schale, in welcher die Perle oder das Waſſerthier hauſet, der Granit, welcher den Porphyr in ſich birgt, das unedlere Metall, welches das Gold umfaßt,

liefern Beyſpiele einer ſolchen Verbindung durch Anſchließung. (Adjunctio.) Dagegen giebt es auch eine Vereinigung lebloſer Körper, (conjunctio,) entweder durch Vermengung; wenn ein Körper durch Zuwachs anderer Körper ſeiner Art vermehrt wird, an Menge ſeiner Beſtandtheile zunimmt, ohne ſeine urſprüngliche Natur zu verlieren; oder durch Vermiſchung, wodurch zwey Körper bey ihrer Vereinigung einen neuen Körper von ganz anderer Art, jedoch von der nehmlichen Gattung, hervorbringen. Beyſpiele von der Vereinigung durch Vermengung liefert der Anwachs von Land, der ſich ans Ufer ſetzt, das zuſammenwachſende Holz, u. ſ. w. Beyſpiele von der Vereinigung durch Vermiſchung liefern die ſauern und alcaliſchen Salzarten, welche durch ihre Verbindung einen neuen Körper hervorbringen, der ganz andere Eigenſchaften erhält, als die vermiſchten Salze einzeln an ſich tragen.

So auffallend es im Anfange klingen mag, ſo gewiß iſt es doch, daß unter den Verbindungen, welche Menſchen mit einander eingehen können, ſich eine ähnliche Verſchiedenheit antreffen laſſe, und daß jeder von uns, der eine mehr, der andere weniger, Anlagen zu dieſer oder jener Verbindungsart an ſich trägt.

Als da giebt es unſtreitig bloße Adjunctionen, Anſchließungen des Perſönlichen an die Perſon, wie bey den wechſelſeitigen engeren Verhältniſſen zwiſchen Obern und Untergebenen; es giebt aber auch Conjunctionen, Vereinigungen der Naturen. Unter dieſen letzten trifft man wieder Vermengungen gleichartiger Naturen an zur Vervollſtändigung eines Weſens, einer Art, die ſchon in jedem der ver-

einigten Menſchen iſoliert exiſtierte; Paarung Geſchlechtsähnlicher Naturen. Es giebt aber auch Vermiſchungen ungleichartiger Naturen zur Hervorbringung eines vollkommenen Weſens, das im iſolierten Menſchen noch nicht exiſtierte; Vermählung Geſchlechtsverſchiedener Naturen.

Ich werde zuerſt den Unterſchied zwiſchen der Anſchließung des Perſönlichen an die Perſon und der Vereinigung der Naturen auseinander zu ſetzen haben. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich erſt den Unterſchied zwiſchen dem Perſönlichen des Menſchen und ſeiner Natur feſtzuſetzen ſuchen.

Siebentes Kapitel.

Von dem Perſönlichen des Menſchen überhaupt, und von ſeiner Natur, ſeiner engſten Sinnlichkeit insbeſondere.

Die Perſon des Menſchen, ſein Perſönliches überhaupt, iſt dasjenige, was den Begriff ſeines Individuums begründet, was ihn als einzelnen Menſchen von allen andern Menſchen unterſcheidet. Hierbey wird die doppelte Vorſtellung in Rückſicht genommen, theils wie andere ihn betrachten, theils wie er ſich ſelbſt anſieht. Beydes zuſammen macht den Inbegriff ſeiner Eigenthümlichkeiten, ſeines Charakters, der Triebe ſeines Körpers und ſeines Gemüths, ſeiner Beſchaffenheit, Lagen und Verhältniſſe aus. Wie ſieht er in einem Augenblicke ſeines Lebens, gegen alle übrige die ſchon vorausgegangen ſind, und die er noch als kommend vorausſieht? Wie ſteht er mit ſeinem Ganzen gegen die Gegenſtände

um ihn her? Das alles nimmt er zuſammen, das alles ſchlägt er an, wenn er ſich ſagt: das iſt meine Perſon, das iſt mir perſönlich. Ein ſehr complicierter Begriff, den die Vernunft nie ganz entwickelt, nie ganz zuſammen faßt, den aber das Selbſtgefühl eines jeden Menſchen ſehr leicht verſtehen wird!

Unter dieſem Perſönlichen giebt es aber nun Einiges, was dem Menſchen ſo eng anzugehören ſcheint, daß er überzeugt iſt, es nicht verlieren zu können, ohne daß ſeine Exiſtenz zugleich mit verloren ginge. Dieß iſt eigentlich ſeine Natur, die engſte Sinnlichkeit ſeines Körpers und ſeiner Seele!

Freunde! verzeiht auch hier der Armuth der Sprache und der Unzulänglichkeit des Verſtandes, wenn das Bewußtſeyn von demjenigen, was zu unſerer Natur gehört, mit keinem beſtimmten Nahmen genannt, unter keinen allgemeinen Begriff gefaßt werden kann. Ich will nur einige Züge ausheben, woran ein jeder das Weſen ſeiner Natur an ſich ſelbſt wird erkennen können.

Der Inbegriff aller körperlichen Triebe, bey deren Kränkung oder Begünſtigung der Menſch bis ins Innerſte, oder, wie der gemeine Mann zu ſagen pflegt, bis ins Mark angegriffen wird; wobey er durch Schmerz oder Wolluſt aus ſeinem Daſeyn herausgehoben zu werden fürchtet, — dieſer Inbegriff macht zuerſt einen Theil unſerer Natur, unſerer engſten Sinnlichkeit des Körpers aus. In ſo fern die Vereinigung der Naturen in Rückſicht gezogen wird, gehört beſonders hierher die körperliche Geſchlechtsſympathie.

Ferner gehört zu unſrer Natur der Inbegriff gewiſſer Triebe der Seele, deren Kränkung und Begünſtigung uns wieder bis ins Innerſte angreift. Sie hängen mit den

erſten Grundzügen unſers Charakters, mit dem primitiven Stoff unſers Gemüths zuſammen. Dieſe Natur macht dasjenige aus, was mit dem Menſchen geboren zu ſeyn ſcheint, (was ihm vielleicht ſchon vor der Zeit der Selbſterkenntniß eigen war,) und was ſich mit den ſtärkſten Zwangsmitteln nicht völlig wieder austreiben läßt. *) Sie iſt jene Nacktheit meiner Seele, wie ich ſie entblößt von allen erworbenen Fertigkeiten, von aller Bekleidung, womit Klugheit, Anſtand, oft auch Pflicht ſie im gemeinen Leben umhüllet, betrachte. Sie iſt jenes Selbſt, mit allen ſeinen Erbärmlichkeiten und elenden Neigungen, womit ich es im Augenblicke des Mißmuths erblicke. Sie iſt jenes Selbſt mit allen ſeinen Anmaßungen, womit ich es im Augenblicke des Uebermuths als mit eben ſo viel wirklichen Vorzügen geſchmückt, bewundere! Zu ihr, dieſer Natur, gehört jene Lage, worin ich mein Selbſt zu andern Gegenſtänden denke, wenn ich im Augenblicke des ausgelaſſenen Frohſinns mich völlig gehen laſſe, und alle Rückſicht auf bürgerliche und häusliche Convenienz vergeſſe. Kurz, ſie iſt das Innerſte, das Mark meines Weſens, deſſen Erſchütterung mich vor Schmerz oder vor Wonne aus meinem Daſeyn herauszuheben droht. —

Vielleicht läßt ſich nun eine allgemeine Bezeichnung der Natur des Menſchen geben. Sie iſt ſeine angeeigneſte Reitzbarkeit, ſeine Sinnlichkeit im engſten Verſtande; der Inbegriff derjenigen herrſchenden Triebe, über deren Beleidigung hinaus er nur Vernichtung, als das Schlimmere, über deren Begünſtigung hinaus er nur Vergötterung, als das Beſſere, erkennt. —

*) Naturam expellas furca, tamen usque recurrit.

Diese Natur des Menschen wird nun auch oft sein Herz genannt, besonders in so fern wir die angeeignetsten Triebe des Gemüths darunter verstehen.

Achtes Kapitel.

Unterschied zwischen liebender persönlicher Ergebenheit oder Anschließung des Persönlichen an die Person, und Zärtlichkeit, oder Vereinigung der Naturen.

Es ist nun ein groser Unterschied, ob ich bey der Verbindung mit einer andern Person bloß etwas Persönliches an diese anzuschließen, oder gar meine Natur mit der ihrigen zu vereinigen strebe.

Der Obere, der seinem Untergebenen, und umgekehrt, der Untergebene der seinem Obern anhängt, beyde verbinden unstreitig sehr viel Persönliches mit einander, besonders wenn diese Anhänglichkeit wirklich den Charakter der Liebe annimmt, und beyde wechselseitig streben sich einander zu beglücken. Aber so lange beyde im Verhältnisse des Obern zum Untergebenen gegen einander bleiben, so lange suchen sie ihre Naturen nicht zu vereinigen, und sich durch diese Vereinigung zu beglücken. Wenigstens wird dieß Bestreben nicht ihre Verbindung charakterisieren.

Beyde, der Herr und der Diener, sorgen wechselseitig für ihren Wohlstand, ihr Ansehn, ihre Bequemlichkeit, die Fortdauer ihres Lebens u. s. w. und opfern dafür selbst vieles von demjenigen auf, was ihre eigene Person beglücken konnte: Ruhe, Vermögen, Leben u. s. w. Aber beyde rechnen weder darauf, sich einander so glücklich zu machen, wie sie es selbst seyn möchten, noch

darauf, in dieſem Genuſſe gerade mit einander zuſammenzutreffen.

Ihre Verhältniſſe und ihr Geſchmack ſind ſich einander nicht gleich. Der Herr, der dem Bedienten mit dem wonnevollen Beſtreben, ihn zu erfreuen, ein Trinkgelag nach deſſen Geſchmack bereitet, für ſein Auskommen durch eine einträgliche Bedienung ſorgt, u. ſ. w. verſetzt ſich gewiß nicht dergeſtalt an deſſen Stelle, daß er den Zuſtand ſeines Bedienten zu dem ſeinigen machen, folglich ſich ſo beglückt ſehen möchte, wie ſein Bedienter beglückt iſt. Umgekehrt, wird der Bediente, der mit dem wonnevollen Beſtreben, den Herrn zu erfreuen, deſſen Vermögen, deſſen Anſehn, deſſen Bequemlichkeit durch treue Aufwartung vermehrt, nicht daran denken, daß er die Folgen ſeiner Wohlthätigkeit mit ihm theilen möchte, daß der Herr gerade ſo glücklich ſeyn ſolle, als er für ſeine Perſon es zu ſeyn wünſcht.

Eben dieß wird nun der Fall bey unzähligen Verbindungen ſeyn, die zwiſchen Perſonen von ungleichen Naturen und Verhältniſſen Statt finden; zwiſchen Erziehern und Zöglingen, zwiſchen Fürſten und Unterthanen, ja, ſogar zwiſchen Gatten, die in ſolchen Staaten leben, worin dem Manne eine große Präeminenz durch die Sitten eingeräumt wird, und die Ehe ſich in Patronat und Clientel auflöſet. Hier können einzelne Aufwallungen einer ſolchen Liebe entſtehen, wobey der eine Verbündete mit dem andern wirklich in einem Genuſſe zuſammentreffe, eine und dieſelbe Begünſtigung ihrer wechſelſeitigen Naturen zu theilen ſucht; aber dieſe Aufwallungen ſind nicht häufig genug, um der Verbindung im Ganzen den Charakter der Vereinigung der Naturen zu geben.

Ich führe nur ein Beyspiel an: der Mann in den republikaniſchen Staaten der alten Griechen kannte kein höheres Glück, als das, ſich vor den Augen ſeiner Mitbürger durch Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten auszuzeichnen. Dieß gehörte zu ſeiner Natur, zu ſeiner engſten Sinnlichkeit. Seine Gattin war ganz von dieſem Genuſſe ausgeſchloſſen. Der Trieb darnach gehörte folglich nicht zu ihrer Natur. Konnte nun der Mann, wenn er ſeine Frau zu beglücken ſtrebte, ſie gerade in ſeinen Zuſtand hineinverſetzen, und ſo den ihrigen theilen wollen? Unſtreitig nicht! Er hatte noch andere Triebe, die zu ſeiner Natur gehörten, den Trieb nach trauli-cher unbefangener Unterhaltung in ſeinem Hauſe, nach Freude an ſeinen Kindern, nach Vermehrung ſeines Vermögens u. ſ. w. In allem dieſen konnte er einen Genuß mit der Gattin theilen. Da aber dieſe Triebe dem Hange nach bürgerlicher Auszeichnung bey den Griechen unterordnet waren, folglich der Haupttrieb ſeiner Natur in der Verbindung mit der Gattin keinen Genuß fand; ſo erhielt dieſe, wenn ſie auch noch ſo liebend war, nie den Charakter einer gänzlichen Vereinigung der Naturen, die ſchlechterdings entweder Gleichheit oder Uebereinſtimmung des Geſchmacks und der Verhältniſſe vorausſetzt.

In den monarchiſchen Staaten unſers heutigen Europa, wo der Antheil an der Adminiſtration der Länder hauptſächlich um der Auszeichnung willen geſucht wird, die er in geſelligen Zirkeln giebt, wo die Folgen derſelben, Anſehn, Vermögen, Macht, von der Gattin mehr getheilt werden, wo die Natur beyder Geſchlechter vorzüglich durch einen ſolchen Genuß gereitzt wird, an dem ſie beyde ungefähr gleichen Antheil nehmen können, in dieſen unſern heutigen monarchi-

ſchen Staaten iſt die Vereinigung der Naturen zwiſchen Gatten eine viel häufigere Erſcheinung.

Genug, der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen liebenden Anhänglichkeiten, nehmlich denjenigen, welche auf dem Triebe nach bloßer Anſchließung des Perſönlichen an die Perſon, und wieder denjenigen, welche auf jenem nach Vereinigung der Naturen beruhen, iſt außer Zweifel. Beyde verdienen durch eigene Nahmen unterſchieden zu werden. Ich nenne die erſte perſönliche Ergebenheit, die andere Zärtlichkeit.

Die perſönliche Ergebenheit zeigt zwey Arten. Zuerſt findet ſie Statt zwiſchen Perſonen, die in ihren Verhältniſſen und Neigungen ſehr weit von einander abſtehen, dergeſtalt, daß der Eine wie der Obere, der Andere wie der Untergeordnete erſcheint. Die liebende Geſinnung, die dem Obern eigen iſt, heißt treue Gunſtgefliſſenheit: (beneuolentia et studium, bienveillance) hingegen die liebende Geſinnung, die dem Untergeordneten eigen iſt, heißt treue Dienſtgefliſſenheit oder Zuneigung. (Addictio, Devouement.) Das Verhältniß ſelbſt kann man liebendes Patronat auf der einen, und liebende Clientel auf der andern Seite nennen.

Das liebende Patronat findet Statt zwiſchen Herrn und Diener, zwiſchen Fürſten und Unterthan, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Lehrern und Zöglingen, oft auch zwiſchen Gatten und ſogenannten Liebenden und Freunden.

Die andere Art der perſönlichen Ergebenheit findet Statt, wo die Verhältniſſe gleich ſind, zuweilen auch die Neigungen in einzelnen Stücken, nur daß der Vereinigung der Naturen nicht nachgeſtrebt wird.

Sie zeigt ſich zwiſchen Mitgliedern einer Geſellſchaft, eines Hauſes, eines Staats, einer Familie, und wird daher von mir genannt: liebende Genoſſenſchaft oder Brüderſchaft. (Familiaritas, fraternité.) Ihr auffallendſtes Beyſpiel zeigt ſich freylich in der Geſchwiſterliebe, in ſo fern dieſe nicht in Zärtlichkeit übergeht. Aber auch Gatten, ſogenannte Liebende und Freunde, können nur treue Genoſſen ſeyn.

Von dieſer perſönlichen und liebenden Ergebenheit ſondert ſich beſtimmt und deutlich ab: die Zärtlichkeit, jenes angewöhnte wonnevolle Beſtreben, die Vereinigung der Naturen unſerer eigenen und einer andern beſtimmten Perſon, durch ſie beglückend, aber auch durch ſie beglückt zu theilen.

Die Zärtlichkeit hat dieß mit der einzelnen liebenden Aufwallung und mit der liebenden Anhänglichkeit gemein, daß wir die Perſon außer uns beglücken wollen: daß wir an dieſem Beſtreben unmittelbare Wonne empfinden. Sie ähnelt darin beſonders der liebenden perſönlichen Ergebenheit, daß es uns zur Fertigkeit geworden iſt, unſere liebenden Affekte auf eine beſtimmte Perſon zu richten. Aber darin unterſcheidet ſie ſich deutlich von den beyden vorigen, daß der liebende Menſch angewöhnt iſt, den Geliebten ſo beglücken zu wollen, wie er es ſelbſt durch Begünſtigung ſeiner engſten Sinnlichkeit zu ſeyn wünſcht, und daß er dann mit ihm in einem Genuſſe zuſammenzutreffen ſtrebt.

Was wird leichter zur Luſt und Unluſt gereizt, was aber auch mehr geſchont, ſanfter behandelt, eifriger geliebkoſet, als unſere engſte Sinnlichkeit, unſre Natur? Sie iſt das Zärteſte, was wir an uns tragen! Und wenn

wie dieß zärteste Selbst in einem andern fühlen, und uns in ihm beglücken wollen, wie zart werden wir ihn behandeln! Daher der Nahme der Zärtlichkeit.

Ich kenne drey Hauptarten von dieser Stimmung unsers Herzens, und von Verbindungen, die darauf beruhen: Freundschaft im eigentlichsten Sinn, Geschlechtszärtlichkeit und Aelternzärtlichkeit.

Die letzte liegt ganz außer meinem Plane. Nur zum Ueberfluß bemerke ich hier, daß die liebende Anhänglichkeit der Aeltern an ihren Kindern in den meisten Fällen nur liebende persönliche Ergebenheit, nicht Vereinigung der Naturen ist. Sie sind treue Gunstgeflissene, treue Genossen ihrer Kinder. Sie schützen, sie pflegen diese, sie nehmen sie in ihre Familienverhältnisse auf: kurz, sie verbinden sehr viel Persönliches mit der Person. Ja! die Verbindung kann große Aufopferungen hervorbringen. Demohngeachtet ist sie nicht immer, ja, nur in seltenen Fällen, Vereinigung der Naturen. Wenn sie es aber seyn sollte, dann löst sie sich beynahe ganz in Freundschaft, und wohl gar in Geschlechtszärtlichkeit auf, und behält nur eine geringe Mischung vom treuen Patronat an sich, die dann dazu dient, der Verbindung einen besondern Charakter zu geben. Alles dieß wird sich in der Folge noch weiter entwickeln, wenn ich den Begriff der Freundschaft und Geschlechtszärtlichkeit näher bestimmt haben werde. Um so weniger brauche ich hier der Aelternzärtlichkeit eine weitere Erörterung zu widmen.

Neuntes Kapitel.

Endliche Bestimmung der Zärtlichkeit und eines zärtlichen Herzens.

Die Alten haben gesagt: Zärtlichkeit sey das Streben nach Vereinigung zweyer Personen zu einer: der zärtlich Geliebte sey unser anderes Selbst. *)

Gewiß! dieser Begriff läßt sich rechtfertigen. Die Natur in jedem Menschen ist dasjenige, was er im engsten Sinne zu seinem Selbst rechnet, was daher seine Person am bestimmtesten von andern unterscheidet. Wenn er seine Natur mit der eines andern zusammenzusetzen strebt, so strebt er, das Wesentlichste seiner Person mit dem Wesentlichsten der Person eines andern zu vereinigen.

Inzwischen umfaßt doch der Begriff der Person bald mehr bald weniger als der der Natur, und dann fehlt bey jenem Begriffe der Zärtlichkeit die Bestimmung, daß die Vereinigung gesucht werden muß, um die andere Hälfte mit der unsrigen zu beglücken.

Verlangen wir eine kürzere Definition als diejenige, die ich schon gegeben habe, so laßt uns sagen: Zärtlichkeit sey das angewöhnte wonnevolle Bestreben nach beglückender Zusammensetzung zweyer Personen zu einer, durch Vereinigung der Naturen. Das zärtliche Herz ist die Anlage zu diesem Bestreben; es ist das Herz, das alle Seligkeit des Alleinseyns gern aufopfert, um seine Natur in der vereinigten zu verlieren.

*) Cic. de amicitia. c. 21.

Anhang zum zweyten Buche.

Exeurs.

Ueber das Verhältniß der Selbstheit zur Uneigennützigkeit in der Zärtlichkeit.

Die Zärtlichkeit trägt unstreitig etwas an sich, welches sie dem Eigennutze sehr nahe bringt. Wir selbst gewinnen dabey eben so viel, als der zärtlich geliebte Mensch außer uns. Hier ist wahre Theilung eines und des nehmlichen Glücks. Zärtlichkeit setzt folgenden Gang der Gefühle zum Voraus: ich fühle mich mangelhaft in meinem isolierten Zustande, ich kann durch ein Wesen meines Geschlechts, oder nicht meines Geschlechts, aber meiner Gattung, vervollständigt, vervollkommnet werden. Der Mensch außer mir ist ein Wesen meiner Art, er hat gleiche Bedürfnisse, gleiche Ansprüche. Er sucht einen Freund, einen Gatten, wie ich sie suche, und dazu ist uns Beyden nicht jeder Mensch von gleichem Werthe. Nur derjenige, der eine Natur an sich trägt, welche mit der unsrigen im Wohlverhältnisse steht, kann unsern wechselseitigen Hang zur Vervollständigung, zur Vervollkommnung unsers isolierten Wesens befriedigen. Wir bieten uns einander an; die Vereinigung gelingt, und die Vervollständigung, die Vervollkommnung wird von beyden Seiten gefühlt. Wie ist es möglich, daß nicht ein jeder für sich darauf zurückgeführt werde, ich bin es, der beglückt; ich, mit meinem nächsten Selbst, mit meiner engsten Sinnlichkeit, mit meiner Natur!

und nur meine Natur konnte ihn beglücken! Und was ich ihm bin, ist er mir! Ich ergänze, ich verbessere ihn; aber er ergänzt, er verbessert mich gleichfalls!

Dieß sind Gefühle, welche sich bey jeder Zärtlichkeit einfinden; und es ist gewiß, daß, von dieser Seite betrachtet, die Zärtlichkeit mehr Eigennutz enthalte, als die liebende Ergebenheit der Person an die Person.

Dennoch unterscheidet sie sich noch deutlich von der eigennützigen Vereinigung der Naturen, und ist von einer andern Seite betrachtet weniger eigennützig als die liebende Ergebenheit.

Der Mensch, der die Vereinigung der Naturen eigennützig genießt, bezieht alles, was er von dem Vereinigten erhält, nur darauf, wie sein isoliertes Individuum ergänzt und verbessert wird; das Bewußtseyn, daß der andere zugleich dabey gewinnt, ist nur Nebensache, Zufall. Die Vorstellung, daß der andere noch für sich, und isoliert von ihm, einer Zufriedenheit fähig sey, ist ihm sogar widerlich. Er gönnt dem Vereinigten nichts, was er nicht mit ihm theilt, oder was er ihm nicht unmittelbar giebt.

Der zärtlich Liebende hingegen nimmt bey jeder Theilung weit weniger für sich hin, als er dem andern zuzuwenden sucht, und dasjenige, was der andere erhält, erfreuet ihn weit mehr, als was er selbst genießt. Die herrschende Vorstellung bleibt bey ihm immer der Vortheil des Geliebten. Er gönnt dem Vereinigten auch gern jedes Glück, das er einzeln genießen kann; Reichthum, Ehre, Vermögen, Bequemlichkeit, Zerstreuung, Belehrung, Veredlung seines Charakters, kurz, alles, nur die Wollust nicht, welche unmittelbar aus der Vereinigung der körperlichen Naturen entspringt; nur die

Wonne nicht, die aus der Vereinigung des Herzens, der Naturen der Seele, fließt. Jene Zufriedenheit, die er einzeln genießen kann, mag ihm geben wer da will; jenes Glück, welches nicht von der Vereinigung der Naturen abhängt, mag er mit allen theilen! Aber dieſe? Nein! Was dieſe geben kann, das will er geben, das will er theilen! Und warum? Nur mit ihm kann es vollſtändig genoſſen werden! Es wäre ſelbſt für den zärtlich Geliebten nur ein mangelhafter Genuß, wenn er die Vereinigung der Naturen bey einem andern, als bey dem zärtlich liebenden, für ihn ganz geſchaffenen Weſen, aufſuchte!

Dieß iſt der Eigennutz, dieß iſt die Eiferſucht der Zärtlichkeit! Welcher Freund wird dem Freunde mißgönnen, daß er ſich in größeren Zirkeln von andern unterhalten finde, daß ihm von den Großen der Erde, vom Publico, Ehre bezeugt werde, daß ein Weib ſeine häuslichen Verhältniſſe beglücke! Aber welcher Freund wird es gleichgültig anhören, daß ein dritter gleiche Rechte mit ihm habe, der Vertraute derjenigen geheimſten Gedanken und Empfindungen des Freundes zu ſeyn, welche der Mann nur dem zärtlich geliebten Manne, das Weib nur dem zärtlich geliebten Weibe anvertrauet! Kann denn ein anderer den Freund eben ſo verſtehen, eben ſo fühlen? Und wie viel gerechtfertigter ſteht nicht noch in dieſem Punkte der Eigennutz und die Eiferſucht der Gatten!

Ach! es iſt nur Rauſch der Sinne und der Eitelkeit, wenn der zärtlich Geliebte die Umarmungen, die Freuden häuslicher Vertraulichkeit und geſelliger Diſtinktion, bey einem dritten mit dem Gefühle vereinigter Naturen zu genießen glaubt: es iſt kein dauerndes Glück! Nur der

zärtlich liebende kann ihm dieß Gefühl, dieses Glück vollständig gewähren! Warum verdirbt er sich seine Freuden?

So denkt, so betrügt sich vielleicht nur die zärtliche Liebe! So stellt sich ihr Eigennutz, ihre Eifersucht vor ihr selbst als uneigennützig dar! Hingegen die wirklich eigennützige Anhänglichkeit ist eifersüchtig auf alles, was dem Vereinigten Gutes widerfährt, sobald sie nicht Antheil daran hat, sobald sie nicht wenigstens das Gefühl erhält: er hat's von mir!

Die liebende Ergebenheit, welche nicht mit Zärtlichkeit verbunden ist, hat dieß zum Voraus, daß sie überhaupt nicht, oder weniger eifersüchtig ist. Der Diener gönnt dem Herrn jedes Glück, welches ihm nicht durch ihn widerfährt, welches er nicht mit ihm theilt; eben so das Kind seinen Aeltern; umgekehrt der Herr dem Diener, die Aeltern den Kindern, in so fern nehmlich die Anhänglichkeit dieser Personen nicht in Zärtlichkeit übergegangen ist. Dagegen aber opfern diese Personen auch weit weniger von ihrem Persönlichen auf, um den Geliebten zu beglücken; ihr Beytrag zu seiner Zufriedenheit wird nicht so von ihrem Innersten, Engsten, Nächsten genommen, wie bey der Zärtlichkeit. Wie ein mehreres geben der Freund, der Gatte, die zärtlichen Aeltern von ihrem isolierten Wohlstande, von ihrer isolierten Bequemlichkeit, Ruhe, Gesundheit, Vermögen, Erheiterung u. s. w. hin; wie viel näher nehmen sie es von ihrem Selbst weg, um es dem Geliebten zu geben! Gewiß, die Zartlichkeit ist in diesem Sinne viel uneigennützer als die liebende Ergebenheit!

Inzwischen nimmt die Zärtlichkeit doch einen besondern Charakter durch die Beymischung des ihr eigenen

Eigennutzes an. Sie läßt sich nicht bloß an derjenigen Theilung genügen, wodurch die liebende Ergebenheit die Wonne, den Geliebten glücklich zu wissen, zu ihrem Antheile erhält; nein, sie will zugleich durch Vereinigung der Naturen beglücken, und dabey ein und dasselbe Glück theilen; in einem und demselben Genuß mit dem Geliebten zusammentreffen.

Es ist wahr, die liebende Leidenschaft kann sogar so weit gehen, der Vereinigung der Naturen zu entsagen, nur um der Wonne des Bewußtseyns willen, den leidenschaftlich Geliebten beglückt zu haben. Allein dieser Fall, der den Charakter der Liebe, als wonnevolles Bestreben nach der Ueberzeugung von der Zufriedenheit eines Andern wieder begründet, gehört doch einem ganz andern und höheren Verhältnisse an.

Drittes Buch.

Von der Geſchlechtsſympathie *), und der Sympathie mit dem Gleichartigen.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Heiliger Trieb! beſtimmt von der Natur zur Erfüllung hoher Zwecke! Holder Trieb! Geber der höchſten ſinnlichen Freuden; Geber ſo vieler andern, die dem innern Menſchen gehören! Edler Trieb! Gegengewicht, mildernder Gefährte unſerer ſelbſtiſchen, zerſtörenden Triebe! Urſtoff der ſtärkſten Bande unter den Menſchen! Mittler älterlicher Zärtlichkeit! Beförderer heroiſcher Freundſchaft! Zeuger, Mehrer, Tröſter alles deſſen, was lebt und webt in der Natur! — Geſchlechtstrieb! Warum haben Unverſtand und Mißbrauch ſo oft deine wahren Züge in einem Afterbilde ent-

*) Ἀφροδίτη, Venus, bey den Griechen und Römern. Es iſt mir unbekannt, ob der Begriff der Sympathie mit dem Gleichartigen bey den Alten und Neuern durch einen beſondern Nahmen bezeichnet geweſen ſey.

ſtellt, und ſelbſt dem Gebrauche deines Nahmens den Vorwurf der Unanſtändigkeit zugezogen?

Jetzt, da ich tiefer in deine Natur einzudringen ſuche, zeige dich mir in Begleitung jener deiner Gefährten, Schamhaftigkeit und Anſtand, die ſich ſo gern im Menſchen zugleich mit dir entwickeln, und nur durch Rohheit oder Ausartung von dir getrennt werden. Und du, Liebe zur Wahrheit! laß mich nie vergeſſen, daß ſelbſt reine Seelen über die Wahl ihrer Ausdrücke wachen ſollen, und daß Unbeſcheidenheit dir eben ſo zuwider iſt als übertriebene Zartheit! Beyde ſtehen der Harmonie des ſittlichen Charakters, deinem erſten Geſetze und deinem höchſten Triumph im Wege! So werde ich mit jungfräulicher Hand nur den obern Mantel von der Natur abnehmen, und ihr den innern Schleyer nicht entziehen, der ihre Myſterien vor den Augen des Ungeweihten verhüllet, ohne ihre Umriſſe dem mehr Erfahrnen zu verſtecken! *)

*) Ich hoffe dieſen Grundſätzen getreu geblieben zu ſeyn, und wirklich hat die Sorge für den Ausdruck mir mehr Arbeit verurſacht als der Inhalt ſelbſt. Sollte aber demohngeachtet irgend Jemand ſo unbillig ſeyn, mir einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich dieſen Gegenſtand überhaupt berührt habe; für den habe ich nicht geſchrieben. Und wirklich würde ich auf die Bedingung, ganz über den Geſchlechtstrieb zu ſchweigen, das Werk nie unternommen haben. Zur Gründung des wahren Begriffs der edleren Liebe war es nöthig, den Begriff des Antheils, den der Körper daran nehmen muß, näher zu erörtern. Mit unſerer übertriebenen Zartheit haben wir es verwirkt, daß die Unſchuld ſich ſelbſt hintergangen, und der Spötter alle Seelenliebe verlacht hat. Unſern unbeſtimmten Begriffen über den Grad der körperlichen Geſchlechtsſympathie, der bey der Liebe, wie ſie Plato darſtellte, mitwirken darf, haben wir es zu ver-

Es iſt ein groſser Irrthum, — ein Irrthum, der bisher alle unſere Unterſuchungen über die Natur des Unterſchiedes zwiſchen dem Erhabenen und Anmuthigen gehemmt hat, — wenn wir die Verſchiedenheit der Geſchlechter und ihren gegenſeitigen Zug zu einander bloſs auf dasjenige Verhältniſs eingeſchränkt haben, worin ſich lebendige Creaturen gegenſeitig befinden. Vielleicht können ſchon lebloſe Körper in dieſem Verhältniſſe von Geſchlechtsverſchiedenheit, und mittelſt derſelben in einer genaueren Verwandſchaft mit einander ſtehen!

Doch, der Beweis dieſes Satzes liegt hier außer den Grenzen meines Zwecks. Offenbar aber ſtehen ſchon lebloſe Körper, welche durch ſinnliche Eindrücke auf uns wirken, mit der Reizbarkeit unſerer Sinnenorgane in dem doppelten Verhältniſſe der Geſchlechtsverwandſchaft und des Gleichartigen; und dieſer Satz wird mir bereits wichtig genug, um den Beweis davon in der Folge zu übernehmen.

Es iſt ein groſser Irrthum, — ein Irrthum, der bisher der Unterſuchung über die Natur des Unterſchiedes zwiſchen Freundſchaft und Geſchlechtsliebe ſehr im Wege geſtanden hat, — wenn wir die Geſchlechtsverſchiedenheit unter den Menſchen in dem Verhältniſſe derjenigen Perſonen gegen einander ausſchlieſſend aufgeſucht haben, welche durch Körperverbindung zur Fortpflanzung der Gattung beytragen können, und ihrer äußern Bildung nach als geſchickt dazu erſcheinen. Oft trägt diejenige Perſon, welche allgemeinen äußern

danken, daß wir ihren Lehrer nicht verſtanden haben. Kurz, ohne die Unterſuchung anzuſtellen, die ich zu unternehmen im Begriff bin, kann man viel Schönes über die Liebe dichten, aber man kann nicht darüber philoſophieren.

Kennzeichen nach zu den Frauenspersonen gerechnet wird, mehr männliche Anlagen an sich, als diejenige, welche man im gemeinen Leben zu den Mannspersonen zählt; und eben diese Verwechselung tritt oft bey unserm Geschlechte ein.

Mehr. Es ist falsch, daß nur die Körper eine Geschlechtsverschiedenheit zeigen, und vermöge derselben nach Verbindung streben! Nein! auch Seelen fühlen den Zug der Geschlechtsverwandschaft zu einander, und diejenige Zärtlichkeit, welche darauf beruht, ist weit verschieden von der Freundschaft zweyer Seelen von ähnlichen Geschlechtsanlagen.

Es ist falsch, es ist nicht wahr, daß der ursprünglichen Bestimmung der Natur nach die Triebe nach Körperverbindung sich nur auf solche Körper richten, welche in der Vereinigung mit einander zur Fortpflanzung geschickt sind. — Es ist nicht wahr, daß die Regsamkeit dieser Triebe allemahl an äußern Erscheinungen am Körper wahrgenommen werde, und daß der Zweck und die Begünstigung derselben in derjenigen Handlung bestehe, welche als die letzte Ursach jener Fortpflanzung der Gattung angesehen wird.

Wie wichtig sind alle diese Behauptungen zur wahren Bestimmung der Geschlechtsliebe und ihrer verschiedenen Modificationen, je nachdem Triebe des Körpers oder der Seele darin prädominieren! Wie wichtig zur Wegräumung so manchen Mißgriffe, der sich in die Erörterungen über Begeisterung und Schwärmerey für Schönheit und Vollkommenheit an todten, lebenden und übersinnlichen Gegenständen eingeschlichen hat!

O! daß bey meinen folgenden Untersuchungen die Unbestimmtheit der Begriffe des großen Haufens, oder

die falsche Richtung, welche die Bemühungen seiner Wegweiser genommen haben, die Armuth der Sprache, und die Rücksicht auf die Forderungen des Auslandes mir nicht zu viele Hindernisse in den Weg gelegt hätten! Wie schwer ist mir die Wahl des Ausdrucks geworden! Wie sorgsam habe ich gesucht, mich an bekannte Worte zu halten, welche das wahre Verhältniß der Sache wenigstens im Ganzen bezeichneten, und mir nur die Mühe übrig ließen, allgemeine Wahrnehmungen auf bestimmte Begriffe zurückzuführen! Aber wie selten hat mir dieß gelingen können! Ich habe mich nach langjährigen Bemühungen endlich doch begnügen müssen, eigene Bewegungen für neuentwickelte Begriffe zu erschaffen; zufrieden, nur durch eine gewisse Verwandschaft zwischen bekannten Nahmen und dem wahren Gehalt der Dinge der Aufmerksamkeit und dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen!

Zweytes Kapitel.

Vorläufige Bezeichnung der Geschlechtsverschiedenheit und des Gleichartigen, so wie der Sympathien, die darauf beruhen, um der Aufmerksamkeit bey der ferneren Untersuchung zu Hülfe zu kommen.

Die Begriffe von demjenigen, was Geschlecht, was Verschiedenheit des Geschlechts, was Hang zum Geschlechte heißt, sind, besonders nach allen Mißverständnissen die sich in diese Materie eingeschlichen haben, so schwer zu fassen, daß ich mir jedes Mittel erlauben darf, wodurch ich der Deutlichkeit näher zu treten, und der Aufmerksamkeit meiner Leser eine bestimmtere Richtung zu geben hoffen kann.

Der bequemste Weg, diese mit mir zur Erkenntniß desjenigen, was ich in diesen Stücken für Wahrheit halte, zu führen, scheint mir dieser zu seyn, von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen überzugehen; mithin die Erscheinungen des Hanges unsers Wesens nach Verbindung mit andern Gegenständen an den verschiedenen Bestandtheilen unsers Wesens, am Körper und an der Seele, so wie an den Aeußerungen ihrer Hauptvermögen und Kräfte im Einzelnen nachzuspüren: dasjenige, was der Geschlechtssympathie gehört, von demjenigen abzusondern, was der Sympathie mit dem Gleichartigen anzugehören scheint, und so zu einem allgemeinen Begriffe Beyder zu gelangen.

Dadurch hoffe ich dem Bedürfnisse nach Verständigung abzuhelfen. Aber es kommt zugleich darauf an, mir die Aufmerksamkeit meiner Leser zu sichern; und dazu scheint es nothwendig, selbst auf die Gefahr, in Wiederholungen zu fallen, sogleich das Resultat der künftigen Untersuchung hier voranzustellen.

Die Anlagen oder Fähigkeiten des Menschen können sowohl dem Körper als der Seele nach auf zwey Dispositionen zurückgeführt werden, deren eine seine Stärke, die andere seine Zartheit ausmacht. Beyde Dispositionen finden sich in jedem Menschen, er mag seinen äußern Kennzeichen nach zur Classe der Mannspersonen, oder zu der der Frauenspersonen gerechnet werden.

Zur Stärke des Menschen gehört sein Vermögen, hart angreifende Reitzungen für die Sensibilität seiner Sinnenorgane zu leiden, die feurige Wallung der Lebenskraft und Anstrengung der Lebenswerkzeuge zu dulden, sein Gemüth erschüttert, seinen Geist empor gehoben zu fühlen. Es gehört aber auch dahin seine

Kraft, ſich gegen andre Gegenſtände hart angreifend zu bewegen, ihnen die Wallung ſeiner Lebenskraft, die Anſtrengung ſeiner Lebenswerkzeuge mitzutheilen, ihr Gemüth zu erſchüttern, und ihren Geiſt emporzuheben. Mithin hat jeder Menſch ein leidendes Vermögen und eine thätige Kraft in ſich, die ſich unter dem Charakter der Stärke als eine beſondere Diſpoſition ſeiner Anlagen überhaupt ankündigen. Der Zuſtand, in den er durch die Wirkſamkeit dieſer Stärke geräth, iſt der einer leidenden oder thätigen Spannung.

Zur Zartheit des Menſchen gehört dagegen ſein Vermögen, ſanfte Reitzungen für die Senſibilität ſeiner äußeren Sinnenorgane zu leiden, die Allmählichkeit und Auflöſung der Lebenskraft und Lebenswerkzeuge zu dulden, ſein Gemüth erweicht, ſeinen Geiſt in leichter Spannung zu fühlen. Es gehört aber auch dahin die Kraft, auf andere Gegenſtände ſanft einzuwirken, und ihnen unſre Allmählichkeit, Auflöſung, Weichheit und leichte Schwingung mitzutheilen. Mithin birgt jeder Menſch ein leidendes Vermögen und eine thätige Kraft in ſich, die ſich unter dem Charakter der Zartheit als eine beſondere Diſpoſition ſeiner Anlagen überhaupt ankündigen. Der Zuſtand, in den er durch Wirkſamkeit ſeiner Zartheit geräth, iſt der einer leidenden oder thätigen Zärtelung.

Jeder Menſch birgt, wie geſagt, dieſe doppelte Diſpoſition ſeiner Vermögen und Kräfte in ſich, die in Rückſicht auf die ganze Gattung ſeiner Anlagen als zwey Geſchlechter derſelben anzuſehen ſind. In ſo fern aber die Menſchen mit dem ganzen Inbegriffe ihrer Anlagen, der ſich in jedem Einzelnen von ihnen findet, unter ſich, und in Rückſicht auf die ganze Gattung der

ndividuen betrachtet werden, findet ſich bey dem inen die Diſpoſition zur Stärke hervorſtechend vor der artheit, bey dem andern aber die Zartheit im Ueberge- ichte über die Stärke. Dieß begründet dann die Ein- eilung der menſchlichen Gattung in zwey Geſchlechter. er Menſch, bey dem die Stärke die Zartheit überwiegt, t Mann: der Menſch, bey dem die Zartheit über die tärke hervorragt, iſt Weib.

Wenn der Menſch, der ſich ſtark fühlt, ſich dem ſtar- n Menſchen nähert, um in der Verbindung mit ihm ine Stärke zu ergänzen; — ſo empfindet er Sym- athie mit dem gleichartigen Starken, der mit dem ähnlichen Geſchlechte in andern, und ſein uſtand wird der der reinen aber erhöheten Spannung.

Wenn auf der andern Seite der Menſch, der ſich art fühlt, ſich dem zarten Menſchen nähert, um in der Verbindung mit ihm ſeine Zartheit zu ergänzen; — o empfindet er Sympathie mit dem gleichar- igen Zarten, oder mit dem ihm ähnlichen Ge- chlechte in andern, und ſein Zuſtand iſt der einer rei- nen aber erhöheten Zärtelung.

Zuweilen gerathen die beyden Diſpoſitionen im Menſchen in Aufruhr, und er ſtrebt nach der vollkom- menſten Wirkſamkeit ſeiner Anlagen durch gleichzeitige Spannung und Zärtelung. Dann nähert er ſich einem andern Menſchen, dem er eine verſchiedene Miſchung der Diſpoſitionen von der ſeinigen, das heißt ein ver- ſchiedenes Geſchlecht zutrauet, um in der Verbindung mit ihm nicht bloß die eine oder die andere Diſpoſition ſeiner Anlagen, ſondern ihre Gattung im Ganzen zu verbeſ- ſern. Er empfindet alsdann Sympathie mit dem

Geschlechtsverschiedenen: Geschlechtssympathie, oder, wie man es billig nennen sollte, Gattungssympathie. Der Zustand, dem er nachstrebt, ist der einer gezärtelten Spannung; ein Zustand von überschwenglicher Wollust und Wonne wegen der erhöheten und ausgebreiteten Wirksamkeit beyder Dispositionen unserer Vermögen und Kräfte.

Inzwischen werden sich zwey den herrschenden Dispositionen nach ähnliche Menschen eben so wenig unter einander anziehen, als zwey Menschen, die den herrschenden Dispositionen nach verschieden sind, wenn nicht ein gewisses Wohlverhältniß zwischen ihnen Statt findet, das weder in der Aehnlichkeit noch in der Verschiedenheit ihrer Anlagen allein zu suchen ist. Es beruhet vielmehr in dem Gefühle, daß sie durch wechselseitige Mittheilung ihrer ähnlichen oder verschiedenen Dispositionen die Wirksamkeit ihrer Vermögen und Kräfte auf eine Art erhöhen können, die ihnen isoliert zu erreichen unmöglich wäre.

Sympathie mit dem Gleichartigen ist folglich Neigung des Menschen, seinem Wesen das Geschlechtsähnliche eines andern Wesens anzuarten. Der Starke will sich in der Verbindung mit dem Starken stärker, der Zarte mit dem Zarten zärter fühlen. Jener strebt dem Zustande der reinen erhöheten Spannung; dieser dem Zustande einer reinen erhöheten Zärtelung nach.

Geschlechtssympathie ist die Neigung des Menschen, seinem Wesen das Geschlechtsverschiedene eines andern Wesens anzugatten. Der Starke will sich zugleich zart, der Zarte zugleich stark fühlen. Jener erhält dadurch den Charakter geschmeidiger Stärke; dieser den Charakter

hebender Zartheit, und der Zuſtand, in dem ſie beyde zuſammentreffen, iſt der einer gleichzeitig leidenden und thätigen Spannung und Zärtelung.

Ich will jetzt dieſe Sätze im Einzelnen näher zu begründen und zugleich zu erläutern ſuchen. Es wird aber genug ſeyn, wenn ich die Aeußerungen der Geſchlechtsſympathie entwickle, die im Ganzen viel auffallender wahrgenommen werden, und dieſen die Aeußerungen der Sympathie mit dem Gleichartigen gelegentlich entgegenſtelle.

Erſter Abſchnitt.

Geſchlechtsſympathie des Körpers.

Drittes Kapitel.

Vorläufige Anzeige der dreyfachen Modificationen der Geſchlechtsſympathie des Körpers.

So wie wir bereits an lebloſen Körpern mehrere Modificationen der Wahlanziehung oder Affinität wahrnehmen, welche ſich bey ihrer Annäherung an einander auf ſehr verſchiedene Weiſe ankündigt; ſo dürfen wir auch bey animaliſchen Körpern eine dreyfache Modification der Geſchlechtsſympathie annehmen.

1) Die Anlage zur Ueppigkeit, — zu jenem Zuſtande einer überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Senſibilität unſerer äußeren Sinnenorgane,

und besonders derer der Tastung, wenn diese durch das Wohlverhältniß ihrer geschmeidigen Stärke zu der hebenden Zartheit der Oberfläche der Körper, in die sie sich einlagern, in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung gerathen.

2) Die Anlage zur Lüsternheit; — zu jenem Zustande einer überschwenglich wollüstigen Wirksamkeit der Lebenskräfte unserer ganzen thierischen Organisation, wenn diese durch das Wohlverhältniß ihrer geschmeidigen Stärke zur hebenden Zartheit der Organisation eines angenäherten belebten Körpers in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung geräth.

3) Der unnennbare Trieb oder die Anlage zum unnennbaren Genusse; — zu jenem Zustande einer überschwenglich wollüstigen Wirksamkeit der Bildungskraft unserer vegetabilischen Organisation, der unstreitig an ähnliche Gesetze wie die beyden vorigen Arten von Gefühlen gebunden ist, und einen ähnlichen Charakter mit sich führt, welches aber um des Anstandes willen nicht weiter ausgeführt werden darf.

Jene Ueppigkeit, jene Lüsternheit, dieser unnennbare Trieb sind Arten der Geschlechtssympathie, die oft stufenweise auf einander folgen, sich oft in umgeworfener Ordnung unter einander erwecken, oft aber auch in gar keinem Verhältnisse von Ursach und Wirkung zu einander stehen. Ueppigkeit ladet zur Lüsternheit, Lüsternheit zum unnennbaren Triebe ein: das ist der gewöhnliche Fall. Aber es ist auch nichts Ungewöhnliches, daß das Andringen der Bildungskraft die thierische Lebenskraft in Aufruhr setze, und diese wieder die Sensibilität auf

Univ. Bibl. München

eine analoge Weise ſtimmen. Ja, der unnennbare Trieb kann befriedigt werden ohne Lüſternheit und Ueppigkeit, und dieſe beyden können wieder jede einzeln und getrennt von ihren Gefährten wirken.

Viertes Kapitel.

Von der Ueppigkeit.

Ich bin bey meinen Studien über die äſthetiſchen Empfindungen ſehr oft auf den Unterſchied aufmerkſam geworden, den die Berührung verſchiedener Körper, wenn dieſe gleich bey allen angenehm war, auf meine Gefühlorgane hervorgebracht hat. Ich berührte harte, kalte Körper; den polierten Marmor oder Stahl; — allerdings ein wollüſtiges Gefühl, das mich aber zum Anſchmiegen nicht einlud. Ich erhielt die Wahrnehmung einer undurchdringlichen Glätte, wovon das Taſtungsorgan abgleitet. Es ſchien mir, daß meine Hand ſich den Eindruck zwar gern gefallen ließe, aber ſich ſeiner Ausbildung nicht entgegen böte. Ich berührte dann das ſeidene Haar gewiſſer Thierfelle, den weichen Stoff gewiſſer Gewänder; — wieder ein wollüſtiges Gefühl, aber von ganz verſchiedener Art! Meine Hand ließ ſich den Eindruck nicht bloß gefallen, ſie bot ſich ihm auch entgegen, ſie ſuchte ihn auszubilden! Aber anſchmiegen, anlagern, konnte ſie ſich nicht. Sie fiel durch, und der Mangel an Widerſtand gab ihr die Wahrnehmung des bloß Sanften. Endlich berührte meine Hand den weichen, aber aufgebläheten, ſchnellenden Polſter mit ſeinem ſammetnen Ueberzuge und ſeiner Füllung von Federn; — welch eine ganz verſchiedene Empfindung,

wollüstiger und zugleich bindender als die beyden vorigen! Hier ward meine Hand zum Anschmiegen und Einlagern aufgefordert; hier erhielt sie durch die Weichheit des Ueberzuges eine Reitzung, sich anzuneigen, und durch die Elasticität der Füllung, die sich ihr entgegen hob, eine zurückwirkende Spannung. Ich fand ferner, daß, je nachdem der Polster mir zu viel Widerstand oder zu wenig leistete, je nachdem die Wahrnehmung des rein Glatten, oder des rein Sanften sich vermehrte, das Ueberschwengliche in meinem Wollustgefühle und der Reitz, mich an ihn zu schmiegen, abnahm.

Was schloß ich daraus? Dieß: daß die Sensibilität, welche mit meinen Tastungsorganen verbunden ist, sich zuweilen gern gespannt, zuweilen gern gezärtelt fühlt, daß aber beyde Reitzungsarten, wenn sie bar und rein für sich wirken, weder so wollüstig noch so bindend an die Körper sind, welche sie erwecken, als jene andere Reitzungsart, wodurch meine Sensibilität zugleich gezärtelt und gespannt wird. Ich schloß ferner daraus, daß dieser letzte Zustand gleichzeitiger Spannung und Zärtelung seinen Grund in einem Wohlverhältnisse zwischen meinem Zustande beym Einnehmen der Empfindung und der Beschaffenheit des Körpers beym Geben haben müsse, und daß der Charakter der letzteren in dem Wohlverhältnisse seiner Nachgiebigkeits- und Widerstandsfähigkeit zu suchen sey.

Ich wandte diese Erfahrungen bald auf meine übrigen Sinne an, und es hat mir geschienen, daß bey ähnlichen Ursachen immer ähnliche Wirkungen erfolgt wären. In einem gleichen Grade von Klarheit konnten sie freylich nicht erscheinen, weil die körperliche Sympathie, oder die sinnliche Wahrnehmung eines Zusammenseyns

und einer accordierenden Lage fremder Körper mit dem Zustande des unsrigen, bey der Verbindung ihrer Oberflächen durch die tastenden Organe am schärfsten unterschieden wird. Allemahl aber blieben die Erscheinungen doch klar genug, um sie nach charakteristischen Merkmahlen von einander abzusondern. Der volle Glanz kann wollüstig auf mein Auge wirken; aber er strengt an, und der Blick zieht sich seinem Strahle nicht nach. Ganz etwas Aehnliches erfolgt beym Anblick greller Farben. Hingegen das sanfte Himmelblau und das Mondenlicht laden mein Auge ein, bey ihrem Scheine zu weilen. Aber welch ein erhöheter Reitz in jenem Anblick einer hellen Erleuchtung, deren Glanz ein dünner Schleyer mildert, oder der gebrochenen Strahlen der Sonne im Purpur des Morgens und des Abendhimmels! Hier bietet sich mein Auge nicht allein den Eindrücken gern entgegen; es fühlt sich auch durch die Mischung der Strenge mit der Milde des ergetzenden Schauspiels diesem entgegengehoben und entzückt!

Eine sommetrisch angeordnete Fläche spannt das Sehorgan, indem es ihre abgestufte Ausdehnung auf Ein Mahl auffaßt. Dieß Gefühl kann wollüstig seyn, wenn es von qualvoller Anstrengung frey ist. Aber mein Auge verfolgt nicht die Umrisse der regulär geordneten Fläche; es schmiegt sich mit seinen Blicken nicht an sie an; es läßt sich den anstrengenden Eindruck bloß gefallen. Hingegen verfolgt das Organ die geschlängelten Gestalten, welche eine andere Fläche überziehen, und ich fühle deutlich, daß es durch dieß freye Spiel gezärtelt wird. Wie viel entzückender aber ist nicht der Anblick eines gerundeten Körpers, einer Gruppe, wie sie etwa die Form der Weintraube dar-

bietet! Das Auge schlüpft mit Leichtigkeit an ihren Umrissen weg, verliert sich in den Sinuositäten ihrer Rundung, wird aber zugleich durch die Absinkungen ihrer hinter und unter einander geordneten Theile aufgehalten, und zum Zusammenfassen des Ganzen aufgefordert! Hier erst mischen sich sanfte Gefühle mit anstrengenden, und bringen jene nähere, innigere Verbindung des Auges mit der angeschaueten Form hervor.

Findet sich nicht etwas Aehnliches in der Wirkung der Töne auf mein Ohr! Stehen nicht der gezogene Ton der Flöte und der angreifende der Silberglocke in eben dem Verhältnisse zu einander, wie die Berührung des sanften Körpers zu der Berührung der Körper von undurchdringlicher Glätte? Oder wie das gedämpfte Licht der himmelblauen Farbe zu dem Glanze der rothen? Und ist es nicht der Laut der Menschenstimme oder der Harmonika, der beyde Vorzüge des flötenden Tönens und des silberhellen Klanges mit einander verbindet, und uns dadurch am reitzendsten scheint und am stärksten anzieht? Sind es nicht die ausgehaltenen Züge der Nachtigallskehle, die mit schmetternden Wirbeln wechseln, welche das Ohr zugleich dehnen und aufschwingen, und dadurch diesem Organe die höchsten und zugleich bindendsten Wollustgefühle zuführen?

Verhält sich nicht der Geschmack des brennenden Gewürzes zu dem der schmelzenden Pfirsche, wie der durchdringende Klang des einen Instruments zum weichen Tone des andern? Und ist nicht die Ananas darum von so überschwenglichem Wohlgeschmack, weil sie das Anstrengende des einen mit dem Auflösenden des andern verbindet? Eben diese Beobachtungen treffen auf gewisse Wohlgerüche zu, wenn wir den Eindruck, den bloß

pikante Salze auf unſre Geruchsorgane machen, mit dem des Roſendufts, und beyde wieder mit dem gewiſſer wohlriechenden Oehle und Specereyen vergleichen.

Alſo giebt es unſtreitig eine dreyfache Schwingung, in welche die Senſibilität unſerer Sinnenorgane verſetzt werden, und die dreyfache Wolluſtgefühle hervorbringen kann: reine Spannung, reine Zärtelung, und eine dritte höhere und bindendere, die aus einer Vermiſchung oder Vermählung der beyden erſten entſteht. Ich nenne die letzte: üppige Gefühle.

Da ich hier meine Aufmerkſamkeit bloß auf diejenige Modification unſerer Sinnlichkeit richte, die ich im erſten Buche körperliche Sympathie genannt habe; ſo will ich mich hier auch bloß auf die nähere Beſtimmung derjenigen ſpannenden, zärtelnden und üppigen Gefühle einlaſſen, wobey wir ein Zuſammenafficiertwerden, entweder eine Theilung des nehmlichen Zuſtandes mit dem belebten Körper, oder wenigſtens eine Uebereinſtimmung unſers Zuſtandes mit der Lage des neben uns beſtehenden unbelebten Körpers beachten.

Ich werde jetzt zeigen, daß die rein ſpannenden und rein zärtelnden Wolluſtgefühle der Sympathie mit dem Gleichartigen; — die üppigen aber der Geſchlechtsſympathie angehören.

Die zweyfache Reitzungsart der Senſibilität unſerer Organe, *) geſpannt und gezärtelt zu werden, ſetzt noth-

*) Empfindungsvermögen, Nervenkraft, Reitzbarkeit der Organe. Vergleiche Iehs Verſuch einer Anthropologie. Plattners neue Anthropologie. Sömmering vom Seelenorgan. Blouquet Skizze der Lehre der menſchlichen Natur. Ich habe

wendig zwey verſchiedene Diſpoſitionen derſelben oder Fähigkeiten zum Voraus, durch äußere Eindrücke zur Luſt oder Unluſt gereizt zu werden. Es ſey mir erlaubt, die eine unſre Straffheit oder unſere leidende Stärke zu nennen, weil wir vermöge derſelben fähig ſind, den Angriff zu dulden, ihm eine Art von Widerſtand zu leiſten, und uns von ihm anſtrengen, ſpannen zu laſſen. Die andere nenne ich unſere Zartheit oder leidende Geſchmeidigkeit, weil wir vermöge derſelben fähig ſind, uns ſanften Eindrücken zu überlaſſen, und von ihnen gezärtelt zu werden.

Mit dieſen beyden empfangenden Fähigkeiten unſerer Senſibilität müſſen nothwendig Beſchaffenheiten in den äußern Körpern correſpondieren, uns auf eine zweyfache Art zu reizen. Dieſe werden als thätige Kräfte angeſehen, und ich darf das Vermögen, uns zu ſpannen, dreiſt durch ihre Spannkraft, das, uns zu zärteln, dreiſt durch ihre Zärtelungskraft bezeichnen.

Wenn nun der kalte glatte Marmor uns wollüſtig reizt, ſo iſt der Grund offenbar nicht darin zu ſuchen, weil er uns das Gefühl der Auflöſung oder Zärtelung unſerer Organen giebt, ſondern darin, daß er unſere Organe anſtrengt und ſpannt. Seine Spannkraft wirkt daher nicht auf die Zartheit unſerer Senſibilität, ſondern auf ihre Straffheit oder leidende Stärke, die Wider-

das Wort Senſibilität der Organe gewählt, um mich theils auf die Frage nicht einzulaſſen, wo der Sitz der Reizbarkeit unſerer Sinne zu ſuchen ſey, ob in den Nerven ſelbſt, oder in einem lenſorio communi? theils um dieſe Senſibilität eben ſo wohl von der Irritabilität oder Lebenskraft, als von dem Gemüthe zu unterſcheiden.

ſtand zu leiſten, und durch Anſchauung zur Luſt gereizt zu werden fähig iſt.

Wenn dagegen das ſeidene Haar uns wollüſtig reizt, ſo iſt der Grund wieder nicht darin zu ſuchen, daß unſre Organe angeſtrengt, ſondern darin, daß ſie aufgelöſt, gezärtelt werden. Ihre Zärtelungskraft correſpondiert daher mit einer Zartheit oder leidenden Geſchmeidigkeit in uns, vermöge deren wir uns ſanften Eindrücken gern überlaſſen.

Es beruht aber nun wieder auf ausgemachter Erfahrung, daß nicht jeder Eindruck eines Körpers, der unſre Organe ſpannt, darum wollüſtig ſey. Im Gegentheil, manche kalte Glätte, mancher Schlag, manche Klemmung von einem Körper, der ſich an den unſrigen anlegt, ſind uns widrig. Eben dieß iſt der Fall mit mancher Berührung zäher Flüſſigkeiten, ſchlaffer Oberflächen animaliſcher und vegetabiliſcher Körper, die uns auf eine ekelhafte Art zärteln. Es giebt Menſchen, deren Organe ſo zart eingerichtet ſind, daß jeder ſpannende Eindruck von andern Körpern ihnen grob vorkommt; es giebt andere, deren Organe ſo ſtark geformt ſind, daß jeder zärtelnde Eindruck ihnen ſchlaff ſcheint.

Zuweilen paßt der Eindruck den wir erhalten, nur nicht in die gegenwärtige Stimmung der Senſibilität unſerer Organe, z. B. das Auge umfaßt den Anblick einer ganz geradlinig angeordneten Fläche, und wird dadurch geſpannt; auf ein Mahl miſcht ſich eine Schlangenlinie dazwiſchen, die es zärtelt; oder umgekehrt, das Auge durchläuft die geſchlängelten Linien einer mit Krümmungen überzogenen Fläche; auf ein Mahl miſcht ſich eine gerade Linie dazwiſchen; ſo wird in beyden Fällen die Stimmung, worin gerade die Senſibilität unſers

Auges war, auf eine unangenehme Art unterbrochen. Auffallender wird dieß noch, wenn die Taſtungsorgane an einem harten Körper hinfahren, und ſchnell auf Weichheit fallen; oder umgekehrt, wenn ſie beym Streicheln eines ſanft zu berührenden Körpers den Widerſtand der Härte finden. Eben ſo widrig iſt es dem Ohre, wenn ein Mollton in den reinen Duraccord, ein Durton in den reinen Mollaccord eingemiſcht wird.

Damit alſo die reitzende Kraft der äußeren Körper unſere Senſibilität zu Gefühlen der Luſt auffordere, wird nothwendig ein Wohlverhältniß zwiſchen beyden zum Voraus geſetzt, vermöge deſſen wir nicht anders afficiert werden, als unſere Einrichtung im Ganzen, oder unſre gegenwärtige Stimmung es zuläßt.

Dieß Wohlverhältniß kann von doppelter Art ſeyn:

Entweder es liegt in der Ergänzung, Vermehrung, Vervollſtändigung der einen oder der andern reinen Diſpoſition unſerer Senſibilität, der reinen Stärke, der reinen Zartheit;

oder es liegt in der Schöpfung einer neuen Diſpoſition, worin Stärke und Zartheit zuſammen wirkſam ſind, ohne ſich einander zu ſtören.

Die Wirkung des erſten Wohlverhältniſſes ließe ſich mit dem Wohllaut des Einklangs, (Uniſons) vergleichen; die des zweyten mit dem Wohllaut des Zuſammenklangs, (der Harmonie.) Jene empfinden wir in den rein ſpannenden und rein zärtelnden Wolluſtgefühlen, dieſe in den üppigen.

Zuerſt von den rein ſpannenden und rein zärtelnden Wolluſtgefühlen.

Wir müſſen annehmen, daß wir das Bewußtſeyn von einem Vollſtändigkeitspunkte für unſere Senſibilität

und ihre Modificationen haben, der ihr zugleich zum Sättigungspunkte dient. Wir wollen gespannt oder gezärtelt seyn, um unsere Sensibilität in gehöriger Straffheit oder Zartheit zu fühlen. Aber nur bis auf einen gewissen Punkt. So lange dieser noch nicht erreicht ist, fühlen wir einen gewissen Mangel, und nehmen daher gern spannende oder zärtelnde Eindrücke von andern Körpern an. Aber so bald dieser erreicht ist, so sind wir auch gesättigt, und stoßen die ferneren Eindrücke ab.

Gesetzt also, wir kommen mit einem Körper in Verbindung, der uns über den Sättigungspunkt hinaus spannt, so wird der Eindruck übermäßig und widrig; und eben so verhält es sich mit den Körpern, die uns übermäßig zärteln.

Diese Behauptung kann niemand in Zweifel ziehen, der einige Beobachtungen darüber anstellen will, wie uns das Umfassen des kalten, glatten Marmors oder Stahls wollüstig spannt, wie hingegen die Berührung des Eises durch seine übermäßige Kälte uns widrig erschüttert; — wie wir die Berührung des zarten Zobelpelzes lieben, hingegen vor der Berührung der Oberfläche eines schmierigen Körpers mit Ekel zurückschaudern.

Hierauf beruht die Sympathie unserer Organe mit gleichartigen Körpern. Unsere leidende Stärke stößt auf eine ihr wohlgefällige Spannkraft, unsere Zartheit auf eine ihr wohlgefällige Sanftheit. Wir finden zwischen unserm Zustande und der Eigenschaft des äußern Körpers eine Gleichartigkeit, die uns angenehm ist, weil sie durch einen Zusatz von Wirkung auf uns diejenige Modification unserer Sensibilität verbessert, in der wir schon waren, oder in die wir zu gerathen suchen. Nähern wir uns, um gespannt

oder gezärtelt zu seyn, Körpern, die uns in den Zustand, dem wir dermahlen nachstreben, nicht versetzen können, so lassen wir sie gleichgültig liegen; wirken sie anders auf uns, als wir es wünschen, oder übertreiben sie die Wirkung, so fliehen wir vor ihnen zurück.

Dieß liegt bey den rein spannenden oder rein zärtelnden Wollustgefühlen zum Grunde, wovon ich oben die Beyspiele angeführt habe.

Ganz verschieden ist hiervon die Ueppigkeit: jener Zustand einer überschwenglich wollüstigen Wirksamkeit der Sensibilität unserer äußeren Sinnenorgane, und besonders derer der Tastung, wenn diese in gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung durch das Wohlverhältniß ihrer geschmeidigen Stärke zu der hebenden Zartheit der Oberfläche anderer Körper, in die sie sich einlagern, gerathen.

Der Zustand der Spannung und der Zärtelung unserer Organe hängt offenbar nicht bloß von ihrer leidenden, bloß einnehmenden Wirksamkeit, sondern auch von ihrer thätigen, auf die äußern Körper einwirkenden Kraft ab. Es ist offenbar, daß meine Hand nicht bloß den Angriff des reitzenden Körpers aushalten, und sich dadurch spannen lassen, sondern daß eben diese Hand auch ihn angreifen, in ihn eindrücken, und dabey sich selbst spannen könne. Eben so unläugbar ist es, daß meine Hand sich nicht bloß der sanften Berührung des reitzenden Körpers hingebe, und sich dadurch zärteln lasse, sondern daß sie auch ihn sanft behandeln, und sich dabey zärtlich fühlen könne. Ich nenne diese beyden Dispositionen unserer Sensibilität zur thätigen Spannung und thätigen Zärtelung ihre thätige Stärke und ihre thätige Geschmeidigkeit.

Nun kann es leicht geſchehen, daß unſere Organe in den Zuſtand der gleichzeitigen leidenden und thätigen Spannung gerathen, und dieſer Zuſtand iſt unter allen, die wir für die Senſibilität unſerer Organe kennen, der vollkommenſte. Denn er giebt uns zu gleicher Zeit den Genuß der leidenden und thätigen Wirkſamkeit, der Anſtrengung und der Auflöſung unſerer Organe. Das Leidende in dieſem Zuſtande darf man dann ſehr wohl mit dem Nahmen der zezärteſten Spannung; das Thätige darin aber mit dem Nahmen der geſchmeidigen Stärke bezeichnen. Dieß Thätige nimmt alsdann den Charakter einer inhärierenden Eigenſchaft, jenes Leidende aber den Charakter einer Lage, einer Erſcheinung an. Die äußere Wirkung iſt die engſte Verbindung mit dem Körper, das wirkliche oder wenigſtens ſo gefühlte Einlagern in denſelben.

Ein harter Körper, mit dem wir uns in Verbindung fühlen, kann dieſen Zuſtand nicht erwecken, oder wenigſtens nicht zur Vollſtändigkeit bringen. Das Umfaſſen des kalten, undurchdringlichen Marmors hemmt alles Beſtreben unſerer Muskeln in ihn einzugreifen. Der Eindruck, den er auf uns macht, wird als bloß leidend und als rein ſpannend beurtheilt, und wenn wir ihn wirklich ſo ſtreicheln, als ob wir auf ihn einwirken und von ihm gezärtelt werden könnten, ſo gehört dieſe Empfindung einer erkünſtelten Stimmung, und nicht der unmittelbaren Senſibilität des Taſtungsorgans.

Hingegen weiche Körper, die ſich leicht eindrücken laſſen und uns zärteln, geben unſern Muskeln einen freyeren Schwung nach Außen hin, und fordern dieſe zum Eingreifen auf. Man darf nur an die unwillkührliche Bewegung, an das Spiel denken, in welches unſre

Finger gerathen, wenn wir feidne Haarlocken berühren. Inzwischen wird dieſe Irritation unſerer Muskeln zum Eingreifen ſich ſehr bald in den bloßen Uniſon der reinen Zärtelung, und dadurch in den Zuſtand des ruhigen Einnehmens verlieren, oder wohl gar widerlich werden, wenn der Körper, auf den wir wirken, neben ſeiner Weichheit nicht zugleich eine Widerſtandsfähigkeit, etwas Schnellendes und Hebendes wahrnehmen läßt, das bey uns das Gefühl eines duldenden Entgegenlegens und zärtlichen Zurückwirkens von ſeiner, und einer allmähligen Anſtrengung und eines geſchmeidigen Ueberwindens von unſerer Seite hervorbringt. Hierdurch entſteht erſt die Wahrnehmung einer leidenden Lage in ihm, die mit unſerm leidenden Zuſtande gleichartig iſt, nehmlich gezärtelte Spannung; und einer thätigen Eigenſchaft in ihm, die von unſerer thätigen Eigenſchaft verſchieden, aber doch mit dieſer verwandt iſt. Wir legen ihm ein Vermögen bey, zurückzuwirken, das wir ſein Hebendes nennen: und eine Fähigkeit, unſre Angriffe zu leiden, die wir ſeine Zartheit nennen, und finden nun dieſe hebende Zartheit im Wohlverhältniſſe zu unſerer geſchmeidigen Stärke.

Man darf nur die geringſte Aufmerkſamkeit auf die Verſchiedenheit der wollüſtigen Empfindungen wenden, mit denen uns eine ſtraff aufgeblähte Blaſe, die keinen Eindruck leidet, oder ein ſchlaffer Schlauch, der keinen Widerſtand leiſtet, oder endlich ein weicher aber ſchnellender Polſter bey der Berührung afficieren, um die Richtigkeit der obigen Bemerkungen zu fühlen. Nur dieſer letzte giebt uns eine wirklich üppige Empfindung, und welchen Charakter hat ſie? Offenbar den der Beziehung einer Eigenſchaft dieſes Körpers auf eine

Eigenschaft des unsrigen, die mit dieser in Verwandschaft steht, aber ihr nicht gleich ist, der hebenden Zartheit auf die geschmeidige Stärke, die beyde in der übereinstimmenden Lage einer gezärtelten Spannung, die wir empfinden, und dem unbelebten Körper durch Assimilation beylegen, zusammentreffen. Die äußere Wirkung ist das Einlagern in den Polster: die engste Verbindung mit ihm.

Hieraus folgt, daß Ueppigkeit, besonders der Tastungsorgane, den wahren Charakter einer Wollust der Geschlechtssympathie an sich trägt, denn wir vermählen hier in uns Gefühle, die der Art nach verschieden, der Gattung nach aber gleich sind. Sie gehören beyde zu unserer Sensibilität, aber zu ihren verschiedenen Dispositionen. Wir legen dem angenäherten Körper Eigenschaften bey, die wir an unsern Organen finden: Fähigkeit zu empfangen und Kraft zu wirken; leidende und thätige Stärke, die wir sein Hebendes nennen; leidende und thätige Geschmeidigkeit, die wir seine Zartheit nennen. Wir finden aber diese Eigenschaften bey ihm in einer ganz andern Mischung, folglich auch von anderer Beschaffenheit als bey uns. Bey ihm praedominiert die Zartheit, bey uns die Stärke; aber er hat doch Stärke genug, sich uns entgegen zu heben; wir haben Geschmeidigkeit genug, seiner Zurückwirkung nachzugeben. Hierdurch entsteht das Gefühl: wir sind von einer Gattung, aber nicht von einem Geschlecht. Demohngeachtet strebe ich nach Verbindung. Warum? Weil ich meinen Zustand durch Aneignung seiner Eigenschaften und Versetzung in seine Lage verbessern, und indem ich die Vorzüge beyder Arten in mir vereinige, meine Sensibilität zu einer Stufe von vollkommener Wirksamkeit

bringen will, die nur der Gattung, nicht dem einzelnen Geschlechte von Empfindungen angehören kann.

Man kann noch folgende Charaktere der Ueppigkeit festsetzen. Sie zieht immer mit einer grösern Lebhaftigkeit, mit einem gewissen Grade von Unruhe zu den Körpern hin, die sie erwecken. Das rein Zarte, rein Starke führt diese Unruhe nicht mit sich. Die Wollustgefühle, welche diese in uns erregen, sind viel gemäßigter. Wir bleiben, was wir waren, wir vervollständigen nur unsere Stimmung, und zwar durch leidendes, duldendes Empfangen. Hingegen bey der Ueppigkeit wird die Stimmung unserer Sensibilität zur Stärke oder Zartheit die wir haben, aufgelöst: sie geht in eine andere über, die von beyden etwas an sich trägt: und wir streben, wir wirken ein.

Ueppigkeit ist bindender an die Gegenstände die sie erwecken, als der rein gespannte oder gezärtelte Zustand. Sie strebt stärker nach Dauer der Verbindung und Ausbildung ihres Genusses: Sie lagert sich ein!

Ueppigkeit kommt allen unsern Organen zu, aber dem der Tastung liegt sie am nächsten.

Solchemnach würde es eine völlig unrichtige Vorstellung seyn, wenn wir das Gefühl der körperlichen Ueppigkeit für eine Wirkung der Ideenassociation mit dem unnennbaren Triebe halten, und annehmen wollten, daß der Polster, die Weintraubengruppe, der Ton der Harmonika, u. s. w. uns an die Mittel zur Befriedigung jenes Triebes, oder an die Stimmung, welche wir während desselben empfinden, erinnerten.

Freylich zeigt sich die Ueppigkeit nie auffallender, als in dem Verhältnisse, worin der Mann, der als fähig zum Gatten anerkannt wird, zum Weibe, der Gattin,

ſteht. Aber woran liegt dieß? Bloß daran, daß der Reiz des weiblichen Körpers gerade durch hebende Zartheit, ſo wie die Senſibilität der Organe des Mannes durch Anlage zur geſchmeidigen Stärke charakteriſiert wird. Die Temperatur des letzten iſt gewöhnlich ſtark, und der Hang nach Spannung iſt ihm vorzüglich eigen. Aber er hat auch eine Zartheit an ſich, und der Zuſtand der Zärtelung, wodurch ſeine Stärke geſchmeidig wird, iſt ihm äußerſt angemeſſen. Den Trieb darnach befriedigt nichts ſo ſehr, als der Eindruck des üppigen Reizes am weiblichen Körper.

Das männliche Auge dehnt ſich den geſchlängelten Linien der Umriſſe des weiblichen Körpers nach, wiegt ſich in die ſanften Uebergänge ſeiner Carnation ein, während daß die Windungen der Ründung, die Lebhaftigkeit des Augenglanzes, des Wangenroths und der Haarfarbe, die Sehkraft in ſteter Regſamkeit erhalten. — Das Organ des Gehörs bey dem Manne zieht ſich dem flötenden Tone der weiblichen Stimme nach, deren Silberklang eben dieß Organ zugleich zu ſtärkeren Schwingungen weckt. — Endlich laden die rundliche Völligkeit des weiblichen Baues, der Sammet der zarten Haut, zum Anſchmiegen und Streicheln ein, indem die Muskeln ſich zugleich elaſtiſch dem Eindruck entgegen heben.

So hat die liebende Natur, welche die Körperwelt überhaupt an die empfindende Creatur, aber beſonders das Weib an den Mann durch Ueppigkeit binden wollte, die hebende Zartheit vorzüglich über den Körper des Weibes ausgegoſſen, und dem Nervenſyſtem des Mannes in hervorſtechender Maſſe die Anlage zur geſchmeidigen Stärke verliehen. Aber der üppige Reiz iſt nicht allein

dem Weibe eigen, und das Vermögen, dadurch angezogen zu werden, nicht dem Manne allein. Mann und Weib, Greiſe und Kinder, alle mit Senſibilität begabte Körper huldigen der Ueppigkeit. Seht! wie das Mädchen, noch weit unter der Stufe der Pubertät, unbekannt mit dem unnennbaren Triebe, das aufgeblähte, weiße und zarte Fleiſch kleiner Kinder von beyderley Geſchlecht zu ſtreicheln, und die Hand mit zärtelnder Spannung in daſſelbe einzulagern liebt! Seht! wie Weiber auf jeder Stufe des Alters für die Geſtalt einer zartgebaueten Schönheit, es ſey in der Natur oder im Bilde, immer mehr Vorliebe empfinden, als für die ernſtere des ausgewachſenen Mannes, wenn anders nicht die Lüſternheit erwacht, oder moraliſche Vorſtellungen im Wege ſtehen. Wo ſie ſich auf bloße Anſchauung der äußern Formen beſchränken, da wird der weibliche, üppige Bau des Körpers, Völligkeit der Rundung, Zierlichkeit der Umriſſe, lebhafte und zugleich ſanfte Carnation, ſelbſt am männlichen Körper, immer das Anziehendſte für ſie ſeyn. Die Statue des Apollo von Belvedere rührt ſie nicht ſo ſtark, als die Statue des Ganymeds und das Mädchen, das als Mann verkleidet iſt, erſcheint ihnen reitzender als der ſchönſte Jüngling. Was wir Männer weibiſch, zu zart, weichlich nennen würden, giebt den Weibern das Gefühl der Ueppigkeit, in Formen, Tönen, Gerüchen, Nahrungsmitteln, u. ſ. w: und wo dieß nicht der Fall ſeyn ſollte, wo ſie etwas ſchal, abgeſtanden finden; da iſt gewiß entweder das gehörige Verhältniß zwiſchen der geſchmeidigen Stärke ihrer Senſibilität und der hebenden Zartheit des einwirkenden Körpers nicht vorhanden; oder es miſcht ſich etwas Fremdes ein, was zur Ueppigkeit des Körpers nicht gehört, ſondern ſchon

einen Fortsatz der Geschlechtssympathie, Lüsternheit, oder gar den unnennbaren Trieb ahnden läßt.

Und so können uns alle todte und lebendige, belebte und unbelebte Körper in den Zustand der Ueppigkeit versetzen. Denket an die Korinthische Säulenordnung, die Pracht und Weichlichkeit vereinigt, zarter wie die Dorische, pikanter wie die Jonische! Denket an die Lydische Tonart, die Plato aus seiner Republik verwies, weil sie bey ihrer Lebhaftigkeit zugleich zu viel Weichliches an sich trug.

Doch hier kann die Empfindung des Urhebers, welche diese Werke beseelte, vielleicht ähnliche in unserer Seele erwecken, und so auf den Körper zurückwirken. Aber ist dieß der Fall mit der leblosen Natur? Ach! üppig fühlen wir schon das schattige Obdach des Baumes, dessen Gipfel die Sonne beleuchtet, und dessen Fuß einen aufgeblähten Mooosteppich zum Lager darbietet! Ueppig fühlen wir so manchen Ton der Bewohner der Lüfte, so manche Temperatur der Luft, so manches Wallen der Gestalten!

O ihr leblosen und belebten Körper unter einander alle! hebende Zartheit, geschmeidige Stärke, sind eure anziehenden Pole! Die Sympathie mit dem gleichartigen Starken oder Zarten ist schwach, ist wenig bindend für alle unsere Sinne. Vielleicht sind sie alle, außer dem der Tastung, dieser sympathetischen Gefühle mit dem Gleichartigen nicht einmahl fähig; sie kennen nur Geschlechtssympathie! Nur durch Ueppigkeit werden ihre Organe zum Zusammenruhen und Anschmiegen eingeladen. Ueppigkeit allein ist der Magnetismus, der Auge, Ohr, Geruchorgan, und selbst den Gaumen an leblose Körper mit lebhafterer Thätigkeit anzieht, und

ſie noch eine andere Verbindung kennen lehrt, als diejenige, welche gieriges Verzehren oder Ergetzen aus der Ferne mit ſich führen. Sogar die Zunge weilt länger bey dem Auskoſten der Speiſe, die mit pikantem Reitze allmählig auf ihr zerſchmilzt! Und dieſe Ueppigkeit! — Ja! ſie iſt die erſte Stufe der Geſchlechtsſympathie zwiſchen den Menſchen; ſie iſt eine mit der Lüſternheit verwandte Kraft.

Fünftes Kapitel.

Lüſternheit des Körpers. *)

Ich wiederhole hier was ich ſchon geſagt habe: Lüſternheit iſt jener Zuſtand einer überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Lebenskraft unſerer ganzen thieriſchen Organiſation, wenn dieſe durch das Wohlverhältniß ihrer geſchmeidigen Stärke zur hebenden Zartheit der Organiſation eines angenäherten belebten Körpers in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung geräth.

Es iſt alſo hier nicht bloß von der Senſibilität unſerer äußeren Sinnenorgane die Rede, ſondern von der Lebenskraft der ganzen thieriſchen Organiſation. Dieſe geräth bey der Lüſternheit in Aufruhr. Wir ſtre-

*) Das eigentliche Wort iſt Laſcivität. Allein da dieß ſo wie der Deutſche Ausdruck, der jene Lateiniſche Benennung völlig wiedergiebt, eine unſittliche Nebenbedeutung erhalten hat, ſo habe ich mich deſſen enthalten müſſen. Ohnehin haben Thummel und einige andere unſerer klaſſiſchen Schriftſteller das Wort „Lüſternheit" bereits in ähnlicher Bedeutung gebraucht.

ben auch hier nicht mehr nach Verbindung mit lebloſen, ſondern mit belebten Körpern, denen, ſo wie uns, eine thieriſche Organiſation, nur von verſchiedener Beſchaffenheit, eigen iſt.

Die Lüſternheit zeigt ſich gemeiniglich, aber nicht unbedingt, als Folge der Ueppigkeit, und als Vorläuferin des Triebes nach derjenigen engſten Verbindung der Körper, woran die Natur die Fortpflanzung ihrer Geſchöpfe gebunden hat. Sie begleitet oft dieſen Trieb bis zu dem Augenblicke, worin er vollſtändig befriedigt wird. Eine Anſtrengung aller Werkzeuge des Lebens, die mit ihrer üppigen Ausdehnung wechſelt, ein ſtärkeres Einziehen und Verhalten des Athems, ein ſchnelleres Kreiſen des Bluts durch beengte Gefäße, und überhaupt eine gleichzeitige Hemmung und Unruhe unſers ganzen organiſchen Weſens, bezeichnen das Erwachen der Lüſternheit. Ein fieberhafter aber überſchwenglich wollüſtiger Schauer charakteriſiert ihren Genuß, wenn ſie den Körper, mit dem ſie ſich in Verbindung zu ſetzen wünſcht, berührt, und das Erwachen eines ähnlichen Zuſtandes in ihm gewahr wird.

Dieſe Lüſternheit gehört, wie geſagt, zur Geſchlechtsſympathie; ſie iſt an ähnliche Geſetze mit der Ueppigkeit gebunden.

Unſere Lebenskraft, oder die Irritabilität unſerer ganzen thieriſchen Organiſation, *) ſetzt eine doppelte

*) S. Jehs Verſuch einer Anthropologie. 1. Theil, 2. Hauptſtück §. 41. Ich nehme das Wort: Lebenskraft oder Irritabilität für das Princip der Bewegung der thieriſchen Organiſation, das offenbar vom Mechanismus verſchieden iſt. Uebrigens laſſe ich mich nicht darauf ein, woher ſie rühre, und worin ſie liegt. Genug, die Lebenskraft äußert ſich anders als das Em-

Anlage zur leidenden und thätigen Spannung, und zur leidenden und thätigen Zärtelung zum Voraus. Die erſte möchte ich die ſtärkere, die andere die zärtere Diſpoſition unſerer Lebenskraft nennen.

Der Beweis dieſer doppelten Diſpoſition unſerer Lebenskraft läßt ſich nicht anders als aus der Verſchiedenheit ihrer Wirkungen erkennen; die Kraft ſelbſt entgeht unſern Wahrnehmungen. Aber wer hat es nicht bemerkt, daß wir ſo gut das Gefühl einer wollüſtigen Wallung als das einer wollüſtigen Allmähligkeit, ſo gut einer wohlbehagenden Anſtrengung als Auflöſung der Lebenskraft und ihrer Werkzeuge fähig ſind! Denkt euch in dem Augenblicke nach dem Genuſſe ſtärkender Nahrungsmittel, geiſtiger Getränke, mäßiger Bewegung, — mit welcher Schnelligkeit ſtrömt euer Blut, wie findet ihr alle eure Fibern und Gefäße ſo ſchlank, und wie angenehm iſt euch dieſer Zuſtand! Denkt euch dagegen in dem Augenblicke des Erwachens nach einem erquickenden Schlafe, oder des Dehnens auf einem ſanften Lager, — wie fühlt ihr euer Blut ſo allmählig fließen und eure Fibern und Gefäße ſo geſchmeidig, ſo weich! Und auch dieſer Zuſtand iſt wohlbehagend! Vergleicht die Wirkung, die ein kaltes und wieder ein warmes Bad, ein ſchnell erſchütterndes, ein ſanft allmähliges Reiben, auf den innern Bau euers Körpers machen! Können nicht beyde höchſt wollüſtig für euch ſeyn?

So im geſunden Zuſtande! Aber ſelbſt im kranken, der aus einem Uebermaße von Irritabilität entſteht, giebt

findungsvermögen, die Senſibilität, die an den äußern Sinnenorganen zunächſt empfunden wird.

s eine Ausgelaſſenheit, die angeſpannt, und eine ndere, die aufgelöſt und ſchmelzend iſt. *)

Laßt uns folglich auch hier den zweyfachen Zuſtand einer Spannung und Zärtelung unſerer Lebenskraft annehmen.

Es iſt unläugbar, daß jeder dieſer beyden Zuſtände n unſerm Körper durch Annäherung an andere belebte örper, bey denen ſich die eine oder die andere Diſpoſition in Wirkſamkeit befindet, erweckt und erhöhet werden könne. Aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß wir en Zuſtand, in dem ſich unſere Lebenskraft befindet, in ndre übergehen laſſen können. Wärme und Kälte, Bewegung und Ruhe theilen ſich mit. Seht die Mutter, deren Wange die erhitzte Wange des ſchlafenden Säuglings berührt, deren Buſen das Klopfen ſeines Herzens fühlt; bald ſticht ſie eine ähnliche Wallung an, bald fühlt ſie ihr Herz dem ſeinigen mit ähnlichem Aufſchlag ſich entgegenheben. So nimmt ſie leidend ſeinen Zuſtand an. Aber ſie kann ihm auch den ihrigen mittheilen. Der wallende oder allmählige Zuſtand ihres Bluts, die heftigere oder mildere Bewegung ihrer Fibern, wird die Lebensgeiſter des Säuglings bald erhöhen, bald beſänftigen. Nicht das allein! Indem ſie auf ihn einwirkt, kann ſie die eine oder die andere Diſpoſition ihrer eigenen Lebenskraft verſtärken, verbeſſern; ſie kann ſich feuriger, angeſtrengter fühlen, indem ſie ihn ſtärker an ihren Buſen drückt; ſie kann ſich milder, ruhiger fühlen, indem ſie ihn auf ihrem Schooße einwiegt. So gewinnt ſie, indem ſie thätig mittheilt. Ja! Oft kann durch die Verbindung der

*) Plattners N. Anthropologie §. 663. 724. und 1303.

Körper eine Naturalisation der Wirksamkeit der Dispositionen, eine neue Temperatur in jedem Körper für sich entstehen, in der sich Stärke und Zartheit mit einander vermählen.

Jeder Mensch birgt in sich doppelte Disposition zur Stärke und zur Zartheit der Lebenskraft; aber nicht jeder besitzt sie in einem gleichen Verhältnisse zusammen gemischt. Bey dem einen steht die starke Disposition weit über der zarten, bey dem andern die zarte über der starken.

Unstreitig kündigt sich die herrschende Disposition der Lebenskraft, die eine analoge Beschaffenheit der innern Werkzeuge des Lebens voraussetzt, bereits den Sinnen durch die Formen der äußern Hülle an. Da wo die stärkere prädominiert, werden Zellgewebe, Knochen, Haut fester; da wo die zärtere prädominiert, lockerer erscheinen: und es ist höchst wahrscheinlich, daß eine ähnliche Verschiedenheit auch in die Atmosphäre übergeht, die einen jeden Körper umgiebt.

Der Körper, der Stärke und Festigkeit im Uebergewicht über Zartheit und lockerer Beschaffenheit besitzt, wird sich den Sinnen und dem Gemüth bey dem Eindruck und der Vorstellung, die er hervorbringt, als geschmeidige Stärke ankündigen. Der Körper, der im umgekehrten Verhältnisse steht, als hebende Zartheit. Dennoch muß das Verhältniß, worin beyde Dispositionen in jedem Körper für sich stehen, ein Wohlverhältniß seyn, wodurch das Gefühl der freywirkenden Lebenskraft allein erhalten werden kann. Jeder Körper sieht den Zustand eines Mangels an einem gehörigen Zusatze von Zartheit zu seiner herrschenden Stärke, wodurch er sich überspannt fühlen würde; jeder Körper

ſieht den Zuſtand eines Mangels an gehörigem Zuſatze von Stärke zu ſeiner Zartheit, wodurch er ſich erſchlaft fühlen würde. Tritt dieß Gefühl ein, ſo ſuchen wir Mittel auf, uns im Zuſtande der Elaſticität unſerer Lebenskraft, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zu erhalten. Seht, wie dem rohen Südländer, der ſo geneigt zur Auflöſung ſeiner Lebenskraft iſt, der Genuß erhitzender Nahrungsmittel zum Bedürfniß wird. Seht, wie der rohe Nordländer, der ſo geneigt zur Anſtrengung ſeiner Lebenskraft iſt, ihre Auflöſung in heißen Bädern nachſucht.

Wir laſſen uns aber nicht bloß daran genügen, das gewöhnte Wohlverhältniß der beyden Diſpoſitionen unſerer Lebenskraft, worauf ihre ungehemmte Wirkſamkeit beruht, zu bewahren; nein! wir werden zuweilen übermüthig in dem Gefühle unſerer Animalität, und ahnden einen Zuſtand ihrer vollkommenſten Wirkſamkeit. Wir wollen zu gleicher Zeit geſpannt und gezärtelt, empfangend und thätig, und alles dieß im höchſten Grade ſeyn. Wenn die thieriſche Ahndung eines ſolchen überſchwenglichen Wohlſeyns erwacht, ſo geräth unſre Lebenskraft in Aufruhr!

Die Gründe der Entſtehung dieſes Aufruhrs ſind vielfach. Wenn er aber durch die Annäherung an lebendige Körper erweckt wird, ſo iſt er gemeiniglich Folge der Ueppigkeit. Da dieſe bereits in einer gleichzeitig thätigen Spannung und Zärtelung der Sinnenorgane beſteht; ſo iſt nichts natürlicher, als daß das Streben nach einem analogen Zuſtande ſich bald unſerer ganzen thieriſchen Organiſation mittheile.

Aus was für Urſachen dieſer Aufruhr aber auch immer entſtehen mag; der Körper, der ihn erfährt,

wird ihn durch Befriedigung ſeiner Triebe zu ſtillen ſuchen. Als Mittel braucht er die Annäherung an andere Körper, von denen er annehme, was ihm zur Gleichmaße und zur Erhöhung der Wirkſamkeit beyder Diſpoſitionen, an der einen oder der andern fehlt; an die er abgebe was er zu viel hat, von der einen oder der andern; die ihm das Gefühl einflößen, daß er zugleich leidend und thätig, angeſpannt und ſpannend, gezärtelt und zärtelnd ſey. Welche Körper aber können ihm das geben? Solche, die gar nichts Aehnliches mit ihm haben? Unbelebte oder belebte, die keine Eigenſchaften an ſich tragen die er ſich aneignen könnte, die keines Zuſtandes fähig ſind, in den er ſich mit ihnen zugleich hineinverſetzen könnte? Nein! Das ganz Verſchiedene, dasjenige, was nicht einmahl zu ſeiner Gattung gehört, ſtößt er ab, oder läßt er gleichgültig liegen. Aber ſucht er denn gleichartige Körper auf? Auch dieſe nicht. Was kann er von dieſen annehmen, was er nicht ſchon in gleicher Maße mit ihnen gemein hätte! Was kann er an ſie abgeben, deſſen ſie bedürfen? Und wenn er durch ſein Nehmen und Geben ihre Lebenskraft nicht gleichfalls in Aufruhr zu verſetzen, und ihr Zurückwirken zu empfinden ahndet, wie wird er ſeinen Einfluß auf ſie, und ihren Einfluß auf ſich ſelbſt wahrzunehmen, und ſo durch Theilung eines Zuſtandes zu dem vollkommenſten Grade der Wirkſamkeit ſeiner gleichzeitig leidenden und thätigen Stärke und Zartheit zu gelangen hoffen dürfen?

Er ſucht alſo Körper auf, die ihm der Gattung nach gleich, dem Geſchlechte nach aber verſchieden von ihm ſind. Der Körper, der ſich geſchmeidig ſtark fühlt, wird von dem Körper angezogen, den er gegen ſich als hebend

zart beurtheilt. Bald ſtrebt er nach unmittelbarer Verbindung mit ihm durch Berührung, und wenn ihm dieſe gelingt, ſo nimmt er leidend von derjenigen Diſpoſition in ſich auf, die in dem angenäherten Körper prädominiert, und woran er einen Mangel empfindet. Iſt er geſchmeidig ſtark, ſo nimmt er von der hebenden Zartheit des andern einen Zuſatz von Zartheit an; er wird gezärtelt, mithin fühlt er ſich zärter; iſt er hebend zart, ſo nimmt er von der geſchmeidigen Stärke des andern einen Zuſatz von Stärke an; er wird geſpannt, mithin fühlt er ſich ſtärker. Er greift aber auch an, indem er dem andern Körper nach der verſchiedenen Beſchaffenheit ſeiner Organiſation bald von dem Ueberfluſſe ſeiner Stärke oder ſeiner Zartheit, etwas abgiebt, und ſich ſo ſtärker oder zärter fühlt, weil er ſpannen und zärteln will.

Dieß iſt die urſprüngliche, angreifende Lüſternheit, und der Körper der ihr huldigt, iſt Erwecker der Lüſternheit. Der Genuß, den ſie giebt, iſt noch unvollkommen. Aber er ſteigt zu ſeiner größten Höhe, wenn der angenäherte Körper nun gleichfalls in Aufruhr geräth. Dieſer bietet ſich jetzt dem Angriffe entgegen und wirkt ſogar thätig zurück. Er, der vorher Leiter, leidender Empfänger war, wird nun Erwecker von ſeiner Seite, und verſtärkt die Empfindungen des andern durch ähnliche mit denen, die dieſer ſchon hatte, und durch ſolche, die er friſch bekommt und nur in dem andern ahndete. Dieß iſt die fremde, zurückwirkende Lüſternheit. Durch die beſtändige Repercuſſion der Gefühle werden bald Eigenſchaften und Lage völlig unter ihnen gemein, und als einem einzelnen Weſen eigen gefühlt. —

Stärke und Zartheit, beyde im höchſten Grade ihrer Wirkſamkeit empfunden, miſchen ſich in vollkommenſter Gleichmaße zu einem neubelebten Ganzen zuſammen. — Höchſte Spannung und Zärtelung empfangend und gebend, wird der Zuſtand dieſes neuerwachten Geſchöpfes! — Ein überſchwenglich wollüſtiger aber fieberhafter Schauer kündigt das freudige aber gewaltſame Zuſammentreten in ein neues Daſeyn, und das Verlaſſen des alten iſolierten an; — letzte Stufe, letzter Zweck der Lüſternheit! — Ach! daß nun nichts Fremdartiges dazwiſchen trete, oder der Funke des Lebens ſprüht, und der Zuſtand ſeiner überſchwenglichen Kraft iſt dahin! — Doch! oft erſcheint bey der Bewegung, welche das ganze Weſen erfährt, auch die Wirkſamkeit ſeiner vegetabiliſchen Kraft! Ein Zuſatz bebender Ermattung, der nicht mehr der Lüſternheit gehört, vollendet die Summe phyſiſcher Entzückungsarten, und der Zauber vereinter Animalität verſchwindet.

Die Lüſternheit wird, beſonders in den policierten Staaten von Europa, am auffallendſten bey der Annäherung ſolcher Körper bemerkt, welche ihren äußern Kennzeichen nach in dem Verhältniſſe männlicher Körper gegen weibliche ſtehen, und fähig ſcheinen, durch vollſtändige Befriedigung des unnennbaren Triebes die Zwecke der immer fortbildenden Natur zu erfüllen. — Allein man würde ſehr Unrecht haben, dieſe Erſcheinung dahin zu deuten, als ob der Mann als Mannsperſon, das Weib als Frauensperſon, jener beſtimmt zum Vater, dieſes beſtimmt zur Mutter, bloß um dieſe Beſtimmung auszufüllen, der Lüſternheit gegenſeitig

unterworfen wären. Denn warum würden sonst nicht alle Körper, welche zur vollständigen Befriedigung des unnennbaren Triebes, und dadurch zur Erfüllung der Zwecke der fortbildenden Natur geschickt sind, sich einander anziehen? Warum würden selbst unter den Körpern, welche die Lüsternheit erregen, einige so viel stärker als andere diesen Zustand hervorbringen?

Prüft man die Eigenthümlichkeiten der Organisationen der Manns- und Frauenspersonen, und der davon abhängenden Verschiedenheit ihrer äußern Hüllen genauer nach meinen Bestimmungen, so wird der wahre Grund sich offenbaren. Hebende Zartheit zeichnet die Formen des Frauenzimmers aus, und erweckt den Zustand der Ueppigkeit in der Mannsperson schon bey der fernen Annäherung. Die reife Mannsperson hat der Regel nach nicht das Vermögen, weder auf den Mann noch auf das Weib durch seine todte Form üppig zu wirken. Durch die Ueppigkeit wird die Lebenskraft, wie ich oben gezeigt habe, leicht in Aufruhr gebracht und die Lüsternheit erweckt. Ganz begreiflich also, daß der Mann gemeiniglich der Erwecker der Lüsternheit ist. Er, der sich der Regel nach durch stärkere Organisation auszeichnet, sucht dann nicht die Mannsperson, die eine gleich starke Organisation mit ihm hat, sondern die Frauensperson, welcher, der Regel nach, die zärtere eigen ist, auf. Indem Er, der Regel nach, Erwecker der Lüsternheit wird, wird Sie, der Regel nach, Leiter der seinigen. Da Sie aber eben so wie Er Anlage zu dem nehmlichen Zustande hat, so bietet Sie sich demselben entgegen, und wirkt bald verstärkend eben die Empfindungen auf Ihn

zurück, welche Sie kurz vorher von Ihm empfangen hatte.

Es iſt folglich das richtige Verhältniß der hebenden Zartheit zur geſchmeidigen Stärke, es iſt die darauf beruhende Ahndung einer in jedem der beyden Körper hervorzubringenden Gleichmaße der aufs höchſte getriebenen thätigen und leidenden Spannung und Zärtelung; es iſt das Beſtreben nach dem Gefühle einer überſchwenglichen Lebenskraft, welche bey der Lüſternheit der Manns- und Frauensperſon zum Grunde liegen, und ihre Körper unter ſich mehr als zu andern, wiewohl keinesweges ausſchließend, anziehen.

Dieß iſt ſo wahr, daß Menſchen von roher Sinnlichkeit in der Blüthe des Lebens wechſelſeitig durch ſolche Eigenſchaften des Körperbaues angezogen werden, woraus ſich auf ein Wohlverhältniß der ſtärkeren Organiſation zur zärteren ſchließen läßt. Männer unter allen roheren Nationen und Ständen fühlen die ſtärkſte Lüſternheit nach Weibern, deren völliger Bau und ſanfte Haut ein Uebergewicht der zärteren Diſpoſition der Lebenskraft, und lockere Werkzeuge derſelben andeuten; während daß die Weiber unter eben dieſen Nationen und Ständen durch die Größe und ſchlanke Feſtigkeit der äußern Hülle des Mannes, welche auf ein Uebergewicht der ſtärkeren Diſpoſition der Lebenskraft und feſtern Werkzeuge derſelben ſchließen laſſen, am leichteſten in den Zuſtand der Lüſternheit verſetzt werden. Daher der Geſchmack der Orientaler und ſo vieler unverfeinerten Männer unter uns an wohlgenäherten Schönen; daher der Geſchmack gewöhnlicher Buhlerinnen an Athleten-Figuren.

Dieſer Geſchmack verändert ſich aber, ſo wie der Mann bey geſchwächter Organiſation ſich nicht mehr ſo geſchmeidig ſtark fühlt, und das reife Weib nicht mehr ſo zart gegen ſich beurtheilt. Je älter er wird, um deſto anziehenden wird für ihn der jugendliche zarte Bau der aufkeimender Roſe unter den Mädchen, oft noch unter der Stufe der Pubertät. Hier ahndet er noch eine Organiſation gleicher Gattung, die zärter iſt, als er, und durch ſeine Stärke in Aufruhr der Lebenskraft gerathen kann. Die älternde Frau, deren Lebensſtoff oft etwas Scharfes, deren Lebenswerkzeuge oft etwas Verhärtetes annehmen, fühlt ſich oft mehr ſtark als zart, und den reifen Mann in einem zu ähnlichen Verhältniſſe gegen ſich, um bey der Verbindung auf einen verbeſſernden Zuſatz ihrer Diſpoſitionen, und auf den höchſten Grad der Wirkſamkeit ihrer Lebenskraft rechnen zu können. Sie zieht daher oft den werdenden Jüngling vor, den ſie als hebend zart gegen ihre geſchmeidige Stärke beurtheilt. Die weibliche Anlage zur Lüſternheit wird unter dieſen Wohlverhältniſſen oft erweckend, angreifend. Der Knabe zieht aus einer entgegengeſetzten Urſach eine Ceres einer Hebe vor, und das werdende Mädchen einen Mars einem Adonis. Ja! es giebt Mannesperſonen, welche vermöge einer urſprünglichen zärteren Organiſation ihr ganzes Leben hindurch den Geſchmack jener Knaben theilen, und von den männlichen Formen überreifer Landdirnen mehr als von den zärten des ſorgſamer erzogenen Frauenzimmers angelockt werden; es giebt Matronen, welche den Geſchmack einer Glycera an milchbärtigen Jünglingen nur ſo lange theilen, bis eine Coloſſaliſche Geſtalt ſie wieder zu ihrem

urſprünglichen Geſchlechtscharakter, zu dem Gefühle ihrer zärteren Organiſation, zurückführt.

Wir würden dieſe Erfahrungen mit mehrerer Sicherheit und viel allgemeiner machen, wenn nicht in unſern policierten Staaten die Cultur der Seele einen ſo groſſen Einfluß auf unſere urſprüngliche phyſiſche Organiſation hätte. Denn vermöge dieſer theilt ſich die moraliſche Stärke oft der phyſiſchen Schwäche mit. Auch modifizieren die Begriffe des Schönen oft die Ueppigkeit und die Lüſternheit. Inzwiſchen finden wir doch noch oft den moraliſchen Helden von rieſenmäßiger Natur an dem Mädchen hängen, deſſen Reize nur in Zierlichkeit und Jugend beſtehen, finden oft die nervenkranke Dame von ſtarkem Geiſte an dem Manne hängen, der eine Meſſalina bezaubert haben würde.

Am deutlichſten aber zeigt ſich die Wahrheit meiner Bemerkungen bey den Aeuſſerungen der Lüſternheit, welche die Sitten verdammen, indem ſie der Schamhaftigkeit und der Bevölkerung ſo leicht nachtheilig werden können. Denn die Unglücklichen, welche der Lüſternheit auf dieſe unerlaubte Art huldigen, werden, ſo lange ſie im Gefühl der Stärke ihrer Organiſation ſind, von zarten Körpern ihres Geſchlechts gereizt, und ſo wie ſie durch Ausſchweifungen ſich entnervt fühlen, macht das reifere Alter denſelben bedauernswürdigen Eindruck auf ihre Weichlichkeit.

Der Anſtand verbietet mir mehr hierüber hinzuſetzen. *)

*) Mit dieſem Kapitel, ſo wie mit dieſem ganzen Buche, muß das 2te Buch verglichen werden.

Sechſtes Kapitel.

Vom unnennbaren Triebe und Genuſſe.

Der unnennbare Trieb iſt die Anlage zum unnennbaren Genuſſe; — zu jenem Zuſtande einer überſchwenglich wollüſtigen Wirkſamkeit der Bildungskraft unſerer vegetabiliſchen Organiſation, *) der unſtreitig an ähnliche Geſetze wie das Streben und der Genuß der Ueppigkeit und der Lüſternheit gebunden iſt, und einen ähnlichen Charakter mit ſich führet, welches aber hier um des Anſtandes willen mehr angedeutet werden muß, als ausgeführt werden darf.

Wenn bey der Ueppigkeit die Senſibilität unſerer äußeren Sinnenorgane, wenn bey der Lüſternheit die Lebenskraft unſerer ganzen thieriſchen Organiſation in Wirkſamkeit geräth; ſo fühlen wir beſonders während des unnennbaren Triebes jene Bildungskraft wirkend, die wir mit allen organiſchen Weſen ohne Unterſchied, folglich auch mit den Pflanzen, gemein haben.

Dieſer Bildungskraft verdanken wir das Entſtehen, die Erhaltung, die Wiederhervorbringung der organiſchen aber vegetierenden Maſſe in uns, die ſich nach und nach zur Animalität, zur Senſibilität, und wer weiß zu welchen höheren Zwecken weiter hinauf, entwickelt und veredelt.

Nicht immer wird die Wirkſamkeit dieſer Kraft bemerkt. Aber zuweilen fühlen wir ihr Andringen, und werden auf ihr Daſeyn durch Symptome aufmerkſam

*) Vergleiche Blumenbachs Abhandlung über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeſchäft. — Ith's Verſuch einer Anthropologie. §. 97.

gemacht, die ſogar unmittelbar in die äußern Sinne fremder Beobachter fallen.

Dieß iſt beſonders da der Fall, wo der Trieb nach dem unnennbaren Genuß erwacht, nach jener Vereinigung der Körper, an welche die Natur die Reproduktzion der Individuen einer Gattung, als an eine nothwendige Urſach, gebunden hat. Dieſer Zweck kann nicht erreicht werden ohne Befriedigung des unnennbaren Triebes, und ohne daß wir die Wirkſamkeit der Bildungskraft in ihrer deutlichſten Erſcheinung und in ihrer höchſten Vollkommenheit finden.

Die Erfahrung die man über dieß auffallendſte Beyſpiel der Befriedigung des unnennbaren Triebes macht, wird durch andere über die Art, wie er den Zwecken der Natur zuwider durch namenloſe Mißbräuche befriedigt wird, unterſtützt. Allerwärts wo dem Gefühle der vollkommenſten Wirkſamkeit der Bildungskraft nachgeſtrebt wird, wird die geſchmeidige Stärke oder die hebende Zartheit ihrer Agenten mit Körpern von verſchiedenen aber übereinſtimmenden Eigenſchaften ins Verhältniß geſetzt, und der Zuſtand iſt gleichzeitig leidende und empfangende Zärtelung und Spannung.

Der unnennbare Trieb gehört folglich zur körperlichen Geſchlechtsſympathie, und ſeine Befriedigung zu den wollüſtigen Gefühlen dieſer Geſchlechtsſympathie.

Sehr mit Unrecht würde man die Wirkſamkeit dieſes Triebes einem materiellen Beſtreben nach Bildung oder Fortpflanzung zuſchreiben. Es hat dieſer Irrthum zwar zu ſehr reitzenden Bildern von dem Zuſammenhange eines inſtinktartigen Triebes nach Reproduktzion mit einer Rei-

gung nach Fortleben, Unſterblichkeit, u. ſ. w. Gelegenheit gegeben; allein bey genauerer Prüfung bleibt ein thieriſcher Zeugungstrieb eine Chimäre oder bloße Bezeichnung einer Begierde, wobey man die zufällige Wirkung mit dem Zweck verwechſelt hat. Die Befriedigung des unnennbaren Triebes, und der Zweck ſeines Strebens beſteht nicht im Gefühle der Zeugung, ſondern in dem Gefühle der vollkommenſten Wirkſamkeit derjenigen Kraft, deren ſich freylich die Natur zu ihren Zwecken mit bedient. Aber ſelbſt das Beſtreben vernünftiger Creaturen in ihrer Nachkommenſchaft fortzudauern, hängt von beſondern Verhältniſſen ab, die nie als nächſter Reitzungsgrund des unnennbaren Triebes betrachtet werden können.

Ein anderer Irrthum iſt es, die Wirkſamkeit der Bildungskraft und ihre auffallenden Symptome allemahl dem unnennbaren Triebe und einer Vorahndung ſeiner vollſtändigen Befriedigung durch Körperverbindung beyzulegen. Dieß iſt offenbar falſch. Die Wirkſamkeit der Bildungskraft und ihre auffallendſten Symptome ſind oft Folgen einer bloßen Anſtrengung oder auch Auflöſung des Körpers, und ſogar der Seele. Sie äußern ſich oft da, wo an die Vorahndung einer Körperverbindung nicht zu denken iſt. Miſſethäter auf der Tortur, Menſchen von reitzbaren Nerven beym Anblick ſchauderhafter Auftritte, ermattete Wanderer, Perſonen, die vom Nachdenken ermüdet waren, haben ſie gezeigt. Sie ſind oft Folgen einer beſonders beförderten Vegetation. Man ſieht hieraus, wie lächerlich es iſt, aus dem Reitze, den die Agenten der Bildungskraft bey der Schwärmerey für unſinnliche Gegenſtände oft erfahren, unbedingt auf einen

Vereinigungstrieb der Körper, und ſogar der Seele, zu ſchließen.

Eben ſo falſch iſt es, den unnennbaren Trieb als einen unbedingten Fortſatz, als einen unzertrennlichen Begleiter der Lüſternheit anzuſehen. Dieſer Irrthum hat beſonders unſere Begriffe über den Einfluß des Körpers auf die Geſchlechtsliebe in Verwirrung gebracht. Beyde unterſcheiden ſich gleich in ihren Symptomen. Die Lüſternheit zeigt keine ſolchen, die unmittelbar beſonders bey einem dritten in die Sinne fielen, und beſtimmt auf ihre wahre Natur hindeuteten. Sie wird zu leicht von Fremden, und ſogar von uns ſelbſt andern Gründen zugeſchrieben, die theils in der Seele, theils in unſerm Körper geſucht werden, und ſich ungefähr in unſerm Phyſiſchen auf die nehmliche Art ankündigen. Aber die Symptome des unnennbaren Triebes, wenn er erwacht iſt, ſind für uns und jeden Dritten, der Gelegenheit hat, ſie zu beobachten, viel unverkennbarer, und ſein Streben und ſeine Beruhigung ſind mit ſehr auffallenden Erſcheinungen verknüpft.

Begreiflich iſt es allerdings, daß jenes Andringen des unnennbaren Triebes und der Kraft, die bey ihm zum Grunde liegt, auf die Irritabilität der Muskeln Einfluß haben, und die Lüſternheit erwecken könne; begreiflich iſt es, daß bey dem Aufruhre, in dem die ganze Organiſation durch die Lüſternheit geräth, die Bildungskraft zugleich in Bewegung komme, und dadurch den unnennbaren Trieb erwecken könne. Aber dieſer häufigen Vereinigung und gleichzeitigen Wirkſamkeit ungeachtet ſind ſie nicht von einander unzertrennnlich.

Die Lüſternheit erwacht lange vorher ehe die Bildungskraft bey uns zur Reife gekommen iſt. Die

Lüſternheit dauert fort, lange nach dem Verluſt jener Reiſe. Die kleinſten Kinder an der Mutter Bruſt, Greiſe, ja die Opfer orientaliſcher Eiferſucht und italiäniſcher Kunſtliebe ſind fähig, ſie zu empfinden und ſogar ſie zu erwecken. Wie oft findet ſich dagegen der unnennbare Trieb ohne Lüſternheit gereizt und befriedigt. Ohne Unanſtändigkeit kann ich kaum an die traurigen Gewohnheiten gewiſſer Weichlinge, und an die Ausgelaſſenheit gewiſſer Wüſtlinge erinnern, welche die Befriedigung des unnennbaren Triebes als ein bloßes Bedürfniß betrachten. Und wie viele Männer könnten nicht als Zeugen für die Wahrheit meiner Behauptung auftreten, die ſo wie der Ritter in Voltaires Erzählung ce qui plait aux Dames, nur in ihrer Jugend die Mittel finden, gewiſſe Pflichten einer an Jahren ungleichen, an Glücksgütern aber vortheilhaften Ehe ein Genüge zu leiſten. Wie viele Weiber, die oft die gefährlichen und läſtigen Folgen der Umarmungen widerlicher oder gleichgültiger Gatten tragen, ohne das Vergnügen der Urſach getheilt zu haben.

Wie oft hemmt dagegen nicht bey beyden Geſchlechtern die Stärke der Lüſternheit die Wirkſamkeit des unnennbaren Triebes. Wie oft wird die erſte gerade im Alter der Unvermögſamkeit am ſtärkſten empfunden. Wie oft haben nicht endlich Wollüſtlinge durch übertrieben verfeinerte Ideen über die größte Höhe des Vergnügens die Gewalt über ſich erhalten, der Lüſternheit ohne Befriedigung des unnennbaren Triebes zu fröhnen.

Wenn daher beyde oft zuſammengehen, ſo ſtehen ſie doch keinesweges im Verhältniſſe von Urſach und Wirkung zu einander, d. h. der unnennbare Trieb iſt nicht die unabläſſige Bedingung, damit die Lüſternheit wirke,

und die Wirksamkeit dieser letzten ist nicht unbedingte Ursach zu jenem. Eine heftige Reitzung unsers Physischen ist freylich zu beyden erforderlich, und die Natur scheint diejenige, welche der Lüsternheit eigen ist, mit derjenigen, welche der unnennbare Trieb erfordert, darum in genaue Verwandschaft gesetzt zu haben, damit ihre fortbildenden Zwecke desto eher erfüllt werden möchten. Aber so wie der Wohlgeschmack dem Hunger zugegeben ist, um den Trieb zur Selbsterhaltung desto eher zu befördern; so ist die Wollust der Lüsternheit dem unnennbaren Triebe beygegeben, damit einem allgemeinen Bedürfnisse der Natur desto sicherer abgeholfen würde.

Zweyter Abschnitt.

Geschlechtssympathie der Seele *)

Siebentes Kapitel.

Von der Ueppigkeit der Seele.

Unser Gemüth ist so gut wie die Sensibilität unsrer äußeren Sinnenorgane, einer zweyfachen Reitzungsart fähig. Es hat so wohl eine Disposition

*) Ich verstehe unter Seele alles, was nicht Körper, und nicht solche Kraft und Reitzbarkeit ist, die wir unmittelbar am Körper wirksam spüren, und sich dennoch von dem Ich als Subjekt aller Veränderungen, die an mir vorgehen, im Bewußtseyn unterscheiden läßt. Ich gebe gern zu, daß dieser Begriff nicht metaphysisch ist, aber darauf kommt es hier nicht an. Es wird mir nur wichtig, solche Bestimmungen

zur Stärke als zur Zartheit, und beyde ſind leidend und thätig, d. h. das Gemüth kann ſich geſpannt und ſpannend, gezärtelt und zärtelnd fühlen.

der verſchiedenen Adhärenzen unſers Ich's feſtzuſetzen, die zum praktiſchen Gebrauche, und beſonders zur Unterſcheidung verſchiedener Gefühle wichtig ſeyn können.

Ich habe in den vorigen Kapiteln ein ſenſitives, ein thieriſch lebendiges, ein vegetierendes Weſen als Adhärenzen unſers Ich's, angenommen. Nicht, weil ich ſie für wirklich verſchiedene Weſen halte: denn das kann ich nicht beurtheilen; ſondern weil ich an meinen Organen, an meiner innern Organiſation, und endlich an dem gröbern Stoffe, den ich an mir trage, ſolche verſchiedene Wirkungen wahrnehme, die ich mir unter dem Bilde verſchiedener mit Kräften und Reizbarkeit verſehener Weſen, deren Veränderungen das Ich mittelſt des Bewußtſeyns unmittelbar aufnimmt und vereinigt, am deutlichſten denken kann.

In eben dem Sinne und in eben der Abſicht, um nur Merkmahle von den verſchiedenen Veränderungen zu haben, die ich an mir bemerke, theile ich nun wieder die Seele, als Adhärenz meines Ich's, in zwey Weſen ein, die beyde mit Kräften und Reizbarkeit verſehen ſind: in das Gemüth und in den Geiſt. Unter Gemüth verſtehe ich dasjenige Weſen meiner Seele, das der Senſibilität der äußeren Organen meines Körpers durch die Art, wie es Eindrücke von Bildern und Vorſtellungen einnimmt, ſich mit dieſen ins Verhältniß ſetzt, und von ihnen zur Luſt oder Unluſt gereizt wird, ſo ähnlich iſt. Es iſt der Inbegriff aller Kräfte und aller Vermögen an mir, die ich nur nicht unmittelbar am Körper wirkſam fühle, und die ich nicht zu meinem Geiſte rechne: Mit einem Worte: das niedere Seelenweſen. Unter Geiſt verſtehe ich hingegen die engſte Adhärenz meines Ich's, das letzte belebende Princip im Gemüthe, mit dem mein Ich gedacht wird, wenn ich im Bewußtſeyn ein vermögendes und reizbares Weſen in mir noch von den Kräften und der Reizbarkeit meines Gemüths unterſcheide: Mit einem Worte: das höhere Seelenweſen. Ich bin mir bewußt,

Denkt an die Emotionen, welche Bilder unſerer Abhängigkeit von Gott, Welt, Menſchheit, Schickſal, Staat, Pflicht und Bedürfniß hervorbringen; denkt an diejenigen, welche Freyheit und Ruhe in euch erwecken, um Beyſpiele ſpannender und zärtelnder Gefühle zu finden.

Beyde Reitzungsarten können wonnevoll für uns ſeyn; aber ſie ſind es nicht unbedingt. Mancher Gegenſtand, dem wir uns mittelſt der Vorſtellung nähern, kann uns durch zu ſtarke Spannung widrig reitzen, mancher andere durch übertriebene Zärtelung.

Oft liegt es an der ganzen Einrichtung unſers Gemüths, wenn ein gewiſſer Grad von Spannung oder Zärtelung uns widrig afficiert. Es giebt Menſchen, die von jeder Sterbeſcene in einem Trauerſpiele auf eine unangenehme Art erſchüttert werden; es giebt andere, die den Anblick ſchauderhafter Hinrichtungen auf Richtplätzen aufſuchen, um in eine wonnevolle Spannung zu gerathen. Manche finden die Darſtellung des

daß mein Geiſt noch ungeſchwächt und heiter iſt, wenn gleich mein Gemüth viele ſeiner Kräfte verloren hat, durch unangenehme Vorſtellungen verſinſtert wird, Krankheit meine Lebenskraft erſchlafft, Blindheit und Taubheit die Senſibilität der wichtigſten Organe zerſtört, und das Alter meine Bildungskraft gehemmt hat. Ich bin mir bewußt, daß mein Geiſt bey der Betrachtung deſſen, was mein Gemüth und mein Körper waren und wieder werden können, ſich erhebt, ſich froh fühlt, u. ſ. w. Man dürfte vielleicht ſagen: der Geiſt ſey das innerſte Weſen im Gemüthe und verhalte ſich zu dieſem in der Seele, wie die Lebenskraft zur Senſibilität im Körper. Ich bitte aber nicht zu vergeſſen, daß ich dieſe Dinge bloß ſo darſtelle, wie ſie ſich im Bewußtſeyn gegen einander zu verhalten ſcheinen.

reitzendſten Hirtenlebens in Geſners Idyllen abgeſchmackt, während andere das träumende Nichtsthun der Südländer für die Seligkeit der Unſterblichen halten.

Oft liegt es nur an einer vorübergehenden Stimmung des Gemüths, wenn eine gewiſſe Spannung oder Zärtelung, die wir ſonſt wohl vertragen haben würden, uns widerlich wird. Wir ſuchen eine leichte Unterhaltung, und der Geſellſchafter will uns in eine gründliche Erörterung verwickeln; die wird quälend: wir ſuchen ernſte Prüfung, und man will uns zum Lächeln zwingen; das wird fade.

Alſo muß der Gegenſtand, deſſen Bild unſer Gemüth wonnevoll ſpannen ſoll, mit der Einrichtung deſſelben im Ganzen, oder mit deſſen jedesmahliger Stimmung im Wohlverhältniſſe ſtehen. Das Gemüth muß ſich in der Diſpoſition der Stärke befinden, dieſe erhöhet zu fühlen wünſchen, und der Gegenſtand, der ſich ihm ſpannend nähert, muß den Sättigungspunkt nicht überſchreiten. Eben ſo verhält es ſich mit der Zärtelung, wenn dieſe uns wonnevoll reitzen ſoll.

Hierauf beruht die Neigung der Seele zu gleichartigen Gegenſtänden, die ſich ſo wohl bey der Selbſtheit als beym Beſchauungshange ſo wie endlich auch bey der Sympathie äußert. Mit dieſer letzten habe ich mich hier allein zu beſchäftigen. Sie zeigt ſich da, wo wir dem Gegenſtande, dem wir uns mittelſt der Vorſtellung nähern, etwas Selbſtſtändiges und einen Zuſtand beylegen, uns ſeine Eigenſchaften aneignen, und uns in ſeine Lage hineinverſetzen. Unſer Gemüth ſtößt dann auf eine Perſon, durch deren Bild es wonnevoll geſpannt wird, weil es ſich ſtark fühlt und noch mehr geſpannt ſeyn will; — ſo ſympathiſieren wir mit dem Starken. Oder unſer

Gemüth ſtößt auf eine Perſon, durch deren Vorſtellung es wonnevoll gezärtelt wird, weil es ſich zart fühlt, und mehr gezärtelt ſeyn will; — wir ſympathiſieren mit ihrer Zartheit.

Beyſpiele einer ſolchen Sympathie der Seele mit dem Gleichartigen wird das folgende Buch in Menge aufweiſen. Allerwärts wo der Menſch, der ſich vermöge ſeiner innern Einrichtung, oder ſeiner dermahligen Stimmung aufgelegt zur Stärke fühlt, um noch ſtärker zu werden, die Annäherung von Perſonen wünſcht, in deren Charakteren und Verhältniſſen Ernſt, Gründlichkeit, Feſtigkeit, vordringende Thätigkeit, Macht, Großheit, Unruhe, Mannigfaltigkeit, u. ſ. w. Hauptzüge ausmachen, — und durch Aneignung ihrer Eigenſchaften, durch Verſetzung in ihren Zuſtand ſeine Spannung erhöhet; — in allen dieſen Fällen huldigt der Menſch der Sympathie mit dem gleichartigen Starken.

Hingegen in allen Fällen, worin der Menſch, der ſich ſeiner ganzen Einrichtung oder ſeiner dermahligen Stimmung nach zart fühlt, um noch zärter zu werden die Annäherung von Perſonen wünſcht, in deren Charakter und Verhältniſſen Biegſamkeit, Gefälligkeit, Feinheit, Emſigkeit, Niedlichkeit, Ruhe, Einfachheit, u. ſ. w. Hauptzüge ausmachen, — und durch Aneignung ihrer Eigenſchaften, durch Verſetzung in ihren Zuſtand ſeine Zärtelung erhöhet; — in allen dieſen Fällen huldigt der Menſch der Sympathie mit dem gleichartigen Zarten.

Hiervon iſt die Ueppigkeit der Seele verſchieden.

Unſer Gemüth kann ſich den ſpannenden oder zärtelnden Gefühlen bloß überlaſſen, mit denen es von dem Bilde eines Weſens angegriffen wird; es kann ſich aber auch ſeinen Angriffen entgegen bieten, auf das Weſen

ſelbſt einzuwirken glauben, und ſich bey dieſer thätigen Bewegung ſelbſt ſpannen und ſelbſt zärteln.

Indem wir unſer Gemüth den Angriffen eines Weſens gern entgegen bieten, ſo erkennen wir mit Vergnügen unſre Gewalt über dieß äußere Weſen an. Jener erſte Zuſtand wird Hingebung genannt; dieſer letzte Beherrſchung.

Der reitzendſte Zuſtand für das Gemüth iſt der, wenn es ſich zugleich überlaſſend und thätig, zugleich hingebend und beherrſchend, und dadurch zugleich geſpannt und gezärtelt, ſpannend und zärtelnd fühlt. Dadurch kommen wir in eine ſo enge Vereinigung mit dem Weſen, dem wir uns unter dieſen Empfindungen nähern, daß wir Beſitz von ihm nehmen, und uns mit ihm von der übrigen Geſellſchaft der Menſchen als ein einzelnes zuſammengeſetztes Weſen abſondern. Ich nenne dieſe engere Vereinigung das Einlagern des Gemüths.

Er wird aber nicht entſtehen, dieſer Zuſtand, wenn das Weſen, dem wir uns nähern, uns mit einer Spannkraft angreift. Alsdann fühlen wir uns in einer bloß überlaſſenden Lage. Die Kräfte unſerer Seele, welche dazu dienen, uns in näherer Verbindung mit dem Weſen zu denken, es ganz in unſere Verhältniſſe herüber zu ziehen, es zu beſitzen, uns mit ihm von andern Weſen zur Vertraulichkeit abzuſondern; — dieſe Kräfte finden ſich in ihrer freyen Wirkſamkeit gehemmt. Wir iſolieren uns vielmehr von ihm, wir ſtämmen uns gegen daſſelbe an, wir wehren es ab, und die Wonne, welche die reine Spannung mit ſich führt, hat allein ihren Grund in der ſtarken Erſchütterung des Gemüths, oder in dem

Bewußtſeyn des Widerſtandes, den unſer Geiſt ihm zu leiſten im Stande iſt.

Es iſt unſtreitig, daß das Bild des Unermeßlichen, der Ewigkeit, der Allgewalt des Schickſals, der unbedingten Verbindlichkeit, ſich für den Staat, für ſeine eigene Würde, für das bloße Bewußtſeyn der bewahrten Pflicht aufzuopfern, unſer Gemüth mit Wonne erfüllen könne. Aber wir fühlen ſogleich alle ſeine Kräfte, die ſonſt dazu dienen, das Weſen in ein anſchauliches Bild neben uns zu ſtellen, und uns in abgeſonderter Vereinigung mit ihm zu denken, theils ohnmächtig, theils ruhend. Wir fühlen die Unmöglichkeit des Einlagerns unſers Gemüths, und ziehen uns mit unſerm Geiſte in Ehrfurcht zurück. Wir ſagen uns allenfalls: es wohnt ein Weſen in mir, das Dinge denkt, welche Sinne und Einbildungskraft nicht erreichen: es wohnt ein Weſen in mir, welches zu einem höheren Reiche vernünftiger Geſchöpfe gehört, und über das Schickſal dieſer Welt und über die Freuden der Sinnlichkeit erhöhet iſt. Aber dieſe Vorſtellungen ſind nicht auf Verbindung des Gegenſtandes mit meinem Gemüthe, ſondern auf eine Trennung meines Geiſtes von dem Eindrucke, den er auf mein Gemüth macht, gerichtet. Ich freue mich mit meinem Geiſte von der Vorſtellung der Allgewalt des Schickſals und der Aufopferung für Pflicht, nebſt allen den widrigen Reitzungen, die ſie auf mein Gemüth machen, abſondern zu können. Für meinen Geiſt, ſag' ich mir, iſt das Schickſal nicht allgewaltig; mein Geiſt opfert nichts auf.

Selbſt da, wo ſtarke, ſpannende Gegenſtände äſthetiſch behandelt werden: wo die Phantaſie des Dichters, des Redners, des bildenden Künſtlers mir anſchauliche

Bilder des Großen, Starken, Ungewöhnlichen, Unermeßlichen verschafft; — und durch so manchen Nebenzug auf die Sinnlichkeit meines Körpers und meiner Seele wirkt, — selbst da, sage ich, werde ich bey der Zusammenhaltung dieser Darstellungen mit denen von zärterer Art die verschiedene Wirkung auf mein Gemüth deutlich fühlen.

Ein reguläres Prachtgebäude, — ein Kopf der Juno in der Villa Ludovisi, (das Ideal der Großheit der Formen,) eine Darstellung Gottes vom Psalmisten, oder von Michael Angelo, das Chaos oder der Teufel von Milton, der Heldenvater von Corneille, — wirken auf mich ein Anstaunen. Meine Einbildungskraft kann nicht weiter! Ich überlasse mich in einer Art von Ohnmacht der außer sich wirkenden Kräfte meines Gemüths, der Erhöhung meines Geistes. Und doch liegt in jeder ästhetischen Darstellung spannender Gegenstände noch so manches, wodurch meiner Zartheit geschmeichelt wird.

Jedes rein spannende Bild, das mich wonnevoll reitzen soll, setzt daher, wie schon bemerkt ist, immer die Bedingung zum Voraus, daß entweder unser Charakter im Ganzen, oder eine gewisse Stimmung unsers Gemüths gerade eine Vervollständigung unserer leidenden Stärke erwarte. Wir müssen darauf vorbereitet seyn, Seelenerhöhung zu mögen. Darum haben so wenig Menschen dafür Sinn; — darum ist der Mann hauptsächlich dafür empfänglich; darum sind nur diejenigen unter den Menschen überhaupt dafür gemacht, welche durch Rohheit oder durch Leidenschaft oder durch Ausbildung an Anstrengung gewohnt sind, oder auch zur eigentlichen Begeisterung Anlagen haben; — darum darf man endlich im Gemählde diejenigen Schrecken-

ſcenen nicht darſtellen, auf die wir im Trauerſpiele durch eine abgeſtufte Tonfolge vorbereitet werden.

Nein ſpannende Gefühle, wenn ſie nicht in Begeiſterung übergehen, und dadurch ihre Natur ganz verändern, ſind daher nicht einladend zur engeren Verbindung und zur thätigen nach Außen hin wirkenden Lage unſers Gemüths. Dagegen ſind Gegenſtände, welche uns zärteln, viel einladender und anziehender zur näheren Verbindung und zur thätigen Wirkſamkeit unſerer Kräfte nach Außen hin. Man denke an Muße, ans ſüße Nichtsthun, an Unbefangenheit, Gleichheit, Zwangloſigkeit! — Wie die Phantaſie das alles ſogleich in Bilder zu faſſen ſucht, und unſre Perſon mit ihnen in abgeſonderte Verbindung ſetzt! Sogar in der äſthetiſchen Darſtellung bleiben zarte Gegenſtände immer die anziehendſten. Unſer inneres und äußeres Auge ſchweift lieber über einen Engliſchen Garten mit Irrgängen hin, als es die ſymmetriſche Anordnung einer liegenden oder aufgerichteten Fläche mit einem Mahle auffaßt. Ein Madonnengeſicht von Fiammingo, eine Nymphe von Boucher reizt mehr zur Annäherung als die Idealgeſtalt einer Juno Ludoviſi, worin die Uebereinſtimmung der Formen mit den Geſetzen der Vernunft in ihrer höchſten Reinheit erſcheint. Die dichteriſche Darſtellung des Hirtenlebens im goldenen Zeitalter iſt einladender als das Heldengedicht, und die ſanften Melodien eines Pergoleſi ziehen uns mehr an, als die erhabenen Fugen eines Händel.

Damit unſer Gemüth zur Ueppigkeit eingeladen werde, wird Zärtelungskraft in dem Weſen erfordert, dem wir uns mittelſt der Vorſtellung nähern. Der Charakter unſers Zuſtandes gehört mehr zur Zartheit als zur Stärke.

Aber reine Zartheit iſt nicht hinreichend, jene engere Verbindung zu gründen, die ich das Einlagern des Gemüths genannt habe, und mit der überſchwenglichen Wonne der Seelenüppigkeit verbunden iſt. Wir müſſen neben der Biegſamkeit eine Fähigkeit zu widerſtehen in dem angenäherten Weſen finden. Sein Charakter muß elaſtiſch ſeyn, nicht weich. Iſt aber die Widerſtandsfähigkeit zu ſtark, im Verhältniſſe zu unſerer Stärke und zu unſerer Neigung, gezärtelt zu werden; ſo entſteht das Gefühl einer qualvollen Anſtrengung, die uns unangenehm iſt, weil wir nicht in der Stimmung ſind, rein geſpannt werden zu wollen. Wir wollen in Ruhe aufgelöſt werden, und finden das Gegentheil. Iſt auf der andern Seite die Biegſamkeit übermäßig, im Verhältniſſe zu unſerer Zartheit, und unfähig, uns das Bewußtſeyn unſerer Stärke durch Ueberwindung einigen Widerſtandes zu geben; ſo wird die Vermählung der Gefühle von verſchiedener Art in uns gehindert, und es entſteht bald Gleichgültigkeit bald Langeweile. Es muß daher ein ſolches Wohlverhältniß von Stärke und Zartheit in dem angenäherten Weſen angetroffen werden, woraus eine Miſchung von Diſpoſitionen in ihm entſteht, die wieder mit der Miſchung der Diſpoſitionen in uns ins Wohlverhältniß gebracht werden können. Sein Charakter muß dergeſtalt ſtark und zart zu gleicher Zeit ſeyn, daß unſer Gemüth bey der Verbindung ſich gleichzeitig geſpannt und gezärtelt, ſpannend und zärtelnd fühlen könne. Dann erſt entſteht eine wonnevolle Vermählung von Gefühlen in unſerm Gemüthe durch gleichzeitige Wirkſamkeit ſeiner zweyfachen Diſpoſition. Dann erſt wird das Gemüth zum Beſitznehmen, zur Vertraulichkeit, zum Einlagern aufgefordert.

Eine gleiche Miſchung beyder Diſpoſitionen in jedem der beyden Gemüther iſt völlig unzulänglich, dieſe Wirkung hervorzubringen. Steht bey beyden die Stärke über der Zartheit, ſo beurtheilen wir uns beyde als ſtark, ſtoßen uns gegenſeitig ab, oder verbinden uns nur durch Sympathie mit dem Gleichartigen. Steht bey beyden die Zartheit über der Stärke, ſo tritt die nehmliche Wirkung ein. Nein! Wir müſſen uns geſchmeidig ſtark gegen ein Weſen fühlen, das ſich uns zart entgegen hebt; oder umgekehrt: wir müſſen uns hebend zart gegen ein Weſen fühlen, das uns geſchmeidig ſtark angreift. Dann treffen wir Eigenſchaften in dem Angenäherten an, die mit den unſrigen zuſammenpaſſen, ob ſie gleich von den unſrigen verſchieden ſind; dann theilen wir eine Lage mit einander, deren Reiz durch Mannigfaltigkeit des Beytrags erhöhet wird.

Ueppigkeit der Seele hat folglich die gröſte Aehnlichkeit mit der Ueppigkeit des Körpers: ſie beruht auf den nehmlichen innern Geſetzen, und bringt äußere Wirkungen hervor, die ſich jenen ſehr nähern.

Ueppigkeit der Seele iſt der Zuſtand einer überſchwenglich wonnevollen Wirkſamkeit des Gemüths, wenn dieß durch das Wohlverhältniß ſeiner geſchmeidigen Stärke gegen die hebende Zartheit eines andern Weſens, in das es ſich einlagert, in gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung geräth.

Sie zieht immer mit gröſſerer Lebhaftigkeit an, als die rein ſpannenden und rein zärtelnden Gefühle; ſie iſt weit bindender als dieſe. Sie iſt weder dem Beſchauungshange noch der Selbſtheit fremd; aber der Sympathie, (der Geſelligkeit) liegt ſie am nächſten.

Dieſe Ueppigkeit iſt nun offenbar ein Geſchlechtstrieb, enn ſie vermählt in unſerer Seele Gefühle, die beyde zu iner Gattung gehören; unſer Gemüth iſt ſo wohl der pannenden und geſpannten, als der zärtelnden und ge- ärtelten Empfindungen fähig. Aber dieſe Gefühle gehö- en nicht einer und der nehmlichen Diſpoſition, nicht iner ihrer Miſchungen im iſolierten Zuſtande an; nicht er reinen Stärke, nicht der reinen Zartheit, nicht der einſamen geſchmeidigen Stärke, oder der einſamen he- enden Zartheit. Wir müſſen uns einem andern Weſen on verſchiedenem Charakter nähern, und dieſer Cha- akter muß der Gattung nach dem unſrigen gleich, dem Geſchlechte nach aber von dem unſrigen verſchieden ſeyn.

Ich will mich hier nicht dabey aufhalten, zu zeigen, wie Weſen, die nicht Menſchen ſind, dieſe Ueppigkeit in uns erwecken können. Ich wende mich zu ihren Haupt- arten im geſelligen Umgange mit Menſchen.

Achtes Kapitel.

Von einigen hervorſtechenden Arten der Seelen-üppigkeit.

I.

Unter allen Bildern, welche die Seele zur Ueppigkeit einladen, iſt keines hervorſtechender als das der Häuslich- keit. (Domesticité) — Ich verſtehe darunter jenes Verhältniß, worein uns die Abſonderung von der gröſſe- ren Geſellſchaft zur Gründung einer engeren mit wenigen Menſchen verſetzt, die zuſammen gegen jene als eine ein- zige Perſon betrachtet werden. Die Vorſtellung dieſes

traulichen Zuſammenlebens und Zurückziehens von andern, von denen wir uns doch nicht ganz zu trennen im Stande ſind; der Begriff dieſer Bildung einer Familie, eines Hauſes im Staate, zeichnet ſich durch eine ſolche Miſchung von Abhängigkeit und Freyheit, von Anſtrengung und Muße, von leidendem Empfangen und thätigem Geben, von Spannung und Zärtelung aus, daß unſer Gemüth bloß durch das Auffaſſen dieſes Bildes in den Zuſtand der Ueppigkeit gerathen kann.

Schon dadurch erhält der Trieb zur Häuslichkeit den Charakter eines Geſchlechtstriebes; denn die Wonne, welche uns durch dieß Bild zugeführt wird, beruht auf einer Harmonie von Gefühlen, deren Tonarten von zärterer und ſtärkerer Beſchaffenheit ſind, mithin nicht einem beſondern Geſchlechte von Reitzungen des Gemüths, ſondern der Gattung im Ganzen angehören. Man kann ſie auch nicht hegen, ohne ſich eine Verbindung zwiſchen Menſchen zu denken, die der Gattung nach gleich, dem Geſchlechte nach verſchieden ſind, indem ihre Charaktere im Wohlverhältniſſe geſchmeidiger Stärke zur hebenden Zartheit ſtehen.

Aber wie viel auffallender wird dieß noch, wenn wir nicht bloß ein Bild der Häuslichkeit in unſerer Seele aufſteigen ſehen, ſondern das häusliche Glück wirklich genießen oder ihm nachſtreben.

In jeder Verbindung, die in dieſer Abſicht eingegangen wird, und worin die Verbündeten den Trieb darnach wirklich begünſtigt fühlen, wird der eine ſich allemahl durch Eigenſchaften auszeichnen, die den Begriff geſchmeidiger Stärke, der andere durch ſolche, die den Begriff hebender Zartheit erwecken. Und ſollte dieſer Begriff auch nicht vollſtändig bey fremden Zuſchauern

entſtehen; ſo werden ſich die Verbündeten gewiß in dieſem Verhältniſſe gegen einander fühlen und beurtheilen.

In jeder Verbindung dieſer Art, ſie mag unter Perſonen eingegangen werden, welche ihren phyſiſchen Kennzeichen und ihrer bürgerlichen Lage nach zu einerley Geſchlechte gerechnet werden, oder unter ſolchen, die für Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte gelten; es mögen Mannsperſonen mit Mannsperſonen, Frauensperſonen mit Frauensperſonen oder endlich Mannsperſonen mit Frauensperſonen in Häuslichkeit glücklich zuſammen leben; — in jeder Verbindung dieſer Art iſt einer immer der leitende, herrſchende, Wort und That führende, der andere immer der nachgebende aber abgewinnende Theil: einer immer der beſchirmende, der andere der pflegende, einer der ernſtere, der andere der muntere, einer der ſchonende, der andre der verzärtelnde, einer der liebkoſende, der andre der bewundernde Theil! Der eine fühlt ſich folglich immer ſtark, obwohl geſchmeidig gegen den andern; dieſer fühlt ſich immer zart, obwohl dem andern entgegenhebend! Und welches iſt ihr gemeinſchaftlicher Zuſtand? Sanfte Erhöhung, gezärtelte Spannung der Gemüther. Sie geben ſich wechſelſeitig hin, wechſelſeitig beherrſchen ſie einander; ſie ſondern ſich zur engern Geſellſchaft von der größern ab, ſie nehmen Beſitz von einander, ihre Gemüther lagern ſich in einander ein! So ſetzen ſie eine neue Perſon aus ihren beyden einzelnen zuſammen, und gemeiniglich wird dieſe nicht allein von ihnen ſelbſt, ſondern auch von Fremden dafür anerkannt.

Zwey gleich ſtarke Perſonen werden ſchwerlich geſchmeidig genug gegen einander ſeyn, um ſich zum häuslichen Zuſammenleben glücklich mit einander zu ver-

binden. Sie können ſich einander in weiteren Verhältniſſen viel Wonne geben, aber es iſt die Wonne des Uniſonus, des Einklangs. Rücken ſie zu nahe zuſammen, ſo wird der Ton zu rauh. Zwey gleich zarte Perſonen finden ſich in den näheren Verhältniſſen der Häuslichkeit gleichfalls nicht glücklich. Der Ton iſt zu matt. Auch die Perſon, deren Begriff Stärke erweckt, die ſich ſelbſt ſtark fühlt, wird mit einer bloß zarten nicht zur Häuslichkeit paſſen. Ihr Charakter, ihre Stimmung, die gewöhnliche Tonfolge ihrer Gefühle, finden zu ſtarke Diſparaten, wenn ſie auf einen zu biegſamen Charakter ſtoßen. Eben dieß iſt der Fall mit der bloß zarten Perſon, in ihren häuslichen Verhältniſſen zur blos ſtarken.

Das Wort eines unglücklichen Königs iſt bekannt, der zu ſeiner ſtets nachgiebigen Gemahlin ſagte: haben Sie doch Ein Mahl einen Willen für ſich; und eben ſo bekannt ſind die Klagen der ſittlichen Weiber des Mittelalters über den ſtörrigen, wilden Charakter der Ritter, ihrer Ehegenoſſen. Es muß ein Wohlverhältniß von Stärke zur Zartheit ſeyn, welches das Glück häuslicher Verbindung gründet.

Dreiſt berufe ich mich darauf, daß ſelbſt da, wo Brüder, Schweſtern, Hausgeſellſchafter von einerley äußerlich anerkanntem Geſchlechte, glücklich bey einander wohnen, der eine alle Mahl eine Art von Gattin gegen den Gatten, im moraliſchen und pſychologiſchen Verſtande, vorſtellen müſſe.

Dieß führt mich dann auf die wahren Gründe der Erſcheinung, daß der Trieb zur Häuslichkeit hauptſächlich unter ſolchen Perſonen Statt findet, welche nach allen ihren äußern und innern Kennzeichen und nach allen ihren bürgerlichen Verhältniſſen in einem verſchiedenen

Geſchlechtscharakter zu einander ſtehen. Die Mannsperſon und die Frauensperſon ſuchen ſich zur Befriedigung des Häuslichkeitstriebes wechſelſeitig vor allen andern auf, und finden wechſelſeitig dieſen Trieb durch ihre Verbindung, vorzüglich vor der mit jedem andern, befriedigt.

Der erwachſene Mann, — der nicht aus ſeinem Charakter herausgeht, — trägt ſeinen Anlagen und ſeinen Verhältniſſen nach durchaus mehr von der ſtärkeren Perſon an ſich, ſo wohl nach ſeinem eigenen Selbſtbewußtſeyn, als nach der Vorſtellung, die er bey andern erweckt. Er liebt das Gefühl der Spannung, wozu ihn die Stärke ſeines Herzens geſchickt macht. Er liebt das Gefühl der vordringenden Thätigkeit, die Folge ſeiner ſtärkeren außer ſich wirkenden Seelenkräfte. Sein Körper trägt den nehmlichen Charakter an ſich, in Rückſicht ſeiner Senſibilität und Lebenskraft, der ſich ſogar an der äußern Hulle ankündigt. So erſcheint ſeine Perſon ihm ſelbſt und andern unter dem Bilde und dem Begriff von Stärke, und dieſes Bild, dieſer Begriff, iſt mit einer ſtarken, ſpannenden Reitzung für alle diejenigen verbunden, welche ihn faſſen. Alle ſeine Verhältniſſe gegen die bürgerliche und örtliche Geſellſchaft erwecken die nehmliche Vorſtellung und die nehmliche Reitzung bey ihm und andern. Seine Pflichten, ſeine Vorzüge ſpannen die Seele, und werden ſchon darum männlich genannt. Vaterlandsliebe, Treue gegen Waffenbrüder, Geſchäftsgenoſſen, Vorgeſetzte, fordern manche Aufopferungen von ihm, und ſetzen Kraft, Hoheit, Gründlichkeit, Adel der Seele und unermüdete Thätigkeit zum Voraus. Das Vollkommene, Außerordentliche, Ungewöhnliche, Unermeßliche, ſind Ideen, mit denen er ſich

vertraut zu machen, und die er bey andern zu erwecken ſucht.

Die Frau hingegen, — in ſo fern ſie nicht aus ihrem Charakter herausgeht, — liebt Zärtelung; Folge ihres zärteren Körpers und Gemüths: ſie liebt mehr eine beſorgende, wachſame, als vordringende Thätigkeit; Folge ihrer ſchwächeren, mehr im engeren Kreiſe wirkenden Kräfte. So erſcheint die Perſon der Frau ihr ſelbſt und andern unter dem Bilde und dem Begriff der Zartheit, und dieſe ſind für diejenigen, welche ſie faſſen, mit zärtelnder Reitzung verbunden.

Die Frau hat Pflichten gegen häusliche Verhältniſſe, und gegen denjenigen Theil unſerer Perſon, der geſchont und mit Nachſicht behandelt werden muß. Ihre Tugenden, ihre Vorzüge, zärteln die Seele bey der bloßen Vorſtellung, und werden daher weiblich genannt; z. B. ausdauernde Geduld, Demuth, Schamhaftigkeit, Sanftmuth, Feinheit, Liebenswürdigkeit, Emſigkeit u. ſ. w.

Ohngeachtet nun der Mann durch ſeine Perſon und ſeine Verhältniſſe den Begriff der Stärke, die Frau in eben dieſen Rückſichten den Begriff der Zartheit erweckt; ſo haben doch beyde zugleich vieles an ſich, was den entgegengeſetzten Begriff begründen kann. Der Mann iſt vieler weiblichen Vorzüge und Tugenden fähig, die Frau vieler männlichen. Der Mann liebt zuweilen eine zärtere Reitzung, die Frau zuweilen eine ſtärkere. Der Mann kann ſich über die Verhältniſſe des häuslichen Lebens nicht hinausſetzen; die Frau kann ſich von ihrem Zuſammenhange mit der größeren bürgerlichen Geſellſchaft nicht völlig los machen.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, erweckt der Mann den Begriff der Stärke, welche zugleich geſchmei-

ig seyn kann; die Frau den der Zartheit, welche sich eben mag. Nun steht Lieblichkeit der Großheit, Sanftmuth der Festigkeit, Feinheit dem Gründlichen und Vielumfassenden zur Seite! Nun bieten sich Hoheit und Reitz, Stützen und Anschmiegen, Leiten und Abgewinnen, Arbeitsamkeit und Emsigkeit, wohlthuender Ernst und liebkosende Gefälligkeit, vordringende Kraft und ausdauernde Geduld, brüderlich und schwesterlich die Hände. Aus dem allen aber formt sich für beyde und für jeden dritten ein Bild, welches die Seele mit einer Ueppigkeit erfüllt, die so wohl bey der Bestrebung, als bey der wirklichen Befriedigung des Häuslichkeitstriebes zum Grunde liegt.

Ohne allen Zweifel macht der Trieb nach dieser Art von Seelenwonne, nach diesem pikanten Reitze der häuslichen Vereinigung einen wesentlichen Theil der Geschlechtssympathie aus. Der Mensch ist unstreitig in so fern er zum Thiergeschlecht gerechnet werden mag, von Biberart. Er richtet sich mit mehreren Geschöpfen seiner Gattung zu einem Staate ein, und mit einem oder mehreren Geschöpfen von verschiedenem Geschlechte zu einem Hause, zu einer Familie.

Ich bin überzeugt, daß wenn auch ein Gesetz die völlig freye Befriedigung der körperlichen Geschlechtssympathie mit allen Individuen von verschiedenem Geschlechte ohne Unterschied erlaubte; daß dennoch die größte Zahl der Menschen dieser Vergünstigung entsagen, und mit einzelnen Personen von verschiedenem Geschlechte sich zum Zusammenleben, wenigstens auf einige Zeit einrichten würde. Dieß ist so gewiß, daß Wollüstlingen, die nur irgend auf Vollständigkeit des Vergnügens aufmerksam sind, vor blos körperlichen Freuden ekelt, und

daß ſie ſchlechterdings etwas Genuß für die Seele haben wollen. Und worin beſteht dieſer? Wollen ſie ſich die Zeit vertreiben, wie man ſie auch im größern Zirkel der örtlichen Geſellſchaft hinbringt; nur fröhlich ſeyn? Nein! ſie wollen das Bild des häuslichen Lebens, wäre es nur auf einen Abend, dargeſtellt ſehen, und ſie fühlen ſich nicht glücklicher, als wenn ſie ſich recht heimiſch, recht wöhnlich bey der Perſon fühlen, welche vielleicht am folgenden Abend die Gattin eines andern ſpielt. Es iſt auch ſo gewiß, daß der Reitz einer ſolchen Seelenwonne in unſern häuslichen Verhältniſſen von dem phyſiſchen Reitz der Körperverbindung noch verſchieden ſey; daß ſelbſt Greiſe, Väter, Brüder, ja ſelbſt die kleinſten Kinder den höheren Genuß fühlen, den das Zuſammenleben, die Häuslichkeit mit Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte vor dem Zuſammenleben mit einer Perſon von gleichem Geſchlechte zum Voraus hat. Der Fürſt im Julius von Tarent empfand dieß, wenn er ſagte: „zu den häuslichen Freuden des Greiſes gehören durchaus Weiber!“

II.

Als eine beſondere Modification unſerer Ueppigkeit ſehe ich das Wonnegefühl des Heimiſchen an, das wir in Geſellſchaft mit Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte, beſonders mit ſolchen, die für Manns- oder Frauensperſonen äußern Kennzeichen nach gelten, alsdann empfinden, wenn wir bey ihnen allein ſind, und uns überzeugt halten, daß unſre einſame Gegenwart ihnen eben ſo viel Vergnügen macht, als uns die

ihrige. Woher der unerklärbare Reiz, den das Schwatzen, Koſen, Tändeln und oft ſelbſt das trauliche ſtumme Beyeinanderſeyn zwiſchen dem Manne und dem Weibe mit ſich führt, wenn dieſe ſich einander ſelbſt überlaſſen und gewogen ſind? Man wird ſagen: es gehört der körperlichen Lüſternheit! Nein! Sie hat in manchen Fällen Antheil daran: in keinem macht ſie dieſe Art der Wonne allein aus. Das Gemüth nimmt immer ſeinen Theil davon hin. Sogar unter Männern, die im Verhältniſſe des ſtärkeren Gemüths zum zärteren ſtehen, findet das Gefühl des Heimiſchen Statt; es findet Statt bey Weibern, deren Formen, deren kränklicher Zuſtand alle körperliche Lüſternheit niederſchlägt. Ach! es liegt dem Gemüthe viel näher! Es liegt darin, daß dieß in Unbefangenheit und Hingebung aufgelöſt, und durch das Bewußtſeyn, daß man gefällt, daß man beherrſcht, ſanft angeſtrengt wird. Welch eine ſüße Gewalt, die man in dieſen Zuſammenkünften, frey von aller fremden Beobachtung, leidet und ausübt! Welch ein angenehmes Ueberlaſſen und wonnevolles Zurückwirken! Welch ein üppiger Reiz in einer Empfindung, in einem Gedanken zuſammen zu treffen, den der eine mit dem ganzen Charakter der geſchmeidigen Stärke, der andere mit dem der hebenden Zartheit hegt und ausdrückt! Welch ein üppiger Reiz, Richtigkeit mit Feinheit, Vernunft mit Witz, Feuer mit Sanftheit empfangend und mittheilend zu paaren! Sich auszuahnden, aufs halbe Wort zu verſtehen, mit bloßen Blicken verſtändlich zu machen, ſich zu bewundern, und ſich auf Schwächen zu ertappen, und zu rufen: Alſo auch du? und pantomimiſch zu antworten: Ja! Auch ich! Und nun mit einander zu trauern oder zu lachen über den Menſchen, der ſich

in beyden Perſonen in ſeiner Blöße zeigt! Und ſo mit den Gemüthern in einander greifen, ſich abſondern zuſammen von der übrigen Welt, und ſich beſitzen, und ſich wechſelſeitig einlagern! Nein! Nein! Die geiſtreichſte Unterhaltung mit dem Manne kommt der Wonne nicht gleich, welche das Geſchwätz mit dem verſtändigen Weibe giebt, das uns wohl will und uns zart behandelt.

III.

Es iſt ein wonnevolles Gefühl für den Mann, wenn er bey dem Bewußtſeyn der Oberaufſicht, die er über ſeine Gattin führt, dieſe dazu nutzen kann, ſie durch die nachgiebigſte Gefälligkeit gegen ihre Launen und Eigenheiten, und durch die aufmerkſamſte Zuvorkommung ihrer vorübergehenden Wünſche zur Dankbarkeit zu verpflichten: nicht anders wie zu zärtliche Eltern oder zu gütige Patronen ihre Kinder und Clienten verziehen. Es iſt aber auch ein wonnevolles Gefühl für das Weib, bey Anerkennung der Superiorität des Mannes dieſem durch die ſorgſamſte Pflege und eine oft übertriebene Aufmerkſamkeit auf jedes ſeiner kleinſten Bedürfniſſe ſeine Dankbarkeit ganz zu erkennen zu geben, und ihm fühlen zu laſſen, daß es ihm gleichfalls etwas werth ſey: nicht anders wie gutgeſinnte Kinder und Clienten ihre Eltern und Patronen oft verzärteln.

Hierauf beruht ein Verhältniß, das oft mit allen Charakteren der Ueppigkeit und der Geſchlechtsſympathie gefühlt wird. Der Mann überläßt ſich gern der verzärtelnden Pflege der Gattin, und findet ſich dadurch und durch das Gefühl ſeiner hingebenden Geſchmeidigkeit in

einem Zuſtande wohlbehagender Auflöſung. Auf der andern Seite ſpornt ihn zugleich das Gefühl, daß ihm als Herrn geſchmeichelt wird, daß er ſich als Herr herabläßt. Sie, die Gattin, fühlt ſich durch das Streben und das Gelingen des Wunſches, den Beyfall des Obern zu erlangen, und ihm die Herrſchaft unvermerkt abzugewinnen, angenehm geſpannt: ſie wird aber zugleich durch die geſchmeidige Zuvorkommung des ſtärkeren Mannes angenehm gezärtelt.

Es iſt gewiß, daß der große Haufe der Männer und Weiber in dem wechſelſeitigen Verhältniſſe verzärtelter Eltern gegen verzogene Kinder zu ſtehen lieben. Aber ſelbſt in den edelſten Verhältniſſen zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht erlauben ſich dieſe Vieles in ihrer wechſelſeitigen Behandlung, was ſie ſich in engeren Verbindungen mit Perſonen des ihrigen nicht geſtatten würden, ohne die gegenſeitige Achtung und das Gefühl ihrer Selbſtwürde zu beleidigen. Der Liebende huldigt der Geliebten oft auf eine Art, die gegen den Freund herabſetzend für dieſen und für ihn ſelbſt ſeyn würde; die Geliebte ſorgt oft für den Liebenden auf eine Art, die gegen die Freundin ins Kindiſche und Wegwerfende fallen würde. Nun! in der Geſchlechtsliebe, ſelbſt in der edleren, giebt das keinen Anſtoß, wenn es nicht übertrieben wird und zu häufig wieder kommt.

IV.

Eben hierher gehört auch der Zug nach geſelliger Auszeichnung unter beyden Geſchlechtern, die ich üppige Eitelkeit (Coquetterie) nennen möchte: das Bewußt-

seyn, einer Person von verschiedenem Geschlechte in der Gesellschaft durch Vorzüge, welche das Geschlecht charakterisieren, ausschließend zu gefallen. Er führt etwas Ueppiges mit sich, welches der Ehrgeiz und selbst die Eitelkeit, den Beyfall einer Person von dem nehmlichen Geschlechte zu erhalten, nicht an sich trägt. Eitelkeit gehört überhaupt, in seinem Verhältnisse zum Ehrgeize betrachtet, zu unserer Zartheit. Wir fühlen uns an unserer zärteren Seite gereizt, und die Wonne, welche dieß Bewußtseyn begleitet, ist ihrem Charakter nach auflösend. Aber diejenige Eitelkeit, welche durch den Beyfall einer Person von anerkannter Geschlechtsverschiedenheit befriedigt wird, trägt den Charakter des Hanges zum Geschlechtsverschiedenen an sich. Was dem Weibe an dem Manne gefällt, ist nicht seine reine Stärke, seine reine Festigkeit, sondern beydes zur Geschmeidigkeit modificiert: die Annehmlichkeit seines festen Charakters. Die Vorstellung dieser gefallenden Eigenschaft führt jene Mischung von Hingebung und Beherrschung mit sich, welche die Seele zu gleicher Zeit spannt und zärtelt. Wenn das Weib die Macht seiner sanften Reitze über die Stärke des Mannes erprobt, so fühlt es sich mittelst seiner Zartheit stark und dem Manne sich entgegenhebend. Wieder ein üppiges Gefühl, wieder eine Mischung von Stärke und Zartheit, von Hingebung und Beherrschung! Beyde Gemüther lagern sich in einander ein!

Es ist überhaupt sehr merkwürdig, daß der Trieb nach geselliger Auszeichnung vom andern Geschlechte, diese üppige Eitelkeit der Seele, mit der Ueppigkeit und der Lüsternheit des Körpers in so genauem Verhältnisse steht.

Es iſt für gewiſſe Weiber kein gefährlicherer Moment, um in körperliche Ueppigkeit und Lüſternheit zu gerathen, als derjenige, wenn ihre Eitelkeit auf eine außerordentliche, ungewöhnliche Art geſchmeichelt wird. Bildnißmahler haben die Bemerkung gemacht, daß die Damen in dem Augenblicke, worin ihr Portrait einen großen Zuſatz von weiblichen Reitzen bekam, etwa beym Auflegen des Wangenroths, in einen ſehr gefährlichen Zuſtand von körperlicher Erweichung geriethen. Ich habe einen Liebhaber gekannt, der bey ſeiner Geliebten kein Gehör zur Ausübung gewiſſer Rechte finden konnte; Dienſtleiſtungen, Geſchenke, unbedingte Gefälligkeit, kurz, alles vergebens verſuchte; bis eine Schmeicheley von ungewöhnlicher Feinheit und Stärke die Sprödе auf einmahl beſiegte.

Wenn die Bemühung, zu gefallen, nicht bloß eine vorübergehende Befriedigung der Eitelkeit zum Zweck hat, wenn man auf ihren längern Genuß in dauernder Verbindung rechnet; ſo tritt auch oft die Idee hinzu, daß die Perſon vom andern Geſchlecht uns diejenigen Verdienſte beylege, welche den Geſellſchafter in gemiſchten geſelligen Zirkeln und in häuslicher Verbindung auszeichnen. Man ſetzt ſeine Eitelkeit darin als eine Perſon gebilligt und gewählt zu werden, mit der die andern ihre perſönlichſten Verhältniſſe theilen, und mit der ſie künftighin als eine zuſammengeſetzte Perſon von andern betrachtet werden will. Eine ſolche Paarung der Verhältniſſe, wie Gatte und Gattin mit einander eingehen, bringt die engſte Verbindung zwiſchen Perſonen des nehmlichen Geſchlechts in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht hervor, und es iſt keine

geringe Begünſtigung für die Eitelkeit, dazu vor allen andern würdig gefunden zu werden.

V.

Dieß führt mich auf die merkwürdige Habſucht in dem Beſtreben, eine Perſon von verſchiedenem Geſchlechte zu gewinnen, und auf den eben ſo merkwürdigen Stolz auf den Beſitz dieſer Perſon bey dem Gelingen jenes Beſtrebens. Das Gefühl: ich habe die Perſon, ſie iſt mein! wird weder als Zweck noch als Genuß bey der Beſtrebung, die Zuneigung von Perſonen unſers Geſchlechts zu gewinnen, angetroffen, wenn dieſe nicht in Leidenſchaft ausartet. Hier begnügen wir uns mit dem Bewußtſeyn eines vorzüglichen Anſpruchs auf das Herz oder die Vereinigung der Naturen! Was heißt hingegen jenes Beſtreben, eine Perſon vom andern Geſchlechte ganz zu gewinnen, ſich ganz anzueignen, anders, als das Beſtreben nach dem Bewußtſeyn, daß ſie uns eine Zuneigung ſchenkt, die ihrer Natur nach mit keiner andern Perſon getheilt werden kann, die folglich den Begriff des ausſchließenden Beſitzes, und dadurch ſogar gewiſſe Ideen von Rechten über ihr Phyſiſches und Moraliſches, und von Eigenthum mit ſich führt. Wir entziehen dadurch die Perſon allen Anſprüchen, die andere in eben der Rückſicht auf ſie machen könnten; wir ſondern ſie zu einer engeren Geſellſchaft mit uns von der größeren ab. Es läßt ſich nicht läugnen, daß, ſo viel auch unſere policierteren Sitten die Idee der Dienſtbarkeit, in welche ſich das zärtere Geſchlecht durch Verſchenkung ſeines Herzens gegen das

ſtärkere begiebt, gemildert haben, dennoch Spuren dieſes tief in der Natur des Verhältniſſes gegründeten Begriffs von Abſonderung, Ausſchließung und Eigenthum, in jener Habſucht und in jenem Stolze auf den Beſitz der Perſon angetroffen werden, die beſonders unſerm Geſchlechte eigen ſind.

Der Charakter der Beſtrebung, das Herz einer Perſon vom andern Geſchlechte ganz zu gewinnen, iſt an ſich höchſt eigennützig und intereſſiert. Eben dadurch wird das Bewußtſeyn unſerer Abhängigkeit und unſerer Erniedrigung begründet, der den Zuſtand der Gewinnſucht begleitet. Auf der andern Seite zeigt ſich aber auch die Ausſicht auf Sieg und auf den Zeitpunkt, wo der Stolz des Beſitzes die gegenwärtige Sehnſucht krönen wird. Dieſe Miſchung von Affekten begründet die ſüße Schwermuth, den Zuſtand der Zärtelung und Spannung unſers Geiſtes während der regen Beſtrebung. Der Moment aber, der das Gefühl ihres wirklichen Gelingens gewährt, der Moment, in dem wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Perſon unſer ſey; dieſer Moment führt eine Wonne mit ſich, die durch die Vermählung zarter und ſpannender Affekte, die ſich hier in gleichzeitiger und gleichmäßiger Wirkſamkeit äußern, der Wolluſt befriedigter körperlicher Lüſternheit in manchen Punkten ähnelt, und die Wage hält. Auch darf man dreiſt behaupten, daß in dem Beſtreben und in der Befriedigung des Stolzes auf den Beſitz der Perſon bereits eine wahre Lüſternheit der Seele, wiewohl in ihrem unterſten Grade, wo ſie ſich der Ueppigkeit noch ſehr nähert, angetroffen werde.

Und glaubt es mir zu: dieß iſt nicht bloß Folge unſerer geſelligen Conventionen, die mit dem Anſehn,

das ſie dem zärteren Geſchlechte in Europa beygelegt haben, auch den Werth ihres auszeichnenden Beyfalls und des Beſitzes ihrer Zuneigung erhöhen mußten! Gehe in Erziehungsanſtalten von Kindern einerley Geſchlechts, und ihr werdet ſehen, wie die Individuen von zartgebaueten Körpern den auffallenden Trieb bey den übrigen erregen, von ihnen vorgezogen und zur ausſchließenden Verbindung abgeſondert zu werden. So meldet ſich ſchon dort mit dem erſten Keime zur Ueppigkeit und Lüſternheit des Körpers der Keim zur Ueppigkeit und Lüſternheit der Seele!

Alle dieſe eben bezeichneten Triebe liegen bey der Eiferſucht zum Grunde, welche die Verbindungen zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte der Regel nach begleitet, und wenigſtens in gleich ſtarker Maße nicht bey Verbindungen zwiſchen Perſonen des nehmlichen Geſchlechts angetroffen wird. Sie mag Mißgunſt ſeyn, dieſe Eiferſucht, aber ſie iſt eine Mißgunſt, die mit der Geſchlechtsſympathie des Menſchen unmittelbar verbunden iſt, und nur durch mehr als thieriſche Rohheit oder Ausartung davon getrennt werden kann. Aus der bloßen körperlichen Lüſternheit, oder aus dem bloßen unnennbaren Triebe würde ſich die Eiferſucht allein nicht erklären laſſen; denn die Begierden, welche dieſe körperlichen Gefühle vorausſetzen, ſind nicht permanent, und es iſt nicht in der Natur, dasjenige zu mißgönnen, was wir ſelbſt nicht begehren. Aber die Triebe nach häuslicher Abſonderung, nach dem Heimiſchen, nach dem Clientelarverhältniſſe, nach geſelliger Auszeichnung, nach dem Stolze auf den Beſitz der Perſon, ſtehen mit jenem

körperlichen Begierden in natürlicher Verbindung, und diese Triebe sind ihrer Natur nach fortdauernd und ununterbrochen fortwährend.

Wenn also einige Philosophen behauptet haben, daß wir im Stande der unausgebildeten Natur, ehe die Begriffe der körperlichen Schönheit und geselliger Auszeichnung sich entwickelt hätten, keine Eifersucht kennen würden; so läßt sich diese Behauptung gewiß nicht rechtfertigen. Die ohnehin unzuverlässigen Nachrichten, welche wir über die abweichende Empfindungsart gewisser roher Völker von der viel allgemeineren Stimmung der übrigen haben, *) beweisen weiter nichts, als daß unsere Instinkte auf einer Stufe von Rohheit stehen können, welche noch unter derjenigen ist, die wir an Thieren wahrnehmen. Denn schon unter diesen machen einige einen Unterschied unter ihren Gatten, und halten sich vorzüglich an diejenigen, die ihnen am besten gefallen. Selbst diejenigen, welche ihren Trieben ganz ungebunden huldigen, leben mit den Weibchen in der Zeit, welche die Natur zur Fortpflanzung der Gattung bestimmt hat, zusammen. Sie kämpfen bis aufs Leben für den alleinigen Besitz, und leiden nicht, daß sich die Weibchen von ihnen entfernen. Andere aber, welche ihr Instinkt so wie den Menschen auf gebundene Verhältnisse mit einzelnen Weibchen führt, leiden durchaus nur einen Mann, und verlangen ein ununterbrochenes, abgesondertes Zusammensein. Das Geflügel und das Bergeschlecht, welche sich in größern Gesellschaften zu einzelnen Nestern und Häusern paaren, geben den Beweis.

*) Ich werde mich im dritten Theile noch weiter darüber äußern.

Bienen hingegen bilden bloß einen Staat und Zellen nur für einen; bey ihnen hat ein ganzer Stock nur eine Gattin.

Neuntes Kapitel.

Von der Lüsternheit der Seele und ihrer Folge der Beſeſſenheit.

Ich habe vorhin ſchon das Streben nach dem Stolz auf den Beſitz der Perſon für eine Lüsternheit der Seele ausgegeben. Ein noch mehr auffallender und merklicher Grad derſelben zeigt ſich aber in demjenigen Zuſtande, den ich jetzt darſtellen und entwickeln will.

Das Streben der Seele, ſich den Geiſt eines andern Weſens ganz anzueignen; die ſchmelzende und zugleich ſtarrende Lage, in welche alsdann alle Kräfte unſers Gemüths gerathen; die Aehnlichkeit dieſes Zuſtandes mit der Lüsternheit des Körpers, und ihr genauer Zuſammenhang unter einander; alles dieß iſt aufmerkſamen Beobachtern nie entgangen. Die Franzoſen haben ſeit langer Zeit ein doppeltes Temperament des Kopfes und der Sinne angenommen, und das erſte in der Eroberungsſucht der Herzen, verbunden mit dem Triebe nach dem Außerordentlichen und Neuen, geſetzt. Hemſterhuys und einige andere haben die Aehnlichkeit zwiſchen dem ſchwärmeriſchen Triebe der Seele, ſich das Geiſtige anzueignen, mit der körperlichen Lüsternheit ſo auffallend gefunden, daß ſie ſogar einen und denſelben Trieb in beyden Fällen als wirkſam angenommen haben.

So gewagt, so unbestimmt mir diese Behauptungen zu seyn scheinen, *) so erscheint doch daraus die allgemeine Bemerkung, daß unsere Seele eines schwärmerischen, begeisterten Aneignungstriebes fähig ist, der seiner großen Aehnlichkeit mit der Lüsternheit des Körpers wegen ihre Lüsternheit genannt zu werden verdient. Hier ist vorläufig meine Erklärung dieser Erscheinung.

Die Lüsternheit der Seele, ihr schwärmerischer Trieb, sich den Geist eines andern Wesens anzueignen, ist allemahl ein Zustand von Begeisterung. Dieß Wort wird aber in sehr verschiedener Bedeutung genommen, so wie das Wort Geist unendliche Bedeutungen hat, von derjenigen an, worin es für jede flüchtige körperliche Materie genommen wird, bis zu derjenigen hin, worin es das Ich im Menschen, und sogar die Weltseele heißt.

Im allgemeinsten Sinne nennt man Begeisterung jede außerordentliche Erhöhung der Wirksamkeit unsers Gemüths: Lebendigkeit unserer Seelenkräfte. In einem etwas engeren Verstande heißt Begeisterung so viel als diejenige Wirksamkeit unsers Gemüths, die wir einer besondern Erhöhung unserer Einbildungskraft zuschreiben, wenn diese die Vorstellungen unsinnlicher Gegenstände, (wohin ich auch das Sinnliche aber Abwesende rechne,) zu anschaulichen Bildern hebt, und sie dadurch den anerkennenden Kräften äußerst nahe bringt. Hier bezeichnet folglich der Ausdruck Begeisterung einen Zustand der Erhebung über die Körperwelt zur sinnlichen Einführung in das Reich des Unkörperlichen, oder der Geister: einen Zustand, der an sich schon mit

*) Vergleiche das achte Buch dieses Werks

wonnevollen Reitzungen verknüpft iſt, theils wegen des Gefühls jener Lebendigkeit unſerer Seelenkräfte überhaupt; theils wegen jener aſſocierten Vorſtellungen des Emporſtrebens zu dem Ueberſinnlichen. Je mehr unſre Phantaſie, oder die ſchaffende zuſammenſetzende Einbildungskraft dabey geſchäftig wird, um deſto gröſſer iſt unſre Wonne. Wir eignen uns alsdann zugleich das Verdienſt des Hervorbringens zu, und damit verbindet ſich die Eitelkeit, das Abweſende und Unſinnliche ſo ungewöhnlich anzuſchauen, und ſo tief in ſeine Eigenthümlichkeiten einzudringen. Dieſe Begeiſterung iſt beſonders dem Dichter, dem Künſtler und dem Phantaſiereichen Philoſophen eigen, ſo lange ſie noch nicht daran denken, ſich durch ihre Produkte vor andern Menſchen auszuzeichnen.

Allein die genauere Vereinigung mit den Bildern der Phantaſie und ein höherer Grad der Begeiſterung entſteht erſt da, wo wir das Bild zugleich in genauerer Beziehung mit einem der herrſchenden Triebe unſerer Natur oder unſerer engſten Sinnlichkeit denken, und es als ein Mittel betrachten, dieſe dadurch befriedigt zu ſehen. Alsdann fängt es erſt an, unſer Gemüth zu beherrſchen, d. h. ſich gewöhnlich mit Lebhaftigkeit darin darzuſtellen, und uns durch ſeine Erſcheinung unmittelbar zur Wonne zu reitzen. Beyſpiele davon liefert der geiſtige Stolz aller Schwärmer, welche durch die Hoffnung geſchmeichelt werden, ſich einige der Eigenſchaften des geiſtigen Weſens, dem ſie ſich mittelſt einer anſchaulichen Erkenntniß nähern, anzueignen, ſeinen Zuſtand zu theilen, und ſich dadurch über andre Menſchen zu erheben. Noch auffallender ſind die Beyſpiele, wo das Bild des unſinnlichen Weſens auf Beförderung unſers

Ehrgeizes, des leidenschaftlichen Strebens nach dem Besitz einer Person vom andern Geschlechte, der Gefallsucht und anderer noch niedrigeren Triebe bezogen wird. So begeistert man sich sehr leicht für berühmte und vornehme Männer, wenn man glaubt, daß die genauere Kenntniß von ihrem Charakter, und oft nur von ihren äußeren Verhältnissen uns bey der Menge auszeichnen wird. Das Bild ihrer Person und ihrer Vorzüge erfüllt dann unsre Seele, wenn sie auch längst verstorben oder abwesend von uns seyn sollten. Eben diese Erscheinung zeigt sich bey demjenigen, der ein Herz zu erobern, die Aufmerksamkeit eines angebeteten Schönen ausschließend auf sich zu ziehen sucht. Ihr lebhaftes Bild wird unser vertrauter Begleiter, mit dem wir in häuslicher Absonderung zusammen leben, das wir immer mit uns herum tragen. Aehnliche Erfahrungen macht der Alchymist und der Geisterbanner, der Schätze zu heben hofft. Er bezieht das Bild der heiligen Zahl oder des Salomonischen Siegels, oder des mächtigen Kobolds als Mittel auf den Zweck seiner Gewinnsucht, und die Folge ist, daß es sich aufs genaueste mit ihm vereinigt, oder, was einerley ist, daß es herrschend in seiner Seele wird. So wird der Erfinder von dem Bilde seines Produkts begeistert, so die Person von warmen Bilde von Bildern, die stark auf die Lüsternheit des Körpers wirken, u. s. w.

Von der Begeisterung in allen diesen Fällen trägt die Lüsternheit der Seele, oder die Besessenheit, wie ich sie nenne, etwas an sich, und beruht gemeiniglich auf ihr. Sie geht aber weiter. Sie vergißt, daß es nur ein Bild ist das sie so anschaulich erkennt; sie vergißt, daß sie sich nur mittelst einer Erhöhung der Phantasie so

eng mit ihm vereinigt; sie vergißt die Beziehung, worin das Bild als Mittel zu dem Zwecke, herrschende Triebe zu befriedigen, steht; — und sucht den Geist, für die engste Adhärenz des Ich's einer andern Person genommen, in sich aufzunehmen, oder, was einerley ist, ihr Ich, ohne allen weitern Zweck und ohne alle weitere Beziehung, unter dem Bilde eines andern Geistes zu denken.

Wenn die Phantasie uns mit dem Gelingen dieser Bestrebung täuscht, so erkennen wir gar keine Trennung zwischen unserm Geiste und dem Bilde des Geistes einer andern Person an: wir verlieren beyde unsre Selbstständigkeit. Unser Gemüth und sein Gemüth, sein Körper und unser Körper, werden als Agenten betrachtet, die ein und der nehmliche Geist beseelt, und weil das Ich nur unter dem Bilde seiner engsten Adhärenz, des Geistes, gedacht werden kann, so theilen wir nur ein Ich. Du bist Ich, Ich bin Du: das ist die Empfindung der Besessenheit.

Diese Schwärmerey ist wahre Lüsternheit der Seele, und zeichnet sich durch Symptome aus, welche der Lüsternheit des Körpers äußerst analog, und wahrscheinlich an ähnliche Gründe gebunden sind, ob sie gleich nicht eine und eben dieselbe Kraft oder Anlage zum Voraus setzen. Den Zustand, in den wir durch Begünstigung dieses Triebes gerathen, habe ich Besessenheit genannt. Ein neues Wort, ich gestehe es, für dessen Bildung mich aber die Armuth der Sprache entschuldigt, und das sich wenigstens auf die Benennung des Aberglaubens stützet, vermöge dessen ein böser Geist uns besitzen kann.

Gehen wir zuerst auf die Untersuchung aus, welchen Personen solche Lüsternheit der Seele eigen zu seyn pflegt;

ſo finden wir, daß es gemeiniglich, ſo wohl unter Männern als Weibern, diejenigen ſind, welche ſich durch einen Mangel ſolcher Seelenkräfte, die wir zur Stärke rechnen, und durch ſolche Vorzüge der Seele, welche zum Begriff der Zartheit gehören, auszeichnen. Menſchen von ſehr geſunder Beurtheilungskraft ſind zu dieſer Lüſternheit der Seele nicht aufgelegt. Der Zuſtand der Leidenſchaft zum Geſchlecht macht freylich darunter eine Ausnahme: allein ſie beſtätigt nur den aufgeſtellten Grundſatz, weil durch ſie die ſtärkſten Menſchen auf eine Zeitlang in den Zuſtand der Zartheit verſetzt werden. Dagegen ſind ſolche, welche ein weiches Herz, einen feinen Verſtand, und vorzüglich viel Phantaſie beſitzen, ſehr fähig zu dieſem Zuſtande. Gehen wir auf die Weſen zurück, deren Bilder dieſe Lüſternheit am meiſten befördern, ſo ſind ſie von Gegenſtänden hergenommen, welche durch den Begriff der Stärke Bewunderung erregen: das höchſte Weſen, Sätze der Moral, erhabene Gegenſtände der Natur und der Kunſt, außerordentliche Menſchen, ungewöhnliche Begebenheiten. Allemahl müſſen wir den Gegenſtänden etwas Geiſtiges beylegen können, und der Charakter dieſes Geiſtes muß im Verhältniſſe der Stärke zu unſerer Zartheit ſtehen. Nie ſind wir zu dieſer Lüſternheit der Seele aufgelegter, als in der Zeit, worin wir einer ſtarken Leidenſchaft zum andern Geſchlecht huldigen. Hier nimmt der Gegenſtand unſerer Leidenſchaft, wenn er auch noch ſo gewöhnlich iſt, den Charakter der Stärke vermöge der Abhängigkeit an, worin er uns hält, und wir, wir fühlen uns ſchwach und zart gegen ihn.

Superiorität, ſie mag auf dem bloßen Gefühle unſerer Abhängigkeit, oder auf dem des Ungewöhnlichen,

Außerordentlichen, Vollkommenen beruhen, wird alle Wahl in dem Gegenstande vorausgesetzt, mit dessen Geiste wir nach Vereinigung in dieser Maße streben. Inferiorität von unserer Seite ist davon unzertrennbare Folge. Aber das Gefühl des Verhältnisses der reinen Superiorität gegen unsere Inferiorität; der baren Stärke gegen unsere bare Zartheit, wird nie ein Streben nach Vereinigung der Geister hervorbringen. Das bloß Männliche, bloß Anstrengende, zieht mich nicht zu sich hin; der unerschütterliche Starrsinn, die unbarmherzige Geistesstärke eines Sylla oder Robespierre, die bloß verderbliche Naturkraft, das höhere, aber nur zum Unheil gearetete Wesen, das Geschöpf unserer Imagination, der Teufel, können mich zwar in den oben angeführten Bedeutungen begeistern, d. h. ihr Bild kann immer sehr lebhaft bey mir seyn, und in so fern es mir nützlich scheint, mich beherrschen; aber ich werde mich nicht von ihm besitzen lassen, d. h. meinen Geist unter dem Bilde sehen wollen, welches meine Phantasie mir von ihnen darstellt. — Eben so wenig als ich auf der andern Seite die Bilder des bloß freundlichen Charakters, der flachen bloß heitern Gegend, der Ruhe des Alltagslebens, zu solchen unzertrennbaren Gefährten, zu solchen Formen meines eigenen Geistes machen möchte.

Es muß folglich ein Wohlverhältniß der Superiorität des Geistes außer mir und der Inferiorität des meinigen, seiner Stärke zu meiner Zartheit, vorhanden seyn; ein Wohlverhältniß, wodurch ich mich ihm entgegen, zu ihm hinaufzuheben, ihn zu mir sich herabneigen zu sehen hoffen darf, um dadurch ein neues Wesen in der engsten Vereinigung mit ihm hervorzubringen.

So erſcheint uns ein Gott, dem wir neben einer unbegreiflichen Allmacht ein liebendes Herz, wie das unſrige, zuſchreiben; ſo erſcheint das moraliſche Geſetz, das uns neben dem Gefühle der Abhängigkeit unſerer Sinnlichkeit von ſeiner Strenge das Bild einer intellektuellen Freyheit, Würde, Selbſtgenügſamkeit, und des Emporſchwingens zu einem höheren Reiche von Geiſtern, darbietet: ſo erſcheint der Glanz der Großen dieſer Erde, deren Annäherung Zwang, deren Vertraulichkeit aber Auszeichnung vor allen Mitbürgern verkündigt; ſo erſcheint endlich das bewunderte Weſen an dem leidenſchaftlich geliebten Weibe oder Manne, oft nur darum bewundert, weil es ſchwer zugewinnen iſt, aber das doch endlich gewonnen ausſchließlich mit uns vereinigt werden kann! — Dieſe und ähnliche Gegenſtände ſind es, welche uns gewaltſam zu ſich hinreißen, und uns zum ſehnſuchtsvollen Streben nach Vereinigung der Geiſter einladen, kurz, uns in den Zuſtand der Beſeſſenheit verſetzen.

Richten wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit auf die Eigenheiten dieſes Zuſtandes! Unſere erſte Empfindung bey der Vorſtellung eines Weſens, dem wir eine geiſtige Größe beylegen, iſt ein Staunen, eine Bewunderung ſeiner Superiorität, ſeiner Stärke, und dieſe bringt in uns eine Anſtrengung hervor, die ſehr richtig mit den Worten: Anſtarren, Starren unſers Geiſtes, ausgedruckt wird. Die Folge davon iſt Zurückziehen in uns ſelbſt; Gefühl unſerer Inferiorität, Schwermuth. Bald aber fühlen wir die Möglichkeit, die Hoffnung, uns ihm entgegen zu heben, einen Punkt zu treffen, worin der bewunderte Geiſt mit uns vereinigt werden kann. Wir bemerken, daß er ein Herz, daß er zarte Seiten neben den ſtarken hat. An dieſe wollen wir uns halten; Nach-

ſicht, Dankbarkeit, Achtung für unſre unbedingte Gefälligkeit, für unſer Streben ihm ähnlich zu werden, endlich ſogar für gewiſſe zarte Vorzüge an uns, welche ihm fehlen, werden das Band auch von unſerer Seite anziehen; wir beyde werden uns zuſammen abſondern von allen Uebrigen, wir werden ein Weſen ausmachen, wir werden uns gar nicht mehr getrennt von einander denken. Es wird ein neues Weſen entſtehen, worin ſeine und meine Vorzüge zuſammengeſchmolzen einen höhern Anſpruch auf Vollkommenheit haben werden, als wenn wir einzeln gedacht, und einzeln im Bilde dargeſtellt würden. So entſteht ein ſehnſuchtsvolles Streben, eine ſüße Schwermuth, und das Bewußtſeyn, daß die Vereinigung gelingt, es ſey durch ein wahres Gefühl, daß wir uns wechſelſeitig unſre Vorzüge mittheilen, oder daß wir von dem Weſen das uns begeiſtert, ausgezeichnet werden, oder daß wir uns wenigſtens würdig fühlen, ihm vorzüglich anzugehören; — dieß Bewußtſeyn überſtrömt uns mit einem üppigen Schauer, der demjenigen ſehr ähnlich iſt, welchen die Körper bey der Vereinigung der Organiſationen empfinden.

Es ſcheint mir mehr als wahrſcheinlich, daß bey dieſer Lüſternheit der Seele das Beſtreben des letzten belebenden Princips im Gemüthe, ſich in einer überſchwenglich wonnevollen Wirkſamkeit zu fühlen, zum Grunde liege. So wie die körperliche Lüſternheit ein Uebermuth, eine Ausgelaſſenheit unſerer Lebenskraft iſt, ſo iſt die Lüſternheit der Seele ein Uebermuth, eine Ausgelaſſenheit des geiſtigen Weſens in uns, das nach dem höchſten Grade gleichzeitiger Spannung und Zärtelung ſtrebt. Wenn unſer Geiſt in dieſem Aufruhr iſt, ſo ſtrebt er nach Vereinigung mit einem andern

Geiſte, von dem er dasjenige nehmen möge, was ihm zu jenem Vollkommenheitszuſtande abgeht, in den er dasjenige ausſtrömen laſſen könne, was er zu jenem Vollkommenheitszuſtande zu viel oder überflüſſig hat. Daher der Muth und die Weichheit, daher die Kraft und die Ermattung während der Beſtrebung; daher der üppige Schauer bey dem Gelingen!

Dieſer ſchwärmeriſche Aneignungstrieb der Seele äußert ſich nun auf ſehr verſchiedene Art. Oft ſteckt die Lüſternheit der Seele den Körper mit ähnlichen Empfindungen an, und dieſer modificiert ſie auf ſeine eigene Weiſe zu einer wahren Lüſternheit nach Körperverbindung. Oft aber bleibt es auch bey einer bloßen conſenſualiſchen Reitzung der Nerven, ohne eine Beſtrebung dieſer Art. Doch von allem dieſen mehr in der Folge. Ich will hier nur einige der auffallendſten Beyſpiele des ſchwärmeriſchen Aneignungstriebes der Seele in der Abſicht anführen, um zu zeigen, daß nicht bloß Perſonen, welche für Männer und Weiber anerkannt werden, dieſem Zuſtande unter einander nachſtreben, ſondern daß er überall angetroffen wird, wo ſich ein Wohlverhältniß ſtärkerer und zärterer Geiſter zu dem Berührungspunkte einer gezärtelten Spannung unter Mitwirkung der Phantaſie vorausſetzen läßt.

Junge Künſtler werden für große Meiſter in der Kunſt, deren Talent ſie zu erlernen hoffen; Schüler für ihre Lehrer in den Wiſſenſchaften; Perſonen, welche bey vieler Sinnlichkeit zugleich den Trieb nach ſittlicher Vollkommenheit in ſich fühlen, für Perſonen, welche auf einer hohen Stufe der Tugend ſtehen, und ſich durch Strenge gegen ſich ſelbſt und Nachſicht gegen andere auszeichnen, dieſen Aneignungstrieb der Geiſter empfinden.

Er wird sich noch sehr von jenem wackern Enthusiasmus, der rüstig zur Ueberwindung großer Schwierigkeiten durch ein wahres Gefühl der Vollkommenheit im Verhältnisse zu unsern Kräften macht, unterscheiden. Denn der erste ist schmelzend, und eignet sich nicht bloß die Vorzüge des bewunderten Wesens als eine Beschaffenheit des Gemüths an, welche sich von dem Persönlichen des Geistes trennen, und einem andern Geiste mit völliger Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit beylegen läßt; sondern er strebt, das ganze Persönliche des Geistes in sich einzunehmen, und sich alle seine Eigenheiten, sogar die Fehler und Hindernisse zu den Vorzügen, denen wir nachstreben, mit der schwärmerischen Ueberzeugung anzudichten, daß wir diesen Geist häuslich, heimisch mit uns herumtrügen, davon besessen würden, und uns in ihn verwandelt hätten. Sehr merkwürdige Beyspiele von diesem Zustande liefern auch junge Personen, die zuerst in der Welt auftreten, und durch den freyen, einnehmenden Anstand gebildeter Gesellschaften hingerissen werden. Sie nehmen, ohne es zu wissen, ohne an Nachahmung zu denken, ihren Ton, ihre Manieren an, und glauben wirklich, ihren Geist in sich übertragen zu haben.

Darauf beruht die schwärmerische Begeisterung der Weiber für Heldentugend, der Männer für makellose Unschuld, der Unterthanen für ihren König, u. s. w. welche wahre Symptome eines Wahnsinns an sich trägt, indem der Anhängende sich das Bild eines Wesens, dessen Verhältnisse er nie zu den seinigen machen kann, dennoch zu einer Art von häuslicher Vertraulichkeit, von Umwandlung zu einem neuen Wesen mit dem Bilde, das er sich von seinem Geiste entwirft, anzueignen sucht.

Wo es nicht Menschen, sondern ein höheres und unsichtbares Wesen ist, welches wir uns zuzueignen suchen, da entsteht die begeisterte Aneignung noch viel leichter, weil sie ganz Werk der Phantasie ist, und kein in die Sinne fallender Umstand die Illusion stört. Das Bild der Tugend, der Vaterlandsliebe, der Freyheit, des höchsten Abstrakts von Vollkommenheit erscheint uns unter einer starken, aber zugleich geschmeidigen Form, der wir die zarten aber hebenden Formen des Bildes von unserm Geiste anzupassen und beyde mit einander zu vereinigen hoffen. Wir gefallen uns in dieser Umwandlung des Bildes von unserm Geiste zu einem neuen Bilde, und das Bewußtseyn des begünstigten oder gar gelungenen Strebens nach jener Vereinigung überströmt unsre Seele mit üppigen Schauern.

Nehmen wir diese Bemerkungen zusammen, so werden wir den Charakter einer Geschlechtssympathie in dem schwärmerischen Aneignungstriebe der Seele nicht verkennen. Denn es liegt offenbar das Streben nach dem harmonischen Wohlverhältnisse geschmeidiger Stärke zur hebenden Zartheit in dem Berührungspunkte einer gezärtelten Spannung, dabey zum Grunde. Wir wollen nicht unsern Geist vermehren, verbessern, ergänzen, wir wollen ein neues Wesen aus ihm schaffen, wir wollen uns ihn unter Formen denken, welche das Bild unsers isolierten Geistes, selbst in seiner höchsten Vollständigkeit nicht darbietet. Die Weiblichkeit unsers Geistes, wenn ich so sagen darf, will sich mit der Männlichkeit eines andern vermählen; unser liebend einnehmender, aber zugleich emporstrebender Charakter, will sich mit dem strengeren, vordringenden, aber zugleich gütig annähernden und nachsichtigen, zu einem neuen

Charakter umſchaffen, in dem beyde Naturen in der genaueſten Gleichmaße des höchſten Grades ihrer Wirkſamkeit zuſammentreffen.

Die Luſternheit der Seele findet man am häufigſten bey Perſonen, deren Geſchlechtsverſchiedenheit allgemein anerkannt wird; in den Verhältniſſen zwiſchen Männern und Weibern. Dieſe Erfahrung beweiſet die angeführte Entſtehungsart: ſie kann aber nicht dahin gedeutet werden, als wenn der unnennbare körperliche Trieb und das Verhältniß des Mannes zum Weibe, als ſolcher Perſonen, welche ihn am vollſtändigſten befriedigen könnten, dabey zum Grunde läge. Nein! die beyden anerkannten Geſchlechter ſind darum ſo geſchickt, den ſchwärmeriſchen Aneignungstrieb der Seele zu erwecken, weil der Geiſt des einen gemeiniglich von ſtärkerer, der des andern gemeiniglich von zärterer Natur iſt, und ihre Verhältniſſe in der bürgerlichen Welt den Berührungspunkt beyder in gezärtelter Spannung ſo ſehr befördern. *)

Der reine Enthuſiasmus, vermöge deſſen wir mit dem völligen Bewußtſeyn unſers iſolierten Geiſtes uns nur gewiſſe Beſchaffenheiten des bewunderten Gegenſtandes anzupaſſen ſuchen, er mag von der wackern oder ſchmelzenden Art ſeyn, wird gegen jene Schwärmerey, wie die Sympathie mit dem Gleichartigen gegen die Geſchlechtsſympathie ſtehen.

Der begeiſterte Muth, wenn Bilder großer Menſchen und großer Thaten uns zu ähnlichen entflammen, weil wir fühlen, unſer Geiſt habe ähnliche Kräfte, welche nur durch das Bild verſtärkt werden, iſt der Begeiſterung von dem Geſchlechtsähnlichen Starken zuzuſchreiben.

*) Vergleiche das achte Buch.

Die begeiſterte Empfindſamkeit, vermöge deren uns weinerliche Begebenheiten, zärtliche Charakter zur lebhafteſten Mitempfindung einladen, weil wir ſelbſt uns in ähnlichen Situationen, in ähnlicher Charakterſtimmung erblicken, jedoch mit dem völligen Bewußtſeyn, daß jene Bilder nur das Bild unſers Selbſtbewußtſeyns, als etwas Getrenntes von ihnen verſtärken, — gehört der Begeiſterung von dem Geſchlechtsähnlichen Zarten. Wenn aber wirklich die Sehnſucht in uns entſtehen ſollte, uns unter den Formen eines Cäſar oder Petrarca zu denken, und von ihrem Geiſte in unſern Geſinnungen und Handlungen inſpiriert zu ſeyn; und wir glaubten wirklich, daß uns dieß gelänge, — dann wäre gewiß die Begeiſterung der Geſchlechtsſympathie zuzuſchreiben; wir würden unſern Geiſt mit dem ihrigen vermählt fühlen; — wir wären dann gewiß im Zuſtande der Lüſternheit der Seele, oder ihrer Beſeſſenheit. *)

*) Wie wichtig die Entwickelung des Zuſtandes der Beſeſſenheit zur Erklärung mancher Phänomene in den ehemahligen Hexenprozeſſen ſey, zeigt ſich von ſelbſt. Der Glaube an die geiſtige Vereinigung mit dem böſen Feinde war Folge des heftigen Verlangens, ſich ſeine vermeinten Kräfte anzueignen. Der Glaube an die körperliche Verbindung wieder Folge von jener, theils als ſinnliches Symbol der engſten Vereinigung, welches die Phantaſie zu einer Wirklichkeit umſchuf; theils als conſenſualiſche Einwirkung eines heftig gereizten Geiſtes auf die phyſiſche Organiſation. Beydes zuſammen brachte die Ueberzeugung bey der Perſon hervor, ſie werde von dem fremden Geiſte beſeelt. Auf eben die Art ſind die Aufwallungen himmliſcher Entzuckungen einiger heiligen Thereſe, Armella, Guyon, u. ſ. w. zu erklären. Das Körperliche regte hier nicht das Geiſtige auf, ſondern umgekehrt: der geiſtige Zuſtand brachte einen ähnlichen in dem Körper hervor, wenn es anders bereits ausgemacht ſeyn

Zehntes Kapitel.

Endliche Bestimmung der Geschlechtssympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen.

Aus meinen bisherigen Bemerkungen folgt, daß weder das Aehnliche noch das Verschiedene sich unbedingt anziehe: daß allemahl ein gewisses Wohlverhältniß vorausgesetzt werden müsse zwischen den Körpern unter einander und den Seelen unter einander, die ähnlich oder verschieden sind, vermöge dessen sie in einem gemeinschaftlichen Berührungs- oder Bindungspunkte zusammentreffen können. Dieß Wohlverhältniß beruht bey dem Aehnlichen auf dem Gefühle der Ergänzung, der Vermehrung der ursprünglichen Anlagen durch einen Zusatz des Aehnlichen bis zu dem Punkte, wo das Individuum sich der Art nach, zu der es gehört, vollständig fuhlt. Dieß Verhältniß beruht bey dem Verschiedenen auf dem Gefuhle der Umwandlung zweyer verschiedener Anlagen zu einem vollkommneren individuellen Wesen der Gattung nach. In beyden Fällen muß der Zustand gleich entfernt vom Mangel und vom Uebermaße seyn.

Der Trieb, sich mit dem Aehnlichen zu vereinigen, in so weit es zur Vervollständigung der Art dienen kann, heißt Hang zum Gleichartigen. Der Trieb, sich mit dem Verschiedenen zu vereinigen, in so fern es zur Vervollkommnung der Gattung dienen kann, heißt Hang zum Geschlechtsverschiedenen.

sollte, daß der Körper gerade den Antheil daran nahm, den Hemsterhuys und andere voraussetzen. Hierüber mehr in der Folge.

Ich weiß nicht ob es bloße Bilder sind, was ich von einem ähnlichen Hange zum Gleichartigen, von einem ähnlichen Hange zum Geschlechtsverschiedenen bereits in den Erscheinungen an unbelebten Körpern antreffe.

Hier finde ich schon eine Anziehungskraft zwischen gleichartigen Körpern, welche die Lehrer in der Chemie der zusammenhäufenden Verwandschaft zuschreiben, und wobey beyde nach der Vereinigung ein eben so gleichartiges Ganzes bilden, als einer der beyden vor derselben war. Hier finde ich eine Anziehungskraft zwischen Körpern von verschiedener Art, wobey diese vermöge der zusammengesetzten Verwandschaft ein Ganzes bilden, welches neue Eigenschaften besitzt, die von den Eigenschaften, welche jedem dieser Körper vor der Verbindung zukamen, völlig verschieden sind. Ich finde bey beyden Verwandschaften einen gewissen Sättigungspunkt, so daß wenn die Körper an gewissen Theilen bereits einen Ueberfluß haben, sie keine gleichartige, keine verschiedene weiter annehmen: nicht dasjenige annehmen, was sie weder der Art noch der Gattung nach verstärken kann. *)

Ich finde ferner einen großen Unterschied zwischen der Mittheilung der Elektricität von Körpern die elektrisch sind, an solche, die es nicht sind, aber doch die Capacität haben, diese Materie in sich aufzunehmen, und jener Wahlanziehung, womit zwey bereits elektrische Körper ihre entgegengesetzten Elektricitäten mit einander verbinden; und ich bin sehr geneigt, in jener Mittheilung den Trieb zur Vermengung des Aehnlichen; in

*) Vergleiche Morveau von der chemischen Affinität. Deutsche Uebersetzung. Berlin 1794.

dieſer Wahlanziehung den Trieb zur Vermiſchung des Verſchiedenen zu ſuchen.

Die Mittheilung der magnetiſchen Kraft an Körper, die noch nicht magnetiſch ſind, ſcheint mir eben ſo wohl auf einem Triebe nach Vermengung, Zuſammenfluß des Aehnlichen zu beruhen; dagegen die Neigung entgegengeſetzter Pole zweyer Körper, die beyde magnetiſch ſind, ſich mit einander zu verbinden, auf einem Triebe zur Vermiſchung des Verſchiedenen. Und ſo wohl die elektriſchen als magnetiſchen Körper haben einen Punkt des Bedürfniſſes, der Sättigung und des Uebermaßes; ſie ſind einem Verhältniſſe gegen andere Körper unterworfen, indem ſie bald dasjenige gleichgültig liegen laſſen, was ihre Kräfte nicht verſtärkt; bald das Aehnliche und Verſchiedene begierig anziehen um ihre Kraft zu verſtärken; bald, wenn ſie zur Vollſtändigkeit oder Vollkommenheit gelangt ſind, das Uebermäßige abſtoßen.

Und, o Tonkunſt! nächſtes Bild unſerer reitzbaren Einrichtung; wie auffallend finde ich in den beyden Leitern deiner Töne den Hang zum Gleichartigen und zum Geſchlecht! Schlagt einen Durton an auf einer reingeſtimmten Saite; er ruft alle ſeine Brüder, alle ſeine Freunde auf der Leiter der Durtöne auf, um ſeine Schwingung zu verbeſſern. Und welche ſind es, die er ausläßt, die er übergeht, und die, wenn ſie ſich mit einmiſchen, den ſicherſten Beweis einer Unvollſtändigkeit der Saite abgeben, die den Grundton angiebt? Es ſind gerade die Töne, die entweder zu entfernt von ihm liegen, um ſeine Schwingung verſtärken zu können, oder diejenigen, welche durch ihre Nähe ein Uebermaß herbeyführen würden. Und doch giebt es Ausweichungen in der Muſik, Auflöſungen, Uebergänge, wo die Ein-

mischung eines Molltons in den Grunddurton einen Wohlklang hervorbringt, der nicht mehr die Melodie der vorigen Art vervollständigt, aber die Gattung des Gesanges durch Harmonie vervollständigt. Allein auch hier wird die Beobachtung gehöriger Verhältnisse zwischen den Tönen verschiedener Leitern vorausgesetzt, und durch diese entsteht eine Vermählung stärkerer und zärterer Gatten, die in erhöheter Sanftheit zusammentreffen.

Doch! ich will mir nicht den Vorwurf der Schwärmerey zuziehen, indem ich die Neigungen des Menschen den Gesetzen, denen das Unbelebte huldigt, wirklich unterwerfe! Ich habe zu wenig praktische Kenntnisse in der Chemie und in der Physik, ich bin zu wenig in die höhere Theorie der Musik eingeleitet, um wahre Gleichheit zwischen ihren Grundsätzen und denen, welche bey Entwickelung der Natur des Menschen angenommen werden können, zu finden. Ich stelle also das Gesagte so lange als bloße Bilder auf, bis vielleicht Männer, die in jenen Wissenschaften gründliche Kenntniß mit Genie verbinden, in meinen Ahndungen Spuren der Wahrheit finden mögen.

Aber so viel glaube ich mit Zuverlässigkeit annehmen zu können: jeder Mensch vereinigt in sich die doppelte Disposition zur Stärke und zur Zartheit. Nur in so fern in seinem Wesen Stärke über Zartheit prädominiert, ist er positiver Art, männlichen Geschlechts: nur in so fern die Zartheit über die Stärke prädominiert, ist er negativer Art, weiblichen Geschlechts.

Wo der Mensch, (er mag männlichen oder weiblichen Geschlechts seyn,) seine Kräfte von der stärkern Disposition in höhere Wirksamkeit zu versetzen sucht, indem er stärkeren Eindrücken von andern Körpern, stärkeren

Vorſtellungen und Bildern der Seele nachſtrebt, da empfindet er den Hang zum gleichartigen Starken; wo er hingegen ſeine Kräfte von der zärteren Diſpoſition in höhere Wirkſamkeit zu verſetzen ſucht, indem er zärteren Eindrücken und Vorſtellungen nachſtrebt, da empfindet er den Hang zum gleichartigen Zarten.

Wo aber der Menſch ſeine Kräfte überhaupt durch gleichzeitige Wirkſamkeit ſeiner ſtärkeren und zärteren Diſpoſitionen zu erhöhen, mithin ſich ſelbſt als Weſen einer Gattung zu vervollkommnen ſucht, indem er Eindrücken und Vorſtellungen nachſtrebt, die zugleich ſtark und zart ſind, da fühlt er den Hang zum Geſchlechtsverſchiedenen.

So wohl der Hang zum Gleichartigen als der Hang zum Geſchlechtsverſchiedenen iſt eines Vollſtändigkeitszuſtandes, eines Zuſtandes der Uebermaße und des Bedürfniſſes unterworfen. Was uns ſtärker oder zärter machen will als wir ſeyn können, was in uns, wenn wir ſtark oder zart ſeyn wollen, dieſe Stimmung nicht vermehren kann, das iſt uns widerlich oder gleichgültig. Was die gleichzeitige Wirkſamkeit unſerer doppelten Diſpoſition nicht befördert, wo wir ſie erwarten, das iſt uns widerlich oder gleichgültig.

Der Hang zum Gleichartigen ſetzt alſo ein Wohlverhältniß unſerer reinen Stärke, oder unſerer reinen Zartheit zu den Gegenſtänden zum Voraus, die uns rein ſpannen oder rein zärteln. Dieß Wohlverhältniß erkennen wir aus dem wollüſtigen oder wonnevollen Gefühle einer erhöheten Wirkſamkeit der einen oder der andern unſerer Diſpoſitionen bey der Verbindung mit äußern Gegenſtänden.

Der Hang zum Geschlechtsverschiedenen setzt ein Wohlverhältniß unserer gemischten Zartheit und Stärke zu den Gegenständen zum Voraus, die uns gleichzeitig spannen und zärteln. Dieß Wohlverhältniß erkennen wir aus dem überschwenglich wollüstigen Gefühle einer gleichzeitigen Wirksamkeit unsrer beyden Dispositionen zur leidenden und thätigen Zartheit und Stärke bey der Verbindung mit äußern Gegenständen. Wir fühlen uns geschmeidig stark gegen ihre hebende Zartheit; oder wir fühlen uns hebend zart gegen ihre geschmeidige Stärke, und unser Zustand ist: gezärtelte Spannung.

Wenn wir in den äußern Gegenständen, die uns durch den Hang zum Gleichartigen, oder durch den zum Geschlechtsverschiedenen an sich ziehen, fortdauernde Eigenthümlichkeiten und einen besondern Zustand beachten, und darin den Grund unserer Lust setzen, daß wir mit ihnen Eigenschaften und Zustand theilen; — so modificiert sich der Hang zur Sympathie. Und so giebt es denn eine Sympathie mit dem Gleichartigen und eine Geschlechtssympathie, die besonders in unsern Verhältnissen zu andern Menschen wahrgenommen wird.

Auf diese treffen die nehmlichen Grundsätze zu, die oben aufgestellt sind. Die männliche Person, diejenige, die von positiver Art ist, weil die Disposition zur Stärke in ihren Anlagen prädominiert, vereinigt sich mit der männlichen Person, oder mit derjenigen, bey der die nemliche Modification der Anlagen Statt findet, wenn sie ihre Kräfte dadurch in Gemäßheit ihrer Art in erhöhete Wirksamkeit versetzt fühlt: sie eignet sich gleichartige Eigenschaften von der Person außer ihr an, trifft mit ihr in einem reinspannenden Zustande zusammen, und bringt dadurch ihr Individuum, als zu einer gewissen

Art gehörig, zur Vollständigkeit. Sie huldigt der Sympathie mit dem Gleichartigen. Eben so die weibliche Person, die von negativer Art ist, weil in ihren Anlagen die Zartheit prädominiert, wenn sie sich mit der zartgeformten weiblichen Person vereinigt.

Hingegen vereinigt sich mittelst der Geschlechtssympathie die männliche Person mit der weiblichen, um sich als ein Individuum der Gattung nach zur Vollkommenheit zu bringen, indem beyde durch Vermischung starker und zarter Gefühle, die sie wechselseitig in einander erwecken, sich ungleichartige Eigenschaften aneignen, in einem Zustande von gezärtelter Spannung zusammentreffen, und dadurch ihre Kräfte in Gemäßheit der Gattung zu einer vollkommenen Wirksamkeit heben. Dasjenige, was sie mit einander wirken, kann die Vereinigung des Mannes mit dem Manne, des Weibes mit dem Weibe, nicht ausrichten.

Solchemnach ist Sympathie mit dem Gleichartigen die Neigung des Menschen, seine Stärke mit der Stärke — oder auch seine Zartheit mit der Zartheit — eines andern Menschen zu vereinigen, um sich durch ihre Vermengung in Gemäßheit seines Geschlechts zu ergänzen, und sich als Person seiner Art vollständiger zu fühlen.

Solchemnach ist Geschlechtssympathie Neigung des Menschen, seine geschmeidige Stärke — oder auch seine hebende Zartheit — mit der hebenden Zartheit — oder auch mit der geschmeidigen Stärke — eines andern Menschen zu vereinigen, um durch ihre Vermischung in Gemäßheit seiner Gattung sich als Person dieser Gattung vollkommener zu fühlen.

Kürzer, Sympathie mit dem Gleichartigen ist die Neigung des Menschen, seinem Wesen das Geschlechtsähnliche eines andern Menschen anzuarten.

Geschlechtssympathie ist Neigung des Menschen, seinem Wesen das Geschlechtsverschiedene eines andern anzugatten.

Viertes Buch.

Von der Freundschaft und von der Geschlechtszärtlichkeit. *)

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Ich darf es ohne Anmaßung behaupten: es hat uns niemand bis jetzt eine Erklärung von der Freundschaft gegeben, die dem Fehler der Unbestimmtheit ausweiche, oder den Launen der Sprache des gemeinen Lebens begegnete, welche bald jede Einträchtigkeit bey vorübergehender Bekanntschaft, bald nur leidenschaftliche Aufopferung mit diesem Nahmen bezeichnet. Wenigstens hat man bis jetzt Freundschaft von Geschlechtszärtlichkeit nicht gehörig unterschieden. Man hat gesagt: Freundschaft sey ein schwächerer Grad der Liebe! Aber was heißt hier Liebe? und worin besteht ihre Stärke? Hat man nicht das Wort eines Freundes, der zu dem andern sprach: deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe!

*) Φιλία, amicitia im engeren Sinne. Ob die Alten einen Begriff von der Geschlechtszärtlichkeit gehabt haben, das wird im dritten Theile dieses Werks untersucht werden. Einen besondern Nahmen scheinen sie wenigstens für das Verhältniß nicht gehabt zu haben.

Man hat gesagt: Freundschaft sey Gutthätigkeit gegen Personen, die wir uns verbinden wollen. Aber Freundschaft ist angewöhnte Stimmung, nicht ein einzelner Akt; Freundschaft ist nicht selbstisch, sie beglückt nicht um verbindlich zu machen. Wie! der Wollüstling, der das unerfahrne Mädchen, das künftige Opfer seiner Lüste durch Geschenke zu gewinnen sucht: der enthusiastische Liebhaber des Schönen, der den Virtuosen liebkoset; handeln die als Freunde?

Man hat gesagt: Freundschaft sey die Knüpfung zweyer Herzen zu einem gemeinschaftlichen Zweck; eine Verschränkung der Herzen und Hände in Leid und Freude, selbst unter Gefahren. — Schönes Bild einer angewöhnten oft liebenden, oft aber auch fein selbstischen Genossenschaft! Unterscheidest du den Gemeingeist der Sekten, der Partenen, der Familien, der Mitbürger eines Staats, ja, sogar der Theilnehmer einer Lage, von der Freundschaft?

Man hat gesagt: Freundschaft sey Anhänglichkeit an Menschen, die durch ihre innere Vortrefflichkeit uns selbst Nutzen und Vergnügen zuführen, und den Wunsch in uns hervorbringen, sie wieder zu beglücken. Aber diese Anhänglichkeit, wenn sie auch der Liebe und nicht der Pflicht, nicht dem Beschauungshange und der feineren Selbstheit gehören sollte, unterscheidet Freundschaft weder von dem liebenden Patronat, noch von der liebenden Genossenschaft. Ja, es giebt unstreitig auch Freundschaften unter schlechten Menschen.

Man hat gesagt: Freundschaft sey die Zusammensetzung zweyer Personen zu einer. Richtig! Aber unterscheidet sie sich dadurch von Geschlechtszärtlichkeit?

Endlich hat man gesagt: Freundschaft sey Liebe zwischen Personen von dem nehmlichen Geschlechte. Wahr! Aber wie vieldeutig sind die Worte: Liebe und Geschlecht, in dem Munde des großen Haufens!

Wir haben beydes bisher zu erklären gesucht, und ich hoffe, es wird uns nicht schwer werden, diesem letzten, an sich richtigen Begriffe die nähere Bestimmung zu geben.

Zweytes Kapitel.

Freundschaft ist eine Art von Zärtlichkeit.

Freundschaft ist keine vorübergehende Aufwallung; sie ist dauernde, angewöhnte Stimmung unsers Wesens zur Zuneigung gegen eine bestimmte Person. Wir lachen über das Kind, und über den kindisch gesinnten Menschen, die in einer Stunde, in einer Woche vielleicht, Freundschaften gestiftet zu haben glauben, die in der Stunde, in der Woche darauf, vergessen werden.

Freundschaft ist eine liebende Anhänglichkeit. Das wonnevolle Streben nach der Ueberzeugung, daß der Verbündete sich selbst glücklich fühle, muß unter den Affekten, welche er uns einflößt, die Oberhand behalten. Wir würden wieder über denjenigen lachen, der uns versichern wollte, er sey der Freund des verstorbenen Helden, dessen Vorzüge ihn begeistern; und wir würden denjenigen zugleich verachten, der sich den Freund des Reichen nennen wollte, dessen Schwächen er um seines Vortheils willen schmeichelt.

Freundschaft ist zärtliche Anhänglichkeit, angewöhntes Streben nach der Ueberzeugung, daß man sich durch Vereinigung der Naturen wechselseitig beglücke. Der

wohlwollendste Fürst, der von seinen Unterthanen angebetet wird, hat dennoch Mühe, einen Freund unter ihnen zu finden. Es wird zur Freundschaft nothwendig eine solche Uebereinstimmung des Geschmacks und der Verhältnisse vorausgesetzt, daß wir das Ganze der Person des Verbündeten auf die Art glücklich zu sehen wünschen, wie wir mit unserer Person im Ganzen es seyn möchten, und daß wir ihm eine ähnliche Gesinnung von seiner Seite zutrauen. Freunde müssen in ihrer Natur, in ihrer engsten Sinnlichkeit, in ihren herrschenden Trieben Aehnlichkeit mit einander haben, und in einerley Genuß zusammentreffen können. Wo dem anders ist, da bleiben die sogenannten Freunde nur treue Genossen.

Auch von der Zärtlichkeit der Kinder zu ihren Eltern, und dieser zu jenen, sondert sich Freundschaft ab. Ich verlor einen Freund an meinem Sohne! sagte der Vater, dem der Jüngling entrissen wurde, um den Genuß zu bestimmen, den er bereits von seinem Umgange hatte. Mein Vater war zugleich mein Freund! sagt die beraubte Waise, um die Art des Antheils zu bestimmen, den sie an dem Erzeuger nahm. Und diese Zeugnisse sind leider nur Ausnahmen.

Aber hier steh ich nun an der Grenze, welche Freundschaft von der Geschlechtszärtlichkeit absondert. O Freund! o traute selbstgewählte Schwester! daß das Bild des verschiedenen Antheils, den ich an euch nehme, in einem ruhigen Momente wie ein fernes Andenken vor meine Seele trete, damit mein Verstand die Gefühle entwickeln könne, die mein Herz gewöhnlich zu lebhaft empfindet, als daß ich ihre Eigenheiten nach deutlichen Merkmahlen unterscheiden könnte!

Drittes Kapitel.

Freundschaft beruht auf Sympathie mit dem Gleichartigen; Geschlechtszärtlichkeit auf Geschlechtssympathie.

Der wahre Unterschied zwischen Freundschaft und Geschlechtszärtlichkeit liegt meiner Ueberzeugung nach darin, daß jene die Sympathie mit dem Gleichartigen hauptsächlich zur Befriedigung liebender Affekte und einer zärtlichen Anhänglichkeit nutzt; diese hingegen die Geschlechtssympathie.

Wenn ein Mensch, in dessen Wesen Stärke prädominiert, mit einem Menschen von gleichem Wesen, d. h. Mann mit Mann, ihre männlichen Naturen vereinigen, um sich durch den gemeinschaftlichen Genuß der erhöheten Wirksamkeit ihres stärkeren männlichen Wesens wechselseitig zu beglücken; — so bilden sie ein Paar, das in Vergleichung mit allen einzelnen Individuen ihres Geschlechts als eine vollständigere Person der nehmlichen männlichen Art erscheint; und dieß ist — Freundschaft.

Wenn der Mensch, in dessen Wesen Zartheit prädominiert, mit dem Menschen von gleichem Wesen, Weib mit Weib, ihre weiblichen Naturen vereinigen, um sich im gemeinschaftlichen Genuß der erhöheten Wirksamkeit ihres zärteren weiblichen Wesens wechselseitig zu beglücken; — so bilden sie ein Paar, das in Vergleichung mit allen einzelnen Individuen ihres Geschlechts als eine vollständigere Person der nehmlichen weiblichen Art erscheint; und dieß ist wieder — Freundschaft.

Wenn hingegen der Mensch von stärkerem Wesen, der Mann, sich gegen einen Menschen von zärterem Wesen, das Weib, im Verhältnisse geschmeidiger Stärke

gegen hebende Zartheit fühlt, und beyde ihre so modificierten Naturen vereinigen, um sich durch den gemeinschaftlichen Genuß einer gespannten Zärtelung wechselseitig zu beglücken; — so bilden sie zusammen ein Paar, das in Vergleichung mit allen einzelnen Individuen eines jeden der beyden Geschlechter, und der gepaarten Personen von einerley Geschlecht, als eine vollkommnere Person der Gattung nach erscheint. Sie vereinigen Vorzüge, welche jene nicht an sich tragen, und welche doch einzeln bey den Individuen der beyden Geschlechter angetroffen werden. Diese, beyde beglückende Vereinigung ist — Geschlechtszärtlichkeit.

Geschlechtszärtlichkeit wird oft Freundschaft zu Personen vom andern Geschlechte genannt; ich würde sie selbst so nennen, wenn ich nicht Mißverständnisse befürchtete. Denn unstreitig hat diese Geschlechtszärtlichkeit alles mit der Freundschaft gemein, bis auf die Art der Sympathie, welche die Verbündeten hauptsächlich an einander zieht.

Auch hier wird eine gewisse Uebereinstimmung des Geschmacks und der äußeren Verhältnisse vorausgesetzt; damit die Verbündeten sich fühlen, sich verstehen, in einem Genuß des Lebens zusammentreffen können. Ich habe es bereits im zweyten Buche gesagt: Freundschaft unter Personen von verschiedenem Geschlechte, Geschlechtszärtlichkeit, kann nicht entstehen, wenn nicht der Mann die Frau so weit zu sich herauf hebt, und sie ihn so weit zu sich herabzieht, daß sie beyde wechselseitig an der Begünstigung ihrer herrschenden Triebe unmittelbar Theil nehmen können. Und zwar nicht bloß in einem oder dem andern Punkte, sondern in solcher Ausbreitung und

Allgemeinheit, daß bey beyden das Bewußtseyn entstehe, sie verbinden ihre Personen, ihr Ganzes.

Der Orientaler kann der Regel nach keine Geschlechtszärtlichkeit für seine Gattin empfinden. Er kann sie leidenschaftlich lieben, aber er kann sie nicht als die traute, selbst gewählte Schwester oder Freundin betrachten. Warum? Sie ist eingekerkert; sie theilt nicht die Befriedigung seiner herrschenden Triebe, die auf Macht, Ansehn, Vermögen und gesellige Unterhaltung gehen. Er theilt nicht ihre einsamen oder geselligen Vergnügungen. Zuweilen, aber nur selten, treffen sie im Genuß häuslicher Freuden zusammen. Aber diese Vereinigung geschieht zu einzeln, und das Vergnügen, das sie ihm giebt, ist bey ihm andern Wonnearten zu sehr untergeordnet, als daß das Bild einer Vereinigung im Ganzen daraus entstehen könnte. Der Mann im Orient schämt sich vielmehr eines zu häufigen und anhaltenden Aufenthalts in seinem Harem, und wenn er darin ist, so behandelt er seine Weiber und die Mutter seiner Kinder mit einem Stolze und einem Uebermuthe, die deutlich zeigen, daß er sie nur als Mittel betrachtet, ihm jene häuslichen Freuden zuzuführen. Dieß Verhältniß ist keine Vereinigung der Naturen, keine wahre Zusammensetzung der Personen; es ist eine bloße Anschließung des Persönlichen an die Person, höchstens ein liebendes Patronat auf der einen, und liebende Clientel auf der andern Seite; ein Verhältniß, das gleichfalls zwischen dem Herrn und seinem Sklaven Statt finden kann.

Der Republikaner in den ältern griechischen Staaten ging vielleicht nur um einen Schritt weiter als jener Orientaler. Er war, wenn er seine Gattin liebte, der

Regel nach nur ihr treuer, liebender Genoſſe im Hauſe. Seine herrſchenden Triebe gingen nach Bürgerruhm, nach öffentlicher Thätigkeit, nach geſelliger Unterhaltung mit Männern. Freuden, die er in der Familie und in gröſeren gemiſchten Zirkeln einnehmen konnte, waren dieſen theils untergeordnet, theils waren ſie ihm unbekannt. Die Matrone nahm freylich an dem Anſehn, deſſen der Mann bey ſeinen Mitbürgern genoß, Antheil. Sie legte Werth auf die Achtung, die ihr für ihre Perſon von dem Publiko bezeugt wurde; aber der Gelegenheiten waren wenige, worin ſie dieſen Genuß unmittelbar mit dem Manne hätte theilen können. Sie war beynahe ganz auf das Innere des Hauſes beſchränkt, deſſen Führung ihr anvertrauet war. Der Gatte traf freylich hier in einem Genuß mit ihr zuſammen; er freute ſich mit ihr des Fortkommens ihrer gemeinſchaftlichen Wirthſchaft, der Fortſchritte ihrer gemeinſchaftlichen Kinder, und nahm mit ihr gleichen Antheil an ſinnlichen Freuden. Aber alles dieß war doch nur Verbindung in einzelnen Punkten, die der Regel nach nicht hinreichte, das Bild einer Vereinigung im Ganzen bey dem griechiſchen Manne und ſeiner Gattin zu erwecken. Die Perſonen ſetzten ſich nicht zuſammen durch Vereinigung der Naturen.

In unſern heutigen moraliſchen Staaten findet Freundſchaft unter beyden Geſchlechtern, Geſchlechtszärtlichkeit, viel eher Statt. Die Frau lebt mehr außer Hauſe; ſie nimmt einen unmittelbareren und häufigern Antheil an den Auszeichnungen, die ihrem Manne widerfahren. Sie theilt ſeinen Rang, ſein Anſehn im Staate. Sie theilt die Folgen, die dieß für ihn in den geſelligen Zirkeln der örtlichen Geſellſchaft hat, und ſogar

die Wirkung, die ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit auf dieſe Zirkel zu ſeinem Vortheile hervorbringt. Der Mann glänzt dagegen oft durch ſeine Gattin: wird oft um ihretwillen gelitten und durch ſie getragen. Bey vermindertem Reize der öffentlichen Thätigkeit und des Bürgerruhms, wird höherer Werth auf allgemeine Sittlichkeit, geſelligen Anſtand, häusliche Tugend und Familienglück geſetzt, und beyde Geſchlechter machen ungefähr gleichen Anſpruch daran. Beyde Verbündete nehmen häufiger an einerley Unterhaltung Antheil. Kenntniſſe, Künſte, Gegenſtände der Beobachtung, des Nachdenkens, der Beurtheilung, werden gemeinſchaftlicher unter ihnen; kurz, die Verbindungspunkte vermehren ſich durch eine gröſsere Uebereinſtimmung in den herrſchenden Trieben beyder Geſchlechter, und durch das Zuſammentreffen in einerley Genuſs ihrer Begünſtigung. Der Mann ſchlieſst nunmehr nicht bloſs Einiges von ſeinem Perſönlichen an die Perſon des Weibes an: nein, er ſetzt ſeine Perſon mit der der Gattin zuſammen, er vereinigt ſeine Natur mit der ihrigen, und empfindet für ſie Freundſchaft, oder beſſer, Geſchlechtszärtlichkeit.

Aber wie geſagt, die Natur, die er mit der des Weibes vereinigt, iſt nicht die Natur, die er mit der des Freundes verbindet. Die Perſon die er mit ihr zuſammenſetzt, erweckt nicht den nehmlichen Begriff, den die Perſon zweyer Freunde begründet. Hier iſt es ein Paar, das ſich zuſammen durch die erhöhete Wirkſamkeit ſeiner Stärke, — oder wenn es Weiber ſind, ſeiner Zartheit — ſo glücklich fühlt, wie es kein einzelnes Individuum der nehmlichen Art ſeyn würde; dort iſt es das Paar, das ſich durch die gleichzeitige Wirkſamkeit ſeiner Stärke und Zartheit ſo glücklich fühlt, wie es die einzelne Perſon der

Gattung, oder die aus zwey Wesen gleicher Art gezeugte Person nie seyn könnte.

Viertes Kapitel.

Beweis.

Ich glaube den angegebenen Unterschied nicht besser rechtfertigen zu können, als wenn ich zu den Klassen von Menschen, bey denen sich die Begriffe über ihre geselligen Verhältnisse als bloße Ahndungen darstellen, herab, und dann zu den gebildeteren Klassen wieder hinaufsteige, bey denen mehr geläuterte Vorstellungen vorausgesetzt werden können. Finde ich bey allen die Idee, daß der Freund ein Mensch ist, der die herrschenden Triebe der prädominierenden Disposition zur Stärke oder zur Zartheit in ihrer Natur erhöhet, und daß sie dieß Verhältniß noch genau von demjenigen unterscheiden, worin sich ihre geschmeidige Stärke gegen die hebende Zartheit eines andern Menschen bey der genauesten Verbindung befindet, so wird wohl das Wahre meiner aufgestellten Sätze nicht bezweifelt werden können.

Was gehört zur engsten Sinnlichkeit des Mannes unter den Wilden, in so fern er sich von den Weibern seines Volks in dieser Rücksicht unterscheidet? Er strebt nach dem Bewußtseyn seiner physischen Kraft und nach gewaltsamer Spannung seines Gemüthe, im Kriege, auf der Jagd, bey gefährlichen Unternehmungen jeder Art, bey lärmenden Gelagen, wo erhitzende Getränke und erschütternde Auftritte sein Blut in Wallung und seine Einbildungskraft in rege Schwingung versetzen. Das sind seine herrschenden Triebe von der stärkeren Art; das ist seine männliche Natur. Und wer

iſt nun ſein Freund? Derjenige, der ihm zur Seite ficht in der Schlacht und beym Angriff wilder Thiere: derjenige, der an ſeiner Seite den Schädel des erſchlagenen Feindes am häufigſten ausleert und die ſtärkſte Lache neben der ſeinigen aufſchlägt; kurz, der Waffenbruder, der Genoſſe ſeiner Gefahren und Beluſtigungen.

Das Weib unter eben dieſen rohen Völkern liebt dagegen das Gefühl phyſiſcher und geiſtiger Allmähligkeit; abwechſelnde Beſchäftigungen, Emſigkeit ohne Anſtrengung. Daher der Geſchmack dieſes Geſchlechts an Beſorgung des wirthſchaftlichen Details und des Putzes; daher ſein Tandeln und Geſchwätz bey geſelligen Zuſammenkünften zur Erheiterung. Daher auch zum Theil die Neigung der Weiber zur Wartung kleiner Kinder, und zum Koſen mit ihnen. Das iſt ihre Natur, die engſte Sinnlichkeit ihres Geſchlechts. Und wen nennt nun die Frau unter den Wilden ihre Freundin? Diejenige, die eben ſo gefällig als gewandt ihr die häusliche Arbeit mit angreifend erleichtert, beym Geſchwätz ihr das williqſte Ohr und die geläufigſte Zunge leihet, und bey ihren mütterlichen Sorgen und Freuden ihr ein theilnehmendes Herz darbietet.

Was liegt aber bey dieſen Freundſchaften zum Grunde? Offenbar dieß, daß die Vereinigten, wenn es Männer ſind, wechſelſeitig fühlen, wie das Beyſpiel eines ähnlich ſtarken, abgehärteten, ausdauernden Weſens ſie ſelbſt ſtärker, abgehärteter, ausdauernder macht; wie der wilde Ausbruch der Freude des einen die Freude des andern verſtärkt; und wie ſie beyde bey ihren Vertraulichkeiten darauf rechnen können, daß der andere die Begünſtigungen und Verſagungen ihrer Lieblingstriebe ganz fühlen und verſtehen werde, weil ſie vermöge der

Gleichheit des Geschlechts auch die seinigen sind. Diese Waffenbrüder, diese Jagdgenossen, machen unstreitig eine vollständigere Person ihres Geschlechts mittelst ihrer Vereinigung aus, als jedes einzelne Mitglied des nehmlichen Volks und Geschlechts. Ihre zusammengesetzte Person vertheidigt sich gegen alle fremde Angriffe wie ein einzelner Mann, greift an wie ein einzelner Mann; aber beydes mit verstärkten Kräften, und wenn der eine fällt, so muß der andere ihn rächen oder sterben.

Unter Modificationen, die ein jeder selbst mit leichter Mühe hinzufügen wird, liegt bey den Freundschaften der Weiber unter den wilden Völkern das nehmliche Bewußtseyn zum Grunde: ein Paar von Weibern, zu einer Person zusammengesetzt, ist mehr und besser daran, als ein einzelnes Weib.

Völker auf dieser untersten Stufe der Cultur behandeln ihre Weiber gemeiniglich wie Sklavinnen. Sie kennen keine wahre Geschlechtszärtlichkeit. Aber einer sehr genauen Verbindung, einer liebenden Ergebenheit, sind sie gegen ihre Gattinnen hin und wieder fähig, und diese wird dann deutlich von der Freundschaft unterschieden. Der Mann vereinigt sich mit der Frau, und diese mit ihm, theils um körperlicher Freuden willen, die beyde der Geschlechtsverschiedenheit ihrer Naturen verdanken, theils zur Gründung einer Familie. Hier bringen sie ihr Eigenthum zusammen; hier erwirbt der Mann auser Hause, während das Weib daheim zusammenhält; hier findet er bessere Pflege und Fürsorge für seine Bequemlichkeit, sie sicherern Schutz und Schirm für sich und ihre Kinder, als jeder von ihnen es in Gesellschaft mit einer Person von seinem Geschlechte finden würde. Zuweilen treffen sie in gemeinschaftlichen

Beluſtigungen beym Tanze, bey Wechſelgeſängen, bey Mährchenerzählungen zuſammen, und dieſe Unterhaltungen nehmen ſogleich einen üppigeren Charakter an, als diejenigen haben, welche der Umgang mit Perſonen von einerley Geſchlechte gewährt. Der Mann findet ſie milder und geordneter, das Weib raſcher und pikanter. So fühlt jedes Geſchlecht, daß es dem Geſchlechte des andern bey der Verbindung etwas ſchuldig iſt, was es bey der Vereinigung mit ſeinem eigenen nicht erwarten kann: nehmlich gleichzeitige Wirkſamkeit von Stärke und Zartheit; und dieſe giebt ihren engeren Verhältniſſen einen ganz verſchiedenen und beſtimmten Charakter.

Geht zu der Klaſſe unſerer Ackersleute über, ihr findet die nehmliche Vorſtellungsart aus den nehmlichen Gründen! Der Freund des Bauern iſt derjenige, der am Werkeltage ihm am beſten in die Hand arbeitet, und am Feyertage am beſten den Humpen mit ihm leert und lärmt. Die Freundin der Bäuerin iſt diejenige Nachbarin, die ihr am behülflichſten bey ihren wirthſchaftlichen Sorgen iſt und am beſten mit ihr trätſcht. Beyde Geſchlechter unterſcheiden aber dieſe Art von Verbindungen ſehr genau von den engeren Verhältniſſen, welche zwiſchen ihnen und dem andern Geſchlechte Statt finden, wenn dieſe ſich entweder zur Ehe, oder zu vorübergehenden Liebesverſtändniſſen vereinigen. Ja, man findet zuweilen eine wahre Geſchlechtszärtlichkeit unter dieſer Klaſſe von Menſchen, wenn die Aehnlichkeit der Geſchäfte und der Lagen eine Uebereinſtimmung der herrſchenden Triebe befördert, und dennoch in der Art, wie ſie befriedigt werden, ſich Stärke zur Zartheit miſcht. Mancher Bauer findet in ſeiner Gattin eine Rathgeberin in ſeinen Unternehmungen, eine Behülfin bey ſeinen Arbei-

ren, eine Geſellſchafterin bey ſeinen Unterhaltungen auf eine Art, die ihm das Gefühl einflößt: ſie ſey die andere Hälfte ſeines Weſens. Und dennoch fühlt er, daß ein Freund von ſeinem Geſchlechte neben jener Freundin beſtehe; daß dieſe feiner, jener aber richtiger urtheile; daß dieſe emſiger, jener aber ſtärker ihm in die Hand arbeite, und daß die Unterhaltung des traulichen Koſens von der lärmender Gelage noch verſchieden ſey.

Merkwürdig, höchſt merkwürdig iſt es, wie ſchon Kinder die Nahmen des Freundes oder der Freundin denjenigen Geſpielen beylegen, die ihnen bey der Befriedigung der Lieblingsneigungen ihres Geſchlechts durch ſolche Kräfte und Neigungen wichtig werden, welche durch Gleichheit die ihrigen verſtärken und unterſtützen; daß ſie hingegen den Unterſchied der Empfindungen gar wohl fühlen, den das Kind von verſchiedenem Geſchlechte ihnen einflößt, wenn ſie ſich beſonders an daſſelbe hängen.

Die Lieblingsneigungen, (die Natur) des Knaben, ſind rauſchende, lärmende Spiele; Krieg, Jagd, Reiten, u. ſ. w. Wenn er die Wahl unter Knaben und Mädchen hat, wird er gewiß nicht eine der letztern zur Genoſſin jener Spiele nehmen. Er wählt dazu einen Knaben; dieſer muß ihm helfen, dieſem vertraut er ſeine kleinen Plane, Begünſtigungen und Verſagungen an, und derjenige, den er angewöhnt iſt am liebſten zum Geſpielen und zum Vertrauten bey ſeinen lärmenden Vergnügungen zu haben, weil er ungefähr gleiche Kräfte und einen gleichen Geſchmack mit ihm theilt, der iſt ſein Freund.

Das junge Mädchen wählt ein junges Mädchen, um den Putz der Puppe und ſeinen eigenen mit ihm zu beſorgen: um die kleinen Gewährungen und Beleidigungen

seiner Eitelkeit ihm mitzutheilen, und Plane auf Neckereyen und muntere Zerstreuung mit ihm zu entwerfen und auszuführen. Seine Freundin ist diejenige, bey der es diesen Genuß am liebsten aufsucht, weil sie ungefähr die nehmlichen Anlagen und den nehmlichen Geschmack mit ihm hat, und weil es an ihren Umgang gewöhnt ist.

Man wird den Hang zum Gleichartigen sehr deutlich bemerken, wenn Kinder von dem einen oder dem andern Geschlechte sich bey öffentlichen Gelegenheiten oder bey Spielen in Paare theilen sollen. Der Knabe sucht sich gewiß an den größten, stärksten, gewandtesten zu drängen, um mit ihm zugleich gesehen, und als gleichartig mit ihm beurtheilt zu werden. Das Mädchen sucht dagegen aus eben dieser Ursach sich neben der zierlichsten unter ihren Gespielinnen zu stellen.

Wenn aber die Kinder von zweyerley Geschlecht in gemischten Zirkeln zum Tanz oder zum Spielen des Witzes zusammenkommen; so lassen sich diese kleinen Menschen wohl einfallen, Liebhaber und Geliebte zu haben, und Symptome solcher Anhänglichkeiten, die auf Geschlechtssympathie beruhen, fangen an sich zu äußern. Und welches sind die Subjekte, die sich hier einander wählen? Diejenigen, welche fühlen, daß die Zartheit des andern mit ihrer Stärke, und umgekehrt, daß diese mit jener ins Wohlverhältniß zusammenkommen, und sich vereinigt wohlgefällig darstellen. Der rascheste Tänzer zeigt sich am liebsten an der Seite der Tänzerin, die sich am zierlichsten bewegt; der unternehmendste, lebhafteste Bube neben dem verschmitztesten Mädchen. Beyde fühlen, daß sie etwas von einander erhalten, was ihnen das Kind ihres Geschlechts nicht zu geben vermag. Dieß geht

hoch in die Jünglingejahre hinauf, und mir ſind mehrere ſogenannte Freundſchaften und Geſchlechtszärtlichkeiten unter jungen Leuten bekannt, die auf dem einzigen Bande beruhen, daß der Springinsfeld am liebſten mit dem ſogenannten Freunde reitet, und mit der ſogenannten Geliebten tanzt; mit jenem, weil er ungefähr einen gleichen Geſchmack und gleiche körperliche Gewandheit mit ihm theilt; mit dieſer, weil ihre Zierlichkeit mit ſeinem raſchen Weſen im Wohlverhältniſſe ſteht, und beyde ein ſchönes Paar mit einander auszumachen glauben.

Wenden wir die Augen jetzt zu gebildeteren Völkern, Ständen und Stufen des Alters! Der Begriff ihrer Natur, ihrer engſten Sinnlichkeit nimmt unendliche Modificationen nach Verſchiedenheit der Jahre, der bürgerlichen Beſtimmungen, der Charaktere und Lagen an. Aber allemahl iſt es die Summe der angeeigneteſten Kräfte und Neigungen, welche der Staatsmann, der Krieger, der Gelehrte, die aufgeklärte Hausmutter, die gebildete Weltfrau, u. ſ. w. im zärtlicheren Verhältniſſe mit Perſonen von dem einen oder dem andern Geſchlechte vereinigen.

Und in welchen Fällen ſucht nun unter allen dieſen Verhältniſſen der Mann den Mann, das Weib das Weib auf: in welchen andern ſuchen ſich Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte auf, wenn ſie ſich zärtlich lieben? Welche Natur vereinigen jene mit einander, welche dieſe?

Laßt uns vorerſt alle Begierden nach Vereinigung der Körper bey Seite ſetzen: laßt uns an jene Verhältniſſe zwiſchen Brüdern und Schweſtern, an jene Freundſchaften zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte denken, die ſich unter den gebildeterern Ständen häufiger

antreffen laſſen, und die wir zur Vermeidung aller Mißverſtändniſſe: die Vereinigung des ſelbſtgewählten Bruders mit der ſelbſtgewählten Schweſter nennen wollen. — Geſetzt nun, wir haben einen Freund, einen zärtlich Geliebten von einerley Geſchlechte mit dem unſrigen, wir ſind aber auch mit einer zärtlich Geliebten von verſchiedenem Geſchlechte, mit einer Schweſter unſerer Wahl verbunden, welche keine körperlichen Begierden deutlich in uns aufregt; wie? werden wir die Natur, die engſte Sinnlichkeit unſrer Seele, in den nehmlichen Fällen mit dem Freunde und mit der Schweſter zu vereinigen ſuchen? Wird es uns einerley ſeyn, ob dieſe oder jener uns den Genuß der Mitfreude, des Mitleidens, der Mittheilung, des Rathe, der Hulfe, u. ſ. w. bereite? Ich ſage: ſehr verwegen!

Iſt es eine Vereitelung ehrgeiziger Plane, wie nur Männer ſie bilden, welche uns Männer niederdrückt; ſo hoffen wir eher von dem Manne verſtanden zu werden, und wenden uns an den Freund. Iſt es Verſagung kleiner häuslichen Vortheile, geſelliger Auszeichnungen, ſo ſuchen wir eher Troſt bey der Schweſter. Der Freund würde ſie weniger achten. Verlangen wir Aufforderung zur Stärke von der verdringenden Art, ſo giebt ſie uns das Beyſpiel und der Zuſpruch des Freundes: Ermunterung zur Geduld giebt das Wort und das Beyſpiel der Schweſter. Fühlen wir den Uebermuth des geiſtigen Stolzes, ſo rechnen wir auf die Theilnahme des Freundes, und auf die Milderung deſſelben durch den Zuſpruch der Schweſter. Iſt es Niederwürfigkeit die wir im ſchmelzenden Enthuſiasmus fühlen; ſo rechnen wir auf die Theilnahme der Schweſter, und ſuchen Aufrichtung bey dem Freunde. Erröthen wir vor Fehlern, zu denen

Stärke verführt, so hüllen wir uns an der Brust des Freundes vor uns selbst ein: sind es aber Schwächen, zu denen Zartheit einladet; so suchen wir unser Antlitz im Schooße der Schwester zu verbergen. Wer mag dem Freunde die Verirrungen der Eitelkeit gestehen, wer der Schwester die Folgen der Unmäßigkeit und Hitze?

Wie sehr lassen sich noch die Beyspiele der Fälle häufen, in denen sich die Seelen der Freunde, und wieder die der Trauten von verschiedenem Geschlechte vereinigen! Wenn unser Herz angefüllt wird mit Freude über das Gelingen solcher Plane, wogegen sich der Eigennutz des großen Haufens auflehnt, so hat der Freund den ersten Anspruch auf unsre Mittheilung; ist unser Glück nur gemacht, den Neid der Nachbarn und des geselligen Zirkels zu erwecken, so wird unser Frohsinn gegen die Schwester geschwätzig. Verlangen wir eine Unterhaltung, welche die Erörterung der Wahrheit eines wissenschaftlichen Gegenstandes, eines gründlichen Geschmacksurtheils mit sich führt; so wenden wir uns an den Freund. Von der Schwester erwarten wir dagegen gefällige Behandlung alles dessen, was zur Philosophie des geselligen und häuslichen Lebens gehört: Feinheit in den Bemerkungen über die Begebenheiten des Tages, über die Charaktere der Personen mit denen wir umgehen, u. s. w. Wir suchen hier üppige Unterhaltung der Seele, nicht Gewinn an allgemein nützlichen Kenntnissen auf!

Eben so wird das gebildete Weib den Unterschied zwischen Freundschaft und Geschlechtszärtlichkeit fühlen. Wie behutsam ist es, dem trauten Bruder seine Weiblichkeiten, die übertriebenen Aeußerungen seiner Zartheit zu gestehen! Es verbirgt sich vor ihm, wenn es vor einer

fernen Gefahr für das geliebte Kind zittert, von deren Unwahrscheinlichkeit sein Verstand überführt ist, ohne sein Herz beruhigen zu können! Wie viel lieber schwatzt es darüber mit der Freundin aus! Wie viel lieber schüttet es in den Busen dieser letzten seinen Schmerz über mißlungene häusliche oder gesellige Einrichtungen, und sucht bey ihr Hülfe und Rath! Wie ungern gesteht es dem trauten Bruder seine Schwäche für Putz und Schmeicheley der Kinder und Dienstbothen, und wie gern zeigt es sich vor ihm in der Gestalt einer strengen Hausfrau und gerechten Mutter! So hebt sich die Zartheit der Frau der Stärke des Mannes entgegen, während sie sich ganz zur Zartheit im Mitgefühl ähnlicher Anlagen, bey der Freundin hingiebt. Wo sie aber Hülfe, Rath, Trost in ihren Verhältnissen zur größern bürgerlichen Gesellschaft braucht, wo sie Anspruch auf Kenntnisse und gründliche Ausbildung des Geschmacks macht; wo sie überhaupt Wahrheit, Richtigkeit mit Schönheit und gefälliger Behandlung zu paaren sucht; da ist der Beystand, der Beyfall, die Mittheilung des trauten Bruders von einem Werthe, den ihr die Freundin nicht ersetzen kann.

So geben wir denn der zärtlich geliebten Person von verschiedenem Geschlechte, auch ohne Rücksicht auf den Körper zu nehmen, von der Natur unserer Seele ganz etwas anders hin, als der zärtlich geliebten Person von dem nehmlichen. So empfängt das Weib ganz etwas anders von der Natur der Seele des trauten Bruders; der Mann ganz etwas anders von der Natur der Seele der trauten Schwester, als dieser von der des Freundes und jenes von der der Freundin!

Die männliche Seele ſucht in der Vereinigung mit der männlichen Vervollſtändigung ihrer gemeinſchaftlichen Männlichkeit: die weibliche in der Vereinigung mit der weiblichen Vervollſtändigung ihrer gemeinſchaftlichen Weiblichkeit. Dagegen ſucht die männliche Seele in der Vereinigung mit der weiblichen, und umgekehrt, dieſe in der Vereinigung mit jener, das Bewußtſeyn eines vollkommneren, aus beyden zuſammengeſetzten Weſens, das noch der Gattung, nicht aber dem Geſchlechte weiter angehört.

Beyde, Mann und Weib, ſuchen beydes Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit, unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen auf; ſie nehmen ihre Perſonen wechſelſeitig in ganz verſchiedene perſönliche Lagen ein. An den Neigungen, Beſchäftigungen, Planen des Mannes, welche unmittelbare Beziehung auf das Gefühl körperlicher und geiſtiger Stärke haben, kann und ſoll die weibliche Seele der Regel nach, weder durch Mitgefühl, noch durch Mithandeln, unmittelbaren Antheil nehmen. Umgekehrt, nicht der Mann an ſolchen Neigungen, Planen und Beſchäftigungen, welche mit der Zartheit des Weibes in unmittelbarer Beziehung ſtehen. In den ſtärkeren Verhältniſſen ſucht daher die männliche Seele Freundſchaft bey dem Manne; in den zärteren die weibliche bey dem Weibe. Wo aber ſtärkere und zärtere Verhältniſſe zuſammentreffen, und den Begriff einer erhöheten Sanftheit bilden; da binden ſich die Seelen von verſchiedenen Geſchlechtsanlagen zur Geſchlechtszärtlichkeit zuſammen.

Fünftes Kapitel.

Endlicher Begriff der Freundschaft und Geschlechtszärtlichkeit.

Freundschaft ist angewöhntes, wonnevolles Streben nach beglückender Zusammensetzung zweyer Personen zu einer, durch Vermengung gleichartiger Naturen.

Geschlechtszärtlichkeit ist angewöhntes, wonnevolles Streben nach beglückender Zusammensetzung zweyer Personen zu einer durch Vermählung geschlechtsverschiedener Naturen.

Sechstes Kapitel.

Weder die Geschlechtszärtlichkeit noch die Freundschaft bestehen aus lauter Affekten einerley Art. Die prädominierenden allein geben dem Verhältnisse im Ganzen den Charakter.

Alle Anhänglichkeit besteht aus Affekten von sehr verschiedener Art. Dieß ist schon gesagt worden, es kann aber nicht genug wiederholt werden. Auch die liebende besteht nicht aus lauter Liebe. Gefühle des Beschauungshanges und der Selbstheit, der Wonne und des Bedürfnisses, mischen sich immer mit ein. Die Geschlechtszärtlichkeit beruht nicht auf bloßer Geschlechtssympathie; die Freundschaft nicht auf bloßer Sympathie mit dem Gleichartigen. Der Freund erhält manches von dem Freunde, was ihm die Geliebte gleichfalls geben könnte: der Liebhaber von der Geliebten manches, was

r auch von dem Freunde nehmen möchte. Aber diejenige Art von Affekten, welche hervorsticht und herrscht, giebt dem Verhältnisse im Ganzen den Charakter von Freundschaft oder Geschlechtszärtlichkeit.

Siebentes Kapitel.

Semiotik, Zeichenlehre, zur Unterscheidung der Freundschaft von der Geschlechtszärtlichkeit.

Ein zweydeutiges Zeichen, um Freundschaft von der Geschlechtszärtlichkeit abzusondern, ist der Umstand, daß die Personen, welche zärtlich an einander hängen, den äußern Kennzeichen nach nicht zu verschiedenen Geschlechtern gezählt werden, und den unnennbaren Trieb nicht vollständig mit einander würden befriedigen können. Dieß beweiset nicht einmahl etwas für die Abwesenheit der körperlichen Ueppigkeit und Lüsternheit, viel weniger für den Mangel an Mitwirkung der Geschlechtssympathie der Seele.

Es ist freylich gewöhnlicher, daß Personen, die ihren äußern Formen und Verhältnissen nach zu einerley Geschlecht gerechnet werden, Freundschaft als Geschlechtszärtlichkeit für einander empfinden. Denn diese Formen und Verhältnisse wirken sehr viel auf die innere Organisation, und die Seele der Person, die sie an sich trägt, zurück; härten beyde ab, wenn sie stärkerer Art sind, und erweichen, wenn sie von zärterer Art sind. Trifft eine Person, die sich selbst als stark, oder als zart fühlt, weil ihre Formen und Verhältnisse ihr diesen Be-

griff von sich selbst erwecken, auf eine Person mit ähnlichen Formen unter ähnlichen Verhältnissen; so ist es natürlich, daß die Sympathie mit dem Gleichartigen eher bey ihr entstehe, als die Geschlechtssympathie.

Allein sehr oft ist die innere Organisation des Körpers, und der Charakter der Seele verschieden von den äußern Formen, und im Streite mit den äußern Verhältnissen: oft überwiegt das Innere das Aeußere. Die Beyspiele von Mannespersonen, deren körperliche Konstitution eben so weichlich, als ihre Seele weibisch ist, sind häufig genug. Frauenespersonen von abgehärteten Konstitutionen, vordringenden starken Seelen, werden gleichfalls oft gefunden. Dieß hat freylich auf die äußern Formen einigen Einfluß, aber er entgeht gewöhnlichen Beobachtern, und ist nicht hinreichend, um darnach die Classification der beyden Geschlechter in ihren bürgerlichen Verhältnissen gegen einander für den großen Haufen zu bestimmen. Dazu werden auffallendere äußere Unterscheidungszeichen verlangt, die aber, wie gesagt, oft mit dem Innern im Widerspruche sind. Eben so wenig entscheiden die äußern Verhältnisse, welche nicht immer von der Wahl der Personen abhängen. Selbst die Zeugungskräfte werden nicht unbedingt durch den Mangel der innern positiven oder negativen Natur gehindert. So kann es denn geschehen, daß Personen, die ihrem Aeußern nach völlig zu verschiedenen Geschlechtern zu gehören scheinen, ja, als Gatte und Gattin, als Zeuger und Zeugerin zu einander stehen, dennoch nur Freunde sind, und keine Geschlechtszärtlichkeit für einander empfinden. Es giebt der Fälle genug, worin der Ehemann mit seiner Frau häuslich emsig, d. h. weiblich, oder sie mit ihm öffentlich thätig, d. h. männlich wird. Ich

habe Ehen gekannt, worin beyde Gatten Putz, Küche und Hausreinigung zum einzigen Zweck ihres Zusammenseyns machten. Mehrere Gelehrte haben mit ihren Weibern Bücher geschrieben, mehrere Staatsmänner haben mit ihren Weibern regiert. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben diese Personen mehr Freundschaft als Geschlechtszärtlichkeit für einander empfunden, wenn anders eine wahre Vereinigung der Naturen unter ihnen Statt gefunden hat. Wenn auch zuweilen Anfälle von Geschlechtssympathie, besonders der körperlichen, bey solchen Verbindungen mit unterlaufen, wenn der unnennbare Trieb zuweilen erwacht, und dessen vollständige Befriedigung die gewöhnlichen Zwecke der Ehe erfüllt; so sind doch diese Aufwallungen zu selten, um der Verbindung im Ganzen den Charakter einer auf Geschlechtssympathie gegründeten Verbindung zu geben. Die Sympathie mit dem Gleichartigen wird darin prädominieren.

Auf der andern Seite giebt es Fälle genug, worin sogenannte Freunde und Freundinnen wahre Geschlechtszärtlichkeit für einander empfinden. Und daran braucht der Körper keinen merklichen Antheil zu nehmen. Aber die Symptome der Ueppigkeit und Lüsternheit der Seele sind hinreichend, die wahre Gattung von Empfindungen zu charakterisieren, welche bey ihrer Vereinigung zum Grunde liegt. Inzwischen nimmt auch sehr oft der Körper einen großen Antheil an dieser Geschlechtszärtlichkeit unter Personen, welche äußern Kennzeichen nach zu einerley Geschlechte gehören. Doch darüber mehr im achten Buche dieses Werks.

Ein noch zweydeutigeres Merkmahl von dem Daseyn der bloßen Freundschaft und

von der Abwesenheit der Geschlechtszärtlichkeit, wird von dem Schweigen der Begierden des unnennbaren Triebes hergenommen. Dieß trügliche Kennzeichen ist zugleich äußerst gefährlich, und es verdient daher dessen Unzulänglichkeit besonders dargethan zu werden. Ich verspare aber die Ausführung dieser Materie auf das achte Buch dieses Werks, und führe hier nur an, daß selbst leidenschaftliche Geschlechtsliebe, und noch häufiger körperliche Ueppigkeit und Lüsternheit vorhanden seyn können, ohne daß der unnennbare Trieb sich mittelst deutlicher Begierden und in die Sinne fallender Symptome äußert.

Freylich, wo dieser unnennbare Trieb während der Dauer der Verbindung eine merkliche Rolle mitspielt, da wird an dem Daseyn der Geschlechtssympathie, und wenn diese mit liebender Anhänglichkeit zusammengeht, an dem Daseyn der Geschlechtszärtlichkeit nicht gezweifelt werden dürfen. Denn so viel ist gewiß, daß in der Freundschaft der Zug der Körper zu einander zu schwach ist, um ein körperliches Selbstgefühl eines veränderten physischen Zustandes in uns hervorzubringen. Wir nennen dieß: die Körper ruhen.

Allein, die Körper können in starker Bewegung seyn und der körperlichen Geschlechtssympathie huldigen, ohne gerade ihre Unruhe mittelst des unnennbaren Triebes anzukündigen. —

Das Daseyn und die Abwesenheit der Begeisterung sind eben so zweydeutige Unterscheidungszeichen der Freundschaft von der Geschlechtszärtlichkeit. Der wackere, rüstige Enthusiasmus besteht sehr wohl mit der männli-

chen, der schmelzende sehr wohl mit der weiblichen Freundschaft. Die Wirksamkeit des schwärmerischen Aneignungstriebes, welche ich Besessenheit genannt habe, gehört freylich der Geschlechtssympathie an: allein er findet sich nicht immer in Gesellschaft der Geschlechtszärtlichkeit, und verwandelt diese bereits in Leidenschaft.

Man sieht hieraus, wie schwer der Unterschied zwischen Freundschaft und Geschlechtszärtlichkeit nach äußeren Merkmahlen zu bestimmen ist. Demohngeachtet bin ich überzeugt, daß weder die Vereinigten selbst, die sich ehrlich prüfen wollen, noch Fremde, welche das Band länger zu beobachten Gelegenheit finden, sich über die wahre Natur des Verhältnisses betriegen werden. Folgende Bestimmungen dienen ihnen vielleicht zu näheren Wegweisern.

Die Geschlechtszärtlichkeit zeichnet sich durch Ueppigkeit aus: durch das Gefühl einer gezärtelten Spannung des Körpers, einer sanften Erhöhung des Geistes, welche die Freundschaft nicht mit sich führt. Ein unruhiges Sehnen nach körperlicher Annäherung, ein beklemmtes Herz in der Abwesenheit des Verbundeten, ein ungeduldiges Erwarten seiner Ankunft, ein extatisches Entzücken über seine Erscheinung, die sich sogar durch Veränderung der Gesichtsfarbe nach kurzen Trennungen ankündigt; ein schmachtender Blick, verbunden mit lebhaftem Glanze des Auges, ein schmelzender, üppiger Ausdruck des Wunsches, zu gefallen, der sich im Ton und Geberden und Reden äußert; das unverwandte Hängen an der Form und den Worten des Geliebten, die stets rege Begierde, abgesondert von andern mit ihm zusammen zu wohnen und immer ungetrennt von ihm zu bleiben; üppige Eitelkeit, Stolz auf

den Beſitz der angeeigneten Perſon, ängſtliche Eiferſucht; dieß ſind, meinen Erfahrungen nach, Symptome, die mehr oder weniger in jeder noch ſo geiſtigen Geſchlechtszärtlichkeit angetroffen werden, und gewiß in ſehr grobe Erſcheinungen übergehen werden, ſobald die Vereinigten ſich auf eine unbehutſame Art ihrer Beſtrebung nach Vereinigung überlaſſen, oder auf eine eben ſo unbehutſame Art darin gehemmet werden.

Der Freund begehrt allerdings die Gegenwart des Freundes, aber nicht ſo anhaltend, nicht mit ſo vieler Unruhe: ſeine An- und Abweſenheit haben keinen ſo unmittelbaren Einfluß auf ſeinen phyſiſchen Zuſtand. In der Freundſchaft findet kein Herzklopfen, finden keine gepreßten Seufzer, keine Wallung des Blutes, kein Wechſel der Farbe Statt. Das Bild des Freundes und des ununterbrochenen Zuſammenlebens mit ihm iſt nicht unſer unzertrennlicher Gefährte. Geſetzt aber, dieſe Symptome gehörten bereits der Leidenſchaft, ſo zeichnet ſich doch die ruhigſte Geſchlechtszärtlichkeit durch die ſanfte Erhöhung aus, worein wir unſere eigene Seele bey der Vorſtellung der Perſon der gewählten Schweſter, und unſerer traulichen Verbindung mit ihr, verſetzt fühlen, und worein wir ſie durch die Aeußerungen unſerer Zärtlichkeit zu verſetzen ſuchen. Unſre Vertraulichkeiten, unſre Liebkoſungen, unſre Aufmerkſamkeiten, unſre zarten Behandlungen haben einen ſchmelzenden und zugleich pikanten Reiz, den die bloße Freundſchaft nicht mit ſich führt. Eben ſo empfindet das Weib für den gewählten Bruder.

Kurz, üppige Gefühle, üppige Aeußerungen, unterſcheiden die Geſchlechtszärtlichkeit von der Freundſchaft, wenn dieſe auch nicht bis zur Lüſternheit, oder bis zu

den Begierden des unnennbaren Triebes, nicht bis zur Leidenschaft fortschreitet.

Mehrere Beobachter haben diesen Charakter gefühlt, ohne ihn bestimmt genug anzugeben.

Madame de Lambert sagt in ihrem Aufsatze über die Freundschaft. In der Freundschaft zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte bemerkt man einen Grad von Lebhaftigkeit, der unter Personen von dem nehmlichen nicht angetroffen wird. *)

Ich kenne, sagt Rousseau, eine Empfindung, die süßer als die Liebe ist. Sie ist nicht so ungestüm als diese, aber tausendmahl köstlicher. Sie verbindet sich oft mit der Liebe, oft ist sie von ihr getrennt. Diese Empfindung ist auch nicht bloße Freundschaft, sie hat etwas wollüstigeres, zärtlicheres an sich, und ich zweifle, daß eine Person vom nehmlichen Geschlechte sie in uns aufregen werde. **)

Man sieht deutlich, daß in beyden Stellen von der Geschlechtszärtlichkeit die Rede ist, und daß diese der Freundschaft so wohl als der Leidenschaft, ja, vielleicht auch der Zärtlichkeit im Bande mit Symptomen körper-

*) Il y a toujours dans l' amitié entre les personnes d'un Sexe different un degré de vivacité, qui ne se trouve pas entre les personnes d'un même Sexe.

**) Je connois un sentiment plus doux que l'amour, moins impetueux, mais plus delicieux mille fois, qui quelquefois est joint à l'amour, et qui souvent en est separé. Ce sentiment n'est pas non plus l'amitié seule; il est plus voluptueux, plus tendre, je n'imagine pas, qu'il puisse agir pour quelqu'un du même Sexe: du moins je fus ami si jamais homme le fut, et je ne l'éprouvai jamais près d'aucun de mes amis. Confessions T. I. Liv. III.

licher Begierde entgegen gesetzt wird. Die Lebhaftigkeit, die süße wollüstige Zärtlichkeit, worin der unterscheidende Charakter der sogenannten Freundschaft unter Personen von verschiedenem Geschlechte hier gesucht wird, ist weiter nichts als die Ueppigkeit des Körpers und der Seele; die feinere Geschlechtssympathie, welche mit ins Spiel kommt. *)

Achtes Kapitel.

Unter welchen Personen Geschlechtszärtlichkeit und Freundschaft Statt finde.

Geschlechtszärtlichkeit findet Statt zwischen Vater und Tochter, zwischen Sohn und Mutter, zwischen Bruder und Schwester; und dabey brauchen der unnennbare Trieb oder die Lüsternheit des Körpers sich nicht deutlich zu melden. Die Empfindungen, die Aeußerungen der Zärtlichkeit zwischen diesen Personen, sind demohngeachtet sehr verschieden von der Zärtlichkeit zwischen Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Bruder und Bruder, Schwester und Schwester.

Geschlechtszärtlichkeit findet Statt zwischen Ehegatten, die nicht mehr leidenschaftlich lieben; zwischen allen Personen, welche die völlige Befriedigung der Geschlechtssympathie zärtlich, aber ohne Gefühl der Unentbehrlichkeit genießen.

*) Wichtig in eben dieser Rücksicht sind auch einige Stellen bey den Alten, worin sie diese Freundschaft von der Liebe zu unterscheiden gesucht haben. Man vergleiche das dreyzehnte Buch dieses Werks, worin die hieher gehörigen Stellen aus dem Xenophon, Plato, Cicero, u. s. w. angeführt werden.

Geſchlechtszärtlichkeit findet endlich Statt zwiſchen Perſonen, die im gemeinen Leben beyde für Männer oder beyde für Weiber gelten, wenn Geſchlechtsſympathie, oft gröber oder feiner, der prädominierende Trieb iſt, der ſie an einander kettet.

Unter jungen Leuten giebt es viele ſogenannte Freundſchaften, welche eher verdienten zur Geſchlechtszärtlichkeit gerechnet zu werden, ſo unſchuldig und edel auch die ſchmelzende Lebhaftigkeit iſt, mit der ſie an einander hängen.

Freundſchaft kann dagegen auch Statt finden unter Perſonen, die zu verſchiedenem Geſchlechte äußern Kennzeichen nach gerechnet werden, wenn ihre innern Dispoſitionen dem Geſchlechte nach ähnlich ſind, und Sympathie mit dem Gleichartigen in ihrer Verbindung prädominiert. Doch darüber mehr im achten Buche.

Neuntes Kapitel.

Abſonderung der Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit von andern liebenden und nicht liebenden Verhältniſſen, mittelſt Hinweiſung auf die folgenden Bücher.

Die einzelne Aufwallung der Sympathie mit dem Gleichartigen oder der Geſchlechtsſympathie, begründen weder Liebe noch Anhänglichkeit. Nicht jede Anhänglichkeit, welche die eine oder die andere Sympathie zum Grunde hat, iſt liebend. Nicht jede liebende Anhänglichkeit iſt Vereinigung gleichartiger, oder Vermählung geſchlechtsverſchiedener Naturen. Endlich hat die Zärtlichkeit mehrere Grade von Wärme und Kälte, aber ſie

bleibt immer noch von Leidenschaft unterschieden. — Alles dieß ist theils schon deutlich durch dasjenige, was vorangegangen ist; theils wird es durch die folgenden Bücher mehr erklärt werden.

Zehntes Kapitel.

Freundschaft und Geschlechtszärtlichkeit setzen immer einen strebenden Zustand zum Voraus, wenn gleich die Verbündeten sich wechselseitig vereinigt glauben.

Ich habe vorhin Freundschaft und Geschlechtszärtlichkeit für ein Streben erklärt, gleichartige oder verschiedene Naturen zu vereinigen. Inzwischen werden oft beyde Nahmen von denjenigen Verbindungen gebraucht, worin die Liebenden von ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit überzeugt sind, sich selbst als wirklich vereinigt ansehen, und in dieser Vereinigung auch von andern als eine zusammengesetzte Person betrachtet werden.

Der Zustand und die Verhältnisse einer solchen wirklich gelungenen Vereinigung verdienen noch eine besondre Bemerkung, theils um meine vorhin angegebene Erklärung zu rechtfertigen, theils um die Eigenheiten dieser Lage der beyden Lieberden unter einander, und gegen jeden dritten, etwas näher zu bestimmen.

Es scheint schon den Plato in Verlegenheit gesetzt zu haben, wie die Liebe den Charakter der Bestrebung beybehalten, und doch den Gegenstand derselben besitzen

könne. Dem erſten Anblick nach ſollte man auch wirklich glauben, daß der Charakter des Strebens bey dem erwachenden Gefühle der gelungenen Vereinigung wegfallen müſſe, und daß daher die von mir gegebene Erklärung der Zärtlichkeit unrichtig ſey, oder wenigſtens nur ſo lange zutreffe, als der Liebende das Herz des Geliebten noch nicht gewonnen hat.

Allein der Charakter der geſelligen Gefühle überhaupt beſteht bereits in dem verweilenden Beſtreben nach fortſchreitender Ausbildung des Genuſſes eines gemeinſchaftlichen Daſeyns und Wohls mit einem uns angenäherten, aber von uns noch getrennten Weſen. In der Zärtlichkeit tritt die Ungenügſamkeit der Selbſtheit hinzu. Das Streben nach immer engerer Vereinigung der Perſonen wird eben ſo wenig geſättigt, als das Streben nach immer wachſender Glückſeligkeit unſerer einzelnen Perſonen. Die Idee, daß der Gegenſtand unſerer Zärtlichkeit dieſe ganz theilt, daß unſere Schickſale aufs genaueſte verkettet ſind, daß wir in einem Genuß des Glücks zuſammentreffen; dieſe Idee, ſage ich, mag unſer Beſtreben nach Zuſammenſetzung der Perſonen noch ſo ſehr begünſtigen; — es kann nie völlig befriedigt werden, weil der Zweck, den wir vor Augen haben, keine Grenzen hat, und ſo weit ausgedehnt werden kann, als die Verhältniſſe reichen, unter denen zwey Perſonen ſich vereinigt und glücklich denken können. Die zuſammengeſetzte Perſon, das Paar der beyden zärtlich Verbündeten, hat eben den Umfang von Wünſchen, eben die Ungenügſamkeit, wie der einzelne Menſch. Wann ſagt ſich dieſer: ich wünſche nichts mehr? wie ſelten ſagt er ſich nur: mein Zuſtand genügt mir!

Es bleibt daher die von mir gegebene Erklärung der Zärtlichkeit auch dann ſtehen, wenn wir ſie auf den Zuſtand und die Verhältniſſe wirklich durch Zärtlichkeit vereinter Menſchen, der zuſammengeſetzten Perſon, des Paars der Freunde, und der des Liebhabers mit der Geliebten, anwenden. Dieſer Zuſtand iſt immer Beſtrebung, theils das erworbene Bewußtſeyn ihrer vereinigten und wechſelſeitig beglückten Naturen zu bewahren; theils eine immer wachſende Ueberzeugung ihrer Vereinigung und ihres Glücks zu erhalten.

In ſo fern wir jedoch auf den Genuß, die Rechte und Pflichten der zärtlichen Liebe, ſo wie auf ihre Veredlung und Verſchönerung Rückſicht nehmen, muß der Zuſtand und die Lage der einſeitig zärtlichen, und der durch wechſelſeitige Zärtlichkeit zuſammengeſetzten Perſon, wohl unterſchieden werden. Eine nähere Verkettung perſönlicher Verhältniſſe, ein ruhigerer Genuß von Wonne charakteriſieren die begünſtigte Zärtlichkeit, und die beyden Liebenden werden nun auch von jedem Dritten in manchen Rückſichten als eine Perſon angeſehen, als ein Paar, das ſich von allen Mitgeſellſchaftern und Mitbürgern abſondert. Die Folgen, welche dieß nach ſich zieht, werden im zweyten Theile dieſes Werks näher entwickelt werden.

Fünftes Buch.

Von der Leidenschaft der Geschlechtsliebe. *)

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Wenn wir von Kindheit auf das Bedürfniß fühlen, uns an ein gefühlvolles Wesen ganz und ausschließlich zu ketten; wenn die dunkle Ahndung einer mit uns für uns geschaffenen Hälfte, unsre einsamen Tage, einsam mitten im Getümmel der Welt, zu Jahren mißt; wenn bey dem ersten Strahl ihres endlichen Anblicks das Leben einer neuen Schöpfung für uns aufgeht; wenn die Unruhe des unbestimmten Sehnens sich in das deutliche Bewußtseyn der Unentbehrlichkeit des angebeteten Gegenstandes verwandelt; wenn wir ängstlich nach der Wonne der Vereinigung streben, alles aufopfern, selbst das Leben, für die Gewißheit, geliebt zu seyn; — und wenn wir sie nun haben, diese Gewißheit, unser Leben hingeben möchten, um sie immer und immer stärker zu empfinden; hingeben möchten, dieses Leben

*) Ἔρως, amor bey den Alten.

eher als die Ueberzeugung zu verlieren, an der allein der Werth unserer Fortdauer liegt; getrennt von dem Geliebten keine Wonne, kein Genügen, kein Dulden und kein Daseyn kennen; darum aufsuchen, darum gern genießen jede Freude mit ihm — darum gern entbehren, darum schmacklos finden jede Freude ohne ihn; — sinnen, träumen durch ihn; — weben, leben in ihm; — Ja! dann haben wir ein Herz für Leidenschaft; ja! dann fühlen wir im engsten Sinne Liebe!

Ha l'amore! sagt der Italiener mit der Rührung des Mitleidens. Ha l'amore! der Arme ist krank an Liebe! Mit stolzem Erbarmen sagt der Deutsche: Er ist verliebt; der Thor geht irre durch Liebe! Ach! und wohl ist Leidenschaft der Liebe Krankheit! Krankheit der Seele und des Körpers! Wohl ist sie eine Art von Wahnsinn! Ein fieberhafter Wechsel von Ueberspannung und Ermattung aller Lebensgeister, von finstrer Wuth und extatischer Entzückung! Mit einem Worte: ein Wechsel von Hölle und von Seligkeit! *)

Zweytes Kapitel.

Semiotik, Zeichenlehre der Leidenschaft der Liebe. Erstes Merkmahl. Unbegreiflicher Werth, den wir auf den geliebten Gegenstand setzen.

Das erste Merkmahl der Leidenschaft der Liebe ist die unerklärbare Vorstellung, die wir uns von der Person des geliebten Wesens machen; der unbegreifliche Werth

*) Sehr treffend drückt der Lateiner den Zustand einer Verliebten durch amore deperditus aus.

den wir auf ein eben ſo unbegreifliches Etwas an ihm legen.

Man ſagt: die Liebe ſey blind! Und wahr iſt es; ſie ſieht nur in gewiſſen Augenblicken, die bald vorüber gehen. Wir können nicht nachdenken über die Fehler des geliebten Gegenſtandes, wir können ſeine Vorzüge nicht vergleichen, nicht erwägen, nicht anſchlagen. Alles löſet ſich in die Empfindung auf: er iſt für mich geſchaffen! Laß einen Apoll, laß eine Venus vom Himmel kommen, und ſtelle ſie bey dem Geliebten hin; der Gott iſt ein Abſtrakt von Talenten, ſo wie die Göttinn ein Abſtrakt von Schönheit; ſie haben unſere Bewunderung, aber unſer Herz gehört dem Weſen, das mehr als Göttlichkeit, mehr als Talente und Schönheit, das jenes Etwas hat, das wir lieben.

Wer hat je leidenſchaftlich geliebt, und nicht gefühlt, was es heißt, um ſein ſelbſt willen geliebt ſeyn wollen! Gefühl, das ſich ſchlechterdings in keinen Begriff faſſen, kaum einmahl andeuten läßt! Nicht um unſers Ruhms, nicht um unſerer Tugend, nicht um unſerer Schönheit willen geliebt ſeyn wollen; ja! nicht einmahl um unſerer Zärtlichkeit und Treue, kurz, um der perſönlichen Eigenſchaften willen; was heißt es anders, als um etwas geliebt ſeyn wollen, das ohne allen Begriff, ohne alle Beziehung gefällt! Und ſo wie wir gefallen wollen, ſo gefällt uns der Geliebte!

Ach! ſo lange wir noch im Stande ſind, ein Bild des Geliebten von ſeinem Selbſt abzuſondern, und unſerm Selbſt vorzuſtellen; ſo lange bleibt dem Liebenden die Beſorgniß, daß ein anderer Gegenſtand eben dieß Bild erwecken, vollſtändiger darſtellen möge, und mit ihm ausgetauſchet werden könne. Aber für den, der

leidenſchaftlich liebt, giebt es keine Schadloshaltung für den Verluſt des Geliebten. Und wenn Gottes allmächtige Rechte an des Verlohrnen Statt ein vollkommen ähnliches Weſen ſchaffte, es wäre für den Weinenden immer nur ein Bildniß!

Drittes Kapitel.

Zweytes Merkmahl der Leidenſchaft der Liebe; unbegreiflicher Unwerth, den wir auf unſer abgeſondertes Selbſt ſetzen.

Eben ſo unbegreiflich als der Werth, den wir auf den geliebten Gegenſtand ſetzen, iſt der Unwerth, den wir auf unſer abgeſondertes Selbſt legen.

Es ſcheint uns, wir müßten vergehen, wenn wir das Bewußtſeyn des Daſeyns und des Wohls des Geliebten verlören. Wir fühlen unſer Daſeyn, unſer Wohl nur in ihm. Er wird das Haupt, er wird die Seele unſers Weſens: wir dienen ihm als untergeordnete Glieder, als Agenten ſeines Geiſtes. So wie Freud und Leid der Seele auf den Körper, als ihr niedrigeres Organ, zurückwirkt, ſo wirkt Freud und Leid, das der Geliebte empfindet, auf den Liebhaber zurück. Wo die Seele ſich in Wonne fühlt, vergißt nicht da der Körper ſeine beſondern Schmerzen; wo ſie, die Seele, in Trauer verſinkt, kann da der Körper auf ſein Wohlbefinden achten? Wozu iſt er da, als um ihr Genuß zu bereiten! Was ſind ſeine Wolluſtgefühle, wenn die Seele dieſe nicht durch theilnehmende Wonne veredelt und erhöhet! Darum mag der Liebhaber keinen Genuß, den er nicht mit dem Geliebten theilt; darum rührt ihn unter den getheilten Freuden

diejenige allein, welche der Geliebte davon hinnimmt! Ja, wenn das Glück des Geliebten mit dem gemeinschaftlichen Genuſſe nicht beſtehen ſollte, ſo entſagt ihm der Liebhaber, und lebt in der Empfindung fort, daß es dem beſſeren Theile ſeines Selbſtes, ſeiner Seele wohl gehe!

Das heißt einen andern mehr lieben als ſich ſelbſt! Das iſt es, was das Herz des Zuſchauers, der ſich ähnlicher leidenſchaftlichen Aufopferungen fähig hält, unfehlbar zur Mitempfindung hinreißt; das iſt es, worauf das Intereſſe aller Romane und Schauſpiele von der zärteren Art beruht; das iſt es endlich, was wir auch da bewundern, wo wir die Aeußerungen eines ſolchen Herzens, einer ſolchen Liebe, im kälteren Zuſtande kaum begreifen und kaum billigen mögen.

Darum lieben wir dich, St. Preux, wenn du dem Glück deines Lebens entſagt, um Julien die ruhige Selbſtgenügſamkeit, welche Folge eines pflichtmäßigen Betragens iſt, zu bereiten! Darum biſt du unſerm Herzen ſo theuer, edles Mädchen, wenn du, überzeugt den Geliebten an deiner Hand nicht glücklich machen zu können, die ſeinige mit einer andern verbindeſt! Darum biſt du uns ſo heilig, halbwahnſinniges Weib, wenn du in dem Bildniſſe der glücklichern Nebenbuhlerinn noch diejenige mit Vergnügen betrachteſt, die deinen Geliebten auf Koſten deiner beglücket.

Wie ihr euch ſelbſt zertrümmert, damit aus euerm modernden Schutte das Glück des Geliebten aufſproſſe! Wie ihr liebt; was ihr für ein Herz habt!

Viertes Kapitel.

Drittes Merkmahl der Leidenschaft der Liebe; das Unbegreifliche des Zwecks, wornach wir streben.

Alle Anhänglichkeit hat einen Zweck, aber die Leidenschaft hat keinen. Was leidenschaftlich Liebende von einander wollen, das wissen sie nicht; was sie durch einander beglückt, das ist ihnen unbegreiflich! Sie wollen bey einander seyn unaufhörlich; auf einander einwirken in grenzenloser Ausdehnung und mit unermeßlicher Stärke. Das fühlen sie. Aber warum? Wozu? Darum fragen sie sich nicht, und wenn sie sich darum fragen, so beantworten sie es nicht.

Leidenschaft der Liebe strebt nach allem, worin Körper und Seele nur immer vereinigt gedacht werden mögen, ohne allen andern weitern Genuß, ohne allen weitern Vortheil; bloß um des Bewußtseyns willen, daß zwey Wesen eins sind.

O Geliebte! welche geheime Kraft entfärbt mein Antlitz, wenn ich dich nur von fern erblicke; welcher Zauber läßt mich deine Gegenwart ahnden, ohne dich zu sehen und zu hören, und treibt mein Blut mit Ungestüm aus meinen Adern dir entgegen. Fühlt denn mein Körper den Zusammenhang mit dir ganz unabhängig von der Mitwirkung der Seele? Und wenn sie, die Seele, es ist, welche die Vorstellung der Nähe allein mit Wonne erfüllt, wie unerklärbar ist auch ihr Zusammenhang mit deinem Wesen! Was hat denn meine Seele davon, daß ich so gern die Luft einathme, die unser beyder Körper im gemeinschaftlichen Raume umfließt? Warum entzückt mich das bloße Geräusch deiner Tritte, die sich nicht zu mir wenden, der Ton deiner Stimme,

die nicht zu mir redet; ja, das blaße Licht, das dich umscheint, und aus fernen Fenstern mir entgegen strahlt! Warum ist die Welt für mich in zwey Theile getheilt, deren einer ausgefüllt ist mit deiner Gegenwart, der andere sich in ewiger Leere vor meinen Blicken verliert? Warum fährt mitten im Bewußtseyn, daß ich bey dir bin, dennoch meine Hand konvulsivisch auf, den Saum deines Gewandes zu zupfen? Warum ermüde ich nie, voll von der Ueberzeugung, von dir geliebt zu seyn, die stete Versicherung deiner Liebe zu hören? Warum befriedigt die engste Vereinigung, die sich zwischen Körpern und Seelen denken läßt, nie die unaufhörliche, grenzenlose Sehnsucht nach immer engerer Vereinigung?

Ach! derjenige, der leidenschaftlich liebt, hat eine unbestimmte Unruhe, eine dunkle Ahndung von tausend nie zu befriedigenden Wünschen, die sich alle in das zwecklose Streben nach steter Vereinigung und nach steter Einwirkung auf den geliebten Gegenstand auflösen. Er fühlt vielleicht, er geht dabey zu Grunde; er fühlt zuweilen, seine edelsten Kräfte, seine rühmlichsten Bestrebungen schwinden dahin; der schönste Genuß der Freundschaft und ruhiger Zärtlichkeit, die lockendsten Plane auf Ruhm, Vermögen und häusliches Glück, gehen verloren. Und das alles opfert er auf für die Vorstellung: Eins zu werden; für ein Hirngespinnst, das der Liebende selbst dafür erkennt, das er sogar mit Hülfe der Phantasie nicht einmahl als ein klares Bild fassen kann. An diese Chimäre ist er angezaubert, in diesen Kreis von Begünstigungen, die allemahl wieder zu neuen Reitzen werden, ist er gebannt. So muß er zugleich was er will! Nicht äußere Verhältnisse zwingen ihn,

aber die Herrschaft eines Lieblingstriebes, der über alle andere unumschränkt regiert.

Fünftes Kapitel.

Absonderung der leidenschaftlichen Aufwallung von der Leidenschaft selbst.

Leidenschaft setzt einen Zustand heftiger Bewegung unserer Reizbarkeit zum Voraus. Darin ist man allgemein einverstanden. Aber wenn wir nicht alle Begriffe verwirren, und ganz verschiedene Zustände unsers Wesens mit einerley Nahmen bezeichnen wollen; so müssen wir nothwendig den einzelnen leidenschaftlichen Moment von der Leidenschaft, und in dieser wieder die Zeit ihres Strebens von der ihrer Beendigung durch völlige Ausführung oder Verzweiflung unterscheiden.

Lauter verschiedene Bewegungen unsers Wesens! — Jeder heftige Ausbruch einer Begierde ist ein leidenschaftlicher Moment, aber er ist darum keine Leidenschaft. Und selbst während dieser letzten sind die beyden Perioden, worin wir zugleich fürchten und hoffen — und nichts mehr zu fürchten und zu hoffen haben: das Streben der Sehnsucht, und wieder ihre Stillung durch Sättigung des Genusses, oder Ermüdung des vergeblichen Nachstrebens, ganz verschieden in ihren Wesen und in ihren Wirkungen.

Leidenschaft setzt einen Zustand heftiger aber anhaltender Sehnsucht zum Voraus, die sich durch ihre Dauer noch verstärkt, und in ihrer Höhe alle Kräfte unsers Wesens nach Erlangung eines Gegenstandes hinspannt.

Man hat längst bemerkt, daß in jeder Leidenschaft etwas von Wahnsinn liege, und daß sich die Ideen und Gefühle bey uns figieren. Leidenschaft setzt die Wirksamkeit solcher Triebe in uns zum Voraus, deren Befriedigung uns mit Wonne erfüllt; der Gegenstand muß von der Art seyn, daß wir ihn wollen, daß wir darnach streben würden, wenn wir durch keinen äußern Beweggrund getrieben würden. Wer bloß durch physische oder moralische Nothwendigkeit gespornt wird, nach einem gewissen Zustande zu streben, der ihm außerdem gleichgültig oder unangenehm seyn würde; wer sich aus Hunger, nach unschmackhaften Speisen; aus Furcht, nach einem sichern aber höchst unangenehmen Aufenthalte; aus Zwang, nach qualvoller Beendigung einer Arbeit sehnt; der handelt zwar leidenschaftlich, d. h. seine Aeußerungen ähneln den Wirkungen der Leidenschaft; aber er fühlt nicht, was Menschen im Stande der Leidenschaft fühlen: er handelt nicht aus Leidenschaft.

Demohngeachtet deutet schon der Nahme auf Leiden, auf Bedürfniß hin. Und so ist es in der That! Wir fühlen in der Leidenschaft die Unentbehrlichkeit einer gewissen Wonne. Der innere Reiz des Zustandes, in den wir zu gelangen streben, hat uns überwältigt. Wir wollen nicht mehr dasjenige, was wir auch frey wählen würden, wir müssen wollen, was wir vermöge der Herrschaft unserer Triebe nicht anders können.

Also ist Leidenschaft die figierte Sehnsucht nach einer gewissen Wonne, die wir zu unserm Daseyn und Wohl unentbehrlich fühlen.

Alle diejenigen Begierden, deren Befriedigung Wonne gewährt, sie mögen höchst selbstisch oder liebend

ſeyn, können zur Leidenſchaft werden. Darum giebt es eine Leidenſchaft des Haſſes, — die eigennützigſte unter allen, indem wir nach der Wonne ſtreben, uns an dem Verderben, an der Erniedrigung, an der Ausſchließung anderer zu weiden; — des Haſſes mit allen ſeinen Modificationen, des Neides, der Eiferſucht, u. ſ. w. Es giebt eine Menge ſelbſtiſcher Leidenſchaften: des Geitzes, der Ruhmbegierde, nach ſinnlichen Vergnügen, nach geiſtiger Unterhaltung, nach Erkennen, Wiſſen, Wirken. — Aber es giebt auch liebende Leidenſchaften: der Menſchenliebe, der Vaterlandsliebe, der Dienertreue, der Herrengüte, der Freundſchaft, der Aeltern- und der Geſchlechtsliebe.

Verſchieden von dem Begriffe der Leidenſchaft, ſo wohl der liebenden als der haſſenden, in dem eben angegebenen Sinne, iſt, wie geſagt, die einzelne leidenſchaftliche Aufwallung, der einzelne leidenſchaftliche Akt, dergleichen der Zorn und das Mitleiden häufig darbieten. Alexander, der ſeinen Freund im Zorn erſtach, handelte leidenſchaftlich; aber die Begierde, ihm zu ſchaden, die Wonne, ihn vertilgt zu ſehen, war bey ihm keine fixierte Stimmung, ohne welche er nicht beſtehen zu können geglaubt hätte. Der Herzog Leopold, der aus Mitleid ſein Leben den Fluthen opferte, um einige Unglückliche aus der Gefahr des Ertrinkens zu retten, handelte leidenſchaftlich; aber es war keine Leidenſchaft, die ihn dazu antrieb. Es würde ihn geſchmerzt haben, ſie verloren zu wiſſen; aber es iſt höchſt glaublich, daß er ihren Verluſt bald verſchmerzt haben würde, wenn er ſelbſt den Fluthen entkommen wäre. Man ſetze an die Stelle der unbekannten Unglücklichen, die er retten

wollte, die Herzensgeliebte des Herzogs, um den Unterschied zu fühlen!

Aber selbst in der Leidenschaft unterscheide ich den Zustand der dauernden Ausfüllung und Entzückung, worin wir, ohne weiter etwas zu wünschen oder zu fürchten, nur genießen, und den Zustand der dauernden Verzweiflung, worin wir, ohne weitere Hoffnung leiden, — von dem Zustande des hoffenden Strebens und des Gelingens, der mit weitern Wünschen und mit Besorgnissen des Verlustes verknüpft ist. Dieser letzte Zustand ist eigentlich Leidenschaft: hier erhöht die Mischung des Gefühls der Unentbehrlichkeit mit den Gefühlen der Wollust oder Wonne unsere Begierden: hier ist Bedürfniß mit Genuß, Qual mit Vergnügen verbunden.

So wie ich also hier Leidenschaft betrachte, ist sie ein anhaltender Zustand des Strebens und des Ueberwindens; des Hoffens auf eine künftige Befriedigung, der Besorgniß, daß das Erlangte verloren gehen möge, und des Sehnens nach einer fortschreitenden Ausbildung des Genusses.

Sechstes Kapitel.

Anwendung dieses Begriffs der Leidenschaft auf die Liebe, besonders auf die Geschlechtsliebe.

Die Leidenschaft ist **liebend**, wenn der Begriff einer wonnevollen Bestrebung nach der Ueberzeugung von dem Glück eines andern Menschen außer uns auf sie zutrifft. Dieß geschieht unstreitig dann, wenn wir ganz aus unserm Selbst heraus in den andern überzugehen wünschen, und unser Schicksal durch das seinige bestim-

men laſſen. Niemand wird für ſich ſelbſt Unzufriedenheit und Unglück begehren, folglich auch nicht für denjenigen, in den er ſich ganz zu verwandeln, deſſen Eigenſchaften und Beſchaffenheiten er ſich ganz anzueignen ſtrebt.

Die liebende Leidenſchaft unterſcheidet ſich alſo von dem einzelnen liebenden Affekte und der liebenden Anhänglichkeit nur durch den Charakter der Leidenſchaft, durch das Gefühl der Unentbehrlichkeit der Wonne, den Geliebten glücklich zu wiſſen, zu unſerm Daſeyn und Wohl. Das Gefühl des Bedürfniſſes, der Nothwendigkeit, geſellt ſich zu dem Wonnegefühle der Ueberzeugung, daß es dem andern wohl geht.

So macht denn das unwillkührliche, von allem äußern Zwange und aller Ueberlegung unabhängige Streben nach der Ueberzeugung, daß ein anderer Menſch ſich glücklich fühle, das Weſen der Liebe in allen ihren verſchiedenen Verhältniſſen aus. Aber freylich, bey der Leidenſchaft iſt es nicht Zweck, es iſt Folge des Strebens nach gänzlicher Verwebung unſers Weſens mit dem Weſen eines andern Menſchen. Wo hingegen die Vereinigung mit der Perſon als ein Mittel aufgeſucht wird, Triebe des Haſſes, der Furcht, der Mißgunſt, kurz, des Eigennutzes überhaupt zu befriedigen; da iſt keine Liebe vorhanden. Man darf nur an die Wirkung derjenigen Eiferſucht denken, welche auf bloßer Eitelkeit beruht, und eben ſo wohl zur ſteten Annäherung, ja, zur äußerſten Aufopferung gegen Gattinnen zwingt, die nach vorübergegangener Gefahr, daß ſie einem fremden Liebhaber zu Theil werden könnten, Gegenſtände der Gleichgültigkeit oder des Haſſes für den ſelbſtiſchen Gatten werden. Seine Leidenſchaft beruht auf dem bloßen Bedürfniſſe der Mit-

gunſt. Aehnliche Beyſpiele höchſtſelbſtiſcher Leidenſchaften, welche den Anſchein der liebenden haben, wird das künftige Buch aufſtellen und entwickeln. Das deutlichſte Merkmahl, daß wir einer liebenden Leidenſchaft huldigen, iſt dieß: wenn wir die geliebte Perſon nicht ſo wohl in unſere Perſönlichkeit ganz aufzunehmen, als die unſrige in ihre Perſon zu übertragen ſtreben, und noch Wonne an ihrem Wohl empfinden, wo das erſte uns mißlingt.

Ich habe es ſchon geſagt, und ich muß es hier wiederholen: jede Art von Trieben kann ſich zuweilen leidenſchaftlich äußern: die Zärtlichkeit der Freunde und der Gatten und der Eltern für ihre Kinder kann zuweilen leidenſchaftliche Aufwallungen darbieten, obgleich die Verbindung, nach der großern Summe der Momente während ihrer Dauer berechnet, gar nicht zur Leidenſchaft gezählt werden darf. Wir finden ſogar leidenſchaftliche Aufwallungen zwiſchen Perſonen, die gewöhnlich gleichgültig gegen einander ſind. Z. B. bey einer Mutter, die vielleicht Jahre lang des Anblicks ihres Kindes ungeſtöret entbehrt, und in dem Augenblicke der Gefahr ſich dem Tode muthig entgegen wirft, um es zu retten. Dergleichen Aufwallungen beweiſen nichts für das Daſeyn einer liebenden Leidenſchaft: ſie beweiſen nicht einmahl etwas für das Daſeyn der Liebe. Es muß eine anhaltende Stimmung zur Aufopferung des abgeſonderten Daſeyns ſeyn, welche keiner beſondern Veranlaſſung bedarf, um ſich wirkſam anzukündigen, wodurch das Weſen der liebenden Leidenſchaft begründet wird.

Freylich iſt es unmöglich, daß der Menſch lauter leidenſchaftliche und liebende Affekte während der ganzen Dauer des Verhältniſſes hege. Aber die Summe der

prädominierenden Momente giebt der Periode ſeines Lebens im Ganzen den Charakter.

Jede zärtliche Anhänglichkeit kann zur liebenden Leidenſchaft werden, ſo wie überhaupt jede dauernde Neigung zu einem beſtimmten Gegenſtande. Inzwiſchen ſcheint die Zärtlichkeit fürs andere Geſchlecht, wenn ſie zur Leidenſchaft wird, doch etwas Eigenes und Ausgezeichnetes zu haben. Keine kann ſich mit ihr an Umfang der Wirkſamkeit, womit ſie unſere ganze aus Körper und Seele und äußern Verhältniſſen beſtehende Perſon umfaßt, vergleichen. Bey keiner iſt die Stärke der Wirkſamkeit, womit ſie uns zu Aufopferungen auffordert, ſo gewöhnlich. Das leidenſchaftliche Streben in der Geſchlechtsliebe ragt daher unter allen leidenſchaftlichen Stimmungen als das Höchſte und Gewöhnlichſte hervor, und nach ihm wird alles ähnliche Streben berechnet. Da auch die Rührung des Herzens und die liebenden Affekte auf dieſer Stufe am deutlichſten nach außen wirken, und die häufigſten und ſtärkſten Aufopferungen unſerer niedrigen Selbſtheit zeigen; ſo wird die Fähigkeit zum leidenſchaftlichen Streben nach zärtlicher Verbindung mit dem andern Geſchlechte vorzugsweiſe das Herz, ſo wie der Zuſtand, den dieß Streben hervorbringt, vorzugsweiſe Liebe genannt.

Siebentes Kapitel.

Endlicher Begriff der Leidenſchaft der Liebe.

Leidenſchaft der Liebe, oder Liebe in der höchſten Bedeutung des Worts iſt: figierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, das Bewußt-

ſeyn meines Selbſtes, unter dem Bilde des Selbſtes eines andern Menſchen zu erhalten.

Hier iſt alſo mehr als Zuſammenſetzung der Perſonen durch Vermengung oder Vermählung der Naturen; hier iſt Uebertragung unſers ganzen Weſens in das Weſen eines andern endlicher Zweck der Beſtrebung. Wir ſehnen uns, aus Bedürfniß und mit Wonne das Bewußtſeyn unſerer abgeſonderten Perſönlichkeit zu verlieren, und uns als unzertrennliche Adhärenz der Perſon eines andern zu fühlen. Wir wollen und wir müſſen der Körper ſeyn, den der geliebte Menſch als Seele belebt: oder wir wollen, wir müſſen gar ſein Gemüth, ſein Geiſt ſeyn, in dem er als das letzte Ich hauſet; kurz, wir wollen, wir müſſen ſeine Perſon ſeyn: ſeine Seele, ſein Körper, ſeine Verhältniſſe, ſein ganzes Selbſt.

Achtes Kapitel.

Davon iſt liebende Anhänglichkeit, mit leidenſchaftlichen Aufwallungen verknüpft, verſchieden.

Von dieſer Leidenſchaft der Liebe iſt diejenige liebende Anhänglichkeit verſchieden, in der ſich mehr oder weniger leidenſchaftliche Aufwallungen einfinden. Je häufiger dieſe eintreten, und je anhaltender ſie wirken, um deſto mehr nähert ſich freylich dieſer Zuſtand der Leidenſchaft; je ſeltener und je vorübergehender ſie ſind, um deſto mehr nähert ſich die Stimmung unſers Weſens der ruhigen Zärtlichkeit. Aber immer unterſcheidet ſich doch die eigentliche Leidenſchaft der Liebe von der Zärtlichkeit, die oft leidenſchaftlich wirkt, wie der Zuſtand einer förmlichen Krankheit von dem Zuſtande einer bloß ſchwankenden Geſundheit. Denn wahr iſt es und bleibt wahr: Lei-

denſchaft iſt allemahl Krankheit unſers Weſens, ſo wie leidenſchaftliche Aufwallung Unpäßlichkeit. Jene wird nicht leicht entſtehen oder fortdauern, wo die Liebenden durch ihre wechſelſeitige Neigung und durch äußere Verhältniſſe in ihrem Streben nach Vereinigung begünſtigt werden. Die leidenſchaftlichen Aufwallungen können auch in der glücklichſten Verbindung ihre Macht äußern.

Anhang zum fünften Buche.

Erſter Excurs.

Ueber die Entſtehungsart der Leidenſchaft der Liebe.

Billig fragt man: wie entſteht die Leidenſchaft der Liebe? Die Beantwortung dieſer Frage iſt um ſo wichtiger, da von ihr die Beantwortung jener andern abzuhängen ſcheint: ob es in unſerer Gewalt ſtehe, uns zu verlieben, ob dieſe Leidenſchaft plötzlich erwachen könne, und wie ſie endige?

Aus der Darſtellung, die ich von der Liebe als Leidenſchaft gegeben habe, erhellet, daß eine doppelte Anlage dabey vorausgeſetzt werden müſſe. Wir müſſen das Bewußtſeyn unſerer Perſon unter dem Bilde einer andern Perſon aufnehmen können; und das Streben nach dieſer Art des Bewußtſeyns von unſerer Perſon muß bey uns ſtets herrſchend werden können.

Von dieſen beyden Anlagen nenne ich die eine die Selbſtverwandlungskraft, die andere die Figierungskraft.

Es iſt oben von der Aneignungskraft der Geiſter, und dem Zuſtande ihrer gelingenden Wirkſamkeit, den ich Beſeſſenheit genannt habe, weitläuftig geſprochen. Selbſtverwandlungskraft iſt ein höherer Grad derſelben. Sie zeigt ſich bey gewiſſen Krankheiten und beym Wahnſinn am auffallendſten, und beruht auf einer Verirrung desjenigen Vermögens in uns, welches wir

anwenden, um das Bewußtſeyn unſers Selbſtes zu erhalten.

Die Selbſtverwandlungskraft äußert ſich, wenn wir die Verhältniſſe, worin die ſinnlichen Eindrücke der Körper, und die Bilder der Seele zu unſerm Selbſt ſtehen, dergeſtalt vergeſſen, daß wir die Trennung zwiſchen dieſem unſerm Selbſt und jenen Eindrücken und Bildern nicht weiter anerkennen. Wir erhalten das Bewußtſeyn unſerer Exiſtenz und unſers Wohls mit derjenigen Modification, welche ihm die Eigenheiten der Gegenſtände geben, die auf uns eingewirkt haben, und glauben dasjenige zu ſeyn, was von außen auf unſern Körper wirkt, oder als ein Bild, zwar in unſerm Kopfe, aber doch noch getrennt von unſerm Selbſt, erſcheinen ſollte.

Die Beyſpiele von Menſchen, welche ſich in Glas, Steine, Strohhalme, kurz, in ſolche Körper, welche am wenigſten mit dem unſrigen verwechſelt werden können, verwandelt glaubten, ſind eben ſo häufig, als die ſolcher Menſchen, welche ſich in Könige, Götter, kurz, in Bilder von Perſonen verwandelt haben, deren Verhältniſſe in der auffallendſten Verſchiedenheit von den ihrigen ſtanden.

Dieſer Zuſtand iſt unſtreitig Wahnſinn, wenn er in ſeiner größten Vollſtändigkeit anhaltend empfunden wird; inzwiſchen dürften wenig Menſchen ſeyn, die nicht auf Augenblicke dieſen Zuſtand in ihrem Leben vollkommener oder unvollkommener erfahren haben ſollten. Gewiſſe Aeußerungen des Genies laſſen ſich ohne dieſe Selbſtverwandlungskraft nicht denken, und vielleicht dürften wenig Meiſterſtücke der ſchönen Künſte ohne ihre Mitwirkung verfertigt ſeyn.

Demungeachtet iſt ſie mit der bloßen Begeiſterung, mit dem Enthuſiasmus, mit der Verblendung der Phantaſie, mit der pathetiſchen Illuſion, und endlich ſogar mit der ſchwärmeriſchen Aneignung der Geiſter oder Beſeſſenheit noch keineswegs einerley. Sie ſcheint nur mit ihnen verwandt, und der höchſte Grad von Stärke derjenigen Vermögens zu ſeyn, welches bey allen dieſen Zuſtänden zum Grunde liegt.

Begeiſterung, ich habe es bereits geſagt, iſt die Erhöhung der Phantaſie, welche die vorgeſtellten Gegenſtände außer uns durch ungewöhnlich lebhafte Bilder unſerm Gemüth äußerſt nahe bringt. Enthuſiasmus, Schwärmerey entſteht aber, wenn eben dieſe Bilder zugleich unſerm Herzen, der Summe herrſchender Triebe in uns, auf eine ungewöhnliche Art nahe gebracht werden. In beyden Fällen nehmen wir gern etwas Geiſtiges von den Bildern an: ihre Lebhaftigkeit, ihr Feuer, oder eine oder die andere Eigenheit, welche ſie auszeichnet, und wodurch wir uns wieder auszuzeichnen hoffen. Aber nicht leicht wird die Trennung des begeiſternden und enthuſiasmierenden Gegenſtandes von unſerm Selbſt vergeſſen. So begeiſtert uns zwar die Vollkommenheit einer Statue, eines Gedichts; ſo enthuſiasmieren wir uns, ſo ſchwärmen wir zwar für dieſe Vollkommenheit, wenn ſie zugleich einen gewiſſen äſthetiſchen Grundſatz, der von unſerer Erfindung iſt, beſtätigt, oder uns das Bild einer Geliebten, einer Situation, welche den Gegenſtand unſerer Wünſche in der Wirklichkeit ausmacht, ungewöhnlich auffallend darſtellt: aber der begeiſterte oder enthuſiasmierte Beſchauer ſagt ſich nicht: der Körper dieſer Statue iſt der meinige; ich bin der dargeſtellte Held in dieſer Situation.

Die Verblendung der Phantaſie, vermöge deren wir Bilder, die in unſerem Kopfe exiſtieren, für wirklich äußere Gegenſtände halten, iſt gleichfalls mit der Selbſtverwandlung keineweges einerley. Wer eine Erſcheinung, ein Geſpenſt zu ſehen glaubt, betrachtet das Bild ſeines Gehirns als etwas körperliches, das ſich von andern Körpern und von ſeinem Kopfe abſondert, und ein für ſich beſtehendes Weſen annimmt. Er verwechſelt die Verhältniſſe, worin Körper und bloße Bilder ſeines Kopfes zu einander, und zu ſeinem Selbſt ſtehen. Aber wer ſich in Glas und Stroh, in einen Gott, in einen Heiden verwandelt glaubt, der erkennt keine Trennung, keine Abſonderung an, der ſieht ſich ſelbſt in einer veränderten Geſtalt.

So iſt auch die pathetiſche Illuſion von der Selbſtverwandlung verſchieden. Wir können bey der Vorſtellung eines Trauerſpiels, und noch mehr im gemeinen Leben, dergeſtalt durch das Leiden oder durch die Freude anderer gerührt werden, daß wir unſere Lage mit der ihrigen verwechſeln, und wirklich glauben, wir hätten Urſach, unmittelbar zu trauern, oder uns unmittelbar zu freuen. Allein ſo geſchickt dieſe pathetiſche Illuſion auch ſeyn kann, die Selbſtverwandlung zu befördern; ſo iſt ſie doch keineweges ein und derſelbe Zuſtand. Wir eignen uns nur ähnliche äußere Verhältniſſe mit der Perſon, an der wir Antheil nehmen, an: nicht ihre Perſon, nicht ihren Geiſt, nicht ihren Körper, nicht ihr engeres Selbſt.

Dagegen hat die Selbſtverwandlung mit der Beſeſſenheit, oder ſchwärmeriſchen Aneignung der Geiſter, eine größere Aehnlichkeit. Sie unterſcheiden ſich nur dadurch von einander, daß der Beſeſſene den Geiſt des

Gegenſtandes, der ihn begeiſtert, in ſich aufnimmt, und ſich von dieſem beſeelt glaubt; der Selbſtverwandler nimmt aber auch den Körper und alle Verhältniſſe des begeiſternden Gegenſtandes in ſich auf; er ſieht ſich an, als ob er ſein ganzes perſönliches Weſen verlaſſen hätte, um ſich in der Perſönlichkeit des andern zu verlieren.

Die Beſeſſenheit empfindet oft der Künſtler, der einen Helden auf dem Theater darzuſtellen hat. Die Idee des Außerordentlichen, des Ungewöhnlichen, verbunden mit der Eitelkeit, ſo zu ſcheinen, kann wirklich ſeine Natur auf eine Zeitlang verändern, und ihn überzeugen, daß er von Cäſars oder Richards Geiſt beſeelt werde. Allein ſo weit ſchreitet dieſer Zuſtand doch ſelten vorwärts, daß die Akteurs wirklich römiſche Dictatoren, oder Englands Könige mit ihrem Körper und mit allen ihren Verhältniſſen zu ſeyn wähnen.

Beyde, die Beſeſſenheit und die Selbſtverwandlung, können auch aus ganz verſchiedenen Urſachen entſtehen. Die erſte wird nur da erweckt, wo wir ein Wohlverhältniß zwiſchen der Inferiorität unſers Geiſtes und der Superiorität eines andern fühlen, zu dem wir uns hinaufzuheben hoffen. Aber der Selbſtverwandlungstrieb entſteht ſehr häufig aus ganz zufälligen Urſachen. Sehr oft halten wir uns in dasjenige verwandelt, was gerade der Gegenſtand unſers Widerwillens und unſers Abſcheues geweſen iſt. Ein heftiger Schrecken, der einen Candidaten überfiel, als ihn ſein Examinator, ein furchtbarer Orthodox, der Heteroxie beſchuldigte, hatte die Wirkung, daß der Erſchrockene ſich gerade in ſeinen Feind verwandelt glaubte, und fortan wie dieſer dachte, ſprach und handelte. Die gleichgültigſten Dinge, welche gerade das letzte Bild in der Seele erweckt, den letzten ſinnlichen

Eindruck auf uns gemacht haben, als eine heftige Erſchütterung in unſerm Weſen erfolgte, modificieren forthin das Bewußtſeyn, das wir von unſerm Selbſt aufnehmen. Wir werden zum Strohhalme, zum Glaſe, halten uns zerbrechlich wie dieſe, weil wir gerade, als der Donnerſchlag zu unſerer Seite niederfiel, einen Strohhalm zermalmt, ein Glas zerſchmettert erblickten, und dieß das letzte Bild, der letzte ſinnliche Eindruck war, der mit in unſere zerrüttete Maſchine überging.

Viel häufiger iſt inzwiſchen der Fall, daß wir uns in dasjenige verwandelt glauben, was wir mit körperlicher Lüſternheit oder Lüſternheit der Seele begehren. Daher die ſo häufige Erfahrung, daß ehrgeizige Menſchen, wenn ſie verrückt werden, in Könige, Miniſter, Perſonen der Gottheit; daß Menſchen von heißem Blute in den Gegenſtand ihrer Begierden verwandelt zu ſeyn glauben. — Beyde, die gewaltſame Erſchütterung und die Lüſternheit, können aber auch zuſammen wirken. Der Gegenſtand unſerer Begierde kann zugleich die Veranlaſſung einer Ueberſpannung unſerer Organiſation und ſtarker Leiden des Gemüths ſeyn, und ſein Bild kann dann aus dieſem doppelten Grunde ſo lebhaft in unſerer Seele werden, daß wir die gehörige Beurtheilung des wahren Verhältniſſes, worin es zu unſerer Seele ſteht, verlieren, und uns mit ihm verwechſeln.

Selbſtverwandlung iſt alſo von Begeiſterung, Schwärmerey, Verblendung der Phantaſie, pathetiſcher Illuſion und Beſeſſenheit, dem Grade der Wirkſamkeit unſerer Phantaſie und Verſetzungskraft nach, verſchieden. Wo ſie vollſtändig iſt, und dauernd wird, da iſt völlige Verwirrung des Gemüths, vollſtändiger Wahnſinn vorhanden. Alsdann hört auch alle Leidenſchaft auf; unſere

Sehnsucht nach Vereinigung wird durch Ausfüllung gestillt.

Es giebt aber einen Mittelzustand zwischen dem Gebrauch unserer Vernunft und dem Zustande des Wahnsinns. Wir können nur nach jenem Zustande der Selbstverwandlung *streben*, und es kann uns nur auf Augenblicke und in einem gewissen Grade gelingen, darein zu gerathen. Dieß ist denn der Fall in der Leidenschaft der Liebe zum andern Geschlecht, aus Gründen, die sogleich angeführt werden sollen, wenn ich vorher die Eigenheiten der *Figierungskraft* entwickelt haben werde.

Daß unsere Kräfte überhaupt, so wohl die des Körpers, als die der Seele, einer gewissen Ueberspannung fähig sind, so daß sie die Richtung, welche sie eine Zeitlang, oder durch eine starke Anstrengung auf einmahl erhalten haben, lange und so dauernd behalten, daß sie sobald nicht wieder in ihre vorige Lage zurückkommen können, bedarf kaum eines Beweises.

Wer lange in die Sonne gesehen hat, behält, nachdem die Ursach gehoben ist, die Empfindung des Strahlens, und glaubt noch in die Sonne zu sehen, ob er es sich gleich wohl bewußt ist, die Augen weggewandt zu haben. Ist der Eindruck des Scheins sehr heftig gewesen, so mag er sein ganzes Leben hindurch das Flimmern vor den Augen fühlen. Mit dem Gehöre verhält es sich eben so. Man höre lange eine Tanzmusik an; man gehe nach Hause, die Musik summset noch lange nachher in den Ohren. Durch eine heftige Erschütterung des Trommelfells kann man das ganze Leben hindurch ein Brausen in den Ohren behalten. Wer sich lange eingepreßt gefühlt, oder lange etwas in der Hand

gehalten hat, glaubt eine Weile nachher noch die Preſſung zu empfinden. Den Antheil den die Phantaſie daran hat, will ich hier nicht beſtreiten. Inzwiſchen iſt es gewiß, daß die bloße Afficierung der Nerven gleichfalls den Betrug unſerer Sinne bewirken könne. So erſcheint in unſern Augen der Schein des Lichts, wenn unſere Zunge durch Belegung mit gewiſſen elektriſchen Körpern gereizt wird, oder wenn ein unmittelbarer Druck auf unſer Gehirn erfolgt. Mithin wird an der Fixierung ſinnlicher Eindrücke wahrſcheinlich der Körper eben ſo viel Antheil haben als die Phantaſie.

Die Fixierung unſerer Ideen, ſo daß ein gewiſſes Bild auch ohne beſondere Veranlaſſung häufig und anhaltend in unſerm Geiſte aufſteigt, und mit Lebhaftigkeit auf den Verſtand und das Herz wirkt, iſt die bekannteſte aller Erfahrungen. Daß aber auch gewiſſe Reitzungen unſers Herzens bey uns fixiert werden mögen, häufig als Rührungen wiederkommen, und diejenigen Vorſtellungen und Bilder, mit denen wir ſie zuerſt gehabt haben, jedesmahl wieder erwecken, dürfte eher bezweifelt werden. Es iſt inzwiſchen nichts gewiſſer. Wir fühlen uns oft traurig, mißvergnügt, oder heiter, fröhlich; und mit dem Tone unſerer Reitzbarkeit, welcher uns gewöhnlich geworden iſt, ſteigen die Bilder, welche dieſen Zuſtand oft oder ſtark erweckt haben, wieder in uns auf. Der Hypochondriſt giebt davon den unläugbarſten Beweis. Sein Phyſiſches wirkt auf die Reitzbarkeit ſeiner Seele; er iſt gewöhnlich zur Traurigkeit geſtimmt, und dieſe macht, daß er diejenigen Vorſtellungen nicht los werden kann, welche er zufällig während der körperlichen Schmerzen gehabt hat, und ſehr oft mit ſeiner Traurigkeit in keiner weitern Beziehung ſtehen. Oft

rhält er ſogleich mit der Erleichterung ſeines Phyſi-
ſchen Vorſtellungen von ganz verſchiedener Art, ſo daß
r ſelbſt über den Antheil lachen muß, den er an den
vorigen genommen hat. Eben ſo können vermöge einer
gewiſſen Stimmung der Seele zur Traurigkeit oder
ur Heiterkeit, lauter analoge Bilder in uns aufſteigen.
Darum ſieht der Arme, der Bedrängte, alles, was auch
n keiner genauen Beziehung mit ſeinem Zuſtande ſteht,
m ſchwarzen; der Heitere hingegen alles im Roſenlichte.

Folglich können unſere phyſiſchen und Seelenkräfte
ine ſolche Richtung erhalten, daß ſie zu gewiſſen phyſi-
ſchen Gefühlen und Beſtrebungen, zu gewiſſen Bildern
nd Vorſtellungen und davon abhängenden Neigungen
nſers Herzens, ja, zu gewiſſen anhaltenden Stimmun-
gen des Gemüths ohne vorgängige beſondere Vorſtellung,
der ohne vorgängigen beſondern ſinnlichen Eindruck,
ine ſolche Fertigkeit bekommen, daß wir ſelten das Be-
wußtſeyn unſers Selbſtes erhalten, ohne uns jener phyſi-
ſchen Gefühle und Beſtrebungen, jener Ideen und Auf-
wallungen des Herzens mit bewußt zu werden.

Dieß iſt die Wirkſamkeit der Figierungskraft. Sie
ſo wohl, als die Verwandlungskraft, werden beyde auf
ine doppelte Art in Bewegung geſetzt. Entweder, in-
dem unſere phyſiſchen und Seelenkräfte auf Ein Mahl
überſpannt werden; oder, indem wir nach und nach
ihnen eine nicht leicht wieder abzulegende Richtung geben.
Nicht anders, wie wirkliche Schnellfedern entweder auf
Ein Mahl überſpannt, oder nach und nach zu einer ge-
wiſſen dauernden Richtung hingebeuget werden können.
Eine heftige Betrübniß, ein gewaltſamer Unmuth, kön-
nen den Menſchen eben ſo gut für beſtändig traurig und
menſchenfeindlich machen, als häufige kleine Verſagungen

und geringer, aber anhaltender Verdruß. Eben ſo können Menſchen durch Schrecken nicht minder in die Lage kommen, ſich in Gegenſtände außer ſich verwandelt zu glauben, als durch häufiges Sinnen und Nachdenken über den nehmlichen Gegenſtand. Liegt der Fehler gar in der innern Konſtitution, ſo kann der Krankheitsſtoff ſich eben ſo wohl plötzlich als nach und nach entwickeln, und unſer Weſen auf einige Zeit, oder auf immer verrücken.

Wenn die Verwandlungs- und Fixierungskraft, beyde in ihrer völligen, ſtärkſten, ausgebreitetſten Wirkſamkeit zuſammentreffen; wenn der Menſch ſich ganz in den Gegenſtand außer ſich, und zwar jedesmahl, wenn er das Bild von ſeinem Selbſt aufnimmt, verwandelt wähnt, ſo iſt vollkommener Wahnſinn vorhanden. Allein dieſer Fall iſt äußerſt ſelten, und ſo giebt es der Grade des Wahnſinns unendlich viele. Man kennt Menſchen, welche im Durchſchnitt ihres Lebens vernünftig ſind, und nur unter gewiſſen ſeltenen Verhältniſſen an ſolche mit ihnen vorgegangene Verwandlungen glauben. Wieder giebt es Menſchen, die nur gewiſſe Eigenheiten von andern Gegenſtänden außer ſich in das Bild von ihrem Selbſt aufnehmen. Wieder andere, die gar nichts von Verwandlung wiſſen, und bey denen nur gewiſſe Ideen und Beſtrebungen fixiert ſind, ſo daß ſie entweder beſtändig an einem Bilde hängen, oder nur zu gewiſſen Zeiten durch alle Gründe der Vernunft nicht davon abzubringen ſind. Kurz, es giebt der Modificationen der Wirkſamkeit dieſer beyden Kräfte ſo viele, daß ſie ſich unmöglich aufzählen laſſen.

In der Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlecht wird nun nicht ſo wohl das Gefühl der Selbſtverwand-

lung, als vielmehr das Streben darnach zum fixen Gefühle. Wir nehmen unſer Selbſtbewußtſeyn beynahe immer mit der Vorſtellung auf, daß wir mit der ganzen Perſon des Geliebten eins geworden zu ſeyn wünſchen; und man kann wohl ſagen, daß die Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlecht weiter nichts ſey, als das fixierte Streben, uns in den Gegenſtand unſerer Wünſche verwandelt zu ſehen. Die Art, wie dieß zugeht, läßt ſich leicht begreifen. Schon die bloße Geſchlechtsſympathie, wenn ſie auch nicht liebend wirkt, führet uns auf die Wahrnehmung, daß wir manches von dem angenäherten Weſen uns aneignen, ſo wohl von dem was zum Körper, als von dem, was zur Seele gehört. Der Mann fühlt ſich phyſiſch und moraliſch zärter; das Weib fühlt ſich phyſiſch und moraliſch ſtärker, indem ſie ſich einander zur Körperverbindung und zur Hänelichkeit nähern. Treten liebende Triebe hinzu, ſo eignen ſich beyde viel von ihren gegenſeitigen Verhältniſſen an. Wird die liebende Geſchlechtsſympathie zur zärtlichen Anhänglichkeit, ſo verſtärken ſich die Bande durch eine Menge von Trieben, welche theils dem Sinn des Schönen, theils der Selbſtheit gehören. Alles dieß muß die Selbſtverwandlungskraft ſehr leicht aufregen, und die Figierungskraft nicht minder. Die körperlichen Fibern bleiben, wenn ſie überſpannt werden, in der üppigen oder lüſternen Lage, worein ſie der ſtarke Eindruck der Annäherung an den Körper von verſchiedenen Geſchlechtsanlagen geſetzt hat. Der Liebende fühlt ſeinen Körper beynahe beſtändig in dieſem Zuſtande. Die Kräfte der Seele, wenn ſie überſpannt werden, bleiben gleichfalls in einer ähnlichen Stimmung. Dieſer zart geſpannte Zuſtand des

Körpers und der Seele, was iſt er aber anders, als die Folge der Miſchung weiblicher und männlicher Anlagen? Indem wir ihn fühlen, was iſt natürlicher, als uns zu täuſchen, daß wir die Perſon von verſchiedenem Geſchlechte in uns aufgenommen haben? Die ſchwärmeriſche Aneignung des Geiſtes tritt nun hinzu: die Eitelkeit, der Trieb nach ausſchließendem Beſitze, erwachen. — Die Täuſchung, wir ſind eins, wird durch ſo manches ſinnliche und moraliſche Symbol bey der Körperverbindung, bey dem Zuſammentreffen in einem Gefühle, unterſtützt; Hinderniſſe, welche der Geliebte ſelbſt, oder welche die äußern Umſtände in den Weg legen, erſchüttern unſer Herz ſo gewaltig. — In der That! Es nimmt mich minder Wunder, daß wir zuweilen die Illuſion einer gänzlichen Umſchaffung unſerer Perſon in eine andere erhalten, als daß wir nicht an eine völlige Verwandlung glauben und gänzlich wahnſinnig werden.

Zum Glück für unſern Verſtand, zum Unglück vielleicht für unſer Herz, iſt der geliebte Gegenſtand eine Perſon, wie wir, aus Körper und Seele, und unter Verhältniſſen beſtehend, welche die Illuſion der völligen Vereinigung beſtändig ſtören. Wir mögen noch ſo gern uns in dieſe Täuſchung verſetzen wollen; die Symbole mögen noch ſo ſinnlich ſeyn; — kein Liebender, wenn er nicht völlig wahnſinnig geworden iſt, wird jemahls glauben, daß ſein Körper der Körper ſeiner Geliebten, ſeine Seele, ſeine Verhältniſſe völlig die ihrigen ſind. —

Die Vorſtellung der Selbſtverwandlung kann folglich nie zur fixierten Idee bey uns werden; aber ſie bleibt der geheime Zweck unſers Strebens! Ja, deiner kurzen Dauer und deiner Unvollſtändigkeit ungeachtet bleibſt du

und doch ewig theuer, ſüßeſtes, höchſtes unter allen Wonnegefühlen, Gefühl der Vereinigung der Weſen! Vorgeſchmack jenes ſeligen Moments, wo die Seele ſich wieder in ihren Urquell ergießen wird. Wir ſtreben dir unaufhörlich nach, und dieß Streben wird zum fixen Zuſtande in uns! Unſere begehrenden Kräfte behalten fortdauernd die Richtung nach dieſem Ziele. Indem wir das Bild von unſerm Selbſt aufnehmen, ſo erhalten wir es immer mit der Modification eines nach Verwandlung ſtrebenden Selbſtes.

Daher nun auch unſere Sehnſucht nach ſteter Gegenwart und unbeſtimmter Einwirkung auf den geliebten Gegenſtand, daher die ängſtlichen Bekümmerniſſe, und die aufopfernde Sorgfalt für ſein Daſeyn und ſein Wohl. Das Beſtreben, unſre Perſon in die ſeinige zu übertragen, wäre auf immer vereitelt, wenn er verginge: unſer Wohl würde unmittelbar gekränkt, wenn das Weſen litte, an das wir unſer Selbſt abzugeben wünſchen.

Leidenſchaft, bey der der Trieb nach Selbſtverwandlung figiert wird, iſt immer liebend. Aber Leidenſchaft die auf Begeiſterung, auf Schwärmerey, auf Verblendung der Phantaſie beruhet, oder bey der die Lüſternheit der Seele wirkſam iſt, iſt es nicht immer. In dieſem Zuſtande trennen wir oft das Bild von unſerm Selbſt, und beziehen jenes ganz eigennützig auf einen unſerer herrſchenden Triebe. Doch, darüber mehr in der Folge!

Die Leidenſchaft zum andern Geſchlecht iſt, aus den bereits angeführten Gründen, am mehrſten geſchickt, die Figierung des Selbſtverwandlungstriebes zu befördern: ſie ſtrebt am leichteſten nach Vereinigung der Weſen;

sie ist daher auch am gewöhnlichsten liebend. Oft aber beruht sie auch auf einer andern Art der vereinten Wirksamkeit der Phantasie und des Versetzungsvermögens, und dann hat sie nicht eben den Anspruch auf den Nahmen der Liebe.

Zweyter Excurs.

Beantwortung der Frage: ob es in unserer Gewalt stehe, uns zu verlieben? — ob die Leidenschaft plötzlich entstehe? — wie und wann sie endige?

Vielleicht läßt sich nun die Frage beantworten: ob es in unserer Gewalt stehe, die Leidenschaft der Liebe bey uns selbst zu erwecken? oder uns zu verlieben?

Dreist kann man hierauf antworten: nein! Aber wenn man die Frage so aufstellt: können wir die Disposition, die wir in uns zur Leidenschaft verspüren, befördern? so hat die Frage keinen Zweifel, und sie mag dreist mit ja beantwortet werden. Wer ein leidenschaftliches Herz hat, und auf einen Gegenstand trifft, von dem er ahndet, daß er ihm unter günstigen Umständen eine Leidenschaft einflößen könne, mag allerdings dazu beytragen, diese Umstände herbey zu führen. Aber gegen einen völlig indifferenten oder gar widerlichen Gegenstand Leidenschaft zu hegen, und noch dazu liebende Leidenschaft, — das ist eben so unmöglich, als unserm Nervensysteme, unserer Phantasie und unserm Herzen unbedingte Gesetze vorzuschreiben, oder unserer Sinnlichkeit Wollust und Wonne zu gebieten.

Möglich iſt es, daß wir angezogen durch Eitelkeit, durch Habſucht und durch eine Menge von eigennützigen Trieben, die Perſon vom andern Geſchlechte als ein Mittel anſehen, jene Triebe zu befriedigen, und daß wir bey dem Streben nach ihrer ſelbſtiſchen Befriedigung unvermerkt in liebende Leidenſchaft gerathen. Aber dann haben wir nicht die Perſon, ſondern uns ſelbſt leidenſchaftlich lieb; und verwechſeln wir am Ende beydes mit einander, ſo iſt die Leidenſchaft der Liebe nicht Folge unſerer Abſicht.

Kann die Leidenſchaft der Liebe plötzlich entſtehen? Dieß leidet bey mir keinen Zweifel. Unſere Kräfte können durch einen Eindruck ſo ſtark afficiert werden, daß ſie ſogleich überſpannt werden, der Verwandlungstrieb ſogleich erwacht, und das Streben nach dem täuſchenden Zuſtande der völligen Vereinigung der Weſen ſogleich figiert wird. Nur darf man keine unerklärbare Urſache dazu aufſuchen. Bey Männern von geſetzten Jahren und geſunder Beſchaffenheit des Körpers und der Seele wird dieß nicht leicht der Fall ſeyn. Aber bey jungen Leuten, welche viel Anlage zur Lüſternheit des Körpers und der Seele haben, ſehr eingezogen leben, voll von romanhaften Ideen ſind, läßt ſich der Fall ſehr wohl denken, daß ſie unter Umſtänden, welche ſtark auf beyde Anlagen ihres Weſens wirken, ſo gewaltſam angegriffen werden, daß ihre körperlichen und Seelenkräfte ſogleich überſpannt werden. Aber auch ältere Menſchen können durch zufällige phyſiſche und moraliſche Urſachen in eine Diſpoſition kommen, worin ſie der plötzlichen Ueberſpannung ſehr ausgeſetzt ſind.

Gewöhnlich entſteht aber die Leidenſchaft nach und nach, und zwar durch abwechſelndes Hoffen und Fürch-

ten, daß die Vereinigung gelinge oder nicht gelinge. Hoffnung und Furcht ſind unumgängliche Ingredienzen jeder Leidenſchaft, und am mehreſten der liebenden. Wo der Menſch nichts mehr hofft oder fürchtet, da hat entweder die Leidenſchaft nachgelaſſen, oder der Menſch iſt wahnſinnig geworden.

Die Leidenſchaft der Liebe endigt, ſo bald das Gefühl der gelungenen Vereinigung der Weſen entſteht. Dieß Gefühl kann nun zwar nie völlig vorhanden ſeyn, ſo lange der Menſch ſeinen Verſtand behält. Denn wenn er auch noch ſo genau mit einer andern Perſon zuſammenhängt; ſo kann er ſich doch weiter nichts ſagen als dieß; es ſind mir viele Symbole der Selbſtverwandlung zu Theil geworden; ich hänge in vielen Stücken ſinnlich und moraliſch mit einem andern Weſen zuſammen. Aber zu dem ununterbrochenen Bewußtſeyn der gelungenen Weſenvereinigung kann er ohne Verrückung nie kommen. Inzwiſchen wenn er nur ſich dem eben beſchriebenen Gefühle nähert, wenn er nur ganz ſicher iſt, wieder geliebt zu werden, und täglich und ſtundlich jedes Symbol der Weſenvereinigung genießen kann, ſo hört die Leidenſchaft auf. Hinderniſſe, Trennung, Entbehrung gewiſſer Vereinigungsarten werden nothwendig erfordert, wenn die Leidenſchaft der Liebe nicht in Zärtlichkeit ausarten ſoll, die nur mit einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallungen verknüpft iſt.

So endigt die Leidenſchaft durch eine Begünſtigung unſers Bedürfniſſes, die ſich der Ausfüllung nähert. Sie endigt aber auch durch Verzweiflung, wenn Unmuth über lange Verſagung, oder Betrug das Bedürfniß in unausſtehliche Qual auflöſt, und wir dadurch zu dem

Gefühle unſerer Selbſtheit zurückkehren. Endlich verliert ſich die Leidenſchaft allmählig unter Zerſtreuungen und in der Entfernung, wenn das Bild der geliebten Perſon durch Mangel an ſinnlicher Unterſtützung, oder durch den Wechſel mit andern ſinnlichen Bildern geſchwächt wird. Es iſt nicht zu läugnen, daß wir viel über uns vermögen, dieſe Mittel zum Triumph über die Leidenſchaft mit Vortheil anzuwenden.

Sechstes Buch.

Von dem Entgegengeſetzten und dem Aehnlichen der Liebe.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Der allgemeine Charakter der Liebe iſt feſtgeſetzt: wir haben ihn in ſeinen verſchiedenen Modificationen verfolgt. Wir haben geſehen, daß überall ein wonnevolles Streben, den Menſchen neben uns zu beglücken, um der Ueberzeugung willen, daß dieſer ſich ſelbſt glücklich fühle, jenen Charakter begründet: daß bey dem einzelnen liebenden Affekte die Wonne am uneigennützigen Wohlthun ſich am unvermiſchteſten zeige: daß bey der liebenden Anhänglichkeit, und beſonders bey der Zärtlichkeit, eben dieſe unmittelbare Wonne an der Beglückung des Verbündeten die herrſchende Empfindung ausmachen müſſe: und daß endlich in der Leidenſchaft der Liebe, dieß wonnevolle Beſtreben, das Wohl des andern ohne weitere Rückſicht zu befördern, ſchon aus der Art fließe, wie ſie wirkt, indem wir unſer Selbſt, unſre Perſon, völlig an eine andere abzugeben, und uns in dieſer zu verlieren ſuchen.

So unterſcheidet ſich dann der einzelne liebende Affekt von der liebenden Anhänglichkeit und von der Leidenſchaft der Liebe, bloß durch den Zuſatz der angewöhnten Richtung jener liebenden Affekte auf eine beſtimmte Perſon, die in einigen Fällen bis zum Gefühl der Unentbehrlichkeit fortſchreiten kann.

Zur deutlichern Erkenntniß der Natur der Liebe ſcheint es inzwiſchen nothwendig, ſie durch den Kontraſt zu heben, und dasjenige zu entwickeln, was ihr geradezu entgegenſteht. Noch nothwendiger aber iſt es, dasjenige von ihr abzuſondern, was ihr bloß ähnlich iſt, und ſo leicht mit ihr verwechſelt werden mag.

Man wird ſich aber in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelt finden, wenn man dasjenige, was ſich der einzelnen liebenden Aufwallung entgegenſtellt, auch der liebenden Anhänglichkeit und der Leidenſchaft der Liebe entgegenſetzt. Widerwillen und Uebelwollen ſtehen der einzelnen liebenden Aufwallung; Feindſchaft der liebenden Anhänglichkeit; Haß der Leidenſchaft der Liebe entgegen. Nicht jeder, der vorübergehend einen Widerwillen oder ein Uebelwollen gegen den Freund empfindet, iſt darum ſein Feind, oder wird ihn darum haſſen. Nicht jeder, der den andern haßt, iſt darum unfähig, eine einzelne Aufwallung von Liebe gegen ihn zu empfinden.

Wieder muß bey der Abſonderung verſchiedener Empfindungen von einander wohl beobachtet werden, in welcher Beziehung wir ſie neben einander ſtellen, und unter ſich vergleichen. Ob in Beziehung auf unſern allgemeinen Grundtrieb nach Wohlbeſtehen unſers Weſens überhaupt: oder in Vergleichung mehrerer Triebe unter einander, die alle den allgemeinen Grundtrieb befördern.

Denn die Wonne an Befriedigung des Uebelwollens ist in Beziehung auf den Grundtrieb allerdings der Wonne an Befriedigung des Wohlwollens ähnlich. Beyde geben einen hohen Lebensgenuß. Aber bey ihrer Vergleichung unter einander sind sie sehr von einander verschieden.

Ferner müssen diejenigen Gesinnungen, die als unmittelbare Gegenfüßler der Liebe anzusehen sind, von denjenigen unterschieden werden, die unmittelbarer Weise die Liebe hindern oder zerstören. Der Widerwille der Antipathie steht der Liebe geradezu entgegen. Die selbstischen Neigungen sind ihr nur mittelbarer Weise zuwider, indem sie leicht ein Uebelwollen herbeyführen.

Endlich aber muß diejenige Gesinnung, die der Liebe in ihren Folgen für andre Menschen noch so ähnlich ist, von derjenigen abgesondert werden, die, ihrem innern Gehalt nach, unmittelbare Wonne an Beglückung mit sich führt. Wohlthätigkeit der feinsten Selbstheit ist noch nicht Liebe.

Nach diesen Bemerkungen werde ich dieses Buch in drey Abschnitte theilen: in dem ersten dasjenige entwikkeln, was der Liebe, als einzelnen Aufwallung, entgegensteht, und ihr bloß ähnlich ist. Im zweyten, was von ihr, als Anhänglichkeit betrachtet, abgesondert werden muß; und im dritten, was sich von ihr, unter den Begriff der Leidenschaft gebracht, unterscheidet.

Erſter Abſchnitt.

Von dem Entgegengeſetzten und dem Aehnlichen der Liebe, als einzelnen Affekt betrachtet.

Zweytes Kapitel.

Was ſich der Liebe in Beziehung auf den allgemeinen Grundtrieb unſers Weſens nach Wohlbeſtehen entgegenſtellt.

Unſer Weſen fühlt den allgemeinen Hang nach Wohlbeſtehen oder nach dem Bewußtſeyn, daß ſein Zuſtand ſeiner Einrichtung angemeſſen ſey. Man nennt dieſen Hang oft den Grundtrieb unſers Weſens, weil alle unſre einzelnen Triebe ſich endlich dahin zurückführen laſſen, daß wir auf eine Art fortdauern wollen, die der Einrichtung unſers Weſens angemeſſen iſt. Kürzer: daß wir mit Luſt exiſtieren wollen.

Einige Reizungen die wir erhalten, begünſtigen dieſen Grundtrieb auf eine ungewöhnliche Weiſe, andere in ſchwächerer Maße, andere laſſen ihn nur in Ruhe, andere beleidigen ihn durch Hinderung, andere ſcheinen ſeinen Zweck geradezu zu zerſtören.

Alles was den Grundtrieb beleidigt oder ſeinen Zweck zu zerſtören ſcheint, giebt uns das Bewußtſeyn eines Zuſtandes von Unluſt, und iſt der Liebe entgegengeſetzt, in ſo fern dieſe für das Bewußtſeyn eines Zuſtandes von Luſt genommen wird. Wenn ſich jedoch mit dieſer Empfindung die Hoffnung auf Beendigung des peinlichen Zuſtandes vereinigt; ſo entſteht daraus das

Bewußtſeyn eines Zuſtandes von höherer Luſt, als diejenige iſt, welche bloße Gleichgültigkeit oder ſchwache Willensregung gewähren mag. Daher iſt jedes mit Hoffnung verknüpfte Verlangen, oder jede Luſt des baren Harrens, Liebe. Ihr ſteht in dieſer Bedeutung Unluſt, Abſcheu, Gleichgültigkeit, ſchwache Willeneregung, noch mehr aber Furcht und Verzweiflung rückwärts von der Begünſtigung des Grundtriebes entgegen; vorwärts aber der aktuelle Genuß einer bereits eingetretenen Erleichterung unſers peinlichen Zuſtandes.

Das affektvolle Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes bey eingetretener Erleichterung der Qual, und bey mehr gegründeter Hoffnung auf Rückkehr in den Ruheſtand des Lebens, iſt wieder Liebe. Rückwärts ſteht ihr in dieſer Bedeutung die Luſt des baren Harrens entgegen, vorwärts die affektvolle Zufriedenheit.

Dieſe iſt das Bewußtſeyn eines geendigten Bedürfniſſes und der völligen Rückkehr in den Ruheſtand des Lebens. Sie iſt Liebe in etwas beſtimmterer Bedeutung, und ſo ſteht ihr rückwärts das affektvolle Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes, vorwärts Wolluſt und Wonne entgegen.

Wolluſt und Wonne iſt Liebe in beſtimmterer Bedeutung. Unmittelbares Gefühl einer ungewöhnlichen Angemeſſenheit meines Zuſtandes zu meiner Einrichtung, ohne auffordernde Ueberlegung, ohne anſtrengenden Antrieb, ohne Zuſammenhaltung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen und Zukünftigen. Kürzer: Bewußtſeyn der Ausgelaſſenheit des Lebens. Dieſer Liebe iſt rückwärts entgegengeſetzt: Zwang und

Geduld. Vorwärts ſteht ihr entgegen die Wolluſt und Wonne des verweilenden Beſtrebens.

Ruhe iſt unſerer Natur weit weniger angemeſſen als Thätigkeit und Beſtrebung. Wir lieben das Bewußtſeyn der Wirkſamkeit unſerer Kräfte. Sie allein macht ſchon eine Art von Genuß für uns aus. Die Wolluſt oder Wonne der unthätigen Beſchauung iſt alſo minder reitzend für uns, als diejenige, die wir im Zuſtande des Strebens empfinden. Aus eben dieſem Grunde übertrifft der Genuß des verweilenden Beſtrebens den der endenden Begierde. Das Bewußtſeyn, daß wir uns bereits in einem Zuſtande von Ausgelaſſenheit des Lebens befinden, verbunden mit der Vorahndung, daß dieſer Zuſtand in ſeiner Dauer noch immer weiter ausgebildet werden könne, iſt angenehmer als dasjenige Bewußtſeyn, mit dem wir uns zwar im völligen Beſitze eines Zuſtandes von Ausgelaſſenheit des Lebens befinden, nach dem wir heftig geſtrebt haben, der aber weiter keinen Zuſatz leidet. Denn mit dieſem letzten Bewußtſeyn iſt die Vorahndung einer Rückkehr in den Ruheſtand des Lebens verknüpft, welche das Gefühl und die Vorſtellung des Einkens und Abnehmens unſers Vergnügens herbeyführt.

Liebe iſt daher in Beziehung auf den Grundtrieb unſers Weſens im beſtimmteſten Sinne: Wolluſt und Wonne des verweilenden Beſtrebens, und in dieſer Bedeutung ſteht ihr vorwärts nichts entgegen; rückwärts aber jede Wolluſt und Wonne anderer Art.

Drittes Kapitel.

Was der Liebe, für Zuneigung der Sympathie genommen, in Beziehung auf Abneigung der nehmlichen Art, unmittelbar entgegensteht. Widerwille der Antipathie.

Man setzt der Liebe gemeiniglich Selbstheit entgegen. Dieß hat seine Richtigkeit, in so fern die Selbstheit die Liebe mittelbarer Weise hindert und zerstört. Aber die unmittelbare Gegenfüßlerin der Liebe ist nicht Selbstheit, sondern Antipathie.

Alle einzelnen Triebe sind Ausflüsse des allgemeinen Grundtriebes nach Wohlbefinden unsers Wesens, der sich nach Verschiedenheit der Verhältnisse, die auf ihn einwirken, verschieden äußert. Die allgemeinste Eintheilung, die man von diesen Trieben machen kann, ist die in abneigende und zuneigende. Wir suchen entweder unsre Reizbarkeit zu hemmen, und dem Eindrucke, den wir von den Verhältnissen erfahren, entgegen zu arbeiten; — oder wir suchen die Wirksamkeit unsrer Reizbarkeit zu befördern, überlassen uns den Eindrücken, oder bieten uns ihnen gar entgegen.

Nun habe ich im ersten Buche dieses Werks weitläufiger gezeigt, daß wir drey Seiten haben, mittelst welcher wir mit andern Gegenständen ins Verhältniß kommen, und woran wir von ihnen gereizt werden können. Wir besitzen nehmlich die Fähigkeit, uns andern Gegenständen aus der Ferne mittelst des Auges und des innern Anschauungsvermögens zu nähern, und so von ihnen gereizt zu werden. Wir besitzen ferner die Fähigkeit, andere Gegenstände mittelst des Tastungsorganes unmittelbar zu berühren, und mittelst des innern

Versetzungsvermögens die Eigenthümlichkeiten ihres Wesens und ihrer Lage den unsrigen zu assimilieren. Es ist uns endlich die Fähigkeit eigen, mittelst des Gaumens und mittelst des innern Zueignungsvermögens die äußern Gegenstände völlig in uns über und in Besitz zu nehmen.

Ich habe diese drey Fähigkeiten, in so fern wir dadurch zur Zuneigung gereizt werden, Beschauungshang, Sympathie und Selbstheit genannt.

Es ist aber offenbar, daß jede dieser drey Fähigkeiten mit Trieben verbunden ist, welche ganz besonders dazu dienen, die Wirksamkeit einer jeden reizbaren Seite im Einzelnen zu hemmen, und der Einwirkung der Verhältnisse, die gerade auf diese Seite gerichtet ist, entgegen zu arbeiten.

Denn wenn der Beschauungshang unser Anschauungsvermögen dem Außerordentlichen, Vollkommnen, Schönen zuneigt; so zieht eine eigene Beschauungsscheue eben dieß Vermögen von dem Gemeinen, Mangelhaften und Häßlichen ab.

Wenn die Sympathie unsere Tastungsorgane und unser Versetzungsvermögen zur Berührung gewisser Gegenstände, und zur Assimilation mit ihnen auffordert; so zieht die Antipathie uns von der Berührung und von der Assimilation zurück.

Wenn endlich die Selbstheit unsern Gaumen und unser Zueignungsvermögen dem Nahrhaften und Nützlichen zuneigt, so treibt uns ein eigener mit der Selbstheit correspondierender Ekel, eine eigene mit ihr correspondierende Scheue, uns von dem Abschmeckenden und Schädlichen abzuwenden.

Liebe ist nun in bestimmterer Bedeutung allemahl eine Zuneigung der Sympathie; eine Folge

derjenigen Reizung, welche wir durch die Fähigkeit, andere Gegenstände unmittelbar zu berühren und uns ihnen zu assimilieren, mittelst der Tastungsorgane und des Versetzungsvermögens erhalten. Was steht ihr zunächst entgegen? Unstreitig die Antipathie. Diese ist ihre unmittelbare Gegenfühlerin.

Antipathie ist der Inbegriff derjenigen Triebe, die uns unmittelbar von der Berührung anderer Gegenstände und von der Assimilation mit ihnen abneigen. Sie ist keinesweges einerley mit der abneigenden Wirksamkeit des Beschauungs- und des Zueignungsvermögens. Die Antipathie setzt zum Voraus, daß die Kräfte, mit denen wir andere Körper betasten, und uns in ihren Zustand hineinversetzen, in eine abstoßende Wirksamkeit kommen, und daß wir alle Mittel anwenden, uns der Sympathie mit jenen Körpern und Wesen zu erwehren, die sich den Tastungsorganen und dem Versetzungsvermögen auf eine widrige Art aufdringen.

Körper, vor deren Berührung wir zurückschaudern, wenn sie uns gleich nicht schaden können; colorierte Wachsfiguren, die den Schein des Lebens zeigen, erwekken Antipathie. Antipathie empfinden wir gegen Affen, die mit dem Menschen in ihren Neigungen und Gewohnheiten Aehnlichkeit genug haben, um uns zur Assimilation mit ihrem Wesen und Zustande aufzufordern. Aber es geschieht auf eine so widrige Art, daß wir der sympathetischen Empfindung gegen sie aus allen Kräften entgegenarbeiten.

Antipathie empfinden wir gegen Menschen, die Affen darin ähnlich sind, daß wir mit ihnen nichts gemein haben mögen. Wir empfinden sie auch gegen solche, die, wenn wir ihrer müde geworden sind, uns dennoch

zur Mitempfindung ihrer Zärtlichkeit einladen wollen. Sie dringen ſich unſerer Sympathie auf eine ekelhafte Art auf.

Antipathie empfinden wir endlich gegen gewiſſe Arten von Leiden, denen wir andre Menſchen ausgeſetzt ſehen, beſonders gegen ſolche, die mit Schmutz, Niedrigkeit, u. ſ. w. verknüpft ſind. Wir ſuchen uns auf alle Art der Mitempfindung ihres Zuſtandes zu erwehren, ob wir gleich weder eine wahre Anſteckung noch eine Verwickelung in das fremde Schickſal zu befürchten brauchen.

Der Widerwille der Antipathie iſt mit dem Gefühle des Mangelhaften und Häßlichen, mit dem Uebelwollen, mit der Verachtung, dem Neide, der Eiferſucht, dem Unwillen und Zorne keinesweges einerley, ob wohl er ſich leicht mit dieſen Empfindungen vermiſcht. Wir haben oft eine Antipathie gegen dasjenige, was uns weder durch ſeine innern Mängel, noch durch ſeine Häßlichkeit beleidigt. Mancher Ehemann iſt ſeiner ſchönen und vortrefflichen Frau nur darum müde, weil ſie ihn zur Sympathie mit ihrer Liebe auffordert, und ſich ihm aufdringt. Wir wünſchen dem Narren, der uns mit ſeinen Aufdringlichkeiten verfolgt, kein Unglück; wir mißgönnen ihm keine Vorzüge; wir fürchten keine Concurrenz zur Erlangung einerley Zwecks mit ihm; wir zürnen nicht ſo wohl auf ihn, als wir über ihn lachen; aber wir finden ihn unerträglich, und freuen uns herzlich, wenn wir ſeiner Gegenwart und der Vorſtellung der Aehnlichkeit ſeines Weſens und ſeines Zuſtandes mit dem unſrigen los ſind.

Viertes Kapitel.

Was der Liebe für Wollust und Wonne der Sympathie genommen, in Beziehung auf das fortwährende und gestillte Bedürfniß dieser Sympathie entgegensteht. Mitleiden.

Liebe ist Wollust und Wonne der Sympathie. Mitleiden kann folglich nie Liebe seyn. Es setzt eine Unlust zum Voraus, die wir dadurch empfinden, daß wir uns in den unangenehmen Zustand eines andern hineinversetzt haben.

Leiden wir auf eine uns widerliche Art mit; werden wir dadurch aufgefordert, auf alle mögliche Weise uns der Sympathie zu erwehren; so gehört die Unlust des Mitleidens der Antipathie, und das Gefühl, daß uns die Erwehrung gelungen ist, daß wir wieder ruhig sind, ist die Zufriedenheit der antipathetischen Triebe.

Ueberlassen wir uns aber der Wirksamkeit unsers Versetzungsvermögens, ob wir gleich zur Unlust dadurch gereizt werden, so gehört die Empfindung allerdings der Sympathie; aber sie ist eine Verfassung ihres Hanges, mithin keine Lust und auch keine Liebe. Wir empfinden nur das Bedürfniß, mit dem andern in den Ruhestand des Lebens zurückzukehren.

Zeigt sich Hoffnung für das fremde, uns assimilierte Wesen; oder tritt eine wahre Erleichterung seines Zustandes ein; so empfinden wir die Lust des bloßen Harrens, oder das Genügen des Bedürfnisses sympathetisch mit: ja, kehrt der andere völlig in den Ruhestand des Lebens zurück; so fühlen wir sogar die Zufriedenheit der Sympathie. Aber noch immer keine Liebe. Diese tritt erst dann ein, wenn wir in den Zustand der Ausgelassen-

heit des Lebens gerathen, weil wir dieſe an dem andern wahrnehmen.

Mitleiden, für Mitempfindung eines fremden Bedürfniſſes genommen, iſt daher nie Liebe: und ſelbſt die Mitempfindung der Stillung eines fremdem Bedürfniſſes, die nur zugleich das Bedürfniß unſerer Sympathie ſtillt, iſt nicht Liebe.

Fünftes Kapitel.

Was ſich der Liebe als Inbegriff der annähernden und erhaltenden Triebe, in Beziehung auf die abſtoßenden und zerſtörenden entgegenſtellt. Ungeſelligkeit und Uebelwollen:

Unter unſern Trieben giebt es einige, die uns zur Annäherung an die Gegenſtände, mit denen wir ins Verhältniß kommen, auffordern: andere, welche uns reizen, dieſe Gegenſtände abzuſtoßen. Aber ſelbſt unter den annähernden giebt es einige, die uns nur darum mit den Gegenſtänden in nähere Verbindung bringen, um ſie zu zerſtören, oder wenigſtens herabzuwürdigen.

Liebe iſt Wonne der Geſelligkeit, mithin Wonne eines Hanges nach Annäherung an die Gegenſtände, mit denen wir ins Verhältniß kommen. Sie ſetzt außerdem Erhaltung dieſer Gegenſtände als nothwendige Bedingung zum Voraus. Alle Ungeſelligkeit, alles Zurückziehen, alles eigennützige Beſitznehmen mit Vernachläſſigung der Selbſtſtändigkeit des fremden Weſens, noch mehr aber alles Uebelwollen, iſt der Liebe in dieſer Bedeutung entgegengeſetzt. Dahin gehört Rachgier, Neid, Eiferſucht, Schadenfreude, Unwille, Zorn; es gehört aber auch

dahin der grobe Eigennutz, der Trieb nach Alleinseyn und die Menschenscheue.

Sechstes Kapitel.

Was sich der Liebe, als wonnevollem Streben nach der Beglückung anderer Menschen um ihrer selbst willen, entgegenstellt. Wonne des Beschauungshanges, der feineren Selbstheit und der groberen Sympathie.

Bis jetzt habe ich diejenigen Empfindungen kurz berühret, die der Liebe dergestalt entgegen stehen, daß eine Verwechselung mit ihr nicht leicht zu erwarten ist. Aber ich komme nun zu einigen andern, die viel schwerer von ihr abgesondert werden. Dieß sind die Wonnegefühle des Beschauungshanges, der feinern Selbstheit und der gröbern Sympathie.

Ich will diese Empfindungen im Einzelnen etwas näher angeben und prüfen.

Siebentes Kapitel.

Absonderung des liebenden Affekts von feinerer Selbstheit; vom Wohlwollen und von der Wohlthätigkeit aus Hoffnung auf Vergeltung, aus Pflicht und Dankbarkeit.

Wer wirklich andern Menschen wohl will und ihnen wohlthut, handelt darum nicht unbedingt aus Liebe. Ohne von jenem grob Eigennützigen zu reden, der wohlthut, um dafür Wiedervergeltung, es sey durch Gegendienste oder bare Bezahlung, zu erhalten: oder von jenem

andern, der ſeiner Wohlthätigkeit wegen bewundert, geliebkoſet ſeyn will; ſo giebt es Menſchen, die ein unmittelbares Vergnügen an dem Gefühle ihrer eigenen Thätigkeit haben, nur darum gern hegen, pflegen, rathen, tröſten und aufrichten, mithin die Belohnung ihrer Wohlthätigkeit in dem Gefühle der erhöheten Wirkſamkeit ihrer Kräfte finden. Wie ſollten Menſchen dieſer Art lieben? Sie ſehen ihre Mitmenſchen lieber krank als geſund, lieber traurig als froh, und empfinden Wonne nach der Maße, worin die Lagen und Verhältniſſe derjenigen, für welche ſie ſich intereſſieren, verwickelt ſind, und ihnen mehr Hinderniſſe zu überwinden, mehr Schwierigkeiten zu heben darbieten. Sie gleichen den Wundärzten, die ſich über einen ſchlimmen Schaden an dem Körper ihres Patienten freuen, weil er ihre Aufmerkſamkeit mehr ſpannt, und ihnen ein erhöhetes Gefühl ihrer Geſchicklichkeit bey Ueberwindung großer Hinderniſſe einflößt.

Wer ſo handelt, der treibt Tauſch mit Thaten, die nur in ihren Folgen mit den Wirkungen der Liebe Aehnlichkeit haben, gegen ſelbſtiſche Wonnegefühle. Und ſollte Jemand wohlthun, weil er in einem künftigen Leben erſt Wiedervergeltung ſeiner Wohlthätigkeit erwartet; der liebt nicht, der empfindet keine unmittelbare Wonne am Wohl ſeiner Nebenmenſchen.

Oft verſteckt ſich die Selbſtheit noch feiner. Mancher trägt, indem er wohlthut, dem einzelnen Mitgliede der Geſellſchaft die Schuld ab, die er gegen die Geſellſchaft im Ganzen auf ſich geladen hat. Sie ernährt, ſie beſchützt ihn; ihr verdankt er es, mit Sicherheit und Bequemlichkeit froh ſeyn zu können. Was iſt gerechter und billiger, als daß er andere wieder froh und zufrieden mache? Vortrefflich! Höchſt verdienſtlich! Aber das

Wohlwollen, wozu ich mich durch solche Betrachtungen erst auffordern lasse, ist, so verdienstlich es an sich seyn mag, keine Liebe. Das Almosen, welches ich monatlich in die Armenbüchse werfe, weil ich mir sage: du bist Mitbürger! kommt nicht aus dem Herzen, das mit Heinrich dem Vierten über den Bauern Wonne empfindet, der alle Sonntage sein Huhn in der Suppe haben kann.

Und wenn es auch Achtung für die Harmonie meines Charakters, oder für mein eigenes sittliches Gesetz ist, die mich zwingt, wohlzuwollen und wohlzuthun; wenn ich, ohne natürliche Anlage zur Wonne an dem Glück meiner Mitgeschöpfe, sie dennoch gern froh und zufrieden wüßte, und gern dazu beytrüge, weil ich mir sagte: es ist Recht! — es wäre sehr verdienstlich, verdienstlicher vielleicht, als wenn es unaufgefordert geschähe; aber Liebe wäre es doch nicht.

Strebe ich nun gar nach Wohlthätigkeit, um mir sagen zu können: ich that's, das konnte ich, ich bin doch eine liebende Seele! — so habe ich so wenig Anspruch auf Liebe als auf moralische Würde.

Auch Dankbarkeit ist nicht Liebe, sobald ich durch die Rücksicht auf mich, der ich empfangen habe, wohlwill' und wohlthue. Oft ist sie Folge des Gefühls der Würde, welche mir die Wohlthat auflegt, oft des Gefühls von Pflicht, von Gerechtigkeit, von Achtung für uns selbst und andere. Mehrerer gröberer und feinerer Entstehungsarten zu geschweigen! Liebe setzt unaufgeforderte Wonne am Wohlwollen und Wohlthun zum Voraus.

Achtes Kapitel.

Absonderung des liebenden Affekts von den Aeußerungen der unthätigen Unschädlichkeit und Wohlerzogenheit.

Wenn ich nicht zerstöre, nicht herabwürdige, die Menschen neben mir gehen lasse wie sie sind, so kann dieß Betragen der Liebe nicht angehören. Ich empfinde kein affektvolles Streben, ihnen wohlzuthun, in meiner Seele. Die unthätige Unschädlichkeit ist nicht Liebe.

Wenn ich aber auch gefällig, dienstfertig, zuvorkommend in meinem geselligen Betragen bin, aber bloß aus Angewöhnung, Folge einer guten Erziehung; so ist dieß nicht Liebe. Das Herz nimmt keinen Antheil daran; kaum daß die Seele etwas dabey denkt.

Gemeiniglich scheinen diese unschuldigen, äußerlich verbindlichen Menschen bloß darum liebend, weil ihre Neigungen sich in einem Kreise herumdrehen, den wenig andere durchkreuzen! Aber wehe demjenigen, der wirklich mit ihrem Eigennutze in Collision kommt! Er wird bald die Wirkungen ihres Neides und kleinlichen Hasses fühlen!

Neuntes Kapitel.

Absonderung des Vollkommenheits- und Schönheitsgefühls von der Liebe.

Die Aufwallungen des Beschauungsdranges sind bereits im ersten Buche dieses Werks von der Liebe abgesondert worden. Man darf hier nur daran erinnern. Alle Wonne am Vortrefflichen, Vollständigen,

Vollkommnen, Seltenen, u. ſ. w. iſt unthätig; begnügt ſich zu wiſſen, daß der Gegenſtand die ihm eigenthümlichen Vorzüge beſitze, ſucht aber nicht, ſich ihm weiter zu nähern, oder gar zu ſeiner Selbſtzufriedenheit beyzutragen. Liebe hingegen ſetzt unmittelbare Verbindung mit dem Gegenſtande, der ſie erweckt, voraus, und zwar durch thätiges Beſtreben, ſeine Selbſtzufriedenheit zu vermehren.

Das Unbeſeelte, längſt Verſtorbene, unſern perſönlichen Verhältniſſen weit Entrückte, kann Beſchauungswonne erwecken. Liebe hegen wir nur für den Menſchen, den Zeit und Raum mit uns ſo nahe verbinden, daß wir etwas zu ſeinem Wohl beytragen zu können glauben mögen.

Zehntes Kapitel.

In wie fern Achtung ein liebender Affekt ſey?

Die Vielbedeutung des Worts Achtung hat ſchon zu vielen Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben; es iſt wohl der Mühe werth, den Sinn näher zu entwickeln.

Nothwendig muß man verſchiedene Arten von Geſinnungen, welche um ähnlicher Aeußerungen willen mit einerley Nahmen belegt werden, von einander unterſchieden. Man beträgt ſich oft, als ob man aus Achtung handelte, und achtet darum doch nicht.

Unterwürfigkeit, Unterwerfung, (Soumission) iſt weder Achtung noch Liebe. Sie wirkt nur Achtſamkeit, Obacht. Ich unterwerfe mich demjenigen, was durch ſeine Kraft mir zu ſchaden mich unterjocht, und die Wirkſamkeit meiner innern Triebe,

mich zu widersetzen, zu beleidigen, mich unbefangen gehen zu lassen, zurückhält. So unterwerfe ich mich den gefährlichen Naturkräften, dem schädlichen aber mächtigen Böswicht, und dem Strafgesetze. Diese Unterwerfung läßt sich ohne Abbruch für unsere Selbstliebe nicht denken. Sie verlangt durchaus die Unterdrückung der freyen Wirksamkeit vieler Lieblingstriebe, und besonders derjenigen, sich unabhängig zu fühlen. — Nach dieser Erklärung wird wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß eine solche reine Unterwürfigkeit weder Achtung noch Liebe sey. Sie beruht auf Zwang, und das Vergnügen, welches damit verbunden seyn kann, die Gunst des gefährlichen Obern gewonnen zu haben, ist allemahl nur eine genügende Lust am gestillten Bedürfnisse, mithin nicht einmahl Wonne. Könnten wir den Gönner dieser Art entbehren, wir würden uns keinen Augenblick bedenken, uns seinem Ansehn über uns zu entziehen. Der Wilde, der seinen Gott als ein bösartiges Wesen anbetet, hat folglich für ihn so wenig Achtung als Liebe.

Von Werth halten, fühlen, daß Jemand uns etwas oder viel werth sey, aber nur uns, andern wenig oder nichts; — heißt gleichfalls weder lieben noch achten. Diese Gesinnung habe ich für das bloß Nützliche, für dasjenige, was mir als Mittel zur Ausführung meiner persönlichen Plane und Absichten dienen kann. Der Gegenstand, welcher diesen Werth für mich hat, befriedigt entweder bloße Bedürfnisse der Selbstheit, oder giebt doch nur eigennützige Wonne. Der Tyrann, der den Meuchelmörder etwas oder viel werth hält, weil er dazu dient, ihm den ungestörten Besitz seiner Gewalt zu sichern, hegt gewiß keine Liebe und keine Achtung für ihn.

Von dieſen beyden Geſinnungen ſind diejenigen, welche das allgemein Schätzungswerthe, und noch mehr das Verehrungswürdige einflößen, Schätzung und Verehrung, ſehr verſchieden.

Schätzen, achten, heißt im allgemeinen ſo viel als: anſchlagen, welchen Werth ein Gegenſtand nicht für mich allein, ſondern für die ganze Geſellſchaft, zu der ich gehöre, in ſicherer, dauernder, ausgebreiteter Maße haben kann. Es heißt ſo viel, als: einen gangbaren Preis auf eine Sache ſetzen, dieſen Preis für etwas beſtimmen. In dieſer Bedeutung nimmt man Achtsleute, Wardierer, (Aestimatores, Taxatores,) und ihre Beſtimmung nennt man ſchätzen, wardieren, werthachten.

Um dieß mit irgend einiger Zuverläſſigkeit thun zu können, muß auf zweyerley Rückſicht genommen werden: auf die innere Bonität, den Gehalt der Dinge, ihre Nutzbarkeit, — und auf die mehr zufällige, aber doch immer einer gewiſſen Dauer fähige Anwendung ihrer Nutzbarkeit zum aktuellen Gebrauche auf ihr Nützlichſeyn oder ihre Nützlichkeit. — Dieß paßt auf Münzen, Früchte, Grundſtücke, Mobilien, u. ſ. w. Ein Gegenſtand, dem man keinen innern Gehalt beylegen kann, und bey der Anwendung ſtündlich abwechſelnde Verhältniſſe beylegen muß, iſt gar keiner Schätzung fähig, und hat keinen gangbaren Preis.

Schon hier zeigt ſich der rohe Begriff des Unterſchiedes zwiſchen innerer und äußerer Zweckmäßigkeit, indem die erſte, der innere Gehalt, die Sache nur überhaupt fähig macht nützlich zu ſeyn; die letzte, die Beſchaffenheit der äußern Verhältniſſe, dieſe Fähigkeit zur aktuellen Wirkſamkeit, oder zur

Anwendung des Nützlichseyns bringt. So kann z. B. ein Grundstück vermöge der Güte seiner Erdart fähig seyn, die besten Früchte in grosser Quantität hervorzubringen, es ist folglich sehr nutzbar; weil aber weder die Consumption, noch der Verkehr in der Gegend seiner Lage groß ist, so werden die Früchte in keinem hohen Preise stehen, und nicht vortheilhaft gebraucht werden können; mithin wird auch das Grundstück nicht sehr nützlich seyn.

Indem der Mensch einer Schätzung unterworfen wird, kann er eben so wie das Grundstück, ohne alle Rücksicht auf seine sich selbst bestimmende Vernunft, bloß als ein Werk der Natur betrachtet werden. Man kann alsdann bey Bestimmung des gangbaren Preises, den man ihm beylegt, auf die Vollständigkeit und Vortrefflichkeit seiner Anlagen, auf seine Nutzbarkeit, und auf die aktuellen Folgen seiner Wirksamkeit zum Nutzen des menschlichen Geschlechts, auf sein Nützlichseyn, seine Nützlichkeit, zu gleicher Zeit Rücksicht nehmen, und ihm einen schätzbaren Werth beylegen, ohne ihn deswegen zu einem Gegenstande der Verehrung, zu einem achtungswürdigen Gegenstande zu machen.

Diese letzte Gesinnung, die Achtung, hängt davon ab, daß wir sehen, der Mensch hat als ein vernünftiges Wesen sich zur innern Vollständigkeit und Vortrefflichkeit, (zu seiner Nutzbarkeit für alle vernünftige Wesen,) und zur fertigen und zweckmäßigen Anwendung seiner Anlagen, (zum wirklichen Nützlichseyn für alle vernünftige Wesen,) selbst bestimmt und ausgebildet.

Laßt uns zuerst von der Schätzung des Menschen, von dem Gefühle: er hat einen schätzbaren Werth, reden. Ich schätze den Menschen, der den

den gehörigen Anlagen, der Gesellschaft nützlich zu seyn, ihr wirklich nützlich wird, indem er irgend einem phyſiſchen oder geiſtigen Bedürfniſſe (ſollte es auch nur das ſeyn, den Menſchen vollſtändig und zweckmäßig zu finden,) abhilft; oder irgend einen phyſiſchen und geiſtigen Trieb, (ſollte es auch nur der nach Vollkommenheit, nach dem Außerordentlichen und Seltenen ſeyn,) in ungewöhnlicher Maße begünſtigt. Ob er davon Verdienſt habe, ob er dadurch an moraliſcher Würde gewinne, darauf nehme ich bey der bloßen Schätzung keine Rückſicht. Genug, daß die Gattung, daß die Geſellſchaft davon dauernden, ſichern Vortheil hat. So iſt denn der Menſch mit einem ausgezeichnet ſchönen Körper, mit einer ausgezeichnet fähigen Seele, ob er gleich zur Ausbildung beyder nichts beygetragen hat, zwar nicht achtungswürdig, aber er hat doch einen ſchätzbaren Werth, weil die ganze Gattung ſich dauernd an ihm vergnügt oder ergetzt. So haben der brave Soldat, der fleißige Richter, die emſige Hausfrau einen ſchätzbaren Werth, wenn ſie ſich gleich nicht viel über das Gewöhnliche erheben, bloß den Trieben ihrer Natur folgen, und ſich durch keine Selbſtbeſtimmung zur Nutzbarkeit gefertigt, oder der Nützlichkeit gewidmet haben.

Dieß Gefühl, daß ein Weſen einen ſchätzbaren Werth habe, wird dann auch auf lebloſe Geſchöpfe, auf Naturerſcheinungen, auf Anſtalten, Maſchinen, Kunſtwerke, u. ſ. w. übertragen, ja, auf allgemeine Maximen, Anleitungen, Recepte, u. ſ. w. Alle dieſe Dinge haben kein Verdienſt und keine Würde. Aber ſie haben einen ſchätzbaren Werth. Sie ſind einer innern Bonität, eines innern Gehalts, einer Nutzbarkeit, einer dauernden Beſtimmung ihrer Anwendung zum wirklichen Ge-

rauch, einer äußern Nützlichkeit fähig; und nach beyden wird die Prüfung angestellt, ob sie für die Gesellschaft im Ganzen dauernd nutzbar und nützlich seyn können. Wo dieß der Fall ist, da entsteht das Gefühl der **Schätzung**.

Bleiben wir hier zuerst stehen! In wie fern ist diese Schätzung Liebe? In so fern ich wonnevoll strebe, daß das schätzbare Wesen sich durch den schätzbaren Werth, den es vor den Augen anderer hat, glücklich fühle! Diese Empfindung kann mir also bloß der Mensch einflößen; denn alles Uebrige hat kein Bewußtseyn seiner Selbstzufriedenheit; mithin gehört die Schätzung, welche ich der Maschine, dem Kunstwerke, der Naturerscheinung widme, schlechterdings entweder dem Beschauungshange oder der Selbstheit.

Aber nicht jede Schätzung, welche mir auch der **Mensch** einflößt, gehört darum der Liebe. Die Selbstheit, der Beschauungshang, können sich dieser Gesinnung eben so wohl bemeistern, als das Herz. Oft ist die Schätzung des Menschen auch gar keine Wonne, sondern eine bloß genügende Lust am befriedigten Bedürfnisse. Es giebt mehrere Bestimmungen in der Welt, welche ich äußerst nützlich finde, und deren Ausfüllung mich doch bey der Vorstellung des Menschen, der sie übernommen hat, gar nicht mit Wonne rührt. Der Richter z. B. der seine Zeit der Untersuchung von Privatstreitigkeiten widmet, wird sehr geschätzt werden können, ohne uns ein Wonnegefühl bey dieser Gesinnung einzuflößen, weil seine Bestimmung zu wenig Reiz für die Phantasie hat, und das Vergnügen bloß von der Ueberlegung abhängt, daß seine Arbeit die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums in der Gesellschaft gründet. Sehr oft müssen bey dieser Schätzung sogar mehrere unserer lieb-

lingeneigungen vorher unterjocht, ſie muß uns oft abgezwungen werden. So ſchätzt der Schüler Leibnitzens einen Kant, der Oeſtreicher einen Friederich, der eifrige Catholik einen Luther, ein Hofcavalier einen arbeitſamen Bauern, u. ſ. w.

Wenn wir aber auch die Schätzung mit Wonne empfinden, ſo kann dieſe Wonne zuweilen ganz eigennützig ſeyn, indem wir mehmlich die Folgen derſelben ganz beſonders auf unſere Perſon beziehen, und unſern gröberen oder feineren Eigennutz dadurch geſchmeichelt fühlen. Die Bewohner eines Landes, welche den geſchätzten Mann unter ſich beſitzen, ſeine Thätigkeit und ſeinen Ruf zur Erleichterung ihrer Bedürfniſſe, oder zur Begünſtigung ihrer Lieblingeneigungen zunächſt in ihren wohlthätigen Folgen empfinden, werden gemeiniglich in dieſer Lage ſeyn. Solche eigennützige Wonne empfindet der Preuße bey der Schätzung, die er ſeinem Friedrich, der Amerikaner bey derjenigen, welche er ſeinem Franklin zollt. Die erſten Schüler der Stifter von Religions- und wiſſenſchaftlichen Sekten hegen eine gleich eigennützige Schätzung für den Lehrer, mit dem ſie ſich durch ein engeres Band von der übrigen Menge zugleich auszeichnen.

Eben ſo kann die Schätzung eine bloße Beſchauungewonne enthalten, indem wir uns von dem Menſchen, der ſeinen innern Anlagen und ſeiner äußern Wirkſamkeit nach allgemein nutzbar und nützlich erſcheint, iſoliren, und ihn aus der Ferne, ohne alle deutliche Beziehung auf uns, bewundern. So ſchauet der Deiſt den Wenth eines Luthers, der heutige Deutſche den eines Cäſars, der Geſchäftsmann den eines Methaphyſikers an. Was ſind ſie ihnen? Nichts, als ſehr vollſtändig, ſehr

vortrefflich geschaffene Menschen in ihrer Art, die auf das menschliche Geschlecht einen sehr ausgebreiteten nützlichen Einfluß haben mußten und gehabt haben. Das rühret sie mit der Wonne der Beschauung.

Aber auch die Liebe bemeistert sich, wie gesagt, der Schätzung, als eines Akts von Wohlwollen und Wohlthätigkeit, worin sie sich hervorstechend äußert. Wenn wir streben, den Menschen schätzen zu können, weil dieß seine Zufriedenheit mehren muß; wenn wir wirklich bey der Schätzung weniger an das Außerordentliche, Ungewöhnliche, Vollkommene für unsere Phantasie, weniger an eine Zueignung der Vortheile seines Rufs und seiner Wirksamkeit, als an das Glück denken, welches derjenige empfinden muß, der sich schätzbar und geschätzt fühlt; — ja, dann empfinden wir die Wonne der Liebe.

Solche Wonne flößte ein Alexander seinem Parmenio, ein Friederich seinem d'Argens ein. So findet ein berühmter Mann zuweilen, wiewohl selten, eine Geliebte, einen Freund, welche unbekümmert um den Vortheil, den sein Ruf und seine Talente für ihre eigene Person haben können, darin bloß ein Mittel zu der größern Zufriedenheit des Verbündeten sehen.

Nun zur Verehrung, Hochachtung, Achtung im engsten Verstande! Sie setzt mehr wie Schätzung zum Voraus. Diese kann allenfalls das bloße Werk angeborner Anlagen, zufälliger Umstände seyn; aber Verehrung wird allein das vernünftige Wesen einflößen, das sich aus freyem Willen zu einer nutzbaren und nützlichen Kraft für alle vernünftige Wesen bestimmt und gefertigt hat.

Es ist also die überl[illegible]t, allen vernünfti-
gen Wesen nützlich zu [illegible]er [illegible] Cha-
rakter, welcher al[illegible] fähig [illegible] diese
auf Verehrung [illegible]t. Die liebenswürdige
Schwäche, zu [illegible]theiten [illegible]lands und
der sinnliche [illegible]assen, [illegible] Hochachtung
ein, so [illegible] durch ihr
Wirk[illegible] sich die wahr-
verst[illegible] mit der ein [illegible] darum nutzbar
und [illegible], damit sein Glück von ander-
befördert [illegible] Gegenstand meiner Verehrung.
Ich schätz[illegible] der sie [illegible] zur Aus-
füllung ih[illegible] führt, [illegible] die Ver-
nunft, d[illegible] eigenen [illegible] auf eine so
glückliche [illegible] bestimmt; aber die Vernunft,
welche sich [illegible] und wirklichen Nützlichkeit [illegible]
alle vernünft[illegible] und [illegible] kann ich
nicht in ihnen [illegible] Eben diese Empfindung
flößen mir [illegible]ben ein, welche bloß einer
innern Harm[illegible] Charakters nachstreben, und,
unbekümmert um ihre gegenwärtigen Verhältnisse, in
dem Reiche der Sinnlichkeit, nach Art ägyptischer Mönche,
ihr Leben in unthätiger Beschauung zubringen; denn
diese Schwärmer streben nur einem Theile der Nutzbar-
keit nach, nehmlich der innern Vollkommenheit, welche
aus der Uebereinstimmung und Stetigkeit der Gesinnun-
gen fließt, nicht aber der Nutzbarkeit im Ganzen, und
ihrer wirklichen Anwendung, dem Nützlichseyn.

Auch derjenige, welcher nützlich seyn will, und
nicht die rechten Mittel dazu wählt, ist meiner Hoch-
achtung nicht würdig. Daher kann derjenige Eigen-
sinn, oder derjenige Unverstand, der, unbekümmert um

seine allgemeinen Maxim[illegible] n sie auch
[illegible] auf das Wohl aller [illegible] Wesen
[illegible]nd, unbedingt folgt, und [illegible]nheil
mir diese Gesinnung nicht ein[illegible]
[illegible], oder der Thor, der, um die [illegible]
[illegible] dem zornigen Verfolger den Aufe[illegible]
[illegible] Mitbruders verräth, ist ein G[illegible]ner
[illegible]ung oder meines Unmuths.
[illegible]er ich verehre, ich achte denjen[illegible]er
[illegible] Bestimmung, allen vernünftigen W[illegible]
[illegible] ahndet, mithin dem höchsten Wese[illegible]
[illegible] seinen Mitmenschen nützlich zu seyn [illegible]
[illegible] Charakter im Ganzen die geh[illegible] zu
[illegible] sucht, sich mithin nutzbar [illegible] gleis
[illegible] Zeit, bey der Anwendung [illegible] zum
[illegible] für das Reich vernünftig[illegible] gehö-
rige Aufmerksamkeit auf alle äußere Verhältnisse anwen-
det, um wirklich nützlich zu seyn. Ein jeder
Mensch, er mag von der Natur Anlagen zu dieser Nutz-
barkeit und Nützlichkeit haben oder nicht; seine Ver-
hältnisse mögen sie befördern oder nicht; bedarf einer
Kenntniß seiner Bestimmung, einer Ausbildung seiner
Fähigkeiten, einer anhaltenden Bestrebung zur Weg-
räumung äußerer Hindernisse. Ein tugendhafter Cha-
rakter wird eben so wenig vollständig geboren als ein
großer Künstler. Beyde bedürfen einer Kenntniß von
dem Zwecke ihrer Kunst, einer überlegten Fertigkeit, einer
anhaltenden Sorgsamkeit. Diese ursprüngliche Kenntniß
unserer Bestimmung, zur Beförderung des Wohls aller
vernünftigen Wesen beyzutragen, diese überlegte Fertig-
keit, dieß stete Bestreben, ihnen wirklich nützlich zu seyn,
verbunden mit dem wirklichen Gelingen, welches für

denjenigen, der es ernsthaft meint, nie ganz ausbleibt; — die sind es, welche den Begriff der Tugend gründen; und Tugend allein hat Anspruch auf Verehrung, auf Hochachtung, auf Achtung im engsten Verstande.

Ach! wie begreiflich ist es, daß Tugend Achtung im engsten Verstande einflößt! was ist so sicher, so ausgebreitet nutzbar und nützlich als sie? Sie allein behält einen immer dauernden Werth!

Diese Achtung flößt nur der tugendhafte Charakter ein, und nur diejenige Gesinnung und Handlung, welche mit hoher Wahrscheinlichkeit auf diesen Charakter schließen lassen.

Die höchsten Aufopferungen, welche nur auf eine vorübergehende Aufwallung von tugendhaften Gefühlen schließen lassen, können bloß Schätzung einflößen.

Hochachtung, Verehrung, Achtung im engsten Sinne, kann nun ebenfalls bald der Selbstheit, bald dem Herzen, bald dem Beschauungshange gehören, bald mit dem Genügen des befriedigten Bedürfnisses, bald mit Wonne empfunden werden. Zeigt sich ein tugendhafter Charakter in gewöhnlichen Lagen, so wird er selten eine so starke Wirkung auf meine Einbildungskraft machen, daß eine lebhaftere Reitzung zum Vergnügen mit einem lebhafteren Bilde bey mir erweckt werden sollte. Ich lasse es mir bloß gefallen, den Trieb, den ich hege, den Menschen seiner Bestimmung zur allgemeinen Nützlichkeit für alle vernünftige Wesen eingedenk zu finden, nothdürftig begünstigt, und nicht beleidigt zu fühlen. Ja, ich kann mich zuweilen, wenn die Tugend meinen Lieblingeneigungen entgegen ist, erst durch Ueberlegung ihrer guten Folgen für das Ganze der Gesellschaft zur Hochachtung zwingen müssen. Liegt

aber in meinem Herzen kein Hinderniß, die Schönheit des tugendhaften Charakters anzuerkennen, und erscheint er mir dann in einer ungewöhnlichen Lage; bemerke ich an dem Menschen eine große Ueberwindung seiner Sinnlichkeit, eine außerordentliche Thätigkeit und Haltsamkeit im Guten; so entsteht bey mir ein lebhafteres Bild seines verehrungswürdigen Charakters, und die angenehme Reitzung, welche es begleitet, wird zur Wonne.

Diese Wonne kann ihren Grund darin haben, daß ich den tugendhaften Charakter in seiner Beziehung auf mein vernünftiges Wesen besonders betrachte. — Mich hat er gebildet, mir hat er Vertrauen zur Tugend und zu meinen Kräften eingeflößt, mich hat er angenehm erschüttert, mich und meine Mitgeschöpfe hat er mit weisen Lehren und Anstalten versehen; — alsdann ist die Verehrung eigennützig, und so kann sie ein Zögling, ein Unterthan, ein Sohn, ein Sektierer, für einen Fenelon, für einen Rochow, für einen Heinrich, für einen Alworthy, für einen Frank oder Spener empfinden!

Erhalte ich aber die Verehrung mit dem Zusatze der Wonne, den Menschen, der sie verdient, dadurch so glücklich zu wissen; suche ich ihn verehrungswürdig zu machen, um sein Glück zu vermehren; so ist Verehrung Wonne der Liebe. Und so verehrte liebend ein Johannes seinen außerordentlichen Lehrer, ein Agathon seinen Sokrates!

Begnüge ich mich endlich, den verehrungswürdigen Menschen aus der Ferne anzustaunen; — ist der Antheil, den ich an der Ruhe und Zufriedenheit nehme, welche er durch seine Tugend genießt, keine herrschende Empfindung in meiner Seele; fühle ich kein Bestreben, mich ihm zu nähern und mitzuwirken, damit er den Genuß

ſeiner Würdigkeit in voller Maße einernte; ſo empfinde ich die Wonne der Verehrung wie eine bloße Beſchauung. So ſtaunen die meiſten Menſchen einen Cato oder Regulus an!

Hieraus ergiebt ſich nun, in wie fern Achtung mit Liebe zuſammengehe, und in wie fern nicht.

Unterwürfigkeit iſt nie Liebe: das Werth für ſich halten, iſt nie Liebe: hingegen können Schätzung und Verehrung alsdann Liebe ſeyn, wenn wir ſie mit dem wonnevollen Beſtreben einnehmen, daß der Menſch durch den allgemeinen ſchätzbaren Werth, den er an ſich trägt, und durch ſeine innere Würde glücklich und zufrieden mit ſich ſelbſt ſey.

Eilftes Kapitel.

Abſonderung der bloßen ſympathetiſchen Aneignung und Mitempfindung, ſo wie der wonnevollen Beſchauung des fremden Glücks, von dem liebenden Affekte.

Liebe ſetzt nothwendig die Ueberzeugung von der Selbſtzufriedenheit eines andern Menſchen, als endlichen Grund unſers wonnevollen Strebens nach der Beförderung ſeines Glücks zum Voraus. Wer alſo muntere, heitere, ſelbſtzufriedene Menſchen in der Abſicht aufſucht, von ihrer Freude angeſteckt zu werden, ſich durch die Form des Frohſinns zur Freude einladen zu laſſen; der betrachtet andere Menſchen bloß als Mittel, als Inſtrumente, als Gaukler; der handelt ganz eigennützig. Dieß iſt ſchon im erſten Buche bemerkt worden.

Wer aber auch dieſe Abſicht, ſich fremde Wonne zuzueignen, nicht hegt, aber ihren Frohſinn, ihre Selbſt-

genügsamkeit, ihre Glückseligkeit, als bloße Bestandtheile ihrer Vollkommenheit oder ihrer Schönheit mit Lust, aber unthätig anstaunt, liebt nicht, sondern empfindet Anschauungswonne. Die Seligkeit der Götter, wie sie von den Griechen gedacht und empfunden wurde, flößte diesen nicht Liebe, sondern ein unthätiges Vollkommenheits- und Schönheitsgefühl ein.

Endlich ist auch diejenige Theilnahme an anderer Selbstzufriedenheit nicht Liebe, welche ihre Aeußerungen gleichsam physisch sympathetisch in unserer Seele erwekken. Die Selbstzufriedenheit anderer muß uns nicht mittelst dunkler Rührungen, sondern mittelst klarer, wenn gleich nicht deutlicher Vorstellungen, die allein Ueberzeugung wirken können, zur Theilnahme einladen. Wir müssen wissen, was ihnen wohl thut, wie ihrem Glücke nachgeholfen werden könne, welche Gefahren ihm drohen. Nur dann können wir thätig und mit Wonne streben, es zu vermehren und zu bewahren.

Ich kenne Menschen, die sich sehr lebhaft für anderer Wohl zu interessieren scheinen. Aber ihr Interesse gehört ganz ihren Sinnen und nicht dem Herzen. Sie fühlen das fremde Glück ungefähr auf eben die Art, wie ihr Körper die physische Wollust empfindet, welche ihnen durch das Einströmen der Wärme des angenäherten Körpers zugeführt wird. Worte und Mienen des glücklichen Menschen, bloß die Formen der Selbstzufriedenheit, machen sie glücklich, nicht die Ueberzeugung von seiner innern Empfindung. Wir schlagen die Lache der Verzweiflung auf, und sie lachen mit aus Freude. Wir vergießen vor Freude Thränen, und sie weinen mit vor Betrübniß. Sie errathen nicht unsere Wünsche, als bis wir sie ihnen sagen; sie arbeiten

nicht für uns, als bis und so lange sie uns streben sehen. Ich habe einen Richter gekannt, der die Menschen mit dem kältesten Blute zum Tode verdammte, wenn der Advocat die Gründe ihrer Unschuld kalt vorgetragen hatte, und der sie absolvierte, wenn die Vertheidigungsschrift des offenbar Schuldigen beweglich lautete. Menschen dieser Art können bey dieser Weichheit die allergröbsten Egoisten seyn. Denn sobald ihr Eigennutz zur deutlichen Vorstellung wird, — welches der häufigere Fall ist, — so unterdrückt er leicht jene schwächeren Rührungen einer beynahe physisch empfundenen Seelensympathie.

Liebe ist also mehr als bloße Weichheit. Sie ist freylich Wonne, Begünstigung der Sinnlichkeit der Seele, unwillkührlicher, unerzwungener Affekt, und darin ähnelt sie der bloßen Weichheit. Aber sie unterscheidet sich dadurch von dieser, daß sie Ueberzeugung von dem Glück anderer Menschen voraussetzt, nicht bloße dunkle Rührungen, Folge der wahrgenommenen Formen, der Selbstzufriedenheit. Das bloße Mitlachen, weil andere lachen, kann auch darum nicht für Liebe gelten, weil es so leicht in ein bloßes unthätiges Anschauen, oder in eine eigennützige Zueignung fremder Wonne übergeht. Der Mensch, als selbstbestehendes Wesen, wird dabey nicht geachtet, sondern nur das Bild der Freude, das seine Aeußerungen darbieten.

Inzwischen ist diese Weichheit immer eine gute Grundlage zu einem Herzen, welches durch Ausbildung wirklich liebend werden kann.

Zwölftes Kapitel.

Absonderung der Aufwallung der Geschlechtssympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen von dem liebenden Affekte.

Wer ist so verworfen, die vorübergehende Uerpigkeit oder Lüsternheit, welche ihm ein weiblicher Körper einflößt, für Liebe zu halten! Wer so ausgeartet, daß er behaupte: es liebe der Trunkenbold, der am Ende seiner Schwelgerey den unnennbaren Trieb bey der Tochter der Nacht befriedigt, die sein Auge nie sah, nie wieder sehen wird! Ha! so behauptet auch, es liebe jenes Thier, das man an Gestalt und Neigungen so gern zum Menschen herauf heben möchte, um sich selbst seiner Niedrigkeit weniger zu schämen; jene Affenart, welche, der Sage nach, unglückliche Mädchen hascht, sie zu ekelhaften Umarmungen zwingt, und dann mit mörderischem Zahne zerfleischt!

Aber auch die üppige Aufwallung der Seele, welche sie empfindet, wenn der Trieb nach Häuelichkeit bey ihr aufgeregt wird, wenn sie weich und zuvorkommend um den geselligen Beyfall des andern Geschlechts buhlt, nach dem Stolze des Besitzes der Person ringt; ja, selbst die Begeisterung für die Vorzüge einer Person vom andern Geschlechte, sind von der Liebe sehr verschieden. Verschieden ist gleichfalls von ihr die Aufwallung der Sympathie mit dem Gleichartigen.

Wer nur darum seinem Wesen das Geschlechtsähnliche eines andern anarten will, um sich stärker oder zärter zu fühlen; wer sich nur darum das Geschlechtsverschiedene eines andern Wesens angatten will, um sich

im Zuſtande gezärtelter Spannung zu fühlen, unbekümmert um des Andern Zufriedenheit und Wohl; — der liebt nicht, der handelt ganz ſelbſtiſch. Wie mag der Stutzer, wie mag das gefallſüchtige Mädchen, die nur auf Befriedigung ihrer üppigen Eitelkeit ausgehen; wie mag der verzärtelte Alte, dem nur unter dem Geſchwätz tändelnder Weiber wohl iſt; wie mag der leichtſinnige Phantaſt, der in jeder Schönen eine Göttin anbetet; wie mögen alle dieſe ihren Aufwallungen von Geſchlechtsſympathie den Nahmen der Liebe beylegen? Wenn der Jagdliebhaber in dem Fremdlinge den rüſtigen Jagdgefährten; der Gelehrte, der Kunſtliebhaber, in dem Durchreiſenden den Mann von gleichen Kenntniſſen und Geſchmack; das geſchwätzige Weib in der neuen Bekannten das willige Ohr und die geläufige Zunge gern haben, und ſich zu dieſen Perſonen hingezogen fühlen; wird man dieſe Aufwallungen der Sympathie mit dem Gleichartigen Liebe nennen wollen? Nein! damit die Wirkſamkeit der Geſchlechtsſympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen für Liebe gelten könne, muß das Streben hinzutreten, den Mitmenſchen durch Befriedigung dieſer Triebe, die wir bey ihm ſo wohl, als bey uns vorausſetzen, zu beglücken. Inzwiſchen ſo viel iſt gewiß: beyde Anlagen unſers Weſens ſind äußerſt geſchickt, liebende Affekte hervorzurufen. Denn da die Erweckung der Geſchlechtsſympathie ſo wohl als der Sympathie mit dem Gleichartigen auf dem Gefühle eines Wohlverhältniſſes unſerer Naturen beruhet; ſo rechnen wir darauf, daß der Menſch, von dem wir die Befriedigung derſelben erwarten, ſich in einer gleichen Lage gegen uns befinden werde; und da dieſe Befriedigung nie vollſtändiger iſt, als wenn die Wonne, welche wir erwecken, in uns zu-

rückſtrömt; ſo iſt es ſchon der kluge Wunſch unſers Eigennutzes, daß das Weſen, mit dem wir uns in Verbindung ſetzen, unſere Zufriedenheit theile. Dazu geſellt ſich die Eitelkeit, zu wiſſen, daß wir es ſind, die ſo unmittelbar beglücken. Daher iſt die Aeußerung der Sympathie mit dem Gleichartigen, und beſonders der Geſchlechtsſympathie des Körpers und der Seele, ohne an und für ſich Liebe zu ſeyn, der Regel nach mit Liebe verknüpft. Und dieß giebt wahrſcheinlich zu der häufigen Verwechſelung beyder mit einander Veranlaſſung.

Dreyzehntes Kapitel.

Harte Behandlung zur Beförderung des Glücks eines andern iſt, als einzelner Akt betrachtet, nicht Liebe.

Gewiſſe Handlungen thun dem Menſchen weh, gegen den ſie unternommen werden, bezielen aber ſein Glück in der Folge. Ein ſolcher Akt kann, als Form eines einzelnen Affekts, nie für Liebe genommen werden. Denn in dem Augenblicke, worin wir den andern quälen, um ihn dereinſt zu beglücken, werden wir gewiß keine Wonne empfinden. Es geſchieht vielmehr aus Bedürfniß, aus Ueberlegung, und die Handlung kann folglich nur der Vernunft, nicht dem Herzen unmittelbar angehören. Sie kann in die liebende Anhänglichkeit paſſen, und ein Ingredienz der Liebe in dieſer Bedeutung ſeyn; aber eine einzelne liebende Aufwallung kann nicht dabey zum Grunde liegen. Allein auch in ſo fern die Härte mit der anhaltenden liebenden Stimmung in Beziehung auf eine beſtimmte Perſon harmonieren ſoll, kommt alles darauf an: ob wirklich unſre Abſicht dahin geht, daß der

Menſch mit der Zeit ſich ſelbſt glücklich fühlen ſolle. Nie wird es mit der Liebe übereinſtimmen, wenn wir ohne Rückſicht darauf, ob der Menſch in einiger Zeit das ihm bereitete Glück zu fühlen im Stande ſeyn werde oder nicht, ihn nach unſern Begriffen beſeligen, und nach den ſeinigen quälen wollen. Wir müſſen bey einem anſcheinend übelwollenden Betragen ſichere Rechnung darauf machen können, daß er, ſo wie wir ihn für eine ſelbſtſtändige Perſon erkennen, die Folgen unſerer gegenwärtigen Härte bald wohlthätig für ſich ſelbſt empfinden werde. Wer ſein Kind für Unarten ſtraft, kann darauf rechnen, daß es ihm als erwachſener Menſch dafür danken werde, und dieſe harte Behandlung, wenn ſie gleich an ſich nicht die Form einer einzelnen liebenden Aufwallung iſt, gehört doch zur liebenden Anhänglichkeit. Wer aber ſein Kind verſtümmelt, um es vor Verſuchungen des Laſters zu bewahren, kann auf ſeinen Dank, als Menſch, nicht rechnen. Wer ein Volk durch Aberglauben und Abgaben niederdrückt, um es vor den Gefahren einer falſchen Aufklärung, oder eines übertriebenen Luxus zu bewahren, liebt es eben ſo wenig, als derjenige, der ohne Rückſicht auf die Sinnlichkeit und Rohheit der Menſchen dieſe nach Geſetzen regiert wiſſen will, die nur im Reiche vollkommener Geiſter gelten können. In dieſen und ähnlichen Fällen liebt man nicht die ſelbſtſtändigen Perſonen, ſondern man begehrt nur den Begriff vom höchſten Gut in Anwendung gebracht zu ſehen. Vielleicht fällt die Inculpation des Unrechts bey einer ſolchen Verfahrungsweiſe weg: aber für liebend kann ſie nicht gehalten werden.

Zweyter Abſchnitt.

Von dem Entgegengeſetzten und dem Aehnlichen der liebenden Anhänglichkeit.

Vierzehntes Kapitel.

Was der Liebe, als Anhänglichkeit betrachtet, in Beziehung auf andre dauernde Verhältniſſe unmittelbar entgegen ſteht: Feindſchaft.

Der Liebe, für dauernde angewöhnte Stimmung genommen, ſteht nicht die einzelne Aufwallung der Unluſt, der Gleichgültigkeit, des antipathetiſchen Widerwillens, der Ungeſelligkeit, des Uebelwollens, des Mitleidens, der Wonne der Selbſtheit und des Beſchauungshanges, kurz, nichts von demjenigen entgegen, was ſich der einzelnen liebenden Anhänglichkeit entgegenſetzt. Alles dieß, wenn es ſelten und vorübergehend wirkt, beſteht mit der liebenden Anhänglichkeit.

Aber ihre Gegenfüßlerin iſt Feindſchaft: jene dauernde angewöhnte Stimmung unſers Weſens, übelwollende Affekte gegen eine beſtimmte Perſon zu richten.

In dieſem dauernden Verhältniſſe prädominieren abneigende, zurückſtoßende, herabwürdigende und zerſtörende Triebe.

Funfzehntes Kapitel.

Was der liebenden Anhänglichkeit in Beziehung auf andere Anhänglichkeiten entgegen ſteht; Verbindungen, in denen Eigennutz und Beſchauungshang prädominieren.

Es iſt im zweyten Buche dieſes Werks bereits hinreichend ausgeführt worden, daß Verbindungen, in denen der Eigennutz prädominiert, (z. B. diejenige, die unter Handlungsgenoſſen Statt findet,) daß andere, in denen der Beſchauungshang prädominiert, (z. B. diejenige, die wir etwa für einen Helden des Alterthums empfinden,) nicht liebend ſind. Aber viel ſchwerer iſt es, diejenigen Anhänglichkeiten von der Liebe abzuſondern, die wirklich Wohlwollen und Wohlthätigkeit zeigen, und den Verbündeten beglücken, ob ſie gleich auf feinerer Selbſtheit und einem verſteckten Beſchauungshange beruhen.

Eine Anhänglichkeit, die aus lauter liebenden Affekten beſteht, iſt ein Unding. Das Uebergewicht dieſer letzten über die des Eigennutzes und des Beſchauungsſinnes beſtimmt allein den liebenden Charakter der Verbindung im Ganzen.

Hier iſt es nun für den fremden Zuſchauer mißlich, die richtige Rechnung zu ziehen, und ſelbſt die verbundenen Perſonen ſind oft zweifelhaft: ob die Verbindung dem Herzen gehöre oder nicht? Das ſicherſte Merkmahl, daß ihr liebt und geliebt werdet, iſt dieß, wenn ihr in Colliſionsfällen den Eigennutz und Beſchauungshang der Liebe weichen, und euch in den meiſten Augenblicken der Dauer eurer Verbindung wenn

er bewundernd, weniger zueignend und anmaßend, als ebend findet.

Könnt ihr Wonne darüber fühlen, daß euer Freund, ure Geliebte, Ehre und Glücksgüter erlangen, zu denen ihr nichts beytraget, und die ihr nicht theilt; so seyd icher, daß ihr liebt. Könnt ihr mit eurem Freunde, mit eurer Geliebten Trauer wie Freude tragen, eure Thränen mit den ihrigen mischen; möchtet ihr ihnen eure Leiden entziehen, lieber ihres Trostes entbehren, als ie betrüben; so seyd sicher, daß ihr liebt!

Könnt ihr zurückgestoßen, vergessen, nicht geachtet, getrennt von dem geliebten Gegenstande, und nach dem Verluste seiner Schönheit und seiner Unterhaltung, mit Wonne für sein Wohl streben; — ja, könnt ihr selbst dann, wenn ihr in die traurige Nothwendigkeit versetzt seyd, ihn als treulos zu verachten, dennoch ungesehen und unwillkührlich bey einer Gefahr, die ihm drohet, zittern, und Wonne fühlen, ihm wohl zu thun, ohne ihn zu beschämen; dann seyd sicher, ihr liebt! Ihr gebt nicht Liebe um Liebe; ihr gebt Liebe aus Liebe!

Sechzehntes Kapitel.

Beyspiele einiger Anhänglichkeiten, die nicht liebend sind, ob sie gleich dafür gehalten werden.

Ich will einige der Hauptarten von Anhänglichkeiten angeben, die von den liebenden überhaupt, und besonders von den zärtlichen abgesondert werden müssen.

Wie manches gefallsüchtige Weib hängt sich hauptsächlich darum an ein gutherziges Geschöpf von einem Manne, um an seiner unbedingten Willfahrung aller

seiner Launen die Macht seiner Reize zu erproben? Wie mancher Tyrann verbindet sich nicht mit einer Gattin, hauptsächlich um des wollustigen Genusses willen, angebetet zu werden? Herrschsucht ist nicht Liebe!

Wie oft äußert sich nicht Zärtlichkeit und Sehnsucht, nur so lange die Gefahr dauert, den verbundenen Gegenstand zu verlieren? Stolz auf den alleinigen Besitz ist nicht Liebe.

Wie oft hängt sich nicht der gebildetere Theil an den roheren, bloß um ihn zu leiten, zu führen, zu erziehen? Bildungsbelustigung ist nicht Liebe!

Wie oft haben Weiber nicht bloß darum einen Liebhaber, weil es merkwürdig macht, einen zu haben; weil der Gatte sie nun verfolgen, die Menge sie nun bedauern wird! Ach! Begierde, interessant zu seyn, ist nicht Liebe!

Wie oft liebt man bloß darum, damit man etwas um die Hand habe, damit man eine Intrigue führen, Hindernisse überwinden könne! Beschäftigungstrieb ist nicht Liebe! —

Wo solche Triebe hervorstechend wirken, da ist keine Liebe vorhanden, sondern Selbstheit! Es ist unbegreiflich, wie fein sich diese auf unsere geselligen Triebe zu impfen, und in ihrem Boden zu parasieren weiß!

Ich habe Weiber gekannt, die den größten Genuß ihrer Verbindung mit Männern darin setzten, daß diese Gesundheit und Munterkeit des Geistes verloren, um sich sagen zu können: er martert sich aus Liebe zu mir zu Tode.

Auch Männern ist es eigen, daß sie nur Hülfebedürftige lieben, denen sie helfen können, und diesen jeden Vortheil mißgönnen, den ihnen das Schicksal ohne

ihr Zuthun gewährt. Sie wollen nicht die Zufriedenheit der Gattin, ſie wollen die Aeußerungen ihrer Dankbarkeit, ihrer Abhängigkeit von ihnen: ſie wollen den Stolz, ſich ſagen zu können: ich that's! Dagegen habe ich einen andern Gatten gekannt, dem nichts ſchmerzhafter war, als ſeine Frau nicht immer heiter und froh zu ſehen. Er that alles was er konnte, um ſie ſtets zufrieden zu erhalten. Warum? Weil er, ſelbſt zum Mißmuth ſehr geneigt, kein anderes Mittel dagegen kannte, als ſeine tägliche Geſellſchafterin immer lachend und gleich heiter zu ſehen. Traf ſie ein Unfall, verlor ſie eine Freundin, einen nahen Anverwandten, ſo floh er ſie. Das Bedürfniß, welches ſie empfinden konnte, gerechte Thränen mit den ſeinigen zu miſchen, das kannte er nicht.

Wie viele ſeines Gleichen hat dieſer Mann! wie gewöhnlich iſt jetzt der Grundſatz: alles Unangenehme von ſich zu entfernen, um des Lebens beſſer zu genießen! Er ſchleicht ſich ſogar in häusliche und Familienverhältniſſe ein, und manches Kind wird unwiederbringlich verdorben, weil der Vater die erſten Nachrichten, die ihm von ſeinen erſten Ausſchweifungen gebracht werden, von ſich ſtößt, um unangenehmen Empfindungen auszuweichen. Geht zu ſolchen Menſchen, die ihr Freunde nennt, und klagt ihnen ein Unglück: theilt ihnen eine Beſorgniß mit; ihr werdet es ſichtlich bemerken, wie unangenehm ihnen die Stimmung iſt, welche ihr ihnen mittheilt, wie ſehr ſie dieſer auszuweichen, ſie von ſich zu entfernen ſtreben. Sie werden euch ſagen, daß ihr die Sache übertreibt, daß ihr zu viel Gewicht auf den Grund eures Kummers legt; und wenn ihr aus Beſcheidenheit und Unmuth ſchweigt, ſo ſind ſie ſchon zu-

frieden. Genug, daß ſie nicht mehr davon reden hören!

Giebt es aber nicht wieder andere Menſchen, die ſich gern unglücklich, krank, traurig fühlen? Allerdings! und zwar theils um gern gehabt, geliebkoſet, verzärtelt, gehegt und gepflegt zu werden, theils aber auch um der bloßen üppigen Spannung willen, womit ſie die Vorſtellung ihres ausgezeichneten Leidens erfüllt. Solche Menſchen denken nicht daran, daß der kränkelnde, winſelnde Zuſtand, in dem ſie ſich befinden, ihren Gatten und Hausgenoſſen läſtig werde. Sie ſetzen den Genuß der Liebe allein in dem Gefühle, andern viel werth zu ſeyn, und das Bedürfniß darnach iſt ſo ſtark bey ihnen, daß ſie alle andern Anſprüche ihrer Selbſtheit aufopfern, um dieſen einzigen zu befriedigen. Sie ſind äußerſt gefällig, ſanft aufmerkſam auf alles, was verbinden kann; aber — ſie müſſen verzogen werden. Oft ziehen ſie gar den Zuſtand einer unglücklichen und unruhigen Liebe dem einer glücklichen und heitern vor. Jene ſpannt ſie, weckt ihre Lebensgeiſter, erhebt ſie vor ihren eigenen Augen, und gewährt ihnen den Reiz, den Verbündeten über ſich weinen zu ſehen, und ſich dann mit ihm zu verſöhnen!

Dieſe Beyſpiele mögen hinreichen, die Schlupfwinkel der Selbſtheit aufzudecken. Ich ſetze noch hinzu, was bereits aus meinen Vorderſätzen fließt: daß ein Band, welches bloß oder größten Theils auf Achtung, Mitleiden, Dankbarkeit, ja, ſelbſt auf Angewöhnung beruht, noch keine liebende oder gar zärtliche Anhänglichkeit genannt zu werden verdiene.

Die beſchauende, eigennützige Schätzung und Verehrung iſt allerdings ein Ingredienz jeder zärtlichen

Anhänglichkeit. Ich habe es bereits gesagt; ich werde es in der Folge noch weiter darthun. Aber eine Verbindung, worin sie hervorstticht, bringt die Menschen nie sehr eng zusammen. Sehr leicht verwandelt sie sich in Furcht, und beleidigt die Selbstliebe. Sie legt uns die Pflicht auf, uns beständig zu bewachen, um vor dem geschätzten und verehrten Wesen nicht klein und verächtlich zu erscheinen. Dieß hemmt den freyen Lauf unserer Sinnlichkeit, unserer herrschenden Triebe; dieß hindert die Vereinigung der Naturen. Es wird im Ganzen ein zwangvoller Zustand.

Mitleiden ist äußerst geschickt, unser Herz für die Eindrücke der Zärtlichkeit zu erweichen. In Spanien geißelt man sich bey feyerlichen Processionen vor den Augen der Damen, deren Herz man zu gewinnen sucht. Krankheit, Leiden des Körpers und der Seele, werden oft bey uns aus eben dieser Ursach erlogen. Aber so lange man sich noch daran erinnern muß, daß jemand unglücklich sey, um ihm wohl zu wünschen; — so lange empfinden wir keine Anhänglichkeit an seiner Person; wir hängen nur an seiner vorübergehenden Lage.

Dankbarkeit fesselt oft das Herz. Durch Dankbarkeit für unzählige kleine Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten sucht der feinere, durch Dankbarkeit für Befriedigung des gröberen Eigennutzes sucht der rohere Wollüstling die Herzen der Weiber zu gewinnen. Aber welch ein schwaches Band, so lange wir in demjenigen, der uns interessieren will, nur den Austheiler von Wohlthaten sehen! Wir verbinden uns nur mit seiner einzelnen Eigenschaft, nicht mit seiner Person.

Gewohnheit, Angewohnung, ist ein nothwendiger Bestandtheil zu jeder Anhänglichkeit, und besonders zu

der zärtlichen: eines der größten Beförderungsmittel der Liebe. Durch Gewohnheit habe ich Gegenſtände, die Anfangs noch ſo unerträglich waren, angenehm werden ſehen. Gewohntes Beyſammenſeyn giebt eine Menge von kleinen Vereinigungshaken, in welche das Herz am Ende einfaßt.

Der Italiäner nennt ſüße Gewohnheit eine ſtrenge Nothwendigkeit. Für Menſchen, die der Regel nach höchſt ſelbſtſüchtig ſind, für Alte und Fürſten, iſt Gewohnheit noch das ſtärkſte Band, das ſie an andere feſſelt. Doch! wenn ſie nur allein wirkt, wenn ſie von keiner andern liebenden Empfindung unterſtützt wird; ſo iſt ſie eine ſchwache, höchſt zerſtörliche, und noch dazu eigennützige Empfindung, welche eine merkliche Colliſion mit der gröberen Selbſtheit, eine Entbehrung, lang genug, um ſich an dieſe zu gewöhnen, endigt und aufhebt. Wir finden am Ende, daß wir nur unſere Bequemlichkeit, und unſere Neigung zu dem Hergebrachten und einmahl Geordneten in unſerer Lebensweiſe, geliebt haben: alſo, die Beſchaffenheit der Perſon, die Einrichtung mit ihr, nicht einmahl eine perſönliche Eigenſchaft an ihr; am wenigſten die Perſon!

Inzwiſchen ſind bloß liebende Affekte gleichfalls nicht hinreichend, zärtliche Anhänglichkeit zu erwecken. Unſere Selbſtheit, unſer Beſchauungshang, müſſen nothwendig zugleich Nahrung und Befriedigung finden. Dieß iſt im zweyten Buche dieſes Werks weitläufig ausgeführt worden, und bedarf hier nur einer Erinnerung. Wer wird behaupten, daß die unintereſſierte Wonne, die ich daran finde, einen Unbekannten froh zu machen, daß die liebende Gaſtfreundſchaft eine liebende Anhänglichkeit ſey?

Siebzehntes Kapitel.

Absonderung der einzelnen liebenden Aufwallung der Geschlechtssympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen von den liebenden Anhänglichkeiten, welche aus diesen Trieben fließen.

Eben so ist die Geschlechtszärtlichkeit und die Freundschaft nach meinen vorigen Bestimmungen von dem einzelnen liebenden Affekte zu einer Person von verschiedenem oder ähnlichem Geschlechte zu unterscheiden. Sie setzen Angewöhnung unsers Wesens zu liebenden Affekten dieser Art gegen eine bestimmte Person zum Voraus.

Der Mann, der zufällig ein liebenswürdiges Weib in einer Gesellschaft antrifft, seine Ueppigkeit, seine Lüsternheit der Seele und des Körpers in Aufruhr gesetzt fühlt, mithin den Affekt der Geschlechtssympathie empfindet, kann wahrhaft wünschen, ihr diesen Zustand mitzutheilen, und sie dadurch eben so zu beglücken, als er sich dadurch beglückt fühlt. Er kann von ihr am folgenden Tage zur engsten Vertraulichkeit zugelassen werden, und vielleicht Wochen lang den vollständigen Reitz der Häuslichkeit genießen. Sein Wunsch wird in dieser Zeit dahin gehen können, sie glücklich durch dieß vorübergehende Verhältniß zu wissen, und unstreitig wird dieser Akt in seinem Leben zu den liebenden gehören. Aber gesetzt, er muß weiter reisen; er verläßt das londoner Mädchen für das Pariser; vergißt in seinen Armen das vorige, und setzt dieß in mehreren Hauptstädten von Europa fort; es wird ihm beynahe zum Bedürfniß, sich in solchen liebenden Rollen zu fühlen; wird, frage ich, der Mann darum zärtliche Anhänglichkeit zu irgend einem von diesen Weibern fühlen? Im geringsten nicht: sein

Weſen iſt nicht zur Zärtlichkeit für eine beſtimmte Perſon angewöhnt. Er unterſcheidet ſich von demjenigen, der Empfindungen der allgemeinen Menſchenliebe Raum giebt, nur darin, daß dieſer die ganze Gattung, er aber die Art, das Geſchlecht, liebt. Er möchte alle Schönen beglücken.

Mit der Freundſchaft verhält es ſich eben ſo. Wer ſie nur empfindet, ſo lange er den Freund ſieht, und ihn leicht mit einem andern vertauſcht, der kann auf Zärtlichkeit keinen Anſpruch machen.

Achtzehntes Kapitel.

Abſonderung der liebenden Anhänglichkeit vom Partheygeiſte.

Es iſt ein feiner aber höchſt wahrer Unterſchied zwiſchen der Liebe in der engſten Bedeutung und dem Partheygeiſte, oder der Liebe zum collektiven Ich, welche oft grobe Selbſtheit, oft feinere zu ſeyn ſcheint.

Jene herrſchſüchtigen, heftigen Bonzen an der Spitze einer Sekte; jene kalt intriguanten Häupter einer geheimen Verbindung; jene verzärtelten Abgötter einer ſchwachköpfigen Familie; jene Koquetten, angebetet von einem Haufen eitler Müſſiggänger; ſagt! ſollten die wohl lieben? Ach! laßt euch nicht durch ihre ſüßen Worte, durch die Herzlichkeit ihrer Geberden, durch die aufopfernde Wuth, mit der ſie ihr Häuflein ſchützen, hintergehen! Ihr Anhang iſt Theil ihres Ich's: ein collektives, vermehrtes Ich: ſie fühlen nur ſich ſelbſt in dieſer Mehrheit. Herrſchen wollen ſie, ihre einzelne Unbedeutung durch Anreihung an einen größern Haufen heben; geliebkoſet,

bewundert, geſchmeichelt wollen ſie ſeyn. Kalte, gefallſüchtige Menſchen! Die Perſon iſt euch nicht theuer; ihr ſeht nur in ihr ein Mitglied eurer Heerde! Dieſe mag ganz ausſterben; wenn nur andere ſchaafartige Individuen ſie erſetzen, ſo werden eure Thränen verſiegen.

Partheyſüchtige Menſchen ſind mit ihrem Haufen nur in ſo fern vereinigt, als ſie ſich mit dieſem allen andern Menſchen entgegen ſtellen. Aber in ihren Verhältniſſen unter ſich verbinden ſie ihre Perſon nie mit der Perſon der einzelnen Mitglieder, um dieſe zu beglücken, ſondern um ſich durch ſie in ihren Neigungen und Zwecken begünſtigt zu ſehen.

Dritter Abſchnitt.

Von dem Entgegengeſetzten und dem Aehnlichen der Leidenſchaft der Liebe.

Neunzehntes Kapitel.

Von demjenigen, was der Leidenſchaft der Liebe in Beziehung auf andre leidenſchaftliche Verhältniſſe unmittelbar entgegen ſteht; Leidenſchaft des Haſſes.

Der Leidenſchaft der Liebe, jener fixierten Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, mit unſerer Perſon in die Perſon eines andern Menſchen überzugehen, iſt der Haß entgegengeſetzt; jene fixierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, die Perſon eines andern Menſchen durch die unſrige vertilgt zu fühlen.

Der Haſſende ſtrebt dem Gehaßten das Leben zu nehmen, oder er friſtet ihm dieß, um ihn länger zu quälen, oder er raubt es ihm nach vorgängiger Entſagung auf alles Glück in der Zukunft; oder er ſtürzt ſich mit ihm ins Verderben, um des Bewußtſeyns willen, ihn unglücklich gemacht zu haben. In allen dieſen Fällen ſehnen wir uns nach der unentbehrlichen Wonne, den andern entweder ganz zu vertilgen, oder ihm wenigſtens alles zu entziehen, was das Gefühl des Beſtehens angenehm machen kann.

Beyde, die Leidenſchaft der Liebe und des Haſſes, kommen darin überein, daß ſie eine figierte Wirkſamkeit der Phantaſie vorausſetzen. Dort werden wir von dem Bilde des Ueberganges unſrer Perſon in eine andere, hier von dem Bilde des Vertilgens einer andern Perſon durch die unſrige beſeſſen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Abſonderung der Leidenſchaft der Liebe von den leidenſchaftlichen Beſtrebungen der Lüſternheit des Körpers und der Seele.

Wenn es ſchwer iſt, die liebende Anhänglichkeit von der nicht liebenden, aber wohlwollenden und wohlthuenden, abzuſondern, ſo iſt es noch ſchwerer, die Leidenſchaft der Liebe von derjenigen, die auf Selbſtheit und bloßer Geſchlechtsſympathie beruht, zu unterſcheiden, wenn dieſe letzten mit Aufopferungen verknüpft ſind.

Jede Leidenſchaft, ſelbſt die allerniedrigſte der allergröbſten Selbſtheit, ſetzt eine Aufopferung vieler Neigungen zum Voraus, welche dem Menſchen, deſſen Herz

Ruhe iſt, zu ſeinem beynahe unentbehrlichen Wohlſeyn
ehören ſcheinen. So erträgt der Geitzige Hunger
Froſt, und Nachtwachen und Schande, — nur
einen herrſchenden Trieb, nehmlich den der Geldſucht,
befriedigen. So opfert der Eitle oft allen Genuß
Gaumens und häuslicher Bequemlichkeit auf, nur
in glänzender Kleidung vor ſeinen Miteinwohnern
erſcheinen. So tauſcht der leidenſchaftliche Schwel-
für die Verſagung aller übrigen Triebe die Befrie-
ung des herrſchenden, ſeiner Gierigkeit, ein.

Dieſen ähnlich, nur feiner und edler, handeln der
ſüchtige, der das Lob ſeiner Mitbü[illegible] und ſeiner
hkommen, und der geiſtige Stolze, welcher Seloſt-
tzung in jedem Zeitpunkte ſeines Lebens, für das
öſte Gut halten, deſſen Erreichung nicht theuer genug
uft werden kann. Auf das Verdienſtliche, auf das
tliche der Leidenſchaft, kommt es hier nicht an; es
nur, den Unterſchied der Leidenſchaft des Herzens
der der Selbſtheit feſtzuſetzen.

Nun iſt aber nichts natürlicher, als daß die Leiden-
ſt, welche jedes Mittel braucht, um zu ihrem Zweck
gelangen, auch die Handlungen der Liebe nutzt, um
entweder Glücksgüter, oder Ehre, oder Unterhal-
g, — denn es giebt auch einen leidenſchaftlichen
eb nach Beluſtigung, — zu verſchaffen, und dem
olze Nahrung zu bereiten. Ja, ſie betrügt ſich als-
n oft ſelbſt, verwechſelt das Mittel mit dem Zweck,
ubt aus Liebe zu lieben, da ſie doch nur aus Leiden-
ft der Selbſtheit Handlungen hervorbringt, die in
en Wirkungen der Liebe ähneln.

Beſonders ſind Weiber dem Irrthum ausgeſetzt, jede
denſchaftliche Aeußerung, jede Aufopferung gewöhn-

licher Neigungen für den Wunsch, ihnen zu gefallen, auf Rechnung einer liebenden Leidenschaft zu setzen. Und dennoch ist nichts zweydeutiger als dieser Beweis.

Ein Wollüstling, der ein unschuldiges Mädchen zum Opfer seiner Lüste bestimmt, alles aufbietet, um es zu gewinnen, sein Vermögen, alle Kräfte seines Körpers und seiner Seele aufopfert, um zu seinem Besitz zu gelangen, kann gewiß darum nicht für liebend gehalten werden. Wie oft hat ein solcher Unhold beym Mißlingen seiner Plane der Unglücklichen den Dolch in die Brust gestoßen, oder seine Lust an der widerstrebenden Ohnmacht gebüßt! Seine Leidenschaft begehrt offenbar die Befriedigung seiner Lust, nicht das Glück der Person: er betrachtet diese als ein Werkzeug, als ein nothwendiges Mittel, um zu einem einseitigen Genuß zu gelangen, in den er nur zufällig jene andere Person mit aufnimmt.

Aber ein stolzer Ritter oder Dichter des Mittelalters, die es zum höchsten Ziele ihres Strebens machten, von einer Prinzessin den Sold der Minne durch das Geschenk eines Bandes oder einer Schleife zu erhalten, sich bey der Anrufung ihres Nahmens mitten in die Haufen der Feinde stürzten, oder Jahre lang für sie hinschmachteten, und ihr Leiden in Versen und Prose ausschütteten; — kann man von diesen unbedingt behaupten, daß sie geliebt haben? Ich sage: keinesweges! Die geliebte Person konnte den Glanz, der sie umgab, verlieren, sie konnte in die Reihe gewöhnlicher Weiber treten; ja, sie konnte nur in eine völlig ruhige Lage zu dem Abenteurer kommen, in eine Lage, worin nun kein Ruhm vor ihren Augen einzuernten, kein Stolz auf den Besitz ihres Herzens zu nähren war; — schnell verschwand die Leiden-

ſchaft, und Langeweile trat an ihre Stelle. Wunſch nach Annäherung zum häuslichen Beyſammenſeyn, Wonne an dem Glück der Geliebten in einer ihr angemeſſenen Lage, war nicht der Zuſtand dieſer höchſt ſelbſtiſchen Verbindung.

Wir haben keine Ritter und Troubadours mehr. Aber wir haben müſſige Intriguanten und empfindſame Knaben, die intereſſant ſeyn wollen, in Menge. Eitelkeit iſt an die Stelle der Ruhmſucht getreten, und empfindelnder Stolz hat immer ſeine Rechte beybehalten. Es giebt noch Männer und Weiber genug, welche den höchſten Reitz der Liebe darin ſetzen, andern und ſich ſagen zu können, daß ſie ſo liebend ſind, daß ſie nach dem Beſitz eines Herzens ſtreben, daß ſie ausgezeichnet glücklich oder unglücklich ſind. Es giebt, ſage ich, Menſchen, welche die üppige Spannung der Empfindelen, welche die Führung einer Intrigue, und über alles den Stolz und den Ruhm lieben, als Martyrer der Liebe, oder als unwiderſtehliche Herzensbezwinger ſich und andern zu erſcheinen. Dieſe Menſchen ſtreben nicht nach dem Glück der Geliebten, fühlen nicht die Unentbehrlichkeit ſeines Wohls zum Bewußtſeyn ihrer glücklichen Perſönlichkeit. Sie lieben bloß das Verhältniß, als unentbehrlich zu dem Zuſtande, in den ſie ſich ſelbſt verſetzen wollen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Abſonderung der Leidenſchaft der Liebe von der Leidenſchaft nach Vereinigung mit der Perſon, und nach ihrem ausſchließenden Beſitze.

Dieß ſind Beyſpiele von leidenſchaftlichen Beſtrebungen nach einzelnen Verhältniſſen mit einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte; Verhältniſſen, die zur Befriedigung einzelner Triebe der körperlichen Lüſternheit oder Seelenlüſternheit leidenſchaftlich, d. h. mit Aufopferungen vieler Neigungen, begehrt werden, die für den kalten Menſchen zum unentbehrlichen Wohlbefinden zu gehören ſcheinen.

Dieſe unterſcheiden ſich noch von der Leidenſchaft nach dem Beſitze der Perſon ſelbſt.

Wenn wir bloß mit Leidenſchaft ſtreben, unſere körperliche Lüſternheit oder unſere Eitelkeit durch eine Perſon vom andern Geſchlechte befriedigt zu ſehen; ſo erſcheint uns nicht die Perſon im Ganzen, ſondern ſie erſcheint uns nur in dem beſondern Verhältniſſe, worin wir Genuß von ihr erwarten, oder bereits erhalten haben. Wir tragen das Bild einer Umarmung oder einer Auszeichnung mit uns herum. Von dieſem Bilde werden wir beſeſſen, und ſeiner Realiſierung opfern wir ſo vieles auf.

Wir können aber auch den ausſchließenden Beſitz der Perſon ſelbſt leidenſchaftlich begehren, und dann verfolgt uns das Bild der gänzlichen Zueignung, des völligen, vollkommenſten Angehörens. Es iſt nicht mehr ein particuläres Verhältniß, in welches wir mit der Perſon zu kommen ſuchen; ihr ganzes Weſen macht den Gegenſtand unſerer Sehnſucht aus.

Dieß iſt doch Liebe? Im geringſten nicht. Wir werden bey den Alten eine Menge von Beyſpielen finden, worin Männer und Weiber den größten Gefahren getrotzt haben, um mit dem geliebten Gegenſtande zuſammen zu ſeyn, und ſich ſagen zu können: er gehört mein! Andere, in denen ſich Männer und Weiber das Leben genommen haben, weil ihnen dieß nach dem Verluſt des Geliebten von keinem Werthe weiter geſchienen hat. Aber höchſt ſelten findet man Beyſpiele, in denen beſonders Männer der damahligen Zeit ihr Leben auch dann daran gewagt hätten, wenn es darauf angekommen wäre, eine Geliebte, die ſie ſich nicht zueignen konnten, weil ſie mit einem andern verbunden war, oder ihre Liebe nicht erwiederte, von einer Gefahr zu befreyen; die ihre Pferden aufgeopfert hätten, um die Gewiſſensruhe des geliebten Weibes zu ſchonen; die endlich ſelbſt die Leidenſchaft, den Beſitz der Geliebten zu erlangen, dem Wohl dieſer Geliebten, als eines ſelbſtſtändigen Weſens, untergeordnet hätten.

Auffallend iſt es aber, daß derjenige, der ſich nur in ſo fern für einen andern aufopfert, als er mit ihm glücklich und vereinigt ſeyn, oder ihn ſich ausſchlieſſend zueignen kann, daß dieſer leidenſchaftliche Menſch demjenigen ziemlich gleich iſt, der ſich für den Beſitz eines Schatzes oder eines Sklaven aufopfert. Denn auch Geitzige haben oft mit Gefahr des Lebens für die Erhaltung ihrer Reichthümer gekämpft, und ihren Verluſt nicht überlebt.

So gehört alſo zur Selbſtheit jede Leidenſchaft zu andern Perſonen, in der das Glück des Geliebten nicht unſerm eigenen, und ſogar demjenigen, daß wir in der Vereinigung mit ihm aufſuchen, vorgezogen wird. So gehört zur Selbſtheit, oder zur bloßen Geſchlechtsgemein-

thue, jede Leidenſchaft, welche den Geliebten nur nach Art und Weiſe des Liebenden glücklich wiſſen, ihm nicht gönnen will, es in Gemäßheit ſeiner Geſchlechtsanlagen und Verhältniſſe zu ſeyn. Derjenige liebt nicht, der verlangt, der geliebte Gegenſtand ſolle nur ſo glücklich ſeyn, als er es mit ihm zugleich ſeyn kann. Eine Geliebte, die von dem Manne fordert, daß er als ein Feiger aus der Schlacht fliehen ſolle, um ſich für ſie zu erhalten; oder daß er als Geſchäftsmann ſeinen Beruf vernachläſſigen ſolle, um ihr ganz anzugehören; ein Mann, der von der Liebenden die Aufopferung aller Schamhaftigkeit, alles Anſtandes, die Vernachläſſigung aller Pflichten der Tochter, der Mutter, der Hausfrau verlangt, um ihm das Gefühl zu geben, ſie iſt ganz mein; beyde lieben, aller Heftigkeit der Leidenſchaft ungeachtet, nicht die ſelbſtſtändige Perſon, ſondern ihr Selbſt.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Gefahren der Begeisterung für wahre Liebe.

Keine Leidenschaft ist ohne Begeisterung: keine, worin nicht die Bilder des begehrten Gegenstandes äußerst lebhaft und anhaltend vor unserer Seele schwebten, auf Lieblingsneigungen träfen, und unsere Kräfte in ungewöhnlicher Maße nach Erlangung des Gegenstandes unserer Begierden hinspannen sollten. Einige Arten der Leidenschaften, vorzüglich diejenige, welche auf Geschlechtssympathie beruht, sind gemeiniglich mit Besessenheit und dem figierten Streben nach Selbstverwandlung gepaart.

Das Bild, welches uns in einem von diesen verschiedenen Zuständen der Begeisterung beherrscht, ist nun niemahls demjenigen Menschen völlig ähnlich, mit dem wir vereinigt zu werden streben. Allein die Grade der Untreue in der Darstellung sind sehr verschieden. Sehr oft ist es ein verschönertes, aber doch wieder zu erkennendes Bildniß; sehr oft aber ist es auch ein Ideal, das nicht die geringste Aehnlichkeit mit der Person hat, deren Vorzüge nur eine sehr entfernte Veranlassung gegeben haben, das Bild, welches uns begeistert, zusammenzusetzen. Diese Person wird bloß das Symbol des idealischen Gegenstandes, den wir anbeten, und dient dem schwärmerischen Verehrer einer unsichtbaren Gottheit zur Versinnlichung des geistigen Wesens.

Hier entdecken sich sogleich die Gefahren, welche der Liebe, die sich ohne Vereinigung mit einer neben uns existierenden bestimmten Person nicht denken läßt, aus

der Begeiſterung drohen, die durch ein bloßes Bild der Phantaſie erweckt wird. Unbekümmert um das wahre Wohl der Perſon, welche nur den Stoff zu dieſem Bilde hergegeben hat, müſſen wir darnach ſtreben, ihr nie ſo nahe zu kommen, um unſer Ideal vermöge der Vergleichung zertrümmert, und die Spannung unſerer Einbildungskraft geendigt zu ſehen.

Der Ton einer Flöte, den ein junges Mädchen zum erſten Mahle bey Nachtzeit hörte, beflügelte ſeine Phantaſie, ſich den Spieler als den außerordentlichſten, liebenswürdigſten Sterblichen zu denken. In dieß Bild verliebte es ſich, und blieb verliebt — bis es ihn ſah.

Das Hinderniß, welches hier dem verliebten Mädchen auf eine Zeitlang phyſiſch im Wege ſtand, ſein Ideal mit dem Geliebten zu vergleichen, das empfinden viele andere geiſtig. Es liegt in unſerer Eitelkeit, in unſerm Hange zum Außerordentlichen, und ſehr oft auch daran, daß wir den geſpannten Zuſtand um der Spannung ſelbſt willen lieb haben, und uns darin gefallen.

Das glänzende Aeußere, die Gewandheit, die Zuverläſſigkeit gebildeter Weltleute pflegen gemeiniglich ſehr ſtark auf die Phantaſie des Neulings zu wirken, der zuerſt in den geſelligen Zirkeln auftritt. Die erſte Empfindung iſt peinlich; ſie ſtellt den jungen Menſchen in ein unvortheilhaftes Licht bey der Vergleichung, welche er zwiſchen ſeiner Lage und der des bewunderten Geſellſchafters anſtellt. Bezeigt ihm aber dieſer die geringſte Aufmerkſamkeit, ſo trifft das Bild des Außerordentlichen auf ſeine Eitelkeit, und ſogleich erſcheint in ſei-

ner Seele ein Ideal von Vollkommenheit, mit dem er ſich aufs innigſte zu vereinigen, deſſen Vorzüge und Tugenden er ſich ganz anzueignen ſtrebt. Er erhält inzwiſchen mehr Kenntniß von der Welt, und den feichten Eigenſchaften, welche erfordert werden, um darin zu glänzen, und ſeine Bewunderung wechſelt mit Verachtung.

Noch einladender zur Begeiſterung iſt bey jungen Menſchen erregte körperliche Lüſternheit, die mit Hinderniſſen zu kämpfen hat. Die ärgſten Buhlerinnen ſind oft am allergeſchickteſten, jungen Männern zu Symbolen verkörperter Tugend zu dienen, wenn entweder äußere Lagen ſich der Befriedigung ihrer Begierden entgegen ſetzen, oder wenn die gewinnſüchtige Perſon ihre lang hinausgeſetzte Gunſt durch manche Opfer vorher erkaufen laſſen will.

Ueberhaupt ſind Hinderniſſe, welche ſich der Annäherung an die Perſon, und beſondere bis zur körperlichen Gegenwart und Vereinigung entgegen ſetzen, wichtige Beförderungsmittel der Begeiſterung in allen ihren Graden. Sie veranlaſſen Bilder von einem geiſtigen und außerordentlichen Verhältniſſe, welches bald auf die entfernten Gegenſtände unſerer Annäherungstriebe übertragen wird. Sie ſtören nicht die Phantaſie durch Vorſtellungen des Mangelhaften und Gewöhnlichen. Darum werden diejenigen Perſonen, welche ſich mit Gott, Geiſtern und Perſonen weit über ihrem Stande zu vereinigen ſtreben, am leichteſten in Schwärmerey gerathen. Sie finden aber auch am erſten Befriedigung, weil nichts ihre Illuſion ſtört. Eben darum gerathen

ſie auch ſo leicht in den wahnſinnigen Zuſtand einer wirklichen Selbſtverwandlung.

Sehr oft wird die heftigſte Leidenſchaft, die auf Schwärmerey beruht, bloß dadurch geendigt, daß ſich die Perſonen, welche ſie für einander empfinden, die zur nähern perſönlichen Bekanntſchaft einander nahe kommen. Die Geſchichte eines ſchönen Geiſtes unſrer Zeit, der mit einer Dame von großem Verſtande und vieler geſelligen Liebenswürdigkeit in Verbindung ſtand, iſt oft erzählt. Sie glaubten ſich einander zu lieben, ihre Verhältniſſe aber geſtatteten ihnen nicht, ſich ohne läſtige Zeugen zu ſehen und zu ſprechen. Das einzige Mittel, welches ihnen zum Austauſch ihrer Gefühle übrig blieb, war der Briefwechſel. Wie oft war dieſer mit Wünſchen angefüllt, ſich endlich einmahl einander ganz ſo darſtellen zu können, wie ſie wären, und der Laſt einer langſamen Ueberlieferung ihrer Empfindungen durch Schrift entledigt, durch Geberde und mündliche Unterredung ihre Herzen gegen einander zu ergießen. Er erſchien, der längſtgewünſchte Tag! aber noch ehe er verſtrichen war, fanden ſich die Geliebten genöthigt, einen Schirm zwiſchen ſich zu ſtellen, und an einander zu ſchreiben.

Welch einen Contraſt macht dieſe Geſchichte mit der zweyer liebenden aus dem vorigen Jahrhunderte! Auf gleiche Weiſe durch Verhältniſſe und Lagen vor den Augen der Welt getrennt, hatten ſie heimlich in einem Gartenhauſe ein ganzes Jahr hindurch ihre Zuſammenkünfte häufig wiederholt. Am Ende des Jahres bemerkt der eine, daß die Ausſicht ſchön ſey. „Ich bin verloren, ruft der andere, du ſiehſt etwas außer mir!“

Noch weniger mit der Liebe harmonierend iſt nun gar das abſichtliche Streben, die Phantaſie mit einem ſelbſtgeſchaffnen Ideale zu täuſchen, entweder um im Zuſtande der Begeiſterung und der Spannung der edelſten Kräfte unſers Weſens zu ſchwelgen, oder den Stolz, daß man das Außerordentliche ſo außerordentlich begehrt, zu nähren.

Dieſer Fall tritt ſehr häufig ein bey Dichtern, Künſtlern, und überhaupt bey allen Perſonen, welche durch ihre beſchränkten Umſtände vom Umgange mit Menſchen abgeſchnitten leben, aber vermöge ihrer Beſchäftigungen und Anlagen eben ſo ſehr zu Träumereyen als zur Eitelkeit und zum geiſtigen Stolze aufgefordert werden. Unter den Charakteren dieſer Art giebt es beſonders zwey Arten. Die eine iſt von Natur heiter, geſellig, eitel; kurz, ſanguiniſch, aber durch Umſtände melancholiſch geworden, und an Zurückgezogenheit gewöhnt. Perſonen dieſer Art ſuchen Unterhaltung ihrer Einſamkeit in der Nährung von Bildern, welche zu gleicher Zeit ihrer Eitelkeit ſchmeicheln. Dahin gehören eine Menge von Religioſen, Nönnchen, Mädchen aus dem Mittelſtande, junger Leute aus allen Ständen, die unter ſtrenger Aufſicht ſtehen, u. ſ. w. Petrarca gehört gleichfalls hieher, wie im dritten Theile dieſer Werke näher gezeigt werden wird.

Die andere Art iſt von Natur finſter, ſtolz und choleriſch melancholiſch. Dieſe Perſonen zünden ein Feuer in ſich an, das ſie ſelbſt, und den unglücklichen Gegenſtand, der ihnen Gegenliebe ſchenkt, mit ihnen verzehrt. Sie ſuchen nur das Ungewöhnliche in dem Gegenſtande

ihrer Leidenschaft, in der Art, wie sie lieben und geliebt seyn wollen. Ihr Zustand ist eine Art von Raserey und finsterer Wuth, die aber für sie den Reiz der außerordentlichen Erhöhung ihrer Lebensgeister hat, die ihnen eben so zum Bedürfniß geworden ist, wie dem Orientaler das Opiat. Es giebt dieser Menschen zum Glück nicht viele. Aber eines jeden Erfahrung wird doch leicht ein Paar Beyspiele liefern. Rousseau hatte viel von diesem Charakter.

Beyde kommen darin überein, daß sie das Bild viel mehr als den Gegenstand, der es hergiebt, lieben. Dieser ist wirklich nur ein Mittel, das Bild desto lebhafter in ihrer Seele zu erhalten, indem sie es auf etwas Wirkliches beziehen. Die Person ist ihnen ungefähr das, was dem minder delicaten Weibe der Gatte ist, in dessen Umarmungen es an das Bild des abwesenden Buhlen denkt. Auch suchen sie sich nie dem Gegenstand so sehr zu nähern, daß dieß Gefühl der Individualität ihr Traumbild zerstören könnte. Sie thun wohl gar freywillig auf Gegenliebe Verzicht; verlangen nur, daß die Person sich lieben lasse, d. h. den Stoff zu dem Bilde hergebe, das sie begeistert. Auch sind sie in der Trennung von dem geliebten Gegenstande, worin sie ihn vollkommener ausmahlen können, nicht unglücklich. Ja! diese Trennung wird ihnen wohl gar angenehm, weil sie das Verhältniß um so reitzender finden, je qualvoller es ist. Sie häufen daher oft selbst die Schwierigkeiten, welche sich der gänzlichen Vereinigung entgegensetzen. Ueberzeugt, daß sie sich der Person, ohne Gefahr eines Verlusts der Spannung ihrer Phantasie, nicht weiter als bis auf diejenige Ent-

fernung nähern dürfen, wo ihre Eigenſchaften in einem günſtigen Halbdunkel erſcheinen, ſuchen ſie nur einen ſolchen Standpunkt auf, worin ſie ihn auf dieſe Art erblicken. Darum werden ſie auch beynahe immer das Mittelmäßige dem Hervorſtechenden vorziehen, weil ihnen ihre Phantaſie mehr auffordert, das Mangelhafte zu erſetzen. — Gemeiniglich ſind ſie das Spiel ſchlauer Coquetten, oder ſolcher Männer, die ihre Schwächen zu nutzen wiſſen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Abſonderung der Leidenſchaft der Liebe von der liebenden Anhänglichkeit, die mit einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallungen verknüpft iſt.

Leidenſchaft iſt figierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, unſere Perſon an die Perſon eines andern Menſchen abzugeben, und ſich in ihm zu verlieren. Ich habe es ſchon geſagt, daß dieſer Zuſtand ſich bey glücklicher Liebe nicht leicht finden wird; daß er allemahl Hinderniſſe, Verſagungen, Trennungen vorausſetzt. Demungeachtet kann die glücklichſte Verbindung im ruhigſten Genuſſe der Vereinigung ſehr wohl mit einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallungen verknüpft ſeyn, welche vorübergehende Lagen, eine Anwandlung von Eiferſucht, eine kurze Trennung, eine kleine Verſtimmung zwiſchen dem Geliebten, ein heftigeres Andrin-

gen der Geſchlechtsſympathie, u. ſ. w. hervorbringen. Dieſe leidenſchaftlichen Aufwallungen geben aber der Zärtlichkeit, oder auch der bloßen liebenden Anhänglichkeit noch keinesweges den Charakter der Leidenſchaft der Liebe, ſo wie ſie überhaupt für Liebe nichts beweiſen.

Ende des erſten Theils.

Kurze Ueberſicht des Inhalts des erſten Theils.

Dieſer Theil iſt der Naturkunde der Liebe gewidmet.

Die Liebe wird bald für eine einzelne Aufwallung, bald für eine dauernde Anhänglichkeit, bald für Leidenſchaft genommen.

In ſo fern wir mit dem Worte „Liebe" eine einzelne Aufwallung bezeichnen, ſehen wir bey dem Begriffe, den wir damit verbinden, entweder bloß auf die Willigkeit, mit der wir uns einem gewiſſen Zuſtande überlaſſen und entgegenbieten, oder zugleich auf die Art, wie wir uns während dieſes Zuſtandes äußern Gegenſtänden, beſonders vernünftigen Weſen, annähern, und für ihr Wohlbefinden Sorge tragen.

In der erſten Rückſicht heißt Liebe ſo viel als: jeder Zuſtand affektvoller Luſt: gleichviel, woran und wozu? Sogar die Luſt am baren Harren; die Luſt am mindern Uebel bey der Wahl unter mehreren unangenehmen Zuſtänden wird mit dieſem Nahmen belegt. Vergleichen wir aber mehrere Gefühle von Luſt unter einander, ſo heißt allemahl der Zuſtand der höchſten Luſt, derjenige, dem wir uns am willigſten überlaſſen und entgegenbieten, vorzüglich Liebe. Daher iſt Liebe — Luſt am gegenwärtigen Genuſſe; und zwar nicht des bloßen Genugens, der bloßen Zufriedenheit mit dem Ruheſtande des Lebens; — Nein, Luſt an der Ausgelaſſenheit des Lebens; Wolluſt und Wonne. — Vor allem aber

Wollust und Wonne an fortschreitender Ausbildung des gegenwärtigen Genusses.

Nehmen wir aber zweytens, bey der Bezeichnung dieser angenehmen Zustände unsers Wesens zugleich auf das Verhältniß Rücksicht, in welches wir dadurch zu andern Wesen zu stehen kommen; so erhält der Begriff eine bestimmtere Bedeutung. Liebe heißt dann: wonnevolles Bestreben nach Ausbildung des Genusses eines gemeinschaftlichen Daseyns und Wohls mit einem uns angenäherten, aber von uns noch verschiedenen Gegenstande. Kurzer: Wonne der Sympathie.

Bey der Vergleichung mehrerer Wonnegefühle der Sympathie unter einander ist dasjenige das reinste, unverdächtigste und höchste, welches uns der Mensch einflößt. Wonne der Sympathie mit dem Menschen heißt daher vorzüglich Liebe. Dieß Gefühl setzt zum Voraus, daß wir die Selbstständigkeit und das Wohl des andern unmittelbar als den Grund unserer Wonne ansehen, und zugleich durch das begünstigte Bestreben sein Glück zu befördern, aufmerksam darauf werden, daß wir den Genuß eines gemeinschaftlichen Daseyns und Wohls fortschreitend ausbilden. Liebe, in der engsten Bedeutung, (als einzelne Aufwallung betrachtet,) ist daher wonnevolles Bestreben nach Beförderung des Glücks eines andern Menschen um der Ueberzeugung willen, daß dieser sich selbst glücklich fühle.

Herz ist alle Mahl die Fähigkeit, Liebe zu empfinden.

Der Liebe steht Gleichgültigkeit und schwache Willensregung entgegen, in so fern wir bloß auf die Stärke einer gewissen Reitzung überhaupt, es sey zur Lust oder Unlust, Rücksicht nehmen. Verstehen wir unter Liebe eine stärkere Reitzung zur Lust; so setzt sich ihr Abneigung und

Scheu vor einem gewiſſen Zuſtande entgegen. Bedeutet Liebe ſo viel als Wolluſt und Wonne; ſo iſt ihr blos Harren, Genügen des fortwährenden Bedürfniſſes, bloße Zufriedenheit mit dem Ruheſtande des Lebens entgegenzuſtellen. Endlich ſteht ihr, in ſo fern Wolluſt und Wonne an fortſchreitender Ausbildung des gegenwärtigen Genuſſes darunter verſtanden wird, der Zuſtand des beſtrebungsloſen Vergnügens und der endenden Begierde entgegen.

Der Liebe, für Luſt zur Annäherung an äußere Gegenſtände und Sorge für ihre Erhaltung genommen, iſt Ungeſelligkeit und Uebelwollen zuwider. Zur ſympathetiſche Luſt genommen ſteht ihr der Widerwille der Antipathie entgegen. Dem wonnevollen Beſtreben nach der Beförderung des Glücks eines andern Menſchen, um der Ueberzeugung willen, daß er ſich ſelbſt glücklich fühle: der Liebe im engſten Sinne, ſteht das bloße Genügen des geſtillten oder auch begünſtigten Mitleidens entgegen.

Nicht ſo wohl der Liebe unbedingt entgegengeſetzt, als vielmehr nur von ihr verſchieden, erſcheint die Wonne der Selbſtheit und des Beſchauungshanges. Wonne der Selbſtheit iſt diejenige Luſt an der Ausgelaſſenheit des Lebens, die nach Ueberſchlagung unſers perſönlichen Vortheils bey uns entſteht, und, in ſo fern wir dabey auf die Art der Annäherung an andere Menſchen Rückſicht nehmen, diejenige Wonne, die erſt nach vorgängiger Beziehung des angenäherten Menſchen auf unſer perſönliches Wohl, wie Mittel zum Zweck, in uns erweckt wird. — Wonne des Beſchauungshanges iſt diejenige Wonne, die bey völliger Ruhe unſers Beſtrebungsvermögens, und ohne Beachtung unſers eigenen Zuſtandes, blos durch die Bemerkung

des Auffallenden der Eigenthumlichkeiten eines Gegenſtandes, dem wir uns von ferne nähern, in uns erweckt wird.

Die nähere Ausführung und Beſtimmung dieſer Begriffe liefern das erſte Buch und der erſte Abſchnitt des ſechſten.

Liebe, als Anhänglichkeit betrachtet, heißt angewohnte Stimmung unſers Weſens, nach Begluckung einer beſtimmten Perſon wonnevoll zu ſtreben, um der Ueberzeugung willen, daß ſich dieſe ſelbſt glücklich fühle.

Liebe in dieſem Sinne ſetzt nicht bloß liebende Affekte, ſondern ein Gewebe von Affekten zum Voraus, die Wirkungen der ungleichartigſten Triebe ſeyn konnen. Alle Triebe, welche ohne Annäherung an andere Menſchen und ihre Erhaltung nicht befriedigt werden können; alle Triebe, die nur um ihrer Folgen willen geſellig genannt zu werden verdienen, dürfen hier mit ins Spiel kommen. Genug, wenn ſie eine angewohnte Richtung zu einer beſtimmten Perſon hin genommen haben, und wenn die Wonne der Sympathie mit dem Menſchen, (die eigentliche Liebe,) die Oberhand behält. Daher kann ſich bey der liebenden Anhänglichkeit ein gewiſſer Grad von Zwang mit einmiſchen, es kann die Selbſtheit, es kann der Beſchauungsbang mit wirkſam ſeyn; ja es ſcheint, daß beyde mitwirken müſſen, wenn die Verbindung enger und dauernder ſeyn ſoll.

Es giebt aber mehrere Arten von liebender Anhänglichkeit.

Wir ſchließen entweder nur etwas Perſönliches an die Perſon des andern Menſchen an; oder wir vereinigen gar unſere Natur mit der ſeinigen.

Die erſte Art der Verbindung nenne ich perſönliche Ergebenheit; und dieſe theilt ſich wieder in liebendes Patronat gegen liebende Clientel, und liebende Genoſſenſchaft oder Bruderſchaft.

Liebendes Patronat gegen liebende Clientel findet Statt unter Perſonen, die in ihren Verhältniſſen gegen einander wie Obere zu Untergebenen ſtehen. Liebende Genoſſenſchaft findet Statt unter Perſonen, die ſich unter gleichen Verhältniſſen verbinden, ob ſie gleich ihre Naturen nicht vereinigen.

Die Vereinigung der Naturen ſetzt zum Voraus, daß der Menſch angewohnt ſey, den Verbundeten ſo beglücken zu wollen, wie er es ſelbſt in der Ausgelaſſenheit ſeines Lebens zu ſeyn wünſcht, und daß er dann in einem Genuſſe mit ihm zuſammen zu treffen ſuche. Natur heißt hier die engſte Sinnlichkeit. Die angewohnte Stimmung unſers Weſens, einen andern Menſchen in unſre engſte Sinnlichkeit mit aufzunehmen, um ſich dadurch wechſelſeitig zu beglücken, heißt Zärtlichkeit. Mit andern Worten: Zärtlichkeit iſt das angewöhnte wonnevolle Beſtreben nach beglückender Zuſammenſetzung zweyer Perſonen zu einer, durch Vereinigung der Naturen.

Herz heißt auch hier wieder die Fähigkeit, ſich liebend anzuhängen.

Die Gegenfuktion der liebenden Anhänglichkeit iſt Feindſchaft: jene angewohnte Stimmung unſers Weſens, übelwollende Affekte gegen eine beſtimmte Perſon zu richten.

Verſchieden von der liebenden Anhänglichkeit ſind alle engeren Verbindungen, in denen Selbſtheit oder Beſchauungsbang die Oberhand gewinnen.

Die Ausführung und nähere Beſtimmung dieſer Begriffe liefern das zweyte Buch und der zweyte Abſchnitt im ſechſten.

Die Zärtlichkeit theilt ſich in Freundſchaft und Geſchlechtszärtlichkeit ab. Um den Begriff von beyden zu faſſen müſſen die Begriffe der Sympathie mit dem Gleichartigen und der Geſchlechtsſympathie vorläufig entwickelt werden.

Die Anlagen oder Fähigkeiten des Menſchen können ſo wohl dem Körper als der Seele nach auf zwey Diſpoſitionen zurückgeführt werden, deren eine ſeine Stärke, die andere ſeine Zartheit ausmacht. Beyde Diſpoſitionen finden ſich in jedem Menſchen, er mag ſeinen äußern Kennzeichen nach zur Claſſe der Mannsperſonen oder zu der der Frauensperſonen gerechnet werden.

Zur Stärke des Menſchen gehört ſein Vermögen, hart angreifende Reitzungen für die Senſibilität ſeiner Sinnenorgane zu leiden, die feurigere Wallung der Lebenskraft, und die Anſtrengung der Lebenswerkzeuge zu dulden: ſein Gemüth erſchüttert, ſeinen Geiſt emporgehoben zu fühlen. Es gehört aber auch dahin ſeine Kraft, ſich gegen andere Gegenſtände hart angreifend zu bewegen, ihnen die Wallung ſeiner Lebenskraft, die Anſtrengung ſeiner Lebenswerkzeuge mitzutheilen, ihr Gemüth zu erſchüttern, ihren Geiſt emporzuheben. Mithin hat jeder Menſch ein leidendes Vermögen und eine thätige Kraft an ſich, die ſich unter dem Charakter der Stärke als eine beſondere Diſpoſition ſeiner Anlagen überhaupt ankündigen. Der Zuſtand, in den er durch die Wirkſamkeit dieſer Stärke geräth, iſt der einer leidenden oder thätigen Spannung.

Zur Zartheit des Menſchen gehört dagegen ſein Vermögen, ſanfte Reizungen für die Senſibilität ſeiner äußern Sinnenorgane zu leiden: die Allmählichkeit und Auflöſung der Lebenskraft und Lebenswerkzeuge zu dulden: ſein Gemüth erweicht, ſeinen Geiſt in leichter Schwingung zu fühlen. Es gehört aber auch dahin die Kraft, auf andere Gegenſtände ſanft einzuwirken, und ihnen unſre Allmählichkeit, Auflöſung, Weichheit und leichte Schwingung mitzutheilen. Folglich trägt jeder Menſch ein leidendes Vermögen und eine thätige Kraft in ſich, die ſich unter dem Charakter der Zartheit, als eine beſondere Dispoſition ſeiner Anlagen überhaupt, ankündigen. Der Zuſtand, in den er durch die Wirkſamkeit ſeiner Zartheit geräth, iſt der einer leidenden oder thätigen Zärtlichkeit.

Jeder Menſch iſt, wie geſagt, mit dieſer doppelten Dispoſition ſeiner Vermögen und Kräfte ausgerüſtet, die, in Rückſicht auf die ganze Gattung ſeiner Anlagen, als zwey Geſchlechter derſelben anzuſehen ſind. In ſo fern aber die Menſchen mit dem ganzen Inbegriff ihrer Anlagen, der ſich in jedem Einzelnen von ihnen findet, unter ſich, und in Rückſicht auf die ganze Gattung der Individuen betrachtet werden, findet ſich bey dem einen die Dispoſition zur Stärke hervorſtechend vor der zur Zartheit: bey dem andern aber die Zartheit im Uebergewicht über die Stärke. Dieß begründet die Eintheilung der menſchlichen Gattung in zwey Geſchlechter. Der Menſch, bey dem die Stärke die Zartheit überwiegt, iſt Mann: der Menſch, bey dem die Zartheit über die Stärke hervorragt, iſt Weib.

Wenn der Menſch, der ſich ſtark fühlt, ſich dem ſtarken Menſchen nähert, um in der Verbindung mit ihm ſeine Stärke zu ergänzen; — ſo empfindet er Sympathie mit dem gleichartigen Starken, oder mit dem ähnlichen Geſchlechte

in andern, und ſein Zuſtand wird der der reinen aber erhöheten Spannung.

Wenn der Menſch, der ſich zart fuhlt, ſich dem zarten Menſchen nähert, um in der Verbindung mit ihm ſeine Zartheit zu ergänzen; — ſo empfindet er Sympathie mit dem gleichartigen Zarten, oder mit dem ähnlichen Geſchlechte in andern, und ſein Zuſtand iſt der der reinen aber erhoheten Zärtelung.

Zuweilen gerathen die benden Diſpoſitionen im Menſchen in Aufruhr, und er ſtrebt nach der vollkommenſten Wirkſamkeit ſeiner Anlagen durch gleichzeitige Spannung und Zärtelung. Dann nähert er ſich einem andern Menſchen, dem er eine verſchiedene Miſchung der Diſpoſitionen von der ſeinigen, d. h. ein verſchiedenes Geſchlecht zutrauet, um in der Verbindung mit ihm nicht bloß die eine oder die andere Diſpoſition ſeiner Anlagen, ſondern ihre Gattung im Ganzen zu verbeſſern. Er empfindet alsdann Sympathie mit dem Geſchlechtsverſchiedenen: Geſchlechts, oder wie man es billig nennen ſollte, Gattungsſympathie. Der Zuſtand, dem er nachſtrebt, iſt der einer gezärtelten Spannung. Ein Zuſtand von uberſchwenglicher Wolluſt und Wonne, wegen der ausgebreiteten und erhoheten Wirkſamkeit beyder Diſpoſitionen unſerer Vermegen und Kräfte.

Inzwiſchen werden ſich zwey, den herrſchenden Diſpoſitionen nach ähnliche Menſchen eben ſo wenig unter einander anziehen, als zwey Menſchen, die den herrſchenden Diſpoſitionen nach verſchieden ſind, wenn nicht ein gewiſſes Wohlverhältniß zwiſchen ihnen Statt findet, das in der Aehnlichkeit, oder in der Verſchiedenheit ihrer Anlagen allein nicht zu ſuchen iſt. Dieß Wohlverhältniß beruht bey der Verbindung zwiſchen den ähnlichen Weſen in dem Gefuhle, daß ſie durch wech-

ſeitige Mittheilung ihrer ähnlichen Diſpoſitionen die Wirkſamkeit der Vermögen und Kräfte einer Art erhöhen können. In der Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Weſen beruht es aber in dem Gefühle, daß ſie durch wechſelſeitige Mittheilung ihrer verſchiedenen Diſpoſitionen ihre Vermögen und Kräfte, der ganzen Gattung nach, in vollkommnerer Wirkſamkeit fühlen können.

Sympathie mit dem Gleichartigen iſt folglich Neigung des Menſchen, ſeinem Weſen das Geſchlechtsähnliche eines andern Weſens anzuarten. Der Starke will ſich in der Verbindung mit dem Starken ſtärker: der Zarte in der Verbindung mit dem Zarten zärter fühlen: jener ſtrebt dem Zuſtande der reinen erhöheten Spannung, dieſer dem Zuſtande der reinen erhöheten Zärtelung nach.

Geſchlechtsſympathie iſt die Neigung des Menſchen, ſeinem Weſen das Geſchlechtsverſchiedene eines andern Weſens anzugatten. Der Starke will ſich zugleich zart, der Zarte zugleich ſtark fühlen. Jener erhält dadurch den Charakter geſchmeidiger Stärke, dieſer den Charakter hebender Zartheit; und der Zuſtand, in dem ſie beyde zuſammentreffen, iſt der einer gleichzeitig leidenden und thätigen Spannung und Zärtelung.

Die Geſchlechtsſympathie äußert ſich ſo wohl am Körper als an der Seele.

Die körperliche wird eingetheilt in Ueppigkeit, Lüſternheit, und den unnennbaren Trieb.

Die körperliche Ueppigkeit iſt die Anlage zu jener überſchwenglich wolluſtigen Wirkſamkeit der Senſibilität unſerer äußern Sinnenorgane, und beſonders derer der Taſtung, wenn dieſe durch das Wohlverhältniß ihrer geſchmeidigen

Stärke, zur hebenden Zartheit der Oberfläche der Körper, in die sie sich einlagern, in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung gerathen.

Die körperliche Lüsternheit ist die Anlage zu jener überschwenglich wollüstigen Wirksamkeit der Lebenskraft unserer ganzen thierischen Organisation, wenn diese durch das Wohlverhältniß ihrer geschmeidigen Stärke zur hebenden Zartheit der Organisation eines angenäherten beliebten Körpers, in eine gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung geräth.

Der unnennbare Trieb ist die Anlage zum unnennbaren Genusse, — zu jener überschwenglich wollüstigen Wirksamkeit unserer vegetabilischen Organisation, der unstreitig an ähnliche Gesetze wie die beyden vorigen Arten von Gefühlen gebunden ist, und einen ähnlichen Charakter mit sich führt, welches aber um des Anstandes willen nicht weiter ausgeführt werden darf.

Die Geschlechtssympathie der Seele wird theils am Gemüthe, (an dem niedern Seelenwesen,) theils am Geiste, (an dem obern Seelenwesen,) empfunden.

Die Geschlechtssympathie des Gemüths wird ihre Ueppigkeit genannt. Sie entsteht, wenn wir unser Gemüth in seinen Verhältnissen zu andern Gemüthern zugleich leidend und thätig, hingebend und beherrschend, mithin geschmeidig stark gegen hebende Zartheit fühlen. Dadurch kommen wir in eine so enge Verbindung mit dem Gemüthe außer uns, daß wir Besitz davon nehmen, und uns mit ihm von der übrigen Gesellschaft der Menschen als ein einzelnes Paar absondern: oder was einerley ist, unser Gemüth in das Gemüth des andern einlagern. Der Zustand ist auch hier gleichzeitig leidende und thätige Spannung und Zärtelung, und eben dadurch der einer überschwenglichen Wonne

Haupterscheinungen der Ueppigkeit der Seele zeigen sich in dem Triebe nach Häuslichkeit, nach geselliger Auszeichnung vom andern Geschlechte, im Stolze auf den Besitz der Person: u. s. w.

Der Geist ist gleichfalls einer Geschlechtssympathie unterworfen, die mit der Lüsternheit des Körpers grosse Aehnlichkeit hat. Er strebt zuweilen darnach, von einem andern Geiste völlig besessen zu werden. In diesem Zustande fühlt sich unser Geist einem höhern Geiste unterworfen, hebt sich aber diesem zart entgegen, und fühlt zugleich dessen Stärke geschmeidig genug, um sich in der engsten Verbindung mit ihm zu denken. Der Zustand während einer solchen Besessenheit ist wieder der einer gleichzeitig leidenden und thätigen Spannung und Zärtelung, und vielleicht unter allen, die dem Menschen zu Theil werden können, der wonnevollste.

Diese verschiedenen Erscheinungen der Geschlechtssympathie können sich alle vereinigt zeigen; sie können sich aber auch einzeln offenbaren. Sie sind Ausflüsse eines allgemeinen Hanges unserer Natur nach Vervollkommnung der Wirksamkeit unserer Vermögen und Kräfte. Sie sind aber gar nicht unzertrennlich mit einander verbunden. Die Ueppigkeit des Körpers kann ohne Erregung der Lüsternheit desselben, diese ohne Erweckung des unnennbaren Triebes geschäftig seyn. Die Seele kann der Geschlechtssympathie huldigen, ohne den Körper in einen ähnlichen Aufruhr zu versetzen: umgekehrt kann der Körper in Aufruhr gerathen, ohne die Seele anzustecken. Inzwischen ist es begreiflich, daß wegen des genauen Zusammenhangs des Körpers mit der Seele, und ihrer verschiedenen Vermögen und Kräfte unter einander, der Aufruhr in dem einen Theile unsers Wesens sehr leicht in die übrigen übergehe.

Die Geſchlechtsſympathie äußert ſich am deutlichſten und vollſtändigſten in den Verhältniſſen zwiſchen ſolchen Perſonen, die ihren äußern Kennzeichen nach für Mann und Weib gehalten werden. Aber auch Perſonen, die äußern Kennzeichen nach zu einerley Geſchlecht zu gehören ſcheinen, können die Geſchlechtsſympathie in einander erwecken.

Aus Allem, was zu Bezeichnung der Geſchlechtsſympathie geſagt iſt, erhellet, daß dieſe bald deutlicher bald verſteckter wirke.

Die nähere Ausführung dieſer Sätze liefert das dritte Buch.

Nachdem der Begriff der Geſchlechtsſympathie und der Sympathie mit dem Gleichartigen feſtgeſetzt iſt, ſo laſſen ſich nun auch die der Freundſchaft und der Geſchlechtszärtlichkeit leicht angeben.

Beyde haben dieß mit einander gemein, daß ſie angewöhnte Stimmungen ſind, nach beglückender Zuſammenſetzung zweyer Perſonen zu einer, durch Vereinigung der Naturen zu ſtreben. Beyde ſind folglich Arten der Zärtlichkeit. Allein darin unterſcheiden ſie ſich von einander, daß die Freundſchaft auf Sympathie mit dem Gleichartigen beruht, folglich gleichartige Naturen zu vermengen ſtrebt: daß hingegen Geſchlechtszärtlichkeit auf Geſchlechtsſympathie beruht, und geſchlechtsverſchiedene Naturen zu vermählen ſtrebt.

Die Zeichen, woran man beyde in der wirklichen Welt von einander auskennen ſoll, ſind ſehr ſchwer anzugeben. Doch darf man ſicher da auf Geſchlechtszärtlichkeit rechnen, wo Symptome der Ueppigkeit des Körpers und der Seele bey den Empfindungen und Aeuße-

rungen der Verbindung herrschend angetroffen werden. Es ist aber keinesweges nothwendig, daß grobe Symptome der Geschlechtssympathie, besonders des Körpers, dabey erscheinen. Ihre Abwesenheit beweiset folglich nichts für das Daseyn der bloßen Freundschaft.

Nach diesen Bemerkungen kann Freundschaft unter Personen Statt finden, die äußern Kennzeichen nach zu verschiedenen Geschlechtern gehören; und Geschlechtszärtlichkeit unter Personen, die zu dem nehmlichen nach jenen bloß äußern Kennzeichen gehören. Denn da die Geschlechtssympathie mehrere Modifikationen annimmt, und sich sowohl an der Seele als am Körper äußert; so können Personen, welche die letzte gar nicht, oder höchst dunkel bey einander aufregen, dennoch wegen der Geschlechtsverschiedenheit ihrer Seelen in das Verhältniß der Geschlechtszärtlichkeit mit einander treten.

Freundschaft und Geschlechtszärtlichkeit setzen allemahl einen wiedenden Zustand zum Voraus, wenn gleich die Verbündeten sich wechselseitig vereinigt glauben. Denn sie suchen die Ueberzeugung ihrer Vereinigung immer zu erhöhen, und die Beweise, die sie sich darüber geben, beständig zu vervielfältigen. Inzwischen unterscheidet sich der Zustand, worin sie durch das Bewußtseyn gerathen, daß ihnen die Vereinigung in vielen Stücken gelungen ist, von demjenigen, worin sie dieß Bewußtseyn noch nicht haben, durch einen höhern Grad von Wonne, und eine engere Verkettung ihrer Schicksale.

Das vierte Buch liefert die nähere Ausführung dieser Sätze.

Die letzte und engſte Bedeutung des Worts „Liebe“ iſt diejenige, worin es für Leidenſchaft der Liebe zum Geſchlecht genommen wird.

Leidenſchaft überhaupt heißt figierte Sehnſucht nach einer gewiſſen Wonne, die wir zu unſerm Daſeyn und Wohl unentbehrlich halten. Das Bedürfniß geſellt ſich folglich zur Wonne und die Sehnſucht, welche auf beyden beruht, wird zur herrſchenden und anhaltenden Stimmung unſers Weſens.

Die Leidenſchaft iſt liebend, wenn der Begriff einer figierten Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne an der Beförderung des Glücks eines andern Menſchen auf ſie zutrifft. Die Leidenſchaft der Geſchlechtsliebe übertrifft alle andre an Umfang und Stärke. Hier ſehnen wir uns, das Bewußtſeyn unſerer Perſönlichkeit zu verlieren, und uns unter dem Bilde einer andern Perſon wiederzufinden. Wer ſich in dieſem Zuſtande befindet, muß nothwendig das Wohl des Menſchen, mit dem er ſich auf ſolche Art zu vereinigen ſucht, ſeinem eigenen vorziehen, weil er ſeine Exiſtenz und ſein Wohl nur in ihm erkennt. Das Beſtreben, den andern glücklich zu wiſſen, der Charakter der Liebe, liegt alſo bereits in der gänzlichen Aufopferung unſerer Perſönlichkeit. Man darf ſagen: Leidenſchaft der Geſchlechtsliebe ſey figierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, das Bewußtſeyn unſers Selbſtes unter dem Bilde des Selbſtes eines andern Menſchen zu erhalten.

Dieſer gewaltſame Zuſtand ſetzt die Wirkſamkeit zweyer Anlagen in uns zum Voraus, der Selbſtverwandlungs- und der Figierungskraft. Vermöge der erſten verirren wir uns bey unſerm Selbſtbewußtſeyn, indem wir die Eigenheiten eines Gegenſtandes, der von uns getrennt iſt, zu unſerm eigenen ma-

chen: vermöge der zweyten wird ein gewiſſer ſinnlicher Eindruck, oder eine gewiſſe Vorſtellung der Seele in uns herrſchend und dauernd.

Wenn die Selbſtverwandlung bey uns bis zur Vollkommenheit ſteigt, und fixiert wird, ſo geht der Mensch zum völligen Wahnſinn über. Wenn aber die Selbſtverwandlung nur unvollkommen und zuweilen geräth, und bloß das Streben nach dem Zuſtande, worin wir mit einer andern Perſon eins geworden zu ſeyn wähnen, bey uns fixiert wird; dann entſteht die Leidenſchaft der Liebe. Die Leidenſchaft der Liebe zum andern Geſchlecht hat dieß zum Voraus, daß in ihr unendlich mehr Veranlaſſungen liegen, die Möglichkeit einer Selbſtverwandlung zu ahnden, als in jeder andern.

Der Grund der Wirkſamkeit der Selbſtverwandlungs- und Fixierungskraft liegt in einer Ueberſpannung der Kräfte des Körpers und der Seele. Dieſe hängt nicht von unſerer Willkühr ab; mithin ſteht es nicht in unſerer Macht, in Leidenſchaft zu gerathen, wenn wir wollen. Aber wir können unſere Anlage dazu ſehr befördern. Wir können uns abſichtlich ſpannen, und uns dadurch zur Ueberſpannung fähiger machen.

Die Leidenſchaft kann aus eben dieſem Grunde ſehr wohl plötzlich entſtehen, weil die Ueberſpannung unſrer Kräfte eben ſo wohl von einer ſchnellen Erſchütterung, als von einer anhaltenden Anſtrengung herrühren mag.

Die Leidenſchaft hört auf, ſobald das Streben nach der unentbehrlichen Wonne aufhört, mit der geliebten Perſon ein Weſen auszumachen.

Leidenſchaft unterſcheidet ſich noch von der einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallung und von der Beendigung des leidenſchaftlichen Strebens durch völlige Ausfüllung unſrer Wünſche, oder durch verzweifelndes Aufgeben derſelben. Liebende Anhänglichkeit, in der ſich mehr oder weniger leidenſchaftliche Aufwallungen einfinden, iſt daher noch von der Leidenſchaft der Liebe verſchieden, und noch mehr ſondert ſich von ihr ab jener dumpfe Zuſtand, der mit der Ueberzeugung von einer gänzlich zerriſſenen Verbindung verknüpft zu ſeyn pflegt.

Der Leidenſchaft der Liebe ſteht unmittelbar entgegen die Leidenſchaft des Haſſes: jene fixierte Sehnſucht nach der unentbehrlichen Wonne, die Perſon eines andern Menſchen durch die unſrige vertilgt zu ſehen.

Verſchieden von der Leidenſchaft der Liebe, aber ihr ähnlich, ſind diejenigen Leidenſchaften, die auf Selbſtheit, ja auf bloßer Geſchlechtsſympathie beruhen. Die Verwechſelung iſt um ſo leichter, da jede Leidenſchaft eine Aufopferung vieler Neigungen für eine herrſchende vorausſetzt, die ſo leicht für völlige Selbſtverläugnung um andrer Menſchen willen gehalten werd. Allein wir ſtreben dabey entweder gar nicht nach Verbindung mit einer andern Perſon, und nach ihrem Wohl, oder dieß kommt nur in ſo fern in Betracht, als wir deſſelben als eines Mittels bedürfen, um uns zu beglücken.

Die Leidenſchaft, mit der wir der Befriedigung körperlicher Triebe des einen Geſchlechts nachſtreben; — diejenige, mit der wir ihre Schätzung, ihren Beyfall, ihre Auszeichnung zu erwerben, und dadurch unſerer Ruhmſucht, oder unſerer Eitelkeit Nahrung zu verſchaffen ſuchen, kennen

ungeachtet aller Aufopferungen, die wir an Gütern, Ruhe, Gesundheit und Leben darbringen, nie für liebend gehalten werden. Selbst diejenige Leidenschaft, die Alles hingiebt, um ihren Gegenstand ganz zu besitzen, und durch die Vereinigung mit ihm sich glücklich zu fühlen, ist nicht Liebe, ist Eigennutz, wenn nicht die Sehnsucht nach dem ausschließenden Besitze der Person dem Wohl derselben, als eines selbständigen Wesens, untergeordnet ist, und den Zweck des Strebens ausmacht.

Endlich wird die Begeisterung für das Bild eines andern Menschen, welches unsre Phantasie zu einem Ideale von Vollkommenheit hebt, und worüber unser Herz die Bedürfnisse des Originals vergißt, nur für verfeinerte Selbstheit gelten können, wenn dieser Zustand der Erhöhung über unser niedriges Selbst gleich noch so vortheilhaft für die Veredlung unsers Wesens seyn sollte.

Die Ausführung dieser Sätze enthält das fünfte Buch, und der dritte Abschnitt des sechsten.

Verbeſſerungen im erſten Band.

Seite 10 Zeile 4 von unten: Ja! für Ja! Ja!
" 27 " 11 " " abzeichnen für abziehen.
" 73 " 7 von oben: einer Beſtrebung für ſeiner Beſtrebung.
" 91 " 15 " " den Vogel für dem Vogel.
" 101 " 6 von unten: zuſammenzutreffen für zuſammentreffen.
" 129 " 1 von oben: Anſpannung für Anſchauung.
" 138 " 12 von unten: hinter Ganymeds ein ( )
" 152 " 11 von oben: Statur für Natur.
" 163 " 3 " " Indem wir unſer Gemüth den Angriffen eines Weſens gern entgegen bieten, ſo erkennen wir mit Vergnügen ſeine Gewalt über uns an: Indem wir gern auf daſſelbe einwirken, erkennen wir mit Vergnugen unſre Gewalt über dieß äußere Weſen an. Jener erſte Zuſtand wird Hingebung genannt; dieſer lezte Beherrſchung.
" 163 " 12 von unten: reiner für einer.
" 172 " 15 " " ſittigen für ſittlichen.
" 215 " 8 " " monarchiſchen für moraliſchen.
" 243 " 10 " " perſönlichſten für perſönlichen.
" 245 " 12 " " entſagſt für entſagt.
" 258 " 12 " " hielten für haben.

Venus Urania.

Ueber die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verſchönerung.

Zweyter Theil.

Von

Fried. Wilh. Baſil. von Ramdohr.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen. 1798.

Universitäts
München
Bibliothek

Zweyter Theil.

Aesthetik der Liebe.

Vorbericht zum zweyten Theile.

Unter Aesthetik verstehe ich den Inbegriff der Vorschriften, welche aus der Anwendung der Gesetze des Verstandes und der Vernunft auf die Verhältnisse des Menschen zu denjenigen Gegenständen fließen, welche seinen Beschauungshang reitzen. Was dem Menschen, ohne vorgängige deutliche Beziehung auf seine sympathetischen und selbstischen Verhältnisse', bey der bloßen Contemplation gefallen soll und darf, das lehrt, meinen Begriffen nach, die Aesthetik.

Suche in den Gegenständen, die auf deinen Beschauungshang wirken, Wahrheit, d. h. Uebereinstimmung mit sich selbst; suche an ihnen Zweckmäßigkeit, d. h. Zusammenstimmung mit den Dingen, die sie umgeben! das ruft der Aesthetiker dem

Beſchauer zu: das lehrt er ihn finden. Die Folge iſt dann Allgemeingültigkeit des Geſchmacksurtheils für alle diejenigen Menſchen, die Anlagen und Bildung zu Gefühlen des Edeln, Schönen, Vollkommnen haben.

Aeſthetik iſt alſo die Theorie des wahr und zweckmäßig Edeln und Schönen; des wirklich Vollkommenen für den Beſchauungshang. Mit andern Worten: die Theorie eines geläuterten Geſchmacks.

Auch die Liebe kann ein Gegenſtand unſerer Beſchauung ſeyn, und in ſo fern die Reitzungen, welche ſie uns in dieſem Verhältniſſe giebt, den Geſetzen der Vernunft und des Verſtandes unterworfen werden mögen, ein Gegenſtand der Aeſthetik. Die Aeſthetik der Liebe iſt folglich der Inbegriff der Vorſchriften, welche aus der Anwendung der Geſetze des Verſtandes und der Vernunft auf diejenigen Verhältniſſe fließen, in welche wir, vermöge der bloßen Beſchauung der Liebe, mit dieſer zu ſtehen kommen. Sie lehrt uns, was uns in der Liebe bey der Contemplation gefallen ſoll und darf. Ihre Vorſchriften ſind allgemein gültig für

alle diejenigen Menſchen, welche Anlagen und Bildung zu Gefühlen des Edeln, Schönen, Vollkommenen in der Liebe haben.

Bey dem Verſuche, den ich hier zu einer ſolchen Aeſthetik der Liebe liefere, habe ich beſonders auf diejenige Geſchlechtsliebe Rückſicht genommen, die ſich in der zärtlichen Anhänglichkeit äußert. In dieſer Erſcheinung ſtellt ſich ihr Bild auffallend und lange genug dar, um es beurtheilen zu können. In dieſer Geſtalt dürfen wir ſie noch der Leitung des Verſtandes und der Vernunft fähig halten. Als einzelne Aufwallung betrachtet, offenbart ſich die Liebe nicht immer deutlich und anhaltend genug, um ſie zum Gegenſtande einer Theorie des Edeln und Schönen zu machen: als Leidenſchaft wirkt ſie mit zu vieler Heftigkeit, um die Beobachtung der Geſetze des Wahren und des Zweckmäßigen von ihr verlangen zu dürfen.

Inzwiſchen werden die Grundſätze, welche über die Liebe, als zärtliche Anhänglichkeit an einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte betrachtet, aufgeſtellt ſind, demnach leicht auf andere liebende

Verhältniſſe übertragen werden können; und zwar um ſo mehr, da die Geſchlechtszärtlichkeit aus einer Menge liebender Affekte jeder Art zuſammengeſetzt iſt, und von einzelnen leidenſchaftlichen Aufwallungen keinesweges frey gedacht werden mag.

Von der Aeſthetik der Liebe iſt nach meinen Begriffen verſchieden, die Moral, die Politik, die Anſtands- und die Klugheitslehre der Liebe.

Die Moral der Liebe iſt der Inbegriff der Vorſchriften, welche aus der Anwendung der Geſetze des Verſtandes und der Vernunft auf die Verhältniſſe des liebenden Menſchen gegen das Reich vernünftiger Weſen, als ſolcher, fließen. Dieſe Vorſchriften leiten unſere Liebe nach den Pflichten, die wir dem freyen, über das Leben hinaus fortdauernden, zur Vollkommenheit fortſchreitenden Weſen in uns ſelbſt, dem höchſten Weſen und der Menſchheit ſchuldig ſind. Sie haben Allgemeingültigkeit für alle Menſchen, die ihren Zuſammenhang mit

einem Reiche vernünftiger Wesen anerkennen, und ſich als Mitglieder deſſelben betrachten.

Die Politik, die Lehre von der Geſetzgebung in Rückſicht der Liebe, iſt der Inbegriff der Vorſchriften, welche aus der Anwendung der Geſetze des Verſtandes und der Vernunft auf die Verhältniſſe des liebenden Menſchen gegen den Staat, (gegen die bürgerliche Geſellſchaft,) fließen. Dieſe Vorſchriften, welche unſre liebenden Triebe nach den Pflichten leiten, die wir dem Staate und unſern Mitbürgern, als ſolchen, ſchuldig ſind, ſind allgemeingültig für alle Bürger.

Die Anſtandslehre in Rückſicht der Liebe iſt der Inbegriff der Vorſchriften, welche aus der Anwendung der mehrgenannten Geſetze auf die Verhältniſſe des liebenden Menſchen gegen die örtliche Geſellſchaft fließen, mit der er durch ſeinen Wohnort zuſammenhängt.

Endlich beſchäftigt ſich die Klugheitslehre damit, dem liebenden Menſchen in ſeinen Verhältniſſen gegen ſein abgeſondertes, zu ſinnlich angenehmen Empfindungen eingerichtetes Weſen, Vorſchriften

zu geben, die gleichfalls aus der Anwendung des Verſtandes und der Vernunft auf dieſe Verhältniſſe fließen. Kürzer: ſie iſt die Theorie, welche den Genuß des Lebens durch Liebe zu erhöhen lehrt.

Plato in ſeinem Gaſtmahle iſt Aeſthetiker der Liebe: Xenophon in den Oeconomicis Moraliſt: die Republik des erſten liefert vieles zur Politik der Liebe: die Galanterie des Mittelalters enthält größten Theils eine Anſtandslehre der Liebe, und Ovids, Bernards, Manſo's Künſte zu lieben ſind auf gewiſſe Weiſe als Klugheitslehren der Liebe zu betrachten.

Alles dieß zuſammen gehört zur Sittenlehre: zu dem Inbegriffe der Vorſchriften, welche das Betragen des Menſchen gegen ſich ſelbſt und andere leiten. In einem vollſtändigen Traktate von der Liebe müßten alle jene beſondern Theile der Sittenlehre in Rückſicht auf dieß Verhältniß des Menſchen abgehandelt werden. Ich habe dieß nicht gethan. Iſt meinem Werke darum der Vorwurf der Unvollſtändigkeit und des Mangels zu machen?

Ich glaube nicht! Ich habe nirgends eine vollſtändige Sittenlehre der Liebe verſprochen. Ich habe eine Abhandlung über die Veredlung und Verſchönerung der Liebe angekündigt, und dieſe hoffe ich zu liefern. Wenn man darunter etwas geſucht hat, was man nach beſtimmten Begriffen von demjenigen, was Edel und Schön iſt, zu erwarten nicht berechtigt war, ſo iſt dieß nicht meine Schuld.

Allein wer einmahl gelernt hat, die Geſetze des Verſtandes und der Vernunft auf den Beſchauungsgang anzuwenden, dem kann es nicht ſchwer fallen, auch die übrigen Verhältniſſe darunter zu bringen, in welche der Menſch zu den Gegenſtänden, die ihn auf andre Art reitzen, zu ſtehen kommt. Unſtreitig iſt diejenige Anwendung jener Geſetze auf das Verhalten des Menſchen, die ich verſucht habe, die ſchwerſte unter allen. Die Aeſthetik ſteht aber auch mit der Moral, mit der Politik, mit der Anſtands- und Klugheitslehre in ſehr genauer Verbindung. Sie hütet ſich nicht allein, die Vorſchriften dieſer Lehren zu beleidigen, damit die Wonne an der Beſchauung nicht geſtört werde; ſie

nimmt auch das Moraliſche, das Patriotiſche, das Anſtändige, das Kluge auf, und bildet es zu einem Gegenſtande wenneveller Beſchauung aus. Mannigfaltige Gelegenheit habe ich daher gefunden, in dem Laufe dieſes Theils über jene Gegenſtände zu ſprechen, und noch häufigere werde ich in dem dem dritten Theile finden, der ſich mit der Geſchichte der Liebe beſchäftigt.

Siebentes Buch.

Vom Veredeln und Verschönern der Liebe überhaupt.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Ihr, die ihr mir bis jetzt in meinen Untersuchungen über die Liebe gefolgt seyd, erntet nun die Frucht eurer Aufmerksamkeit und eurer Geduld ein! Ihr werdet nicht weiter Gefahr laufen, Gefühle und Empfindungen veredeln zu wollen, die der Liebe nicht gehören, oder sie mit Reitzen zu schmücken, die mit ihrem Wesen streiten.

Aber fern von uns sey auch der Irrthum, daß die Liebe bereits an und für sich selbst und unbedingt Anspruch auf unsere Schätzung, und sogar auf unsere Verehrung habe! In unzähligen Fällen ist diese Liebe nichts als gefährliche Schwäche, die Quelle unendlicher Leiden, das Verderben des Körpers und der Seele.

Aber gesetzt, sie erscheint auch nicht in diesem gehässigen Lichte; welcher Adel, welche Schönheit, welche Vollkommenheit, kann darin liegen, einem unwillkühr-

lichen Triebe zu huldigen, ſich einer Wonne zu überlaſſen, die oft in Begleitung des Bedürfniſſes erſcheint!

O ihr, die ihr Adel, Schönheit und Vollkommenheit der Fähigkeit zu lieben unbedingt beylegt; wißt, daß der rohe Wilde an unwillkührlicher Gutherzigkeit, an zärtlicher und leidenſchaftlicher Aufopferung für das Wohl des Geliebten dem Weiſen unter den aufgeklärteſten Nationen oft übertrifft! Wißt, daß es zur Würde des Menſchen gehört, ſeine liebenden Triebe zu leiten, und daß der überlegte Eigennutz nicht ſelten einen höhern Anſpruch auf unſere Achtung und auf das Gefühl des Edeln und Schönen haben kann, als jene inſtinktartige Liebe, die oft Unſeligkeiten und Laſter nutzt, den Geliebten zu beglücken!

Wir dürfen, wir müſſen die Liebe veredeln und verſchönern! Aber wie vielen Gefahren gehen wir hier wieder entgegen! Statt ſie edler erſcheinen zu laſſen, geben wir ihr vielleicht eine abentheuerliche und ungeheure Form; ſtatt ſie zu ſchmücken, machen wir ſie gezwungen und prunkend! Wie leicht entſchlüpft ſie während dieſer anmaßenden Bemühung unſern Händen, und Triebe, die der Selbſtheit oder dem Beſchauungsgehange gehören, bleiben allein zurück! was rettet uns vor dieſen Gefahren? Was dient uns zum Leitfaden in dieſem Labyrinthe? — Nichts als genaue Beſtimmung der Begriffe, aus denen richtige Grundſätze gefolgert werden mögen! In Anſehung der Liebe haben wir uns vielleicht nicht ohne Glück bemüht, dieſe nähere Beſtimmung zu geben. Auf meine Freunde! laßt uns noch einen Anſatz wagen, um den Fels zu erklimmen, der uns zu angenehmeren Gefilden führt! laßt uns beſtimmen, was Edel heiße, und was Schön?

Zweytes Kapitel.

Was heißt Edel?

Beyde Worte: Edel und Schön, bezeichnen Eindrücke und Bilder, die wollüstig und wonnevoll auf unſern Beſchauungsgehang wirken, d. h. auf diejenige Seite unſerer Reitzbarkeit, die bey völliger Ruhe unſers Beſtrebungsvermögens, bey abgezogener Aufmerkſamkeit von unſerm ſelbſteigenen Zuſtande, bloß durch die Bemerkung des Auffallenden der Eigenthümlichkeiten eines Gegenſtandes, dem wir uns von ferne nähern, zur Luſt oder Unluſt gereizt werden kann.

Hieraus ergiebt ſich ſogleich, warum beydes oft mit einander verwechſelt wird. Denn beydes ſetzt etwas Abſtechendes, Auffallendes und Hervorragendes zum Voraus, das unmittelbar bey der Wahrnehmung und Erkenntniß, ohne vorgängige Beziehung auf unſre Perſon, und unſre ſelbſtiſchen oder ſympathetiſchen Verhältniſſe, Wonne erweckt. Die Aufopferung für andere wird daher ſo wohl edel als ſchön genannt, in ſo fern wir ſie mit der Klugheit des Eigennutzes, oder mit der ſympathetiſchen Mitfreude vergleichen.

Allein wir unterſcheiden das Edle von dem Schönen, wenn wir verſchiedene Wonnegefühle, die dem Beſchauungehange gehören, unter ſich vergleichen. Edel, nicht ſchön, iſt dann das Rieſenmonument, das dem Zahne der Zeit ſeit Jahrtauſenden trotzt; ſchön, nicht edel, iſt die niedliche Bauernhütte, deren mahleriſche Form die Landſchaft belebt. Edel, nicht ſchön, iſt der mürriſche

Misanthrop, der sein Leben für die Mitbürger aufopfert, die er verwünscht; schön, nicht edel, ist die fein organisierte Seele, die in die gewöhnlichsten Handlungen einen Reitz für Aug' und Herz zu legen weiß.

Ich will hier gleich die Begriffe von beyden angeben, und sie dann einzeln zu entwickeln suchen.

Edel heißt das Bild von dem innern Gehalte, von dem Geistigen der Dinge, das auf unser höheres Wesen, auf unsern Geist, wonnevoll bey der bloßen Beschauung wirkt.

Schön heißt das Bild von der äußern Form der Dinge, das auf unser niederes Wesen wollüstig und wonnevoll bey der Beschauung wirkt.

Zuerst von dem Edeln!

Das Edle wird allemahl dem Gemeinen und Gewöhnlichen entgegengesetzt! Warum? Einmahl, weil die Empfindung, die wir mit diesem Nahmen bezeichnen, dem Beschauungshange gehört, der nur durch das Auffallende, Hervorragende, Abstechende der Gegenstände die wir aus der Ferne betrachten, gereitzt werden kann; zweytens, weil diese Empfindung dem höheren Seelenwesen in uns gehört: drittens, weil es allemahl Eigenschaften in den Gegenständen sind, die wir zu ihrem höheren Wesen rechnen, deren Bild diese Empfindung bey uns erwecken kann.

Dreist darf ich behaupten, daß jeder Mensch, er sey noch so sehr, oder noch so wenig kultiviert, an jedem Gegenstande, den er wahrnimmt und erkennt, etwas Inneres und etwas Aeußeres; etwas Geistiges und etwas Körperliches; einen Gehalt und eine Form

unterſcheidet. Dreiſt darf ich ferner behaupten, daß jeder Menſch an ſich ſelbſt ein niederes, dem Inſtinkte der Thiere ähnelndes Weſen, von einem andern höhern, das ihm als vernünftigen Menſchen zukommt, abſondert, und es fühlt, daß er mit dem letzten eigentlich in den innern Gehalt der Dinge, in dasjenige, was hinter dem Scheine iſt, eindringt, mit dem erſten aber nur die Form derſelben wahrnimmt. Denn auch Thiere ſind fähig, an bloße Sinnenerſcheinungen Erinnerungen eines gehabten, Vorahndungen eines zukünftigen Zuſtandes zu knüpfen, darnach Unterſchiede zu bilden, und darauf Schlüſſe zu bauen.

So verſchieden nach dem verſchiedenen Grade der Ausbildung unter den Menſchen die Begriffe von demjenigen ſind, was an den äußern Gegenſtänden zum Gehalt und zur Form gerechnet wird; ſo verſchieden eben dieſe Begriffe über dasjenige ſeyn mögen, was wir an uns ſelbſt zu unſerm höheren und niederen Weſen rechnen; ſo unläugbar ahndet ein Jeder dieſe Dinge und ihren Unterſchied, und fühlt die Verhältniſſe, die zwiſchen dem innern Gehalte und unſerm höhern Weſen, zwiſchen der bloßen Form und unſerm niedern Weſen Statt finden.

Es ſey mir erlaubt, unſer höheres Seelenweſen, die letzte Adhärenz unſers Ich's, wie ſchon oft von mir geſchehen iſt, unſern Geiſt zu nennen. Zwiſchen dieſem unſern Geiſte und dem innern Gehalte der Dinge findet nun oft nicht bloß ein Verhältniß, ſondern ein ſolches Wohlverhältniß Statt, daß wir bey ſeiner bloßen Beſchauung unſern Geiſt mit Wonne erfüllt ſehen: und dieſe Wonne ſetzen wir dann auf Rechnung der Edeln.

Nichts iſt nehmlich natürlicher, als daß wir den innern Gehalt der Dinge unſerm Geiſte aſſimilieren, da jener ſo wie dieſer dem Weſen der Dinge am nächſten liegt, und einen unſinnlichen Gegenſtand der Erkenntniß ausmacht. Dieß vorausgeſetzt, kann das Geiſtige des Gegenſtandes, unſern Geiſt zuweilen begeiſtern: theils durch die lebhafte Darſtellung, die unſere höhere, mit dem Geiſte in näherer Verbindung ſtehende Phantaſie von dem unſinnlichen auffaßt: theils durch die Verwandſchaft, worin dieſe unſinnlichen, geiſtigen Eigenſchaften mit den herrſchenden Trieben unſers Geiſtes ſtehen.

Die herrſchenden Triebe unſers Geiſtes, deren Inbegriff ſeine Sinnlichkeit, wenn ich ſo ſagen darf, ausmacht, ſind: die Neigung nach dem Gefuhle ſeiner Stärke, ſeiner Stetigkeit, ſeiner Fortdauer, ſeiner Erhöhung und Herrſchaft über andere Geiſter, und über ſein eigenes niedriges Weſen: geiſtiger Stolz, Ruhmſucht, u. ſ. w.

Die innern, geiſtigen Eigenſchaften der äußern Gegenſtände, deren Bilder mit dieſen Neigungen im Wohlverhältniſſe ſtehen, ſind Kraft, Dauer, Seltenheit, Fülle, Anſehn, u. ſ. w.

Wenn wir dieſe Eigenſchaften ausdrücklich auf unſer Selbſt beziehen, oder ſie ſympathetiſch mitempfinden, ſo gehört die Wonne, welche ſie unſerm Geiſte gewähren, nicht dem Beſchauungshange, mithin nicht dem Edeln. Wenn ich einen Menſchen von außerordentlicher Geiſtesſtärke und Feſtigkeit darum mit Wonne auffinde, weil ich ein muthvolles Unternehmen ſicherer mit ihm auszuführen hoffe; ſo gehört dieſe Wonne der baren Selbſtheit. Wenn ich mich darüber freue, daß mein Nebenmenſch in

der Stärke und Festigkeit seines Charakters ein Mittel zu seinem Glücke findet; so gehört diese Wonne der Sympathie.

Es giebt aber Verhältnisse, unter denen die bloßen Bilder des Geistigen, ohne alle eigennützige oder sympathetische Beziehung auf meine Person, unmittelbar in meinem Geiste Wonne bey der Beschauung erwecken, und diese Wonne gehört alsdann dem Edeln. Dieser Fall tritt jedesmahl ein, wo das Geistige unsere geistige Phantasie, (diejenige, welche das Unsinnliche darstellt,) mit lebhaften Bildern erfüllt, und unsre geistigen Triebe dunkel ruhet, ohne uns jedoch so nahe zu stehen, um von unserer Selbstheit als ein Mittel zur Befriedigung dieser Triebe beachtet, oder von unserer Sympathie als der Zustand eines andern Wesens gefühlt zu werden, in den wir uns theilend hineinversetzen.

Beyspiele werden die Sache am sichersten aufklären.

Jedes lebhafte Bild einer Aufopferung des Lebens, der Ruhe, der Bequemlichkeit, und überhaupt aller Neigungen, die zu unserm niedern Wesen gerechnet werden, kann uns mit der Wonne des Edeln erfüllen, wenn diese Aufopferung nicht unsern Eigennutz oder unser Mitleiden in Regung setzt.

Jedes lebhafte Bild der Herrschaft eines Menschen über andere Geister, der Erhebung zu Gott, als dem höchsten Geiste unter allen, kann uns mit der Wonne des Edeln erfüllen, sobald wir weder einen selbstischen noch sympathetischen Antheil daran nehmen.

Jedes lebhafte Bild einer außerordentlichen Auszeichnung, die dem geistigen Stolze, ja nur der Ruhmsucht anderer Menschen schmeichelt, kann unter eben den angegebenen Bedingungen die Wonne des Edeln erwecken.

Auffallender iſt dieß noch, wenn die Auszeichnung auf Nachruhm hinweiſet, wenn Ideen von Dauer, von Ewigkeit, ſich damit verbinden.

Oft betrachten wir die Bilder des Geiſtigen gar nicht als Eigenſchaften einer beſondern Perſon, oder eines Menſchen. Das Unbegreifliche, Furchtbare, Majeſtätiſche, Gewaltige, Prächtige, Dauernde, — gleichviel, wo und bey wem es angetroffen wird, — erweckt lebhafte Bilder eines hervorragenden, außerordentlichen Geiſtigen, und wirkt die Wonne am Edeln.

Wir nehmen dieſe Bilder ſogar von ſichtbaren Körpern ab, von deren ausgezeichneten Merkmahlen wir einige zu ihrem Innern, Geiſtigen, andere zu ihrem Aeußern, Körperlichen, rechnen. So wird das Hohe, das ausgedehnte Ebene, das Gleiche, das abgemeſſen Wiederkehrende, das Glänzende, u. ſ. w. zu Bildern des Edeln an Bäumen, Felſen, Gewäſſern, Gegenden, Gebäuden, Geſtalten der Thiere und der Menſchen.

In dieſen und hundert andern ähnlichen Fällen erweckt das Unſinnliche die Wonne des Beſchauungshanges, durch eine lebhaftere Wirkſamkeit derjenigen Phantaſie, die darum die geiſtigere genannt zu werden verdient, weil ſie Bilder des Geiſtigen ſchafft, und durch eine dunkle Rührung, in welche ſie die herrſchenden Triebe unſers Geiſtes verſetzt.

Allein von dieſem Edeln kann einiges den Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft unterworfen werden, anderes nicht. Dieß letzte nenne ich das vage, unbeſtimmt Edle, das erſte aber das äſthetiſch Edle. Das moraliſch Edle macht einen Theil

des äſthetiſch Edeln aus, wie die Folge ſogleich leh-ren wird.

Unabhängig von den Bedingungen, unter denen ein Bild unſre geiſtige Phantaſie und die herrſchenden Triebe unſers Geiſtes zur Luſt, zur Wonne, reizen kann, exiſtieren in unſerm Innern gewiſſe Geſetze, deren Erfüllung uns nicht ſo wohl dieſes ſichert, daß wir in dem gegenwärtigen Augenblicke, und für unſer Individuum Luſt empfinden, als vielmehr dieß: daß die Luſt für die ganze Dauer unſrer Exiſtenz ſicherer wie-derkehren, und von andern Menſchen mit uns empfunden werden wird. Dieſe Geſetze drücken wir mit den Worten aus: das Edle muß wahr, es muß zweckmäßig ſeyn.

Wahr iſt ein Ding, wenn wir bey ſeiner Erkennt-niß, Zuſammenhang der mannigfaltigen Theile woraus es beſteht, und beſtimmte Abſonderung dieſes zuſam-menhängenden Mannigfaltigen von andern Dingen, die mit ihm in Raum und Zeit zugleich erſcheinen können, in ſolcher Maße antreffen, daß wir hoffen dür-fen, daß wir ſelbſt es unter allen Verhältniſſen als etwas Beſtehendes unterſcheiden, und daß andere Menſchen es mit uns unterſcheiden werden. Dieſe Wahrheit zu finden, iſt das Geſchäft unſers Verſtandes.

Zweckmäßig oder tüchtig, iſt ein Ding, wenn es in ſeinen innern Verhältniſſen dergeſtalt wohlgeordnet, und in ſeinen Verhältniſſen zu äußern Gegenſtänden die-ſen dergeſtalt angemeſſen befunden wird, daß wir ſelbſt unter allen Lagen das Ding ſeine Beſtimmung aus-füllen zu ſehen hoffen dürfen, und uns darauf verlaſſen, daß andere Menſchen es eben ſo beurtheilen werden.

Diese Zweckmäßigkeit oder Tüchtigkeit zu finden, iſt das Geſchäft der Vernunft.

Um aber über die Wahrheit und Zweckmäßigkeit eines Dinges zu urtheilen, muß nothwendig dieſes Ding ein Ganzes ſeyn, das nach Gattung und Art, wenigſtens einem empiriſchen Begriffe von ſeinem Weſen und ſeiner Beſtimmung unterworfen iſt. Wo dieß nicht der Fall iſt, da können wir unmöglich ein Urtheil darüber fällen, ob es alles hat, und es in der Maße hat, um es allemahl wieder zu erkennen, und es allemahl als geſchickt zu einer gewiſſen Beſtimmung wieder zu finden.

Dieſe Geſetze des Verſtandes und der Vernunft laſſen ſich nun auch auf das Edle anwenden, um das Allgemeingültige deſſelben zu beurtheilen.

Das Aeſthetiſch Edle iſt nehmlich dasjenige Bild eines geiſtigen Weſens, das meinen Geiſt unter Leitung des Verſtandes und der Vernunft mit Wonne an ſeiner bloßen Beſchauung erfüllt.

Das Bild des Ganzen eines moraliſch edeln menſchlichen Geiſtes iſt das Ideal, iſt eine Art von Regel für alles übrige äſthetiſch Edle.

Ein Geiſt, der ſich aus freyer Selbſtbeſtimmung alle Eigenſchaften, welche das höhere Weſen des Menſchen begründen, in möglichſter Höhe, Ausdehnung und Beſtimmtheit beyzulegen ſucht; ein Geiſt, der möglichſt wohlgeordnet in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen zu ſich ſelbſt während der ganzen Dauer ſeiner Exiſtenz, möglichſt angemeſſen den Verhältniſſen der Dinge um ihn her, und dadurch geſchickt erſcheint zur Ausfüllung ſeiner Beſtimmung, das Wohl aller vernünftigen Weſen zu befördern; — ein ſolcher Geiſt iſt wahr, iſt zweck-

mäßig. Er erweckt nicht bloß für mich, und in einem einzigen Augenblicke meines Lebens, ein lebhaftes Bild in meiner geistigen Phantasie, das zugleich meine geistigen Neigungen wonnevoll rührt; nein! ich bin sicher, daß ich selbst immer so von ihm werde afficiert werden, und daß Andere eben diese Empfindung immer mit mir erhalten müssen.

Dieß Ideal des ästhetisch Edeln, dieß moralisch edle Ganze, schwebt besonders dem kultivierten Menschen beständig vor, und erleichtert ihm das Urtheil über das Wahre und Zweckmäßige alles andern Edeln, das sich nach Verschiedenheit der Gegenstände sehr vielfältig modificieren muß.

Beurtheilen wir nehmlich die einzelne Handlung, die als moralisch edel vor uns aufgestellt wird, so fällt das Urtheil ganz anders aus, als wenn wir den moralischen Charakter, aus dem sie fließen sollte, im Ganzen beschauen. Eine Aufopferung der niedrigeren Triebe der Selbstsucht, die bestimmt auf die Absicht, andern Menschen nützlich zu seyn, zurückweiset, und ihnen wirklich nützlich wird, rechtfertigt das Gefühl des Edeln vor unserm Verstande und unsrer Vernunft. Sie hat alles, was zur Wahrheit und Zweckmäßigkeit einer einzelnen tugendhaften Handlung erfordert wird. Wer uns aber einen tugendhaften Mann schildern, und nur einen einzigen Zug dieser Art in sein Gemählde hineinbringen wollte, den eine vorübergehende Aufwallung von Pflichtgefühl hervorgebracht hat, würde der wohl das Bild und das Gefühl des ästhetisch Edeln erwecken können? Ein Curtius, ein Wollüstling, beschließt ein Leben voll der niedrigsten Ausschweifungen mit einem heldenmüthigen Tode: er stürzt sich in den Abgrund, um seine Mitbür-

aer von der Peſt zu befreyen, und er befreyet ſie! Was iſt hier äſthetiſch edel? Curtius, oder ſeine That? Unſtreitig nur die letzte! Der Charakter kann nur ein unbeſtimmt edles Bild und Gefuhl erwecken.

Beurtheilen wir die Stärke des Geiſtes, abgezogen von ihren Gründen und Folgen, als ein Ganzes fur ſich; ſo wird das Urtheil wieder verſchieden modificiert. Jede Gewalt des hoheren Weſens an uns über das niedrige erweckt das Gefuhl des äſthetiſch Edeln, wenn ſie nur beſtimmt auf Stärke zurückweiſet, und nicht mit Schwäche verwechſelt werden kann; wenn ſie wirklich als geſchickt erſcheint, immer über die Sinnlichkeit zu triumphieren. Der Märtyrer eines Irrthums, den er fur Wahrheit erkennt, zeigt eine äſthetiſch edle Gewalt über ſich ſelbſt, ſo lange uns nur dieſe Gewalt, nicht aber das Moraliſche der Handlung als ein Ganzes im Bilde dargeſtellt wird. Geſchieht dieß, ſo verliert ſich das äſthetiſch Edle. Der Mönch, der ſich aus Schwärmerey oder aus Eigenſinn für die runde oder ſpitze Kapuze freudig braten läßt, iſt kein äſthetiſch edler Gegenſtand, weil offenbar unſer Urtheil nicht bloß die Stärke ſeines Geiſtes, ſondern zugleich das Moraliſche der Handlung umfaßt, und zwiſchen beyden ein auffallendes Mißverhältniß in Rückſicht auf Wahrheit und Zweckmäßigkeit antrifft. Aus eben dieſen Gründen kann der Terroriſt, der ſich willig dem Tode darbietet, um nur eine anarchiſche Schreckensregierung, die er aus Ueberzeugung für die beſtmöglichſte hält, unter ſeinem Volke einzuführen, nie ein äſthetiſch edles Bild abgeben. Hingegen werden ein Polyeukt, eine Sophronia, eine Corday, welche die Götzen einer falſchen Religion, oder einer verirrten Volksgunſt zerſtören, und dafur dem Tode mit Muth entgegenſehen, äſthetiſch edle

Bilder abgeben, weil unſre Aufmerkſamkeit auf das Ganze der moraliſchen Handlung nicht hingezogen, und das Unwahre, Unzweckmäßige, was in dieſer Rückſicht darin liegen würde, nicht beachtet wird. Dieſe Perſonen erſcheinen uns wahr und zweckmäßig als ſtarke Geiſter, und unterſcheiden ſich in dieſer Rückſicht noch ſehr von denjenigen, die bloß in einem Anfalle von Leidenſchaft oder Verzweiflung, oder gar in ihrem Leichtſinne oder in ihrer Apathie, eine vorübergehende Stärke finden, die mit der Schwäche in ihrem ganzen übrigen Benehmen contraſtiert.

Demungeachtet können wieder jede Leidenſchaft, jede Geſinnung, jede Handlung, etwas äſthetiſch Edles zeigen, in ſo fern ſie nur für ſich, und ohne Beziehung auf etwas Weiterliegendes betrachtet, und den Geſetzen des Wahren und Zweckmäßigen unterworfen werden können. Es iſt äſthetiſch edel, wenn wir den Ruhmſüchtigen, als ſolchen betrachtet, gern ſein Leben aufopfern ſehen. Aber der Liebende, der, unbekümmert um das Nachweinen des Geliebten, ſein Leben willig hingeben würde, um ſich den Nachruhm der Großmuth zu ſichern; der würde nicht wahr, nicht zweckmäßig, als Liebender, mithin nicht äſthetiſch edel erſcheinen. Es iſt äſthetiſch edel, wenn der Liebende Gewalt und Anſehn aufopfert, um ſich ganz dem Glück der Geliebten zu widmen, und in ihren Armen dem Glanze des Throns gern entſagt. Aber in dem Bilde des Ruhmſüchtigen hat dieß nichts äſthetiſch Edles. Ja! der Mann, der willig den Thron verläßt, um bey der Geliebten ſein Leben zu vertändeln, zeigt nicht einmahl als Liebender etwas äſthetiſch Edles, wenn das Bild klar auf Selbſt-

ſucht der niedrigſten Art, und nicht auf den Wunſch hinweiſet, das Geliebte zu beglücken.

Eben ſo verhält es ſich nun mit allen übrigen Gegenſtänden, die das Bild und das Gefühl des Edeln erwekken können, mit unſinnlichen und körperlichen Gegenſtänden; mit Naturproducten und Kunſtwerken; mit Gegenden, menſchlichen und thieriſchen Geſtalten; mit Gedichten, Gebäuden, Statuen, Gemählden, u. ſ. w. Ehe dieſe Gegenſtände nicht wenigſtens einem empiriſchen Begriffe von ihrem Weſen und ihrer Beſtimmung unterworfen ſind, wornach ihre Wahrheit und Zweckmäßigkeit beurtheilt werden mag; ehe kann ihre Kraft, Gewalt, Hohe, Einfachheit, Feſtigkeit, Dauer, Dunkelheit, Glanz, u. ſ. w. nur unbeſtimmt edle Bilder und Empfindungen erwecken. Dann aber werden ſie äſthetiſch edel, wenn dieſe Bilder mit dem Weſen und der Beſtimmung der Gegenſtände, von denen ſie abgenommen werden, zuſammengehen, und dadurch zugleich wahr und zweckmäßig erſcheinen. Ein gewiſſes Dunkel erweckt leicht das Bild des Unbegreiflichen, Geheimnißvollen, Feyerlichen, Majeſtätiſchen, und dadurch Bilder eines Geiſtigen, das auf unſern Geiſt wonnevoll wirkt. Es iſt unbeſtimmt edel. Ein düſterer Dohm, der Verehrung der Gottheit geweiht, kann äſthetiſch edel ſeyn. Wer aber ein Odeum, einen Ort, der zu öffentlichen Vergnügungen beſtimmt wäre, düſter einrichten wollte, um ihm einen edeln Charakter zu geben, würde eine Abſurdität begehen. Ausgebreitete Ebenen, Wiederholungen der nehmlichen Geſtalten in abgeſtuften Zwiſchenräumen, erwecken leicht Bilder des Unendlichen, Unermeßlichen, Ewigen, und dadurch Bilder eines Geiſtigen, das wonnevoll auf unſern Geiſt wirkt. Sie ſind unbeſtimmt

edel. An Colonnaden und Prachtsälen sind sie ästhetisch edel. Landschaften, die auf diese Art angeordnet wären, würden aber widerlich einförmig erscheinen.

Also ist das unbestimmt Edle von dem ästhetisch Edeln verschieden. Dieß letzte ist das Geistige in einem jeden Gegenstande, das unsere geistige Phantasie mit lebhaften Bildern erfüllt, die dunkel auf unsere geistigen Neigungen wirken, und uns dadurch bey der bloßen Beschauung unter Leitung des Verstandes und der Vernunft mit Wonne erfüllen.

Das moralisch Edle ist eine Art des ästhetisch Edeln, in so fern das Bild des Geistigen mit dem sittlichen Charakter des Menschen, dem Ideal des ästhetisch Edeln, in näherem Verhältnisse steht.

Drittes Kapitel.

Was heißt Schön?

So viel über das Edle, nun zu dem Schönen! Ich habe bereits den Begriff im Allgemeinen angegeben; ich habe gesagt, daß wir mit diesem Nahmen die Formen der Dinge bezeichnen, die auf unser niederes Wesen wonnevoll bey der bloßen Beschauung wirken.

Ich wiederhole es: der Begriff von dem, was Form an einem Gegenstande ist, läßt sich schwer im Allgemeinen angeben. Bey der Anwendung auf das Einzelne ist er leicht zu fassen. Der Inbegriff der Merk-

mahle, die wir bey der Erkenntniß eines Gegenſtandes mehr von ſeinen Verhältniſſen mit der Sinnenwelt, als von ſeinen Verhältniſſen mit dem Reiche des Unſichtbaren abnehmen, macht ſeine Form aus. So iſt am Menſchen der Körper die Form, die Seele der Gehalt; an dem Körper, die Geſtalt die Form, der Ausdruck in Mienen und Geberden der Gehalt; an der Seele das niedere Weſen die Form, das höhere der Gehalt; an jenem niedern Weſen der Seele: die Anlagen zur Empfindung und Bearbeitung deſſen, was die Sinne reitzt, die Form; hingegen die Anlage zur Empfindung und Bearbeitung deſſen, was die Phantaſie und das Herz reitzt, ſo wie zur Unterwerfung unter die Regeln des Verſtandes und der Vernunft, der Gehalt. Betrachtet man das höhere Weſen an uns, den Geiſt, für ſich, ſo werden Verſtand und Vernunft den Gehalt, die hohere Phantaſie und das höhere Empfindungsvermögen hingegen die Form abgeben. In dem Verſtande und der Vernunft wird wieder Sittlichkeit als Gehalt; Klugheit als die Form angenommen werden können: in der Sittlichkeit wird das Geſetzmäßige die Form; der Zweck, (das Wohl aller vernünftigen Weſen,) hingegen den Gehalt ausmachen: endlich wird in allem dieſem das Ich, das immer Beſtehende im Menſchen, dem alle angezeigte Veränderungen zukommen, wie der Gehalt in der Form erſcheinen.

Allemahl wird alſo das Aeußere dem Innern, das Körperliche dem Unkörperlichen; — das Vergegenwärtigte dem Geahndeten und Anerinnerten; — das Niedere dem Höheren; — der Sinnenreitz dem Reitz des Herzens und der Phantaſie; — das Geiſtige dem Ver-

nunftmäßigen; — das Vernunftmäßige dem Moralischen; — das Zweckmäßige dem Zweck; endlich das Veränderliche dem Beſtehenden; — wie Form dem Gehalte entgegengeſetzt ſeyn.

Bey jedem Gegenſtande werden dieſe Begriffe anders modificiert. Oft iſt etwas Form an einem Gegenſtande, was an dem andern zum Gehalte gehört. Die Stufe der Leiter zum Reiche des Ueberſinnlichen, worauf ein jeder Gegenſtand ſteht, giebt darunter die nähere Beſtimmung an die Hand. Es giebt Gegenſtände, die in Vergleichung mit allen übrigen als Formen erſcheinen, und dennoch gewiſſe Merkmahle zeigen, die als Gehalt von dem Aeußern, der Form, abgeſondert werden. So iſt die Münze, in ſo fern ſie repräſentatives Zeichen des Vermögens iſt, offenbar nur zu den Formen gehörig; und dennoch unterſcheidet man an ihr die Form, das Gepräge, von ihrem laufenden Werthe. So ſind Statuen, Gemählde nur Formen; aber Farben, Beleuchtung, Umriſſe, Aufriſſe und Ründung, unterſcheiden ſich, als Form, deutlich von der Bedeutung und dem Ausdruck, die hier für den Gehalt genommen werden. Das Gedicht iſt gleichfalls nur Schein, nur Form; Aeußerung einer Empfindung des Herzens, Darſtellung der Bilder der Phantaſie; aber die Einkleidung wird deutlich von der Wahrheit der Empfindung, von der Vergegenwärtigung, von dem Sujet ſelbſt, als von etwas Innerem, unterſchieden.

Eben ſo wenig läßt ſich im Allgemeinen der Begriff von unſerm niedern Weſen mit Leichtigkeit faſſen. Bey der Anwendung auf einzelne Fälle, und im Gegenſatze gegen das höhere, den Geiſt, ſtellt er ſich gleichſam von ſelbſt dar. Es iſt der Inbegriff von Kräften

an uns, die mit dem Inſtinkte der Thiere in näherem Verhältniſſe ſtehen, als mit der Natur vernünftiger Weſen. Als da ſind unſere Sinnen: da iſt unſer thieriſches Wahrnehmungsvermögen, das Erinnerungen eines vergangenen, Vorahndungen eines zukünftigen Zuſtandes an gegenwärtige ſinnliche Eindrücke knüpft, darnach wieder erkennt, und Merkmahle für's Künftige aufnimmt; da iſt beſonders diejenige Phantaſie, die das Unkörperliche verkörpert, das abweſende Sinnliche mit der Lebhaftigkeit eines gegenwärtigen ſinnlichen Eindrucks empfindet; dahin gehören endlich alle diejenigen Triebe und Neigungen, welche zu ihrer Befriedigung körperliche Gegenwart, oder wenigſtens Unterhaltung und Genuß für den Augenblick verlangen, das Neue und Abwechſelnde dem Dauernden und Beſtehenden, das Allmählige dem Anſtrengenden, und das Niedliche und Feine dem Großen und Starken vorziehen. —

Inzwiſchen modificiert ſich der Begriff von dieſem unſerm niedern Weſen ins Unendliche, bey jeder verſchiedenen Wirkſamkeit, worin wir unſre Kräfte bey der Wahrnehmung und Erkenntniß eines Gegenſtandes antreffen. Dasjenige Vermögen in uns, das den Geiſt der Gottheit fühlt, iſt das höhere Weſen, in Vergleichung mit demjenigen, das nur den Geiſt in der Statue Jupiters empfindet. Immer aber iſt das für den Adel in dieſer Statue empfindliche Weſen ein höheres, als dasjenige, das nur für den Liebreiz einer Venus Sinn hat: dieß wieder höher, als dasjenige, was bloß von der todten Geſtalt gereizt wird; und dieß iſt dennoch wieder höher, als dasjenige, das in der Göttin nur das Werkzeug niederiger Begierden ahndet.

Hieraus folgt, daß kein Gegenſtand gedacht wer-
den mag, bey deſſen Erkenntniß wir nicht zwey Weſen
in uns geſchäftig fühlen könnten, von denen wir, beyde
gegen einander geſtellt, das eine zu dem andern im
Verhältniſſe des höheren zu dem niederen antreffen ſoll-
ten. Wir denken uns nicht die Gottheit ohne Erſchei-
nungen ihrer Vollkommenheit, die ein Weſen in uns
auffaßt, das im Verhältniſſe zu demjenigen, welches die
Subſtanz der Gottheit ſelbſt auszuahnden ſucht, das nie-
dere iſt. Wir betrachten keine Pflanze, keinen Stein,
ohne das Weſen in uns, das dieſe Körper nach Gattung
und Art einem Begriffe von ihrem Weſen und ihrer Be-
ſtimmung unterwirft, von demjenigen zu unterſcheiden,
das ihre körperlichen Eigenſchaften wahrnimmt, und
über ihre Höhe, Härte, u. ſ. w. urtheilt.

Genug! Alle Gegenſtände haben eine Form, und
haben einen innern Gehalt: bey aller Erkenntniß eines
Gegenſtandes iſt ein höheres und ein niederes Vermögen
in uns geſchäftig. Wenn die Form eines Gegenſtandes
unſer niederes Weſen zur Wolluſt und Wonne der Be-
ſchauung einladet, ſo nennen wir das Bild und die
Empfindung Schön, zur Unterſcheidung von derjenigen
Beſchauungswonne, die wir mit dem Nahmen des Edeln
bezeichnen.

Wenn wir ſehr beſtimmt reden wollen, ſo dürfen
wir das Wort ſchön, das von Scheinen, Glän-
zen, herkommt, nur von der ſichtbaren Form der Kör-
per gebrauchen, die unmittelbar unſre Sehkraft, unſer
Auge, zu wollüſtigen Gefühlen reizt, ohne unſern ſub-
ſtanziellern Körper, unſern Leib, zu berühren. Allein
alle unſere Organe ſind Agenten unſers niedern Weſens
und des damit verbundenen Beſchauungsbanges; und

überhaupt ſind alle Kräfte, die bey der Wahrnehmung und Erkenntniß der Form eines Gegenſtandes, er mag materiell oder immateriell ſeyn, in Wirkſamkeit gerathen, als Werkzeuge anzuſehen, durch deren Mittel wir Bilder und Gefühle des Schönen erhalten.

Das Wohlverhältniß zwiſchen den Formen der Gegenſtände und unſerm niedern Weſen beruht auf ſehr vielfachen Gründen. Einiges liegt an der unmittelbar wohlthätigen Wirkung der ſinnlichen Eindrücke auf unſre Nerven. Einiges an der angenehmen Wirkſamkeit, worein unſer thieriſches Wahrnehmungsvermögen und unſre verkörpernde Phantaſie gerathen; einiges endlich an der dunkeln Anregung unſerer niedern Neigungen nach körperlichem, oder wenigſtens gegenwärtigem Genuß, nach allmähliger Thätigkeit, und ſo weiter.

Damit aber das Wohlverhältniß zwiſchen der Form der Gegenſtände und unſerm niedern Weſen eine Wolluſt und Wonne der Beſchauung hervorbringe, wird durchaus erfordert, daß es ein Verhältniß aus der Ferne ſey, worein beyde mit einander kommen. Denn ſobald meine Organe ſich dem Körper dergeſtalt nähern, daß entweder meine Hand ſich in die ſanfte Oberfläche einlagern will, oder daß mein Gaumen die Speiſe, die ihn durch das Auge reizt, überzunehmen trachtet; ſo gehört die Wolluſt nicht dem Beſchauungshange meines niedern Weſens, ſondern ſeiner Sympathie und Selbſtheit. Eben ſo verhält es ſich mit dem thieriſchen Wahrnehmungsvermögen und der verkörpernden Phantaſie. Wenn ich mich darum von der phyſiſchen Gegenwart eines Körpers

zu überzeugen, oder mir das Bild des Abwesenden leibhaft darzustellen suche, weil ich einen anschaulicheren Begriff dadurch zu erhalten, oder einen jeden andern weiter liegenden Trieb dadurch zu begünstigen hoffe; so gehört die Wonne nicht dem Beschauungshange, sondern der Selbstheit und Sympathie. Gewiß empfindet der Geitzige, der bey dem Anblick des glänzenden Goldes in Entzuckung geräth, nicht die Wonne des Schönen, sondern der Selbstheit. Gewiß hat der Freund, der die blühende Farbe des Freundes darum so gern ansieht, weil sie ihm die sinnliche Ueberzeugung von dessen Wohlbefinden giebt, nicht die Empfindung des Schönen, sondern der Sympathie. Und eben so wenig wird man behaupten mögen, daß derjenige die Wonne des Schönen empfinde, dem es gelingt, sich das Bild eines abwesenden Weibes mittelst der Phantasie zu verkörpern, um dadurch seine Lüsternheit zu begünstigen.

Wenn es gleich nicht geläugnet werden kann, daß viele selbstische und sympathetische Triebe unsers niedern Wesens bey der Wonne am Schönen im Geheimen mitwirken; so muß es doch durchaus unter solchen Verhältnissen geschehen, unter denen eine ausdrückliche, deutliche Beachtung und Beziehung auf unsre Selbstheit und Sympathie der Regel nach nicht Statt findet. Solche Verhältnisse liefern besonders die schönen Künste und die Geschichte längst vergangener Begebenheiten. Früchte, weibliche Figuren, aus Marmor gebildet, oder im Gemählde gesehen, regen höchst wahrscheinlich sehr selbstische Triebe in uns auf; dichterische Darstellungen rührender und unterhaltender Situationen aus dem geselligen Leben laden uns zur Sympathie ein; aber alles dieß liegt uns zu fern, als daß wir dabey an wirklichen Ge-

nuß für unſre Selbſtheit oder Sympathie denken, und dieſen als den Zuſtand beachten ſollten, warum uns das Bild gefiele. Unſre Aufmerkſamkeit bleibt vielmehr von unſerm wirklichen Zuſtande ab, und auf die Eigenthümlichkeiten des äußern Gegenſtandes hingeleitet. Was bey den Werken der ſchönen Künſte ſo auffallend iſt, das kann auch bey wirklichen Gegenſtänden Statt finden. Wer wird es läugnen wollen, daß wir eine vegetierende Frucht, ein lebendes Weib, eine Situation im gemeinen Leben unter gewiſſen Verhältniſſen mit Wolluſt und Wonne beſchauen können, ohne Eßluſt, Lüſternheit und Begierde nach wirklicher Theilnehmung zu empfinden?

Ich glaube hierdurch den vorhin aufgeſtellten Begriff des Schönen gerechtfertigt zu haben: es iſt die Form, der Schein der Gegenſtände, der auf unſer niederes Weſen bey der bloßen Beſchauung Wolluſt und Wonne erweckt.

Ehe ich den Unterſchied zwiſchen dem unbeſtimmten Schönen und dem äſthetiſch Schönen entwickle, ſey es mir erlaubt, einen bereits bemerkten Umſtand noch einmahl in Erinnerung zu bringen. Das Schöne wird nur dann in der angegebenen eingeſchränkten Bedeutung genommen, wenn es dem Edeln entgegengeſetzt wird. Sonſt wird überhaupt alles, was wollüſtig und wonnevoll auf den Beſchauungshang überhaupt wirkt, mit dem Nahmen des Schönen bezeichnet.

Das Schöne wird aber dem Edeln in einer doppelten Beziehung entgegengeſetzt: Ein Mahl, in ſo fern wir auf das Weſen und die Beſtimmung der Bilder, die unſern Beſchauungshang reitzen, überhaupt Rückſicht nehmen, und dieſe unter ſich in Formen und Wirklichkeiten eintheilen: dann, in ſo fern wir an jedem einzelnen

Gegenſtande wieder etwas Form und Gehaltmäßiges wahrnehmen.

Alle Werke der ſchönen Künſte gehören zu dem Gebiete des Schönen, weil ſie in Vergleichung mit wirklichen Gegenſtänden der Natur und der Künſte des Nutzens als Formen erſcheinen, und das Weſen in uns, worauf ſie wirken, in Vergleichung mit demjenigen, wodurch wir über das wirklich Vorhandene und wirklich Brauchbare urtheilen, zu dem niedern an uns gehört.

Allein an dieſen ſchönen Werken giebt es wieder vieles, das wir ihrem innern Gehalt beylegen, und in Vergleichung mit demjenigen, was unſere Sinne und unſern Inſtinkt zur Wolluſt und Wonne reizt, zum Edeln rechnen. Z. B. die Natur des Apollo von Belvedere gehört zu dem Gebiete des Schönen, in Vergleichung mit dem Charakter eines Cato, der den Untergang der Republik nicht überleben will. Allein die Hoheit des Ausdrucks, die über die ganze Figur des Apollo ausgegoſſen iſt, gehört, in Vergleichung mit ſeiner todten Geſtalt, zu dem Edlen.

Auf der andern Seite haben auch alle Gegenſtände, die wir zu dem Edeln rechnen, etwas Formartiges an ſich, was im Gegenſatze zu dem innern Gehalte als Schön beurtheilt werden muß. Z. B. Aufopferung für andere gehört zu dem Edeln. Aber die Worte, die Geberden, die Handlungen, worin ſich dieſe Aufopferung einkleidet, werden mit Recht zu dem Schönen gerechnet.

So wie man das Edle in das unbeſtimmte und äſthetiſch Edle eintheilt, ſo muß eben dieſe Eintheilung bey dem Schönen Statt finden.

Wir können nehmlich auf die Bilder der Formen, welche unſern Beſchauungshang zur Wonne reitzen, Geſetze des Verſtandes und der Vernunft anwenden, eine Wahrheit und eine Tüchtigkeit an ihnen erkennen, und dadurch auf eine Allgemeingültigkeit unſers Urtheils, daß eine gewiſſe Form bey der bloßen Beſchauung mit Wonne empfunden werden müſſe, Anſpruch machen. Ohne dieſe Geſetzmäßigkeit gleicht das Schöne bloß dem Wohlſchmeckenden, und iſt keiner Beurtheilung zu unterwerfen.

Es iſt gewiß, daß die Geſetze des Verſtandes und der Vernunft, ſo immateriell ſie an ſich ſeyn mögen, ſich dennoch unſerer Seele unter Bildern darſtellen, und gleichſam zu Regelformen werden können. Die regulären mathematiſchen Figuren geben davon auffallende Beyſpiele. Aber überhaupt wird leicht zu faſſen der Zuſammenhang und Beſtimmtheit in den ſinnlichen Merkmahlen, die wir von einem Bilde aufnehmen, zur Form der Wahrheit: ein leicht abzumeſſendes Verhältniß der Theile gegen einander, und des Ganzen des Bildes zu dem Raume und zu der Zeit, worin es erſcheint, zur Form der Zweckmäßigkeit oder Tüchtigkeit.

Der freyeſte Zierrath kann dieſen Regelformen unterworfen werden, ja er muß es werden, wenn er äſthetiſch ſchön ſeyn ſoll. Nur in wenigen Fällen iſt die Anwendung dieſer Geſetze zu fein, als daß wir ihr auf die Spur kommen ſollten; aber wir ahnden ſie auch da, wo wir ſie nicht begreifen. So kann bereits die unbedeutendſte Blumenranke einen Umriß zeigen, der ſich in allen ſeinen leicht an einander hängenden Direktionen beſtimmt von dem Raume abſondert, in dem er erſcheint: Bild der Wahrheit; ſie kann in ihren Sproſſen wohl balanciert, in dem Verhältniſſe ihrer Spitze zu ihrem

Fuße wohl ponderiert seyn: beydes Bilder des Wohlgeordneten; sie kann endlich mit dem Grunde, von dem sie absteht, leicht wieder vermählt werden; Bild der Angemessenheit, mithin der Zweckmäßigkeit.

Je weiter man zu Arabesken, Cartouschen, und andern sichtbaren Körpern hinauf steigt, die ein sichtbares Ganze ausmachen, desto leichter wird die Anwendung nicht allein der Regelformen, sondern auch gewisser empirischer Begriffe von demjenigen, was die Form dieser Körper zeigen muß, um zu einer gewissen Gattung und Art von Körpern zu gehören, und ihre Bestimmung auszufüllen. Man fängt an Begriffe des Leichten, Natürlichen, Einfachen, u. s. w. auf sie anzuwenden, und nimmt bey ihrer Beurtheilung auf den Ort Rücksicht, wo sie angebracht sind. Eben dieß trifft aber auch auf dasjenige Schöne zu, welches uns durch das Ohr und das innere Wahrnehmungsvermögen zugeführt wird. Jede Tonfolge muß unter sich leicht zusammenhängen, und sich durch ein bestimmtes Zeitmaß von andern Arten von Tonfolgen wohl unterscheiden lassen; Bild der Wahrheit. Sie muß aber auch wohlgeordnete Abstufungen, leichte Uebergänge in andere Tonfolgen darbieten; Bild der Zweckmäßigkeit. — Wenden wir diese Grundsätze noch auf das Mechanische der Poesie an! — Jeder Vers muß durch ein bestimmtes Metrum leicht zusammenhängen, und sich von andern Arten der Einkleidungen unserer Gedanken, und von andern Versarten bestimmt unterscheiden; er muß aber auch seine Cäsur, seine periodische Rundung, seine männlichen und weiblichen Reime haben, die ihm inneres Gleichgewicht in seinen Theilen unter einander geben,

und ihn mit andern Verſen wieder in angemeſſene Verbindung ſetzen.

Man verſtehe mich aber nicht unrecht! Ich behaupte nicht, daß es hinreichend ſey, Bilder der Wahrheit und Zweckmäßigkeit auf eine Form anwenden zu können, um dieſe äſthetiſch ſchön zu machen! Nein! Die Formen müſſen an ſich ſchon das unbeſtimmte **gemeine Schöne an ſich tragen, und ſich** dann außerdem jenen geſetzmäßigen Formen anpaſſen laſſen, um äſthetiſch ſchön zu werden. Keine geometriſche Figur wird durch die Beſtimmtheit, den leichten Zuſammenhang ihrer Umriſſe, und durch das Wohlverhältniß ihrer Theile ſchön. Aber ein Geſicht wird äſthetiſch ſchön, wenn es zu gleicher Zeit durch ſeine Form unſer niederes Weſen zur Wonne der Beſchauung reitzen, und den geſetzmäßigen Formen der Symmetrie, Eurythmie, u. ſ. w. angepaßt werden kann. Keine Tonfolge wird durch den bloßen Rythmus wohlklingend, das taktmäßige Klappern giebt den Beweis; aber wenn das Wohllautende zugleich unter geſetzmäßigen Formen dem Ohre zugeführt wird, dann iſt es äſthetiſch ſchön. Eben ſo verhält es ſich mit dem Verſe. Er kann bey dem regelmäßigſten Bau hart und widerlich ſeyn; aber ſeine wohlklingende Eigenſchaft, unter geſetzmäßige Formen gebracht, giebt ihm Anſpruch auf das äſthetiſch Schöne.

Gehören nun gar dieſe äſthetiſch ſchönen Formen Geſchöpfen der Natur und der Kunſt an, deren Körper als ein Ganzes, nach Gattung und Art empiriſchen Begriffen von ihrem Weſen und ihrer Beſtimmung unterworfen werden können; ſo treten nicht bloß Formenbilder,

ndern ſogar Begriffe von Wahrheit und Zweckmäßig-
it hinzu. Man kann dann fragen: hat der Körper
ie Geſtalt, die er haben muß, um immer als Körper
ieſer Gattung und Art wieder erkannt zu werden? Man
nn fragen: hat er alles, was dazu erfordert wird, um
n immer für geſchickt zu halten, ſeine Beſtimmung aus-
ufüllen? Dieſe Begriffe werden empiriſch feſtgeſetzt
nd inſtinktartig angewandt: nicht wie der Anatomiker,
er Phyſiker, der Philoſoph ſie formt, und zur Frage
ringt; aber ſo wie der wohlerzogene Menſch ſie von
en bekannteſten Körpern, die im gemeinen Leben vor-
ommen, mit ſich herumträgt.

Der menſchliche Körper iſt das Ideal, die Regel
olcher äſthetiſch ſchönen Ganzen, die wir Schönheiten
ennen wollen. Er zeigt nicht bloß in ſeinen ſchönen
Umriſſen leichten Zuſammenhang und Beſtimmtheit;
icht bloß in ſeinem Aufriſſe innere Wohlverhältniſſe,
nd in ſeiner Rundung, in ſeiner Farbe, in ſeinem Hell-
unkeln Angemeſſenheit zu den äußern Gegenſtänden;
urz, es laſſen ſich nicht bloß auf ihn die Formen der
Wahrheit und Zweckmäßigkeit anwenden, wie etwa
uf eine gewiſſe Arabeske; — nein! er kann empiri-
chen Begriffen unterworfen werden, über die Art, wie
in wahres und zweckmäßiges Werkzeug einer lebendigen
Kraft und eines vernünftigen Geiſtes beſchaffen ſeyn muß;
r kann als Spiegel einer edlen Denkungsart betrachtet
werden. Folglich kann er durch ſeine äſthetiſch ſchönen
Formen das Bild eines ſchönen Ganzen erwecken, das
ich vor der Vernunft und dem Verſtande rechtfertigen
läßt. Wir dürfen daher auch hoffen, daß unſre Wonne
an ſeiner Beſchauung dauernd für uns ſelbſt, und
von andern Menſchen mit uns werde empfunden werden.

Dadurch erhält unſer Geſchmack etwas Allgemeingültiges; unſer Urtheil über ihn iſt äſthetiſch.

Kein Wunder alſo, daß wir die Schönheit des menſchlichen Körpers zuerſt als das Ideal aller ſichtbaren Schönheit, dann aber auch für alle nicht ſichtbare körperliche, und ſogar unſinnliche Formen anſehen, die als ſolche ein Ganzes ausmachen, das nach Gattung und Art einem Begriffe von ſeinem Weſen und ſeiner Beſtimmung unterworfen werden kann. Liefert dieß Ganze äſthetiſch ſchöne Bilder und Gefühle, die zugleich mit dem Begriffe von ſeinem Weſen und ſeiner Beſtimmung in uns aufſteigen, und dieſen ſogar erheben; ſo iſt die Form des nicht ſichtbaren, gar unſinnlichen Gegenſtandes, eine Schönheit.

Daher giebt es Schönheiten in der Tonkunſt, in der Poeſie, in der Urbanität, ſogar in den Sitten, in ſo fern wir den Anſtand, die äußere Form der innern Geſinnung, als ein Ganzes betrachten.

Viertes Kapitel.

Was heißt Vollkommen?

Unter dem Schönen wird oft das Vollkommne mit begriffen, weil es gleichfalls oft auf den Beſchauungsbang wirkt. Auch der Ausdruck edel begreift oft das Vollkommne in ſich. Man ſagt daher verſchönern und veredeln für vervollkommnen.

Allein bey genauerer Prüfung läßt ſich ein merklicher Unterſchied zwiſchen dieſen drey Begriffen antreffen, der nothwendig näher entwickelt werden muß.

Ich habe das Edle für dasjenige erklärt, was durch seinen innern Gehalt unser höheres Wesen zur Wonne bey der bloßen Beschauung reizt. Ich habe das Schöne für die Form der Dinge erklärt, die unser niederes Wesen bey der bloßen Beschauung zur Wonne reizt. Ich habe endlich gezeigt, daß wenn das Edle und das Schöne unter Leitung des Verstandes und der Vernunft empfunden, und ihre Gesetze erfüllt werden, das unbestimmt Edle und Schöne ästhetisch werde.

Es kann aber die Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft auch unmittelbar Wonne erwecken, ohne daß eine Anwendung auf die herrschenden Triebe, oder die Sinnlichkeit unsers Geistes und unsers Instinktes dabey vorausgesetzt zu werden braucht. Im gemeinen Leben deutet man dieß dadurch an, daß man sagt, es ist schön, aber es hat nichts fürs Herz.

Dasjenige, was auf eine mehr als gewöhnliche Art mit den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft übereinstimmt, nennen wir vollständig, vortrefflich, vollkommen. Alle drey Ausdrücke werden oft mit einander verwechselt. Ich will sie hier gleichfalls zusammenfassen. Inzwischen findet bey einiger aufmerksamen Prüfung ein Unterschied zwischen ihnen Statt, der auch im gemeinen Leben beobachtet wird. Was ausgezeichnet wahr ist, mit dem alles zeigt, was wir nach festgesetzten Begriffen von seinem Wesen verlangen, um es in jeder Rücksicht für ein bestehendes Ganze von allen andern Ganzen seiner Gattung und Art abzusondern, und es dennoch als zu ihnen gehörig wieder zu erkennen, das nennen wir vollständig. Es befriedigt die Gesetze des Verstandes auf eine ausgezeichnete Art. So nennen wir eine Geschichte

vollständig, wenn wir darin Ursachen und Wirkungen einer Begebenheit in seltener Ausdehnung und im auffallenden Zusammenhange mit dem Kreise unserer Erfahrungen entwickelt finden. Was hingegen ausgezeichnet zweckmäßig ist, mithin alles zeigt, was nach Begriffen von seiner Bestimmung gefordert wird, um es in jeder Rücksicht als ein tüchtiges Ganze wieder zu erkennen, das nennen wir vortrefflich. Es befriedigt die Forderungen der Vernunft in ausgezeichneter Maße. Eine Geschichte ist vortrefflich, wenn ihre pragmatische Anwendung auf den Kreis unserer Bedürfnisse in außerordentlichem Umfange, und mit ungewöhnlicher Wichtigkeit wahrgenommen wird. Was zugleich vollständig und vortrefflich ist, das nennen wir vollkommen. Ich habe inzwischen bereits bemerkt, daß ich hier diese drey Unterschiede nicht weiter beobachten, sondern mit dem Nahmen des Vollkommnen alles dasjenige benennen werde, was die Gesetze des Verstandes und der Vernunft in ungewöhnlicher Maße befriedigt.

Dieß Vollkommne wirkt zuweilen auf unsern Beschauungshang, und reizt uns, unabhängig von aller Beziehung auf die Sinnlichkeit unsers Geistes und unsers Instinkts, zur Wonne. Es fragt sich: wann?

Die erste Bedingung ist diese: daß die Uebereinstimmung der Gegenstände mit den Gesetzen unsers Verstandes und unserer Vernunft instinktartig erkannt werden muß. Alle Erkenntniß des Vollkommnen, die wir einer Anstrengung unsers Verstandes und unserer Vernunft verdanken, giebt uns entweder keine Wonne, oder sie giebt uns nur die Wonne der Selbstheit. Haben wir ein Bedürfniß der Ungewißheit gestillt, so ist die Lust, sie gestillt zu sehen, bloße affektvolle Zufriedenheit; wir sind

wieder ruhig. Liegt ein Bestreben der Angelassenheit unsers Geistes zum Grunde, der gern erkennen und wissen will, um sich stark und gewaltig, und erhoben über andere Geister zu fühlen, und dieß Bestreben nun wirklich gestillt fühlt; so ist es Wonne, aber Wonne der feinern Selbstheit, die erst das Vollkommene, was der Geist erkennt, auf unsre Person beziehen muß, um dadurch zur Lust gereizt zu werden.

Die zweyte Bedingung ist diese: daß das Vollkommene nicht erst durch Beziehung auf meine selbstischen und sympathetischen Verhältnisse mich zur Wonne einladen muß. Die Wonne muß unmittelbar mit der Erkenntniß, ohne weitere Beziehung entstehen. Ein Sammler von Naturprodukten, der ein vollkommnes Exemplar einer Muschel, oder eines Steins, seinem Cabinette mit einer Wonne beylegt, die ihm dieß Produkt, in einem andern Cabinette angetroffen, nicht gegeben haben würde; ein solcher Sammler empfindet offenbar nur die Wonne der Selbstheit. Der Mensch, der sich über die Vollkommenheit eines andern freuet, weil das Bewußtseyn derselben denjenigen, der sie an sich trägt, beglücken wird, empfindet nicht die Wonne des Beschauungshanges, sondern der Sympathie.

Die dritte Bedingung ist endlich diese: daß die Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft sich in einem lebhaften, gehobenen Bilde der Phantasie darstellen muß, das die Triebe, welche unmittelbar mit jenen Seelenkräften verbunden sind, ungewöhnlich begünstigt.

Beyspiele werden diesen letzten Satz am sichersten erläutern.

Ich fange mit derjenigen Wonne am Vollkommnen an, die uns bloße Formen zuführen können. Eine reguläre geometriſche Figur befriedigt die Triebe des Verſtandes und der Vernunft nach dem Uebereinſtimmenden und Geordneten durch eine inſtinktartige Erkenntniß einer Form, welche dieſe Eigenſchaften darſtellt. Aber eine ſolche Figur, auf einer kleinen Fläche hingezeichnet, wird jenen Trieben nur eine ſehr ſchwache Luſt bereiten. Man hebe ſie durch den Contraſt mit mehreren irregulären Figuren, man bringe ſie an wirklichen Körpern, beſonders an ſolchen an, die eine große Ausdehnung und eine künſtliche Bearbeitung zeigen; ſchnell erwacht ein lebhafteres Bild des Uebereinſtimmenden und Wohlgeordneten; und mit ihm Wonne der Beſchauung.

Dieſes Mittels bedient ſich beſonders die Architektur und die Gartenkunſt: oft unter Begleitung des Edeln und Schönen, oft allein, ja oft zum Nachtheile dieſer letzten. Die reguläre geometriſche Figur kann, an Prachtgebäuden und Luſtgärten angetroffen, dieſe oft ſteif und widrig machen. Gebäude und Gärten, die zum Nutzen beſtimmt ſind, gewähren oft dem Beſchauungshange bloß Wonne durch ihre Regularität. Man denke an große Magazine und Wirthſchaftsgebäude. Man denke an große regulär gepflanzte Baumſchulen.

Auffallender iſt die Wonne am Vollkommnen da, wo das Bild des Uebereinſtimmenden und Wohlgeordneten, und weiterhin des Wahren und Zweckmäßigen, von der innern Anordnung und Einrichtung eines Gegenſtandes zur beſſern Erkenntniß und zum beſſern Gebrauche deſſelben abgenommen wird.

Die Diſtribution der Zimmer in einem Gebäude, wodurch jeder Platz genutzt, und die Abtheilungen in

leichte Verbindungen mit einander gebracht ſind, wird dieſe Empfindung erwecken, wenn der Umfang deſſelben groß iſt, und die Bequemlichkeit ſtark auffällt. Die innere Einrichtung einer Maſchine, deren Theile im leicht zu überſehenden Zuſammenhange erſcheinen, wird bey der bloßen Beſchauung die Wonne am Vollkommenen erwecken, wenn irgend ein Umſtand hinzutritt, der das Bild dieſes wohlgeordneten Zuſammenhangs hervorhebt; es ſey die Vergleichung mit andern Maſchinen; es ſey die Größe des Umfangs und die Stärke der Wirkungen, die wir durch einfache Mittel hervorgebracht ſehen.

Hieher gehört die Anwendung der Figuren auf einem Gemählde, die Stellung der Gliedmaßen an einer Statue, in ſo fern dabey nicht ſo wohl auf Schönheit, als auf bequeme Ueberſicht des Ganzen und Verſtändniß des Sujets geſehen wird. Beyde Rückſichten ſind ſehr verſchieden: die Wonne am Vollkommenen der Anordnung ſteht oft der Wonne am Edeln und Schönen entgegen. Die Aegyptiſchen Figuren mit geſchloſſenen Beinen, und hart am Leibe liegenden Armen ſind ſteif; die reguläre Anordnung thut oft der mahleriſchen Wirkung Abbruch.

Eben hieher gehört die Wonne an der wohlgeordneten Entwickelung der Bilder und Empfindungen in einem Gedichte, an der zuſammenhängenden Verkettung der Begebenheiten in einer Erzählung, an der natürlichen Folge der Gedanken in einer philoſophiſchen Unterſuchung, wenn die Größe und der Umfang des Werks, verbunden mit der Schwierigkeit des Unternehmens, dieſe Bilder beleben. Alles dieß iſt ganz verſchieden von den Gefühlen des Edeln und Schönen. Manche Ode, manches Schauſpiel, manches epiſche Gedicht, ſind langweilig, wenn wir gleich die Anordnung darin bewundern

müſſen. Eben ſo verhält es ſich mit der Geſchichte und der Philoſophie, deren Werke dem Beſchauungshange oft gerade nur dieſe Wonne bereiten.

Endlich kann jede Geſinnung, jede Handlung, jeder Charakter, die Wonne am Vollkommenen noch unabhängig von der Wonne am Edeln und Schönen erwecken, ſobald nur das Bild des Uebereinſtimmenden, des Geordneten, des Wahren und Zweckmäßigen durch irgend einen Umſtand gehoben wird. Z. B. der Gatte auf dem Throne, der ſeine Gattin mit Treue und Zärtlichkeit liebt, erweckt an ſich weder die Empfindung des Edeln noch des Schönen. Denn ſeine wahre und zweckmäßige Liebe, die übrigens weder Folge eines hohen Geiſtes, noch eines verfeinerten Geſchmacks iſt, würde uns, im Mittelſtande angetroffen, höchſtens die Zufriedenheit des befriedigten Bedürfniſſes, den Menſchen wahr und zweckmäßig in ſeinen ehlichen Verhältniſſen zu finden, gewähren. Aber in ſeiner Lage rühret uns das Bild mit der Wonne am Vollkommnen. Ferner: ein Menſch, der einem gewöhnlichen Berufe, deſſen Ausfüllung an ſich weder Höhe des Geiſtes, noch verfeinerten Geſchmack vorausſetzt, ſein ganzes Leben hindurch mit Haltſamkeit und Treue nachgekommen iſt, erfüllt uns mit der Wonne am Vollkommnen, wenn er mit andern in Contraſt geſetzt wird, die ſogar in einzelnen Handlungen Inconſequenzen zeigen, oder wenn ſeine Stetigkeit durch irgend einen andern Umſtand hervorgehoben wird.

Genug! Die Wonne an der Beſchauung des Vollkommnen iſt außer Zweifel geſetzt. Dieß Vollkommene iſt aber von zwiefacher Art. Es iſt entweder relativ:

in ſo fern ein Gegenſtand in Vergleichung mit andern Gegenſtänden ſeiner Gattung und Art vollkommen erſcheint; oder ſie iſt abſolut: in ſo fern der Gegenſtand das Bild eines in jeder Rückſicht vollkommenen Weſens erweckt.

Dieß letzte Weſen iſt ein bloßes Verſtandes- und Vernunftweſen, daß keine Anſchauung zuläßt, mithin als eine Erſcheinung in dieſer Sinnenwelt unſerer Erkenntniß nicht vorgeſtellt werden kann. Wir denken uns nur die Gottheit unter dieſem Begriffe.

Inzwiſchen erweckt dasjenige, was ſeinem innern Gehalte nach moraliſchen Adel, ſeiner äußern Form nach Schönheit zeigt, jenen nach Art des Ganzen eines menſchlichen Charakters, dieſe nach Art des Ganzen eines menſchlichen Körpers, ein Bild jenes Abſtrakts von Vollkommenheit, und die Wonne, die wir beym Anblick eines Bildes dieſer Art empfinden, übertrifft alle andere, die der Beſchauungsgang uns zuführen kann.

Es hat privilegierte Menſchen gegeben, die wirklich an ihrer ganzen Perſon, oder wenigſtens an ihrem Innern, das Bild einer ſolchen abſoluten Vollkommenheit gezeigt haben. Häufiger aber iſt der Fall, daß ihre Werke es zeigen. Einzelne Meiſterſtücke der Künſte, einzelne Stimmungen des Gemüths, einzelne Handlungen, haben das Vorrecht, unſere Phantaſie mit einem Bilde zu erfüllen, das ſich dem Verſtandes- und Vernunftweſen von abſoluter Vollkommenheit nähert, und uns dadurch in den höchſten Zuſtand der Entzückung zu verſetzen.

Von dieſem Bilde des abſolut Vollkommnen iſt das Bild des relativ Vollkommnen verſchieden, das nur die Triebe nach dem Uebereinſtimmenden, Wohlgeordneten und weiterhin nach Wahrheit und Zweckmäßigkeit überhaupt begründet.

Jene Wonne an dem Bilde der abſoluten Vollkommenheit gehört zu dem Edeln und zu dem Schönen: ſie vereinigt beydes. Dieſe Wonne an dem Bilde des relativ Vollkommnen beſteht ſogar mit dem Niedrigen und Häßlichen. Caricaturen, ausgezeichnete Anekdoten von Dummheit, Niederträchtigkeit und Schädlichkeit können ſie erwecken, wenn nur die Wahrheit und Zweckmäßigkeit des Bildes zur Darſtellung des Häßlichen oder Verwerfenen recht auffallend wird. Man ſagt von ſolchen Bildern: ſie ſind vollkommen in ihrer Art.

Fünftes Kapitel.

Was heißt nun veredeln und verſchönern?

Veredeln und verſchönern heißt nun in einer für beyde Handlungen zutreffenden Bedeutung, die auch oft für vervollkommnen gilt, etwas fähig machen, den Beſchauungstrieb in uns zur Wonne zu reitzen.

In ſo fern dieſe beyden Ausdrücke ſich einander entgegengeſetzt werden, heißt **veredeln** ſo viel, als den Gehalt eines Dinges fähig machen, den Geiſt zur Wonne der Beſchauung zu reitzen; **verſchönern** hingegen ſo viel, als die Form eines Dinges fähig machen, das niedere Weſen an uns zur Wonne der Beſchauung zu reitzen.

Beydes kann auf eine unbestimmte Art geschehen, ohne daß wir darauf rechnen mögen, die Wirkung des uns und andern auf beständig hervorzubringen; oder es geschieht auf eine Art, wodurch unser Geschmacksurtheil Allgemeingültigkeit erhält. Dieß letzte heißt ästhetisch veredeln und verschönern, oder was einerley ist, unter Leitung der Gesetze des Verstandes und der Vernunft veredeln und verschönern.

Unter veredeln und verschönern wird oft auch diejenige Handlung verstanden, mittelst der wir ein Ding tadelig machen, durch ein auffallendes Bild der Verstandes- und Vernunftmäßigkeit den Beschauungsgang zur Wonne zu reizen. Etwas in seiner Art vollständig und vortrefflich erscheinen lassen, oder vervollkommnen, heißt veredeln und verschönern, wenn das Vervollkommnete unmittelbar auf unsern Beschauungsgang wirkt.

Wir veredeln und verschönern aber besonders dann, wenn wir das Bild einer absoluten Vollkommenheit erwecken; und dieß geschieht, wenn wir ein Wesen schaffen, das seinem Innern nach als ein ästhetisch edles Ganze, nach Art des moralisch menschlichen Geistes erscheint, und zugleich seinem Aeußern nach ein ästhetisch schönes Ganze, nach Art des schönen menschlichen Körpers, darstellt.

Ich gehe jetzt dazu über, diese Grundsätze auf die Liebe anzuwenden.

Sechſtes Kapitel.

Die Liebe trägt viel unbeſtimmt Edles und Schönes an ſich.

Nichts iſt ſo fähig, uns bey der Beſchauung mit Wonne zu erfüllen, als das Bild der Liebe. Der bloſe Ausruf Liebe, Liebe! wirkt in uns dunkle Bilder des Vollkommnen, des Edeln und des Schönen.

Woher dieſe Erſcheinung?

Schätzung liegt dabey vor allen Dingen zum Grunde. Ich ſage Schätzung; nicht Achtung, welche ich ſchon mehrmahls in diesem Werke von jener unterſchieden habe, und die dem Menſchen bloß vermöge ſeiner ſittlichen Würde zukommt. Schätzung iſt dagegen Billigung deſſen, was ſeiner ausgebreiteten Nutzbarkeit und ſeiner wirklichen Nutzbarkeit wegen im allgemeinen Preiſe ſteht. Keine Neigung im Menſchen iſt der Regel nach ſo anhaltend, ſo allgemein nützlich, als die Liebe! Was wäre ohne jene Fähigkeit des Menſchen, an dem Daſeyn und dem Wohl ſeiner Mitmenſchen unmittelbaren Antheil zu nehmen, die größere und die engere örtliche Geſellſchaft? Wenn bloße Klugheit des Eigennutzes uns auffordern ſollte, diejenigen nicht zu beleidigen, die uns ſchaden können, denjenigen wohl zu thun, welche uns nützlich werden mögen; wie viele unſerer Mitgeſchöpfe würden nicht ein Opfer unſerer Selbſtgenügſamkeit werden! Wer würde beſonders in Zeiten, wo die phyſiſche Luſt des unmittelbaren Triebes ſo leicht gebüßt, das Bedürfniß der geſelligen Unterhaltung ſo leicht befriedigt werden kann, noch an Gatten, Kindern, Freunden hängen mögen! Aber wir müſſen lieben, die Natur hat uns ſo gemacht! Wir müſſen anhängen, ohne Rückſicht

auf Vortheil und Gewinn! Und dennoch zieht jeder aus dieſer liebenden Anlage Vortheil! Der eine, daß er geliebt wird, der andere, daß er liebt und Gegenliebe für ſich erweckt! Dieſe allgemeine Nutzbarkeit und Nützlichkeit der Liebe macht ihre Vorſtellung generiſch intereſſant, und ſetzt uns daher in die Lage, ihr Bild wonnevoll zu fühlen, ohne erſt zu fragen: was ſie uns, unſerer Perſon, und unſern individuellen Verhältniſſen werth ſey.

So natürlich aber die Fähigkeit zu lieben dem Menſchen iſt, ſo ſehr ſie zur Wahrheit und Zweckmäßigkeit ſeines Daſeyns gehört; ſo ſehr überwiegt doch bey den mehreſten der Eigennutz, und ſo häufig hemmt die Einrichtung der policierten Geſellſchaft ihre Wirkſamkeit. Wo ſie alſo angetroffen wird, da erweckt ſie das Bild einer ſeltenen Wahrheit, — der Vollſtändigkeit, — einer ſeltenen Zweckmäßigkeit, — der Vortrefflichkeit, — mithin im Ganzen ein Bild der Vollkommenheit des Innern im Menſchen, das mit Wonne beſchauet werden kann.

Denken wir uns nun gar die Liebe als zärtliches oder leidenſchaftliches Verhältniß, — mit allen den Exaltierungen unſerer Selbſtheit, der Ruhe, der Beſchwichtigkeit des Alleinſeyns, für die Wonne des Zuſammenſeyns; mit der anſtrebenden raſtloſen Thätigkeit, die alle Kräfte anſpannt, alle Hinderniſſe überwindet, um zu einem Zweck zu gelangen, welcher der menſchlichen Geſellſchaft ſo manchen zufälligen Nutzen bringt; — mit ſo vielen ſeligen Folgen für den Strebenden ſelbſt und für die Verbundeten; ſo entſteht gar leicht das Bild einer freyen Selbſtbeſtimmung zu einem höchſt kraftvollen und zugleich höchſt nützlichen Weſen, das unſern Geiſt begeiſtert.

Sie führt aber auch unendlich viel Schönes mit ſich, dieſe Liebe, indem wir unſere Aufmerkſamkeit mehr auf die Form wenden, unter der ſie ſich uns darſtellt, als auf ihr Inneres. Sie iſt es, welche die höchſten ſinnlichen Freuden herbeyführt; ſie iſt es, welche bey ihren Aeußerungen der Geſtalt die reitzendſten Mienen und Geberden, dem Munde die wohlklingendſten Töne, dem Herzen und der Phantaſie die rührendſten, feinſten, ſchlaueſten, reichſten Mittel lehrt, ſich auszudrücken, und zu ihrem Zwecke zu gelangen; ſie endlich iſt mit den Künſten, mit der geſelligen Unterhaltung ſo genau verwebt, daß wir ihre Vorſtellung kaum anders, als unter Formen faſſen können, die unmittelbar auf unſer niederes Weſen wirken, und dieß mit Wonne der Beſchauung erfüllen.

Die Liebe, das mächtigſte und ſich ſelbſt aufopferndſte Weſen in ſich ſelbſt, — die Liebe, das Weſen, das ſich am reitzendſten und unterhaltendſten einkleidet, — das ſind die Bilder, welche bey der Beſchauung ihres Innern unſern Sinn des Edeln, und bey der Beſchauung ihrer Form unſern Sinn des Schönen zur Wonne reitzen.

Siebentes Kapitel.

Wir glauben aber auch oft edle und ſchöne Liebe anzuſchauen, wo wir nur veredelte und verſchönerte geſellige Triebe bemerken.

Wie geneigt ſind wir aber nicht, dieß mächtigſte, ſich ſelbſt aufopferndſte Weſen, das ſich zugleich ſo reitzend, ſo unterhaltend einkleidet, allerwärts wieder zu finden, wo wir Bilder einer groſſen Anſtrengung menſch-

licher Kräfte nach Befriedigung geſelliger Triebe, beſonders der Geſchlechtsſympathie, und einen feinen Ausdruck geſelliger Empfindungen antreffen.

Ovid ſagt irgendwo: ach! daß ich derjenige wäre, den die Geliebte aus Eiferſucht übel behandelte, zu dem ſie unter Thränen ſagte: ich möchte dich haſſen, wenn ich könnte!

Iſt dieß der Ausdruck der Liebe? Der Wunſch, im Kummer des andern Genuß zu finden, gehört der zu dem wonnevollen Streben nach der Ueberzeugung von des Geliebten Glück? Nein! es iſt der vollkommene Ausdruck üppiger Eitelkeit; es iſt äſthetiſche Veredlung der Geſchlechtsſympathie.

An einer andern Stelle läßt eben dieſer Dichter eine ſeiner Heldinnen ſagen: O mein Geliebter! Mögen dich die Götter vor dem Gedanken bewahren, tapfer zu ſeyn! Rette dich lieber mit ſchimpflicher Flucht, um dich für deine Geliebte zu erhalten!

Auch hier iſt vollkommener Ausdruck eines heftigen Strebens vorhanden! Aber wornach? Nach Zuſammenſeyn! Nicht nach der Ueberzeugung von der Selbſtzufriedenheit des Geliebten, die ſich ohne Selbſtwürde nicht denken läßt.

Eben ſo kann man oft geſellige Triebe durch feinen und reitzenden Ausdruck verſchönern, ohne daß darum das Verſchönerte Liebe ſey! Hero erwartet, bey eben dieſem Dichter, den Leander. Sie fragt ihre Amme: kommt er noch nicht bald; wird er noch nicht bald da ſeyn? Die Amme nickt mit dem Kopfe, aber nicht zum Zeichen der Bejahung; nein, ſie iſt eingeſchlafen, die gleichgültige Vertraute; und dieſer Contraſt mit der ungeduldigen Hero hebt den Ausdruck der Wachſamkeit, den

die Liebe mit jeder Leidenschaft theilt. Hero, die diesen Contrast fühlt und darstellt, giebt dadurch ihren geselligen Empfindungen einen feinen und reitzenden Schmuck; aber der Liebe gehört er nur sehr zufällig an.

Der gefangene Maupertuis wird vor die Kaiserin, Maria Thereſia, geführt. Auf ihre Frage: „ist es wirklich wahr, daß die Prinzessin Amalia von Preussen die schönste Dame ihres Zeitalters sey?“ antwortet er: „Bis auf diesen Tag hab' ich es geglaubt!“ — St. Aulaire wird von der Herzogin de Maine ihr Apollo genannt. „Wenn ich es wäre, antwortete er, so würden Sie nicht meine Muse seyn. Sie würden Thetis seyn, und der Tag wurde endigen!“ — Ich brauche nicht zu sagen, daß dieser feine, reitzende Ausdruck geselliger Empfindungen nicht der Liebe gehöre. Es wird daher die Liebe nicht dadurch verschönert.

Minder auffallend wird eine solche Verwechselung veredelter und verschönerter Liebe mit bloßer veredelter oder verschönerter Geschlechtssympathie, oder einem andern veredelten und verschönerten geselligen Triebe in folgenden Beyspielen.

Die Samniter setzen das schönste Mädchen zum Preis für den tapfersten Krieger. — Die Normänner glauben, daß man nur durch tapfere Thaten das Herz des schönsten Weibes gewinnen könne. Wie? ist die Liebe, jenes wonnevolle Streben nach der Ueberzeugung von eines andern Glück, dadurch veredelt? Im geringsten nicht! Jene Samniter betrachten das schöne Mädchen als das Mittel zu einem sinnlichen Genuß, dessen Hoffnung ihren Muth entflammt; diese Normänner setzen an die Stelle des gröberen Genusses den feineren der üppigen Eitelkeit und des Stolzes auf den Besitz. Das Glück,

die Zufriedenheit des Geliebten kommt dabey nicht in Anschlag. Nur die Geschlechtssympathie, die sonst auf niedrigeren Wegen ihre Befriedigung sucht, wird veredelt.

Eben dieß gilt nun von einer Menge von Bildern außerordentlicher Aufopferung unserer niederen Selbstheit, die theils Dichter und Romanenschreiber, theils das gemeine Leben liefert, und durch die wir uns leicht verführen lassen, an wahre Liebe zu glauben.

Wir sehen die Henne auf ihren Eyern, den Hund auf der Leiche seines Herrn verschmachten. Unbekümmert darum, daß beyde keiner Ueberzeugung von dem Wohl anderer Geschöpfe fähig sind, entsteht bey uns das Bild eines mächtigen, sich selbst aufopfernden Wesens; wir transferieren es auf die Liebe, und schnell entsteht bey uns die Wonne der Beschauung des Edeln.

Wir lesen, daß Dido die Flucht des Geliebten nicht überlebt, daß sie sich selbst ersticht, die Augen noch einmahl öffnet, und beym Anblick des verhaßten Lichts ersenfzt. Unbekümmert darüber, daß die Verlassene vorher alles Unglück von den Göttern auf den Ungetreuen herabersiehet hatte, bleiben wir bloß bey dem Bilde der Königin stehen, die alles, selbst das Leben, nach der Trennung von dem Geliebten aufopfert, und finden in ihrer That die Aeußerung edler Liebe.

Einer meiner Freunde, ein Maltheser-Ritter, macht während seines Aufenthalts in Maltha einer dortigen Dame von Stande aus Langeweile die Aufwartung. Sie, die schon über die Jahre der Reife hinaus ist, nimmt die Sache ernsthaft, und der Liebhaber wird des Verhältnisses überdrüßig. Er wendet eine Eifersucht vor, und zieht sich auf einige Zeit in die Einsamkeit zurück. Drey

Tage lang hält die Dame die Trennung aus. In der Nacht auf den vierten entzieht sie sich der Wachsamkeit ihrer Beobachter mit der größten Gefahr für ihren Ruf und ihr Leben, und schleicht, mit der Blendlaterne in der Hand, in die Wohnung des Geliebten. Sie erwartet er werde in rastloser Verzweiflung empörter Liebe wachen. Aber nein, sie findet ihn schlafend in der sanftesten Ruhe. Außer sich vor Schmerz und Erstaunen bey diesem Anblick, läßt sie die Laterne fallen. Der Ritter erwacht, und ruft: Wer da? — „E. tu dormi! Du kannst schlafen," spricht das Weib im Tone des jammernden Vorwurfs, und sinkt in Ohnmacht! — Unbekümmert darum, daß diese Stärke der Empfindung größten Theils an der betrogenen Eitelkeit auf die Macht veralteter Reize lag, schreyen wir auf über vollkommne und edle Liebe!

Ich will jetzt noch einige Beyspiele eines äußern Schmucks anführen, den wir der Liebe beygelegt glauben, und womit im Grunde nur Geschlechtssympathie bekleidet ist.

Sappho findet in dem niedergedrückten Grase noch die Spuren von Phaons ehmahligen Umarmungen, und benetzt sie mit ihren Thränen; — Rousseau theilt im einfältigen süßen Genuß des traulichen Zusammenseyns sein sparsames Mahl auf der Fensterbank im vierten Stock mit seiner Therese; — Rousseau schreyet laut auf beym Anblick der Pervenche, des Immergrüns, das er ehmahls mit seiner Freundin Warens gesucht hatte. — Die Heroine beym Ovid erzählt ihrem Liebhaber eine Menge kleiner Umstände, von denen es unbegreiflich scheint, wie sie zu ihrer Kenntniß haben kommen können,

und antwortet auf die Frage: woher ſie das alles weiß? — Ich liebe!

Es iſt nicht zu läugnen, daß alle dieſe Züge bey der Beſchauung die Wonne am Schönen erwecken. Aber kann ein einziger davon unmittelbar dem Streben nach der Ueberzeugung, den andern glücklich zu wiſſen, beygelegt werden? Gehören ſie nicht alle weit mehr einer auf Sympathie geimpften Seligkeit?

Achtes Kapitel.

Aeſthetiſche Veredlung und Verſchönerung der Liebe.

Ich kann keinen Gegenſtand äſthetiſch veredeln und verſchönern, wenn ich nicht vorher den Begriff von ſeinem Weſen und ſeiner Beſtimmung gefaßt habe. Sonſt laufe ich Gefahr, ihm einen falſchen Adel, oder einen falſchen Schmuck beyzulegen, der ihn in andern Rückſichten gerade erniedrigt und verunziert.

Sobald ich die Anlage des Menſchen zu geſelligen Trieben überhaupt darſtelle; ſo ſind die eben angeführten Beyſpiele äſthetiſch edel und ſchön. Die Aufopferung einer Dido iſt wahr und zweckmäßig zur Darſtellung der Stärke einer geſelligen Leidenſchaft überhaupt, in Vergleichung mit dem eigenſinnigen Entſchluß einer Miß Bellarmi, die um einer geringen Veranlaſſung willen mit dem Geliebten auf ewig bricht, und ihn und ſich aus Eigenſinn für beſtändig unglücklich macht. Die Lebhaftigkeit eines Rouſſeau beym Anblick der Pervenche iſt zweckmäßig zur Darſtellung einer zarten Empfindſamkeit für geſellige Verhältniſſe, in Vergleichung mit dem

Könige, der den Leichenzug der Maitreſſe mit trocknen Augen beobachten konnte. Aber für Liebe, für wonnevolles Beſtreben, den Geliebten zu beglücken, beweiſen dieſe Beyſpiele nichts: ſie ſind in dieſer Rückſicht weder wahr noch zweckmäßig, mithin auch nicht äſthetiſch edel oder ſchön. Mancher Geitzige hat ſich nach dem Verluſt ſeiner Schätze ſelbſt umgebracht, und der ehrgeitzige Cäſar hat beym Anblick eines Bildniſſes des Alexanders Thränen vergoſſen.

Aeſthetiſch veredelt erſcheint die Liebe da, wo die Aufopferung der Selbſtheit, als der innere Gehalt der Geſinnung geradezu auf das wonnevolle Streben nach der Ueberzeugung, den Geliebten zu beglücken, zuführt: folglich mit dem Bilde des hohen, mächtigen Geiſtes, der unſern Geiſt empor hebt, zugleich das unzweydeutige Bild der Liebe erweckt wird.

Eine verlaßne Geliebte betrachtet ein Bildniß mit begeiſterter Freude. Iſt es das Bildniß des Ungetreuen? Nicht einmahl das: es iſt das Portrait ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin. Arme! Das kann dich erfreuen? Ach! antwortet ſie: ſie macht ihn ſo glücklich! — Wer kann dieß leſen, ohne mit dem Bilde der Aufopferung zugleich das der vollkommenſten Liebe in ſeiner Seele aufſteigen zu ſehen.

Aeſthetiſch edel erſcheint die Liebe in jener Alceſte, die ihr Leben hinopfert, ihren Admet zu erhalten: in jener Herzogin der Normandie, die das Gift aus der Wunde des Gatten ſaugt, um ihn vom Tode zu retten; und am aller unzweydeutigſten in jenen Liebenden, die, überzeugt, den Geliebten an ihrer Hand nicht beglücken

zu können, die seinige mit der Hand eines andern verschränken.

Aesthetische Verschönerung der Liebe suche ich da, wo die Zartheit und die Fülle der Empfindung, als äußere Form der Gesinnung auf ein Herz zurückführt, das fähig wäre, das Glück des Geliebten seinem eigenen vorzuziehen, weil es den Werth eines andern Herzens ganz zu fühlen im Stande ist: wo folglich mit dem Bilde des feinsten und üppigsten Instinkts, der unserm Instinkte schmeichelt, zugleich das unzweydeutige Bild der Liebe erweckt wird.

Aesthetisch schön erscheint daher die Liebe beym La Fontaine in jener liebenden Buhlerin, die nach unzähligen Genüssen der bloßen Sinnlichkeit ihre Freuden zum ersten Mahle in den Armen des Geliebten zu kosten glaubt. Zum ersten Mahle? fragt der Dichter. Ja! setzt er hinzu: wer geliebt hat, der antworte! — Vergleicht dieß Bild sinnlicher Freuden, denen das Herz den höchsten Reitz giebt, mit demjenigen, das die niedergedrückten Grasspitzen bey einer Sappho erweckten, um die nähere Uebereinstimmung mit dem Begriffe der Liebe zu fühlen. *)

*) Einem meiner Freunde, der Gelehrsamkeit und Geschmack mit einem Herzen verbindet, das sich im spätern Alter noch gleich wirksam und lebhaft bey ihm erhält, und mit dem ich oft über meinen Begriff von der Liebe geredet hatte, verdanke ich folgendes Epigramm, in dem gewiß die Liebe in einer *ästhetisch schönen Form erscheint:*

Aeſthetiſch ſchön erſcheint die Liebe in jener Zeile oder Laura, die heimlich die Sprache des Geliebten, eines Ausländers, lernten, um ihm in ſüßeren Tönen die Sprache ihres Herzens hören zu laſſen. Vergleicht dieſen Zug mit Rouſſeaus Unterhaltungen mit ſeiner einfältigen Thereſe! Welch ein reizenderes, aber auch welch ein wahreres Bild der Liebe?

Niemand aber hat wohl die wohlgefällige Form mit dem wahren Ausdruck der Liebe beſſer zu verbinden gewußt, als Marmontel in nachſtehender Erzählung.

Ein eingekerkertes, äußerſt bewachtes Mädchen will den Liebhaber, der es nie hat ſprechen, der ihm nur durch Zeichen ſeine Liebe hat offenbaren können, das erſte Merkmahl geben: du wirſt geliebt! Aber wie fängt es dieß an? Wie entgeht es dem Auge ſeiner Wächter? wo findet es einen Schleyer vor ſeiner eigenen Schamhaftigkeit? — Sein Fenſter iſt dem ſeinigen gegenüber. Er zeigt ſich daran, bekümmert über ſein Schickſal, ſehnſuchtsvoll nach deſſen endlicher Endſcheidung. Des

Casta fui thalamo cum surgeret Arria Paeti,
Cujus in amplexu gaudia nota tulerat,
Os illa ore premens, non quod mihi dulce erat, inquit,
Sed quod dulce tibi est, hoc mihi dulce fuit.

Die Feinheit des Ausdrucks *dulce* geht im Deutſchen verloren; ſonſt iſt der Sinn in einer Ueberſetzung, die mir ein anderer meiner Freunde mitgetheilt hat, glücklich dahin wieder gegeben:

Als ſich Arria wandt' aus ihres Pätus Umarmung,
Welchem die göttliche Nacht Freuden der Liebe verliehn,
Drückte ſie Mund an Mund, und ſprach: Nicht was ich genoſſen,
Dein Genuß, o Gemahl, war mir der ſchönſte Genuß!

Mädchens Augen halten des Geliebten Blick, ſein Herz hält die Warnung der jungfräulichen Züchtigkeit nicht aus. O Liebe! du biſt erfindſam! Das Mädchen kehrt ſich von ihm, aber es fängt ſein Bild in einem Spiegel auf, ſchaut es an, — drückt einen Kuß auf den Abglanz, und entflieht.

Welch eine Form der höchſten Feinheit zur Einkleidung der Liebe! Nein! So etwas lehrt nur ſie!

Vergleicht mit dieſer Geſchichte das lüſterne Mädchen beym Virgil, das den Schäfer mit zugeworfenen Aepfeln neckt, und ſich dann, nicht ohne gehörige Vorſicht, vorher geſehen zu werden, hinter Geſträuchen verbirgt. — Auch hier iſt ein feiner, reitzender Ausdruck. Aber gehört er der Liebe? Nein! Er gehört der Geſchlechtsſympathie!

Neuntes Kapitel.

Veredlung des Charakters überhaupt iſt darum noch nicht Veredlung der Liebe.

Der Menſch kann in ſeinen Verhältniſſen gegen die Liebe edel erſcheinen, aber ſeine Liebe iſt darum nicht edel. Oft zeigt er ſich gerade dadurch edel, daß er ſeiner Pflicht ſeine Liebe zum Opfer bringt.

Intereſſanter Streit der Liebe mit der Pflicht! Wie oft wirſt du gekämpft! Seht jene Gattin an, das unglückliche Schlachtopfer menſchlicher Conventionen, gebunden an einen Gemahl, der, unwerth ihrer Liebe, Bitterkeit auf jeden Genuß ihres Lebens ausſchüttet! Eine ſichere Flucht kann ſie retten, kann ſie auf ewig mit

dem Geliebten verbinden, der das Glück ſeines Daſeyns von ihr erwartet, und von dem ſie das ihrige allein erhalten zu können glaubt. Dieſer beſchwört ſie auf ſeinen Knieen, dieß einzige Rettungsmittel zu ergreifen! Aber umſonſt ſind ſeine Thränen, umſonſt iſt ſeine Verzweiflung! Lieber den Tod: lieber ihr gemeinſchaftliches Unglück, als von dem verhaßten Gatten und von ihrer Pflicht zu weichen. Edel iſt hier der ſelbſtändige Menſch; edel war Titus, als er Berenicen verließ, um ſein Volk zu beglücken, in ſeinen Verhältniſſen gegen die Liebe. Aber ihre That war keine Liebe, ſondern edle Selbſtheit.

In wie viel andern Fällen zeigt ſich nicht der nehmliche Unterſchied! Cimon, der ungebildete rohe Menſch, gerührt durch den Anblick der Schönheit, wird ein rechtſchaffner, und an Cultur ausgezeichneter Menſch. Wem ſtrebt er dadurch Gutes zu thun? Sich ſelbſt! Er bahnt ſich den Weg zu dem Herzen der Geliebten auf eine edle Weiſe. Hofft er durch die Veredlung, die er ſich ſelbſt giebt, die Geliebte zu beglücken; ja, dann liebt er auf eine edle Art.

Rouſſeaus Laura, die Römiſche Buhlerin, iſt Zeugin der edlen Liebe Mylords Bomſton zu der Marquiſe. Mit Abſcheu ſieht ſie forthin auf ihren glänzenden aber laſterhaften Lebenswandel zurück, und vertauſcht ihn mit klöſterlicher Einſamkeit. Edle Danae! eine gleiche Wirkung verdankteſt du deiner Verbindung mit Agathon! Glaubtet ihr den Geliebten durch eure Entfernung zu beglücken: waret ihr überzeugt, daß das Weib, das eigne Würde nicht immer geachtet hat, des Mannes der immer verehrungswürdig war, nicht werth ſey; dann habt ihr geliebt! Hat aber Ehrgeiz und die Beſorgniß

des Stolzes, den Geliebten nicht auszugleichen, euch zu dieſer Aufopferung vermocht; dann habt ihr nicht geliebt!

Zehntes Kapitel.

Relative Vollkommenheit der Liebe.

Die Liebe kann in ihrer Art vollkommen ſeyn, ohne Gefühle des Edeln und des Schönen zu erwecken. Antonius opfert ein Reich in den Armen einer Cleopatra auf: ein weichgeſchaffener Jüngling fällt in die Netze einer Buhlerin, einer Manon l' Eſcaut, und opfert ihr Vermögen, Ehre, endlich wohl gar Tugend und ein Leben auf, das er um ihretwillen aufs Schaffot bringt; unſtreitig iſt hier vollkommene Liebe vorhanden. Unſere Phantaſie wird von einem Bilde gerührt, das mit dem Begriffe der Liebe, als einer Leidenſchaft, die ihr Glück in dem Glücke des Verbundeten ſucht, ungewöhnlich übereinſtimmt; und dieß gefällt uns in der bloßen Beſchauung, ohne darum unſern Geiſt zu edeln, oder unſern Inſtinkt zu ſchönen Gefühlen einzuladen.

Oft kann ſogar das Bild einer relativ vollkommnen Liebe die Wonne am Edeln und Schönen geradezu zerſtören. Man denke ſich einen Gatten, der das Glück ſeiner Gattin ſo ſehr über ſein eigenes ſetzt, daß er ſogar in eine Theilung ihres Beſitzes mit dem Buhlen, der ihr unentbehrlich geworden iſt, einwilligt. Iſt es möglich, dieß Bild, das in Rückſicht auf den Begriff der Liebe ungewöhnlich wahr und zweckmäßig erſcheint, ohne Ekel anzuſchauen?

Eilftes Kapitel.

Einfluß des Standpunkts, aus dem wir beſchauen, auf unſer äſthetiſches Urtheil über die Liebe.

Im Grunde kann die einzelne Geſinnung, der einzelne Ausdruck der Liebe, für ihr Daſeyn, für Edelſinn und Sinn des Schönen wenig beweiſen. Die leichtſinnigſte Buhlerin kann in einem Anfall von Leidenſchaft der größten Aufopferungen für des andern Glück fähig ſeyn; und für ihre Aeußerungen eine reitzende Form finden. Erſt dann wird man über das Daſeyn wahrer Liebe, des Edelſinns, und des Sinns des Schönen mit Sicherheit urtheilen, wenn man die Perſon ſelbſt kennt, und ſie in ihren liebenden Verhältniſſen eine längere Zeit zu beurtheilen im Stande iſt.

Freylich wird dann nur ſelten der Beſchauungsgang zur Wonne aufgefordert werden. Die Annäherung an die Gegenſtände unſerer Bewunderung und unſerer Schönheitsgefühle pflegt dieſe gemeiniglich zu endigen. Dichter und Redner wiſſen dieß, und halten daher die Perſonen, für die ſie uns intereſſieren wollen, gemeiniglich in einer ſolchen Entfernung von uns, daß die Phantaſie ihr völlig freyes Spiel behält. Sie ſtellen uns einen König, einen Ageſilaus dar, der glücklich im Schooße ſeiner Familie lebt, und in dem Genuſſe der Zärtlichkeit die höchſten Freuden ſeines Lebens findet. Wir nähern uns, und finden einen gewöhnlichen Hausvater, der ganz ſelbſtiſch ſein Vergnügen in häuslicher Geſelligkeit und Zurückgezogenheit von rauſchenden Zerſtreuungen aufſucht, und übrigens ſeine Gattin und ſeine Kinder, als Mittel zu ſeinem Zweck, gut behandelt. Dieſer König bleibt freylich immer ſchätzungswerth,

weil ſein Beyſpiel nützlich für ſein Volk wird. Aber die Wonne der Beſchauung des Edeln der Liebe iſt dahin.

Sie ſtellen uns einen Schmidt dar, der aus Liebe zu einer Mahlerstochter zum Mahler wurde. Wir nähern uns, und finden, daß er eben ſo wohl gethan haben würde, ſein voriges Handwerk nicht zu verlaſſen. Sie ſchildern uns einen Liebhaber, der ſeine Geliebte bittet, den geſtirnten Himmel nicht ſchon zu finden, weil er ihr den nicht geben kann! Welche Aufopferung! welche Feinheit! Wir nähern uns. — Es iſt ein alter Geck, der in die Netze einer jungen Buhlerin gefallen iſt, mit der er ſein Vermögen und die ſchönen Worte verſchwendet, die bey den Hoffräulein weiter keinen Eingang finden.

So ſehr kommt es bey der Wonne der Beſchauung auf den Platz an, wohin wir uns ſtellen! Der Künſtler hat den Vorzug, daß er uns in ſeinem Reiche immer ſo weit von ſich entfernt halten kann, daß wir den Zauberkreis nicht überſchreiten. In der wirklichen Welt kommt es auf Verhältniſſe an, die wir nicht immer in unſerer Gewalt haben, und dasjenige, was uns Heute edel und ſchön ſcheint, iſt Morgen vielleicht nur verehrungswürdig, ſchätzungswerth, intereſſierend, oder gar verächtlich, gleichgültig und unbedeutend.

Zwölftes Kapitel.

In wie fern die liebende Perſon als ein Bild abſoluter Vollkommenheit erſcheint.

Ich habe es ſchon geſagt, daß ein Ding, das in jeder Rückſicht vollkommen wäre, ein bloßes Verſtandes- und Vernunftweſen ſey, das keinen Gegenſtand der Anſchauung

in dieſer Welt ſinnlicher Erſcheinungen ausmacht. Aber eine entfernte Ahndung, ein Bild der Phantaſie, kann zuweilen von dieſer Vollkommenheit in uns erweckt werden. Am ſicherſten geſchieht dieß da, wo wir einen Menſchen ſeiner Seele nach als ein edles Ganze, ſeinem Körper nach als ein ſchönes Ganze zu erkennen glauben: kurz, wo ſich Seelenadel mit Schönheit paart.

Der liebende Menſch, oder die Perſon, die ſich mit einer andern zuſammenzuſetzen ſtrebt, um ſich mit einander zu beglücken, kann ein ſolches äſthetiſch edles Ganze in dem Geiſte der Verbindung, ein ſolches äſthetiſch ſchönes Ganze in den Formen derſelben ankündigen, wodurch wir ein ähnliches Bild von abſoluter Vollkommenheit mit demjenigen erhalten, welches der einzelne Menſch durch ſeinen Seelenadel und ſeine körperliche Schönheit in unſerer Phantaſie erweckt.

Liebe, als Vollkommenheit betrachtet, iſt das Ganze einer auf Zärtlichkeit beruhenden Verbindung, das ſeinem innern Gehalte nach Seelenadel, ſeiner äußern Form nach Schönheit zeigt.

Von dieſer Art waren die Verbindungen, welche die Sokratiſche Schule empfahl, und wenigſtens in ihren Schriften darſtellte. Hier ſtrebten die Liebenden, ſich dadurch unter einander zu beglücken, daß ſie ſich das höchſte Gut, die Tugend, einander zuführten, und die Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit in äſthetiſch ſchöne Formen kleideten. Ihre zuſammengeſetzte Perſon bildete ein vollkommenes Ganze als Liebe, weil ſie beyde ganz von dem Wunſche, ſich wechſelſeitig zu beglücken, ganz von Edelſinn und Sinn des Schönen durchdrungen waren.

Ausgezeichnet wahre und zweckmäßige Liebe, die sich als ein edles und schönes Ganze zeigt, ist vollkommene Liebe.

Dreyzehntes Kapitel.

In wie fern der Moralist die Liebe veredelt.

Wenn wir nicht alle Begriffe verwirren, und dasjenige, was in den Sitten des Menschen, (in seinem Verhalten gegen sich selbst und Andere,) von der Rücksicht auf die Einrichtungen der örtlichen und bürgerlichen Gesellschaft, und auf kluge Besorgung des sinnlichen Genusses an die Hand gegeben wird, — mit dem Moralischen verwechseln wollen; so müssen wir durch diesen letzten Ausdruck nur dasjenige in den Sitten des Menschen bezeichnen, was mit seinen Verhältnissen gegen das Reich vernünftiger Wesen, als solcher, in Beziehung steht.

Dieser Begriff bleibt demungeachtet noch sehr weit umfassend. Es gehören darunter alle Bestimmungen unsers Willens, die aus der Anerkennung unserer eigenen Würde fließen, einer Würde, die uns als einem freyen, sich selbst in jedem Augenblicke des Lebens beherrschenden, und als einem zur Fortdauer und zum Vorschreiten auf ewig bestimmten Wesen zukommt. Es gehören darunter diejenigen Bestimmungen unsers Willens, welche das Gefühl der Abhängigkeit von Gott darbietet: es gehören endlich diejenigen Bestimmungen unsers Willens dahin, welche Achtung und Liebe für das vernünftige Wesen in andern Menschen, und das Bewußtseyn eines innigen, auf gemeinschaftliche Natur und Bestimmung

beruhenden Zuſammenhangs mit ihnen an die Hand geben.

Alles dieß heißt moraliſch in der weitläuftigſten aber bereits beſtimmten Bedeutung, worin es ſich von dem Patriotiſchen (gut Bürgerlichen,) Anſtändigen, (gut Geſelligen,) Klugen, (weiſe Genießenden,) im Betragen des Menſchen gegen ſich ſelbſt und andere unterſcheidet.

In einer engeren Bedeutung aber heißt moraliſch, was der Moral gemäß iſt. Moral aber iſt der Inbegriff der Vorſchriften, welche aus der Anwendung der Geſetze des Verſtandes und der Vernunft, (Wahrheit und Zweckmäßigkeit,) auf die Verhältniſſe des Menſchen zum Reiche vernünftiger Weſen, als ſolcher fließen. Alſo heißt hier moraliſch, was in dem Verhalten des Menſchen gegen ſein eigenes höheres Weſen, gegen dieß Weſen in andern Menſchen, und gegen Gott, den Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft gemäß, oder mit andern Worten, wahr, (d. h. übereinſtimmend mit ſich ſelbſt) und zweckmäßig iſt, (d. h. zuſammenſtimmend mit allen übrigen Verhältniſſen, worin das vernünftige Weſen im Menſchen hienieden geſetzt iſt.)

Das Moraliſche in dieſem Sinne iſt oft ſehr verſchieden von dem Moraliſchen in dem zuerſt angegebenen. In einem Romane des Johannes Damaſcenus ſteigt der junge König Joſaphat vom Throne, um ſich in einer ägyptiſchen Einöde der Beſchauung des höchſten Weſens zu widmen. Unſtreitig war dieß eine moraliſche Handlung in der weitläuftigſten Bedeutung. Er beſtimmte ſeinen Willen nach Rückſichten auf ſeine Verhältniſſe zu dem Reiche vernünftiger Weſen. Aber ſeine Handlung

war unwahr und unzweckmäßig: Unwahr, weil das vernünftige Wesen im Menschen, schon für sich betrachtet, nicht bloß zur unthätigen Beschauung Gottes, sondern zum Handeln aus Achtung und Liebe für sich selbst und andere Menschen innerlich eingerichtet ist: Unzweckmäßig, weil die Aeußerung des vernünftigen Wesens im Menschen durch bloßes Nachstreben nach der Vereinigung mit dem Uebersinnlichen im Widerspruche mit allen übrigen Verhältnissen steht, in welche der Mensch zu der sinnlichen Welt gesetzt ist. Mithin war die Handlung Josaphats in bestimmterer Bedeutung unmoralisch.

Endlich heißt moralisch in der bestimmtesten Bedeutung dasjenige, was man von allen Menschen, die mit dem Bewußtseyn ihrer höheren, über die Sinnlichkeit hinaus reichenden Bestimmung, und mit der Fähigkeit, Wahrheit und Zweckmäßigkeit zu erkennen, versehen sind, in Rücksicht ihres Verhaltens gegen das Reich vernünftiger Wesen fordern kann: dasjenige, was unter den Vorschriften der Moral für alle vernünftige Wesen, als solche, ohne Rücksicht auf besondere Anlagen und Bildung allgemeingültig ist.

Dieß Moralische ist wieder verschieden von dem Moralischen in den beyden ersten angegebenen Bedeutungen. Wir können von allen Menschen fordern, daß sie andern Menschen nicht schaden, und sie nicht hindern sollen, ihr Daseyn als vernünftige Wesen zu genießen, und sich ihrer Bestimmung als solche zu nähern. Aber nur von sehr wenigen kann man fordern, daß sie mit Aufopferung ihres eigenen Wohls das Wohl anderer um ihrer selbst willen befördern sollen.

Nach diesen drey Bedeutungen des Moralischen nimmt nun auch der Moralist, oder der Lehrer im Mo-

ralischen, sehr verschiedene Bestimmungen an. Denn er beschäftigt sich entweder überhaupt mit der Kenntniß der Verhältnisse der Menschen gegen das Reich vernünftiger Wesen, oder er unterwirft diese Verhältnisse den Gesetzen der Vernunft und des Verstandes, oder er stellt endlich nur solche Vorschriften auf, die von allen vernünftigen Wesen, als solchen, begriffen und befolgt werden können.

In diesem letzten Sinne, worin ich ihn allein von dem Aesthetiker, dem Gesetzgeber, dem Anstands- und Klugheitslehrer bestimmt unterscheiden kann, nehme ich den Moralisten bey der Frage: in wie fern veredelt er die Liebe?

Genau betrachtet, veredelt er sie gar nicht, sondern dieß ist Geschäft des Aesthetikers. Freylich hebt auch der Moralist die Liebe über das Gemeine empor, indem er allen Menschen, ohne Unterschied der Anlagen und der Bildung, vorschreibt, was sie thun und lassen sollen, um ihre liebenden Triebe dergestalt zu leiten, daß sie ihrer innern Würde, ihren Pflichten gegen Gott, und denjenigen, die sie gegen alle Menschen zu beobachten haben, nicht nachtheilig werden. Nimmt man das Wort Veredeln in dieser weitläuftigen Bedeutung, worin es bloß das Emporheben, oder auch das Vervollkommnen, das wahr und zweckmäßig Einrichten heißt; so veredelt der Moralist die Liebe allerdings. Denn ein liebender Mensch, der zugleich das vernünftige Wesen in sich selbst, in Gott und andern Menschen ehrt, und sich in seinen liebenden Gesinnungen durch diese Rücksichten, so wie durch die Gesetze des Wahren und Zweckmäßigen leiten läßt; ein solcher Mensch, sage ich, ragt unstreitig über denjenigen hervor, der bloß den Eindrücken

der Sinnlichkeit folgt, und liebt, weil er liebend geſchaffen iſt. Jener weiß Maß in demjenigen zu halten, was er für andere empfindet und thut: er ſucht nicht das Wohl des Geliebten auf eine Art zu befördern, wobey er ſich ſelbſt verachten muß, Gott über die Creatur vernachläſſigt, und die Pflichten, welche er allen Menſchen ſchuldig iſt, beleidigt, um einen Einzigen oder Wenige zu beglücken. Allerdings iſt alſo ein Menſch, der ſo liebt, wie der Moraliſt es von allen vernünftigen Menſchen verlangt, vollkommener, mithin edler, als der bloß ſinnlich Liebende. *)

Aber in dieſem weitläuftigen Verſtande habe ich das Wort Veredeln nicht genommen. Ich nahm es für diejenige Bemühung, die Liebe ihrem innern Gehalte nach fähig zu machen, unſern Geiſt zur Wonne der Beſchauung zu reitzen: und dieß, in ſo fern es unter Beobachtung der Geſetze des Verſtandes und der Vernunft geſchieht, iſt nicht das Geſchäft des Moraliſten, ſondern des Aeſthetikers. Dieſer beſchäftigt ſich gleichfalls oft mit dem Moraliſchen, aber nur in der erſten und zweyten Bedeutung, in ſo fern alles dasjenige darunter verſtanden wird, was in unſerm Verhalten gegen das Reich vernünftiger Weſen den Geſetzen der Wahrheit und Zweckmäßigkeit unterworfen werden kann. Dieß Moraliſche nimmt der Aeſthetiker auf, und macht es zum Gegenſtande der Beſchauung für die ſeltnere Claſſe

*) Sehr oft verſucht man unter moraliſcher Veredlung der Liebe weiter nichts, als Leitung der Geſchlechtsſympathie nach moraliſchen Vorſchriften. Dieß beruhet aber auf einem Mißbrauche des Worts Liebe, den ich ſchon ſo oft gerügt habe, daß ich hier füglich darüber ſchweigen kann.

von Menſchen, die für Edelſinn geſchaffen und gebildet iſt.

Es finden ſich daher mehrere ſehr wichtige Unterſchiede zwiſchen beyden, wenn ſie das Moraliſche zum Gegenſtande ihrer Bearbeitung nehmen.

Der Moraliſt will überzeugen; er verlangt, daß wir uns genau mit ſeinen Lehren und Beyſpielen bekannt machen, dieſe mit Nachdenken, mit Anſtrengung erkennen und prüfen ſollen; — der Aeſthetiker ſtellt uns ein Bild aus der Ferne dar, und verlangt eine ſchnelle, leichte, beynahe inſtinktartige Erkenntniß, und ein eben ſolches Urtheil. Der Moraliſt wendet ſich nicht bloß an unſern Beſchauungsgang, ſondern hauptſächlich an unſere Selbſtheit und an unſere Sympathie; — der Aeſthetiker arbeitet nur auf unſern Beſchauungsgang los. Der Moraliſt will uns nicht ſo wohl Wonne, als Genügen des Bedürfniſſes, Zufriedenheit gewähren; — der Aeſthetiker ſucht uns zur Wonne zu reitzen. Der Moraliſt ſchreibt allen vernünftigen Weſen, als ſolchen, Geſetze vor; — der Aeſthetiker giebt nur denjenigen Lehren, die für Edelſinn geſchaffen und gebildet ſind.

Ein Beyſpiel wird die Sache klar machen.

Eine liebende Gattin iſt von ihrem ungerechten Gatten nach einer Reihe glücklich verlebter Jahre, in denen ſie ihm mehrere Kinder geboren hat, auf das ſchändlichſte behandelt, verſtoßen, und von ihren Kindern getrennt. Welches moraliſche Betragen wird ihr der Moraliſt, welches der Aeſthetiker in ihren liebenden Verhältniſſen gegen dieſen Gatten vorſchreiben? — Beyde werden darin übereinkommen, daß wenn alle Hoffnung verloren iſt, den Mann zurückzubringen, wenn ſogar Gefahr der Erniedrigung und der Verderbniß für

die Gattin zu befürchten steht, daß sie dann ihrer eigenen Würde es schuldig sey, sich nicht wieder mit ihm zu vereinigen. Beyde werden es ihr aber dabey zur Pflicht machen, durch ihr nachfolgendes Betragen ihre Unschuld zu bewähren, und so viel es ihr aus der Ferne möglich ist, für das Wohl des unwürdigen Gatten und der Kinder zu sorgen. Alles dieß läßt sich aus Gründen, denen jeder Mensch, der Gefuhl fur sein moralisches Wesen hat, nach der strengsten Prüfung seinen Beyfall nicht versagen kann, herleiten, beweisen. Ein solches Betragen ist der Selbstheit und der Sympathie des vernünftigen Menschen angemessen: es giebt der Person, die es beobachtet, und jedem vernünftigen Menschen, der es prüft, Genügen des Bedurfnisses und Zufriedenheit: es läßt sich als Regel für alle vernünftige Menschen aufstellen.

Allein weiter geht nun der Moralist nicht. Die verstoßene Gattin darf, sich ihre moralische Aufführung gegen den ungerechten Gatten moglichst zu erleichtern, die Leidenschaft fur ihn in einer neuen Ehe zu schwächen, und durch Kinder, die sie dem zweyten Gatten erzieht, ihre mütterlichen Triebe wieder zu befriedigen suchen. Gut! wird aber hier das Bild einer solchen moralisch liebenden Gattin, d. h. einer Gattin, die sich in ihren liebenden Trieben durch Pflichten gegen ihr vernünftiges Wesen bestimmen läßt, unsern Geist begeistern, und diesen in der fernen Beschauung zur Wonne reizen? Wahrhaftig nicht! Erst dann, wenn der Aestheriker diese liebende Gattin mehrere Jahre über die Nothwendigkeit, den Geliebten verachten zu müssen, trauern, die unzuverlässigen Aufwallungen von Reue, die er ihr aus bloßer Sinnlichkeit zeigt, um des Bewußtseyns willen, daß sie

ihn nicht beglücken kann, ſich ſelbſt aber erniedrigen müßte, mit Aufopferung ihres liebſten Wunſches nach Wiedervereinigung zurück weiſen, und ſie endlich in die Penſion, worin die Kinder erzogen werden, als ihre Erzieherin ſich einſchleichen, und dort bey der Wartung der kranken Lieblinge ihr Leben aufopfern läßt; — dann, dann erwacht die Wonne am Edeln des Moraliſchen in der Liebe! Aber laſſen ſich ſolche Bilder als Regelformen für alle vernünftige Weſen aufſtellen? Läßt ſich nur ihr Beyfall von allen erwarten? Bedarf es nicht einer ſeltneren Anlage und Bildung zum Geſchmack an demjenigen, was den Geiſt in der bloßen Beſchauung ſpannt, um eine ſolche Aufopferung nicht für übertrieben zu halten?

Es iſt daher außer Zweifel, daß der Moraliſt die Liebe genau genommen nicht veredelt. Es iſt ihm ſogar zu rathen, daß er ſich nicht damit abgebe, weil er ſehr leicht zu Mißverſtändniſſen und Mißbräuchen Anlaß geben kann, wenn er Lehren, die nur für ſeltene Menſchen paſſen, als allgemeingültige Vorſchriften für alle vernünftige Weſen, als ſolche, aufſtellen will.

Vierzehntes Kapitel.

In wie fern der Geſetzgeber die Liebe veredelt und verſchönert.

Heißt veredeln und verſchönern ſo viel, als ein Ding fähig machen, die Wonne der Beſchauung zu erwecken; ſo ſollte der Geſetzgeber billig ſich mit der Veredlung und Verſchönerung keiner einzigen Anlage im Menſchen abgeben.

Der Gesetzgeber muß unmittelbar dahin streben, den Menschen und seine Anlagen schätzungswerth durch ihre allgemeine Nutzbarkeit und ihr allgemeines Nützlichseyn zu machen, und zwar so, daß die Selbstheit eines jeden Bürgers, die kluge Ueberlegung seines Vortheils, ihn zur Wonne auffordert, wenn er den Mitbürger so nutzbar und so nützlich für sich und das Ganze erkennt. Der Gesetzgeber wird der Sympathie und dem Beschauungshange nicht entgegen arbeiten: er wird die freye Wirksamkeit beyder durch Wegräumung der Hindernisse, die diesen natürlichen Anlagen im Menschen entgegen stehen, befördern. Aber unmittelbar wird er sich mit ihrer Bildung nicht abgeben.

Die Liebe ist ein Gefühl, das zwar bey dem rohesten Menschen angetroffen wird; aber es ist zu wenig anhaltend, und bey Collisionen des Eigennutzes diesem zu untergeordnet, als daß der Gesetzgeber bey der Menge, welche doch der Gegenstand seiner Bemühungen seyn muß, mit Zuverlässigkeit darauf rechnen könnte. Eben so verhält es sich mit den Gefühlen des Beschauungsbanges. Der Einfluß von beyden ist bey einer Menge von bürgerlichen Sitten und Einrichtungen unverkennbar. In der Ehe wird auf jene, bey der Existimation des Geburtsadels auf diese mit gerechnet. Allein alles nur mittelbar, als eine geheime Unterstützung des Schätzungswerthen für die Selbstheit, welche mehr in der guten Sitte, als im Gesetz beruhet.

Es ist sogar gefährlich, wenn der Gesetzgeber darauf ausgeht, den Menschen zur Liebe oder zur Beschauungswonne auszubilden. Er wird ihn sympathetisch weichlich, aber nicht liebend: eitel, aufgelegt zur Begeisterung, aber nicht fähig machen, das moralisch Edle und ästhetisch

Schöne zu fühlen. Alles dieß ſind Empfindungen, die man bey der Menge, oder bey dem Ganzen der Geſellſchaft, nicht allgemein wirkſam vorausſetzen kann.

Die meiſten Geſetzgeber haben die Grenzen ihrer Macht nicht verkannt. Einige haben ſich aber ſo ſehr an das allgemeine Beſte des Staats mit Vernachläſſigung des Wohls der Einzelnen halten wollen, daß ſie, um die Geſchlechtsſympathie allgemein ſchätzungswerth, d. h. der ganzen Geſellſchaft recht nutzbar und nützlich zu machen, ihr die Geſtalt eines völlig thieriſchen Triebes, einer wild umherſchweifenden Begierde gegeben haben. Aus Furcht, daß Zärtlichkeit und Leidenſchaft zur einzelnen Perſon der Vaterlandsliebe, dem Ehrgeiz und dem kriegeriſchen Muthe gefährlich werden könnten, haben ſie junge Gemüther früh zur Schamloſigkeit anführen, alle Ideen von Eigenthum der Herzen und der Körper unterdrücken, und eine völlige Gemeinſchaft der Weiber und der Männer feſtſetzen wollen. Ich zweifle, daß dieſe Ideen in einem policierten Staate je realiſiert werden können; ſollten ſie es aber geweſen ſeyn, ſo bin ich überzeugt, daß eine ſolche Einrichtung, welche den natürlichſten Anlagen des Menſchen zur Sympathie und ſogar zur Selbſtheit widerſpricht, ſchwerlich mit Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums auf die Länge beſtanden haben könne.

Andere, welche der Natur getreuer geblieben ſind, haben die Geſchlechtsſympathie dazu genutzt, den Ehrgeiz und den kriegeriſchen Muth zu entflammen, indem ſie den Beſitz des Weibes zum Lohne des tapferſten Kriegers gemacht, oder den Beyfall des zärteren Geſchlechts zum Preiſe verwegener Abenteuer aufgeſteckt haben. So die Samniter: ſo die Völker, bey denen die Chevalerie

ngeführt geweſen iſt. Das Geſetz der Athenienſer nutzte
en dieſe Geſchlechtsſympathie, die Verbindungen junger
ürger dem Staate nützlich zu machen.

In dieſem Allem darf man aber keine Veredlung der
ebe als Abſicht der Geſetzgeber ſuchen. Haben ſie wirk-
ch Theil an dieſen Anſtalten genommen, iſt es nicht
elmehr Sitte als Geſetz geweſen, was ſie hervorgebracht
t; ſo iſt ihr Zweck nur dahin gegangen, die Geſchlechts-
mpathie ſchätzungswerth, d. h. allgemein nutzbar und
ützlich zu machen. Wir ſchauen freylich aus der Ferne
eſe Einrichtungen als edle Liebe an; aber prüft ſie nach
eſetzen der Wahrheit und Zweckmäßigkeit, und der
auber verſchwindet!

Wenn die Geſchichte dieſer Verhältniſſe wird entwik-
lt werden, ſo wird ſich zeigen, warum heut zu Tage
icht einmahl die Geſchlechtsſympathie auf dieſe Art von
em Geſetzgeber genutzt werden könne.

Mögen dieſe nur überhaupt die Möglichkeit zur edeln
nd ſchönen Liebe dadurch befördern, daß ſie die Hinder-
iſſe wegräumen, die der freyen Wirkſamkeit der Sym-
athie und des Beſchauungshanges, ſo wie der Entwik-
lung der Kräfte des Verſtandes und der Vernunft, und
em Hange zur Vollkommenheit entgegen ſtehen! Mögen
e beſonders die Geſchlechtsſympathie ſo leiten, daß ſie
nen Anlagen des Menſchen und der Zärtlichkeit nicht
efährlich werde! Mögen ſie der Dauer ehelicher Verbin-
ungen ihren Schutz gewähren, wechſelſeitige gute Be-
andlung, wechſelſeitige Hülfeleiſtung der Ehegatten,
nd gemeinſchaftliche Sorge für die Erziehung der Kin-
er gebieten! Dann wird die gute Sitte des Volks
nd der örtlichen Geſellſchaft ſchon richtige Begriffe über

das Wesen der Liebe herbeyführen, und an ihre Veredelung und Verschönerung mit besserem Rechte und Erfolge Hand anlegen.

Funfzehntes Kapitel.

Ueber die Bildung, welche die Liebe von der guten Sitte erhält.

Die Existimation der Gesellschaft, worunter wir als Privatpersonen leben, und welche ich die örtliche nenne, um sie dadurch von der bürgerlichen abzusondern, giebt den Verhältnissen zwischen beyden Geschlechtern gemeiniglich eine besondere Bildung, die von derjenigen, welche ihnen der Gesetzgeber giebt, noch verschieden ist.

Diese Bildung erstreckt sich zuweilen auf alle Stände, gemeiniglich aber nur auf diejenige Classe wohlerzogener Menschen, die den Ton in den gesellschaftlichen Verhältnissen eines jeden Volks angeben. Der Inbegriff der Ideen und der daraus abgeleiteten Regeln, wie die Menschen im geselligen Umgange sich äußern sollen, um auf Duldung, Schätzung, Verehrung, Liebe, ja Bewunderung und Schönheitsgefühl von ihren Mitgesellschaftern Anspruch machen zu können, wird der gute Ton, die gute Sitte genannt. Sie besteht aber eigentlich aus zweyen Gesetztafeln, von denen die eine das Nothdürftige, Gute, unter dem Nahmen des Anstandes; die andere das Edle und Schöne unter dem Nahmen des feinen Tons unter sich begreift.

Es giebt nun auch eine gute Sitte, mit ihren beyden Unterarten, dem Anstande und dem feinen Tone, in den Verhältnissen des geselligen Umgangs zwischen

beyden Geschlechtern. Diese Verhältnisse sind bald weiter, bald enger. Nicht bloß einzelne Akte der geselligen Mittheilung sind der guten Sitte unterworfen, sondern auch engere Verbindungen, die auf Zärtlichkeit und leidenschaftlicher Liebe beruhen. Auf beyde finden die Begriffe und Vorschriften des Anstandes und des feinen Tons ihre Anwendung.

Ich lasse die gute Sitte in Ansehung der geselligen Mittheilung zwischen beyden Geschlechtern in ihren weiteren Verhältnissen unberührt. Was aber die engeren Verhältnisse anbetrifft, so verlangt der Anstand, daß ihre Aeußerungen so geleitet werden sollen, daß der Zweck der geselligen Mittheilung in größern geselligen Zusammenkünften und im weitern Umgange dadurch nicht gestört werde. Der Anstand ist daher theils nachsichtiger, theils strenger wie das Gesetz. Was die gesellige Mittheilung befördert, wenn es gleich den Gesetzen zuwider ist, das leidet er; was diese stört, wenn es gleich das Gesetz zuläßt, das leidet er nicht. Der Anstand hat daher verbotene Verhältnisse zwischen Personen, die nicht verheyrathet waren, von jeher geduldet, so lange sie nur nicht durch offenbare Beleidigung aller Achtung für die Sittlichkeit der Uebrigen, die freye Mittheilung in der Gesellschaft hemmten. Er hat aber aus eben dem Grunde keine Nachsicht mit der Eifersucht des Ehegatten, die doch das Gesetz duldet, wenn dadurch die gesellige Mittheilung gestört wird.

Der beobachtete Anstand in der Zärtlichkeit und Leidenschaft kann keine Wonne der Beschauung erwecken. Er wird nur schätzungswerth durch Beziehung auf den Nutzen, den er für die gesellige Mittheilung in größern Zusammenkünften und im weitern Umgange mit sich

führt. Aber der feine Ton bestimmt nun auch oft Begriffe, Bilder, Formen, unter denen die Zärtlichkeit und die liebende Leidenschaft edel und schön erscheinen, oder, was einerley ist, auf Reiz für den Beschauungshang bey allen wohlerzogenen Menschen Anspruch machen soll. Er geht sogar so weit, Ideale von Vollkommenheit der Liebe festzusetzen, deren Erscheinung Gegenstand allgemeiner Bewunderung und eines fernen Nachstrebens für die ausgezeichnetsten Mitglieder der örtlichen Gesellschaft seyn soll. Die griechische Männerliebe, die Galanterie des Mittelalters, und die Cicisbeatura der Italiäner liefern darüber auffallende Beyspiele.

So war es edel in den Ritterzeiten, sich im Nahmen seiner Dame und auf ihr Geheiß jeder Gefahr muthwillig entgegen zu werfen. So war es schön, mit der Geliebten aus einem Becher zu trinken, und den Mund wieder anzusetzen, wo sie ihn beym Trunke abgesetzt hatte. So waren Petrarca und Celadon Ideale von vollkommner Liebe, denen ein Paar Jahrhunderte hindurch diejenigen, die sich im feinen Tone auszeichnen wollten, ihre Bewunderung nicht versagen durften.

Wie selten aber gehen diese Begriffe, Bilder, Formen und Ideale, welche der feine Ton festsetzt, mit wahrer Liebe, wahrem Edelsinn, und wahrer Schönheit zusammen! Ausgezeichnete Menschen, die wie Genies in den engeren Verhältnissen der beyden Geschlechter zu einander erscheinen, Philosophen, Dichter und Fürsten begeistern die Menge durch ihr Beyspiel, modificieren ihre Begriffe über Liebe, Adel, Schönheit und Vollkommenheit, und fordern sie zur gutherzigen Nacheiferung von Vorbildern auf, die vielleicht nirgends als in ihrem Kopfe, in ihren Schriften, und in dem äußern Scheine ihrer

Handlungsweiſe exiſtierten! Wie oft aber verliert nicht die Liebe unter der conventionellen Bildung, die ihr der feine Ton giebt, völlig ihr Weſen und ihre Beſtimmung! Zu der Zeit, wie es in Frankreich Ton war, ſich Liebe als bloße Unterhaltung des Geiſtes, als Befriedigung einer üppigen Eitelkeit, als verfeinertes phyſiſches Vergnügen zu denken; wer hätte da das wonnevolle Streben nach Beglückung des Geliebten unter der Geſtalt wieder erkannt, die ihr die gute Sitte gegeben zu haben glaubte.

Sechzehntes Kapitel.

Es geht der edlen und ſchönen Liebe wie den ſchönen Künſten. Wenige ſind darin Kenner: noch weniger große Künſtler.

Geſetzt aber, die gute Sitte hätte ein Ideal edler und ſchöner Liebe angenommen, das mit ihrem Weſen wirklich übereinſtimmt, etwa das, welches Sokrates von ihr, nach der Ueberlieferung eines Plato und Xenophon, entworfen hat; ſo werden doch immer nur wenig Menſchen es faſſen, noch wenigere es mit Erfolge an ſich ſelbſt darſtellen.

Es gehört bereits ein gewiſſer Grad ſittlicher Ausbildung dazu, um nur überhaupt für innere Wahrheit und Tüchtigkeit eines Dinges Sinn zu erhalten, d. h. von der Erkenntniß, daß ein Ding ſein Weſen und ſeine Beſtimmung ausfüllt, zur Luſt gereizt zu werden. Alle Menſchen tragen als verſtändige und vernünftige Weſen die Anlage dazu in ſich; aber nicht bey allen wird ſie entwickelt. Dieſe handeln bloß nach einzelnen Eindrücken

und Wahrnehmungen der niedern Seelenkräfte. Sie bringen keinen Zuſammenhang, keine Beſtimmtheit in die Anerkennungsmerkmahle, wodurch ſie die Dinge als verſchieden von andern abſondern. Sie haben keine Ideen von Ordnung, von Wohlverhältniß der innern Beſtandtheile eines Dinges, wornach ſie beurtheilen könnten, ob in ſeiner Einrichtung Hinderniſſe gegen die Ausfüllung ſeiner Beſtimmung liegen. Sie beachten nicht die Angemeſſenheit der Verhältniſſe eines Dinges zu andern die es umgeben, um darnach ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, ob es bloß an zufälligen, oder ob es an fortdauernden, unabänderlichen, äußern Verhältniſſen liege, daß das Ding keinen Wirkungskreis zu Ausfüllung ſeiner Beſtimmung finde.

Laßt uns dieſe Grundſätze auf wahre und tüchtige Liebe anwenden! Der Menſch, bey dem der Sinn für Wahrheit und Zweckmäßigkeit nicht entwickelt iſt, ſieht ſie als Begierde an, phyſiſche Luſt und Unterhaltung für die Seele herbeyzuführen. Das unterſcheidet ſie aber nicht von der Wolluſt und der Wonne der Geſchlechtsſympathie. Es iſt folglich kein Zuſammenhang, keine Beſtimmtheit in den einzelnen Bemerkungen, die er über ihr Weſen macht. Wüßte er, daß ſie das wonnevolle Streben nach der Ueberzeugung ſey, daß der Mitmenſch ſich ſelbſt glücklich fühle; wüßte er, daß ihr Charakter in dem zärtlichen oder leidenſchaftlichen Streben nach Vereinigung der Naturen noch beſonders modificiert wird; ſo würde er die Liebe leicht von andern verwandten Affekten und anhaltenden Stimmungen abſondern und auskennen.

Der rohe Menſch fühlt vielleicht, daß das Wohl des Mitmenſchen bey ſeinem Vergnügen mit in Betracht

kommen. Aber er ordnet dieſe beyden Bemerkungen nicht gehörig gegen einander, er bringt ſie in kein Wohlverhältniß: er kann ſich daher in Colliſionsfällen ſeiner Selbſtheit mit der Liebe nicht heraus helfen. Er glaubt das Wohl des Mitmenſchen bloß als ein Mittel betrachten zu müſſen, das ſeinige zu erhöhen, und ſetzt dadurch ſeinem Streben nach des andern Wohl und nach Vereinigung der Perſonen in unzähligen Fällen innere Hinderniſſe entgegen. Wüßte er, daß in der Liebe das Wohl des Menſchen der unmittelbare Grund ſeiner Wonne iſt; ſo würde er fühlen, daß beyde ſich wohl mit einander vereinigen laſſen, und er würde zugleich in Fällen, wo der Eigennutz ſeine ſympathetiſchen Empfindungen überwiegt, einſehen, daß ſein dermahliger Zuſtand nicht die gehörige Tüchtigkeit habe, welche der Zuſtand des liebenden Menſchen vorausſetzt. Er würde aber auch fühlen, daß in zärtlichen und leidenſchaftlichen Verbindungen der liebende Zuſtand nur herrſchend ſeyn muß: daß die Selbſtheit und der Beſchauungshang neben der Sympathie, wiewohl in untergeordneter Maße, wirken dürfen. Dieſe Bemerkung würde ihn darauf führen, daß, um die Liebe unſern übrigen Trieben angemeſſen zu erkennen, ſie in einen hinreichenden Abſtand von der Selbſtheit und dem Beſchauungshange, und dennoch zugleich in eine ſolche Correſpondenz mit dieſen geſetzt werden müſſe, damit ein ſchickliches Wohlverhältniß zwiſchen ihr und demjenigen, was neben ihr gefühlt und erkannt wird, begründet werden könne.

Wenig Menſchen, ſage ich, werden dieſen Begriff faſſen, ja, ihn nur empiriſch fühlen. Denn es iſt gewiß, daß es in der Natur Wahrheiten giebt, welche wir durch eine Art von Inſtinkt und ein geheimes Bewußt

ſeyn, womit wir alle begabt ſind, ohne uns davon Rechenſchaft geben zu können, und ohne daß ſie dem Verſtande und der Vernunft als deutliche Begriffe zugeführet zu werden brauchen, ſehr richtig einſehen und ſchätzen.

Geſetzt aber, wir faſſen den Begriff der Wahrheit und Zweckmäßigkeit, wir empfinden ſie mit einer Neigung zur Luſt: wie ſelten haben wir Sinn für Adel, Schönheit und Vollkommenheit? Es gehört Scharfſinn dazu und Phantaſie!

Aber ſelbſt unter denen, die dieſen Sinn haben, werden ihn nicht alle gerade auf die Liebe anwenden! Dazu gehören wieder beſondere Anlagen! Es gehört ein Herz dazu, und nicht bloß ein Herz für den einzelnen Affekt der Menſchenliebe, ſondern auch für die Zärtlichkeit, für Leidenſchaft! Alſo Sinn für Wahrheit und Tüchtigkeit, Scharfſinn, Phantaſie, Herz; das alles wird erfordert, um das Bild der Vollkommenheit in der Liebe wieder zu finden, und es mit Wonne anzuſchauen. Wie ſelten wird dieß alles zuſammen gehen!

Inzwiſchen hat es von jeher Menſchen gegeben, welche dieſe Vollkommenheit der Liebe, theils dunkler, theils klarer angeſchauet und mit Wonne empfunden haben, wenn ihre Darſtellung durch die Hand des Genies vor ihnen hingezaubert iſt. Aber eine ſolche Darſtellung ſelbſt zu ſchaffen, oder ſie gar an ſich ſelbſt zu realiſieren; wie wenigen Menſchen iſt das vergönnt!

Bey vielen würde es ſogar mit der Beſtimmung ſtreiten, die ſie gegen die größere Geſellſchaft und gegen den Staat übernommen haben, wenn ſie den Vollkommenheitsſinn, der ihnen ſonſt nicht fremd ſeyn mag, gerade auf ihre Verhältniſſe zu der einzigen geliebten Perſon anwenden wollten! Sie würden ſich in dem Streben

nach Vollkommenheit in allen ihren übrigen Verhältniſſen als Staatsmänner, Geſellſchafter, Künſtler, Hausväter, u. ſ. w. geſtört ſehen, wenn ſie eine beſondere Sorgfalt darauf wenden wollten, die zärtlich oder leidenſchaftlich liebende Perſon in ihnen zur Vollkommenheit zu erheben.

Es geht daher der edlen und ſchönen Liebe gerade wie den geſelligen Fertigkeiten und den ſchönen Künſten. Sie muß beſonders mit denjenigen verglichen werden, die ſo wie die Tanzkunſt, die Mimik, die ausübende Tonkunſt, den Künſtler und das Werk zu gleicher Zeit darſtellen. Vielleicht hat ſie mit der Urbanität die größte Aehnlichkeit. Denn wie hier der Menſch in ſeinen Verhältniſſen zur größern örtlichen Geſellſchaft erſcheint, ſo erſcheint, der zärtlich und leidenſchaftlich liebende in ſeinen Verhältniſſen zu dem einzelnen Menſchen, mit dem er zu einer Perſon zuſammengeſetzt gedacht wird.

Alle geſelligen Fertigkeiten, alle ſchönen Künſte, die von Perſonen vor den Augen der Menge, wenn auch nicht in Beziehung auf ſie, ausgeübt werden, gewähren ihr Genuß, und berechtigen ſie zum Urtheil. Der große Haufe ſucht nur Unterhaltung des Augenblicks bey dem Schauſpiele, das ſie ihm gewähren. Die gute Sitte, die Mode ſchreibt ihnen einen gewiſſen Styl vor. Ausgezeichnete Künſtler ahnden Vollkommenheit, nähern ſich ihr mehr oder weniger, und liefern Produkte, die unter Billigung der guten Sitte auf einige Zeit zu Muſtern dienen. Halbkenner vergleichen neuere Verſuche mit jenen ältern Meiſterwerken, und entſcheiden nach Autoritäten. Wahre Kenner prüfen jene Muſter nach den Geſetzen der Wahrheit und Zweckmäßigkeit, und ſetzen

nur das als Grundſatz feſt, was mit dieſen übereinſtimmt. Ihre Zahl iſt klein. Kleiner noch die Zahl der Künſtler, deren Darſtellungen jene Prüfung aushalten. Keiner iſt zu einer ſolchen Vollkommenheit gelangt, wie der Kenner ſie ahndend denkt, das Genie ſie ahndend in Momenten der höchſten Begeiſterung anſchaut. Jener iſt nicht fähig, ſeine Gedanken darüber ganz deutlich zu machen: dieſer ſeine Anſchauungen zum Genuß für andere klar darzuſtellen. Begünſtigtes Streben nach Annäherung an das Ideal, das der Kenner deutlich, aber theilweiſe, im Kopfe; der Künſtler ganz, aber undeutlich, in der Phantaſie mit ſich herumtragen; dieß muß für unſere endliche Welt Sinn für Vollkommenheit heißen.

Und ſo iſt es denn auch mit der vollkommenen Liebe! Viele ſind, die ſie zu kennen glauben, aber wenige ſind, die wirklich ſie kennen; noch wenigere, die ihr mit Erfolg nachſtreben. Es gehören dazu Genie, Talent, günſtige Verhältniſſe, als Bedingungen, um in jeder geſelligen Fertigkeit, in jeder ſchönen Kunſt, als Meiſter zu erſcheinen.

Achtes Buch.

Critik der Seelenliebe und ihres Anſpruchs auf Adel und Schönheit.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Wer kennt ſie nicht, die beyden Sekten, unter den Anbetern der Göttin, der dieß Buch gewidmet iſt! Die eine nennt edle und ſchöne Liebe Verfeinerung und Erhöhung des körperlichen Genuſſes durch ſeine Verbindung mit Freuden, an denen die Seele Antheil nehmen kann. Die andere, rein geiſtiges Vergnügen ohne Mitwirkung körperlicher Triebe. Beyde geben den Verhältniſſen, die auf dieſen Ideen beruhen, die Nahmen der Seelenliebe.

„Wenn wir, — ſagen die erſten, — der Befriedigung des unnennbaren Triebes oft willkührlich Schwierigkeiten entgegen ſetzen; — wenn wir gern Vorurtheile von Schamhaftigkeit, Ehre, Pflicht überwinden mögen, um unſern Sieg für die Eitelkeit koſtbarer zu machen; — wenn wir Freuden des geſelligen Umgangs körperlichen Freuden anreihen; — Ach! ſo iſt das alles

etwas Fremdes, mühsam Herbeygeholtes, um das höchste aber schnell verfliegende sinnliche Vergnügen dauerhafter zu machen. In dieser Absicht allein spannen wir unsere Einbildungskraft, unsern Witz, unsere Empfindung! Seht! wo ist Liebe, als wo Hindernisse jenem letzten Triebe der Körper entgegen stehen! Mit dem Genuß wird dieser Trieb gesättigt, und sogleich verschwindet die Liebe! Was übrig bleibt, ist Dankbarkeit, Gewohnheit, Mitleiden; kurz, ein Band, das weit unter derjenigen Freundschaft steht, welche Personen von gleichem Geschlechte mit einander vereinigt! O ihr, die ihr die Liebe in ihrer höchsten Feinheit, und am schmackhaftesten zu kosten strebt, sucht den kritischen Moment so lang' als möglich zu entfernen, und wo möglich des unnennbaren Genusses euch gänzlich zu enthalten! Dann wird eure Seele jenen reitzenden Zustand der Lüsternheit ihres Körpers und ihrer eigenen süßen Sehnsucht lange empfinden, der so geschickt ist alle übrigen Freuden der Geselligkeit und der Sinnlichkeit überhaupt zu würzen. Dieser Zustand allein heißt Seelenliebe!"

Bey diesen Worten sehe ich die Gegner vor Scham erröthen, und vor Unwillen lange keine Worte finden. „Wie, rufen sie endlich, ein Band, das auf Beschauung wechselseitiger Vollkommenheit gegründet, uns mit dem Geliebten, wie mit einem höhern Wesen vereinigt; — keiner körperlichen Annäherung zu seinem Ursprung und Gedeihen bedarf; — im Bewußtseyn gegenseitiger Würde lebt; — im Ruf wechselseitiger Thaten fortdauert; — im Reiche der Ideen seinen vollständigsten Genuß und seine schönste Nahrung findet; — ein solches Band sollte nichts als ein verfeinerter körperlicher Appetit, ein bloßes Mittel seyn, alles gesellige und sinn-

liche Vergnügen leckerhafter zu machen? Nimmermehr! Es iſt der höchſte Anreiz zur Tugend, die höchſte Belohnung für die Aufopferungen, welche dieſe fordert! Der unnennbare Trieb gehört nicht zur Liebe, eben weil ſeine Befriedigung dieſe Liebe zerſtört. Er iſt zufällige Schwäche, Aufwallung körperlicher Selbſtheit, die uns bey ſinkender Liebe erſt überraſcht. Der Liebende hütet ſich vor ihr, weil er den Gegenſtand ſeiner Liebe, und dieſe ſelbſt nicht erniedrigen will, und ſo lange er wirklich liebt, wird er das Andringen ſo grober Begierden nicht bemerken. Seelenliebe iſt daher das Streben ſchöner Seelen nach Vereinigung zu höherer Vollkommenheit, ohne alle Mitwirkung körperlicher Triebe. Und wenn der Körper der geliebten Seele auf uns wirkt, ſo empfinden wir ihn nur mittelſt der Seele, welche in der Schönheit der Geſtalt das Symbol der Vollkommenheit des Geiſtes, der ihn beſeelt, bey völliger Ruhe der Begierden bewundert! —"

Jede dieſer Sekten hat ihre Anhänger in allen Perioden der Geſchichte kultivierter Völker gehabt, und hat ſie auch noch jetzt. Jede dieſer Sekten hat gleichfalls ihre Convertiten. Zwar iſt die Zahl derjenigen, deren geiſtige Ideen über die Seelenliebe gleichſam verkörpert wurden, viel größer als derjenigen, deren materielle Ideen gleichſam verklärt ſind; inzwiſchen giebt es auch Beyſpiele der letzten Art. Hinderniſſe, welche ſich der Befriedigung einer Anfangs ſinnlichen Liebe widerſetzen, zwingen oft unglückliche Liebhaber, in einem ſchwärmeriſchen Ideengenuſſe Troſt für Verſagung phyſiſcher Vereinigung zu ſuchen, und, einmahl gewöhnt an dieſe

Ueberſpannung ihrer Phantaſie, finden ſie nicht ſelten die geſuchte Schadloshaltung.

Beyde Theile fallen aber in Extreme, welche von dem Weſen der Liebe gleich weit entfernt ſind. Die egoiſtiſche Erhöhung körperlicher Freuden durch geiſtige Reitze kann unmöglich für Liebe gehalten werden; aber die gänzliche Entkörperung und Vergötterung der Seele beruht gleichfalls auf Selbſtheit, und iſt überdieß eine Chimäre, die den Zwecken der Natur, und dem Weſen der Liebe eben ſo zuwider iſt, als ſie der Unſchuld und der Tugend gefährlich werden kann.

Da beyde Verirrungen einen ſo wichtigen Einfluß auf die Begriffe der veredelten und verſchönerten Liebe in verſchiedenen Zeitaltern gehabt haben; da unſtreitig die Wonne, welche die Seele aus der Geſchlechtsſympathie zieht, die edlere, ja die einzige iſt, die auf den Nahmen Liebe Anſpruch machen kann; da aber körperliche Freuden ebenwohl der Seele den Genuß der Liebe zuführen mögen; und da überhaupt die Grundſätze über die Mitwirkung der körperlichen Triebe bey mehreren geiſtigen Empfindungen eine nähere Beſtimmung zu verdienen ſcheinen; ſo habe ich geglaubt, zur völligen Erörterung der Fragen, welche mit dem Weſen der Geſchlechtsliebe in Beziehung ſtehen, und zur Vorbereitung auf den ferneren Theil meines Werks, welcher der Veredlung und Verſchönerung der Liebe gewidmet iſt, den Zuſammenhang des Körpers und der Seele in unſern liebenden Verhältniſſen zu Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte einer weitern Prüfung unterziehen zu müſſen.

Zweytes Kapitel.

Nähere Bestimmung des Antheils, den der Körper an den einzelnen liebenden Affekten nimmt, die wir für Personen von verschiedenem Geschlechte empfinden.

Nichts ist unbestimmter, nichts unzuverlässiger, als das Urtheil über den Antheil, den unser Körper, und besonders dessen Geschlechtssympathie an den einzelnen liebenden Aufwallungen nimmt, welche ein Mensch von verschiedenem Geschlechte in uns erweckt.

Liebe, jenes wonnevolle Streben nach der Ueberzeugung, daß ein Anderer sich glücklich fühle, — muß allemahl ein Akt der Seele seyn; der Körper ist dieser Vorstellung und der davon abhängenden Empfindung nicht fähig. Wenn wir demungeachtet dem Körper eine Thätigkeit bey der Liebe zuschreiben, so muß diese darin bestehen: entweder, daß der Körper derjenigen Person, welche uns Liebe einflößt, der Grund, die Veranlassung zu diesem Affekt sey; oder, daß die Bewegung unsers eigenen Körpers dem Affekte eine besondere Modification von Lebhaftigkeit, und einen besondern Charakter gebe; oder endlich, daß wir unsern Körper als Agenten brauchen, dem Andern wohlzuthun.

Zugleich werden wir doch nur da eine Mitwirkung des Körpers annehmen können, wo der unsrige während der liebenden Aufwallung entweder unmittelbar von dem Körper außer uns, oder mittelst eines Bildes der Phantasie, welches uns das Körperliche als gegenwärtig darstellt, in Reitzung versetzt wird.

Es bedarf kaum eines Beweises, daß es liebende Affekte giebt, wobey der Körper, nach jenen festgesetzten

Begriffen gar nicht einwirkt: wo es lächerlich seyn würde, eine solche Mitwirkung vorauszusetzen. In allen Fällen, wo die Person, an deren Glück wir Antheil nehmen, von uns entfernt ist, und das Bild der glücklichen Menschen aller Wahrscheinlichkeit nach unter keinen körperlichen Formen in unserer Seele aufsteigt, da können wir dreist die liebende Wonne bloß auf Rechnung der Seele setzen.

Sobald aber der Mensch von verschiedenem Geschlechte, für den wir uns interessieren, gegenwärtig ist, es sey körperlich, oder mittelst eines Bildes der Phantasie, das uns seine Gestalt leibhaft darstellt, da wird die Entscheidung schon zweifelhafter. Daß der Körper des andern auf unsre körperliche Geschlechtssympathie einwürke, läßt sich zwar nicht immer annehmen: eben so wenig, als daß die körperlichen Empfindungen unbedingt die liebenden Affekte in uns erwecken sollten. Allein daß der Ausdruck der Zufriedenheit, den wir in dem Körper des Glücklichen bemerken, je nachdem es ein weiblicher oder männlicher Körper ist, unsern liebenden Affekt nicht besonders modificieren sollte, daran läßt sich kaum zweifeln.

Es ist gewiß, wir interessieren uns ganz anders für das Glück einer Person von verschiedenem Geschlechte, als für das einer Person des unsrigen, selbst bey der vorübergehenden Bekanntschaft; und dieß ist nicht allein auf Rechnung des Geistigen zu setzen. Die zierlichen Formen des Weibes, sein süßes Mienenspiel, seine sanft fließenden Geberden und Töne flößen uns zärtere Empfindungen ein, als die bloße Vorstellung seiner beglückten sanften Seele sie zu erwecken im Stande ist. Die Festigkeit und Stärke, die wir in den Formen, Geberden,

Geſichtezügen des Mannes beym Ausbruch ſeiner Freude wahrnehmen, giebt unſerm liebenden Affekte einen höheren Charakter von Spannung, als die bloße Vorſtellung ſeiner beglückten ſtärkern Seele.

Unſere liebenden Affekte werden daher verſchieden modificiert zur Zartheit oder zur Stärke, je nachdem ein weiblich zarter Körper, oder ein männlich ſtarker auf unſere Organiſation während der Dauer jenes Affekts einwirkt. Wir dürfen dieſen Einfluß der Körper auf einander nur da abläugnen, wo wir in den Formen der Perſon, für deren Glück wir uns intereſſieren, nichts antreffen, was das Geſchlecht charakteriſierte. So iſt es möglich, daß wir an dem Gelingen der mütterlichen Hoffnungen einer Bäuerin, deren handfeſter Bau und abgehärtete Conſtitution auf die Organiſation unſers Körpers keinen zarten Eindruck macht, dennoch einen zarten Antheil nehmen, weil hier das Bild des Geiſtigen an ſich uns zur Zartheit einladen kann. So wird ſich auch das Weib durch die bloße Vorſtellung der geiſtigen Stärke, welche einen Mann beglückt, bey ſeinen liebenden Affekten für ihn ſtark gehoben fühlen, wenn gleich der Anblick ſeines ſchwächlichen und zarten Körpers die Stärke ſeiner Empfindungen nicht unterſtutzt. Allein da, wo der Körper der Perſon, welche uns einen zarten Affekt einflößt, ſelbſt zarte Beſchaffenheiten an ſich trägt; oder da, wo der Körper der Perſon, die uns zu ſtarken Affekten hebt, ſtarke Beſchaffenheiten an ſich trägt: da ſind wir nicht berechtigt, den Einfluß des Körpers außer uns auf den unſrigen abzulängnen.

Sehr oft iſt der Körper des Menſchen, für den wir uns intereſſieren, die nächſte Veranlaſſung zu liebenden Affekten. Ich habe es ſchon geſagt, daß die Formen

der Freude in andern uns oft unmittelbar zu einem ähnlichen Mienen- und Geberdenſpiele, und vermöge deſſelben zu ähnlichen innern Empfindungen einladen. Dieſe Sympathie iſt nicht Liebe, aber ſie bereitet zunächſt dazu vor. Das Gefühl der körperlichen Schönheit iſt gleichfalls nicht Liebe, aber es befördert ſie, und wir ſind immer mehr geneigt, den ſchönen Menſchen glücklich wiſſen zu wollen, als den häßlichen.

Hieraus erhellet, wie wichtig der Körper ſchon bey den einzelnen liebenden Affekten zu Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte ſey. Aber darf man daraus folgern, daß gerade unſere körperliche Geſchlechtsſympathie dabey aufgereitzet werde? Im geringſten nicht! Dieß iſt gewiß nur der ſeltnere Fall.

Der zarte Charakter, den ein liebender Affekt gegen eine Perſon von zarten Formen und Bewegungen annimmt, gehört an ſich nicht zur Geſchlechtsſympathie; eben ſo wenig, wie der ſtarke Charakter, den die ſtärkeren Formen und Bewegungen einer andern dem liebenden Affekte geben. Die Ueppigkeit, die Lüſternheit des Körpers entſtehen erſt da, wo meine Zartheit und meine Stärke in eine gleichzeitige Wirkſamkeit gegen Formen kommen, die ſich mir ſanft entgegen heben. Nun kann aber ein Körper ſehr oft zart anziehend, oder ſtark hebend gebauet ſeyn, ohne gerade das Gefühl der Ueppigkeit zu erwecken. Man denke ſich als Zuſchauer der Spiele kleiner Kinder. Wie zart rührt uns ihr Frohſinn, und wie ſehr wird dieſe zarte Rührung durch die Zartheit ihrer Formen und Bewegungen unterſtützt! Dagegen denke man ſich als Zuſchauer der Spiele plumper Laſtträger, die ſich an Proben ihrer körperlichen Stärke erfreuen. Der Antheil, den wir an ihrer Freude nehmen, gewinnt

den Charakter der Stärke durch den Anblick ihrer starken Formen. Aber iſt in beyden Fällen unſere körperliche Geſchlechtsſympathie, unſere Ueppigkeit, unſere Lüſternheit aufgereizt? Keinesweges!

Ich glaube nach meinen Erfahrungen nur da eine Mitwirkung der körperlichen Geſchlechtsſympathie annehmen zu können, wo ich eine üppige oder lüſterne Stimmung in dem ganzen Weſen desjenigen, der den liebenden Affekt empfindet, antreffe, beſonders wenn dieſe mit der heftigen Begierde verbunden iſt, unſere Liebe durch körperliche Annäherung an den Tag zu legen. Es kann dieſe Geſchlechtsſympathie ſehr wohl mitwirken, ohne daß wir uns ihrer Reizung bewußt ſind. Grobe Symptome, beſonders des gereizten unnennbaren Triebes, ſind gar nicht erforderlich, um ihre Wirkſamkeit anzunehmen. Mehr, oft wird die körperliche Geſchlechtsſympathie bloß durch jene Ueppigkeit oder Lüſternheit der Seele erweckt, welche zu den Begleiterinnen einer ſtark gereizten Eitelkeit, oder einer bis zur Beſeſſenheit fortſchreitenden Begeiſterung gehören.

In den ſüdlichen Theilen von Europa, wo die Imagination feuriger und die Nerven reizbarer ſind, als in unſern nördlichen Gegenden, können Perſonen, deren Bau den Sinnen widerſtehet, bloß durch Talente, welche die Seele in Ueppigkeit und Begeiſterung verſetzen, verbunden mit der Auszeichnung, deren ſie ſelbſt beym Publiko genießen, und worin ſie die Perſon, welche von ihnen wieder ausgezeichnet wird, mit aufnehmen, die körperliche Geſchlechtsſympathie bis zu den gröbſten Symptomen aufreizen. Virtuoſen, von demjenigen beraubt, was den unnennbaren Trieb befriedigt, können die ſchönſten Weiber in Lüſternheit verſetzen. Virtuoſinnen,

ohne alle körperliche Reitze, können ähnliche körperliche Begierden bey dem Manne erwecken. Die Stimmung der Seele theilt sich dem Körper mit, und der Aufruhr, den jene empfindet, steckt diesen mit einem ähnlichen Aufruhre an. Die körperliche Geschlechtssympathie wird freylich nur mittelbar erweckt; aber sie wirkt unstreitig mit.

Wenn nun aber gar die Personen, welche durch ihre geistigen Eigenschaften dem liebenden Affekt, den wir für sie empfinden, einen körperlich üppigen Charakter mittelbar beylegen, auch körperliche Formen an sich tragen, welche schon an sich geschickt sind, die Ueppigkeit des Körpers unmittelbar zu erwecken; dann dürfen wir um so mehr behaupten, daß die Geschlechtssympathie des Körpers aufgereitzt sey. Und sollte auch derjenige, der ihr huldigt, es gar nicht wissen, keine grobe Symptome des unnennbaren Triebes an sich bemerken; so sind darum die Ueppigkeit und die Lüsternheit des Körpers nicht weniger mit im Spiele.

Wenn ihr also in einem Schauspiele, oder an jedem Orte, wo der Mann Gelegenheit findet, seine Talente des Geistes und des Körpers zu zeigen, in der Zuschauerin oder Zuhörerin, die er begeistert, den feurigen Glanz im Auge, die klopfende Brust, das abwechselnd glühende und erblassende Antlitz, und besonders die gepreßte Sehnsucht bemerkt, sich dem Virtuosen körperlich zu nähern; so rechnet sicher darauf, die körperliche Geschlechtssympathie ist bey der Bewunderung seiner Talente mit im Spiele. Und eben dieß könnt ihr dreist auch von dem Manne sagen, der ähnliche Symptome gegen die Virtuosin empfindet. Es kommt dabey gar nicht auf die Gestalt, auf die Ueppigkeit des Körperbaues des

bewunderten Künſtlers an; ſein Geiſt wirkt mit hebender Sanftheit oder anſchmiegender Stärke auf den unſrigen; dieſer wird üppig und lüſtern, und unſer Körper wird es mit!

Folgendes iſt das Reſultat dieſer Unterſuchung. Ueber die Mitwirkung unſers Körpers bey den einzelnen liebenden Aufwallungen zu Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte läßt ſich nichts im Allgemeinen feſtſetzen. Alles kommt auf beſondere Lagen und Verhältniſſe an.

Bey körperlicher Gegenwart der Perſonen, die uns die liebende Aufwallung einflößen, wird dieſe durch ihren zarten oder ſtarken Körper, der den unſrigen zärtelt oder ſpannt, modificiert und unterſtützt. Ein lebhaftes Bild ihrer Formen kann eben dieſen Einfluß haben. Der mimiſche Ausdruck, und die phyſiſche Schönheit können unmittelbar auf den Körper wirken, und die liebende Aufwallung befördern. Inzwiſchen iſt aus dieſer Mitwirkung des Körpers keinesweges auf eine Reitzung unſerer körperlichen Geſchlechtesympathie unbedingt zu ſchließen. Dieſe darf nur da angenommen werden, wo ſich die liebende Aufwallung unter Begleitung üppiger und lüſterner Symptome am Körper, beſonders gegen Perſonen äußert, deren Bau entweder an ſich üppig und einladend zur Lüſternheit iſt, oder deren Talente die Seele derjenigen, dem ſie die liebende Aufwallung einflößen, mit Ueppigkeit und Beſeſſenheit anfüllen. Der Körper wird dann durch den Aufruhr der Seele leicht in einen ähnlichen verſetzt.

Drittes Kapitel.

Nähere Bestimmung des Antheils, den die Geschlechtssympathie der Seele an den einzelnen liebenden Affekten nimmt, die wir für Personen von verschiedenem Geschlechte empfinden.

So viel über den Antheil des Körpers überhaupt, und besonders seiner Geschlechtssympathie, an unsern liebenden Affekten und andern Wonnegefühlen, welche eine Person von verschiedenem Geschlechte in uns erwekken kann. Jetzt noch über den Antheil, den die Geschlechtssympathie der Seele an unsern liebenden Affekten gegen Personen von verschiedenem Geschlechte nimmt.

Die Geschlechtssympathie der Seele ist eine von den vielen Anlagen zu dem allgemeinen geselligen Bande, welches die Menschen mit einander vereinigt. Aber sie ist noch weit von dem Herzen im eigentlichsten Verstande, und von dessen Wirksamkeit, der Liebe, verschieden. Dieß ist schon mehrmahls gesagt worden.

Es ist nichts Seltenes, daß wir an gewissen Vorzügen oder Schicksalen einer Person von verschiedenem Geschlechte einen liebenden Antheil nehmen, ohne die geringste Ueppigkeit der Seele dabey zu empfinden. Gesetzt, man erzählte mir, daß eine Wittwe meiner Bekanntschaft sich bey einem weitläuftigen Landhaushalte mit einer Klugheit und Geschicklichkeit benommen habe, worin sie von keinem Manne hätte übertroffen werden können, und ich freue mich der Ueberzeugung, daß sie sich selbst dabey äußerst schätzungswerth fühlen müsse; so ist mein Herz, aber gewiß nicht die Geschlechtssympathie meiner Seele, dabey interessiert: denn in der

ganzen Vorstellung liegt nichts Ueppiges, nichts, was sich der geschmeidigen Stärke meiner Seele sanft entgegen hebt. Und wenn ich nun auch höre, daß ihr eine reiche Erbschaft zugefallen sey, und mich darüber freue, so liegt darin wieder nichts Ueppiges.

Wenn man mir aber erzählt, daß diese Wittwe dem glänzenden Aufwande, den sie während der Lebenszeit ihres Mannes gemacht hat, freywillig entsagt, um ihren Kindern den Rest des wider ihr Vermuthen sehr verminderten Vermögens zu erhalten, und ihnen eine gute Erziehung zu geben, sich aufs sparsamste behelfe, die beschwerlichsten und langweiligsten Hausarbeiten gern übernehme; kurz, sich völlig für ihre Familie aufopfere, aber dabey in deren Schooße äußerst glücklich sey; so mischt sich in die liebende Aufwallung, welche diese Nachricht bey mir erweckt, wahrscheinlich schon eine Regung der Geschlechtssympathie der Seele. Denn diese Vorstellung geselliger Aufopferung und des häuslichen Glücks dieses Frauenzimmers hebt sich sanft meiner Seele entgegen, und weckt darin Bilder von traulichem Zusammenleben, engen Familienbanden, u. s. w. auf, welche die Seele zugleich spannen und zärteln.

Sagt man mir nun gar, daß diese Wittwe, nachdem sie ihren Kindern alles abgetragen hatte, was sie ihnen schuldig war, ihre Hand dem lange Verlobten gegeben habe, und nun die Früchte ihrer Standhaftigkeit und ihres Edelsinns in vollester Maße genieße; o wie üppig fühlt sich dann mein Herz bey dem liebenden Antheile, den ich an ihrem Schicksale nehme!

Eben so wird das zärtere Geschlecht oft zu liebenden Affekten durch Vorstellungen von den unsinnlichen Vorzügen, und glücklichen Verhältnissen des unsrigen aufge-

fordert werden, ohne daß ihre Geschlechtssympathie dabey mit ins Spiel komme. Wenn aber die Vorstellungen von der Art sind, daß sie den Mann in dem Charakter geschmeidiger Stärke liebenswürdig und glücklich in seinen Verhältnissen als Liebhaber und Hausvater darstellen; dann wirken diese üppig auf ihre Seele, und die Geschlechtssympathie erwacht.

Hieraus folgt, daß nicht jede liebende Aufwallung gegen eine Person von verschiedenem Geschlechte zur Geschlechtsliebe gehöre. Denn da diese sich von der Liebe überhaupt durch die Mitwirkung der Geschlechtssympathie, sie gehöre dem Körper oder der Seele, unterscheidet; so ist es ganz klar, daß der liebende Affekt, den eine Person von verschiedenem Geschlechte einflößt, wobey aber jene nicht mitwirkt, keine Geschlechtsliebe seyn könne.

Viertes Kapitel.

Die zärtliche Anhänglichkeit und die liebende Leidenschaft gegen Personen von verschiedenem Geschlechte, lassen sich ohne Mitwirkung der Geschlechtssympathie, so wohl des Körpers als der Seele, nicht denken.

Die einzelne liebende Aufwallung gegen eine Person von verschiedenem Geschlechte kann folglich zuweilen frey von aller Mitwirkung der Geschlechtssympathie des Körpers und der Seele angenommen werden: ist folglich nicht immer Geschlechtsliebe. Aber die zärtliche Anhänglichkeit, oder die liebende Leidenschaft gegen diese Personen ist allemahl Geschlechtsliebe; denn allgemein und dreist darf man behaupten, daß da, wo unsere liebende Zuneigung zu einer bestimmten Person von verschiedenen Geschlechtsanlagen zur angewöhnten Stim-

mung wird, ſich auch die Geſchlechtsſympathie melde. Freylich in ſehr verſchiedenen Graden! Bald als bloße Neppigkeit der Seele und des Körpers, bald als unnennbarer Trieb und figiertes Streben nach Selbſtverwandlung.

Und hiervon nehme ich keine Art von zärtlicher oder leidenſchaftlicher Verbindung zwiſchen Perſonen aus, deren körperliche Organiſationen, oder deren Seelenanlagen in dem Wohlverhältniſſe hebender Zartheit zur geſchmeidigen Stärke ſtehen, wenn ſie anders oft der körperlichen Gegenwart, oder des häufigen Austauſches ihrer Gefühle genießen, ſo daß das Bild ihrer Geſchlechtsverſchiedenen Weſen, ſo wohl dem Körper als der Seele nach, in ihrer Phantaſie lebhaft gegenwärtig wird. Ich ſage: ich nehme keine zärtliche Anhänglichkeit unter den angegebenen Bedingungen von dieſer Mitwirkung der Geſchlechtsſympathie aus. Nicht das zärtliche Verhältniß zwiſchen Bruder und Schweſter, zwiſchen Vater und Tochter, zwiſchen Mutter und Sohn! Sind auch ihre Körper dem Anſchein nach unfähig, Geſchlechtsliebe zu erwecken; die Seelen wecken dieſe in einander auf, und theilen ſie einander mit. Ja, wenn es zwey Männer ſind, die ſich zärtlich oder leidenſchaftlich lieben; oder zwey Weiber, und ihre Körper tragen auffallend verſchiedene Merkmahle hebender Zartheit auf der einen, geſchmeidiger Stärke auf der andern Seite an ſich; oder auch ihre Seelen tragen nur dieſe verſchiedenen Charaktere an ſich, und ſie gehen viel und traulich mit einander um; — ich behaupte dreiſt: Körper und Seele huldigen mehr oder minder der Geſchlechtsſympathie!

Wie iſt dieß anders möglich? Die zärtliche Anhänglichkeit und die Leidenſchaft beſtehen beyde aus einem Gewebe unzähliger Triebe, unter denen die lie-

benden nur die herrſchenden ſind! Schon in die einzelne liebende Aufwallung miſcht ſich ſo leicht die Geſchlechtsſympathie; ſchon in die Gefühle des Schönen und Vollkommnen miſcht ſie ſich ſo leicht ein; ihr Weſen beſteht aus einer gezärtelten Spannung, die allemahl erfolgt, wo hebende Zartheit mit geſchmeidiger Stärke zuſammentrifft; und dieſe Perſonen, die in häuslicher Vertraulichkeit, (an ſich ſchon eine üppige Vorſtellung!) zuſammen leben; durch Formen, mimiſchen Ausdruck und Beywerke den Sinnen üppige Eindrücke geben; durch Gedanken, Gefühle, Ausdrücke, Wendungen, Charaktere und Verhältniſſe der Seele üppige Vorſtellungen zuführen; dieſe ſollten dem allgemeinen Geſetze der Natur nicht huldigen? — Unmöglich!

Ein jeder prüfe ſich genau! Er wird an der Wahrheit meiner Behauptungen nicht mehr zweifeln. Der Vater umarme den zärtlich geliebten Sohn, und dann die zärtlich geliebte Tochter; — er wird den Unterſchied fühlen! Der Bruder umarme den zärtlich geliebten Bruder, und dann die zärtlich geliebte Schweſter, er wird den Unterſchied fühlen! An grobe Symptome der Lüſternheit und des unnennbaren Triebes iſt freylich nicht zu denken. Und dennoch bedarf es oft der ganzen Macht der Erziehung und der Pflicht, um dem Andringen der Begierden, ſelbſt unter Eltern und Kindern und Geſchwiſtern, Einhalt zu thun.

Wird nun aus der Zärtlichkeit zu einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte gar Leidenſchaft, ſo iſt es ganz unmöglich, daß die körperliche Geſchlechtsſympathie nicht mit in Wirkſamkeit komme. Denn da der Charakter dieſer Leidenſchaft darin beſteht, daß unſer ganzes aus Körper und Seele beſtehendes Weſen nach Vereinigung mit

einem andern, eben so geschaffenen Wesen strebt; so muß unser Körper dieses Streben nothwendig theilen. Immerhin mögen wir an ihm den unnennbaren Trieb nach derjenigen engsten Körperverbindung nicht spüren, wovon die Fortpflanzung unsers Geschlechts abhängt; diese Ruhe entscheidet nichts für die Abwesenheit der Ueppigkeit und der Lüsternheit. Ich habe es schon gesagt, daß durch die Stärke dieser untern Grade der körperlichen Geschlechtssympathie die unnennbare Kraft zuweilen in ihrer Wirksamkeit gehemmt werde. Es kann daher allerdings der Fall eintreten, daß Menschen, welche noch so heftig lieben, keine gröberen Begierden an sich spüren. Aber der Aufruhr, in dem sich ihr Körper im Ganzen befindet, zeigt dennoch einen gewissen Charakter von Ueppigkeit und Lüsternheit, der über die Mitwirkung der Geschlechtssympathie keinen Zweifel übrig lassen kann. Diese wird sich sehr bald durch gröbere Symptome äußern, wenn die Personen häufig und unbehutsam ihre Körper an einander nähern.

Selbst Personen, welche den äußern Geschlechtszeichen nach nicht verschieden gebildet zu seyn scheinen, haben die größte Behutsamkeit nöthig, wenn sie bey ihrer Leidenschaft für einander, verbunden mit einem häufigen und häuslichen Umgange, der Gewalt der körperlichen Geschlechtssympathie entgehen wollen.

Ich habe es schon oft gesagt, die Geschlechtssympathie beruht auf dem Wohlverhältnisse hebender Zartheit zur geschmeidigen Stärke, und die Verschiedenheit der Geschlechter hängt nicht von den Merkmahlen ab, wornach wir diese im gemeinen Leben bestimmen. Fühlen wir jenes Wohlverhältniß, so erwacht zuerst die Ueppigkeit, dann die Lüsternheit, endlich folgt wohl gar der

unnennbare Trieb nach. Zuweilen kommt unſer Körper unmittelbar in dieſen Aufruhr, zuweilen mittelſt des Aufruhrs, worin ſich die Seele auf ähnliche Art befindet. Und dieſe Wirkung kann der Mann auf den Mann, das Weib auf das Weib machen, wenn anders ihre Körper, oder auch nur ihre Seelen, in jenem Wohlverhältniſſe von ihnen gefühlt werden, beſonders wenn leidenſchaftliches Streben nach Vereinigung, und häufiger Umgang hinzutreten.

Hierüber habe ich unzählige Bemerkungen, in früheren und ſpäteren Jahren, unter heißeren und kälteren Himmelsſtrichen, in Ländern von reineren und verderbteren Sitten, gemacht. Allerwärts die nehmliche Erſcheinung! Beſonders aber ſtützt ſich meine Ueberzeugung auf einen Vorfall, für deſſen Wahrheit ich mit der Ueberzeugung eigener Erfahrung bürgen kann.

Zwey Männer, in den Jahren erwachender Kräfte, trafen auf einer der berühmteſten Academien Deutſchlands, auf einer Laufbahn der Vollkommenheit zuſammen. Beyde waren frey von gröberen Ausſchweifungen, und der eine ganz gewiß, der andere höchſtwahrſcheinlich, frey von Anſteckung nahmenloſer Sünden.

Der Körper des einen war von viel zärterer Beſchaffenheit als der des Andern. Noch größer aber war die Verſchiedenheit ihrer Charaktere. Der eine abgewinnend, ausdauernd, voller Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe die ihn zunächſt umringten; begabt mit großer Gewalt, über den Ausbruch ſeiner Neigungen zu wachen; fähig, den Vortheil des Augenblicks zu nutzen, und nach und nach, aber ſicher, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Und dieſes Ziel lag nicht fern, es lag im Kreiſe der Localität ſeiner Perſon. Sein Geiſt war geſchmückt mit

allen Kenntnissen, welche in der örtlichen Gesellschaft angenehm und unterhaltend machen. Fein im Beobachten des Einzelnen, judiciös in der Wahl des augenblicklich Zweckmäßigen. Der Anhänglichkeit fähig bis zur Verblendung des Partheygeistes, und bis zur anhaltenden Aufopferung der gröbern Selbstheit für die feinere.

Der andere war heischend in seinen Forderungen, rasch in seinen Entschlüssen, unaufhaltsam in seinem Streben, so lange der Enthusiasmus dauerte. Er kannte kein Mittel zwischen Nichts und Allem. Sein Ziel lag immer außer den Grenzen seiner Verhältnisse. Das Ungewöhnliche, das Außerordentliche, diente ihm dabey allein zum Wegweiser, und seine Anlagen erschienen ihm selbst als ausgebildete Kräfte. Unfähig aller klugen Mäßigung, so wie einer wahren Würdigung seiner selbst, stand er zum Gelingen seiner Plane sich immer selbst im Wege. Er hing sich nur an Wenige an; vergaß nie seiner Selbstheit anhaltend, aber auf eine Zeitlang bis zur Aufopferung seiner Existenz.

So standen beyde Männer in ihren frühern Jahren zu einander. Das reifere Alter hat vieles in ihren Charakteren anders modificiert. Genug, so wie sie damahls waren, standen sie unstreitig im Verhältnisse der ausgebildeteren Zartheit zur rohen Stärke zu einander: der eine konnte für ein ungewöhnliches Weib von reifern Jahren, der andere für einen Jüngling, in moralischer Rücksicht gelten.

Der Jüngling liebte zuerst; das war in der Natur: er betete an, er ward gelitten, geführt, geleitet, und endlich wieder geliebt: auch das war in der Natur. Bald erhielt ihre wechselseitige Zuneigung den Charakter

einer häuslichen Zärtlichkeit, bald darauf der Leidenschaft. Sie wohnten bey einander, und selten waren sie getrennt. Aber wenn sie es waren, so erwarteten sie den Augenblick des Wiedersehens mit der heftigsten Unruhe, und mit der lebhaftesten Ungeduld. Ein feines Feuer durchglühte ihre Adern bey jeder zufälligen Berührung; ihr unvermutheter Anblick flößte ihnen unerklärbare Wonne ein. Nächte durchwachten sie zusammen, und wenn der grauende Morgen sie endlich zwang eine Ruhe zu suchen, die der rege Geist dem ermatteten Körper versagte; so debute sich ihr Abschied an der Schwelle der Thür noch zu Stundenlangen Unterredungen aus. Wer hätte es vermuthen können, daß andere, als bloß geistige Affekte das Band unter ihnen knüpften! Dachten sie sich doch einander unter dem Bilde edler Geister, die zusammen der Vollkommenheit nachstreben, voll von Begierde nach Weisheit und Tugend! Glückliche Zeit, an welche derjenige, der sie mit empfand, nie ohne Rührung wird denken können! Sie verschwand aber bald, wie ein schöner Traum! Es folgten Eifersucht bey der geringsten Zuvorkommung gegen fremde Jünglinge, Furcht vor Erkaltung, Vorwürfe, Wiederaussöhnung, — und — wer wird es glauben? — bey einer von diesen, welche eine heftigere Umarmung, ein heisserer Druck ans Herz besiegelte, zeigten sich bey beyden so grobe Symptome der erregten körperlichen Geschlechtssympathie, daß diese unschuldigen, schuldlosen, aber nicht ununterrichteten Junglinge auf eine schreckliche Art über die Einwirkung unerwarteter Triebe aufgeklärt wurden. Sie stürzten auseinander, und der Augenblick, der zwey reine Seelen in aller ihrer Klarheit darstellte, schien ihnen der schwarzeste Fleck ihres Lebens. Er endigte zugleich ihre Lei-

denschaft für einander, an deren Stelle in der Folge der Zeit Zärtlichkeit, auf Achtung gegründet, getreten ist.

Fünftes Kapitel.

Berichtigung der gewöhnlichen Begriffe über die Seelenliebe.

Nach den bisherigen Bestimmungen muß es mir nicht schwer werden, die gewöhnlichen Begriffe über die Seelenliebe zu berichtigen.

Es ist ausgemacht, daß einzelne liebende Aufwallungen gegen eine Person von verschiedenem Geschlechte ohne alle Mitwirkung des Körpers, ja sogar der Geschlechtssympathie der Seele, Statt finden können. Aber davon spricht der große Haufe nicht, wenn er einem Verhältnisse zwischen beyden Geschlechtern den Nahmen der Seelenliebe beylegt: er spricht von zärtlicher Anhänglichkeit und von Leidenschaft.

Versteht man unter diesem Nahmen jene engeren gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen zwey Personen von verschiedenem Geschlechte, die unter dem Nahmen des Hofmachens, oder auch der liaisons d' esprit bekannt sind: Verbindungen, die sich auf wechselseitige Eitelkeitsgewährungen, und eine bald tändelnde, kosende, bald geistige Unterhaltung gründen und beschränken; — so mögen immerhin hierbey gröbere Begierden des Körpers schweigen: die feineren werden demungeachtet mitwirken, und nie wird man einem solchen Verhältnisse barer Selbstheit den Nahmen der Liebe beylegen dürfen.

Versteht man darunter jene verfeinerte Sinnlichkeit, die den unnennbaren Moment weit hinaussetzt, um sich länger in der Spannung gereizter Lüsternheit zu fühlen, und dadurch zugleich alle Freuden zu erhöhen, welche der Umgang mit einer Person von verschiedenem Geschlechte gewähren kann; so ist offenbar diese eigennützige Anschließung an eine Person vom andern Geschlechte, welche nur als ein Mittel zur Verbesserung eines einseitigen Genusses betrachtet wird, so wenig zur Liebe zu rechnen, als rein von körperlichen Begierden.

Versteht man aber darunter jene Besessenheit der Seele, worin der Begeisterte den Stoff zu einem Ideale von Vollkommenheit, Adel und Schönheit von einer Person vom andern Geschlecht abnimmt, und, unbekümmert um ihre Selbständigkeit, und die wahren Verhältnisse, worin er sich zu ihr befindet, — mithin auch unbekümmert um ihren Körper — sich nur mit dem Bilde seiner Phantasie zu vereinigen strebt; so gehört ein solches beschauendes Verhältniß, worin wieder die Person nur als ein Mittel betrachtet wird, einen einseitigen Genuß zu erhoben, gleichfalls nicht zur Liebe.

Versteht man aber darunter überhaupt ein Verhältniß, wobey die Geschlechtssympathie sich nicht durch grobe Symptome äußert, worin der unnennbare Trieb abgeleitet oder unterdrückt wird; so kann unter gewissen Bedingungen, die ich gleich angeben werde, ein solches Verhältniß *Liebe* seyn. Aber Seelenliebe, in dem Sinne, daß der Körper gar nicht dabey interessiert wäre, kann ich es nicht nennen. Der Körper spielt allerdings eine wichtige Rolle dabey mit, nur äußert er diese nicht durch bestimmte Begierden nach dem unnennbaren Genuß, nicht durch grobe Symptome des unnennbaren Triebes.

Es giebt zwey Arten dieſer Verbindungen unter beyden Geſchlechtern ohne Symptome des unnennbaren Triebes. Die erſte beruht auf einem unwillkührlichen Schweigen der körperlichen Begierden nach der engſten Körpervereinigung; theils weil der Liebhaber zu unerfahren, theils weil die Seele zu ſehr auf einen Genuß anderer Art aufmerkſam und geſpannt iſt. So empfinden Neulinge ſehr oft den heimlichen Einfluß des Körpers, ohne den endlichen Zweck dieſer Bewegung zu ahnden. Der junge Rouſſeau fand ſich eine Zeitlang in dieſem Falle gegen die Frau von Warens, aus Unerfahrenheit. Hingegen empfand wahrſcheinlich Winkelmann für ſeinen zartgebaueten Freund darum keine deutliche Regung des unnennbaren Triebes, weil ſeine Seele zu ſehr mit dem Bilde ſeiner Schönheit beſchäftigt war. In gleichen Lagen befanden ſich, wie ich glaube, zuweilen die griechiſchen Weiſen zu ihren ſchönen Zöglingen: und aus ähnlichen Gründen muß man es erklären, daß die heftigſte Liebe fürs andere Geſchlecht in der Zeit, worin ſie nach dem Beſitze des Herzens ſtrebt, oft frey von Anfällen groberer Begierden bleibt.

Die andere Art dieſer Verbindungen ohne Symptome des unnennbaren Triebes zeigt ſich da, wo wir die Begierde nach der engſten Körpervereinigung willkührlich zu unterdrücken ſuchen, weil ihre Befriedigung mit den Verhältniſſen worin wir uns zu dem geliebten Gegenſtande befinden, und mit ſeinem Glücke ſtreiten. Wir wiſſen es: wir möchten den unnennbaren Trieb befriedigen, aber wir dürfen nicht; phyſiſche und moraliſche Hinderniſſe treten in den Weg: wir bekämpfen ihn alſo, und es gelingt uns zuweilen, ihn zu unterjochen. So können Liebende ſich durch Entfernung von einander

seinem Einflusse auf eine Zeitlang entziehen. So kann der Unterschied des Standes, und die davon abhängende Ehrfurcht, ihn zurückscheuchen. So kann die Achtung für uns selbst, für die Unschuld, den guten Ruf der Geliebten, und die Rechte des Eigenthums des Ehegatten, uns gegen den Anfall unerlaubter Begierden schützen. Ernstlicher Wille, Haltsamkeit bey unsern Grundsätzen und Lagen, welche die Behutsamkeit erleichtern, vermögen zuweilen unsere Triebe völlig zum Schweigen zu bringen. Aber freylich wir dürfen nicht behaupten, daß sie nicht laut werden würden, wenn die Verhältnisse es gestatteten.

Unterdessen kündigt sich in beyden Fällen Ueppigkeit und Lüsternheit durch das schmerzhaft wollustige Sehnen nach dem Anblick des Geliebten, durch die gezärtelte Spannung in seiner Gegenwart, und besonders auch durch die unbestimmte Begierde nach Vereinigung mit allem an, was in der fernsten Beziehung mit dem Körper des Geliebten steht.

In beyden Fällen glaubt nun der große Haufe Seelenliebe zu finden, und verbindet damit den Begriff des Edeln und Schönen. Ich kann aber einer Verbindung, die eine solche Enthaltsamkeit mit sich führt, diesen Nahmen und diesen Begriff keinesweges vor jeder andern einräumen, die wahre und edle Liebe zeigt, wenn gleich die Körper darin nach der engsten Verbindung streben, und diese genießen. Nur in dem einzigen Falle kann ich sie überhaupt für Liebe, und zwar für edle Liebe halten, wenn die Verbündeten sich aus dem Grunde der Befriedigung körperlicher Begierden freywillig enthalten, weil diese mit ihrem Glück und ihrer Zufriedenheit streitet. Aber eine unwillkührliche Enthaltsamkeit, oder

auch eine gezwungene, die nicht aus jener Urſach fließt, haben an und für ſich weder Anſpruch auf den Nahmen wahrer Liebe, noch auf Vollkommenheit, Adel und Schönheit.

Sechſtes Kapitel.

Seelenliebe nach des Autors Begriffen.

Für mich iſt alle wahre Liebe Seelenliebe! denn nur die Seele faßt die Vorſtellung: der Geliebte iſt glücklich; und nur die Seele ſtrebt nach der Wonne, welche von dieſer Ueberzeugung abhängt. Die Mitwirkung des Körpers, ſelbſt des unnennbaren Triebes, nimmt dieſer Seelenliebe nichts; ſie giebt ihr vielmehr zu, wenn wir uns des Körpers als eines Agenten, als eines Mittels bedienen, den geliebten Gegenſtand glücklicher zu machen. Mag dann immer der unnennbare Trieb Genuß, die engſte körperliche Vereinigung, eine der Formen unſerer liebenden Geſinnungen ſeyn, und einen Akt unſerer Wohlthätigkeit ausmachen. Faßt die Seele das Glück des Geliebten darin auf; ſo iſt es die Seele, welche durch den Körper genießt.

Aber freylich, es giebt noch einen höheren Grad der Seelenliebe! Dieſer gehört nicht mehr zu ihrem Weſen, ſondern zu ihrer Veredlung!

Wenn wir dem Geliebten nicht bloß ein Scheingut zuführen, ihn vorübergehend glücklich zu machen ſtreben; nein, wenn wir darnach ſtreben, ihm das höchſte Gut, das dauerndſte Glück, zu ſichern, welches nur das Gefühl des Vollkommnen, Edeln und Schönen, und vor allem Tugend in der vereinigten Perſon gewähren kann. —

Ja! dann giebt und genießt die Seele im engſten Sinne! Dann ſucht das Geiſtigſte in der Seele des Liebhabers (dasjenige was der Seele am engſten angehört) eben dieſem Geiſtigſten in der Seele des Geliebten den höchſten Genuß dadurch zuzuführen, daß ihre Verbindung als ein edles, ſchönes, und vollkommnes Ganze, würdig ihrer eigenen und fremder Wonne, bey der bloßen Beſchauung erſcheinet.

Wie dieß geſchieht, wie eine ſolche Seelenliebe mit dem Weſen der Liebe ſelbſt, mit der Natur, mit der Moral, mit unſern bürgerlichen Einrichtungen vereinbarer ſey, als die gewöhnlichen Verhältniſſe, welche man mit dieſem ehrbringenden Nahmen belegt; — das werden die nächſten Bücher dieſes Werks zu zeigen ſuchen.

Anhang zum achten Buche.

Erſter Excurs.

Ueber den Antheil des Körpers und ſeiner Geſchlechtsſympathie an den Gefühlen des phyſiſch Schönen, und der Schönheit der Körper von verſchiedenem Geſchlechte.

Eben ſo leicht als man die liebende Aufwallung für Perſonen vom andern Geſchlechte mit der Reitzung der Geſchlechtsſympathie und ſogar mit der des Körpers verwechſelt; eben ſo gewöhnlich iſt es, daß jene Affekte und dieſe Geſchlechtsſympathie mit den Gefühlen des Schönen und der Schönheit verwechſelt werden. Ueber den Grund, warum das Schöne und die Schönheit uns anziehen, giebt es dann wieder zwey verſchiedene Meinungen. Die eine ſucht dieſen Grund in der erregten Begierde nach Körpervereinigung, die entweder unmittelbar, oder durch eine Aſſociation der Ideen beym Anblick der Schönheit in uns rege werde: die andere glaubt, daß die Schönheit als eine Form innerer Vollkommenheit des Charakters auf uns wirke, und daß wir unter ſchönen Formen eine ſchöne Seele ahndeten, welche ganz geiſtig von uns genoſſen würde.

Die Verworrenheit, das Unbeſtimmte dieſer Vorſtellungen leuchtet von ſelbſt in die Augen. Es ſcheint mir nothwendig, die Begriffe über den Antheil, den der Körper, und beſonders deſſen Geſchlechtsſympathie an

den Gefühlen des phyſiſch Schönen und der körperlichen Schönheit hat, näher zu beſtimmen, weil dieſe zur Gründung des Begriffs der Seelenliebe von dem größten und unverkennbarſten Einfluß ſind.

Erinnert euch daran, daß der Beſchauungshang die Anlage zu derjenigen Reitzung unſers Weſens iſt, die ohne merkliche Beſtrebung, mithin auch ohne Beziehung auf unſere ſelbſtiſchen und ſympathetiſchen Verhältniſſe, unmittelbar mit dem Anblick iſolierter Körper, und mit der Erkenntniß ausgezeichneter Gegenſtände verbunden iſt.

Erinnert euch daran, daß ich Wolluſt und Wonne für jene unerzwungene und dennoch unwillkührliche Affekte von Luſt erklärt habe, welche uns gewiſſe ſinnliche Eindrücke und Bilder der Seele unmittelbar zuführen, und die man ſchicklich Gefühle der Ausgelaſſenheit des Lebens nennen kann.

Erinnert euch daran, daß ich das Schöne überhaupt für Wolluſt und Wonne des Beſchauungshanges: im Gegenſatz gegen das Edle aber, für diejenige Wolluſt und Wonne des Beſchauungshanges erklärt habe, welche die Formen der Gegenſtände bey ihrer Wirkung unſerm niedern inſtinktartigen Weſen einflößen.

Erinnert euch zuletzt daran, daß ich das Schöne in das unbeſtimmt, und das äſthetiſch Schöne eingetheilt habe. Das unbeſtimmt Schöne bringt phyſiſch wollüſtige Reitzungen für die Nerven hervor, erweckt die Phantaſie zu einer leichten und lebhaften Thätigkeit, und verſetzt ſogar unſer Herz, den Inbegriff unſerer herrſchenden Triebe, in eine dunkle aber wohlbehagende Rührung. Das äſthetiſch Schöne iſt eben jenes unbeſtimmte Schöne unter Geſetze des Verſtandes und der Vernunft gebracht: es ſey, daß wir nur

Bilder jener Geſetze auf das Schöne anwenden, oder es wirklich unter gewiſſe empiriſche Begriffe von demjenigen bringen, was ein Gegenſtand ſeiner Gattung und Art nach ſeyn ſoll, um für ein wahres und zweckmäßiges Ganze zu gelten. Das Schöne das zugleich einem ſolchen Begriffe unterworfen werden kann, heißt eine Schönheit.

Dieß alles iſt geſagt worden. Es gilt jetzt dieſe Begriffe auf die ſichtbare Schönheit des menſchlichen Körpers in der Abſicht anzuwenden, theils um den Einfluß auszufinden, den dieſer Körper auf unſern Körper, und beſonders auf unſere Geſchlechtsſympathie hat; theils aber auch, um den Antheil feſtzuſetzen, den unſere Seele daran nimmt, und die Behauptung zu prüfen, daß ſie beym Genuß der Schönheit bloß eine ſchone Seele unter ſchönen Formen abnde.

Man darf das ſichtbare, unbeſtimmt Schöne am menſchlichen Körper das Ergetzende, hingegen das äſthetiſch Schöne an ihm die Wohlgeſtalt nennen. Sind aber meine vorhin aufgeſtellten Grundſätze richtig, ſo iſt es unmöglich, daß ein ſichtbarer Körper ſchön ſeyn konne, wenn er nicht zugleich unmittelbar durch ſeine Formen wollüſtig auf die Augennerven wirkt. Es iſt aber eben ſo unmöglich, daß ein ſichtbarer Körper äſthetiſch ſchön, oder gar eine Schönheit ſeyn konne, wenn nicht eben jene auf unſere Augennerven wollüſtig wirkenden Formen unter gewiſſe Bilder oder Begriffe der Wahrheit und Zweckmäßigkeit gebracht werden konnen, die natürlich nur von der Seele gefaßt werden mögen.

Die Formen müſſen die Augennerven zunächſt unmittelbar wollüſtig reitzen. Wirkt die ſichtbare Form zunächſt auf einen der andern Sinne, ſo hört er auf, ſchön

zu seyn, und nähert sich einer andern Klasse von Wollustgefühlen.

Eine sichtbare Form, die uns nur darum gefallen würde, weil sie das Gefühl in uns erweckte, daß sie sich zwar nicht mit Wollust anblicken, aber doch wollüstig betasten oder schmecken ließe; eine solche Form würde nicht dem körperlichen Beschauungsbange gefallen, sondern der körperlichen Selbstheit und Sympathie: nicht das Auge würde genießen, sondern die übrigen Sinne genössen durch das Mittel des Auges. Daher ist es gewiß kein Gefühl des Schönen, das wir mit den Worten bezeichnen: diese Speise sieht lecker aus, oder: diese Oberfläche ladet zum Streicheln, zum Einlagern ein. Am wenigsten werden solche Formen hierher gerechnet werden dürfen, welche die Lüsternheit unmittelbar aufregen, indem sich das Auge in die Stelle der Organe der gröbsten Triebe setzt. In dem bekannten Lateinischen Gedichte des Johannes von Nerizan über die dreyßig Schönheiten des weiblichen Körpers kommt vieles vor, was schlechterdings für das Auge keinen Reitz haben kann, sondern als bloß reitzend für die körperliche Lüsternheit betrachtet werden muß.

Formen, welche auf eine so mittelbare Weise dem Auge gefallen, können am allerwenigsten zum ästhetisch Schönen gerechnet werden. Gebildete Menschen werden immer Körper, welche die Lüsternheit oder gar den unnennbaren Trieb erwecken, von denjenigen unterscheiden, welche Schönheit in ihren Formen darstellen; und Herder hat beydes sehr treffend unterschieden, indem er sagt: daß die Natur denjenigen Theil des weiblichen Körpers, wo sie des Bedürfnisses wegen von den Regeln der Wohlgestalt habe abgehen müssen, mit dem Gürtel des Ver-

langens umschlungen habe. Aus diesem Grunde wird ein fleischiger, ausgeschweifter Bau, wie ihn etwa die Nymphen der Flamländer zeigen, nie für eine Schönheit gehalten werden können, wenn er gleich mit Ueppigkeit und Lüsternheit betrachtet werden sollte. Es ist daher ein großer Irrthum, wenn man die Verirrungen der körperlichen Geschlechtssympathie, zu denen männliche Körper verführen, der größern Wohlgestalt zuschreibt, welche die männlichen Verhältnisse nach den Gesetzen des ästhetisch Schönen und der Schönheit unstreitig darstellen. Denn abgerechnet, daß sich daraus diejenige Verirrung der Begierden nicht erklären lassen würde, welcher Weiber unter einander gleichfalls unterworfen sind; so ist es auch ganz klar, daß gerade die schönsten, regelmäßigsten Körper, wenn sie gleich von verschiedenem Geschlechte sind, weniger auf die Geschlechtssympathie wirken, als die üppig, oft ungestaltet gebaueten. Dieß haben die Rubens, die Bernini und andere sehr wohl empfunden, indem sie von den Regeln, welche die Alten bey der Schöpfung ihrer Venus, ihrer Juno, ihrer Diana, u. s. w. befolgten, abgegangen sind, und wohlbeleibte, feiste Mezen und Ammen in keiner andern Absicht dargestellt habe, als der, auf die Geschlechtssympathie des ungebildeten Haufens zu wirken.

Demungeachtet läßt sich die Mitwirkung aller unserer Sinne, und besonders auch der körperlichen Geschlechtssympathie, bey den wollüstigen Gefühlen für das Auge gar nicht abläugnen. Sie kommen unstreitig mit in Reitzung; aber es muß eine mittelbare und dunkle Reitzung seyn, deren wir uns in dem Augenblicke des Genusses der Schönheit nicht bewußt sind. Sobald beym Anblick einer weiblichen Gestalt die Begierde nach körper-

licher Annäherung und Verbindung herrschend wird; sobald diese Begierde und die Beziehung der Form auf die Begünstigung der Lüsternheit der Grund meines Wohlgefallens an dem erblickten Körper wird; sobald ist auch das Gefühl des Schönen dahin; — es wird zum selbstischen oder sympathetischen Gefühle. Allein so lange der Aufruhr der lüsternen Begierde dunkel bleibt, und die Beziehung der Form auf die Begünstigung der Lüsternheit nicht besonders beachtet wird; so lange besteht die Mitwirkung der körperlichen Geschlechtssympathie mit dem Gefühle des Schönen.

Man darf nur an den Unterschied des Eindrucks denken, den die Statue einer Venus von Medices, und wieder das Original, in der Natur gesehen, auf uns machen würde! Und wer wird es läugnen wollen, daß wir zuweilen gegen die lebendige schöne Form in eben das entfernte, beschauende Verhältniß kommen können, worin wir uns gegen eine Statue von Marmor der Regel nach befinden? Das heißt: daß wir, ohne uns deutlicher Begierden nach Körperverbindung bewußt zu seyn, die Wohlgestalt einer schönen Frau in der Natur mit Wonne beschauen mögen! Gewiß, wer dieses läugnen könnte, der wäre Ein für alle Mahl für den Genuß des Schönen verdorben!

Demungeachtet aber unterstützt die körperliche Geschlechtssympathie durch dunkle Mitwirkung den Eindruck der Wohlgestalt in manchen Fällen. Ja, unter dieser Voraussetzung allein kann der Unterschied zwischen der sogenannten anmuthigen, reitzenden, zärtern Schönheit und der erruerren und unterhaltenden hinreichend festgesetzt werden.

Alle Erklärungen, die man bis jetzt vom Reiz oder von der Anmuth gegeben hat, und die größten Theils dahin gehen, den Ausdruck einer freyen physischen Bewegung, oder eines fertigen moralischen Sinnes darin zu finden, reichen schlechterdings nicht zu, die reitzende Schönheit von der ernsten abzusondern. Wir müssen nothwendig den Unterschied darin setzen, daß die reitzende Schönheit auf die Zartheit unsers Körpers und unserer Seele; die ernste hingegen auf unsere Stärke wirke, und daß in gewissen Fällen sogar unsere Geschlechtssympathie, so wohl des Körpers als der Seele, heimlich mit ins Spiel komme. Ich habe mich hierüber in meiner Charis bereits weitläuftig erklärt. Es kann aber nicht undienlich seyn, die Sache hier nochmahls kurz zu wiederholen, und wo möglich näher zu bestimmen.

Die Schönheit des menschlichen Körpers wird sehr bequem auf drey Hauptklassen gebracht: auf die ernstere, auf die zärtere, und auf eine dritte, welche eine Mischung von beyden enthält, ein Neutrum abgiebt, und die unterhaltende genannt werden mag. Die ernstere bietet besonders der Körper des reifen Mannes und der Matrone dar: die zärtere der Jüngling und das reifende Mädchen, die unterhaltende hauptsächlich das Kind und der Greis.

Die ernsteren Schönheiten des Körpers zeigen große Massen von Formen; und indem das Auge diese zusammenfaßt, werden dessen Nerven gespannt. Eben diese Körper zeigen eine Stellung, worin die Glieder wenig abwechseln, einen starken Knochenbau, eine muskulöse Völligkeit des Fleisches. Alles dieß wirkt spannend theils auf das Auge, theils auf den innern Anschauungs-

ſinn, welcher mit Hülfe der Phantaſie und des Aſſociationsvermögens Bilder von körperlicher Stärke, Abhärtung, Seelenhoheit, ruhiger Feſtigkeit und gebietendem Anſehn daraus abnimmt. Dieſe Bilder führen auf andere von Würde, Männlichkeit, hohem Stande und Reife des Alters, welche die Seele ſpannen oder ſtark reizen. Alles dieß conſtituirt die ernſte Schönheit, wie ſie uns die Junonen, der Apollo, der Herkules, u. ſ. w. an den Statuen der Alten in der größten Vollkommenheit darſtellen, und wie ſie unter uns, wiewohl in mangelhafterer Maße, zuweilen angetroffen werden.

Schönheiten dieſer Art werden, ſo lange ſie als Schönheiten empfunden werden, beynahe gar nicht auf unſere übrigen Sinne, außer dem Auge, und am wenigſten auf unſere körperliche Geſchlechtsſympathie wirken. Daher die allgemeine Erfahrung, daß dieſe ernſteren Schönheiten auf ungebildete Menſchen nur einen ſchwachen Eindruck machen, und daß die Achtung, welche der große Haufe ihnen zollt, weniger auf Wolluſt und Wonne, als auf Unterwerfung gegen das Urtheil der Kenner, und gegen den Ausſpruch des geſellſchaftlichen Tones beruht.

Schönheiten dieſer Art laſſen ſich ihrer bloßen Zeichnung nach den Bildern der Wahrheit, Zweckmäßigkeit — der Regularität — genauer anpaſſen, als andere, und darum befriedigen ſie ganz beſonders das Bedürfniß der Seele, ſelbſt an den bloßen Formen der Dinge die Geſetze ihrer Erkenntniß und ihres Wollens beobachtet zu ſehen. Ernſte Schönheiten erfüllen die Seele mit Bildern innerer Eigenſchaften und äußerer Beſchaffenheiten, die mit den Begriffen des Ausgezeichneten in bürgerlichen und ſittlichen Verhältniſſen zuſammenhängen, und flößen ihr alſo eine Wonne ein, die ſie der Befriedigung ihrer

edleren Reizungen verdankt. In so fern hat die Seele von Schönheiten dieser Art mehr Genuß als von andern, und mehr als der Körper. Aber hieraus folgt nicht, daß der letzte ganz von ihrem Genuß ausgeschlossen wäre; das nur die Form der Vollkommenheit uns an diesen ernsten Schönheiten rührte; oder daß wir sie gar als bloße Symbole der vollkommenen Seele, welche sie behauset, bewunderten. Nein, es müssen nothwendig Formen an ihnen wahrgenommen werden, welche unmittelbar wollüstig auf das Auge wirken, und dergleichen bemerken wir an den fließenden Umrissen, an der gewölbten Rundung und wohl contrastierenden Abwechselung der Glieder der edelsten und ernstesten Schönheiten des Alterthums. Ja, sogar die Weiße und das Korn des Marmors tragen zu dem Gefühle von Lust bey, das sie uns einflößen.

Es muß daher das Auge selbst bey der ernstesten Schönheit mit befriedigt werden, und nie dürfen wir annehmen, daß unser Geist in dem Körper der ernsten Schönheit bloß die vollkommene Seele ahnde. Denn die stolze Juno, der strenge Pluto, und der trotzige Ajax, kündigen sich gewiß nicht als schöne Seelen an. Es ist genug, wenn der physiognomische Ausdruck der Unvollkommenheiten der Seele nicht dergestalt hervor sticht, daß wir darüber die Schönheiten der Formen vergessen.

Die zärtere Schönheit besteht hingegen aus vielen einzelnen Eigenschaften und Beschaffenheiten, welche mehreren Sinnen vermittelst des Auges schmeicheln, und zwar auf eine Art, welche äußerst geschickt ist, sogar die Ueppigkeit mit in Reizung zu bringen. Die zärtere Schönheit zeigt immer mehr Mannigfaltigkeit und ein lebhafteres Spiel von Seitaiten. Anstatt daß bey der

ernsten Schönheit die Direction der Linien des Umrisses durch mehrere Halbflächen an der Rundung gehindert wird, zeigt sie sich bey der zärteren Schönheit viel wallender und geschlängelter. Anstatt daß bey jener möglichst auf ein geometrisches Wohlverhältniß Rücksicht genommen wird, sucht hingegen die zärtere Schönheit das Ebenmaß und die Ordnung — welche allerdings in der Lage ihrer Theile gegen und unter einander herrschen muß, um ihr den Anspruch auf das ästhetisch Schöne zu sichern — möglichst zu verstecken. Sie ist da, aber man wird nicht so unmittelbar darauf geführt. Endlich, während daß die ernste Schönheit in den Biegungen ihrer Rundung möglichst die Ecken des Quadrats beyzubehalten sucht, sucht dagegen die zärtere in ihren Biegungen sich möglichst der Wölbung des Zirkels zu nähern.

Dieß Spiel der Gestalten wird nun gemeiniglich am menschlichen Körper zugleich durch das Spiel der Farben und des Helldunkeln unterstützt. Der leichte Uebergang der Farben in einander, welche die jugendliche und weibliche Carnation ausmachen, die Mischung des Rothe, Paille und Blau; die harmonische Abwechselung der Lichter und Schatten, bringen alle Nerven unsers Auges in eine wollüstige Bewegung, welche sehr geschickt ist, unsere übrigen Sinne zugleich in eine dunkle Reitzung zu versetzen.

Dieß Spiel der Gestalten, der Farben und des Helldunkeln führt das Auge zu einer spielenden, anschmiegenden, eben darum auch strebenden Bewegung des Nachblickens und Blinzelns, die mit derjenigen Wirksamkeit in welche der Gaumen und die Tastungsorgane beym Einnehmen des ihnen angehörenden Genusses gerathen, in einem auffallenden Verhältnisse steht. Es ist ein

Univ. Bibl. München

allmähliges hingebendes Auciganen, es iſt ein auflöſendes Einnehmen in dem Zuſtande des Auges, während daß es ſich den wallenden Umriſſen anſchmiegt, die verſteckte Ordnung auffaſſet, an der unmerklich abgeſtuften Ründung hinaleitet, den Duft und den Schmelz des harmonischen Farben- und Lichterſpiels einathmet und auskoſtet! Wie ähnlich iſt dieſer Zuſtand demjenigen, in welchen Taſtungsorgane, Naſe und Gaumen, bey den wollüſtigen Gefühlen kommem, die ihnen unmittelbar zugeführt werden! Wie treffend die Ausdrücke der techniſchen Mahlerſprache, der Sprache der Dichter und ſelbſt des gemeinen Lebens, wenn wir die Wirkung bezeichnen, welche gewiſſe ſpielende Bewegungen und zärtelnde Eigenſchaften todter Körper auf uns machen, um ihren Einfluß auf unſere übrigen Sinne ſelbſt bey der Anſchauung zu fühlen! So ſagen wir, daß das Gewand den Körper üppig umflattert, daß das Haar üppig um den Nacken ſpielet, daß der Kohl in zwanglosen abwechſelnden Schüſſen ſchwelgt, und daß die Flamme die Gegenſtände, die ſie berührt, lecke! Wir ſprechen von dem ſüßen Schmelz der farbigen Roſe, von dem Sanften der Himmelsbläue und von dem Markigen und dem Duft eines Gemähldes. Das Auge ſetzt ſich hier an die Stelle der übrigen Sinne, und eignet ſich dunkel den Genuß an, den unſer Weſen nur mittelſt ihrer beſonderm Organe vollſtändig einnimmt. Eben dadurch wird nun auch heimlich die Geſchlechtsſympathie des Körpers mit aufgeregt: wir werden üppig. Das Zarte und zugleich Hebende, welches den Charakter dieſes allmähligen Spieles der Eindrücke auf unſere Sinne ausmacht, kommt ſehr leicht mit unſerer geſchmeidig ſtarken Organiſation in das Wohlverhältniß gezärtelter Spannung.

Eben dieſe zärteren Schönheiten zeigen nun zu gleicher Zeit Formen, welche den innern Anſchauungsſinn nicht ſo wohl ſpannen, als zärteln. Schon an ſich führt der Mangel an Beſtimmtheit der Umriſſe, an Ordnung in den Aufriſſen, an Schärfe in der Rundung, auf Bilder einer mindern Strenge der Geſetze des Verſtandes und der Vernunft zurück. Ferner gehört dahin die kleinere Geſtalt, die Feinheit des Knochenbaues, das ſchnellere Fortſchreiten, und die größere Beweglichkeit in dem Mienenſpiele und der Lage der Gliedmaßen, welche Knaben und junge Mädchen auszeichnen: endlich die ihnen vorzüglich eigene Oberfläche der Haut, in der die fettigen, fleiſchigen Theile bey weitem über die ſehnigen prädominieren. Hieraus ſetzt ſich die Phantaſie mit Hülfe des Aſſociationsvermögens Bilder des körperlich Zierlichen, Leichten, Schnellen, zuſammen, wird durch dieſe, unterſtützt von der Mimik in Mienen und Geberden, und vom Bewerk, auf Sanftheit der Empfindung, Geduld, Geſchmeidigkeit des Charakters, Heiterkeit, Unbefangenheit, Emſigkeit, und noch weiter auf Bilder von häuslicher Tugend, Weiblichkeit, glücklichem Mittelſtande und Jugend geleitet. Körper dieſer Art liefern uns die Venus, der Hermaphrodit, der Ganymed, der Genius der Alten, der Engel, die Madonna, und die Nymfe der Neuern. Körper dieſer Art ſind es, welche wir im gemeinen Leben jetzt beynahe ausſchließend als ſchön empfinden, weil wir für die ernſtere Schönheit keinen wahren Sinn haben. Wir nennen ſie gemeiniglich reitzend, und finden ihr Ideal in den Gemählden des Correggio und des Guido.

Es iſt nun gar nicht zu läugnen, daß bey der Empfindniß des Schönen, welche uns Körper dieſer Art

einflößen, alle Sinne mit dem Auge zugleich in Reitzung kommen, daß sogar die Ueppigkeit heimlich erwache und mitwirke. Aber sobald diese Triebe in hervorstechender Maße wirken, sobald sie nicht bloß dazu dienen, den Beschauungshang zu unterstützen, sobald ist auch der Genuß des Schönen dahin, und es entsteht ein sinnlicher Appetit des Körpers. Inzwischen würde es bey Schönheiten dieser Art noch lächerlicher zu behaupten seyn, daß wir bloß die schöne Seele in den reitzenden Formen ahndeten. Der feige Paris, die liebäugelnde Venus, tragen eben nicht den Ausdruck einer schönen Seele an sich, und dennoch finden wir sie sehr reitzend. Auch verlangen wir gerade bey Schönheiten dieser Art nicht die Regularität der Züge, welche doch sonst als die vollständigste und vortrefflichste Form so sehr geschickt ist, auf den Begriff innerer Vollkommenheit und des inneren Seelenadels zu führen. Wir vertragen es schon, daß der Kopf ein wenig groß gegen den übrigen Rumpf sey, daß die Nase sich ein wenig in die Höhe werfe, daß die Augen etwas weit gespalten sind, und daß die Hüften ein wenig ausschweifen; denn alles dieß sind Eigenthümlichkeiten der jugendlich männlichen Person, und des weiblichen Geschlechts. Wenden wir gleich Begriffe von Wahrheit und Tüchtigkeit auf Figuren dieser Art an, weil sie sonst keine Schönheiten seyn könnten, so geschieht es doch mit mehrerer Nachsicht, nach laxern Grundsätzen, und hauptsächlich nach den Erfahrungen, welche uns das zärtere Alter und Geschlecht an die Hand bieten. Wir verlangen die Uebereinstimmung mit den Forderungen des Verstandes und der Vernunft nicht weiter, als wir diese von Jugend und Weiblichkeit erwarten können.

Ich komme zuletzt auf die **unterhaltende** Schönheit, dergleichen uns Kinder, Greiſe, und überhaupt ſolche Perſonen darbieten, welche wir hauptſächlich in unſern Verhältniſſen zur größeren örtlichen Geſellſchaft, in der Abſicht, uns zu beluſtigen, aufſuchen. Schönheiten dieſer Art ſpannen uns nicht und zärteln uns nicht. Sie ſetzen unſere Nerven in eine hüpfende Erſchütterung, und unſern Geiſt in eine leichte Stimmung.

An Schönheiten dieſer Art lieben wir das pikante Abſtechen der Formen, Farben, hellen und dunkeln Partien von einander. Die Umriſſe müſſen ſich in ihren Directionen ein wenig dem Zickzack, die Anordnung der Umriſſe muß ſich ein wenig dem glücklichen Zufall, die Rundung ein wenig den irregulären Vielecken nahern. Die Farben des Haares müſſen ſtark von der Geſichtsfarbe, dieſe ſtark von dem Roth der Wangen und Lefzen abſtechen. Die Knochen, die Muſkeln, oder das feiſte Fleiſch müſſen ſtarke Ein- und Aushöhlungen bilden, in denen das Licht aufgefangen wird, um helle und dunkle Partien in ziemlich grellen Uebergängen darzuſtellen. Abwechſelung iſt hier die Hauptſache. Sie reizt das Auge, wie das Gewürz den Gaumen, und darum nennt man dieſen ſinnlichen Eindruck **pikant**. Durch ihn, beſonders wenn er, von der Mimik in Mienen und Geberden, vom Beywerk, u. ſ. w. unterſtützt wird, entſtehen Bilder des Neuen, Seltenen, Lebendigen, und dieſe führen weiter auf alle diejenigen Gaben, und Verhältniſſe, welche in unſern größern geſelligen Zuſammenkünften, wo es auf Unterhaltung des Witzes und der Phantaſie angeſehen iſt, wichtig werden.

Dieß alles erweckt Bilder des Talents, beſonders eines guten Geſellſchafters, des muntern Kindes, der intereſſanten Alten, des unbefangenen Ausbruchs der Lüſternheit in den niedrigen Ständen, u. ſ. w.

Figuren dieſer Art liefern der Faun, die Bacchante, der Philoſoph, der Dichter der alten Kunſt; das junge Kind, und der Apoſtel der neuern. Im gemeinen Leben ſind dieſe pikanten Schönheiten gemeiniglich unter dem Nahmen von irregulären Schönheiten, von Phyſiognomien, charakteriſtiſchen, ausdrucksvollen Figuren, u. ſ. w. bekannt.

An dem Gefühle des Schönen, welches Formen dieſer Art einflößen, haben die Sinne, außer dem Auge, unſtreitig Antheil. Aber eigentliche Ueppigkeit oder Lüſternheit wird ſich ſchwerlich mit einmiſchen. An Abdruck einer vollkommenen Seele, als alleinigen Grund des Schönheitsgefühls, iſt gleichfalls nicht zu denken, und der ſcurriliſche Faun, das Kind, das den Becher ausſchlürft, u. ſ. w. zeigen davon keine Spur. Inzwiſchen verlangen doch auch hier der Verſtand und die Vernunft, daß ihre Geſetze auf das Bild ihrer Phantaſie angewandt werden.

Die unterhaltenden Schönheiten ſind von den belachenswerthen Geſtalten, von den Caricaturen, ſehr verſchieden. Unſer Verſtand und unſere Vernunft ſchränken bloß ihre Forderungen ein, und denken weniger an die Gattung und das Geſchlecht, als an den Stand und das Alter. Es muß ein vollkommenes Kind, ein vollkommener Greis, ein vollkommener Bauer in ſeiner Art ſeyn. Die Schwäche, die Gebrechlichkeit, der Mangel an Ausbildung, in Rückſicht auf die Gattung des Menſchen überhaupt, werden zu Gute gerechnet.

Nach dieſer Ausführung wird ſich nun mit einigem Grade von Zuverläſſigkeit beſtimmen laſſen, welchen Antheil die Sinne, außer dem Auge; und noch mehr die körperliche Ueppigkeit und Lüſternheit an dem Gefühle der phyſiſchen Schönheit nehmen.

An der ernſten, darf ich glauben, wenig oder gar keinen. Das Auge iſt hier allein Genießer. An der unterhaltenden mehr. An der zarten aber nehmen wahrſcheinlich alle Sinne, und auch die unterſte Stufe der Geſchlechtsſympathie, die Ueppigkeit, Antheil. Entſteht Lüſternheit, oder gar der unnennbare Trieb nach Körperverbindung, ſo iſt das Gefühl der Schönheit bis dahin, daß der Körper wieder beruhigt wird, verloren, und es wird ein Gefühl daraus, welches der Selbſtheit oder der Sympathie anzugehören anfangt.

Die Seele wendet auf jede Schönheit gewiſſe Geſetze des Verſtandes und der Vernunft an, und beurtheilt die Form nach Begriffen von Wahrheit und Tüchtigkeit, welche über gewiſſe Gattungen, Geſchlechter, Alter und Stände feſtgeſetzt ſind, und ſich ihr bey der Anſchauung inſtinktartig darſtellen. Aber nie ſucht die Seele bey dem Gefühle der Schönheit abſichtlich den Abdruck einer ſchönen Seele. Denn abgerechnet, daß ſie in unzähligen Fällen ſich um den Genuß der Schönheit bringen, den ernſten Pluto, den trotzigen Ajax, die liebängelnde Venus, den ſcurriliſchen Faun, geradezu aus der Claſſe der Schönheiten heraus werfen müßte; abgerechnet, daß dieſe Wahrnehmung einer ſchönen Seele an den äußern Formen die unbeſtimmteſte und unzuverläſſigſte Sache von der Welt iſt; ſo beſteht auch dieſe deutlich gedachte Beziehung der ſinnlichen Form auf etwas Unſinnliches gar nicht mit der Wonne der Beſchauung. Der

örper würde uns dann als ein bloßes Symbol der Seele
ſcheinen; wir würden ihn als ein bloßes Mittel betrach-
n, uns einen Geiſt zu verſinnlichen; die körperliche
chönheit würde ein bloß intereſſierender Gegenſtand
erden; wir würden uns nicht mehr von dem Körper,
s ſolchem, iſolieren, ihn nicht mehr als ein für ſich beſte-
endes, von uns völlig abgeſondertes Weſen anſehen;
r würde folglich mit Sympathie oder mit Selbſtheit ge-
oſſen werden.

Zweyter Excurs.

Ueber den Antheil des Körpers an der Begeiſte-rung für phyſiſche Schönheit der Körper von verſchiedenem Geſchlechte.

Das **ruhige** Gefühl der phyſiſchen Schönheit, welches allein Gefühl der Schönheit genannt werden kann,) verträgt alſo keine hervorſtechende Wirkſamkeit der übrigen Sinne auſſer dem Auge, noch weniger der Lüſternheit. Sie verträgt auch kein hervorſtechend genommenes Intereſſe an einer vollkommenen Seele, deren bloßes Symbol der Körper ſeyn ſoll. Aber es giebt einen Zuſtand von Begeiſterung für phyſiſche Schönheit; und dieſer ſetzt die Mitwirkung der Geſchlechtsſympathie, ſo wohl des Körpers als der Seele zum Voraus.

Der Fall iſt ziemlich häufig, daß wir von einer ſchönen Figur, ſo wohl in der Natur, als im Kunſtpro-dukt, dergeſtalt hingeriſſen werden, daß wir das Bild immerwährend mit uns herumtragen, nicht wieder davon los kommen können, ja, nicht wollen, ſondern unaufhör-lich nach wahrer oder ſymboliſcher Vereinigung mit dem

Wesen streben, das sich durch diese Form auszeichnet. Man ist im gemeinen Leben sehr geneigt, diese lebhafte Bewegung, welche die physische Form auf uns macht, sogleich und ausschließend auf Rechnung der erregten körperlichen Geschlechtssympathie, der Lüsternheit und sogar des unnennbaren Triebes zu setzen. Aber dieß scheint sehr übereilt geschlossen zu seyn. Es brauchen gar nicht lebende Menschen, ja, es brauchen gar nicht einmahl Menschen oder Figuren lebendiger Wesen zu seyn, welche diese Begeisterung einflößen. Gebäude wie das Pantheon, die Peterskirche, Gegenden wie der Golfo von Neapel u. s. w. können sie erwecken. Inzwischen wenn es menschliche Figuren sind, so läßt es sich nicht läugnen, daß die körperliche Geschlechtssympathie sehr leicht bey der Begeisterung, welche sie uns einflößen, mit einwirken könne. Nur ist die Art, wie dieß geschieht, nicht immer dieselbe, und die Folge nicht unbedingt. In manchen Fällen erwacht zuerst die Lüsternheit des Körpers, wirkt hervorstechend, zieht die Besessenheit des Geistes nach sich: in andern erwacht diese zuerst, und steckt den Körper zufällig an, so daß dieser zuweilen mittelbar lüstern werden mag.

Wenn es eine ernste Schönheit ist, die uns begeistert, so ist höchst wahrscheinlich der Gang folgender: es entsteht ein lebhaftes Bild einer vollkommenen Form in unserer Seele. Mit dieser verbindet sich das Bild eines vollkommenen Geistes in jener Form, in Vergleichung mit dem wir den unsrigen niedrig, aber doch in einem solchen Verhältnisse fühlen, daß wir die Möglichkeit einer Annäherung oder Vereinigung ahnden. Ist es ein lebender Mensch, so rechnen wir auf seine auszeichnende Zuneigung; ist es ein Kunstprodukt so denken

wir uns die Vereinigung unter irgend einem andern Bilde. Wir ſtreben nach dem ſtolzen Bewußtſeyn, ſeine Vorzüge beſonders fein und ſtark zu fühlen, oder nach dem, uns durch ſeine Lobpreiſung beſonders um daſſelbe verdient zu machen, oder wir ſuchen uns gar von ſeinem Geiſte dergeſtalt zu durchdringen, um Werke, die von dieſem Geiſte belebt ſind, hervorzubringen. Dadurch erwacht der ſchwärmeriſche Aneignungstrieb, ſogar zuweilen der Selbſtverwandlungstrieb; dadurch wird das Streben nach einer ſolchen Vereinigung in uns figiert. Kurz, wir kommen leicht in den Zuſtand der Beſeſſenheit.

Dieſer Aufruhr der ganzen Sinnlichkeit unſerer Seelen geht nun zuweilen auch auf die körperliche Sinnlichkeit über, und erweckt die Lüſternheit und ſogar den unnennbaren Trieb in unſerm Körper. Inzwiſchen tritt dieſer Fall nicht häufig ein.

Dagegen nimmt nun die Begeiſterung für die zärtere phyſiſche Schönheit der menſchlichen Figur gemeiniglich einen ganz andern Gang. Die Lüſternheit des Körpers erwacht hier der Regel nach zuerſt, und zieht die Beſeſſenheit des Geiſtes nach ſich. Vermöge des üppigen Baues dieſer Arten von Schönheiten wirkt unſere Ueppigkeit bereits im geheimen bey dem ruhigen Gefühle der Schönheit mit. Nichts leichter, als daß ſie eine hervorſtechende Rolle zu ſpielen anfange, und ſogar zur Lüſternheit einlade, die nur eine höhere Stufe der Ueppigkeit iſt, und mit ihr zur körperlichen Geſchlechtsſympathie gehört. Symptomen des erregten unnennbaren Triebes brauchen ſich nicht zu äußern; aber die gepreßte Sehnſucht nach dem Anblick des zartgebaueten Körpers, die Miſchung von Unruhe und Behagen in ſeiner Gegenwart,

der Drang nach üppiger Berührung, kurz, eine Menge von Symptomen, die einzeln aufgezählt wenig, zusammengenommen aber alles beweisen, lassen keinen Zweifel über den wahren Grund unsers lebhafteren Interesse an seinen Formen übrig.

Durch den Aufruhr unserer körperlichen Geschlechtssympathie wird nun die Geschlechtssympathie der Seele sehr leicht in einen ähnlichen verwickelt. Die Hemmung körperlicher Begierden fordert die Seele auf, sich eine geistige Vereinigung zu träumen, und sich das Bild eines vollkommenen Geistes zusammenzusetzen, mit dem der unsrige in häuslicher Vertraulichkeit leben, und den er sich ganz aneignen könne. So entsteht die Besessenheit des Geistes oft aus der körperlichen Lüsternheit nach zartgebaueten Formen.

Beyde Geschlechter sind dieser Begeisterung für die zärtere Schönheit an Personen von beyden Geschlechtern, sogar im todten Bilde unterworfen. Ja, man darf es dreist behaupten, die zarte Schönheit werde an Jünglings- oder an Mädchenkörpern, in der Natur oder im Bilde, angetroffen, so wirkt, wenn eine Begeisterung für diese Schönheit in dem Beschauer entsteht, die körperliche Geschlechtssympathie bald heimlicher, bald offenbarer mit, ohne Unterschied, ob der Begeisterte Mann sey oder Weib.

Die Erfahrung, daß Jünglinge und Mädchen, deren Körper zartgebauete Schönheiten darstellen, bey Personen, welche äußern Kennzeichen nach zu einerley Geschlecht mit ihnen gehören, (wenn anders nur das gehörige Wohlverhältniß hebender Zartheit zur geschmeidigen Stärke getroffen wird,) die Lüsternheit und den unnennbaren Trieb erwecken, ist viel zu allgemein, als daß man

ſie bloß einer zufälligen Verirrung der Imagination, oder der Verderbtheit und Rohheit der Sitten zuſchreiben ſollte. In Ländern, wo religiöſe und bürgerliche Erziehung den unnennbaren Trieb zum Zweck der Bevölkerung von früher Kindheit an zu leiten ſuchen, werden ſich nur ſelten gröbere Symptome deſſelben gegen ſolche Körper melden, welche die Zwecke der immer fortbildenden Natur nicht erfüllen können. Aber Ueppigkeit, Lüſternheit, als die untern Stufen der Geſchlechtsſympathie, werden auch hier bey Menſchen von reitzbaren Nerven den lebhafteren Eindruck begleiten, den die zartgebauete Schönheit, ſelbſt im todten Bilde auf ſie macht.

Dieſe Mitwirkung der körperlichen Geſchlechtsſympathie bey der Begeiſterung für jugendlich-männliche Schönheit kann den Kunſtliebhabern, bey denen ſie am häufigſten angetroffen wird, nicht zum Vorwurf gemacht werden. Sie iſt keinesweges ſchändlich, denn ſie ſind ſich dieſer Mitwirkung oft ſelbſt nicht bewußt. Sie wirkt wie eine geheime Ahndung, und die Art, wie ſie nach den Vorſchriften der Religion und der Sittlichkeit geleitet wird, veredelt ſie in den Augen jedes billigen Beurtheilers.

Ich halte mich überzeugt, daß einer der Hauptgründe, warum der Enthuſiasmus für jugendliche Männerſchönheit, und noch mehr die Kunſt, ſie im Bilde darzuſtellen, in unſern Gegenden nie ſo allgemein und ſo hoch getrieben werden kann, als bey den Griechen, mit daran liegt, daß der lüſterne Eindruck, welchen die Zartheit männlicher Formen auf uns macht, nach der heutigen Denkungsart den Anſtand beleidigt. Ohne jenen hohen Grad der Begeiſterung, der bis zur Beſeſſenheit geht, werden nicht leicht Meiſterwerke in irgend einer Kunſt hervorgebracht,

und zu der Schwärmerey für Ideale zarter Schönheiten trägt die verhaltene Lüsternheit sehr viel bey. Unsere neueren Künstler liefern daher bey uns verhältnißmäßig viel schönere Weiber- als Männerformen. In Griechenland war es der umgekehrte Fall, und selbst ihre jugendlich zarten Weiber haben viel von der Form schöner Jünglinge an sich.

Es ist schon oft gesagt, daß der verewigte Winkelmann bey seiner enthusiastischen Anhänglichkeit von zarten männlichen Schönheiten den Einfluß der körperlichen Geschlechtssympathie dunkel empfunden habe. Man vergleiche die Art, wie er an seinen schönen, jugendlichen Freund schreibt, oder die Schönheit einer jugendlich männlichen Statue des Alterthums darstellt, mit derjenigen, womit er sich über eine männliche Figur von reiferen Alter ausdruckt. Er erscheint wie Pigmalion in den verschiedenen Situationen, worin dieser Künstler sein Werk als Marmorblock und als empfindendes Wesen betrachtet. Aehnliche Bemerkungen sind denjenigen nicht entgangen, die als ruhige Beobachter Augenzeugen des Umgangs dieses edeln Mannes mit seinem schönen Freunde gewesen sind. Ein mehr als himmlisches Feuer ergriff den Lobredner des Apollo bey dem Anblick eines schön gewölbten Knies, welches ein Zufall auf einer gemeinschaftlichen Reise nach Frascati entblößte.

Schande über den, der hier schändlich muthmaßet! Es geschah unbefangen, es geschah öffentlich, zum Beweise der unwillkührlichen, und höchst wahrscheinlich dem Begeisterten selbst unbekannten Regung der Geschlechtssympathie.

Die unterhaltenden Schönheiten werden selten Begeisterung erregen. Wo sie aber entsteht, beruht sie wahrscheinlich auf einer Mischung von körperlicher Lüsternheit und von Besessenheit der Seele. Ich habe keine Erfahrungen darüber gemacht.

Kann man nun diese Begeisterungen überhaupt Wonne des Beschauungshanges nennen? Im geringsten nicht! Wir streben, unsern Körper in das engste Verhältniß mit dem schönen Körper außer uns zu setzen; wir streben, den Geist der ihn belebt, ganz in den unsrigen hinüber zu ziehen; wir isolieren unser Wesen nicht mehr von dem Wesen außer uns, schauen es nicht mehr aus der Ferne an. Es ist nicht mehr ruhige Wonne des Beschauungshanges, es ist leidenschaftliches, wonnevolles Streben der Selbstheit oder der Sympathie. Weit entfernt aber, daß bey diesen leidenschaftlichen Aufwallungen, oder dauernden Stimmungen ein rein geistiger Trieb zum Grunde liegen sollte, spielt vielmehr der Körper entweder unmittelbar oder consentierend eine wichtige Rolle.

Das Resultat der Untersuchung über den Einfluß der körperlichen Geschlechtssympathie auf das Gefühl des Schönen und der Schönheit, fällt folglich dahin aus: daß das Schöne und die Schönheit gar nicht unbedingt auf die Geschlechtssympathie des Körpers wirke: daß es ganz verschiedene Formen und Verhältnisse sind, welche die Ueppigkeit, die Lüsternheit, den unnennbaren Trieb aufregen, als die Schönheit wesentlich voraussetzt. Daß aber auf der andern Seite die heimliche Mitwirkung der Ueppigkeit bey den zärteren Schönheiten sich nicht abläugnen lasse, und daß bey der Begeisterung für die zärtere Schönheit sogar die Lüsternheit eine wichtige Rolle

mitſpiele, wenn ſie ſich gleich nicht durch Symptome des unnennbaren Triebes ankündigen ſollte.

Die körperliche Geſchlechtsſympathie dient alſo, das Gefühl der phyſiſchen Schönheit in manchen Fällen zu verſtärken, und in keinem wird behauptet werden können, daß die Seele die äußere ſchöne Form des Körpers als den Abdruck einer ſchönen Seele betrachte, mithin die Schönheit rein geiſtig genieße. Allemahl muß wenigſtens das Auge durch gewiſſe ſinnliche Eindrücke unmittelbar wollüſtig gereizt werden, wenn wir dem wohlgefälligen Gefühle, welches uns ein Körper einflößt, den Nahmen eines Gefühls des Schönen beylegen wollen.

Dritter Excurs.

Ueber den Einfluß der Geſchlechtsſympathie des Körpers und der Seele auf die Begeiſterung für immaterielle Gegenſtände.

Es ſcheint mir eine ungegründete Behauptung zu ſeyn, wenn man alle Begeiſterung, alle Schwärmerey, für immaterielle Gegenſtände, z. B. für Gott, Religion, Tugend u. ſ. w. auf Rechnung der körperlichen Lüſternheit, oder wohl gar jenes unnennbaren Triebes ſetzen will, welchem die Natur die Fortſetzung unſerer Gattung anvertrauet zu haben ſcheint. In dieſen Irrthum iſt Hemſterhuys, ſind mehrere mit ihm gefallen. Wie wenig beweiſend ſind ihre Gründe! Weil in der Extaſe, worin ſich jene Schwärmer befanden, zuweilen die heftige Reitzung, worein ihr ganzes Weſen verſetzt wird, ſich ſogar denjenigen Theilen des Körpers mittheilt, welche als die eigentlichen Agenten jenes unnennbaren Triebes

anzusehen sind? Weil die Ohnmacht, in welche die heilige Therese bey der Berührung des himmlischen Amors fiel, vielleicht unter dem gröbsten Symptomen der Sinnlichkeit empfunden wurde? Was beweiset dieß? Gewiß nicht dieß, daß die körperliche Geschlechtssympathie der Grund der Begeisterung sey, sondern nur so viel, daß jene sehr leicht von dieser mit aufgereizt werden könne!

Ich habe es bereits ausgeführt, daß der schwärmerische Aneignungstrieb der Geister zur Geschlechtssympathie der Seele gehöre, und daß der Zustand der Besessenheit und des Strebens nach Selbstverwandlung viele Symptome mit der Lüsternheit und dem erregten unnennbaren Triebe des Körpers, so wohl seiner Entstehungs- als Wirkungsart nach, gemein habe. Nichts ist begreiflicher, als daß sich dieser Aufruhr der Seele dem Körper leicht mittheile. Wird nun gar das Bild, welches unsere Seele beherrscht, unter materiellen Formen gedacht, besonders unter solchen, die zu den zärteren Schönheiten gehören; so ist es sehr möglich, daß Menschen von reizbaren Nerven die gröbsten Symptome des unnennbaren Triebes an sich wahrnehmen, diese nach dem unkörperlichen Wesen, das sie begeistert, hingerichtet fühlen, oder sich wohl gar mit einer wirklich gelungenen körperlichen Vereinigung täuschen können. Dieß mag der Fall bey manchem schwärmerischen Religiosen, bey mancher extatischen Nonne gewesen seyn, die sich die Bilder der heiligen Jungfrau, der göttlichen Liebe, des himmlischen Bräutigams, der Schutzengel, u. s. w. unter den reizenden Formen gedacht haben, welche ihnen die Kunst von diesen Personen und personificierten Wesen in ihrer Kirche aufstellte. Beweisen doch sogar die Hexenprozesse, wie die erhitzte Phantasie alter Buhlerinnen die letzten Funken

ſchlecht erloſchener Begierden für Weſen, unter den häß-lichſten Formen gedacht, zu hellen Flammen hat anzün-den, und ſie mit Bildern körperlich gelungener Ver-einigung hintergehen konnen.

Aber dieſe zufällige, und mittelbare Aufreizung der körperlichen Geſchlechtsſympathie mag mit nichten als unbedingter Grund, oder als unbedingte Folge jeder Begeiſterung, ſollte dieſe auch bis zur Beſeſſenheit fortſchreiten, angeſehen werden.

Die Böhme, die Swedenborg, die Spangenberg, ſo mancher andere grübelnde Schwärmer, die ſich mit Gott und Chriſto vereinigt, alles in ihnen zu ſeyn wähn-ten, — dieſe Perſonen haben ihre Niederwürfigkeit gegen das vollkommenſte Weſen als die größten aller Sünder, aber zugleich ihre Annäherung zu ihnen als auserwählte Gnadenkinder gefühlt; — ſie haben der Geſchlechts-ſympathie der Seelen gehuldigt. Allein, daß körper-liche Geſchlechtsſympathie mitgewirkt habe, iſt nicht allein völlig unerwieſen, ſondern auch, nach ihrem ganzen Charakter zu urtheilen, höchſt unwahrſcheinlich.

Die Bilder, unter denen ſich dieſe Perſonen die immaterielle Schönheit und Vollkommenheit dachten, haben viel Spielendes und Kindiſches an ſich; aber ſie ſind gar nicht von der Art, um durch ihre Formen Ueppigkeit oder Lüſternheit zu erregen. Z. B. Die Form des Drevecks, oder der Strom des Lebens, das Lamm Gottes, u. ſ. w. Geſetzt aber, daß die körperliche Geſchlechtsſympathie bey ſo ungünſtigen Veranlaſſungen mitgewirkt haben ſollte; ſo ſcheint ſie doch keinesweges gröbere Symptome bey ihnen hervorgebracht zu haben.

Es giebt andere Arten von Begeiſterungen, fürs Vaterland, für Gegenſtände der Ruhm- und Habſucht,

wobey der Körper gar keine Rolle zu spielen scheint. Wenigstens wüßte ich nicht, wie man dergleichen bey so manchen Schwärmern annehmen dürfte, denen Hochmuth, metaphysische Grübeley, Mysticismus, Rosenkreuzeren, und so weiter, den Kopf verdreht haben.

Alles kommt daher auf den geistigen Gegenstand an, der uns begeistert, auf dessen Fähigkeit, uns leicht unter Formen zu erscheinen, welche die körperliche Geschlechtssympathie aufreitzen mögen; auf die ursprüngliche Anlage unserer Organisation, und die günstigen Umstände zur höheren Regsamkeit unserer körperlichen Geschlechtsbegierden. Unbedingt sind diese nicht mit der Begeisterung und Besessenheit für immaterielle Gegenstände verknüpft, weder als nächster Grund, noch als nothwendige Folge.

Inzwischen erhellet bereits aus diesen Bemerkungen die Pflicht zur äußersten Behutsamkeit bey der Beurtheilung, ob ein begeistertes Verhältniß für einen Gegenstand, welcher dem kalten Zuschauer als immateriell erscheint, oder den der Begeisterte wohl selbst dafür hält, dennoch die körperliche Geschlechtssympathie nicht mit ins Interesse ziehe. Die Möglichkeit, daß der Aufruhr der Seele den Körper in einen ähnlichen verwickele, bleibt bey jeder Begeisterung, bey jeder üppigen oder lüsternen Spannung der Seele. Sie wird zur Wahrscheinlichkeit, wenn die Formen des Gegenstandes, den wir als immateriell betrachten, der aber die Hülle eines Körpers in der Natur, oder im Bilde unserer Phantasie an sich trägt, auf irgend eine Art die Geschlechtssympathie unsers Körpers unmittelbar reitzen können. Wenn sich daher gar zwey liebende Personen für ihre wechselseitigen Geistesvorzüge begeistern, und in ihrem körperlichen verschiedene Geschlechtsanlagen zeigen, so ist es mehr als wahr-

ſcheinlich, daß der Körper mit ins Intereſſe gezogen ſey. Es wird nur der günſtigen Gelegenheit bedürfen, wo die Körper in engere Verbindung gerathen, oder die Imagination das Bild des körperlichen Genuſſes auffaßt, um ſie über das Daſeyn der gereitzten körperlichen Geſchlechtsſympathie durch unzweydeutige Symptome aufzuklären.

Umſonſt beruft ſich daher der Begeiſterte zum Beweiſe des rein geiſtigen Genuſſes, den er von der Seele des Geliebten zu nehmen wähnt, auf die Abweſenheit deutlicher Regungen des unnennbaren Triebes; umſonſt auf den Mangel aller üppigen Reitze an dem Körper des Geliebten! Die Geſchlechtsſympathie des Körpers hat ihre Grade: der reitzende Gegenſtand, der ſie erweckt, liegt nicht in dem Gegenſtande außer ihm, er liegt in dem Aufruhre ſeiner Seele, die ſo genau mit ſeinem Körper verbunden iſt. Unterdeſſen verbreitet ſich das elektriſche Feuer im Geheimen in unſern Adern, zieht Körper an Körper an, und es bedarf nur der Berührung, um Blitz und Schlag erfolgen zu ſehen.

Woher kommt es, daß die häßlichſten Schwätzer für Weiber von ziemlich roher Empfindung oft die gefährlichſten Verführer werden? Woher kommt es, daß Weiber von Talenten, deren Formen aber den Sinnen eher zu widerſtehen, als dieſe zu erregen ſcheinen, dennoch bey Männern die lebhafteſten körperlichen Begierden erwecken können? Daher kommt es, daß die gereitzte Geſchlechtsſympathie der Seele die Geſchlechtsſympathie des Körpers ſo leicht mit in Aufruhr verſetzt.

Merkwürdig bleibt es dabey, daß die vollſtändige Befriedigung des unnennbaren Triebes ſo leicht die Begeiſterung und die Beſeſſenheit zerſtört und aufhebt.

Man könnte daraus schließen, daß bey beyden nur eine Kraft thätig sey, und daß allein die Hemmung derselben auf dem Körperwege die Seele in Aufruhr setze. Begeisterung, Besessenheit, könnte man glauben, wären also bloß unnatürliche Wirkungsarten der körperlichen Bildungskraft, welche sich im natürlichen Zustande durch den unnennbaren Trieb äußern.

Es läßt sich für diese Meinung noch Mehreres nicht ohne Anschein anführen. Denn es ist gewiß, daß Menschen, welche dem unnennbaren Triebe freyen Lauf lassen, eben nicht in Gefahr gerathen, in den Zustand der Begeisterung oder der Besessenheit zu kommen. Es ist wahr, daß alle Gaukler, welche den unaufgeklärten Menschen durch Erscheinungen von Geistern zu täuschen suchen, dazu ausschweifende Personen auswählen, und diesen die strengste Enthaltsamkeit von dem unnennbaren Genuß auflegen. Es ist wahr, daß nichts die Schwärmerey so sehr befördert, als die Hemmung starker Begierden nach Körpervereinigung, und die Geschichte vieler Verliebten, Mönche und Religiosen, deren Kopf durch Liebe zu wirklichen Personen oder personificierten Wesen verrückt wurde, beweiset, daß heißes Blut, verbunden mit der Unmöglichkeit, es auf die natürliche Weise abzukühlen, der Grund ihrer Verrückung geworden ist. Es ist endlich nicht zu läugnen, daß veraltete Buhlerinnen, reuige Wüstlinge, aus Verzweiflung oder aus Ueberdruß, die Freuden der Körperwelt mit denen des Reichs der Geister vertauscht haben.

Allein, genau erwogen, scheinen mir alle diese Gründe zwar den genauen Zusammenhang des schwärmerischen Aneignungstriebes der Seele und des unnennbaren Körpertriebes, ingleichen der Kräfte, die bey beyden

den zum Grunde liegen, nicht aber ihre Identität zu beweisen. Beyde Kräfte sind unstreitig Arten einer und derselben Hauptkraft, oder eines Hauptvermögens unsers Wesens, nehmlich der Geschlechtssympathie. Sie können beyde neben einander gedacht, und es kann demnach angenommen werden, daß wenn eine von beyden in unverhältnißmäßige Wirksamkeit gegen die andere gebracht wird, die zurückgesetzte dadurch in ihren Aeußerungen gehemmt; daß hingegen, wenn die eine der andern nur übergeordnet wird, diese durch Mitwirkung der andern ungewöhnlich verstärkt werde.

Wäre in beyden Fällen nur eine Kraft geschäftig, die zuweilen durch eine unnatürliche Wirkungsart verschiedene Aeußerungen hervorbrächte; so müßten wir eine glühende Phantasie nie bey starken körperlichen Begierden und ihrer ausgelassenen Befriedigung antreffen können. Die Erfahrung müßte uns lehren, daß jeder Mensch, der den unnennbaren Trieb in einem großen Grade von Stärke empfände, sobald dieser gehemmt würde, in Begeisterung geriethe; umgekehrt, daß seine Begeisterung jedesmahl endigen werde, wenn er dem unnennbaren Triebe freyen Lauf ließe. Hierüber läßt sich aber keine einförmige Erfahrung annehmen. Ich habe Menschen gekannt, die zu gleicher Zeit dem Anfall der stärksten Begierden, und dem Zustande der Besessenheit ausgesetzt waren. Dieß beweißt auch die Geschichte so vieler Heiligen, die während ihrer Schwärmerey zugleich gegen die Anfälle des Fleisches und Blutes zu kämpfen hatten. Es ist mir mehr als ein Fall vorgekommen, worin Menschen, in Ansehung des unnennbaren Triebes ihre völlige Befriedigung erhalten hatten, und dennoch, weil der schlaue Gegenstand ihrer Leiden-

ſchaft ihren Geiſt in ſtarker Spannung zu erhalten wußte, in völliger Beſeſſenheit erhalten wurden. Wie viele verblendete Ehemänner befinden ſich nicht in dieſer Lage gegen ihre koquetten Weiber! Ich habe Menſchen gekannt, die bey der feurigſten Imagination, ſelbſt in Zeiten, worin dieſe abgeſpannt war, wenig von körperlichen Trieben zu leiden hatten; und endlich berufe ich mich dreiſt darauf, daß man den größten Haufen unter den Wüſtlingen und ausſchweifenden Weibern zur Enthaltſamkeit zwingen könne, ohne daß ſie darum in Begeiſterung gerathen werden.

Ich glaube hierdurch das Gewagte in den Behauptungen derjenigen gezeigt zu haben, welche vorgaben, daß die Inbrunſt der Schwärmer von ihnen mehr oder minder in denjenigen Theilen gefühlt werde, in die ſchon Plato den Sitz des Begehrens ſetzt, daß an allen Schwärmereyen der Körper mehr Theil als die Seele habe; und daß bey aller Begeiſterung und Beſeſſenheit Begierden nach körperlicher Vereinigung zum Grunde lägen. Beydes wird zwar oft zuſammen angetroffen, aber es ſteht in keiner unbedingten Vereinigung und Abhängigkeit von einander, und wenn es zuſammengeht, ſo ſcheint der Fall viel häufiger zu ſeyn, daß die Lüſternheit der Seele den Körper mit einer ähnlichen anſteckt, als daß die Lüſternheit des Körpers einen ähnlichen Aufruhr in der Seele erwecken.

Vierter Excurs.

Werth des heißen Bluts für das Gefühl der Liebe, des Vollkommenen, des Edeln und des Schönen.

Man kann sittlich gebildete Frauenzimmer nicht stärker beleidigen, als wenn man ihnen ein heißes Blut, (das heißt in der Sprache des gemeinen Lebens, eine ungewöhnliche Anlage zur körperlichen Geschlechtssympathie,) Schuld giebt; man kann ihnen nicht stärker schmeicheln, als wenn man ihnen viel liebende Anlagen und viel Schönheitssinn zuschreibt. Demungeachtet behauptet man sehr oft, daß Wollüstlinge und Buhlerinnen die meiste Gutherzigkeit und den stärksten Sinn für das Edle und Schöne besitzen. Man will bemerkt haben, daß sie nach dem Verlust aller Schamhaftigkeit den geselligen Tugenden der Offenheit, der Zuverlässigkeit und des thätigen Mitleidens treu bleiben. Man sieht es als eine sichere Erfahrung an, daß die größten Künstler, die größten Helden, die ausschweifendsten Menschen gewesen sind, und schließt daraus, das heißes Blut die Anlage zum liebenden Herzen, und zum Sinn des Schönen, des Edeln und des Vollkommnen sey. Die Sache verdient allerdings eine nähere Beleuchtung.

Es ist gewiß, daß die körperliche Geschlechtssympathie der Regel nach keine zerstörende und ausschließende Triebe hervorbringt. Ihr Genuß dient nicht schlechterdings und unmittelbar zur nothdürftigen Erhaltung unsers Lebens, trägt also den Charakter der Wollust, die schon etwas Aehnliches mit der Wonne der Liebe hat, an sich. Sie wird am vollständigsten in der Verbindung mit andern Geschöpfen unserer Gattung befriedigt, deren Mitgenuß den unsrigen nicht hemmt, vielmehr unmittelbar

vermehrt, und uns ſogar das angenehme, für die Eitelkeit ſo wichtige Gefühl einflößt, daß wir andern körperlich eben ſo viel werth ſind, als ſie uns. Natürlich entſtehen dadurch Ideen von Theilnehmung an anderer Freude, ſelbſt bey den roheſten Menſchen. Der Trieb nach Häuslichkeit, nach wechſelſeitiger Unterhaltung, nach Befriedigung üppiger Eitelkeit, und nach dem Stolz auf den Beſitz der Perſon, kurz, die Geſchlechtsſympathie der Seele, tritt leicht hinzu, und alles dieß, ohne die Liebe ſelbſt zu ſeyn, bereitet doch unſer Herz dazu vor, für das Glück anderer Menſchen empfindlich zu werden, und mit Wonne darnach zu ſtreben.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß eine höhere Reitzbarkeit unſerer ganzen Organiſation mit der ſtärkeren Anlage zur körperlichen Geſchlechtsſympathie verbunden ſey. Denn nicht die Stärke der Conſtitution, ſondern die höhere Reitzbarkeit der Nerven und der übrigen Empfindungswerkzeuge giebt den mittäglichen Völkern, und oft den Menſchen von ſchwächerem Körperbaue unter den nördlichen, die heftigeren Begierden. Nun ſteht mit der Empfindlichkeit der äußern Organe die der innern in dem genaueſten Verhältniſſe, und ſo läßt es ſich erklären, wie der Menſch, der den Anfällen der Geſchlechtsſympathie am meiſten ausgeſetzt iſt, den Eindruck des Vollkommenen, Edeln und Schönen feiner und ſtärker empfinden könne, als ein anderer. Dazu kommt, daß die Einbildungskraft und die Phantaſie mit den Kräften, welche bey der Geſchlechtsſympathie des Körpers wirkſam ſind, in einem ziemlich genauen Conſenſe ſtehen; und ſo wird es um ſo mehr erklärbar, wie der höchſte Reitz des Körpers auch zugleich die Bilder der Seele erhöhen und uns annähern könne.

Ich nehme es daher gern als gewiß an, daß ein stärkeres Maß von körperlicher Geschlechtssympathie, das heiße Blut, den liebenden Affekten, so wie dem Sinn des Schönen, Edeln und Vollkommenen zuträglich seyn könne. Schon Claudian hat die Bemerkung gemacht, daß Verschnittene gemeiniglich den eigennützigsten Charakter zeigen; *) und meine eigene Erfahrung überzeugt mich, daß sie voller Neid und Eitelkeit sind. Ich läugne ferner nicht, daß galante Weiber viele Anlagen haben, schwärmerische Anhängerinnen an Vollkommenheit zu werden, und daß Liebhaber des physisch und immateriellen Schönen ohne große Disposition zur Ueppigkeit und Lüsternheit selten gefunden werden dürften.

Demungeachtet ist beydes keinesweges in dem Verhältnisse unmittelbarer Ursach zur Wirkung mit einander verbunden, und die Art der Befriedigung der körperlichen Geschlechtssympathie kann sehr oft die Anlage zu liebenden Affekten, und zum Sinn des Vollkommenen, Edeln und Schönen ganz zerstören.

Das heiße Blut führt, wie gesagt, auf eine hohe Anlage zur Reitzbarkeit überhaupt zurück. Eben so gut als diese zur feineren und stärkeren Empfindung der Wonne, der Liebe und der Beschauung hingeleitet werden kann, eben so gut kann sich die Selbstheit derselben bemeistern. Und dieß ist gewiß alsdann der Fall, wenn wir die körperliche Geschlechtssympathie, und besonders den unnennbaren Trieb, als eine bloß körperliche Wollust, oder gar als ein körperliches Bedürfniß betrachten, und als solche zu befriedigen streben. Liebe läßt sich ohne Vorstellung von etwas Immateriellen nicht denken.

*) Saevius in aurum aestuat incisa libido.

Liebe iſt eine Neigung für die Seele; denn ſie iſt das Streben nach der Ueberzeugung von dem Glück eines andern. Wer ſich alſo die Befriedigung der Geſchlechtsſympathie bloß als eine körperliche Wolluſt, als ein begünſtigtes körperliches Bedürfniß denkt, muß ſehr leicht die Perſon des andern, in deren Geſellſchaft ihm beydes gelingt, bloß als ein Mittel anſehen, ein eigennütziges Wohl für ſich herbeyzuführen, auf welches er zwar einen Werth, aber nur in ſo fern legt, als er das Mittel nutzen kann.

Sind wir nun erſt dahin gekommen, bey der auffallendſten und ſo leicht zur Liebe einladenden Verbindung mit andern Menſchen unſer einſeitiges körperliches Vergnügen zu beziehen; ſo wird dieſe Selbſtheit bey allen entfernteren Verhältniſſen mit andern Menſchen noch weit mehr die Leiterin unſerer Geſinnungen und Handlungen ſeyn. Wir ziehen uns dann ganz von andern Menſchen ab, wir concentrieren uns ganz in uns ſelbſt: und wenn noch etwas in uns übrig bleiben ſollte, das einem Herzen von fern ähnelte, ſo wäre es der Leichtſinn, mit dem wir, gleich unempfindlich gegen den Haß und die Liebe anderer, ihre Achtung und Beleidigungen mit Gleichgültigkeit anſehen. Dieß iſt gewiß der Fall in allen großen Städten, wo die Sitten ſehr verdorben ſind, und eine völlige Schamloſigkeit in dem Genuſſe der körperlichen Geſchlechtsſympathie zum allgemeinen Tone geworden iſt. Dieß iſt gewiß der Fall bey der größten Claſſe von Buhlerinnen und Wüſtlingen, und jenen ſo genannten Philoſophen unter beyden Geſchlechtern, welche die Befriedigung des unnennbaren Triebes wie die eines bloß körperlichen Appetits anſehen. Einzelne Ausnahmen, die man uns von der Gutherzigkeit und den Auf-

opferungen öffentlicher Freudenmädchen und ausschweifender Männer entgegenstellt, beweisen nichts. Man kann weder über den Grad ihrer Sittenlosigkeit zuverlässig urtheilen, noch genau bestimmen, ob nicht Eitelkeit, oder eine vorübergehende Aufwallung von Mitleid der Grund von Handlungen gewesen sey, welche zwar in ihren Folgen liebenden Gesinnungen ähnelten, aber für ihr wirkliches Daseyn nichts beweisen.

Wehe aber, wenn nun gar das heiße Blut dem Hochmuth und der Habsucht untergeordnet wird, und beyde zusammen befriedigt werden sollen! Denkt an jene Tartüffen und Prüden! denkt an manche Fürstin, welche die Befriedigung zügelloser Begierden mit dem Zwange der Etiquette zu vereinigen sucht! Da ihre Lage sich dauernden und zärtlichen Verbindungen mit dem andern Geschlechte gemeiniglich ganz widersetzt; so suchen sie nur diejenigen Freuden bey dem Manne auf, die der Augenblick ohne Aufsehn und weitere Folgen darbietet. Die Heftigkeit ihrer Begierden wird durch die Hindernisse, die sie finden, noch vermehrt; sie verwandelt sich in eine Wuth, die sie ganz auf Kosten des begehrten Gegenstandes befriedigen. Mehr als Einmahl hat das unglückliche Werkzeug ihrer einseitigen thierischen Freuden mit seinem Leben und mit seinem Glück die Spuren ihrer Schande bedecken müssen.

Eben so wenig beweiset das Daseyn des heißen Bluts unbedingt für die Anlage zum Gefühl des Vollkommenen, Edeln und Schönen. Bey einer schamlosen und sogar nur häufigen Befriedigung des unnennbaren Triebes geht die höhere Reitzbarkeit der Seelenkräfte überhaupt, so wie besonders der Phantasie, leicht verloren. Man darf sich hier nicht auf Wollüstlinge berufen, welche

gern auſſerordentliche Dinge ſehen und glauben. Dieß ſind eigentlich keine Begeiſterte und Schwärmer. Sie ſehen nur ſchlecht was man ihnen zeigt, und laſſen ſich gern berücken. Dennoch ſind alle Betrüger, welche übernatürliche Erſcheinungen hervorzubringen ſuchen, ſo ſehr bemüht, den Leichtgläubigen, welche ſie täuſchen wollen, Enthaltſamkeit auf einige Zeit vor der verſprochenen Erſcheinung zur Pflicht zu machen. Offenbar in keiner andern Abſicht, als um den Geiſt dieſer Schwachköpfe fähiger zu machen, nach dem Auſſerordentlichen und Seltenen zu ſtreben, und ſich die Bilder, die ihnen gezeigt werden, lebhafter darzuſtellen. Wahre Schwärmer, beſonders für Vollkommenheit, wird man ſelten unter ausſchweifenden Menſchen finden; gemeiniglich ſind es ſolche, die bey einer groſſen Reizbarkeit der Organiſation, — deren Folge gemeiniglich das heiße Blut iſt, — den unnennbaren Trieb bezwungen oder willkührlich in ſeiner Wirkſamkeit hemmen, und dadurch die Reizbarkeit der Seele erhöhen.

Der Sinn für Schönheit, es ſey der intellektuellen oder phyſiſchen Form, geht bey ſchamloſer Befriedigung der körperlichen Geſchlechtsſympathie gleichfalls leicht verloren. Aehnlich den Trunkenbolden, deren Gaumen am Ende von guten und ſchlechten Getränken auf gleiche Art gereizt wird, kommt auch der Schamloſe ſehr leicht dahin, das Gefällige und Ungefällige gleich anziehend zu finden, wenn es nur die gröbſten Triebe zu erwecken im Stande iſt. Es iſt eben ſo traurig als widerlich anzuſehen, wie eine laſcive Imagination oft durch die entfernteſten, ſchmutzigſten und ekelhafteſten Veranlaſſungen in förmliche Wuth der Begierden ausbricht.

Wenn man ſich dagegen auf Künſtler beruft, die bey wahrer Liederlichkeit einen feinen und ſtarken Sinn für das Schöne gehabt haben, ſo wird zuerſt das Talent der Ausführung und Nachahmung ſehr oft mit dem Sinne des Schönen, mit der Schöpfungsgabe und mit Geſchmack verwechſelt, wie dieß bey ſo manchem Niederländiſchen Künſtler der Fall iſt. Wo aber auch beydes zuſammen gegangen iſt, da muß erwogen werden, daß ſich der Beſchauungshang und die Schöpfungsgabe des Schönen lange vorher entwickelt, lange vorher in der Seele des Künſtlers gegründet hatten, ehe der Hang zur Ausſchweifung herrſchend wurde. Dieß war der Fall bey Raphael, Guido und andern. Hier konnte der Sinn des Schönen durch den Mißbrauch der körperlichen Geſchlechtsſympathie nicht mehr zerſtört werden.

Aus allem dieſen folgt ſo viel, daß das heiße Blut, als die gröſſere Anlage zur körperlichen Geſchlechtsſympathie betrachtet, bloß eine begleitende Folge der höheren Reizbarkeit unſerer Organiſation ſey; daß dieſe Reizbarkeit die liebende Diſpoſition unſers Weſens, das Herz, und die Diſpoſition zum Gefühl des Vollkommnen Edeln und Schönen, den Beſchauungshang befördere, daß ſie aber, wenn der körperlichen Geſchlechtsſympathie auf eine eigennützige Art, und ohne Mitwirkung der Seele gehuldigt wird, beyden ſehr gefährlich werden könne. Man darf daher dreiſt ſagen, daß manche Perſonen kalte Herzen und kalte Phantaſie bey heißem Blute haben; und dieß um ſo mehr, da ſehr oft die heftigen Begierden, beſonders nach Befriedigung des unnennbaren Triebes, Folgen der Angewöhnung zu einer gewiſſen Art von körperlicher Reizung zu ſeyn, und nicht einmahl von angeborner ſtärkerer Maße körperlicher Ge-

hlechtsſympathie herzurühren pflegen. Es iſt eine ge- iſſe Erfahrung, ſo ſonderbar ſie auch klingt, daß der nnennbare Trieb oft ohne wahre Lüſternheit, bloß als edürfniß ſich gewaltſam meldet. Es giebt daher viele Menſchen, die bey einem unwiderſtehlichen Hange zu usſchweifungen von aller liebenden Empfindung, und on aller Imagination entblößt ſind, ſo ſehr auch in ndern Fällen das heiße Blut, vorzüglich wenn es ange- oren iſt, und von Herz und Beſchauungshang geleitet ird, beyde unterſtützen mag.

Fünfter Excurs.

Werth der Geſchlechtsſympathie der Seele und be- ſonders des ſchwärmeriſchen Aneignungstriebes der Geiſter für Liebe und Beſchauungswonne am Voll- kommnen, Edeln und Schönen.

Es iſt beynahe unbegreiflich, es giebt Menſchen, s giebt ganze Nationen, die ſich ſehr leicht für alles Neue, Seltene, Außerordentliche begeiſtern, ſich mit Schwärmerey gewiſſe Bilder von erträumter Vollkom- nenheit aneignen, und dabey von allen liebenden Em- pfindungen, ja von allem Begriff des wahrhaft Voll- ommenen, und von allem wahren Geſchmack entblößt u ſeyn ſcheinen. Schreckliche Egoiſten, jämmerliche Schöpfer in den Künſten bey der glühendſten Phantaſie! Woher das? Warum das?

Daher, darum, weil die Geſchlechtsſympathie der Seele nichts für Liebe, Vollkommenheits- und Edelſinn und den Sinn des Schönen beweiſet.

Liebe iſt allemahl wonnevolles Streben nach der Ueberzeugung, daß ein anderer ſich glücklich fühle. Es kann alſo zuerſt die Ueppigkeit der Seele, als der unterſte Grad ihrer Geſchlechtsſympathie, jener Trieb nach Häuslichkeit, nach Befriedigung der Eitelkeit, nach Stolz auf den Beſitz der Perſon, u. ſ. w. erregt ſeyn, ohne Liebe zu erwecken. Der Menſch, deſſen Seele wir aus ſolchen Gründen uns anzueignen ſtreben, wird bloß als ein Mittel betrachtet, uns dieſe Art von Genuß zu bereiten; mithin genießen wir ganz eigennützig und unbekümmert um ſein Wohl, die Gewährung unſers Häuslichkeitstriebes, unſerer Eitelkeit, unſers Stolzes. Darum iſt die Galanterie vielleicht nirgends höher getrieben, als in den ſüdlichen Theilen von Europa, und nirgends weniger Liebe anzutreffen geweſen.

Aus eben dieſem Grunde kann auch die höhere Stufe der Geſchlechtsſympathie, die Wirkſamkeit des ſchwärmeriſchen Aneignungs- und Verwandlungstriebes der Geiſter nicht für Liebe gelten. Dieß iſt oben bereits gezeigt worden. Das Bild in unſerer Seele iſt keines Bewußtſeyns ſeines Glücks fähig: nur das empfindende Weſen, das den Stoff zu dem Bilde hergiebt, kann von uns als ſelbſtändig glücklich erkannt werden. Vergeſſen wir nun über jenem Bilde dieß empfindende Original; ſo ſind wir aller Liebe zu dieſem unfähig, ſo ſind wir im Stande, die größten Grauſamkeiten gegen das letzte auszuüben, bloß um das erſte in ſeiner phantaſtiſchen Conſiſtenz zu erhalten. So verfuhren die Athenienſer mit dem Vaterlande und mit der Freyheit. Sie empfanden Wonne an dem Bilde, und mordeten, unterjochten die Mitbürger und ihre wahre Freyheit. Die neuern Franzoſen unter Robespierre machten es nicht beſſer.

Dieſer begeiſterte Aneignungs- und Selbſtverwandlungstrieb iſt auch noch weit von Vollkommenheitsſinn, Edel- und Schönheitsſinn, von Genie und von Geſchmack verſchieden. Denn jene Triebe ſeyen weiter nichts zum Voraus, als die Gabe, ſich ein gewiſſes Bild, dem wir einen für uns ſchätzungswerthen Vorzug, oder eine dunkel empfundene Vollkommenheit beylegen, lebhaft aneignen zu können.

Dieß Bild kann aber, wenn es auf Begriffe von Wahrheit und Zweckmäßigkeit reduciert wird, nichts an ſich tragen, was unſern Enthuſiasmus rechtfertigt. Ein dunkler Schatten, den wir nur ſehr lebhaft auf unſere Lieblingstriebe beziehen, und der uns in einer zur Prüfung unfähigen Minute überraſcht, reicht oft hin, unſere Phantaſie völlig einzunehmen. Auch brauchen wir dabey unſere ſchaffende Einbildungskraft in keine große Unkoſten zu ſetzen. Die Bilder können uns ganz fertig geliefert werden. Je weniger klar ſie geliefert werden, je weniger ſie die Prüfung des Verſtandes und der Vernunft aushalten, um deſto ſtärker pflegen ſie auf uns zu wirken. Daher die Erfahrung, daß Begeiſterte, Schwärmer und Wahnſinnige oft elende Erfinder, genielarme Dichter und Künſtler, und geſchmackloſe Liebhaber des Schönen ſeyn können.

Demungeachtet enthält die ſtärkere Anlage zur Geſchlechtsſympathie der Seele, jene feinere Ueppigkeit, jene höhere Zärtlichkeit, unſtreitig eine ſehr glückliche Diſpoſition zu liebenden Affekten, und zu Wonnegefühlen des Vollkommenen, Edeln und Schönen, wenn Herz und richtiger Anſchauungsſinn damit verbunden ſind. Schwerlich wird man ſich eine liebende Seele denken können, die nicht hohen Werth auf Häuslichkeit, auf übrige

Eitelkeit und Stolz des Beſitzes der Perſon ſetzt, und nicht zuweilen die geheime Ahndung und den Wunſch fühlt, ſich den Geiſt eines andern ganz aneignen zu können. Schwerlich iſt je etwas Edles und Schönes gethan und geſchaffen, ohne jene Ueppigkeit der Seele, die ſich genau mit der Vorſtellung ihres Gegenſtandes verbindet, dieſen gleichſam häuslich mit ſich vereinigt, und ſich durch deſſen Beſitz ausgezeichnet fühlt. Schwerlich ſind je hohe Aufopferungen für Vollkommenheit, Adel und Schönheit dargebracht worden ohne Begeiſterung, welche dieſe Anſchauungen zum lebhafteſten Bilde der Phantaſie hebt; ohne Enthuſiasmus, welcher die Eigenſchaften dieſes Bildes mit dem Lieblingsbilde von unſerm Selbſt zu vereinigen ſucht; endlich ohne jenen ſchwärmeriſchen Aneignungs- und Verwandlungstrieb, der ſogar den ganzen Geiſt, das ganze Weſen dieſes Bildes in ſein Selbſtbewußtſeyn aufzunehmen ſtrebt.

Das ſtärkere Maß der Geſchlechtsſympathie der Seele iſt folglich eine glückliche Anlage, der ſich die Liebe, der ſich der Beſchauungshang, zur Beförderung ihrer Triebe mit Vortheil bemeiſtern können; es kann aber auch eben ſo gut dem Eigennutz fröhnen müſſen. Es befördert oft die Erfindungskraft, das Genie, den Scharfſinn, den Geſchmack; aber es iſt auch eben ſo oft der Antheil der Schwachköpfe und der Stümper in allen Fächern.

Neuntes Buch.

Genie, Talent, günstige Verhältnisse zur edeln und schönen Liebe.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Ich habe es schon gesagt, die Liebe kann als eine edlere, gesellige Fertigkeit, als eine schöne Kunst betrachtet werden, deren Werk an der Person erscheint, die sich mit einer andern zärtlich verbindet. Dieß Paar liebender Menschen kann seinem innern Gehalte nach ein ästhetisch schönes Ganze darstellen, und durch beydes das Bild einer absoluten Vollkommenheit erwecken.

Es ist höchster Grundsatz für alle Fertigkeiten und für alle Künste, die für den Beschauungsbang arbeiten, Bilder der Vollkommenheit darzustellen, die auf den Geist und auf den Instinkt zugleich wirken, und sogar in der genauesten Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft stehen. Solche Werke, solche Schöpfungen sind dann gewiß fähig, bey der Beschauung zu rühren, und das Ge-

ſchmackeurtheil, das wir darüber fällen, hat mehr Anſpruch auf Allgemeingültigkeit, als jedes andere.

Das gegenwärtige und die drey folgenden Bücher dieſes Werks ſind dazu beſtimmt, jenen oberſten Grundſatz auf die zärtliche Verbindung zwiſchen beyden Geſchlechtern anzuwenden, und ein Ideal von Vollkommenheit der Liebe darzuſtellen, das zum Vorbilde ferner Nacheiferung dienen kann.

Ihr, die ihr mich leſet, verfehlt nicht den Geſichtspunkt, aus dem ihr mich beurtheilen müßt! Ich bin Lehrer einer Theorie, deren Grundſätze nur bey ſeltenen Menſchen und unter ſeltenen Verhältniſſen ihre Anwendung finden können.

Nie kann ich darauf rechnen, daß die Maxime, die ich vortrage, in ihrem ganzen Umfange werde befolgt werden. Nie kann ich hoffen, daß das Ideal, welches ich aufſtelle, in ſeiner ganzen Höhe werde erreicht werden. Nein, das kann ich nicht, ſo wenig als der Theoriſt in irgend einer edleren und ſchöneren Fertigkeit, von dem Lehrer in den nachbildenden Künſten an, bis zu demjenigen hinauf, der die Grundſätze der vollkommenſten Staatskunſt oder des höchſten Verdienſtes in jeder Tugend vorträgt. Demungeachtet ſind ihre Grundſätze und die meinigen nicht unbrauchbar; demungeachtet ſind unſere Ideale nicht Chimären.

Allemahl iſt die Abſicht ſolcher Theorien dahin gerichtet, ein Ideal aufzuſtellen, wornach das wirkliche Produkt ſeltener Menſchen an Geſinnungen, Handlungen und Werken beurtheilt werden ſoll. Jemehr ſich das Produkt dem Ideale nähert, um deſto mehr erhält es Anſpruch auf Vollkommenheit. Dann aber ſollen ſolche Theorien auch Maximen feſtſetzen, bey deren Kenntniß

und Befolgung die Annäherung an Vollkommenheit eher zu erwarten steht, als bey deren Unkunde und Vernachlässigung.

Denkt euch, daß ein Cato, ein Aristides, ein Sülly, ein Richelieu, ein Homer, ein Raphael auftreten, daß sie ihr offenherziges Bekenntniß darüber ablegen könnten, ob sie nach Beendigung einer Situation, worin sich der Adel ihres Geistes entfaltet hat, oder nach Vollendung eines Geschäfts, eines Meisterwerks, wobey sich ihr Genie thätig bewiesen hat, sich nicht immer bewußt geblieben sind, daß, ohne übermenschliche Kräfte und Verhältnisse vorauszusetzen, sie dennoch in ihren Producten an Gesinnungen, Handlungen und Werken, dem Bilde von Vollkommenheit das in ihrem Kopfe schwebte, näher hätten treten können? Wer kann daran zweifeln! Mangel an Aufmerksamkeit, an Stetigkeit, an Gegenwart des Geistes; Ungleichheiten in der Wirksamkeit derjenigen Kräfte, deren Gebrauch von der Gewalt über uns selbst abhängt, wird sich der edelste, der fähigste, der fertigste Mensch immer vorzuwerfen haben.

Hier geht nun der Aesthetiker von dem bloßen empirischen Critiker ab. Jener stellt das Bild der Vollkommenheit dar, welches jenen großen Genien vorschwebte, und das sie als abhängend von der Willkühr des Menschen geahndet haben. Er entwickelt und stellt es dar, nach Begriffen von demjenigen, was er selbst für möglich hält, wenn die Menschen diejenigen Kräfte, die ihnen zu Gebote stehen, mit anhaltender Aufmerksamkeit anwenden wollten. Der empirische Critiker hingegen sieht die Vollkommenheit nur in demjenigen, was bereits geleistet ist, und spannt seine Forderungen nicht höher, als er weiß, daß sie bereits erfüllt sind.

Ich kann unmöglich diese letzte Verfahrungsart billigen. Sie verführt den Lehrer sehr leicht Unvollkommenheiten und Mängel mit Vorzügen zu verwechseln. Sie ladet den Schüler, vermöge der natürlichen Lässigkeit des menschlichen Geistes ein, sich bereits durch Annäherung an jene mangelhaften Muster für vollkommen zu halten. Gewiß, derjenige, der eine Theorie edler Fertigkeiten und schöner Künste schreibt, muß die Fähigkeiten des Menschen und seine Verhältnisse genau kennen; er muß wissen, was von unserer Willkühr abhängig ist oder nicht; aber nie darf er bloß darauf Rücksicht nehmen, was die bisherigen Erfahrungen als wirklich geschehen liefern. Er muß dem menschlichen Genie das weiteste Ziel vorstecken, was nur in seinen Grenzen liegen kann. Dann wird sich der Aesthetiker noch immer von dem Dichter unterscheiden, der aus der wirklichen Welt völlig herausgeht, und den Menschen, mit idealischen Kräften versehen, unter eben so idealischen Verhältnissen darstellt. Er steht zwischen diesem und dem Moralisten in der Mitte.

Der Moralist setzt gewöhnliche Fähigkeiten, gewöhnliche Verhältnisse zum Voraus: er verlangt von dem Menschen nur diejenige Anwendung des Verstandes und der Vernunft, die jene zulassen, und dieß bestimmt die Regeln die er vorschreibt; er schreibt sie allen vor. Der Aesthetiker rechnet auf seltene Menschen und seltene Verhältnisse; er wendet die Gesetze des Verstandes und der Vernunft nur auf diese an, und bestimmt nur für diese Regeln.

Derjenige, der edel liebt, sagt der Dichter, bewundert in einem schönen Antlitze die glückliche Nachahmung der unkörperlichen Schönheit, das Urbild, nach welchem

es gebildet wurde. Edel lieben, sagt der Aesthetiker, heißt dem Geliebten durch Ausbildung seines Sinnes für Vollkommenheit, Adel und Schönheit das dauerndste, sicherste und höchste Gut zuführen, dessen der Mensch hienieden fähig ist. Lieben, sagt der Moralist, heißt das Glück des Geliebten befördern, ohne die Pflichten zu beleidigen, die wir Gott, uns selbst und unsern Mitmenschen schuldig sind. Dieß letzte kann von allen gefordert werden; das mittelste von wenigen; das erste von niemanden.

Die Ideale des Dichters können gar nicht nach den Gesetzen der Wahrheit und Zweckmäßigkeit, wie diese in der wirklichen Welt anwendbar sind, geprüft werden; sein Gebiet und sein Gerichtshof liegen innerhalb den Grenzen der Imagination. Die Ideale des Aesthetikers dürfen mit den Gesetzen der Wahrheit und der Zweckmäßigkeit, wie sie in der wirklichen Welt zur Anwendung kommen, nicht im Widerspruche stehen; nur muß diese wirkliche Welt auf den Haufen seltener Menschen, unter nicht gewöhnlichern Verhältnissen, eingeschränkt werden. Seine Grundsätze, seine Vorbilder können dann auch dem Moralisten in die Hände arbeiten, und dem gewöhnlichen Menschen nützlich werden. Beyde nehmen Verstandes- und Vernunftmäßigkeit zum Leitfaden an. Jener sucht sie nur in ihrer höchsten Vollständigkeit und Vortrefflichkeit zu erreichen; dieser läßt sich an Befriedigung der Nothdurft genügen. Inzwischen ist niemand, der sittliches Gefühl hat, gegen die Wonne an Vollkommenheit gefühllos. Er ahndet sie anfänglich unter dunkeln Bildern, bald klären sich diese Bilder mehr vor ihm auf, der Trieb nach Veredlung und Verschönerung erwacht, und wenn es ihm beym Mangel an

Fähigkeiten, und unter ungünstigen Verhältnissen gleich nicht verzönnt seyn sollte, ein edles und schönes Ganze hervorzubringen, so wird er doch einzelne Theile an sich und seinen Werken zu erhöhen und zu schmücken wissen.

Ich werde jetzt vorläufig zu zeigen suchen, welche Fähigkeiten bey dem Menschen, der sich zur Vollkommenheit in der Geschlechtsliebe zu heben sucht, vorausgesetzt werden müssen. Der Mann ist derjenige, der zuerst nach Vereinigung strebt. Von ihm ist zuerst die Rede. Da aber seine liebende Person nicht gedacht werden kann, ohne in Verbindung mit demjenigen Menschen von verschiedenem Geschlechte, mit dem er seine Natur, oder gar sein Wesen zusammenzusetzen strebt; so muß zugleich von der Wahl des geliebten Weibes geredet werden.

Endlich werde ich noch die Umstände berühren, unter denen man sich die liebende Person als handelnd denken muß; die Scene, wo sie am vortheilhaftesten auftritt.

Zweytes Kapitel.

Die erste Anlage zur edeln und schönen Liebe ist ein Herz in allen Bedeutungen.

Ist dein Wesen reitzbar, reitzbar besonders zur Wonne, so hast du schon eine Anlage zur Liebe. Derjenige, den nicht leicht etwas rührt, oder der nur durch die Befriedigung eines Bedürfnisses zur Lust des Genügens gereitzt werden mag, der ist unfähig zu lieben.

Fühlst du leicht Mitleiden mit anderer Unglück, magst du gern mit andern Menschen zusammen seyn,

verträgst du dich gern mit ihnen, unterhälst dich gern mit ihren Freunden, eignest dir leicht ihren Frohsinn an, so hast du Sympathie! Ohne diese kannst du nicht lieben.

Liebst du die Freuden der Häuslichkeit, bist du eitel auf den Beyfall des zärteren Geschlechts, fühlst du Stolz auf den Besitz eines Herzens, bist du fähig dich zu begeistern, nach Aneignung eines fremden Geistes schwärmerisch zu streben; bist du überhaupt der Ueppigkeit und Lüsternheit der Seele und des Körpers sehr ausgesetzt; so hast du Geschlechtssympathie, und mit ihr eine Anlage mehr, um zu lieben.

Aber wie wenig Anspruch geben dir diese Eigenschaften auf den Charakter einer wahrhaft liebenden Seele!

Du, der du stolz sagst: ich bin der liebendste der Menschen, komm her, und höre, was die liebende Seele thut.

Sie handelt nicht, sie treibt keinen Tausch mit Wohlwollen und Gutthaten. Ihre höchste Belohnung ist das Bewußtseyn zu beglücken. Sie erwartet keine Wiedergabe von Gefälligkeiten um gefällig zu seyn. Sie mißt nicht die Schritte ab, mit denen sie dem Menschen entgegengeht. Vernachlässigt, betrogen von einzelnen Menschen, wird sie nicht aufgefordert, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Verkannt, sucht sie in ihrem Betragen zuerst die Ursach davon auf. Hört sie einen andern neben sich loben, so freuet sie sich des lobenswürdigen Menschen, zürnt nur auf sich selbst, dem Gepriesenen nicht gleich zu seyn, und verdoppelt ihre Bemühungen, es zu werden. Jede Ahndung von dem, was anderer Wohl bereiten kann, ist für sie Gesetz; sie verbindet, ohne daß man es erwartet, und bereitet Genuß, ohne zum

Dank zu verpflichten. Bey Zwiſten will die liebende Seele gern das Unrecht auf ſich nehmen, welches ſie wieder gut machen kann; ſie ſucht die Verſtändigung mit dem Beleidiger nicht auf, um ihn ſeines Unrechts zu überführen, ſondern um ihn minder ſchuldlos zu finden. Wenn ſie belehrt, wie weiß ſie dem Belehrten das Gefühl ihrer Superiorität zu erſparen! Wenn ſie beſtrafen muß, wie weiß ſie den Beſtraften durch das Gefühl, daß ſein Wohl es erheiſcht, zu ſchonen! O du! der du über ungerechte Verkennung deines Herzens klagſt, frage dich erſt, ob du dich dem Ideale eines ſolchen Charakters von fern gleich ſtellen darfſt, zu dem die Möglichkeit gewiß in eines jeden Gefühle, und ein annäherndes Vorbild in dem Erfahrungskreiſe eines jeden Menſchen liegt.

Fühlſt du nun ſolche Anlagen in dir, ſo macht deine einzelne Perſon ein edles und ſchönes menſchenliebendes Ganze aus. Willſt du aber, daß dein Weſen in der Vereinigung mit einem andern beſtimmten Menſchen, als eine zuſammengeſetzte, gepaarte Perſon, ein ſchönes und edles Ganze ausmachen ſolle; ſo mußt du auch Anlagen zur Zärtlichkeit haben. Du mußt dich ſtark und dauernd an die einzelne Perſon hängen können; du mußt ein Herz haben, im engſten Sinne des Worts.

Ich habe im erſten Theil dieſes Werks geſagt, daß die ſtärkſte Anhänglichkeit oft nichts für allgemeine Menſchenliebe beweiſet. Und das iſt wahr! Aber wenn dieſe Anhänglichkeit zärtlich iſt, ſo iſt die Anlage an der Beförderung des fremden Glücks Wonne zu empfinden, vorhanden, und dieſe wird dann leicht weiter ausgebildet. Ich habe Menſchen gekannt, bey denen jene allgemeine Menſchenliebe urſprünglich wenig rege war, die aber von früher Jugend an das Bedürfniß fühlten, ſich zärtlich an

die einzelne Perſon zu hängen. Sie empfanden es in Jahren, worin andere an Spielen und rauſchenden Vergnügungen Gefallen tragen. Sie empfanden es in Jahren, worin andere nur Ruhe und Bequemlichkeit ſuchen. Ihr Herz, gewohnt ſich für den einzelnen Menſchen aufzuopfern, ſein Wohl über das ihrige zu ſetzen, dehnte ſich nach und nach über mehrere aus. Allgemeine Menſchenliebe trat der Zärtlichkeit zur Seite, trat zuletzt an ihre Stelle, und hielt ſie für die Verſagung, welche die erſte erfuhr, einigermaßen ſchadlos.

Drittes Kapitel.

Die zweyte Forderung iſt äſthetiſcher Sinn.

Unter denjenigen, welche ſehen, giebt es dennoch viele, denen die Wolluſt des Anblicks fremd iſt. Sie wiſſen wenig von der angenehmen Reitzung, welche die Geſtalt, die Farben, die Lichter auf die Sehnerven hervorbringen. Ihre Nerven ſind, wie ein berühmter Arzt ſagt, wie Stricke. Gemeiniglich ſteht mit dieſer Grobheit ihres äußern Sehorgans die Beſchaffenheit ihres innern Anſchauungsſinnes in dem genaueſten Verhältniſſe. Menſchen dieſer Art haben nicht einmahl Gefühl für das gemeine Schöne. Alle Bilder, die ſich ihnen darſtellen, müſſen, um ihnen wohlgefällig zu ſeyn, erſt auf etwas Subſtanzielles an ihnen bezogen werden. Das Licht der Sonne rührt ſie, weil es ſie erleuchtet und erwärmt; der Glanz des Goldes, weil er ſie an Reichthum erinnert. Sie kennen keine Wolluſt als diejenige, welche der Gaumen oder die Taſtungsorgane genießen, und das

Auge muß ſich erſt an die Stelle dieſer Organe ſetzen, wenn ſie das Sichtbare angenehm finden ſollen.

Inzwiſchen machen Menſchen dieſer Art doch nur Ausnahmen aus. Der Sinn für das gemeine Schöne iſt ziemlich gewöhnlich. Aber der Sinn für das äſthetiſch Schöne iſt deſto Seltener.

Der Mangel an Intereſſe für innere Wahrheit und Tüchtigkeit iſt unter dem vornehmen und geringen Pöbel ſehr gemein, und erſtreckt ſich auf alle ſeine Verhältniſſe. Ein guter Menſch iſt für ihn derjenige, der, uneingedenk ſeiner wahren Beſtimmung, nur unſchädlich iſt; ein Meiſterſtück der Kunſt iſt für ihn jede Erfindung, die ihn unterhält. Diejenigen unter dieſem Pöbel, die ſich durch Kenntniſſe auszeichnen wollen, thun es nur, um ihre Neugier, ihren Stolz, ihren Unterhaltungstrieb zu befriedigen. Die Freude wird ihnen verdorben, wenn die Kenntniß leicht zu erhalten iſt, oder wenn ihr Scharfſinn nicht dadurch ausgezeichnet wird. Darum ſtoßen ſie die Mittel zur Aufklärung, die ihnen nahe liegen, von ſich, und ſuchen das Fernliegende auf. Wie kann derjenige, der nicht unmittelbar an der Uebereinſtimmung eines Gegenſtandes mit den Geſetzen der Vernunft und des Verſtandes Gefallen findet; der ſich nicht freuet, ein Ding wahr und tüchtig an ſich ſelbſt zu finden; der immer erſt fragen muß, wozu er es brauchen könne, ehe er ſich zum Wohlgefallen daran beſtimmt; wie kann ein ſolcher Menſch, frage ich, dieſe Verſtandes- und Vernunftmäßigkeit ſogar im Bilde mit Vergnügen anſchauen? Wie kann er an der höheren Ausfüllung dieſer Geſetze, an Vollſtändigkeit, Vortrefflichkeit, Vollkommenheit, Wonne hegen? Wie wird er ſogar dieſe Geſetze auf das bloße Aeußere der Dinge, auf ihre Formen anwenden? Wie

wird er ſich bis zum Begriff und zum Genuß der Schönheit erheben? Und wie wird endlich ſein Geſchmack hinreichend geläutert werden können, um nicht das Scheinedle mit dem wahren Edeln, das conventionelle Schöne mit dem allgemeingültigen Schönen zu verwechſeln?

Nirgends ſind dieſe Verirrungen leichter, als in der Liebe. Von jeher hat man die abſurdeſten Anſtrengungen, die abenteuerlichſten Aufopferungen, die ſinnloſeſten Formalitäten, wobey nichts als Stolz und Eitelkeit zum Grunde lag, für edle und ſchöne Liebe gehalten. Noch jetzt zieht man häufig den Prunk gothiſcher Galanterie, und die träumende Schwärmerey eines Petrarca der wahrhaft edeln und ſchönen Liebe eines Socrates vor.

O du, der du edle und ſchöne Liebe genießen willſt, fange früh an, dein Herz und deinen Geſchmack zu bilden! Lange, ehe du hoffen darfſt, die Liebe in ihrer Vollkommenheit zu erkennen, lerne die ſittliche Würde des einzelnen Menſchen achten, und die Werke ſeines Genies und der Natur nach den Geſetzen der Wahrheit und Zweckmäßigkeit prüfen! Laß dich nicht von denjenigen verführen, welche behaupten, die Schönheit könne nicht auf Begriffe zurückgeführt werden. Das kann ſie, das muß ſie, wenn ſie wahren Anſpruch darauf haben ſoll, dir zu gefallen. Freylich, im Augenblicke des Genuſſes wirſt du dieſe Prüfung nicht anſtellen, aber hinterher wirſt du deinen Geſchmack vor dir ſelbſt rechtfertigen können. Angewöhnt zu einer fertigen Anwendung der Geſetze deines Verſtandes und deiner Vernunft, wirſt du bald deinen Beſchauungshang dergeſtalt bilden, daß das Unbeſtimmte, Unzuſammenhängende, Schlechtgeordnete, Unangemeſſene, ſelbſt im Bilde, dich nicht zur

Wonne, ſondern zum Widerwillen reizen wird. Sieh, es giebt wohlerzogene Menſchen, deren jungfräulicher Geſchmack auch ohne beſondere Anleitung zur Kenntniß dieſer oder jener ſchönen Kunſt, in jeder das wahre Schöne von dem Häßlichen, was die Mode in Schutz nimmt, unterſcheidet! So hängt unſer höherer und niederer Anſchauungsſinn von unſerm Verſtande und unſerer Vernunft ab, wenn wir gleich in dem Augenblicke der Beſchauungswonne uns ihrer Leitung nicht bewußt ſind. Der Mann von geprüftem Edelſinn, der Mann von gebildetem Geſchmack kann nur dasjenige auf die Länge edel und ſchön finden, was in ſeinem Innern und Aeußeren mit den Geſetzen der Vernunft und des Verſtandes übereinſtimmt.

Viertes Kapitel.

Talent und ſchaffender Genius.

Herz und äſthetiſcher Sinn ſind zureichend, um Adel und Schönheit der Liebe in andern zu empfinden und zu würdigen. Aber um ſie an uns ſelbſt zu zeigen, dazu bedarf es eines ſchaffenden Genius, oder mindeſtens des Talents.

Talent ſetzt die Gabe zum Voraus, die Verhältniſſe errrobter Erfahrungen zu neuen Aufgaben leicht zu faſſen; es ſetzt Anlagen unſerer Kräfte zum Voraus, die Richtung, die wir ihnen haben geben wollen, nach einiger Aufmerkſamkeit und Uebung inſtinktmäßig oder mechaniſch zu befolgen: es ſetzt endlich, wenn es eine höhere Stufe erreicht, Scharfſinn und Erfindungskraft genug zum Voraus, um durch Combinationen der gegebenen

Vorſchriften mit eigenen Ideen auf neue Anſichten zu gerathen.

Ein Mann von Talent in der edleren und ſchöneren Liebe wird leicht die Grundſätze auffaſſen, die in früheren Muſtern liegen; er wird ſie leicht auf ſeine Lage anwenden, er wird bald zur Fertigkeit in ihrer Befolgung gelangen, und zuweilen ſein Produkt mit Zügen ſchmücken, die von den frühern Vorbildern nicht entlehnt, ſondern in ihrem Geiſte gedacht und hervorgebracht ſind.

Wer aber ſchaffenden Genius in ſeinem Buſen trägt, der nimmt aus ſich ſelbſt den Begriff und die Grundſätze edler und ſchöner Liebe; er bedarf keiner Muſter, wenig Vorbereitung, wenig Uebung; er ſtellt ſein Produkt als ein neues, vorher unerhörtes Weſen dar, und wenn er der Wahrheit und Zweckmäßigkeit getreu bleibt, ſo zaubert er Meiſterſtücke hervor, die dem künftigen Talente wieder zu Muſtern der Nachahmung, und zu Quellen anſteckender Begeiſterung dienen.

Plato war ein Genie in der Liebe, Petrarca ein Talent.

Fünftes Kapitel.

Energie des Charakters, Feſtigkeit, Selbſtändigkeit, Reife des Alters.

Der Mann, der ſich auf eine kurze Zeit ſtark anhängen, ſich ganz hingeben kann, aber bald, des Verhältniſſes überdrüßig, zu neuen Verbindungen, oder zum Zuſtande der Gleichgültigkeit hineilt: der Mann, der einer kleinlichen Citelkeit huldigt, oder in träumenden Schwärmereyen ſein Leben hinempfindelt, ein ſolcher

Mann wird nie die Liebe an ſeiner Perſon zur Vollkommenheit heben!

Ueberhaupt kann der Mann, von dem es ſich vorausſetzen läßt, daß er in der engeren Verbindung, der er nachſtrebt, die Rolle des Weibes ſpielen, und ſich von der Gattin führen und leiten laſſen werde, nie das Gefühl des Adels und der Schönheit durch ſeine liebende Perſon erwecken. Es wird ein Mangel an innerm und äußerm Wohlverhältniſſe, ein Mangel an Wahrheit und Tüchtigkeit dieſem Gefühle ſtets entgegen ſtehen.

Der Mann muß Führer, muß Stütze des Weibes ſeyn: ſo iſt der Begriff ihres Verhältniſſes in der Natur, ſo iſt er in unſern bürgerlichen und geſelligen Einrichtungen gegründet. Das Frauenzimmer kann nie ſo vollſtändig und ſo vortrefflich Mann ſeyn, als die Mannsperſon, die dem Charakter des ſtärkeren Geſchlechts getreu bleibt. Dieſe kann nie ſo vollkommen Weib ſeyn. Wenn beyde daher ihre Rollen tauſchen, ſo entſteht dadurch ein Mangel an innerm Zuſammenhange, an Beſtimmtheit und Ordnung. Aber auch der Begriff des Angemeſſenen, Schicklichen, in Beziehung auf die äußern Verhältniſſe, wird dadurch geſtört. Das Frauenzimmer, das hier Mann wird, kann der zuſammengeſetzten Perſon, dem Paare, nie diejenige Achtung bey der bürgerlichen und örtlichen Geſellſchaft ſichern, die einen Theil ihrer Würde ausmacht. Die Mannsperſon wird verachtet, die ſich von dem Mannweibe auf den Schultern tragen läßt; mithin iſt es nicht die liebende, die zuſammengeſetzte Perſon, die das Intereſſe auf ſich zieht, ſondern nur die eine Hälfte derſelben, die ſich für das Publikum von der andern iſoliert.

Es iſt kaum zu erwarten, daß der Jüngling diejenige Feſtigkeit des Charakters beſitzen könne, die zur Gründung des männlichen Weſens in der vereinigten Perſon erfordert wird. Nur der reife Mann ſcheint wahren Anſpruch auf eine Liebe machen zu können, welche die Forderungen der Vollkommenheit ausfüllt.

Mir iſt es lächerlich, wenn man Jünglingen, die kaum das Knabenalter verlaſſen haben, einen Anſpruch auf edle Liebe einräumen will. Wenigſtens wird dann das Wort in einem ſehr laxen Sinne genommen.

Sechſtes Kapitel.

Körperliche Schönheit.

Verbindungen zwiſchen Perſonen, die dem Körper nach häßlich oder indifferent ſind, können ſehr achtungswerth, ſehr edel, ja, in ſo fern wir bloß auf den Ausdruck der Seelenvereinigung Rückſicht nehmen, von einer gewiſſen Seite ſchön ſeyn. Aber nie wird man ſie als Vollkommenheit einer eben ſo wohl aus Körpern als Seelen zuſammengeſetzten Perſon mit Wonne anſchauen können.

Alle Romandichter, die uns vollkommene Liebe dargeſtellt haben, haben die Liebenden ſchön von Körper dargeſtellt, und das mit Recht.

Wir denken uns die liebende Perſon als ein aus zwey Körpern und aus zwey Seelen zuſammengeſetztes Ganze. Iſt uns dieß gegenwärtig, oder erſcheint es uns in einem körperlichen Bilde; wie läßt ſich die Aufmerkſamkeit allein auf das Geiſtige der Vereinigung richten? Es iſt allemahl ein Mißverſtändniß zwiſchen den Theilen,

welche das Ganze ausmachen, der eine Menſch mag einzeln, oder die Verbündeten mögen beyde häßlich am Körper ſeyn. Selbſt in dem Falle, wenn die körperlichen Formen beyder Menſchen, oder die Formen des einen nur indifferent ſind, findet keine Vollkommenheit Statt. Hier genießen wir nur des Vortheils, daß, da unſer Sinn für körperliche Schönheit nicht geradezu beleidigt wird, auch unſer Sinn für das Geiſtige weniger in ſeinem Genuſſe geſtört werde.

Körperliche Schönheit im hohen Grade, ſelbſt an dem Manne, gehört daher zum Ideal vollkommener Liebe. Ein Apollo an der Hand einer Venus; — welch ein Bild! Aber die äußerſte Seltenheit einer ſolchen Erſcheinung macht uns ſchon nachſichtiger, und wir werden bereits zufrieden ſeyn, wenn der Körper des Mannes nur in einem ſolchen Wohlverhältniſſe zu dem Körper des Weibes ſteht, daß beyde zuſammengeſtellt, ſich als ein ſchön gruppiertes Paar im liebenden Ausdrucke denken laſſen. Die Zärtlichkeit der weiblichen Formen muß durch die Verbindung mit der Stärke der männlichen ohne grellen Kontraſt gehoben werden, und dieſe letzte als ein angemeſſener Theil der ſchönen Gruppe erſcheinen.

Ein ſolches Wohlverhältniß wird man da finden, wo der Bau und die Bildung des männlichen Körpers den Ausdruck einer hohen und doch zugleich zärtlichen Seele unterſtützt, wo die Größe und das Beſtimmte der Formen nicht allein mit dem Begriffe des ſtärkern Geſchlechts übereinſtimmen, ſondern auch mit der Figur des Weibes, das mit dem Manne zuſammengeſtellt wird, harmonieren: wo endlich die Unvollkommenheiten, die allenfalls der Figur in Ruhe Abbruch thun würden, in

der Bewegung, welche liebende Geberden begleiten, verschwinden oder übersehen werden. Körpern dieser Art gestattet man es schon, daß sie der Geliebten gefallen; man denkt sie sich in Verbindung mit dem ihrigen, als anpassende Theile eines schönen Ganzen, wenn sie gleich, einzeln betrachtet, in Ruhe versetzt, und des liebenden Ausdrucks entblößt, für keine Schönheiten gelten könnten. Es sind wohlgruppierende Körper; Körper, die sich an der Seite des weiblichen, und mit ihm verschlungen, wohl ausnehmen, und dem Beschauungshange Wonne gewähren können.

Siebentes Kapitel.

Traurige Folgen der Liebe zu einem unwürdigen Gegenstande.

Ihr, die ihr begabt mit allen Eigenschaften zur edeln und schönen Liebe, alle ihre Süßigkeiten, alle ihre seligen Folgen zu genießen geschickt seyd! Hütet euch, betet, daß Unvorsichtigkeit oder Schicksal euch nicht in die Netze eines unwürdigen Gegenstandes verstricke! Wißt, das Verhältniß, das euch bey glücklicher Wahl zu Göttern heben kann, mag durch ein unglückliches Loos euch zu Teufeln verkehren, oder euch zum Pflanzenleben erniedrigen! Wehe dem, zu dessen Marter ein herrschsüchtiges, gefallsüchtiges Weib die Künste nützt, durch die ein kaltes Herz seine Herrschaft über ein warmes behauptet! Es giebt wenig Frauenzimmer, die nicht empfindlich gegen den Reitz sind, von einem edeln Manne ausschließlich und einzig angebetet zu werden. Es sey der Reitz der Neuheit, es sey bloßer Stolz, es sey wirklich eine

Regung des Sinnes für Vollkommenheit, der ihnen die edlere Liebe interessant macht. Genug, sie heucheln entweder die Vorzüge die uns begeistern, oder sie empfinden wirklich auf eine Zeitlang den Trieb edler und schöner Gefühle würdig zu seyn. Aber ihre Eitelkeit, ihr Trieb, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, ihre Belustigungssucht, ihre Abneigung gegen alle ernsthafte und dauernde Anstrengung, zuweilen auch noch gröbere körperliche Triebe — lassen sie bald in der Ausübung der strengen Pflichten ermüden, welche wahre, edle und schöne Liebe auflegt. Unterdessen wollen sie die einmahl gemachte Eroberung nicht verlieren; sie wollen den Schein des Herzens und der Tugend beybehalten; sie wollen den pikanten Reitz, den das Ungewöhnliche und Seltene mit sich führt, nicht aufopfern. Nun nutzen sie alle Mittel, die schlauer Coquetterie zu Gebote stehen. Durch abwechselndes Geben und Verhalten, durch Zuvorkommung und Zurückziehen, durch erlogenen Stolz und erkünstelte Delicatesse, wird der Arme in steter Unruhe und Ungewißheit, im unaufhörlichen Streben nach einem Gute erhalten, das er nie genießen wird, dessen Aussicht ihn unfähig macht zum Genuß jedes andern, zur Ausfüllung seiner Pflichten, zum frohen Gefühl seines Daseyns! Zerknickt in seinem schönsten Wachsthume, hinwelkend in der Blüthe seines Lebens, verfällt er in jenen Zustand träumender Unfähigkeit, dessen Aeußerungen an kindischen Wahnsinn grenzen!

Wehe auch dem, der wirklich wiedergeliebt wird, aber von einem Geschöpfe, das bey Armuth des Geistes und vernachlässigter Bildung des Herzens, des schöneren Genusses der Liebe unfähig ist, unter verächtlichen, sittenlosen Lagen! Aber wie ist dieß möglich? werdet ihr

fragen. Wie kann ein Mann von edelm Geiſte in ſolche Verblendung fallen? Schont, ſchont den Unglücklichen! Was ihn hinriß, was ihn nun auf immer feſſelt, war eine Thräne, geweint zu rechter Zeit; es war ein tröſtendes Wort, ein erheiterndes Lächeln, gegeben in Stunden, in denen das Herz ſeine Leere beſeufzt und nach Füllung dürſtet! Er hat ein edles Weib hoffnungelos geliebt, er findet das erſte Gefühl von wahrer Gegenliebe bey einem minder würdigen! Er kann durch das Geſchenk ſeines Herzens beglücken, durch deſſen Verſagung eben ſo unglücklich machen, als er ſelbſt es war! Mitleid, Dankbarkeit, Bedürfniß reißen ihn hin; ſeine Rechtſchaffenheit legt ihm Pflichten auf, welche oft Natur und Geſetze durch neue Bande verſtärken.

Glücklich noch, wenn er nun von ſeiner Höhe ganz herabſinkt. Und oft iſt dieß der Fall! Wer liebt, der vereinigt ſein Weſen, der theilt mit dem Geliebten Empfindungen und Verhältniſſe. Was uns einzeln Erbärmlichkeit ſchien, das wird in der Vereinigung unvermeidliche Unvollkommenheit; was wir einzeln als Laſter verabſcheuet haben würden, das ſcheint uns unter dem Gewande der Liebe unglückliches Verhängniß. Unvermerkt verlieren wir jene Selbſtachtung, die Grundlage aller Tugend, jene Schätzung des Anſtandes und des Schicklichen, die ſie ſo ſehr befördern. Unaufhaltſam gleiten wir auf der ſchlüpfrigen Bahn der Verdorbenheit ſo tief hinab, daß fremde Augen die Kluft, die ſich zwiſchen unſerer jetzigen Denkungsart und unſerer vorigen eröffnet hat, und die wir ſelbſt nicht bemerken, nur mit Schrecken betrachten.

Und unſer Geiſt! Ich weiß es: es liegt in dem bloßen einfältigen Beyeinanderſeyn, in dem bloßen Austauſch

von Liebkosungen, deren Geben und Empfangen kaum die untersten Kräfte unserer Seele spannt, ein Vergnügen, welches auch der edlere Genießer nicht verkennt, nicht verschmäht, aber mit sparsamer Behutsamkeit aufnimmt. Allein wenn der Arme in seiner Verbindung keine andere Nahrung findet, sich durch ihren Genuß für die Entbehrung jeder andern schadlos halten muß; ach! wie elend, wie erbärmlich ist dann sein Loos! Wie gewöhnt sich dann der Geist so leicht, dem Geiste anderer nichts weiter abzufordern, ihm nichts weiter zurückzugeben! Indem unsere natürliche Trägheit jene beschränkten Freuden versüßt, stimmen wir unsere Forderungen so weit herab, um wohl gar in bloßen körperlichen Freuden das Wesen der Liebe und das Glück des Lebens zu suchen!

So gehen Tage, Wochen, Jahre hin! Glücklich noch, wenn dieser Zustand dauern könnte! Aber er dauert nicht! Umstände, Lagen ändern sich, und ein Zufall weckt den edeln Sinn aus seinem Schlummer! Lautpochend melden sich in unserm Busen die Ansprüche auf Adel und Schönheit! Keine ehernen Ketten sind dann so drückend als der Pflaumenarm des Weibes, der sich um den Nacken des Mannes windet, ihn in seinem edeln Emporstreben aufzuhalten! Kein Kerker ist so grausenvoll für den Gatten, welcher die höhere Bestimmung eines vernünftigen Wesens für sich selbst, für den Verbündeten, und die gemeinschaftlichen Früchte ihrer Liebe ahndet, als der Aufenthalt bey einem Wesen, das im Gefühl seiner ängstlichen Zärtlichkeit und seiner Unbedeutung ihn an der Erfüllung seiner Pflichten hindert, weil es nicht mit ihm empor steigen kann. Ich habe sie gekannt, solche zwangvolle Verhältnisse, ich habe sie

hen, ſolche Gefangene, die eine traurige Verirrung
lte! Sie ſuchten ſich aus ihrer Niedrigkeit zu erheben,
uchten einen beſſern Stoff in ihre Unterhaltungen zu
gen, auf den höheren Zweck wechſelſeitiger Vervoll-
mnung los zu arbeiten. Umſonſt! der Verbündete
r Luſt, ohne Kraft, ſich auszubilden, und dieſen edeln
b des Geliebten von ſeiner Seite zu unterſtützen, ſuchte
s hervor, um ihn zu hindern. Er verſagte dem Ge-
ten den Umgang mit gebildeteren Menſchen, die Le-
g vernünftiger Bücher, aus Furcht, daß die Ver-
chung ihm ſchade, und daß ein höherer Grad von
fklärung in dem andern bey dieſem das Gefühl ſeiner
hwäche vermehren möchte. Selbſt die Sorge für die
ziehung ihrer Kinder ſchien ihm ein Raub an der Zärt-
keit, die er kindiſch allein forderte, begangen.

Und was ſetzte er an dieſe Stelle? Tändelnde Lieb-
ungen, oder gar hervorgeſuchte Zänkereyen, deren Ent-
hen und Beylegung die Langeweile eines unthätigen,
er ununterbrochenen Zuſammenſeyns lindern ſollten!

Ach! wenn in ſolchen Lagen das Gefühl der Dank-
rkeit, jemanden ſo ganz an uns hängen zu ſehen, das
ewußtſeyn einzig glücklich zu machen, unſere Thränen
y Tage zurückhält; wie ſuchen wir die Nacht auf, ihnen
ren ſtillen Lauf zu laſſen!

Achtes Kapitel.

Bestimmung der Freyheit, die wir bey der Wahl des geliebten Gegenstandes behalten.

Aber ist denn das Herz der Leitung der Vernunft unterworfen? Steht es in unserer Gewalt, uns zu verlieben? Wählt man den Gegenstand, dem man zärtlich anhängen will?

Es ist Werk des Schicksals, ruft man mir von der einen Seite zu: es ist unvermeidliches Glück oder Unglück was die Liebe herbeyführt. Ihren Gegenstand aufzusuchen, oder ihm entfliehen zu wollen, ist vergebliche Anmaßung. Noch eh' ihr geboren wurdet, war ein Wesen geschaffen, zur Vereinigung mit euch bestimmt. Eine unwiderstehliche Sympathie zieht euch an einander. Nicht die eifersüchtige Wachsamkeit zusammengerotteter Wächter, nicht die Entfernung durch Meere getrennter Länder, nicht eure eigene Flucht, wird die Schöne, die für euch ausersehen ist, eurem Anblicke, und euer Herz der Macht ihrer Reitze entziehen! Ihr tragt ihr Bild in eurem Herzen, euch selber unbewußt; ein Ungefähr wird es euch in der Natur darstellen, und ihr werdet diesem unvermeidlich huldigen. Ob zu euerm Glück, ob zu euerm Verderben? — das ist die Sache des Ungefährs, eures günstigen oder ungünstigen Gestirns, oder vielmehr der höheren Vorsehung, die den Lauf eures Lebens regiert. Ueberlaßt euch dieser, und vermehrt nicht das Gefühl eurer Ohnmacht durch vergebliches Widerstreben!

Nein, ruft mir eine andere Partey entgegen, nein! jene Sympathien, jene schnellen Ueberraschungen unsers

Herzens und unvermeidlichen Niederlagen unserer Vernunft sind hervorgesuchte Entschuldigungen für unsere Schwäche, fade Huldigungen für das weichere Geschlecht, Moral aus der Oper, romanhafte Chimären. Junger Mann, fühlst du das Bedürfniß zu lieben, so sey deine erste Sorge, diejenige zu finden, die deiner Liebe werth sey. Suche sie auf, und hoffe nicht, daß sie durch die dünnen Lüfte für dich vom Himmel herabsinke. Es steht in unserer Macht, bey einem mäßigen Grade von Selbstbeobachtung, Anstrengung und Vorsicht, uns gegen Anfälle von Trieben, die nur schwache Seelen für unwillkührlich und unüberwindlich halten, in Sicherheit zu setzen. So widerstehen wir dem Reiz des süßesten Giftes, wenn unmittelbarer Tod und Verderben durch den Mund des weisen Arztes auf seinen Genuß gesetzt ist.

Welcher von diesen beyden Lehren wollen wir unsere Beystimmung ertheilen? — Keiner von beyden unbedingt! Laßt uns Leidenschaft von Zärtlichkeit unterscheiden. Diese kann überlegen, diese kann sich für den würdigern Gegenstand bestimmen, und wenn sie in der Folge in Leidenschaft übergeht, so ist der Charakter des Unwillkührlichen, den sie annimmt, nicht weiter gefährlich.

Leidenschaft hängt nicht von unserer freyen Bestimmung ab, und es ist wahr, es ist schon vorhin gesagt, sie kann plötzlich und unvermerkt entstehen, sie kann uns überraschen und überschleichen. Wir können uns nicht immer vor ihr in Acht nehmen, weil wir sie nicht voraus sehen, und in vielen Fällen ist unsere Vorsicht und Wachsamkeit darum nicht anzuwenden, weil wir ihrer nicht zu bedürfen glauben.

Aber gewiß, dieß sind die seltneren Fälle! Oefter sehen wir die Gefahr gar wohl voraus, und suchen uns

nur, angeborne durch den sinnlichen Reitz, der den Anfang jeder Leidenschaft begleitet, absichtlich über die Leiden zu verblenden, die ihre Folgen, unserer völligen Ueberzeugung nach, für unser edleres Wesen mit sich führen werden. Ueberhaupt aber giebt es ein ziemlich sicheres Verwahrungsmittel gegen unwürdige Verbindungen, das nur unter einem ganz besondern Zusammenfluß von Umständen seine Wirksamkeit verlieren dürfte.

Jüngling! veredle deinen ganzen Charakter! Gewöhne dich früh daran, Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Adel und Schönheit in allem aufzusuchen, was dich erfreuen soll! Dann wirst du gegen die Reitze des Unwahren, Mangelhaften und Unsittlichen abgehärtet werden, und sollten sie dich dennoch verführen, so wirst du bald von deiner Verirrung zurückkehren, und selbst aus ihr neue Vortheile, neue Stärkung für deinen Edelsinn und Sinn des Schönen zu ziehen wissen! Es wird dir vielleicht gelingen, den unwürdigen Gegenstand der dich hinriß, zu veredeln, oder wenn du daran scheiterst, so wirst du, es koste was es wolle, die Verbindung brechen, und in der wiedererlangten Selbstwürde Entschädigung für die Versagung liebender Triebe finden.

So kann der edle Mensch selbst den Gegenstand seiner Leidenschaft wählen, indem er sich empfänglicher für die Einwirkung solcher Reitze gemacht hat, die es werth sind sein Herz zu besitzen; abgehärteter gegen diejenigen, für welche die Begeisterung ihm zur Schande gereicht.

Zwar ist diese Wahl nicht so abhängig von unserer Willkühr als diejenige, mit der wir Mittel zur Befriedigung eines Bedürfnisses wählen, wenn unsere Vernunft sich nach Rücksichten der Brauchbarkeit bestimmt.

Zwar ſind die Gegenſtände der Verführung zur Befriedigung ſinnlicher Triebe, oder der Eitelkeit und der Beluſtigungsſucht, die Ovid und ſeine Nachfolger in Tempeln und Schauſpielhäuſern aufſuchen, leichter gefunden. Aber frey iſt dieſe Wahl wie diejenige des guten und gebildeten Geſchmacks, der die Wonne der Beſchauung weniger von der falſchen Schönheit einer Nymphe von Boucher, als von der wahren einer Venus von der Hand des Praxiteles erhält. Und ſollten wir uns auch nicht völlig feſt gegen die Reize erlogener Tugend und gezierter Anmuth machen; bleibt immer noch die verletzbare Ferſe für den nicht zu verwundenden Achill übrig; ſo iſt doch der größte Theil unſers Herzens geſichert, und die Mittel zur Heilung liegen nicht ſo fern.

Und du, der du dich auf ſolche Art geſtählt haſt, ſey ſicher, daß die Buhlerin gewöhnlicher Art dich ſeltener zum Ziel ihrer Angriffe machen wird! In einer Aufwallung von Gefallſucht oder Lüſternheit wird ſie vielleicht die Macht ihrer Reize an dir erproben wollen, aber ſchwerlich wirſt du der Mann ſeyn, den ſie auf die Dauer zu feſſeln ſucht.

Neunzehntes Kapitel.

Weiſe Mäßigkeit bey unſern Forderungen.

Ihr alſo, denen kein feindliches Schickſal die Freyheit zu wählen raubt, ſucht ein Herz auf, das neben allgemeiner Menſchenliebe zugleich das Bedürfniß fühlt, ſich an einen Einzigen zu hängen! Sucht eine liebende Seele auf! Dieß iſt nicht bloß Erforderniß zur edeln und ſchönen Liebe, es iſt unerläßliche Bedingung zu jeder

wahren und glücklichen Liebe! Findet ihr ein Weſen, das fähig iſt, andern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn gleich ihre Anmaßungen mit den ſeinigen zuſammenſtoßen; das im Stillen und ungeſehen verbinden mag, auch dann verbinden mag, wenn es nicht geachtet und verkannt, und mit Undank gelohnt wird; das ſeine Fehler beweinen und abbitten kann; — und ein ſolches Weſen iſt zugleich fähig, alles für einen Einzigen aufzuopfern; o! ſo liebt, und ſeyd ſicher, daß eure Vernunft in kälteren Augenblicken euch wenigſtens nie die Schande einer unedlen und häßlichen Wahl vorwerfen wird.

Vielfältige Erfahrungen haben mich überzeugt, daß ein ſolches Herz von Natur Anlage zum Gefühl für das Vollkommne, Edle und Schöne hat, und daß dieſe durch Liebe leicht ausgebildet werden könne. Geſetzt dann auch, die Geliebte mit einem ſolchen Herzen bleibt von Seiten des Verſtandes und der Phantaſie in einigem Abſtande hinter dem Mann zurück; geſetzt ſie erreicht nie völlig die reitzenden Talente, deren gemeinſchaftliche Ausbildung das Glück des Lebens ſo ſehr erhöhet; das bloße Streben nach einer Vollkommenheit, deren Werth gefühlt wird, iſt ſchon ein hoher Genuß, vielleicht der höchſte den die Liebe darbietet. Was kann intereſſanter ſeyn, als einen Geiſt ſich aufarbeiten, ſeine Schwäche überwinden, alle ſeine edleren Anlagen ausbilden ſehen, um der Liebe willen!

Zehntes Kapitel.

Höheres Glück.

Wo ihr also ein solches Herz, für Menschenliebe und Zärtlichkeit geschaffen, antrefft, da wagt es dreist, eine engere Verbindung in der Hoffnung einzugehen, daß sie veredelt werden könne! Und wagt es nie ohne ein solches Herz, selbst da nicht, wo die größten Anlagen des Geistes und des Körpers die anziehende Person schmücken.

Aber dreymahl glücklich ist derjenige, der in dem Weibe seiner Wahl neben jenem Herzen zugleich jene Unschuld, jenes feine und hohe Gefühl der Ehre und Selbstwürde, jene Energie und Selbständigkeit, jenes Genie und Talent, jene Schönheit der Formen, kurz, jene Anlagen und ausgebildeten Fähigkeiten antrifft, deren Hauptzüge ich jetzt mit schneller Hand entwerfen werde. Was ich vorzeichne läßt sich zusammen finden. Aber gesetzt, diese Vereinigung machte ein bloßes Ideal aus, so wird Annäherung an Vollkommenheit, wie schon oft gesagt ist, in der wirklichen Welt für Vollkommenheit selbst genommen.

Eilftes Kapitel.

Unschuld, Ehrgefühl, Stolz und Selbstwürde in dem geliebten Weibe.

Es ist möglich, ja es ist gewiß, Weiber die vom Pfade der Tugend gewichen sind, können zu ihr, zum Edelsinn und zum Gefühl des Schönen in der Liebe, zurückkehren. Warmes Blut, üppige Eitelkeit, Anlage

zur Begeiſterung, und vor allen Dingen das Bedürfniß eines leeren Kopfs und Herzens, können, unterſtützt von ſchlechtem Beyſpiel und Verführung, den Sinn für das Gute, Edle und Schöne einſchläfern, und ſeine Entwikkelung hindern. Dennoch wird der Anblick einer tugendhaften Liebe in andern, der Stolz, einem edeln Manne anzugehören, dieſen ſchlafenden Sinn wecken, und die Bande, die ihn aufhielten, zerreißen. Nicht bloß Romandichter ſchildern uns ſolche Charaktere der Danaen, Lauren und Camillen; nein, ich weiß es, ſie finden ſich auch in der Natur.

Inzwiſchen, ſo hebend für die Phantaſie, ſo ſchmeichelhaft für den Stolz des Mannes, der die ſchöne Bußende zurückführt, das Bild einer ſolchen Liebe immer ſeyn mag, nie wird ſie zu der Stufe der Vollkommenheit gehoben werden können, auf der die Liebe zu einer reinen, ſchuldloſen Seele ſtrahlt, die nie ihre Selbſtwürde aus den Augen geſetzt hat. Dieſe gewährt ein Vertrauen, eine Sicherheit zur Tugend und zur Treue des geliebten Weibes, zu der jene nie gelangen kann. Allemahl bleibt dort die Beſorgniß, daß eine lange Gewohnheit ihre vorigen Rechte wieder erlangen werde; daß Zeit und Lagen die vorübergehende Begeiſterung endigen mögen; daß es nicht ſo wohl Achtung für ſich ſelbſt, als der Wunſch ſey, dem Geliebten nicht zu mißfallen, der die ſchöne Bekehrte zur Aufmerkſamkeit auf ihr Betragen anhält, und daß daher der Schleyer des Geheimniſſes, der den Rückfall vor ſeinen Augen verbirgt, auch dem inneren Auge der Gefallenen die Schwärze ihres Vergehens entziehen werde. Es iſt nicht wahr, daß diejenige, die von ihrem Falle wieder aufſteht, ein höheres Vertrauen zu ihrer Feſtigkeit erweckt, als diejenige,

e mit Behutſamkeit ſich vor dem erſten Straucheln
wahrt. O Ehrgefühl, o Stolz auf nie gekränkten
uf, ihr hohen Beförderungsmittel weiblicher Tugend!
Schamhaftigkeit, Offenheit, ihr großen Bürgen der
reue! Wie ſchwer werdet ihr in ein Herz zurückkehren,
us dem ihr einmahl geflohen ſeyd! Es iſt ein hohes, hei-
ges, mächtiges Weſen, das Weib das ſich ſelbſt reſpek-
iert, der Verführung der Sinne und der Eitelkeit wider-
ieht, und ſeine Umarmung zum Preiſe für denjenigen
llein aufbewahrt, der ſein Herz auf ewig gewinnen wird!
Es iſt ein hohes, heiliges, mächtiges Weſen für andere,
noch mehr für das Weib ſelbſt, daß ſich dieſes Werths
ewußt iſt. Aber bedarf es, um ihn zu fühlen, nicht einer
Blüthe von Empfindungen, welche durch die erſte freche
Hinwegſetzung über die Geſetze des Anſtandes gemeinig-
lich auf immer welkt! Und läßt es ſich hoffen, daß das
Bewußtſeyn dieſes innern Werths jemahls wieder erlangt
werden könne, wenn es durch eigene Schuld verloren
gegangen iſt?

Darum gehört es zur Vollkommenheit der Liebe, ein Herz zu erwärmen, das nie von einem unreinen Feuer geglüht hat, und einen keuſchen Körper zu umſchlingen, der ſich nur für ewig dauernde Liebe hingeben konnte. Zur Vollkommenheit der Liebe gehört es, daß unſere Verbindung mit den Begriffen von Schicklichkeit und Anſtand unſerer Zeitgenoſſen, unſerer Bekannten und Freunde, vereinigt werden möge, damit ſie als ein Gegenſtand wohlgefälliger Beſchauung erſcheinen möge, und die Verbündeten ſich ſelbſt des Abglanzes freuen können, den ſie von ſich wirft. Wie ſelten wird dieß der Fall ſeyn, wenn die Perſon, die mit uns vereinigt gedacht wird, bey aller ihrer gegenwärtigen Vortrefflichkeit, in

früheren Zeiten ihren Ruf verloren hat. Seht, eine solche Verbindung ist wie ein schönes Kunstwerk, das nicht zu dem Orte und dem Lichte seiner Aufstellung paßt, und daher unvortheilhaft und falsch erscheinen muß.

Zwölftes Kapitel.

Energie und Selbständigkeit in dem geliebten Weibe.

Es ist barer Egoismus unsers Geschlechts, der dem weiblichen keine andere Energie gönnt, als diejenige, die ihm die Stärke der Leidenschaft einflößt: es ist herrischer Uebermuth in dem Manne, der verlangt, das Weib solle keinen Charakter haben, als denjenigen, den ihm der Geliebte eingiebt.

Liebe verlangt Energie und selbständigen Charakter von beyden Seiten. Es müssen zwey Wesen seyn, von denen jedes seinem Geschlechte nach vollständig und vortrefflich ist, und die in der zusammengesetzten Person ein vollkommenes Individuum der Gattung, Mensch, erscheinen lassen.

Weiber und Männer, die ihr auf diese meine Worte hört, betrügt euch nicht mit dem Gedanken, daß gänzliche Hingebung in die Denkungsart des Geliebten die Liebe erwecken oder dauerhaft mache! Sie schmeichelt dem Eigennutze, aber nur auf kurze Zeit; bald wird die Gleichförmigkeit der Gesinnungen Langeweile und Ueberdruß erwecke. Ich kenne Ehen, in denen das Weib keine Meynung, keinen Willen für sich hat, und wenn es diese vorübergehend faßt, sie bald fahren läßt,

um die des Mannes anzunehmen. Ihr ſchließt daraus auf das Glück, das ſolche Verbindungen auszeichnet, wenigſtens auf die Stärke der Leidenſchaft, die die Gattin an ihren Gatten feſſelt! Ihr irrt euch! Der Mann legt wenig Werth auf ein Weſen, das er bloß als den Schatten, als den Nachhall des ſeinigen betrachtet. Er findet keine Unterhaltung bey der immer bejahenden Gattin! Und ſie liebt nicht! Wie? Sie liebt nicht? Nein! Ihre Klugheit, unterſtützt von natürlichem Phlegma, ſucht Anfangs durch unbedingte Gefälligkeit den Hausfrieden zu bewahren. Bald entwöhnt ſie ſich völlig des Geſchäfts, ſelbſt zu ſehen und zu urtheilen, und was urſprünglich Wirkung einer eigennützigen Klugheit war, wird hernach Folge der Gewohnheit, Sorgloſigkeit, Abneigung gegen alle Anſtrengung des Geiſtes. Sie überläßt dem Manne die Beſchwerlichkeit, mit für ſie zu denken und zu beſtimmen.

Wie viel anders ſtellt ſich dagegen diejenige liebende Verbindung dar, worin das Weib ſeine eigene Art zu beurtheilen und zu handeln hat. Fern ſey es von mir, jenen Irrthum gothiſcher Galanterie in Schutz zu nehmen, der die Stärke des Weibes mit der Stärke des Mannes verwechſelt, und Eigenſinn für Selbſtändigkeit hält. Nein, die Energie des weiblichen Charakters beſteht nicht in der Kraft, den Mann zu beherrſchen, und ihm Huldigung für alle ſeine Launen abzudringen. Die Frau ſetze nicht ihren Ruhm darin, politiſche Intriguen zu führen, einer Amazone gleich, kriegeriſche Uebungen zu treiben, oder pedantiſch über Kunſt und Wiſſenſchaft abzuſprechen. So will es nicht die Natur, ſo wollen es nicht unſere bürgerlichen Einrichtungen. Aber ſie glaube an die Würde ihrer Gattung, als Menſch, und an die

Würde ihres Geschlechts als Weib! Aber sie wisse, daß sie eine Vernunft hat, die eben so gut, wie die des Mannes, ihren Willen bestimmt, und eine Stärke, die obwohl anders als bey dem Manne modificiert, darum nicht minder mächtig ist, über ihre Sinnlichkeit, und oft über äußere Verhältnisse zu herrschen. Aber sie überzeuge sich endlich, daß sie auf eine gleich freye Wirksamkeit ihrer Kräfte mit dem Manne in allem rechnen darf, was ihre sittliche Veredlung zum Zweck hat, und daß es einen Kreis von Thätigkeit giebt, worin sie sogar vorzüglich vor dem Manne zu wirken berechtigt ist; ihr Hauswesen und die örtliche Gesellschaft.

Die Frau zeigt Energie des Charakters, indem sie ihre Ansprüche mäßigt, den Umfang ihres Gebiets willig einschränkt, und die Grenzen ihrer Herrschaft nach dem Verhältnisse ihrer Kräfte festsetzt. So ist Mäßigkeit ihre erste Stärke, und wahrlich! keine geringe, da sie Selbstkenntniß, Unterdrückung falscher Ansprüche, und richtige Beurtheilung des Localen, voraussetzt.

Die Frau zeigt Energie, indem sie anhaltend auf sich selbst aufmerkt, sich in Obacht und Gewalt behält, damit Aufwallungen von Hitze, Uebermuth, Trotz, oder auch Nachlässigkeiten, und unbehutsamer Verrath ihrer Absichten, diese nicht vereitlen. So ist Zurückhaltung, Mäßigung, ihre zweyte Stärke, und wieder keine geringe, da sie Gewalt der Vernunft über Sinnlichkeit voraussetzt. Die Frau zeigt Energie, indem sie anhaltend auf die Gegenstände um sich herum aufmerkt, diese in Obacht nimmt, keinen günstigen Umstand oder Augenblick versäumt, und nicht leicht an sich selbst, und an dem Schicksale verzweifelt. So ist kluges Abgewinnen,

emſige Achtſamkeit, ausdauernde Geduld, ihre dritte Stärke, und wieder der durchſetzenden, die Umſtände und die Zeiten zwingenden Gewalt des Mannes ſehr oft vorzuziehen. Endlich kann man auch darin einen Zug ihrer Stärke ſetzen, daß ſie ſich leicht an die Befolgung gewiſſer Verhaltungsregeln angewöhnt, und bey ihrer Anwendung ſchnell zur Fertigkeit gelangt. Bey allem dieſem kommt ihr der Inſtinkt, kommt ihr ſogar das Gefühl ihrer Schwäche ſehr zu Statten. Sie iſt oft mäßig in ihren Forderungen, behutſam in der Wahl der Mittel, und in ihrem Betragen, aufmerkend auf Umſtände und Zeiten, geduldig, ausdauernd, geſchickt, und gefertigt, eben weil ſie ſchamhaft, beſcheiden, emſig, fein, und voll heitern Sinnes von Natur iſt. Aber wie leicht kann dieſer nicht ungünſtige Inſtinkt zu ihrem Verderben ausſchlagen! Wie leicht kann ihre Schamhaftigkeit nicht in Blödigkeit, ihre Beſcheidenheit nicht in Kleinmuth, ihre Emſigkeit nicht in Tändeley, ihre Feinheit nicht in Liſt, ihr heiterer Sinn nicht in Leichtſinn ausarten? Und wie ſehr bedarf es daher der Leitung der Vernunft, und eigener Bildung, damit jene glücklichen Anlagen zur eigenthümlichen Stärke des Weibes nicht ſeine Schwäche ausmachen!

Eine Gattin, die ihre Selbſtändigkeit behauptet, wird den Mann in allem, worin ſie, ungeachtet ihrer Vereinigung mit dem Manne, als einzelner Menſch und Weib fortwährend beurtheilt werden kann, nie als Herrſcher, ſondern nur als Rathgeber betrachten. Und ein Mehreres darf er ſich nicht anmaßen zu ſeyn. Nie wird er ohne Gefahr ſie den gefährlichſten Verirrungen auszuſetzen, es wagen dürfen, ihr ſeine Begriffe

aufzudringen, über Devotion gegen Gott, Sittlichkeit, Anstand und Pflichten gegen ihre Familie, und die örtliche Gesellschaft. Selbst ihren Geschmack an Meublierung und Putz muß er nicht beherrschen wollen. Er darf dieß alles leiten, aber nicht ohne ihre Ueberzeugung vorher gewonnen zu haben, und nie ohne ihre Selbstständigkeit und das Recht, das sie hat, in diesen Stücken ihre eigene Meinung beyzubehalten, anzuerkennen. Sie, die Gattin, wird dann ihrer Seits in denjenigen Verhältnissen, die der Mann nicht mit ihr theilt, sich sogar des Rathgebens enthalten, und in allen ihren gemeinschaftlichen Verhältnissen ihm die Führung, das Vorangehen, die endliche Bestimmung, nicht bestreiten. Sie herrscht mit, aber wie eine untergeordnete, helfende Macht! Sie bewacht den zu raschen Mann, sie hält ihn auf durch ihre Vorstellungen, durch ihre Bitten, durch ihre Thränen! Und muß sie dennoch nachgeben, so geschieht es nie aus blindem Glauben an die Unfehlbarkeit des Geliebten. Sie nutzt vielmehr ihre ganze Eigenthümlichkeit, die schädlichen Folgen des vernachlässigten Raths abzuwenden, und wenn diese dennoch eintreten, sie durch Trost und Heilmittel zu mildern! Wie wichtig wird dem Manne die Beystimmung einer solchen Gattin! Wie ungern wird er für sie beyde allein wählen und allein handeln wollen!

Dreyzehntes Kapitel.

Talent und Genie in dem liebenden Weibe.

Das Talent der Weiber in der Liebe iſt der feine Anſchlag, der nichts von demjenigen verloren gehen läßt, was die zärtliche Verbindung zweyer Herzen Edles und Schönes mit ſich führet; jene Gabe aus ihrer Tiefe neue ſelbſtgefühlte Vorzüge hervorzuholen, und ihre Form mit immer neuen Reitzen zu ſchmücken. Es giebt nicht viel Weiber, die dieß Talent beſitzen. Aber diejenigen, die es haben, vermehren den Genuß der Liebe ins Unendliche. Die geringſte Aufmerkſamkeit die ihr für ſie habt, jede Wendung die ihr braucht, eure Liebe auf eine feine Art darzuſtellen, jede Bemühung, ſie zu veredeln und zu verſchönern, wird von ihnen zum Voraus geahndet und ganz gefühlt. Nicht das allein; ſie bemächtigen ſich des Stoffs, den ihr ihnen darbietet, und liefern ihn euch wieder mit einer Bearbeitung, die an Werth die Materie übertrifft.

Es giebt auch Genies in der Liebe unter den Weibern. Heloiſe und du portugiſiſche Nonne, wem fallen nicht hierbey eure Briefe ein! Der ſchöpferiſche Geiſt ihrer Urheber ſichert ihnen eben ſo ſehr die Verehrung, als der wahre Ausdruck der Liebe. Auch euch, Sappho und Ninon, würde ich hier nennen, wenn eure Originalität mit edler Liebe in näherem Bande geſtanden hätte.

Weiber, die Talent oder Genie in der Liebe haben, haben es beynahe in allen Fertigkeiten und Künſten, die zur Unterhaltung des geſelligen Lebens gehören. Es hängt nicht allein vom Herzen ab; es erfordert eine feine Sinnlichkeit, Phantaſie, Scharfſinn und andere

Kräfte, die wir zum Theil nicht einmahl kennen. Sie können dem Herzen fehlen; aber da, wo sie vorhanden sind, wird das gereizte Herz sie leichter wecken.

Vierzehntes Kapitel.

Kenntnisse, nützliche und edle Fertigkeiten, schöne Künste, Sitten in dem geliebten Weibe.

Der Mann kann während der liebenden Verbindung die Kenntnisse der geliebten Gattin vermehren, sie an gewisse Sitten gewöhnen, sie zu gewissen Fertigkeiten und Künsten anführen, die zur Nothdurft, zur Veredlung und Verschönerung des Lebens und der zusammengesetzten Personen gehören. Aber seine Bemühung scheint glücklicher zu seyn, wenn sie nicht so wohl den ersten Unterricht, die erste Gründung dieser Stücke zu beziehen braucht, als vielmehr ihre fernere Ausbildung. Es hält schwer, Vorerkenntnisse, die an sich trocken sind, und ein leicht fassendes Gedächtniß fordern, in spätern Jahren zu erlernen; es hält noch schwerer, in diesen Jahren unsern Geist und unsern Körper zu einer gewissen bestimmten Richtung und zu einer geschmeidigen Folge zu gewöhnen, welche durch frühe Uebung am sichersten erlangt werden.

Unerlaßliche Bedingung scheint es wenigstens zu seyn, daß das Mädchen bereits von Kindheit an zu denjenigen Kenntnissen, Sitten, Fertigkeiten und Künsten angezogen sey, die erfordert werden, um seinen künftigen Stand als Hausfrau und Beförderin der örtlichen Geselligkeit nach dem Verhältnisse seiner Lage auszufüllen.

Ordnung, Reinlichkeit, Kenntniß weiblicher Arbeiten, Wirthſchaftlichkeit überhaupt, laſſen ſich von dem Begriffe des achtungswürdigen Weibes nicht trennen. Dieſe Stücke werden bey jedem Frauenzimmer vorausgeſetzt werden müſſen, und nur in ihrer Anwendung unterſcheidet ſich die reiche Dame von dem Weibe, das ſelbſt Hand an häusliche Arbeiten legen muß. Dieſes thut ſelbſt, jene beſorgt, daß das Erforderliche geſchehe. Beyde müſſen wiſſen was dazu gehört, beyden muß es zur Gewohnheit geworden ſeyn, darüber zu halten. Der Liebe iſt alles möglich; aber ſchwer, ſehr ſchwer wird es ihr fallen, ein Weib, das an Schmutz, Unordnung, Unrechtlichkeit gewöhnt iſt, davon zurückzubringen, ihm diejenigen Kenntniſſe mitzutheilen, welche die kluge Wirthſchafterin vorausſetzt, und ihm beſonders Geſchmack an derjenigen ſtetigen Aufmerkſamkeit auf ein einförmiges Detail einzuflößen, das allemahl läſtig wird, wenn die Fürſorge dafür durch frühe und lange Gewohnheit nicht zur andern Natur und zum Bedürfniſſe geworden iſt.

Eben ſo nothwendig ſcheint es zu ſeyn, daß das Weib durch frühe Bildung geſchickt geworden ſey, ſich mit Anſtand in derjenigen örtlichen Geſellſchaft zu zeigen, worin es dereinſt an der Hand des Geliebten als Mitglied und Beförderin des geſelligen Vergnügens auftreten ſoll. Es iſt ſchwer, daß die Bäuerin in dem Kreiſe des wohlhabenden Mittelſtandes, daß ein Mädchen aus dieſem herausgenommen, in dem Zirkel der reicheren und vornehmeren Claſſe auftrete, und darin die Geſetze des Schicklichen und der Höflichkeit mit Unbefangenheit beobachte. Glaubt nicht, daß dieſer Vorzug unbedeutend ſey. Es gehört zur Selbſtändigkeit des Weibes, daß es in der örtlichen Geſellſchaft als ein nützliches Mitglied, nützlich

für die gesellige Mittheilung seinen Platz behaupte. Der schönste Anspruch, den es nächst demjenigen auf den Nahmen einer guten Hausfrau haben kann, ist der, auf den Nahmen der Beförderin der Geselligkeit! Und du, Gatte, du machst eine zusammengesetzte Person, Ein Paar mit der Gattin aus! Du kannst dich nicht von der ehelichen Gesellschaft trennen, ohne dieser ein Recht zu rauben, welches sie auf deinen Beytrag hat, und ohne deiner Verbindung manchen Genuß zu entziehen. Trennst du dich aber nicht von der Gesellschaft, willst du mit einer Gattin erscheinen, der es an der nöthigen Bildung für die gesellige Mittheilung mangelt, so erscheinst du im essendarsten Mißverhältnisse mit der Hälfte deines Wesens, und sogar mit der übrigen Gesellschaft, in der du nicht mehr als eine einzelne Person beurtheilt werden kannst! Man wird die Vollkommenheit deiner Verbindung nicht fühlen, und dir so wohl, als deiner Gattin, wird der hohe Genuß entgehen, zu wissen, daß ihr in eurer zusammengesetzten Person auch für andere der Gegenstand wohlgefälligster Beschauung seyd.

Besser aber freylich gar keine Bildung, als eine verschrobene, als eine solche, die Unwahrheit und Unzweckmäßigkeit in jeder ihrer Aeußerungen zeigt, falsche Ansprüche nährt, und auf Kosten des Herzens und der Sittlichkeit erlangt wird.

Funfzehntes Kapitel.

Schönheit körperlicher Formen in dem geliebten Weibe. Ausbildung der Talente, welche ſie zu heben dienen.

Es läßt ſich die zuſammengeſetzte Perſon der beyden liebenden nicht als Vollkommenheit und Schönheit denken, ohne ſchöne körperliche Formen in dem Weibe.

Aber da die ernſte Schönheit hauptſächlich den männlichen Körper zieren muß, ſo iſt die reizende hauptſächlich dem weiblichen zu wünſchen, damit die zuſammengeſetzte Perſon deſto auffallender das Weßverhältniß gepaarter Geſchlechtsverſchiedenheiten, ſelbſt bey der Zuſammenſtellung ihrer Körper im Ganzen, zeige. Wer weiß, ob eine Juno mit einem Apollo zuſammengruppiert, anders als Freunde erſcheinen würden; ihre Schönheiten ähneln ſich zu ſehr! Apollo und Venus! Wie viel auffallender hier das Bild der Liebe!

Formen, die etwas üppiges mit ſich führen, ohne der Zierlichkeit Abbruch zu thun; Augen, aus denen Liebe, unter Führung der Sittlichkeit hervorbricht; Mienen, die Heiterkeit der Seele, Selbſtwürde und Sympathie verkündigen; Stellungen, die keine Ueberlegung, aber doch angewöhnte Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und andere regiert; Bewegungen der Gliedmaßen, die Blumenranken ähneln, welche die geſchickte Hand des Künſtlers zieht und ordnet; — das ſind die Geſtalten, die uns an dem zarten Körper des Weibes vorzüglich rühren, die ſind es, die wir uns am liebſten an der Seite des Mannes von ernſter Schönheit denken.

O daß das Mädchen auch nicht die Talente ganz vernachläßigt habe, welche die angebornen Reize des Körpers bey der Bewegung heben, und sie mit Beyfall schmücken! Tanz, Mimik, Putz, können einen hohen Sinn für Schönheit, und weil diese sich nicht ohne Wahrheit und Zweckmäßigkeit denken läßt, auch Sinn für diese zeigen. Schwerlich wird in spätern Jahren der Geschmack in diesen Talenten, die dem Körper mehr anerben, ausgebildet werden mögen! Früh muß der Geist an Absonderung des Wahren von dem Falschen, und der Körper an Fertigkeit gewöhnt seyn.

Doch auch hier bleibt keine Wahl zwischen Zierereyen und Mangel an aller Bildung! Hundertmahl lieber diese als jene!

Sechzehntes Kapitel.

Günstige Verhältnisse.

Bey aller Fähigkeit, die der Mann zur edeln und schönen Liebe haben kann, bey aller Würdigkeit der Person, auf die seine Wahl gefallen ist, wird demnach der Begriff von Vollkommenheit nie auf die zusammengesetzte Person zutreffen können, wenn Mangel an Gegenliebe oder äußere Hindernisse die Vereinigung hindern.

Ich werde im folgenden Buche die Mittel angeben, Gegenliebe zu erwerben. Aber es giebt Fälle, worin sie nicht wirksam seyn können, und vielleicht von dem edeln Manne nicht einmahl angewandt werden dürfen. Alsdann bleibt die Liebe allemahl einseitig, mithin die zusammengesetzte Person unvollständig. Die Liebe, so wie ich sie betrachte, ist eine Art von Drama, das seine Expo-

ſtion in dem erſten Erwachen der Liebe bey dem Manne, ſeine Verwickelung in deſſen Bemühungen Gegenliebe zu erwecken, und ſeine Auflöſung in dem Genuß der Vereinigung findet. Wo dieſer letzte Theil wegfallen ſollte, da könnte das Drama für kein vollendetes Ganze gelten. Der iſolierte Menſch könnte freylich ſelbſt in ſeiner unglücklichen Liebe vollkommen und ſchön bleiben. Aber dem gepaarten Menſchen ginge doch immer vieles ab, was wir für ihn wünſchen, und unglückliche Liebe iſt in Vergleichung mit der glücklichen, von Gegenliebe gekrönten, gewiß die unvollkommnere.

Aus eben dieſem Grunde wird die Vollkommenheit der Liebe durch diejenigen Hinderniſſe geſtört, welche äußere Umſtände der Vereinigung der Liebenden entgegen ſetzen. Dieſe können in der phyſiſchen Entfernung und in der Trennung liegen, welche die Abhängigkeit von Eltern, Gatten, vom Geſetz, und vom eignen Bewußtſeyn der Pflicht veranlaßt. Perſonen, die auf ſolche Art an ihrer Vereinigung gehindert werden, können zwar mit ihrem Herzen zuſammenhängen, aber da Liebe auch Körper und Verhältniſſe zu vereinigen ſtrebt, ſo geht der Liebe allemahl vieles von ihrem Vollkommenheitszuſtande ab, wenn ſie in der ausgebreitetſten Wirkſamkeit ihrer Bedeutung gehindert wird.

Ferner wird nothwendig ein gewiſſer Grad von Wohlſtand und Muße erfordert, um der edeln und ſchönen Liebe huldigen zu können. Es iſt zwar ein großer Irrthum, wenn wir in irgend einer Lage allein für Liebe leben zu dürfen glauben; ein Irrthum, der mit den Pflichten gegen uns ſelbſt, gegen die größere und örtliche Geſellſchaft im offenbaren Widerſpruche ſteht; ein Irrthum, der unfehlbar das baldige Ende der Liebe nach

ſich zieht. Wer inzwiſchen durch bedrängte Lagen gezwungen wird, für die Bedürfniſſe eines jeden Tages mit qualvoller Anſtrengung zu ſorgen; wer durch eine ehrwürdige Beſtimmung angehalten wird, alle ſeine Kräfte den Bedürfniſſen des Staats und dem Beruf eines gewiſſen Standes zu widmen, der wird weder Mittel noch Zeit finden, auf eine engere liebende Verbindung diejenige Sorgfalt zu wenden, wodurch dieſe allein zur Vollkommenheit gehoben werden kann.

Wenn nun die Lage einiger Menſchen ſie unſtreitig abhält, der edeln und ſchönen Liebe ihre Kräfte zu weihen; wenn dieſer Abgang einer der höchſten Freuden ihres Lebens, weit entfernt ihnen einen Vorwurf zuzuziehen, zuweilen gerade den Anſpruch auf höhere Vollkommenheit ihrer ſelbſtändigen Perſon begründet; ſo iſt es doch gewiß, daß oft bloßer Unverſtand und Trägheit die Menſchen abhält, den Vorzug, edel und ſchön zu lieben, zu ihren übrigen hinzuzufügen. Es laſſen ſich wenig Lagen ſo drückend denken, daß nicht bey weiſer Eintheilung unſerer Zeit und unſers Einkommens Mittel übrig bleiben ſollten, die zuſammengeſetzte Perſon an uns zu veredeln und zu verſchönern. Die Schuld liegt, wie geſagt, an unſerer Läſſigkeit, am Mangel des äſthetiſchen Sinnes, oft auch an der Unbeſtimmtheit unſerer Ideale, welche uns hindern zu beſſern und zu ſchmücken, wo wir das Bild unſerer Phantaſie nicht ſogleich völlig ausgefüllet finden.

Du, der du klagſt, daß dein Vollkommenheitsſinn keine Nahrung in dieſer Welt finde, wiſſe, daß dieſer in unſerer Welt ſinnlicher Erſcheinungen nie völlig ausgefüllt werden kann. Vollkommenheit iſt kein Weſen aus dieſer Welt! Was du hienieden ſo nennſt, ſind Gemählde,

Symbole jenes Originals, das sein Daseyn in demjenigen Reiche unsinnlicher Wesen hat, dem du nur zum Theil angehörst! Diesem geliebten Originale strebst du dich zu nähern! Aber willst du den Genuß verschmähen, den dir sein Schattenriß gewähret, weil du sein treuestes Bild nicht erblicken kannst? Nimm ihn mit! es ist immer ein Funke mehr, der dir von dem göttlichen Feuer zuströmt!

Und so veredle und verschönere dann auch deine Liebe so viel du vermagst! Bilde deinen Charakter und den Charakter deiner Gattin zu einem vollständigen und vortrefflichen Ganzen; bildet zusammen eure Verwandte, eure Hausgenossen, eure Nachbaren, den Ort an dem ihr wohnt, eure Geschäfte, eure Unterhaltungen, nach dem hohen Vorbilde, das euch vorschwebt! Ihr werdet nie endigen! Und wie unermeßlich ist das Gebiet des Schönen! Der Kittel wie der Talar, der Gewächstopf wie der Park, die Hütte wie der Pallast, das ländliche Fest wie das Prachtmahl, alles das bietet Stoff zur Verschönerung dar, und leidet einen geschmackvollen Schmuck! Entfernt von den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit und der Künste, ausgeschlossen aus dem Wirkungskreise der großen Welt und politischer Triebfedern, werdet ihr in der Natur, in den Sitten des Mittelstandes und des Landmanns, vorzüglich aber in euch selbst, Gelegenheit genug zu Betrachtungen finden, die euch den Genuß des Schönen und Edeln darbieten. Ihr werdet das Volkslied, das den Ausdruck der Liebe wieder giebt, und das eure Kehlen anstimmen, darum nicht verschmähen, weil kein Naumann und sein Orchester euer Ohr bezaubern können! Ihr werdet die Umarmung zweyer Liebenden, die eure Kreide schafft, darum nicht verachten, weil Italiens und Dresdens Meisterstücke euer Auge zur Erkenntniß

höherer Schönheit eröffnet haben! Die gemeinschaftliche Deklamation eines oft gelesenen Dichters wird euch nicht verleidet werden, weil ihr Mole' und Schrödern spielen sahe, und der freundliche Platz neben eurem Hause, den eure Hand geschmückt hat, wird euch trösten, den Golfo von Neapel nicht wieder zu sehen!

Wer so fühlt, der hat erst echten Sinn für Vollkommenheit!

Zehntes Buch.

Veredlung und Verſchönerung der Mittel, Gegenliebe zu erwecken.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Fern von mir, ihr Syſteme von Verführung, durch deren Befolgung verworfene Heuchler unbefangene Herzen in Liebe zu verſtricken wiſſen! Fern von mir, ihr conventionellen Verhaltungsregeln, die der wohlerzogene Wüſtling beobachtet, um das leichtfertige Weib der großen Welt vor der Schande einer zu leichten Niederlage zu retten! Fern von mir ihr Ränke, durch welche der liſtige Wüſtling, mit Hülfe der Eitelkeit und der Sinne, über die Gewinnſucht der Buhlerin den Sieg davon trägt, und ſie um den Genuß betrügt, den ſie ſonſt nur für Gold einräumt. Wer Künſte dieſer Art kennen lernen will, den werden die Werke eines de la Clos, Crebillon und Ovid unterrichten, der wird ſich die Verfahrungsart zu eigen machen müſſen, die ſie in ihren Schriften lehren. *)

*) In den Liaiſons dangereuſes, Sopha, Ecumoire, und in der ars amatoria.

Ich lehre, wie wahre Liebe durch Verſtand und Vernunft geleitet, Gegenliebe gewinnt; ich lehre, wie ſie ſelbſt in dieſer Beſtrebung edel und ſchön erſcheinen kann!

Aber iſt es nicht hinreichend zu lieben, um wieder geliebt zu werden? Nein! Erfahrung lehrt es, daß die reinſte, treueſte, ausdauerndſte Liebe, daß Aufopferungen jeder Art zwar Dankbarkeit und Mitleiden erwecken, Angewöhnung hervorbringen, die Sinne mit einem vorübergehenden Aufruhr anſtecken, den Geiſt eben ſo vorübergehend begeiſtern, aber nicht zureichend ſind, das Herz zu gewinnen!

Wohl! iſt es nicht genug zu lieben, ſo ſey zugleich liebenswerth! Der Mann, der unerhört liebt, war vielleicht häßlich am Körper, langweilig in ſeiner Unterhaltung, verwerfen in ſeinen Sitten? — Du irrſt dich, das war er nicht. Ziemlich häufige Beyſpiele müſſen dich gelehrt haben, daß Menſchen, die allgemein ihrer Schönheit wegen bewundert werden; Menſchen, welche die Aufmerkſamkeit ganzer Geſellſchaften durch ihre Unterhaltungsgaben auf ſich ziehen; Menſchen, die als Muſter der Sittlichkeit aufgeſtellt werden können, vergebens nach dem Beſitze eines Herzens ſtreben, das vielleicht dem Manne zu Theil wird, der gleich unvollkommen an Leib und Seele erſcheint!

So iſt denn der Gewinn des Herzens ein Werk des bloßen Zufalls; eine Gabe, ein Geſchenk des Himmels, zu der unſere Kräfte und deren Leitung nichts beytragen? Hier gehſt du wieder zu weit! Freylich, Anlagen, die nicht ganz unſer Werk ſind, werden vorausgeſetzt. Aber wir müſſen ſie kennen, um ſie zu entwickeln; ſie laſſen ſich ausbilden, und durch Fleiß und Kunſt

zum Theil erſetzen. Ihre Anwendung muß gewiſſen Vorſchriften unterworfen werden können, die ihnen ihre freyere Wirkſamkeit ſichern. Und wenn wir dieſe befolgen, wenn wir Gelegenheit haben, unſere Vorzüge geltend zu machen, wenn wir fleißig in unſerm Beſtreben ſind; o! ſo laßt uns hoffen, wenn anders das Herz, das wir zu gewinnen ſuchen, noch frey iſt, daß wir es beſitzen, und Gegenliebe darin erwecken werden!

Zweytes Kapitel.

Allgemeine Maxime bey der Bemühung, Gegenliebe zu erwecken.

Zwey Fehler werden gemeiniglich von denjenigen begangen, die in ihren Beſtrebungen nach dem Beſitz eines Herzens unglücklich ſind. Sie halten ſich zu ſehr an die eine Seite der Reitzbarkeit des Weibes, und ſuchen nur dieſe zu rühren: dann wiſſen ſie nicht genug die Vorzüge, welche ſie beſitzen, der Geliebten gerade in den Verhältniſſen ihres Geſchlechts und ihrer individuellen Perſon wichtig für die Selbſtheit, intereſſant für die Sympathie und beſchauungswerth erſcheinen zu laſſen.

Jede zärtliche Anhänglichkeit beſteht, wie ich oft geſagt habe, und nicht genug wiederholen kann, aus einer Menge der ungleichartigſten Triebe, die ihre Richtung auf eine beſtimmte Perſon genommen haben: aus Trieben der Selbſtheit, der Sympathie, des Beſchauungshanges. Wer zärtliche Anhänglichkeit erwecken will, darf daher nicht allein auf eine dieſer drey Seiten unſerer Reitzbarkeit los arbeiten. Er muß ſie alle drey zu erwecken wiſſen.

Werde wichtig für die Selbſtheit, werde intereſſant für die Sympathie, werde reizend, entzückend für den Beſchauungsſinn, werde alles das zugleich, und werde es gerade vor den Augen des Geliebten, in den Verhältniſſen ihres Geſchlechts und ihrer Perſon; — das iſt das große Geheimniß, welches den Gewinn der Herzen ſichert.

Was hilft dir aller Ruhm, den du bey entfernten Nationen eingeerntet haſt, wenn er nicht dazu dient, dir und dem Weibe, das du durch deine Wahl auszeichneſt, in der örtlichen Geſellſchaft, worin du mit ihm lebſt, Anſehn zu verſchaffen? Du wunderſt dich, daß große Feldherrn, Staatsmänner, Künſtler und Gelehrte die Herzen euler Weiber durch den Abglanz des Ruhms, den ſie auf die Geliebte warfen, nicht gefeſſelt haben! Weißt du denn auch, ob nicht dieſe großen Genies ſich durch gewiſſe Schwächen und Fehler im geſelligen Umgange um ihr Anſehen bey denen gebracht haben, die ſie täglich umringten? Die Forderungen des Frauenzimmers ſind örtlich, ſie erſtrecken ſich ſelten über die Grenzen ihres Wirkungskreiſes hinaus. Ein mittelmäßiger Kopf mit einem ephemeriſchen Nimbus, auf den ſich ſein geſelliges Anſehen ſtützt! Große der Erde, deren Mittelmäßigkeit ein beygelegter Schimmer, und eine gewiſſe Weltklugheit bedeckt; Dichter, deren Produkte keinen Werth haben als den, das Parterre zu füllen; Kriegsmänner, die ſich öfter mit ihren Cameraden in Spielgefechten, als mit dem Feinde in Schlachten gemeſſen haben; alle dieſe Menſchen mit einem bloß localen Werthe intereſſieren die Eitelkeit der Weiber mehr, als die Solonen, die Turenen und die Rouſſeaue.

Allein der Mann mag der Selbſtheit der Geliebten noch ſo ſehr ſchmeicheln, ſich ihr durch die Beförderung des geſelligen Anſehens, durch Geſchenke, durch Biegſamkeit in ihre Launen noch ſo wichtig machen; — wenn er nicht das Talent beſitzt, gerade ihrer Perſon durch ſeine perſönlichſten Eigenſchaften wichtig zu werden; wenn er nicht gerade dadurch ihre Geſchlechtsſympathie zu reizen weiß; ſo wird er ihrem Herzen nie ſehr nahe treten!

Die Geliebte muß das Gefühl erhalten, daß der Körper des Mannes mächtig auf den ihrigen wirkt, daß ſie ſich gern mit ihm zur Häuslichkeit abſondern, ſeinen Beyfall für ihre weiblichen Vorzüge ausſchließend auf ſich ziehen, ihm mit ihrer Perſon gern anachören, und ſeinen Geiſt zu dem ihrigen machen möchte.

Dieß Gefühl zu erwecken iſt die wichtigſte Angelegenheit des Liebhabers. Es hängt von dem Wohlverhältniſſe ab, worin ſeine Stärke zu der Zartheit der Geliebten zu ſtehen kommt, von dem Triebe, den er bey ihr zu erwecken weiß, ſich ihm ſanft entgegen zu heben, und ihre Geſchlechtsverſchiedenheiten mit den ſeinigen zu paaren.

Die Anziehungskraft der Körper hängt freylich am wenigſten von unſerer Willkühr ab; allein wenn gleich körperliche Ueppigkeit und Lüſternheit nicht unmittelbar erweckt werden können, ſo entſtehen ſie doch leicht unmittelbar durch Zurückwirkung des ähnlichen Zuſtandes, in den die Seele verſetzt wird. Und die Seele in dieſen Zuſtand von Ueppigkeit und Lüſternheit zu verſetzen, das hängt denn viel eher von der klugen Behandlung des Mannes ab. Seine Sorge muß alſo dahin gehen, der Geliebten das Gefühl einzuflößen, daß ſie mit ihm traus

licher und ausgefüllter zusammen leben werde, als mit jedem andern; daß keiner so würdig sey, den Werth ihrer Reitze und der Vorzüge ihrer Person zu schätzen; daß sie in keinem den Führer, das Haupt der Verbindung so gern anerkennen möchte, als in ihm; und daß endlich die Stärke seines Geistes sich dergestalt an die Zartheit des ihrigen schmiegen könne, daß sie in dem Gefühl erhöheter Sanftheit mit ihm zusammentreffen werde.

Wo der Mann auf solche Art den Häuslichkeitstrieb, die üppige Eitelkeit der Geliebten interessieren, und hier gar begeistern kann; da wird die Ueppigkeit und Lüsternheit des Körpers leicht erwachen; da wird er der Selbstheit ihres Geschlechts und ihrer Person wichtig werden. Inzwischen gelangt er dadurch noch nicht zum völligen Besitz ihres Herzens. Er wird nur dieß erreichen, daß sie einen eigennützigen Werth auf ihn legt, den er so lange behält, bis ein anderer ihn ersetzt.

Kann er aber nun zugleich ihre Sympathie interessieren, kann er das Gefühl bey ihr erwecken, daß ihre Gunst zu seinem Glücke unentbehrlich ist, kann er sie zum anhaltenden Mitleiden über seinen Kummer, zur Wonne über sein Glück bewegen; kann er ihrem Beschauungehange die Wonne zuführen, daß der Mann, der ihr so viel werth ist, und den sie so unaussprechlich glücklich oder unglücklich machen kann, den Beyfall oder die Bewunderung eines jeden Weibes verdienen, den ihrigen verdienen würde, wenn sie ihn auch nur aus der Beschreibung kennte; — und kann er sie an alle diese Gefühle gewöhnen; ja, dann darf er sicher seyn, ihr Herz gewonnen zu haben, und wieder geliebt zu werden.

So darf man denn die drey Maximen, deren Befolgung Gegenliebe erwecken, dahin ausdrucken:

Mache deine Person der Person der Geliebten wichtig! — Erwecke das Gefühl, daß sie dir unentbehrlich sey! — Erwecke jenes andere, daß du, unabhängig von allem was du ihr besonders bist, der Gegenstand eines allgemeinen Beyfalls ihres Geschlechts seyn müssest.

Drittes Kapitel.

Gemeine Art, diese Maximen zu befolgen.

Alle Verführungskünste, die in der Welt unter dem Nahmen der Künste zu lieben bekannt sind, alle Müssiggänger, die ihre Sinne, ihre Eitelkeit, ihre Belustigungssucht, durch Eroberung weiblicher Herzen zu befriedigen suchen, gehen von diesen Grundsätzen aus, befolgen diese Maximen, welche sie sich bald deutlicher bald undeutlicher denken.

Nie wird der Eigennutz allein den Besitz des Herzens verschaffen können; nicht der gröbere, nicht der feinere. Die verworfenste Buhlerin giebt ihr Herz nicht für Gold hin; sie giebt es an denjenigen, der durch seine körperlichen Vorzüge auf ihre Lüsternheit am stärksten wirkt, von dem sie zugleich überzeugt ist, daß sie seine Begierden am stärksten rege machen werde, und daß er es werth sey, sie vorzüglich bey allen Weibern ihrer Art zu befriedigen. Sie hat schon das Gefühl, daß sie mehr von ihm will, als daß er ihr bloß wichtig sey; sie will auch ihm wichtig seyn; sie will einen Vorzug an ihm kennen, der allgemeine Schätzung in ihrer Classe verdiene.

Zunächſt über der Buhlerin, und vielleicht in manchen Fällen unter ihr, ſteht die Coquette. Der Wunſch, in der Geſellſchaft, worin ſie lebt, Anſehn zu genießen, iſt die gefährlichſte Klippe ihres Herzens. Der Mann, der in den geſelligen Zirkeln glänzt, worin ſie auf Gewährung ihrer Eitelkeit, auf Zerſtreuung, auf Betäubung ausgeht, hat den erſten Anſpruch auf ihren Beyfall. Glaubt aber nicht, daß dieſer Mann ihr darum Zärtlichkeit einflöße! Es darf nur ein vornehmerer, brillanterer Mann in der Geſellſchaft auftreten, ſo wird der vorige vergeſſen. Aber er weiß ſie zu begeiſtern, ihr das Gefühl einzuflößen, daß ſeinen Beyfall zu verdienen der ſicherſte Anſpruch auf allgemeine Bewunderung ſey; er weiß Leidenſchaft zu heucheln, ſympathetiſche Gefühle in ihr rege zu machen; ſein leichtfertiger Egoismus, der ihm eine völlige Gewalt über ſich ſelbſt ſichert, ſetzt ihn in den Stand, allen übrigen Weibern in der Geſellſchaft liebenswürdig zu erſcheinen. — Nun erſt erwacht Zärtlichkeit und vielleicht Leidenſchaft in ihrem Herzen. Der Mann, der ihrer Eitelkeit ſo wichtig iſt, dem iſt ſie unentbehrlich, und dieſer Mann; — jedes Weib würde ſich freuen ihn zu beſitzen!

Es giebt freylich Weiber, bey denen das Herz alles zu ſeyn ſcheint. Was fragen ſie darnach, ob andere Menſchen den Geliebten ſchätzen, ob er ſchätzungswerth ſey; genug er hängt ganz allein an ihnen, er opfert ſich ganz für ſie auf! Nur dadurch iſt er ihnen ſo werth, daß er ſo innig lieben kann! Haltet ein! eigennützigſte unter allen Geſchöpfen! Was euch feſſelt, iſt freylich das Bewußtſeyn, daß ihr geliebt werdet, aber eben ſo ſehr das Gefühl, daß ihr herrſchet, daß ihr keinen Widerſtand in euren Launen findet, daß ihr gängelt, bildet und leitet! Und geſteht es nur aufrichtig, derjenige Mann, der abge-

riſſen mit euch von der übrigen Welt, bloß dieß Gefühl einflößen könnte, wurde euer Herz nicht lange beſitzen. Aber was dieſem ſo wohl thut, iſt der Gedanke: daß der Mann, der ſo lieben kann, euch von allen andern Weibern beneidet wird!

Es giebt noch eine Art von Weibern, bey denen ſcheint der Beſchauungshang allein den Schlüſſel zu ihrem Herzen zu haben. Sie lieben das Ungewöhnliche, Seltene, Außerordentliche in dem Manne, hängen ſich dieſem allein an, oft ohne Gegenliebe, mit Aufopferung aller Selbſtheit! Doch nein! Sie rechnen darauf, mit der Zeit den Geiſt, der den ihrigen beſitzt, durch ſein Herz zu gewinnen, und wenn ſie ihn durch Zärtlichkeit zu ſich herunter gezogen haben werden, ihrem Herzen und ihrem Stolze einen erhöheten Genuß zu bereiten.

So bleiben alſo die drey Gefühle: der Mann iſt mir wichtig, ich bin ihm unentbehrlich, er iſt werth, andern mit mir wichtig zu ſeyn — Gefühle, die dem Eigennutze der Sympathie und dem Beſchauungshange immer zugleich angehören — Ingredienzien zu jeder Zärtlichkeit oder Leidenſchaft. Derjenige, der dieſe erwecken will, muß jene Gefühle in dem Herzen der Geliebten zu gründen wiſſen.

Viertes Kapitel.

Wie dieſe Mittel veredelt und verſchönert werden können.

Der edel liebende Mann, der Mann, der Sinn für Vollkommenheit, Adel und Schönheit hat, kann dieſer Mittel nicht entbehren, wenn er Gegenliebe erwecken will. Er muß die nehmlichen Maximen befolgen. Aber er ſucht ſie bey der Anwendung zu veredeln und zu verſchönern.

Es giebt eine Selbſtheit in dem Weibe, die mit Edelſinn und Sinn für Schönheit zuſammen geht: dieſer ſucht er wichtig zu werden. Es giebt eine Sympathie, die unter eben dieſer Leitung ſteht; dieſe ſucht er zu intereſſieren. Endlich ſucht er dem Beſchauungshange durch ſolche Bilder ſeiner Vorzüge zu gefallen, welche der Prüfung des Verſtandes und der Vernunft unterworfen werden mögen.

Fünftes Kapitel.

In wie fern edle und ſchöne Liebe in dem Manne auf den Eindruck des Körpers rechnet.

Warum ſoll der edelſte Mann, der einen ſchönen Körper hat, dieſen für einen gleichgültigen Vorzug anſehen, um der Geliebten zu gefallen? Sie iſt Menſch und Weib! und der Körper ſpielt eine große Rolle in der Liebe! Darin liegt nichts Niedriges und nichts Schwaches.

Ich kenne Weiber, die eine Art von Ehre darin ſuchen, die größte Gleichgültigkeit gegen die Figur der Männer

vorzugeben, welche ſie auch dadurch an den Tag legen, daß ſie ſich an Männer von häßlichen Formen hängen. Weit entfernt, dieſe Gleichgültigkeit lobenswerth zu achten, — wenn ſie anders nicht durch ein überwiegendes Verdienſt in dem Manne gerechtfertigt wird, — ſchließe ich vielmehr daraus auf einen Mangel an Geſchmack, bey dem oft ſehr unſittliche Gefühle zum Grunde liegen. Nicht ſelten werden dieſe Weiber für die Abweſenheit der Wohlgeſtalt durch körperliche Eigenſchaften ſchadlos gehalten, die viel gröbere Triebe befriedigen, als diejenigen, welche das Auge für ſchöne Formen empfindlich macht. Noch häufiger iſt es übertriebene Vorliebe zu ihrer eigenen Geſtalt, die ſie blind gegen die Schönheit des Mannes macht.

Andere Weiber ſind zwar nicht gleichgültig gegen die Figur des Mannes, aber das, was ſie an dieſem rührt, iſt nicht die Wohlgeſtalt, die unſerm Geſchlecht eigen ſeyn muß; es ſind entweder Formen, welche durch den Ausdruck der Stärke die Lüſternheit erwecken, oder ſolche, die durch ihre Zierlichkeit auf die Ueppigkeit der Weiber wirken. Für ernſte Schönheiten haben die wenigſten, beſonders in unſern nördlichen Gegenden, Sinn. Ich habe noch keine gefunden, die den Apollo von Belvedere wirklich als Schönheit empfunden hätte. Ein Ganymed, ein Genius, hat ſelbſt bey dem feiner gebildeten Frauenzimmer den Vorzug. Gröber organiſierte Frauen erklären ſich für den Herkules, und der ungebildete Hauſe verwechſelt mit einer Geſtalt dieſer Art die Figur eines Laſtträgers und Grenadiers. So etwas nennen ſie ſuperb! Andere werden durch die ausdruckloſe Form ſchwammiger Knaben angezogen, welche das

Creditiv ihrer Geiſtesarmuth auf Stirn und Wangen tragen: das nennen ſie graciös! Einige ſind ſo tief herabgeſunken, daß ſie den ſchamloſen Ausdruck frecher Faunenaugen für intereſſant, die unbehülfliche Feiſtigkeit der Silenen für appetiſſant, und beydes für ſchön halten. Kein Wunder, wenn Weiber, die einen ſolchen Geſchmack hegen, und dabey Eitelkeit genug beſitzen, ſich mit ihrem Urtheile über Männerſchönheit nicht lächerlich machen zu wollen, lieber eine gänzliche Indifferenz dagegen vorgeben.

Aber Schönheit iſt ein wahrer Vorzug, ſo wohl für den Mann, als für das Weib. Ein Vorzug an ſich ſelbſt, weil er vielen bey dem bloßen Anblick Freude macht; ein Vorzug durch ſeinen Einfluß auf unſere Handlungsweiſe. Denn eben jener wohlgefällige Eindruck, den die Schönheit ſelbſt auf Unbekannte macht, gewährt demjenigen, der ſie an ſich trägt, eine Zuverläſſigkeit zu ſich ſelbſt, von der Freyheit, Leichtigkeit, Gegenwart des Geiſtes in allen perſönlichen Unternehmungen abhängt. Ja, der ſchöne Menſch trägt an ſich ſelbſt ein ſinnliches Vorbild des Edeln und Schönen überhaupt, das er ſehr leicht auf alles anwendet, was ihm von außen zur Beurtheilung dargeſtellt wird. Bildende Künſtler pflegen, um die Figuren die ſie ſchaffen, zu verſchönern, ihnen diejenigen Formen, denjenigen Ausdruck beyzulegen, die ſie an ſich ſelbſt für ſchön und reizend halten. Ungeſtaltete Menſchen, die an einem oder dem andern Theile ihres Körpers wohlgebauet ſind, pflegen an andern Menſchen gemeiniglich nur dieſen Theil ſchön zu finden. So nehmen wir gemeiniglich von uns ſelbſt die Regel zur Beurtheilung des Wohlgefälligen ab, und bey übrigens

gleichen Anlagen wird gewiß die Empfindniß des Schönen bey dem schönen Menschen richtiger und sicherer seyn, als bey dem häßlichen.

Warum soll der edle Mann seine Geliebte gleichgültig gegen diesen Vorzug halten? Das wird er nicht! Aber freylich, er wird ihn bloß als eine Empfehlung betrachten, die ihm eine doppelte Verbindlichkeit auflegt, die gute Meinung die er für sich erweckt, zu rechtfertigen. Er wird seine Geliebte dadurch ehren, daß er diesem zufälligen Vorzuge im Verhältnisse zu den übrigen Vorzügen seines Geistes nur einen untergeordneten Rang einräumt. Die größte Schönheit verliert ihren Werth, wenn sie sich mit einer Anmaßung darstellt, welche auf die bloße körperliche Form alle Ansprüche zu gefallen bauet. Er wird seine Geliebte dadurch ehren, daß er ihr zu viel Geschmack zutrauet, als daß sie Formen, die nur der Buhlerin oder dem ungebildeten Weibe gefallen können, für schön halten sollte, und wenn er nur solche an sich trägt, so wird er gar keinen Werth darauf setzen. Aber er wird seinem Aeußern, welcher Art es seyn mag, einen Ausdruck beylegen, der seine liebende, sittliche, für alles Edle und Schöne empfindliche Seele darstellt; überzeugt, daß dieser auf das Herz des edeln Weibes einen stärkeren Eindruck macht, als die schönste, aber todte, ausdruckslose Form.

Es giebt einen Anstand, es giebt Blicke, Mienen, Geberden, die so gleich verkündigen, daß in dem Körper eine Seele wohnt, die sich ganz für Liebe aufopfern, alle ihre Zartheiten fühlen kann! Dieser Ausdruck ist vor allen andern reitzend. Aber er muß mit einem andern zusam-

mengehen, der Adel der Seele, männlichen Ernſt, Freyheit, Feſtigkeit, Bewußtſeyn der Selbſtwürde ankündigt. Dieſe Hoheit und dieſe Liebe im Bande mit einander, die ſind es, welche den ſtärkſten Eindruck auf das zärtere Geſchlecht machen. Erwecke die Ahndung, daß du zu den Füßen der Geliebten ſterben, aber um keinen Preis erniedrigende Feſſeln tragen würdeſt!

Aber hüte dich vor aller Ziererey! Glaube nicht, daß es hinreichend ſey, in dem Augenblicke, worin du Eindruck auf das Herz der Geliebten zu machen wünſcheſt, deinem Körper einen Ausdruck beyzulegen, den du nicht lange vorher dir zu eigen gemacht hatteſt! Liebſt du wirklich, ſo wirſt du ohnehin nicht Freyheit des Geiſtes genug behalten, um eine ſolche Rolle gut zu ſpielen, und der Schein des Adels, mit dem du zu glänzen ſuchſt, wird dich ſteif, der Schein der Zärtlichkeit, mit dem du rühren willſt, wird dich ſüßlich ekelhaft machen. Von früher Jugend an ſey es dein Beſtreben, deinen Charakter zu vervollkommnen, dein Herz zu liebenden Gefühlen zu gewöhnen, deinen Sinn für das Edle und Schöne auszubilden, und deine Handlungen nach den Geſetzen, welche dieß Studium darbietet, einzurichten. Dann wird ſich die Hauptbeſchäftigung deiner Seele auf deine äußern Formen eindrücken, dann werden deine Mienen und Geberden eine ungezwungene Fertigkeit erlangen, ſich liebend, edel und ſchön darzuſtellen, die zwar ihrem Urſprunge und ihrer Bildung nach Folge der Ueberlegung und der Aufmerkſamkeit auf dich ſelbſt iſt, aber in ihrer einzelnen Aeußerung nichts mehr von jenem Zwange und von jener Kunſt verräth, die ſo wenig mit der Schönheit als mit der Grazie vereinbar iſt.

So zeigt ſich denn ſchon bey der Art, wie wir durch unſern Körper gefallen wollen, die Wirkſamkeit des Sinnes für Vollkommenheit. Wir verſchmähen nicht den Vortheil, den uns ein ſchöner Körper, und ſeine todte Form gewährt, aber wir wollen, daß nur dasjenige an dieſen gefallen ſoll, was wirklich ſchön iſt. Kein üppiger, lüſterner, aber unverhältnißmäßiger Bau, keine weibiſche Zierlichkeit ſoll der Geliebten Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Sie ſoll entweder dasjenige ſchön an unſern Formen finden, was wirklich männlich wohlgeſtaltet iſt, oder wir legen gar keinen Werth auf unſere Formen. Und ſelbſt wenn wir dieſen Werth vor ihren Augen zu haben wähnen dürfen, ſo betrachten wir ihn mehr als ein Creditiv auf höhere Vorzüge, die ſie an uns ſchätzen lernen wird, als wie ein unbedingtes Mittel, ihr Herz zu rühren. Vor allen Dingen ſuchen wir unſern Körper denjenigen Ausdruck zu geben, aus dem der edelſte Theil unſers Weſens hervor leuchtet. Die Ahndung einer edeln, ſchönen und liebenden Seele in unſern Formen und Bewegungen darzubieten, das iſt es, wornach wir vorzüglich ſtreben, das iſt es, wodurch wir vorzüglich zu gefallen hoffen.

Sechſtes Kapitel.

Vorläufige Bemerkungen über die Veredlung und Verſchönerung der Urbanität überhaupt.

Nächſt dem Körper iſt nichts, was dem Unbekannten mehr zur Empfehlung gereicht, als dasjenige, was man Artigkeit, Manieren, Urbanität, Courteoiſie, Höflichkeit, guten und feinen Ton, Welt u. ſ. w. nennt. Da das Frauenzimmer beſonders Werth hierauf legt, und wie ich unten zeigen werde, vorzüglichen Werth darauf zu legen berechtigt iſt, ſo verdient dieſer Gegenſtand hier etwas näher aus einander geſetzt zu werden.

Es giebt gewiſſe Pflichten, welche weder die Moral noch die Geſetze beſtimmt vorſchreiben; Pflichten, zu deren Beobachtung wir nicht als Mitglieder der menſchlichen Gattung überhaupt, nicht als Mitglieder eines Staats, einer Familie, oder einer noch engern Verbindung ſchuldig ſind: ſondern Pflichten, welche die örtliche Geſellſchaft in weiterm Umgange beym vorübergehenden Zuſammentreffen mit Fremden und entfernten Bekannten, bey Zuſammenkünften zur geſelligen Mittheilung auflegt, Pflichten, die zum Theil auf Anerkennung der weſentlichen Maximen beruhen, wodurch ſicheres und bequemes Nebeneinanderſeyn befördert, und dem Ausbruche grober und niedriger Neigungen vorgebeuget wird; zum Theil aber auch auf ſtillſchweigender oder ausdrücklicher Uebereinkunft, ſolche Formen zu bewahren, welche Bilder des Wohlwollens, des Zutrauens, der Schätzung, ſelbſt für Unbekannte, erwecken, und dem Herzen, ſo wie dem Sinn des Edeln und Schönen wirklich ſchmeicheln oder ſchmeicheln ſollen.

Man kann ein vortrefflicher Mensch und Bürger und dennoch wenig bekannt mit diesen Pflichten des weitern geselligen Umgangs, wenig fertig in ihrer Ausübung seyn. Wenn wir uns in solchen weiteren Verhältnissen mit andern denken, so erscheint dieser Vorzug wie ein überflüssiger Schmuck. Man kann als Hausvater, als Camerad, als Freund und Geliebter desselben entbehren. Bey einer so nahen Verbindung wird seine Unentbehrlichkeit nicht so auffallend gefühlt. Völker im patriarchalischen Zustande, Völker, deren Staaten aus weit aus einander wohnenden Familien bestehen, scheinen zum bequemen Nebeneinanderseyn ihrer Bürger mit Beobachtung der Pflichten, welche Moral, Klugheit und bürgerliche Gesetze auflegen, auszureichen. Aber da, wo Menschen dicht neben einander wohnen, die in keine so genaue Verbindung mit einander treten können, um sich ihre Schwächen leicht zu verzeihen, und dennoch zu nahe an einander gerückt sind, als daß sie der Furcht ihrer nachtheiligen Ausbrüche überhoben seyn könnten; da fängt dieser Vorzug an, wichtig zu werden. Und hierin liegt der Grund, warum man die fertige Beobachtung der Pflichten des weiteren geselligen Umgangs Urbanität, städtisches Wesen, Höflichkeit, höfisches Wesen, genannt hat. Denn in Städten und bey Hofe fühlt man am auffallendsten den Nutzen dieser Fertigkeit; hier rücken die Menschen näher zusammen, ohne jedoch mit einander vertraut zu werden.

Urbanität — es sey mir erlaubt, diesen Nahmen statt aller andern zu gebrauchen, — Urbanität ist die fertige Beobachtung der Vorschriften, nach denen unsere Person in den Verhältnissen des weitern geselligen Umgangs

mit Menſchen, ohne vorgängige Bekanntſchaft oder Verbindung und ohne Rückſicht auf einen beſondern Zweck des Nutzens oder der Unterhaltung, andern auf eine Art erſcheinen kann, wodurch die geſellige Mittheilung befördert, und Vergnügen durch das bloße Zuſammenſeyn erweckt werden mag.

Dieſe Urbanität gehört zum Theil zu den Künſten oder Fertigkeiten des Nutzens: und in ſo fern giebt ſich die Klugheit damit ab, ſie nach den Regeln der Wahrheit und der Zweckmäßigkeit zu bilden. Es muß alles vermieden werden, was den Ausbruch niedriger und ſchädlicher Neigungen befürchten läßt; es muß in unſere Aeußerungen der Ausdruck des allgemeinen Wohlwollens, der Schätzung und des Zutrauens gelegt werden, die wir jedem Menſchen, beſonders dem geſitteten, ſchuldig ſind. Dadurch wird für ſicheres und bequemes Nebeneinanderſeyn, ſelbſt bey der vorübergehendſten Bekanntſchaft geſorgt.

Die Aeußerungen, von denen ich rede, umfaſſen theils alles dasjenige Eigenthum, das von uns gewählt wird, um bey geſelligen Zuſammenkünften zum Gebrauch oder zur Schau zu dienen; z. B. Kleidung, Wohnung, Hausgeräth, deren Sonderbarkeit und Unzweckmäßigkeit unſern Mitmenſchen leicht anſtößig ſeyn kann; theils den Ausdruck unſerer Geſinnungen durch Geberden, Mienen, Worte, allgemeine Dienſtleiſtungen, Aufmerkſamkeiten, und ſo weiter.

Nicht alle Menſchen haben einen hinreichenden Takt von demjenigen, was wahr und zweckmäßig in der Urbanität iſt: und dennoch iſt es da, wo Menſchen viel und

häufig zuſammen kommen, ohne ſich näher zu verbinden, höchſt nöthig, daß darüber einſtimmige Begriffe, und eine gleichförmige Verfahrungsart herrſchen. Daher jene Conventionen unter allen Völkern, die Städte bilden und örtlichen Umgang pflegen, über die Weiſe, wie ſich die Bewohner einander äußerlich begegnen wollen. Dieſe Regeln der Urbanität, die durch Convention ſanktionirt ſind, heißen der geſellige Ton, oder Manieren.

An jedem Orte, wo Menſchen häufig zuſammen kommen, ſind durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Uebereinkunft Regeln feſtgeſetzt, deren Beobachtung die geſellige Mittheilung befördert, deren Vernachläſſigung die Ruhe, die Bequemlichkeit, das Vergnügen des Zuſammenkommens ſtört. Es herrſcht folglich daſelbſt ein Ton; und dieſer iſt der locale Ton.

Dieſer locale Ton entfernt ſich oft von den Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft; dann iſt er ſchlecht: oft aber iſt er mit dem Wahren und Zweckmäßigen übereinſtimmend: dann iſt er gut.

Der ſchlechteſte Ton läßt ſich jedoch auf eine Art modulieren, daß die Menſchen, die ihn haben, durch die Abweichungen, welche ſich der Mann von gutem Tone, wenn er zwiſchen ihnen auftritt, erlaubt, nicht beleidigt werden. Dieſer, indem er ihre Manieren anzunehmen ſcheint, weiß ſie dennoch mit den Regeln des Wahren und Zweckmäßigen in nähere Harmonie zu bringen. Ein Mann der dieß Talent beſitzt, und vermöge deſſelben allerwärts als ein ſolcher Geſellſchafter erſcheint, der die Mittheilung befördert, und Vergnügen bey der vorübergehendſten Bekanntſchaft erweckt; ein ſolcher Mann hat Welt, oder er beſitzt die Gabe, ſich nicht bloß in

Stadt und Hof, ſondern, ſo weit es die Bedürfniſſe der größeren Geſellſchaft an allen Orten erfordern, in die ganze Welt zu ſchicken.

In ſo fern gehört die Urbanität den Künſten des Nutzens an. Aber ſie kann auch zu den edlen und ſchönen Fertigkeiten oder Künſten gehören, in ſo fern ſie nicht ſo wohl der Selbſtheit und der Sympathie, als vielmehr dem Beſchauungshange durch Bilder des Edeln, und durch ſchöne Formen Wonne zuführen ſoll. Auch hierüber haben die guten Sitten gemeiniglich etwas feſtgeſetzt, und die Regeln der ſchönen Urbanität, die durch Convention ſanktioniert ſind, heißen der feine Ton, feine Manieren, oder Ton der großen Welt.

Aber wenn der urbane Menſch ſich wirklich als eine Vollkommenheit darſtellen ſoll, ſo iſt es nicht genug, daß er ſich nach jenen Vorſchriften des feinen Tons richte, der oft nichts weniger als übereinſtimmend mit den Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft iſt. Er muß ſein urbanes Weſen zu einem harmoniſchen Ganzen fertigen, das ſeinem innern Gehalt nach äſthetiſch edel, ſeiner äußern Form nach äſthetiſch ſchön in jeder Rückſicht erſcheint. Laßt uns alſo in der Urbanität die Kunſt des Nutzens von der edeln und ſchönen Kunſt wohl unterſcheiden, und in jener nützlichen Fertigkeit die drey Stufen feſtſetzen: localen Ton, guten Ton, und Welt zu beſitzen; in dieſer ſchönen aber die beyden: feinen Ton zu haben, oder gar als ein urbanes Weſen zu erſcheinen, welches das Bild abſoluter Vollkommenheit erwecken kann.

Es iſt wohl der Mühe werth, daß ich dieſe Sätze durch Beyſpiele klar mache.

Geſetzt, es wäre an einem gewiſſen Orte hergebracht, ſich gar nicht um die Bezeugungen des allgemeinen Wohlwollens und der Achtung zu bekümmern, die man bey Bewillkommung oder Entlaſſung eines Menſchen unter allen policierten Nationen angenommen findet. Niemand grüßte den andern, niemand bezeugte ihm Aufmerkſamkeit bey traurigen oder fröhlichen Gelegenheiten: keiner wollte dem andern bey den Bedürfniſſen der Bequemlichkeit, die er bey zufälligen Zuſammenkünften mit andern haben könnte, Gefälligkeit erweiſen. Auf Geberden, und die Art ſich mündlich auszudrucken, würde gar nicht geſehen. Ungezwungenheit wäre der einzige Grundſatz, den man befolgen zu müſſen glaubte. Ausgelaſſenheit, als die höchſte Stufe des Vergnügens, wäre der Zweck, auf den man los arbeitete. — Darum wäre es Ton, daß kein Weib freye Scherze unbeantwortet ließe; darum wäre es Ton, daß alle Geſellen ſich unter einander lächerlich machen möchten, keiner aber ſeinen Unmuth merken laſſen dürfte. — Ein ſolcher Ton würde offenbar ſchlecht ſeyn, weil er der Sicherheit, Ruhe, Bequemlichkeit auf die Länge nothwendig nachtheilig werden muß. Aber ein Menſch, der dieſen Ton ſich ganz zu eigen gemacht hätte, ſo ſchlecht er an ſich iſt, würde doch mehr Anſpruch auf Urbanität in dieſer örtlichen Geſellſchaft haben, als derjenige, der bey einem beſſern Tone durch ſeine Steifigkeit oder Empfindlichkeit das Vergnügen der Geſellſchaft ſtören würde.

Oder man nehme ein anderes Extrem! Es wäre an einem Orte hergebracht, ſich nicht anders als unter abgemeſſenen Beugungen des Körpers, und unter auswendig gelernten Complimenten einander zu nähern; eine ängſtliche Aufmerkſamkeit auf Rang, Anſtand, perſön-

liche Neigungen und Verhältnisse verhinderte allen Austausch der Gedanken, alles Spiel des Witzes. Man dürfte keinen Spaß vorbringen, aus Furcht, für satyrisch gehalten zu werden, nichts, was Kenntnisse verriethe, aus Besorgniß, durch Anmaßungen zu beleidigen; man dürfte sich bey den prächtigsten Gastmählern nicht satt essen, ohne den Vorwurf der Unmäßigkeit auf sich zu laden; — so würde dieser Ton, der ehemahls in unsern Reichsstädten gewöhnlich war, und schlechterdings alle gesellige Mittheilung hindert, unwahr, unzweckmäßig, mithin schlecht seyn. Dennoch würde derjenige Mensch, der diesen Ton ganz gefaßt hätte, viel mehr Anspruch auf Urbanität an seinem Orte haben, als derjenige, der durch freye Scherze, oder durch eine Unterhaltung, die Vorerkenntnisse voraussetzt, der Gesellschaft Anstoß gäbe oder Langeweile machte.

Laßt uns eine Gesellschaft aufsuchen, worin der Ton das Mittel zwischen jenen beyden hält. Man ist vergnügt, heiter, offen, unbefangen, aber ohne sich lärmenden Freuden, beleidigenden oder unanständigen Scherzen zu überlassen. Ein jeder beobachtet sich selbst, und achtet andere, ohne Aengstlichkeit, ohne Steifheit. Ein jeder sucht dem andern Antheil, Wohlwollen, Dienstfertigkeit, ohne Aufdringlichkeit und ohne Anmaßung von Seiten des Gebers und des Empfängers zu bezeugen. Gewiß, in einer solchen Gesellschaft wird man ohne Gefahr vor dem Ausbruche unbändiger Leidenschaften, mit derjenigen Behaglichkeit und Ruhe zusammen seyn, welche schon der bloße Schein der Sittlichkeit einflößt, und mit derjenigen Ungezwungenheit, die zur Einnehmung eines anständigen Vergnügens erfordert wird. Dieser Ton ist also gut: denn er ist wahr und

zweckmäßig, tüchtig, um die gesellige Mittheilung und das Vergnügen des Zusammenseyns zu befördern. Der Mensch, der diesen Ton hat, ist urban, nicht bloß nach Conventionen, sondern in Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft, wenn er gleich nur der frühen Angewöhnung, nicht seinem eigenen Nachdenken und eigener Selbstbestimmung, diese nützliche Fertigkeit verdanken sollte.

Gesetzt nun, ein Mann, der diesen guten Ton hat, wird in eine der vorhin von mir beschriebenen Gesellschaften verschlagen; — welches wird sein Loos seyn? Wahrscheinlich wird er außer seiner Stelle erscheinen: seine Vernachlässigung des Hergebrachten, sein Rückhalt, seine Verlegenheit, werden die übrigen beleidigen, hindern, stören. Der Ton, der also in sich wahr und zweckmäßig ist, wird, weil äußere Hindernisse seiner Wirksamkeit entgegen stehen, nicht schlecht, aber unbrauchbar seyn.

Wenn aber dieser Mann von gutem Tone nun über den endlichen Zweck der Urbanität nachzudenken anfängt, und es fühlt, daß die Maximen, die er sich gemacht hat, um behaglich neben andern einherzugehen, nach Zeit und Ort besonders modificiert werden müssen; wenn er, vermöge der Biegsamkeit des Charakters, und einer gewissen Uebung, in den localen schlechten Ton einzustimmen weiß, ohne den guten aufzuopfern; dann hat er Welt, oder denjenigen guten Ton, der nicht bloß unter gleichen Umständen immer der wahrste und tüchtigste bleibt, sondern auch unter verschiedenen Lagen die ausgebreitetste Brauchbarkeit verspricht.

So wird der Mann von Welt, wenn er in eine Gesellschaft ausgelassener Bursche tritt, ihre Munterkeit ohne den lärmenden Ausbruch der Lustigkeit, zu theilen

wissen; mitscherzen, ohne die Unschuld erröthen zu lassen, und wenn man ihn zur Scheibe eines beleidigenden Witzes machen will, durch eine glückliche Wendung die persönliche Beleidigung ablenken, und der Lachsucht einen allgemein belachenswerthen Gegenstand vorschieben. — So wird der Mann von Welt, der in einen steifen Zirkel tritt, in die Beobachtung der vorgeschriebenen Ceremonien eine gewisse Freyheit und Unbefangenheit bringen, die das Lästige derselben vermindert, ohne gegen die hergebrachten Begriffe anzustoßen.

Wir haben bis jetzt die drey Stufen der Urbanität, als einer nützlichen Fertigkeit, betrachtet; jetzt von eben dieser Urbanität, als einer edeln und schönen Fertigkeit.

Ich habe bereits gesagt, daß die gute Sitte auch über diese edle und schöne Fertigkeit, so wie über alle andre gern etwas bestimmt, und einen Styl, eine Mode einführt, die gemeiniglich mit dem Nahmen des *feinen Tons* und des *Tons der großen Welt* bezeichnet wird.

Offenbar liegt bey diesem Tone die Absicht unter, dem Beschauungshange durch Bilder der Vollkommenheit Wonne zuzuführen. Der gesellige Ton soll nicht bloß brauchbar, er soll auch ausgezeichnet durch gewisse Vorzüge seyn, die, ohne Beziehung auf Nutzen, wohlgefällig erscheinen.

So wie es gewöhnlich geht, so geschieht es auch hier: das Seltene wird oft mit dem Edeln, das Gezierte mit dem Schönen verwechselt. Es würde mich zu weit führen, wenn ich die Irrthümer aufzählen wollte, in die man seit Franz des Ersten Zeit bis zu uns herunter durch die Bemühung verfallen ist, der Urbanität einen edeln und schönen Charakter beyzulegen. Bald ist man

unerträglich steif und ceremoniös geworden, um erhaben zu scheinen; bald minaudierend, süßlich, sprudelnd, ausgelassen, kindisch einfältig, um sich zart, lebhaft und naiv darzustellen; endlich hat man gar ein tölpelhaftes, freches, sich selbst und andere vernachlässigendes Betragen angenommen, um sich durch diesen falschen Anstrich des Natürlichen und Ungezwungenen von dem großen Haufen zu unterscheiden.

Laßt uns sehen, wie der einzelne Mensch das wahre Edle, das wahre Schöne an seiner urbanen Person darstellt!

Wie! sagt sich dieser, ist es denn um der Brauchbarkeit willen allein, daß ich mich gegen andere Menschen in den weiteren Verhältnissen des geselligen Umganges so betragen muß, daß wir sicher und behaglich neben einander herwandeln können? Nein, die Vollkommenheit, der ich nachstrebe, legt mir auf, in jedem Verhältnisse meines Lebens zu seyn was ich bin, was ich seyn sollte, Mensch: mithin muß ich mich auch so im geselligen Umgange zeigen. Als Mensch bin ich mir selbst Achtung, aber auch andern Achtung und Liebe schuldig. Zeige daher beydes in jeder deiner geselligen Aeußerungen; zeige es auch dadurch, daß du dich in die Conventionen des localen und feinen Tons schickst, und da, wo sie mit deinen Begriffen von Menschenwürde und Menschenliebe nicht übereinstimmen, sie so zu modificieren suchst, daß nicht so wohl Verachtung und Haß gegen diejenigen, die sich anders betragen, als Achtung und Liebe für eure gemeinschaftliche Bestimmung, Verstand und Vernunft zu gebrauchen, aus deinem Betragen hervorblicke!

Nach solchen Grundsätzen sucht sich der Mann, der Sinn für Wahrheit und Tüchtigkeit hat, in seiner Urbanität, der Bestimmung als Mensch eingedenk, darzustellen.

Aber er ist nicht bloß Mensch, er ist auch Person, und steht als solche im Verhältnisse zu Personen. Er denkt also darüber nach, die Achtung und die Liebe, die er für sich selbst und für andere in seine geselligen Aeußerungen legen will, nach seinem besondern Charakter im Verhältnisse zu dem besondern Charakter anderer Personen zu modificieren, und überall Angemessenheit erscheinen zu lassen.

Es ist seine Schuldigkeit als Mensch, in seiner Kleidung, in der Stellung seines Körpers, in seinem Ausdrucke durch Mienen, Worte und Geberden, Achtung und Liebe für sich selbst und für andere zu äußern. Wohl! Aber sollen diese Aeußerungen die nehmlichen seyn, er mag von heiterm oder melancholischem Charakter, er mag Greis oder Jüngling, er mag Hofmann oder Geschäftsmann seyn? Soll er sich eben so kleiden, stellen, geberden, reden, wenn er mit dem Bauer als wenn er mit dem Könige, wenn er mit der Dame aus der großen Welt, als wenn er mit dem Gelehrten zusammen kommt? Nein, er achtet, er liebt seine eigene Persönlichkeit! und die Persönlichkeit anderer neben seiner Menschheit; und dadurch wird er erst ganz wahr und zweckmäßig in seiner Urbanität, daß er in jedem Verhältnisse, worein ihn der weitere gesellige Umgang versetzt, denjenigen Begriff, diejenige Bestimmung ausfüllt, die als Mensch und als Person im Verhältnisse zu andern Menschen und Personen auf ihn zutreffen.

Man denke ſich nun einen Mann, der ſo, wie er ins Zimmer tritt, durch das Tragen ſeines Körpers, durch ſeinen Gang, durch ſeine Stellung, durch ſeinen Ausdruck in Geberden und Worten, durch ſeine Aufmerkſamkeiten und Dienſtleiſtungen, jedem ſogleich ankündigt, ich achte und liebe euch als Menſchen und als Perſonen, ſo weit ich dieſe kenne: ich achte mich aber auch ſelbſt, als Menſch und als Perſon, ſo weit ihr dieſe kennen könnt; man denke ſich, daß der Mann dieß nicht bloß als eine Rolle treibt, daß er zuſammenhängend, beſtimmt in jede ſeiner geſelligen Aeußerungen den Ausdruck dieſes Charakters legt; und nun frage ich, ob wohl der roheſte Zirkel unbärtiger Knaben, oder die ſteifeſte Zuſammenkunft abgelebter Greiſe und Matronen, das Wahre und Tüchtige eines ſolchen urbanen Mannes verkennen werden? Gewiß nicht! und ſollten ſie ihn verkennen, ſo wird die weiſere und beſſere Claſſe der Menſchen in allen Jahrhunderten ihn dennoch für wahr und zweckmäßig im weitern geſelligen Umgange halten.

Dieſe auffallende Uebereinſtimmung der Urbanität mit den Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft kann nun an ſich bereits den Beſchauungshang zur Wonne am Vollkommnen in ſeiner Art reitzen. Mit dieſem Gefühle iſt das Edele und Schöne in der Urbanität oft verbunden, oft aber noch von ihm verſchieden.

Beywerke, Stellung, Geberden, Ausrede, Wahl der Worte, u. ſ. w. können auf einen ſeltenen Geiſt, hohe Geburt und Stand, großes Vermögen, ausgezeichnete Schickſale, Tugenden und andere geiſtige Vorzüge des urbanen Mannes ſchließen laſſen, und dadurch Bilder

erwecken, die den Geiſt des Beſchauers mit der Wonne des Edeln füllen.

Eben jene Aeußerungen des urbanen Mannes können aber auch die Wonne am Schönen erwecken. Nehmt an, daß ſein Gewand, ſein Geräth, dem Auge geſchmackvolle Geſtalten darbieten, daß das Anlächeln ſeines Mundes dem erheiternden Sonnenblick, das Anbieten ſeines Arms der geſchlängelten Blumenranke gleiche, daß der Wohllaut ſeiner Worte eurem Ohre mit harmoniſchen Tönen ſchmeichle; wird das Wohlgefallen, das ihr an dieſen Formen der Urbanität nehmt, nicht noch verſchieden von der Wonne an ihrer ausgezeichneten Wahrheit und Tüchtigkeit, und ſogar noch verſchieden von der Wonne an ihrem edeln Gehalte ſeyn? Unſtreitig!

Geſetzt nun, die Gefühle des Edeln und Schönen, welche der urbane Mann in uns erweckte, zeigten ſich unter Begleitung jener ausgezeichneten Vollſtändigkeit und Vortrefflichkeit, die ich oben angedeutet habe; würde dann nicht ſogar das Bild einer abſoluten Vollkommenheit in uns erweckt werden können?

Und ſo darf ich denn bereits hier als ausgemacht annehmen, was ich vielleicht in einem beſondern Werke noch weitläufiger ausführen werde, daß die Urbanität, ſo wie jede andere edlere und ſchönere Fertigkeit, für den Beſchauungshang arbeiten, und einem allgemeingültigen Geſchmacksurtheile unterworfen werden kann. Es giebt eine Venus hoſpita, wie es eine Venus Charis und Urania giebt.

Siebentes Kapitel.

Veredlung und Verschönerung der Urbanität des Mannes in seinem Betragen gegen das Frauenzimmer.

Das zärtere Geschlecht hat besonders Ursache, Werth auf die Urbanität des unsrigen zu sezen. Seine Schamhaftigkeit, seine Schüchternheit, seine Zartheiten jeder Art, verlangen, daß der Mann den Ausbruch seiner Leidenschaften bey zufälligen Zusammenkünften doppelt bewache, und für den Werth des Menschen und der Person im Weibe eine Achtung in seinem Aeußeren bezeuge, die der rohe Hause so sehr geneigt ist, ihm um seiner Schwäche willen zu entziehen. Darum ist von jeher Urbanität im Betragen gegen das Frauenzimmer als ein Hauptstück in den Lehren dieser Kunst betrachtet worden; darum hat es Zeiten gegeben, worin man Courtesiße, Höflichkeit überhaupt, mit Galanterie, Höflichkeit gegen das Frauenzimmer, für eins gehalten, und letzterer sogar den Anstrich von Zärtlichkeit und Leidenschaft gegeben hat.

Nur Thoren, nur steife oder ungezogene Pedanten können dem weiblichen Geschlechte Vorwürfe darüber machen, daß artige Manieren an dem unsrigen ein vorzügliches Anrecht darauf haben, ihm zu gefallen; daß oft der innere Werth des Mannes darnach angeschlagen wird. Wo sehen unsere wohlerzogenen Mädchen den Mann anders als in größeren geselligen Zusammenkünften, und wie läßt sich da eine so enge Bekanntschaft knüpfen, um über jenen innern Werth des Mannes nach zuverlässigern Gründen zu entscheiden, als diejenigen sind, welche seine Art, sich darzustellen, an die Hand giebt?

Ich behaupte aber, daß diese Gründe keinesweges so unbedeutend sind, als man sie gemeiniglich angiebt. Wie viel liegt bereits in der Wahl der Kleidung, des Hausgeräthes, der Wohnung, kurz, in dem eigentlichen Beywerke, von dem die Person des urbanen Mannes umgeben wird, woraus man auf seinen Geschmack, auf die Achtung und Liebe, die er für sich selbst und andere hat, schließen kann!

Derjenige, der gar keine Sorgfalt darauf wendet, beweiset eine Vernachläßigung seiner selbst und anderer. Derjenige, der diese Sorgfalt übertreibt, beweiset entweder den übermäßigen und falschen Werth, den er auf sich selbst, oder den geringen, den er auf andere setzt, die er durch dieß Nebenwerk zu blenden und zu gewinnen sucht. Einfach, geschmackvoll, angemessen seinem Stande und seinem Charakter, übereinstimmend mit seiner ganzen Person, zusammenhängend mit allen seinen übrigen Aeußerungen, ist derjenige gekleidet, behauset, ausgerüstet, der Sinn für Vollkommenheit mit Geschmack verbindet. Und gewiß, bey dem edeln Weibe thut dieß eine größere Wirkung, als eine unverhältnißmäßige Pracht, oder eine kleinliche Sorge für Dinge, die zu den äußersten Conturen der Person des Menschen gehören.

Nicht leicht wird in irgend einem zur Urbanität gehörigen Stücke so sehr gefehlt, als in dem Anstande, womit sich der Mann in größeren geselligen Zirkeln von Damen darstellt, der Versammlung seine Aufmerksamkeit, seine Dienstfertigkeit, sein Wohlwollen, und zugleich seine Person durch äußere Handlungsweise zu erkennen giebt. Es ist sehr schwer, hier die wahre Linie zwischen Verlegenheit und Bescheidenheit, zwischen Süßlichkeit und Zuvorkommung, zwischen andringlicher Be-

lſucht, und dem Wunſche, eine gute Meinung für
s zu erwecken, zu treffen. Und eben ſo ſchwer iſt es,
ht auf die andere Seite auszuſchweifen, Hochmuth
t Selbſtwürde, drückendes Zurückziehen, ängſtliche,
iſe Verſchloſſenheit mit klugem Rückhalt, Verachtung
derer mit Unbefangenheit und Gleichmuth zu verbin-
n. Das weibliche Geſchlecht, und vorzüglich die
ieren Perſonen unter ihm, haben darin den feinſten
akt. Beſonders aber fehlen diejenigen Männer, welche
ihrem Betragen gegen das Frauenzimmer in den ent-
rntern Verhältniſſen des geſelligen Umgangs entweder
ie Rollen unwiderſtehlicher Weiberbezwinger oder fader
böflinge, und niederträchtiger Sklaven aller Launen
bernehmen. So wenig derjenige ihnen gefallen kann,
er im ſchnöden Selbſtvertrauen bey einer vorübergehen-
en Bekanntſchaft die Rechte einer vertraulichen Ver-
indung uſurpirt, oder ſich gar Scherze und Manieren
rlaubt, welche die niedrigſten Begriffe von der Sittlich-
eit des Geſchlechts im Ganzen verrathen; eben ſo ſehr
wird derjenige ihnen lächerlich ſcheinen, der die Beſtim-
mung der weiteren geſelligen Mittheilung, und ſeine
Würde als Menſch und Mann ſo ſehr vergißt, um durch
ſteife Galanterie der Ritterzeiten, oder durch andring-
liche Coquetterie einer neueren Petitmaitriſe um den
Ruhm der Artigkeit bey ihnen buhlt.

Der wahre Charakter des urbanen Mannes in ſeinem Verhältniſſe gegen das Frauenzimmer iſt geſchmeidige Stärke. Der Mann darf zuvorkommender, gefälliger gegen eine Perſon des zärteren Geſchlechts ſeyn, als gegen eine Perſon des ſeinigen. Er würde hart erſcheinen, wenn er ſo, wie in dem letzten Falle ſich bewachen wollte, um ſich nichts zu vergeben. Aber dieſe Geſchmei-

digkeit hat ihre Grenzen. Sie darf nicht bis zu einer Niederwürfigkeit gehen, die den Werth seiner Geschmeidigkeit aufhebt, und ihm bloß den Ausdruck der Weichheit giebt.

Diese Urbanität wird dann der edel und schön liebende Mann nicht verschmähen, um dem zärteren Geschlechte zu gefallen. Sie ist bey ihm Folge der edelsten Triebe unter Leitung des Verstandes und der Vernunft. Seine Biegsamkeit in den allgemein angenommenen Ton wird nicht auf Kosten seiner Selbständigkeit erkauft. Was bey dem großen Haufen mechanische Ausübung eines auswendig gelernten und schlecht verstandenen Rituals ist, das wird bey ihm Ausdruck eines individuellen Edelsinns, und eines überlegten und gebildeten Geschmacks.

Der erste Nutzen, den die Liebe aus der Urbanität zieht, ist dieser, daß die Geliebte auf den Werth des Mannes, der ihr zu gefallen sucht, aufmerksam wird, und ihn unter dem großen Haufen, den sie in ihren geselligen Zirkeln antrifft, auszeichnet.

Aber wichtiger noch für die Liebe ist die verschönerte Form, welche sie aus der Hand des urbanen Mannes eben durch diese seine Fertigkeit erhält. Er verbirgt unter dem Scheine des allgemeinen Wohlwollens auf eine Zeitlang seine Zärtlichkeit für eine bestimmte Person, und das gerührte Herz weiß dennoch in diese bloßen Formen der Höflichkeit etwas Besonderes zu legen, das doppelt schmeichelt, wenn es von der Geliebten bemerkt wird, da es neben den Reizen der Artigkeit zugleich den Werth der Schonung für ihren Ruf, und

den Beweis der Feinheit des Liebhabers mit sich führt. *)

Zwar wird derjenige, dessen Herz stark gerührt ist, seine Kunst mit minderer Freyheit und Unbefangenheit des Geistes ausüben können, als derjenige, der sich ganz in seiner Gewalt hat. Aber von Jugend auf an Wohlgezogenheit gewöhnt, durch eigenes Nachdenken und übergelegte Uebung ausgebildet, wird er in der Anwendung seines Talents nie ganz gehindert werden. Er wird so urban bleiben, als die Liebe es zu seyn gestattet, und die Geliebte wird ihm den Abfall, den er durch die Schüchternheit und Verlegenheit der Leidenschaft leidet, selbst noch als einen Vorzug anzurechnen wissen.

Achtes Kapitel.

Veredlung und Verschönerung der geselligen Unterhaltungsgaben.

Eben so wichtig als die Urbanität ist die Gabe der geselligen Unterhaltung, um sich bey dem Frauenzimmer beliebt zu machen; jene Gabe, in geselligen Zirkeln, worin Menschen von ver-

*) Eben darum, weil die Urbanität der Liebe so oft zum Schleyer dient, ist es von jeher schwer gewesen, den Ausdruck beyder zu unterscheiden, und nicht zärtlich zu werden, indem man bloß höflich seyn will. Das, was man Galanterie nennt, fällt oft in diesen Fehler, und Lessing hatte daher Recht, zu sagen: in ihr klingt Alles wie nichts, und nichts wie Alles. Aber eine solche Galanterie ist ein verfehlter Ton in der Urbanität gegen das Frauenzimmer.

ſchiedenen Fähigkeiten und Neigungen auf gemeinſchaftlichen Beytrag zur Beluſtigung durch den Austauſch der Gedanken und Gefühle rechnen, dieſen Beytrag gehörig zu liefern.

Ob dieſe Gabe der geſelligen Unterhaltung gleich oft mit der Urbanität vereinigt zu ſeyn pflegt, ſo iſt ſie doch nicht unmittelbar mit ihr verbunden. Man kann urban ſeyn, und dieſe Gabe in keinem hohen Grade beſitzen; man kann ſehr unterhaltend, und nicht ſonderlich urban ſeyn. Beydes ſetzt verſchiedene Anlagen und eine verſchiedene Ausbildung zum Voraus. Mancher Hofmann iſt langweilig, mancher Schönſprecher iſt ungezogen.

Der unterhaltende Mann will beluſtigen: das heißt, andern durch das angenehme Bewußtſeyn der Wirkſamkeit ihrer Seelenkräfte, ohne mühſame Anſtrengung, die Zeit vertreiben. Er muß die Langeweile verſcheuchen, welche Folge der Aufmerkſamkeit auf den unthätigen Zuſtand unſers Geiſtes iſt; er muß das Bewußtſeyn einer ernſthaften Arbeit entfernt halten, welche nur das Vorgefühl eines Bedürfniſſes, eines Berufs, eines weiterliegenden Zwecks erträglich oder wohlgefällig machen kann, und welche mit der Beſtimmung dieſer Art von Zuſammenkünften ſtreitet.

Aber der Zirkel den er beluſtigen will, iſt gemiſcht: er beſteht aus Menſchen von verſchiedenen Neigungen und Fähigkeiten; daher können die Verhältniſſe einer genaueren Bekanntſchaft oder einer engeren Verbindung eben ſo wenig den Stoff zu dieſer Beluſtigung hergeben, als Gegenſtände, deren Kenntniß und Intereſſe von einer beſondern Richtung des Geſchmacks, und einer ſeltenen

Verübung der Geisteskräfte abzielt, zu dieser Absicht geschickt sind.

Die Menschen die sich hier versammeln, rechnen auf Austausch der Ideen und Gefühle, auf wechselseitigen Beytrag zur Unterhaltung. Sie wollen mithandeln, um sich in einer belustigenden Thätigkeit zu fühlen, nicht bloß aufmerken oder beschauen. Talente, deren Ausübung die Aufmerksamkeit der Menge nur auf einen oder wenige Akteurs zieht, gehören an und für sich nicht zu den Gaben dieser Art geselliger Belustigung.

Dieß sind die Gesetze der Wahrheit und Zweckmäßigkeit für die gesellige Fertigkeit, wovon hier die Rede ist.

Wer folglich in einer gemischten Gesellschaft einen Satz aus der abstrakten Philosophie, aus der Algebr, aus der Rechtsgelehrsamkeit, kurz, aus irgend einer Wissenschaft oder Kunst auf die Bahn bringet, deren Interesse und Kenntniß nicht allgemein seyn kann; der handelt unwahr und unzweckmäßig, denn er verwandelt den gemischten Zirkel in eine Akademie, Sitzung oder Conferenz von Gelehrten, Geschäftsmännern oder Künstlern.

Wer aber auch einen Gegenstand von dem allgemeinsten Interesse, dessen Kenntniß bey allen vorausgesetzt werden kann, auf eine Art behandelt, wodurch die Aufmerksamkeit ganz allein auf ihn gezogen wird; der handelt gleichfalls unwahr und unzweckmäßig, denn er verwandelt das Mitgespräch, die Conversation, in eine Rede.

Inzwischen kann die gesellige Unterhaltung gar wohl für den Ort, wo sie versucht wird, unbrauchbar seyn, ohne deshalb den Vorwurf der Unwahrheit und Unzweckmäßigkeit zu verdienen. Es giebt Gesellschaften, die

keinen andern Stoff für die Converſation kennen, als das Kartenſpiel, den Tanz, das Gaſtmahl, das Geſpräch über die Vorfälle des Tages. Wollen wir ſagen, daß dieſe Unterhaltung an ſich eben ſo wahr, eben ſo zweckmäßig, das heißt, eben ſo übereinſtimmend mit den Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft, und mit dem Begriffe von dem Weſen und der Beſtimmung einer Converſation ſey, als diejenige, welche ſich mit der Kenntniß des Menſchen, ſeiner geſelligen und bürgerlichen Lage, mit den ſchönen Künſten und andern Gegenſtänden dieſer Art beſchäftigt? Im geringſten nicht. Die Beluſtigung muß allen Menſchen angemeſſen ſeyn. Aber doch nur denen, die auf dieſen Nahmen Anſpruch machen können? Kein menſchliches Geſchöpf verdient ihn, das nicht Gefühl für ſittliche Würde hat; das nicht gern auf dasjenige aufmerkt, was allen Menſchen zu kennen wichtig iſt, weil es allen Menſchen nahe liegt.

Kann es Menſchen geben, die nicht an der Ausbildung der Anlagen eines Menſchen, an der Verwickelung und Auflöſung ſeiner Situationen, an der Verkettung ſeiner Begebenheiten, an der Abhängigkeit ſeines Schickſals von ſeinen Fähigkeiten, Neigungen, Leidenſchaften, kurz, an allem demjenigen Antheil nehmen, was ſeinen Charakter gründet und ſeine Perſon ausmacht? Wer liebt nicht Beſtimmtheit, Zuſammenhang, Ordnung, Angemeſſenheit in allem dieſem zu finden? Wer kann unempfindlich bleiben, wenn er große Beyſpiele von Selbſtbeherrſchung oder Schwäche erzählen hört? Und wenn wir Intereſſe an Menſchenkenntniß bey allen Menſchen vorausſetzen dürfen, ſo dürfen wir auch fordern, daß alle Mitglieder geſelliger Zirkel, wenn ſie an Fähigkeiten und Neigungen auch noch ſo gemiſcht ſind, aber

doch auf Menschheit Anspruch machen, an allem was dahin gehört Antheil nehmen sollen. Wir dürfen fordern, daß die Geschichte, die schönen Künste, die Philosophie des Lebens, welche den Menschen in seinen allgemeineren Verhältnissen darstellen und beobachten, von solchen, die eine vernünftigen Wesen angemessene Unterhaltung wünschen, gekannt und geliebt werden. Aber auch dasjenige, was den einzelnen Menschen nicht so nahe angeht, aber doch alle täglich umringt, Landesverfassung, allgemein nützliche Anstalten, Sitten der Völker, Merkwürdigkeiten angrenzender Länder, Naturgeschichte und Physik, in so fern alles das allgemein verständlich, allgemein interessant seyn kann, gehört zum Stoff einer Unterhaltung, wie sie vernünftigen Wesen ziemt.

Eine solche Wahl der Gegenstände zur Conversation muß zugleich von einer Behandlung begleitet werden, die dem Zweck geselliger Belustigung angemessen, und mit der Würde des Menschen übereinstimmend ist. Diese verträgt keine Alltagsgedanken, keine auffallenden Unrichtigkeiten, die bloß den Wunsch, durch Neuheit Aufsehn zu machen, an den Tag legen; jene läßt keine tiefsinnige Untersuchungen, keine trockenen Discussionen zu. Unser Vortrag sey leicht, faßlich, durch Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit gehoben! So werden wir spielend den Verstand und die Vernunft befriedigen, und zugleich das Herz und die Einbildungskraft begünstigen.

Eine solche Unterhaltung ist dann wahr und zweckmäßig an sich und brauchbar in allen Fällen, wo die Personen, zu deren Genuß sie zubereitet wird, sich nicht durch eigene Herabwürdigung untauglich dazu machen. Das Ungenießbare liegt dann nicht in der Sache, es liegt in ihnen.

Es läßt ſich aber auch der Begriff des Vollkommnen in ſeiner Art und des Edeln auf dieß geſellige unterhaltende Weſen anwenden. Wer in allen Fächern, die zum Gebiet der geſelligen Unterhaltung gehören, die ausgebreitetſten Kenntniſſe, die größte Fülle, Abwechſelung, Richtigkeit, Nutzbarkeit der Ideen beſitzt, dieſe mit dem faßlichſten, lebhafteſten, einnehmendſten Vortrage verbindet; wer dem gebildetſten und dem ungebildetſten Denker zugleich Intereſſe zu gewähren weiß; wer nie andere durch ſeine Superiorität zurückſcheucht, ihnen vielmehr Vertrauen zu ſich ſelbſt einflößt, ihren Geiſt weckt, und ihnen Gelegenheit giebt, ſich zu ihrem eigenen und der Geſellſchaft Vortheil zu zeigen; — der iſt gewiß ein vollkommen geſelliger Unterhalter, der zugleich oft das Gefühl des Edeln erwecken mag. Er kann auch ſchön werden dieſer geſellige Unterhalter! Seine Geberden, ſein Ton, die Affluenz und der Wohlklang ſeiner Worte, die Bilder unter denen er ſeine Gedanken und Gefühle darſtellt, können auf den niedern Anſchauungsſinn wirken, und, ganz unabhängig von dem innern Gehalt, ſeine Unterhaltung ſchmücken. Durch dieß Mittel wird oft ein Stoff, der an und für ſich für die Converſation nicht paſſend war, auf den der Begriff des Vollkommenen in keinem Falle zutrifft, Reize erhalten, die ihn zu dieſer Beſtimmung fähig machen. Ich habe Schönſprecher gekannt, (und wer hat ſie nicht gekannt, der jemahls Paris geſehen hat!) welche die abſtrakteſten Wahrheiten, die ſie ſelbſt nicht verſtanden, einem Haufen vortrugen, der ſie eben ſo wenig verſtand, aber ſeine Aufmerkſamkeit, vermöge der ſonoren und biegſamen Stimme des Sprechers, eines unerſchöpflichen Stroms wohlgebaueter Perioden, und der Hervorzauberung

dunkler, die Phantaſie erſchütternder Bilder, dennoch gefeſſelt fand. Ich habe dramatiſche Erzähler gekannt, die den erbärmlichſten Anekdoten, die in jedes andern Munde wahre Albernheiten geworden wären, eine Einkleidung zu geben wußten, wodurch ſie der Aufmerkſamkeit des aufgeklärteſten Kopfes würdig wurden. Werden aber nun gar dieſe ſchönen Formen zur Behandlung eines Gegenſtandes gebraucht, der ſchon an ſich vollkommen für die Converſation paßt, erhöhen, unterſtützen ſie unmittelbar ſeinen edeln innern Gehalt, dann erhebt der geſellige Sprecher das unterhaltende Weſen ſeiner Perſon zu einem Bilde abſoluter Vollkommenheit. So erſcheint Plato in ſeinen Dialogen, und in einem verſchiedenen Charakter Fontenelle, Voltaire, u. ſ. w.

Dieſe Vollkommenheit der geſelligen Unterhaltung wird dem edeln Weibe in ſeinem Liebhaber nicht gleichgültig ſeyn, und dieſer wird allerdings darauf als auf ein Mittel rechnen dürfen, ſich dem Herzen der Geliebten näher zu bringen. O! es liegt eine feine und hohe Schmeicheley für das Weib in der Wahl des Stoffs zur Converſation mit ihm, und in der Art, wie wir dieſen behandeln. Aber es iſt auch ſchwerer, als man gemeiniglich glaubt, den Punkt zu treffen, wo ſich Pedanterie, Geſchwätz, Anmaßung, Langweiligkeit, Ziererey, von edler und ſchöner Unterhaltung ſcheiden!

Vor allen Dingen hüte dich bey der edeln Frau nicht den Verdacht zu erwecken, als ob du ihren kindiſchen Geiſt nur zum Lachen beſtimmt glaubteſt, oder als ob gar die Fehler und Schwächen ihrer Mitmenſchen allein berechtigt wären, ſie zu unterhalten. Es iſt gefährlich, ſage ich, ſich boshafte oder auch ehe wir genau gekannt ſind, zu feine Bemerkungen über die Mängel anderer zu

erlauben. Du beluſtigſt auf einen Augenblick, aber bald empört ſich das ſittliche Gefühl der Geliebten, oder es erwacht ihre Beſorgniß, daß der Mann, der andere ſo ſcharf beurtheilt, ſie mit gleicher Genauigkeit prüfen, und vielleicht unbillig gegen ſie ſeyn dürfte.

Das zärtere Geſchlecht hat eben ſo viel Anlagen zur Begeiſterung für das Edle und Schöne, als Neigung für das Auffallende, Neue, Witzige, Feine; und derjenige geht gewiß den ſicherſten Weg zu ſeinem Herzen, der ſeinen Scharfſinn, ſeinen Witz, den Reichthum ſeiner Menſchenkenntniß dazu nutzt, das Edle und Schöne von Gegenſtänden abzuheben, an denen der gewöhnliche Beobachter es überſieht.

Neuntes Kapitel.

Veredlung und Verſchönerung unſers Ruſs in der bürgerlichen Geſellſchaft.

Die örtliche Geſellſchaft iſt der Wirkungskreis des Weibes: hier gewähren Urbanität und geſellige Unterhaltungsgaben zunächſt Anſehn; ſie ſind daher auch beſonders geſchickt, den Mann vor den Augen der Geliebten auszuzeichnen. Aber ſie iſt darum nicht gleichgültig gegen die Schätzung, die der Mann in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen genießt; dieſe dient oft dazu jenes geſellige Anſehn zu unterſtützen.

Noch jetzt hat Tapferkeit ein beſonderes Anrecht auf den Beyfall des Weibes. Bey der gegenwärtigen Einrichtung unſerer Staaten, wo das zärtere Geſchlecht unter dem unmittelbaren Schutze der Geſetze und der öffentlichen Macht ſteht, kann der Antheil, den es an dem

Muthe des einzelnen Mannes nimmt, nicht mehr dem Beystande zugeschrieben werden, den es für seine Schwachheit von dem Helden erwartet. Er liegt in dem Ansehn, das er in der bürgerlichen Gesellschaft, und vermöge desselben in der örtlichen, wozu auch das Weib gehört, geniest. Alles was sich auszeichnet, alles was Ansehn macht, ist dem Frauenzimmer werth! Wie selten sieht es dabey auf Verdienst und innere Würdigkeit! Außerordentliche Talente und außerordentliche Schicksale, wohlerworbener und bloß erschlichener Ruhm, scheinen gleiche Ansprüche auf seine Aufmerksamkeit zu haben. Eine hohe Geburt, eine äußere Decoration, ein angeerbter Reichthum, machen oft auf die Weiber einen größern Eindruck, als der Ruf des rechtschaffensten und des brauchbarsten Bürgers!

Der Mann, wie ich ihn mir denke, traut der Geliebten zu, daß sie das Edle von dem Seltenen zu unterscheiden wissen, und auf einen bloß zufälligen Vorzug wenig Werth legen werde. Er verschmäht nicht die Empfehlung, welche ihm die öffentliche Achtung und Dankbarkeit bey der Geliebten geben kann. Aber er will seinen Ruhm wirklich ruhmwürdigen Thaten verdanken; aber er weiß, daß es Bestimmungen giebt, deren Ausfüllung der Belohnung des öffentlichen Ansehns entbehrt, die im Stillen und ungesehen ein Verdienst erwirbt, das nur von wenig Edeln seines Geschlechts erkannt wird, und zu weit von dem Kreise der Wirksamkeit des Weibes entfernt liegt, als daß dieß es selbst anschlagen und beurtheilen könnte. Dann traut er der Geliebten zu, daß sie die Stimme dieser Edeln hören, und ihn darum ihrer Achtung würdig halten werde, daß er seine

öffentlichen Tugenden mit geſelligen zu paaren weiß, und den Menſchen nicht über dem Bürger vergißt.

Zehntes Kapitel.

Veredlung und Verſchönerung der Art, ſich geſchickt zum Glück engerer Verbindungen darzuſtellen.

Willſt du das ſicherſte Mittel kennen lernen, deine Perſon auf eine wohlgefällige Art der Geliebten bemerklich zu machen? Erwecke die Ahndung, daß du geſchickt ſeyſt in engerer Verbindung zu beglücken!

Nichts iſt natürlicher, als daß das unverheyrathete Frauenzimmer, eingedenk ſeiner Beſtimmung, ſich dereinſt mit einem Gatten von der übrigen Geſellſchaft zu einem Paare abzuſondern, die Anlage des Mannes vorzüglich in dieſer Hinſicht beachte. Gewöhnliche Weiber berechnen die Fähigkeit zum Glück engerer Verbindungen nach der Biegſamkeit des männlichen Charakters in alle ihre Launen, nach ſeiner unbedingten Gefälligkeit für alle ihre Wünſche, nach dem Gehorſam gegen jeden ihrer Winke. Geiſtesarmuth, Mangel an Feſtigkeit und Energie ziehen ſie oft an, ſtatt ſie abzuſchrecken. Sie gründen das Glück der Verbindung auf die Hoffnung, den Gatten zu beherrſchen.

Eine ſolche Ahndung künftiger Abhängigkeit zu erwecken, verſchmäht der edle Mann! Sie iſt der Würde zuwider, welche ihm Natur und bürgerliche Einrichtungen in ſeiner Lage gegen das zärtere Geſchlecht angewieſen haben; ſie ſtreitet mit dem Weſen und der Beſtimmung, die ſeine ſtärkere Perſon in ihren Verhältniſſen

gegen die zärtere des Weibes bey der künftigen Vereinigung einnehmen soll, um diese vor inneren Mißverhältnissen und äußerer Unangemessenheit zu sichern. Er würde sich unwahr und unzweckmäßig darstellen, wenn er die Vorstellung der Schwäche erweckte. Dieß kann der Mann, der Gefühl für sittliche Würde hat, nicht wollen. Er wird sich als die Stütze des Weibes ankündigen, aber als eine Stütze, die sie gern umschlingen wird.

Dein Betragen zeige dich bestimmt, fest, entschlossen in deinen Grundsätzen und deiner Handlungsweise. Aber freylich, willst du durch diese Männlichkeit des Charakters das weibliche Herz zu dir hinziehen, so erwecke wahre Achtung für deinen Charakter. Zeige dich werth, der Führer des Weibes zu seyn, indem du dich selbst zu beherrschen verstehst! Hüte dich, durch Schwäche gegen deine Launen, gegen die Anfälle der Sinnlichkeit und der Eitelkeit den Verdacht zu gründen, daß du nur aus Hochmuth auf dein Geschlecht die Rolle des Stärkeren zu spielen strebst! Sey dir stets selbst gleich! Es sey dein Charakter im Ganzen, nicht die einzelne Handlung, wodurch du den Begriff des männlichen Wesens zu gründen suchst, und nie falle dabey ins Störrische und Rauhe!

Delikatesse, feines Gefühl von dem, was verbinden und wohlgefallen kann, Billigkeit, Schonung gegen anderer Fehler, gehen sehr wohl mit jenem männlichen Ernst und jener Festigkeit und Entschlossenheit zusammen. Vergiß es nicht: nur der geschmeidigen Stärke hebt sich die Zartheit gern entgegen!

Durch Befolgung dieser Grundsätze wirst du wahr und zweckmäßig als ein Wesen erscheinen, das in zärtlicher Vereinigung beglücken soll. Dein Schönheitssinn kann seine äußern Formen schmücken. Der edeln Geliebten

ten wird es nicht entgehen, wenn Eltern, Geſchwiſter, Freunde in dir den zuverläſſigſten Beyſtand, den ſicherſten Führer verehren, den zärtlichſten Genoſſen lieben, den feinſten Schmücker jeder ihrer Freuden mit Wonne beſchauen! Der edle Sohn, Bruder, Gefährte, iſt allemahl der beſſere Gatte.

Eilftes Kapitel.

Veredlung und Verſchönerung der Mittel, das Herz der Geliebten zu gewinnen, und zwar erſtlich durch Erregung ihrer Sympathie für unſern liebenden Zuſtand.

Es iſt dem Mann gelungen, die Aufmerkſamkeit der Geliebten auf ſich zu ziehen. Ihre Selbſtheit findet ihn wichtig; ihre Sympathie intereſſiert ſich für ihn; ihr Beſchauungshang betrachtet ihn mit Wonne. Aber ihre Perſon hängt noch nicht an der ſeinigen, ſie empfindet noch keine Zärtlichkeit für ihn. Ihr Herz iſt noch nicht gewonnen. Eine jede andere Perſon ſeines Geſchlechts, mit eben den Vorzügen ausgerüſtet, hat einen gleichen Anſpruch auf ihr Intereſſe und auf ihren Beyfall!

Hier bedarf es alſo eines beſtimmten Angriffs auf ihre Perſon von Seiten des Mannes. Neue Grundſätze treten hier ein, ein anderes Betragen muß beobachtet werden.

Die erſte Bemühung des Mannes muß nun dahin gehen dem geliebten Weibe zu erkennen zu geben, daß es geliebt wird.

Unſtreitig iſt es dem Weibe ſchmeichelhaft, den ſchnellen und ſtarken Eindruck zu bemerken, den ſein erſter Anblick auf uns macht. Aber du, der du ihm huldigſt, hüte dich, daß die innere Bewegung, die ſich an deinem Aeußeren zeigt, nicht auf Rechnung einer zu großen Reizbarkeit gegen das Geſchlecht überhaupt geſetzt werde. Hüte dich, ſie mit Unbeſcheidenheit zu äußern. Das edle Weib will die Wirkung ſeiner Schönheit ſpüren, es will ſich die Beweiſe nicht aufdringen laſſen.

Es war nicht bloß ſteife Sitte gothiſcher Galanterie, wenn das Frauenzimmer in früheren Zeiten Werth auf die Gewalt legte, welche ſich der Liebhaber anthat, ihm ſeine Liebe zu verbergen, und wenn dieſer fürchten mußte, durch die unbehutſame Aeußerung ſeiner Leidenſchaft zu beleidigen. Es iſt tief in der Schamhaftigkeit der Frauen, tief in der Sorge für ihren Ruf, tief in der Achtung für ihren ſittlichen Werth gegründet, daß ſie nicht durch die Huldigungen jedes Unbekannten gerührt werden. Wie leicht ſetzen ſie ſich dadurch dem Verdacht aus, daß ſie einen zu hohen Werth auf jene zufälligen Vorzüge legen, die bey vorübergehender Bekanntſchaft auf unſer Geſchlecht Eindruck machen! Lüſternheit, Eitelkeit, die ein edles Weib nicht zu reizen ſucht, ſind eben ſo oft der Grund dieſes ſchnellen Eindrucks, als die Macht der Schönheit oder die Ahndung höherer Vorzüge! Der Mann, der zu dreiſt ſeine Geſinnungen zu äußern wagt, verräth, daß er entweder die Schöne für läſtern oder eitel halte, oder daß er zu ſicher ſey, ihr zu gefallen. Wahre Liebe iſt eben ſo unzertrennlich von Beſorgniß als von Hoffnung, und Mangel an jener ſetzt allemahl Mangel an Achtung für den geliebten Gegenſtand zum voraus. O Weiber! ihr die ihr den großen Haufen der

Männer in steter Aufmerksamkeit auf eure Reize zu erhal
ten sucht; ihr, die ihr sie zu verwegenen Handlungen
durch eure Gefallsucht auffordert; wißt, wir fliehen euch
nicht, aber es ist weder Liebe noch Achtung, die wir in
unserm Busen für euch nähren.

Laß dich errathen, wenn du kannst! Verbirg so lang
du es vermagst, unter dem Schleyer der Urbanität die
zärtlicheren Gesinnungen, die du für das geliebte Weib
hegst. Fürchte nicht, daß es ihren wahren Gehalt zu
lange verkennen werde! Das Frauenzimmer hat einen
sehr leisen Anschlag für die Natur der Empfindungen,
die es unserm Geschlechte einflößt, und es wird dir allemahl Dank wissen, wenn du seines Rufes schonst, und
wenn die Besorgniß, durch ein übereiltes Geständniß
deiner Wünsche zu mißfallen, die Schätzung seines seltenen Werths an den Tag legt. Das lehrt die Schönen
bereits ihr Stolz, und es bedarf dazu keines edleren
Sinnes.

Aber wenn du dich deutlicher erklären darfst, wenn
du durch längeren Umgang berechtigt wirst, dich um das
Herz der Geliebten zu bewerben; so hüte dich dennoch,
durch anmaßende Aeußerungen deiner Leidenschaft dem
Rufe der Geliebten zu schaden, und den Verdacht zu
erwecken, daß Eitelkeit mehr Antheil daran habe, als
wahre Liebe. Verworfen ist das Weib, das mit seinem
Siege zu prangen und der Welt seinen Triumph zu
verkündigen liebt. Es liegt in seiner Bestimmung, die
öffentliche Aufmerksamkeit so wenig als möglich beschäftigen zu wollen. Es liegt in der Zartheit seiner Denkungsart, den Mann, den es noch nicht entschlossen ist,
zu erhören, dem öffentlichen Urtheile nicht Preis zu geben.
Entehre also nicht die Geliebte, indem du ihr andere

Gesinnungen zutrauest: erniedrige nicht dich selbst, indem du deine Huldigungen zu öffentlich zur Schau trägst. Oft ist es nicht die Gottheit, die der Anbeter bey den Opfern liebt, die er ihr darbringt; es ist nur das Feyerliche, Auffallende, Außerordentliche seiner Stimmung und der äußeren Umstände, die er liebt und die er gern verkündigt.

Du mußt das Gefühl erwecken, daß die Geliebte dir unentbehrlich sey, daß dein Schicksal von ihrer Gegenliebe abhänge! Aber wie behutsam mußt du dabey verfahren, wenn du nicht bloßes Mitleiden, wohl gar Verachtung statt Gegenliebe erwecken willst. Du mußt ihre Sympathie interessieren, aber nie auf Kosten ihrer Selbstheit und ihres Beschauungshanges; du wirst jene viel zweckmäßiger interessieren, wenn du sie häufiger zur Mitfreude als zum Mitleiden einladest.

Macht dich deine Leidenschaft völlig unbrauchbar für alles was die Geliebte, was andere von dir als Bürger und Gesellschafter fordern; so erweckst du das Gefühl des Unbrauchbaren und des Unvollkommnen, und schwerlich wird das Mitleiden mit deinem kranken elenden Zustande die Mängel, die er mit sich führt, ersetzen. Darum strebe, so viel du kannst, die Vorzüge, die dich zuerst der Aufmerksamkeit der Geliebten würdig machten, beyzubehalten. Mehr; zeige, daß gerade durch deinen liebenden Zustand deine Kräfte erhöhet werden, daß du gerade, weil du liebst, viel fähiger, aufgelegter, stärker zu allem bist, was dich schätzbar und beschauungswerth machen konnte. Dann wird sich bey der Geliebten eine feine Selbstheit zu ihrer Sympathie mischen. Sie wird sich an deine Stelle setzen, sie wird den Zustand, den Liebe gehoben hat, theilen, und unvermerkt davon angesteckt

werden. Sie wird ſich ſagen, daß deine Zufriedenheit mit dir ſelbſt das Werk der Liebe zu ihr iſt, und ſie wird deine Ungewißheit zu endigen ſuchen, um der Wonne willen, dich ganz beglückt zu ſehen!

O es iſt eine gefährliche Lage für das weibliche Herz, zu fühlen, der Mann, den ſein liebender Zuſtand über ſich ſelbſt erhöht, könnte durch das Bekenntniß der Gegenliebe zum Glücklichſten der Sterblichen gehoben werden. Eine ganz andere Lage als diejenige, wenn es fühlt, daß der Mann, der tief durch Liebe unter ſich ſelbſt herabgeſunken iſt, durch eine Zuneigung, die Mitleiden erpreßt, wieder emporgehoben werden kann! Jenes giebt Wonne, dieß giebt nur das Genügen des befriedigten Bedürfniſſes, der Pflicht oder des Mitleidens!

Die Abhängigkeit, worin uns die Geliebte von dem Beſitz ihres Herzens ſetzt, muß nie ſtärker ſeyn, als die Abhängigkeit von unſerer Selbſtachtung. Wir müſſen das Gefühl erwecken, daß wir alles aufopfern könnten, um mit ihr vereinigt zu werden, nur nicht unſere ſittliche Würde. Bewahren wir dieſe, ſo gründen wir die Ueberzeugung, daß uns nach verlorner Hoffnung auf Gegenliebe noch immer ein Troſt übrig bleibt, eine Schadloshaltung, die uns unſere Einſamkeit erträglich machen wird.

Die Befolgung dieſer Vorſchriften wird jene Regeln überflüſſig machen, welche die Liſt erdacht hat, die aber mit Liebe und Edelſinn im Widerſpruche ſtehen; jene Regeln, die Ovid und ſeine Nachfolger uns geben, den Ausdruck der Verzweiflung zu heucheln, durch Aufdringlichkeit zu erobern, durch die Furcht der Erkaltung, des Abfalls, der Untreue zu ſchrecken, u. ſ. w. Edle Liebe

ſpielt nicht mit Empfindungen, die der Scharfſinn des Weibes, das nicht durch Eitelkeit geblendet wird, zu leicht durchſchauet; ſie verſchmäht den Beſitz desjenigen, was nicht das gewonnene Herz darbietet, und ſie weiß, daß Ermüdung dieſes nicht gewinnt, ſondern nur unſere Perſon erträglich macht, und einzelne Gunſtbezeugungen abpreßt; ſie ſucht zu ſehr die Geliebte durch die Ueberzeugung treuer Zärtlichkeit zu beglücken, als daß ſie dieſe durch erlogene Kälte und Untreue ſchrecken könnte!

Nein! edle Liebe iſt weiſe, aber ſie iſt nicht hinterliſtig und nicht falſch. Sie ſucht nicht zu berücken. Ohne eine Rolle zu übernehmen, zeigt ſie ſich, wie ſie iſt, abhängig von Gegenliebe, ſtandhaft in ihrer Bewerbung. Aber nur ſo wie es dem edeln Manne ziemt, für den es Grenzen in ſeiner Hoffnung, in ſeiner Verzweiflung, in ſeiner Beſtrebung giebt; der immer Herr über ſich bleibt, wenn das Glück ſeines ſinnlichen Lebens mit der Würde ſeiner überſinnlichen Exiſtenz in Streit geräth, und dieſer allemahl jenes zum Opfer bringt. Ein ſolcher Mann wird in der gepaarten Perſon immer die Selbſtändigkeit bewachen, ohne welche ſich keine liebende Vereinigung zwiſchen zwey Menſchen denken läßt, und deren Mangel gerade der Gegenliebe am ſtärkſten entgegen ſteht.

Zwölftes Kapitel.

Veredelte und verschönerte Aufreitzung der persönlichen Selbstheit der Geliebten.

Schmeicheleyen, unbedingte Nachgiebigkeit, Geschenke, Auszeichnungen, das sind die Mittel, wodurch gewöhnliche Liebhaber die Selbstheit des Weibes körnen. Der edle Liebhaber lobt, ist gefällig, bereichert, verkündigt den Ruhm der Geliebten; aber wie das alles auf so verschiedene Art!

Es ist schwer, dem edeln Weibe etwas über seine Schönheit zu sagen, das weder in Abgeschmacktheit noch in gesuchten Witz verfiele. Die faden Complimente eines kindischen Höflings aller Schönen erregen Ekel statt Vergnügen. Der Geist eines Fontenelle belustigt, ohne zu überzeugen. Der Witzling denkt mehr an die Schönheit der Wendung und des Ausdrucks seiner Schmeicheley, als an die Schönheit ihres Gegenstandes. Nur das Herz kann wirklich rühren!

Mahle nicht die Schönheit, ruft Lessing dem Dichter zu: stelle die Wirkung dar die sie hervorbringt! Du, der du dem edeln Weibe gefallen willst, thue mehr! Stelle den unauslöschlichen Eindruck dar, den das echte Gefühl seiner Schönheit auf dein Herz wie auf kein anderes gemacht hat! Tausende können von ihm gereitzt werden, du allein kannst fühlen was er wirklich Schönes an sich trägt; du allein paarst Achtung, Liebe, mit Bewunderung! Zu diesem Ausdruck bedarf es keiner Worte; die Darstellung deiner Empfindungen liegt in deinem Betragen. Du sprichst vielleicht am vernehmlichsten, wenn du da schweigst, wo andere noch Worte finden! Aber,

n du sprichst, o! so laß dein Herz reden, und den
n des Edeln und Schönen über deinen Ausdruck
hen!

Nur dem Körner kann es hingehen, wenn er seine
gelöschte Pfeife an den blitzenden Augen der Herzogin
der anzustecken wünscht. Nur die eitle Elisabeth
n es wohl nehmen, wenn der Holländer eine Nacht
hren Armen mit seinem Leben zu erkaufen bereit ist!
wirst der Geliebten sagen, daß sie andern ihre todte
m leihen könne, und daß dich noch der bloße Ausdruck
er Seele bezaubern würde! Du wirst ihr sagen, daß
Herz und ihr Schönheitssinn sich in jeder ihrer Bewe-
ngen mahle, daß man sich ihr mit Staunen nahe,
r sie mit Rührung verlasse! Du wirst es ihr in Augen-
cken sagen, worin sich ihre Gestalt am vortheilhaftesten
gt, worin sie sich selbst ihrer Reitze bewußt seyn kann;
s Zusammentreffen eures beyderseitigen Urtheils wird
e Gewähr für deinen Geschmack und deine Wahrheits-
be leisten, und du wirst sicher seyn zu überzeugen.

Höheren Werth lege auf ihre Talente! Aber lobe
, daß sie Werth auf deinen Beyfall legen kann! Zeige,
ß du Gefühl für die Eigenthümlichkeit ihres Geistes,
r die Zartheit der Empfindung hast, die sie in alles
ringt, was sie angreift. Nur dasjenige Lob kann
ühren, was Kenntniß des Lobenswerthen zeigt! Ver-
chwende es nicht; Sparsamkeit erhöht hier die Gabe!
obe mehr durch Aufmerksamkeit als durch Worte, und
wisse selbst mit Bescheidenheit zu tadeln!

Daß aber vor allen dein Beyfall diejenigen Hand-
lungen treffe, die den sittlichen Werth deiner Geliebten
gründen! Sag' ihr, daß du sie nicht so wohl darum be-
wunderst, daß sie der Jugend deines Geschlechts gefalle;

aber daß alle vernünftige Mütter ſie als Muſter für ihre Töchter aufſtellen, das ſey dir an ihr ſo werth! Solch ein Lob gründet zugleich den Ruhm ihres Charakters und des deinigen! Laß dir hier nichts entſchlüpfen, nichts gleichgültig ſeyn, was durch den Werth der Tugend Anſpruch auf das Mitgefühl deines Herzens hat! Wie glücklich wirſt du ſeyn, wenn ſie einen doppelten Lohn für jede gute That in ſich ſelbſt und in deinen Augen findet!

Einſt aß ich an der Tafel eines Großen in Geſellſchaft eines liebenswürdigen Mädchens, das edel geliebt wurde. Es ſaß an der Seite des Fürſten, ſeinem Liebhaber gegenüber. Am Ende des Mahls wurden ſeltene Früchte aufgetragen. Der Fürſt ließ ſie herumgeben, als aber die Reihe an einen der Gäſte kam, einen Greis, dem er nicht wohl wollte, ſo befahl er laut dem Bedienten, dieſen zu übergehen. Alles ſtaunte, alles ſchwieg! Das edle Mädchen faßte allein den Muth, die unerhörte Beleidigung zu verſüßen. Es blickte den Geliebten an, und ſandte dem übergangenen Greiſe ſeinen eigenen Antheil an den Früchten zu. Der Fürſt ſah es, erröthete und ſchwieg. Keiner wagte es, dem Mädchen ſeinen innern Beyfall zu bezeugen. Aber im Auge des Liebenden zitterte die Thräne der Achtung, der Dankbarkeit, der Bewunderung! Er ſagte nichts, aber er ſagte alles, und wie hielt ſich die Edle dadurch belohnt!

Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß Weiber denjenigen am ſtärkſten lieben, der ihren Schwächen am ſtärkſten huldigt. Es iſt nicht wahr! Eine ſolche unbedingte Gefälligkeit iſt ein Mittel, geduldet, gelitten zu werden, aber nicht das Herz an ſich zu ketten. Willſt du dieß feſſeln, ſo erwecke Achtung für deinen feſten, hohen männlichen Charakter, der den Beſitz des geliebten Weſens

über alles, aber nicht über ſeine ſittliche Würde ſetzt, und lieber einſam in dem Bewußtſeyn ſeiner Selbſtgenügſamkeit trauern, als in einer Verbindung, die mit Aufopferung der Achtung für die gepaarte Perſon erkauft wird, ein bloß ſcheinbares Glück genießen will. Laſſe dreiſt das Mißfallen merken, welches dir eine Schwäche, eine Uebereilung, eine Unvorſichtigkeit der Geliebten einflößt! Freylich muß dein Unmuth keine mürriſche Strenge, keine Herrſchſucht zeigen; freylich muß die Geliebte fühlen, daß es dich um ihretwillen ſchmerzt, daß ſie deiner Achtung minder würdig erſchien; freylich mußt du bey aller deiner Strenge zart zu behandeln wiſſen. Aber wenn Edelſinn und Liebe dich leiten, ſo ſey ſicher, die Edle wird in deinem Ernſt den Wunſch, ſie ununterbrochen zu achten, nicht verkennen. Sie wird ihren Fehler in Geheim verbeſſern, ſie wird die Freude, die ſie darüber in deinen Augen blinken ſieht, mit Wonne wahrnehmen, und das Gefühl deiner Gerechtigkeit, die Ueberzeugung, daß dein Beyfall nur durch wahren Werth errungen werden muß, wird ſie mit ſtärkerer Gewalt an deine Perſon anziehen.

Künſte zu verführen, nicht Künſte zu lieben ſind es, die den Liebhaber lehren, Schleichwege zu gehen, um das Herz der Geliebten zu fangen; ihre Zofen zu beſtechen, die Geſpielinnen lächerlich zu machen, Zwiſtigkeiten in den Freundſchafts- und Familienverbindungen zu ſtiften, um als Vertrauter wichtig zu werden, u. ſ. w. Alle dieſe Mittel einer elenden Intrigue verſchmäht die Liebe, und beſonders die edle. Sie traut dem Dienſtbothen nicht die Gewalt zu, das Urtheil oder das Herz des edeln Weibes zu lenken. Sie nimmt dreiſt die Vertheidigung der verkannten Unſchuld über ſich, wenn

gleich der Ausspruch der Geliebten sie verdammt; überzeugt, daß sie zu stolz sey, um ihren Vorzug auf Herabwürdigung ihrer Gespielinnen zu gründen. Sie sorgt endlich zu sehr für das Glück der Geliebten, als daß sie das ihrige auf Kosten des Genusses erkaufen sollte, den Freundschaft und häusliche Einigkeit dem angebetteten Gegenstande gewähren.

Aber gütig, herablassend, höflich wird der edel Liebende gegen die Dienstbothen der Geliebten allerdings erscheinen. Dieß sind Folgen seiner Denkungsart überhaupt, und es ist natürlich, daß diejenigen, welche die Geliebte zunächst umringen, sie besonders erfahren. Behutsam in seinem Urtheile über Menschenwerth wird er seyn, wo es von dem der Geliebten abweicht, und schonend und bescheiden in seinem Widerspruche. Er wird sein Ohr gern gerechten Klagen über unglückliche Verhältnisse engerer Verbindungen leihen, und Vertrauen verdienen, ohne Anvertrauung zu erpressen.

Durch Geschenke, welche die Habsucht und die Eitelkeit befriedigen, wird die Gunst gewöhnlicher Weiber gewonnen. Aber die edle Geliebte verschmäht jedes Geschenk, das nicht seinen Werth durch das Herz erhält das es darbiethet, und je unzweydeutiger dieser Werth und ihre Uneigennützigkeit bey der Annahme erscheint, um desto kostbarer wird die Gabe.

Wem ist die Geschichte des edeln Friedrichs nicht bekannt, die uns Bocaz aufbewahret hat! Er hatte sein ganzes Vermögen aufgewandt, um das Herz einer schönen Wittwe durch prächtige Feste und schimmernde Huldigungen zu gewinnen. Umsonst! Sie wollte fernerhin nur zärtern Empfindungen als Mutter Raum geben, sie wollte für ihren einzigen Sohn leben. Nichts blieb dem ver-

ten Friedrich übrig, als ein kleines Gütchen, deſſen
hſter Werth in der Jagdgerechtigkeit beſtand, die er
ch einen treuen Falken ausübt. Die Geſchicklichkeit,
nit dieſer das Wildpret fing, diente, ihn kümmerlich
ernähren. Der Ruf des ſeltenen Vogels kommt vor
Ohren des Sohnes der ſchönen Wittwe; dieſer wünſcht
eifrig ihn zu beſitzen, daß er vor Begierde darnach
ankt. Die Mutter, einzig bekümmert um die Er-
tung ihres Sohns, beſucht unſern Friederich, in der
ſicht, ihn um dieß ſein Letztes zu bitten. Aber ver-
en, ihr unbeſcheidenes Geſuch anzubringen, verſchiebt
es bis ans Ende des kärglichen Mahls, das ſie bey
n einnimmt. Nun tritt ſie damit hervor! O Erſtau-
n! Der Arme hat den Falken ſchon hingegeben, um
, die alles für ihn iſt, ein Gericht, einen vorüberge-
nden Genuß davon zu bereiten. So viel Aufopferung
an nicht unbelohnt bleiben. Mag der Knabe ſterben:
e Mutter verſpricht dem edeln Friederich die Hand und
s Herz, die ſein ganzer voriger Aufwand nicht hatte
winnen können.

Wie vollkommen gab hier die Liebe! Und dennoch
ebt es noch edlere Gaben! Noch edlere? Ja! Die Ver-
lung unſers Weſens um der Liebe willen; die Vered-
ng des Weſens der Geliebten aus Liebe! Jenes Beſtre-
n, uns der Geliebten immer würdiger zu zeigen, jene
höhete Kraft, jene regſamere Lebendigkeit, mit der wir
nſere ſittliche Würde zu erhöhen ſtreben: jene Opfer,
ie wir der Liebe durch Beherrſchung eingewurzelter
Schwächen darbringen; jene Beſtändigkeit, jenes Aus-
auern unter allen Hinderniſſen, die weibliche Zartheit
nd äußere Umſtände der Vereinigung entgegen ſetzen;
ner Zuſammenhang in unſerm Betragen, woraus die

anhaltende und feine Aufmerkſamkeit auf das Wohl der Geliebten hervorſcheint; jene Aufforderung der Geliebten zu allem was gut und ſchön iſt, durch unſer Beyſpiel, durch unſern Rath, durch unſern Beyſtand; — das ſind die Gaben, das ſind die Geſchenke, die ein edles Herz am ſicherſten rühren, die ſo ſchwer zu geben ſind, und woran der Arme oft vermögſamer iſt als der Reiche.

Glücklich derjenige, der, noch ehe er auf den Nahmen des beglückten Liebhabers Anſpruch machen darf, der Geliebten einen Trauten, einen Bruder in ſeiner Perſon darſtellen kann, deſſen ſicherer Umgang, deſſen Rechtſchaffenheit, Billigkeit, Einſicht, ihr Troſt, Rath, Leitung und Stütze gewähren! Welch ein edles Geſchenk macht er ihr mit ſeiner Perſon! Ein Geſchenk, das länger dauert als ſeine Leidenſchaft währt, und ihr auch dann, wenn dieſe, unter verlorner Hoffnung ihr Herz zu gewinnen, verſchwunden iſt, noch immer den Mann ſichert, der ihrer Achtung und ihres Vertrauens werth iſt!

So giebt die Liebe edel! Sie giebt ſchön, wenn die Form der Einkleidung die Gabe ſchmückt. Man kann ſchön geben, ohne Wahrheit und ohne Adel. Aber das höchſte Ideal einer Gabe iſt das edle und ſchöne Opfer aus liebendem Herzen.

Rouſſeaus Freundin gab ihm den Rock, den ſie ſelbſt getragen hatte, um ſich ein Leibchen daraus machen zu laſſen. So giebt wahre Liebe! Sie lehrt die feinen Beziehungen zwiſchen demjenigen, was uns perſönlich war, und andern perſönlich werden ſoll. Aber in der Gabe lag nichts, was den Sinn des Edeln oder des Schönen verrathen hätte.

Alexis will die Geliebte an ihrem Geburtstage mit einem Geſchenke erfreuen, das ihres Herzens würdig ſey. Er macht eine nothdürftige Familie wohlhabend, für die ſie ſich intereſſiert hat. Alexis, ruft ſie, als die Glücklichen ihr als der Urheberin ihres Wohlſtandes danken, Alexis! nur Sie konnten ſo liebend und ſo edel zugleich geben! O Freundin! antwortete er, welchen Dank kann ich verdienen! Ich habe mein Daſeyn vermehrt, da ich die Herzen vermehrte, die ſich des Ihrigen freuen! Alexis ſchmückt noch ſeine liebende und edle Gabe!

Edler als durch gewöhnliche Geſchenke wirbt der Mann um die Gunſt der Geliebten durch ruhmvolle Thaten. Aber wenn es nicht Liebe iſt die ihn leitet, wenn es einzelne unzuſammenhängende Handlungen ſind, wodurch er vor den Augen der Menge glänzen, und ſich vor der Geliebten auszeichnen will; was hat das Herz davon, was der Sinn des Edeln und Schönen?

Laß den verwegenen Abenteurer den Stier in den Schranken der Hetze bekämpfen, um von der ſchönen Königin zur Ehre des Handkuſſes gelaſſen zu werden; laß den Staatsmann Krieg und Verheerungen beſchließen, den Feldherrn ſie ausführen, um die Gunſt der Buhlerin zu erwerben, deren ehrſüchtiges Geheiß als Grund dieſer Greuel dereinſt von der Geſchichte verkündigt werden wird; — was geben dieſe Edles und Schönes durch Liebe? Und wenn der Ritter unter dem Anruf ſeiner Dame Mauern erſtiege, wenn Petrarca den Nahmen ſeiner Laura unſterblich machte, was könnten dieſe einzelnen abgeriſſenen Thaten und Werke, die eben ſo wohl der Eitelkeit, dem Ehrgeiz und der Begeiſterung angehören können, für Liebe und Adel der Seele beweiſen?

Nein! derjenige allein verkündigt den wahren Ruhm seiner Geliebten durch seinen eigenen, der den Ruf eines Charakters gründet, der durch Liebe zu einem edeln Gegenstande ganz veredelt ist.

Man lieset einen Zug in den Romanen der Astrea von d'Urfé, der mir vortrefflich zu seyn scheint. Zwey Nymphen finden den Leichnam eines Schäfers von ihrer Bekanntschaft. Sie treffen Briefe bey ihm an, die von Liebe athmen. Wie, fragt die eine, dieser Schäfer liebte? Das habe ich nicht bemerkt. Wie konnte Ihnen das entgehen? sagt die andere: er war ein so rechtschaffener Mann!

O ihr, die ihr dem Ruhme nachstrebt, wodurch ein edles Herz gewonnen werden mag! daß man von euch sage: er ist ein so würdiger Mann, er hängt an einem so würdigen Weibe!

Dreyzehntes Kapitel.

Veredelte und verschönerte Begünstigung des Anschauungshanges der Geliebten bey der Contemplation des liebenden Mannes.

Weiber, die ihr dieses leset, sagt, ist nicht das Bild eines Mannes in eurer Phantasie entstanden, dem ihr, unabhängig von aller weitern Rücksicht, ob es eurem Anbeter gleiche, ob sein Original in der Natur neben euch existiere, euren Beyfall, eure Bewunderung nicht versagen könnt! dem ihr eine allgemeine Würdigkeit, von jedem Weibe geliebt zu werden, zutrauet? Ich darf es hoffen! Und glaubt es mir, wenn ein solcher Mann nun wirklich neben euch existierte, und euch anbetete, so

würdet ihr dennoch in gewiſſen Augenblicken eure Aufmerkſamkeit ganz von der beſondern Beziehung, worin er zu euch ſtände, abziehen, ſein Weſen wie ein Bild mit Wonne anſchauen, und euch ſagen: wenn ich den Mann auch nicht von Perſon kennte, wenn er mir beſonders nicht ſo intereſſant wäre; ich müßte ihn nach der bloßen Beſchreibung meiner eigenen und aller meiner Geſpielinnen Bewunderung werth achten! Wohl demjenigen, der dieß Gefühl erweckt! der häufig der Geliebten dieſen uneigennützigen, aber mit den ſelbſtiſchen Empfindungen des Stolzes und der Eiferſucht auf ſeinen Beſitz, ſo wie mit der ſympathetiſchen der Freude an ſeinem Wohl ſo nah verwandten Genuß für den Beſchauungsthang bereitet! Dadurch allein entſteht jene Begeiſterung, ohne deren Mitwirkung ſchwerlich warme Zärtlichkeit, am wenigſten Leidenſchaft entſtehen kann! Und wehe dem, der ſeiner Geliebten nie dieß Gefühl einflößt; der nur durch Eigennutz, nur durch Sympathie ihrem Herzen intereſſant wird! Es wird ein Haupteinſchlag in dem Gewebe der Zärtlichkeit fehlen, womit er ſie an ſich zu hängen ſucht, und nie wird dieß den gehörigen Grad der Feſtigkeit erhalten.

Eilftes Buch.

Veredelter und verschönerter Genuß der Liebe.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Unsterbliches Andenken, selige Gegenwart, begeisternde Hoffnung! Bilder dessen, was ich durch Liebe empfand, empfinde, zu empfinden möglich ahnde! stellt euch in aller Klarheit und Stärke vor meiner Seele dar, und daß die Wärme, die mein Wesen durchströmt, in meine Worte dringe!

Wer wagt es, die Freuden der edeln Liebe zu schildern? Ach! hat sie nicht unzählige Kräfte Wonne zu geben, unzählige Wege Wonne zu empfangen? Sie, die ungebunden an Zeiten, ungebunden an Oerter, im Glück und im Unglück, beym Streben und im Besitz, im Reiche der Wirklichkeit und der Chimäre, alles beseligt, alles veredelt, alles verschönert! — Halt ein Verwegener! Kein endlicher Geist mißt ihren erhabenen Gehalt, kein sterbliches Auge faßt ihre schönen Formen zusammen!

O du, der du so mit mir fühlst, ich will dich nicht über Empfindungen belehren, die du längst gekannt hast, und die keine Darstellung denjenigen kennen lehrt, der sie nicht gehabt hat! Ich bin nicht anmaßend genug, zu glauben, daß ich ein Bild, würdig der Göttlichen, die wir beyde verehren, liefern könne! Aber vereinige dich mit mir: folge den Zügen, die ich vorzeichne, mit deiner Erfahrung, mit deiner Phantasie und deinem Herzen! So werden wir ein Gemählde der Wohlthaten, die wir von der Göttin empfangen haben, in ihrem Tempel wie eine tabula votiva, wie ein Gelübde aufhängen dürfen, dessen kunstlose Form durch die frommen Gesinnungen des Gebers geheiligt wird: ein Denkmahl unserer Dankbarkeit, eine labende Erinnerung für eine eherne Zukunft!

Noch darf ich von Liebe reden: noch kann ich ihre Wonne fühlen; aber das Schicksal ist veränderlich, die Natur gebrechlich, und das Alter übereilend! Bald werde ich nur ein Herz für Freundschaft, für Menschen- und Bürgerliebe übrig behalten! Bald werde ich den Myrthenkranz, der noch mein Haupt umschlingt, mit der Krone des Epheus und des Eichenlaubs umwinden müssen! Für diesen Zeitpunkt will ich den gegenwärtigen, wenn auch mit schwachen Umrissen, aufbewahren, damit ich beym Rückblick auf diese Blätter mit edelm Stolze und süßer Schwermuth mir sagen kann: Auch ich war in Arkadien!

Zweytes Kapitel.

Erwachen unſers Weſens zur Liebe.

Dumpf und träge, ohne wahren Antheil an ſeinem eigenen Daſeyn und an allem, was ihn umgiebt, irrt derjenige umher, in dem die Anlage zur Liebe ihre Beſtimmung noch nicht erreicht hat. Leere des Herzens, undeutliche Ahndungen, unbeſtimmte Wünſche nach Ergänzung ſeines Weſens treiben ihn auf: er ſucht, er verwickelt ſich in Schlingen, die Eitelkeit und Sinne ſeiner Unerfahrenheit legen. Aber ſein edler Geiſt erkennt die Verirrung: er reißt ſich los, und kehrt zu ſich ſelbſt zurück. — Zu ſich ſelbſt? Ach! was iſt er ohne jene Anhänglichkeit an einem Weſen außer ihm, wozu das Bedürfniß mit ihm geboren wurde; ohne jene Energie eines geſpannten Zuſtandes, an deren Gefühl ſeine Seele gewöhnt iſt! Er wirft ſich in die Arme eigennütziger Leidenſchaften: Ehrgeiz ſoll forthin ſein ganzes Weſen ausfüllen. Umſonſt! Bald erblickt er ſich mit Schrecken unter dem Bilde des ſelbſtſüchtigſten Weſens; er ſchaudert vor dem Spalt zurück, der ihn von Natur und Menſchen trennt, und ſehnt ſich nach dem matten Scheine des Glücks, der die vorigen Irrungen ſeines Herzens begleitete. Er will dieß mit ſeiner Vernunft, mit der Wirklichkeit vereinigen; er verlacht die Ideale ſeiner Jugend, er verwechſelt den Trieb nach Häuslichkeit und Sinnlichkeit mit Liebe, und hängt ſich, um an Etwas zu hangen, an ein harmloſes Geſchöpf, das jene Triebe begünſtigt. Nicht lange, ſo führen ihn Langeweile, wehmüthiges Trauern über den Abſtand von dem verbündeten, aber nicht mit ihm vereinigten Weſen, Gefühl einer zwangvollen, immer herabſinkenden Lage, mit der verglichen ſeine vorige

Einſamkeit ihm noch erträglich dünkt, an den Rand der Verzweiflung. Jetzt tritt ſein guter Genius hinzu! Er zeigt ihm das Weſen, beſtimmt das ſeinige zu ergänzen, und eine neue Schöpfung hellt ſich vor ſeinen Augen auf: ein neues Leben durchdringt ihn, er glaubt wieder an Liebe, er glaubt wieder an Adel und Schönheit! O Mutter Natur, du ſammelſt den Verlornen zu deinen Kindern!

Wie fühlt er ſich nun ſo ausgefüllt, ſo verwandt, ſo genügend mit allem, ſo muthig, ſo vertrauend zu andern und ſich ſelbſt! Welche erhöhete Beweglichkeit und Reizbarkeit in jeder Muskel und in jedem Nerven. Welche verjüngte Animalität in dem ſchneller kreiſenden Blute! Welcher Reichthum von Bildern in der geſpannten Phantaſie! Welcher Scharfſinn in dem verfeinerten Geiſte! Und vor allen welche Fülle des wieder erweiterten Herzens!

Zwar hat dieſer Zuſtand auch ſeine Ungewißheiten, ſeine Bekümmerniſſe, ſeine Niedergeſchlagenheit, ſeine Ermattung. Aber ſie wechſeln mit ſanftem Genügen an kleinen Vortheilen, mit hoher Entzückung über einen Gewinn, der wichtige Ausſichten eröffnet, mit Träumen künftiger ganz ungemiſchter Seligkeit; und eben dieſer Wechſel von Furcht und Hoffnung, von Verſagung und Genuß, von Bedürfniß und Wonne, erhöht den Reiz der Situation des Liebenden. Eine ſüße Schwermuth, Folge des Gefühls unſerer Abhängigkeit von dem geliebten und noch nicht gewonnenen Weſen, in welchem wir uns ſelbſt mit der ganzen Welt um uns her verlieren, geſellet ſich zu jener raſtloſen Thätigkeit, die den Geiſt ſo angenehm beſchäftigt, wenn er das allmählige Fortrücken ſeiner Plane bewacht, und jene Schwierigkeiten über-

windet, die ſich ihm bey der Eroberung eines Herzens, an deſſen endlichem Beſitz er nicht verzweifelt, entgegenſetzen!

So führt ſchon die einſeitige Liebe ihre großen Süßigkeiten mit ſich, und es giebt viele Menſchen, welche die Periode der Bewerbung für die glücklichſte in der Liebe halten. O ihr Egoiſten! wie verkennt ihr das Weſen dieſer Liebe und die höheren Freuden, welche die Vereinigung der Herzen mit ſich führt. Dieſer Zuſtand von Spannung und Erhöhung eurer Kräfte iſt Anfang des Verhältniſſes, worunter die zuſammengeſetzte Perſon erſcheint, iſt Theil ihres Ganzen, und in ſo fern gehört er mit zur Liebe, in ſo fern wird euch deſſen Genuß gegönnt. Aber glaubt nicht, daß er unbedingte Folge der Liebe ſey; die eigennützigſte Leidenſchaft kann ihn mit ſich führen! Glaubt nicht, daß er der ſüßeſte Genuß ſey, den ſie darbiethet! Für denjenigen, der wahrhaft liebt, iſt die Gewißheit gelungener Vereinigung der Herzen ganz anders reitzend, als das Gefühl des Nachſtrebens! Sucht ihn daher nicht willkührlich zu verlängern, dieſen Zuſtand, durch Hinderniſſe, die ihr der Vereinigung ſelbſt in den Weg legt, euch in der edlen Beſtimmung gemeinſchaftlich glücklich zu ſeyn, aufzuhalten, und durch eine Unruhe, die euch einſeitig angenehm iſt, die Ruhe der Geliebten zu ſtören! In dieſen Irrthum ſind viele Schwärmer gefallen; dieſen Fehler begehen viele müſſige Intriguanten. Aber Liebe iſt mehr wie eine Beluſtigung, wie ein Spiel, das mit dem Bekenntniß der Gegenliebe endigt; mehr wie ein ſchaler Roman, deſſen Intereſſe hinſchwindet, ſobald die Hinderniſſe überſtiegen ſind, welche die Herzen der Liebenden trennen!

Du, den das Schickſal ohne dein Verſchulden länger in dieſer geſpannten Beſtrebung erhält, ſuch ihr eine edle und ſchöne Richtung zu geben! Fühle dich dadurch geſtärkter zu großen Geſinnungen und Thaten, erweichter für die Eindrücke allgemeiner Menſchenliebe! Laß die Welt um dich her in ſchönerer Geſtalt erſcheinen, laß jedes deiner Werke, deiner Worte, deiner Handlungen von dem Geiſte athmen, den nur die Liebe zu einem edlen Gegenſtande, und der Wunſch ſeiner würdig zu ſeyn, ihnen einhauchen kann. Dann wirſt du dich mit Rouſſeau über dein niedriges Selbſt heben; dann wirſt du mit Petrarca in den Blüthen der Bäume Liebesgötter flattern, in deiner Geliebten das Ideal weiblicher Sittlichkeit und Anmuth ſehen, und mit Plato, Raphael und Milton dich zu dem Urbilde der Schönheit hinauf ſchwingen! Dein Beyſpiel wird die Geliebte zur Tugend entflammen, und zu einer Zeit, worin ſie noch nicht das Glück der Liebe mit dir theilt, wirſt du bereits durch die erweckten Gefühle der Achtung und Nacheiferung ihr ein hohes Gut und einen ſüßen Genuß bereiten.

Drittes Kapitel.

Erſtes Auffinden der Gegenliebe.

Herder ſagt: den höchſten Grad der Entzückung in der Liebe ſuche ich in dem erſten glücklichen Finden, in dem über alle Beſchreibung glücklichen Augenblicke, in dem die Geliebten gewahr werden, daß ſie ſich lieben!

Freylich ein hoher Grad der Entzückung, ein ewig merkwürdiger Augenblick! Aber warum der höchſte Grad,

warum der einzige Moment in der Liebe, dessen Glück unbeschreiblich wäre? Ach! Vollständigkeit und immer wachsende Sicherheit des Bewußtseyns, daß wir geliebt werden, sind der Neuheit wohl werth! Welche Wonne, sich nach unzähligen Beweisen immer bey dem letzten sagen zu können: so ward ich noch nicht geliebt, ich werde ewig geliebt bleiben!

Und wenn nur die Entzückung über dieß erste Ausfinden der Gegenliebe wirklich immer der Liebe, nicht so oft der befriedigten Eitelkeit gehörte! O Weiber, harmlose Opfer der Ränke ausgelernter Verführer, wie geb' ich euch die Kennzeichen an, welche den Uebermuth des Siegers von der Freude des erhörten Liebenden unterscheiden? Jener denkt nur an die Verherrlichung seines Triumpfs; er schont nicht eurer Zartheit, achtet nicht der innern Bedenklichkeiten, der Selbstüberwindung, die euch das Geständniß kostet, daß ihr überwunden seyd. Sein Auge funkelt von Selbstgefühl und Anmaßung, seine Gestalt hebt sich und schauet auf euch herab, wie auf eine schwer errungene Beute. Seine Wonne an dem gegenwärtigen Gewinn ist vorübergehend; neue Forderungen nach vollständigeren Beweisen eurer Gunst folgen bald auf den Schein der Befriedigung. Aber der wahrhaft Liebende, mehr bekümmert um euer Wohl als um sein eigenes, theilt mitten in seiner Entzückung die Mühe, die euch euer Bekenntniß kostet. Er weiß, wie viel ihr über eure Schamhaftigkeit gewinnen müßt, ehe ihr es gestehen könnt, daß ihr liebt. Er weiß es, daß das edle Weib dadurch einen Vertrag eingeht, den es sein ganzes Leben hindurch nicht wieder brechen wird, und wobey es gemeiniglich mehr giebt und einbüßt, als es wieder erhält. Er fühlt weit weniger die

Rechte, die er dadurch bekommt, als die Verbindlichkeit, die ihm aufgelegt wird. Glücklich soll er machen; von ihm will man das Schicksal des ganzen künftigen Lebens erwarten! Wird er es machen, wird er es geben können? Diese Besorgniß mischt sich in seine Freude. Darum erniedrigt er sich selbst in dem Augenblicke seiner Erhöhung. Er läßt der Geliebten das beglückende Geständniß nicht vollenden. Das Verhüllen des Hauptes, der Druck der Hand, der gepreßte Seufzer, die der Rede vorangehen, sind ihm genug. Er sinkt zu ihren Füßen, er verbirgt sein Antlitz in ihrem Schooße, und Thränen, Thränen der Freude, des Antheils und des Entzückens verkündigen in ihm das Gefühl des feyerlichen, wichtigen Moments, der über Glück und Unglück des Lebens entscheidet!

O Sinn für Wahrheit, Adel und Schönheit! Wie unmittelbar steht dieser Augenblick unter deiner Obhut und Leitung! Bey dem Liebhaber, bey der Geliebten! Wie viel kann auch diese letzte davon in ihr Bekenntniß legen!

Wenn das wonnevolle Bestreben, den Liebenden zu beglücken, sich unverdächtig ankündigt; wenn das Hinreißende, alles Ueberwindende, alles Aufopfernde dieses Bestrebens ohne Zweydeutigkeit und Ziererey aus dem Betragen der Geliebten hervorleuchtet; wenn dieß Betragen Achtung für die sittliche Würde der vereinigten Person verräth; wenn die Form reizend erscheint; dann ist das Geständniß der Gegenliebe wahr, edel und schön!

Sophie, arm und ohne Vermögen, geliebt von einem Manne, der bey einem sparsamen Einkommen in der Verbindung mit ihr seinen Zustand verschlimmern

würde, hält mit dem Bekenntniſſe ihrer Gegenliebe zurück, um ſeiner Leidenſchaft keine neue Nahrung zu geben. Sie wird reich, und der erſte Gebrauch den ſie von der Verbeſſerung ihrer Lage macht, iſt der, dem Liebenden ihr Herz und ihre Hand anzubieten. Dieß Geſtändniß der Liebe iſt wahr und zweckmäßig.

Louiſe hat lange heimlich geliebt, aber die Ueberzeugung, daß ihre Eltern ihre Empfindungen mißbilligen würden, hält ihre Aeußerungen zurück. Ihr Geliebter wird von ſeinem Nebenbuhler beleidigt; es geſchieht vor ihren Augen, in Gegenwart ihrer Eltern und anderer angeſehenen Perſonen. Die Entzweyeten wollen ſich entfernen, um ihren Streit mit den Waffen zu endigen. Die Liebe bricht durch. Schont ſeines Lebens, ruft ſie, das meinige hängt daran! Auch hier äußert ſich die Liebe wahr und zweckmäßig.

Nehmt eine andere Liebende, die ſich gleichfalls noch nicht erklärt hat, in eben der Abhängigkeit von äußern Verhältniſſen ſehet! In ihrer Nachbarſchaft, vor ihren Augen geräth ein Haus in Brand. Der untere Theil iſt von der Flamme ergriffen, aus dem obern Stockwerke ſtrecken Unglückliche ihre Arme nach Hülfe aus, und ſchreyen ängſtlich um Rettung. Die Liebende ſieht um ſich her, ob ſich kein Retter finde, und erblickt den Geliebten, der ſich unaufgefordert durch die Flammen ſtürzt. Sie unterdrückt die Stimme, die ihn aufhalten könnte, aber eine Ohnmacht verkündigt ihre Beſorgniſſe. Als ſie daraus erwacht, ſtellt ihr der edle Geliebte die geretteten Unglücklichen vor. Sie ſtürzt vor aller Augen an ſeinen Hals. Ich darf dich lieben, ruft ſie; meine Liebe iſt mein Stolz! So zeigt ſich die Gegenliebe edel in ihrem Geſtändniſſe!

Wie edel zeigt sie sich noch in jenem Bekenntnisse das Julie that, als sie ihr Herz mit ihrer Unschuld in St. Preux Hände gab, und von seiner Großmuth, von seiner Tugend, von seinem Ehrgefühle Schutz gegen ihre eigene Schwäche erwartete! Ich weiß es, schrieb sie ihm, ich brauchte mich nur mit einiger Klugheit verächtlich zu machen, um dich zu beherrschen. Freund! ich überlasse sie dir, diese eitle Oberherrschaft: laß mir dagegen das Gefühl meiner Unschuld! Ich will lieber deine Sklavin mit reinem Herzen seyn, als deine Abhängigkeit mit dem Verlust meiner Ehre erkaufen!

Der Reiz, den das Geständniß der Gegenliebe durch die Form der Einkleidung erhalten kann, ist von der Wahrheit und dem Adel ihres innern Gehalts verschieden. Sie ist schön, diese Einkleidung, wenn sie dem niedern Beschauungsbange schmeichelt; sie ist ästhetisch schön, wenn dieß unter Leitung der Gesetze des Verstandes und der Vernunft geschieht.

Die Naivität, mit der ein unbefangenes Mädchen dem schönen Jünglinge, der ihm gefällt, bey der ersten Zusammenkunft sein Herz anträgt, kann, unterstützt von Anmuth der Gestalt, des Tons und der Geberden, auf unsere Phantasie und unser Auge wohlgefällig wirken. So schauen wir das Geständniß einer Gurli in der Indianerin in London mit Vergnügen an. So kann eine Zelie, in der Entfernung von allen Mannspersonen, außer ihrem Wohlthäter, erzogen, in dem Gesellschaftstheater der Marquise de Genlis, schön erscheinen, wenn sie mit der Stärke der Leidenschaft diesem Wohlthäter bloße Freundschaft zu bezeugen glaubt. So können die Babets, Annetten und Agnesen auf unsern niedern Beschauungshang angenehm wirken, wenn wir uns gleich bey einiger Prü-

fung ſagen, daß dieſe Zeichen innerer Empfindungen un
wahr und untüchtig an ſich ſelbſt ſind, und nur au
Albernheit und Ziererey zurückweiſen. Crebillon will
die unſchuldige Zenеis ſchildern. Ihr Liebhaber wirft
ihr vor: daß wenn ſie ihn liebte, ſie nicht ſuchen würde,
der Einſamkeit, worin ſie ſich zuſammen befanden, zu
entfliehen; daß ſie nur beſorgt für Störung ſeyn würde.
Ach! wer ſagt Ihnen denn, antwortet Zenеis, daß ich
etwas anders fürchte! Wer wird bey einigem Nachdenken
in dieſer vermeinten Naivität den decenten Witz einer
ausgelernten Buhlerin verkennen?

Jene hochherzigen Weiber in den Romanen einer
d'Urſe und Scüdery, jene Heldinnen in den Trauerſpie
len des Corneille, glauben ſich durch das Geſtändniß ihrer
Liebe etwas gegen den Liebhaber zu vergeben, und ver
fahren dabey wie Renomiſten, die ſich bey einem Ehren
handel in Vortheil zu ſetzen ſuchen. Demungeachtet
reitzen ſie durch den Schein des Erhabenen. Sylvander in
der Aſträa will ſein Leben aufopfern, um die Freundin
ſeiner Geliebten zu retten. Schonen Sie ihres Lebens,
ſagt die ſtolze Phylis, und wiſſen Sie, daß ich Sie nicht
haſſe! Wie unwahr! und dennoch liegt etwas Reitzendes
für den Beſchauungshang in der Einkleidung dieſes Ge
ſtändniſſes, vorzüglich wenn wir es aus dem Munde einer
Juno, und von ihrem Anſtande begleitet denken!

Welch ein ganz anderes Bild für Phantaſie und Auge
liefert die Oper le Magnifique. Der Liebhaber liegt
auf den Knieen vor der Geliebten. Bewacht von einem
eiferſüchtigen Vormunde darf dieſe ſich nicht durch Worte
erklären. Aber ſie hält eine Roſe in ihren Händen, und
der Liebhaber will in dem Falle der Blume das Zeichen
ſeines Glücks und der Ergebung ihres Herzens erkennen.

lange bleibt die Rose bey allem Flehen des Liebhabers unbeweglich; jetzt fängt sie an in der zitternden Hand zu wanken; sie sinkt, sie hebt sich wieder auf, aber endlich fällt sie nieder! Wie anziehend diese Blume, dieses durch Liebe belebte Wesen! Und zugleich wie bestimmt, wie zusammenhängend, wie innerlich wohlgeordnet, wie angemessen zu den äußern Verhältnissen dieß Zeichen einer innern Empfindung! Welch ein schönes Ganze, als bloße Form betrachtet!

Deutlicher auf Liebe zurückweisend erscheint eben diese Form in der Erzählung von Marmontel, le Connoisseur. Celicour steht bey Agathen, als ein Feuerwerk vor dem Hause ihres Onkles abgebrant wird, an der Oeffnung eines Fensters. Die übrige Gesellschaft, aufmerksam auf das Schauspiel, bemerkt nicht unser Paar. Seine Hand findet die ihrige, und sein Zittern verräth die Bewegung, welche die zufällige Berührung in ihm hervorbringt. Sie will ihre Hand zurückziehen, er wagt es sie aufzuhalten. Ihre Augen begegnen sich; die seinigen bitten um Gnade. Sie fühlt, daß sie ihm wehe thun wird, wenn sie ihren Entschluß ausführt, und läßt ihre Hand liegen. Aber sie ist geschlossen, diese Hand; Celicour darf sie nach und nach entfalten, er darf sie zärtlich drücken; Sie erwidert nicht den Druck, aber sie leidet ihn, und der Liebende, dreister nach dieser Gefälligkeit, zieht die geliebte Hand an sich. Er beugt ihr seine Brust entgegen, er führt sie an sein Herz! Nun will sie entwischen, aber er hält sie so lange gefangen, bis das schüchterne Wesen das Klopfen seines Herzens fühlt. O der magnetischen Kraft! o des Triumpfs! des Entzückens! Celicour braucht nicht mehr diese Hand anzudrücken; sie bietet sich selbst spähend seinen Herzschlägen entgegen! Ihre Blicke schmelzen

ſchmachtend in einander, und legen das rührendſte Bekenntniß ihrer gelungenen Vereinigung ab. Doch nun geht ein großer Kranz von Raketen in die Luft und das Feuerwerk naht ſich ſeinem Ende. Während daß alles um ſie her die Pracht des Schauſpiels bewundert, drückt Agathe noch einmahl ſtärker ihre Hand an das Herz des Geliebten, und ein brennender Seufzer, in dem ſie beyde zuſammen treffen, verkündigt ihren Schmerz über die zu frühe Trennung.

Ich will die Gemählde nicht weiter häufen. Leſet die Darſtellung einer Gabrielle de Vergy, einer Prinzeſſin von Cleve, und jene nicht genug gekannte Epiſode der Liebe des Brutus zur Lucretia in der Clelie, um zu fühlen, wie der Ausdruck erhabener Liebe durch die Einkleidung ihres Geſtändniſſes gehoben werden könne.

Viertes Kapitel.

Genuß phyſiſcher Gegenwart.

Ihr Glücklichen! Ihr wißt nun, daß ihr euch wechſelſeitig liebt! Neue Wünſche, neue Wonne, neues Bedürfniß, neue Befriedigung heben für euch an!

Ihr ſtrebt nach der ſinnlichſten und ununterbrochenſten Ueberzeugung, daß eure Weſen vereinigt ſind, daß zwey Menſchen, die gewaltſam getrennt waren, jetzt zu einer Perſon zuſammengeſetzt ſind! Das ſucht ihr euch wechſelſeitig anhaltend zu bezeugen? Ja, aber nicht mit der Anmaßung, es deutlich zu machen. Es bricht durch, es geſchieht, ohne es zu wollen, zum Theil ohne es zu wiſſen.

Willst du das eitle gefallsüchtige Wesen, das Wesen, dem mehr an Beschäftigung als an Ausfüllung seines Herzens gelegen ist, von dem zärtlich liebenden unterscheiden, so prüfe sein Betragen in denjenigen Augenblicken, worin es sicher zu seyn glaubt nicht von dir bemerkt zu werden. Ueberrasche es da, wo es auf sich selbst nicht achtet, sein äußeres Betragen nicht bewacht! Ja, sieh nicht auf die einzelne Handlung, sieh auf das Betragen im Ganzen. Der unwillkührliche, anhaltende, stets rege Wunsch, sich mit dir in Vereinigung zu denken, das Streben nach Zusammensetzung der Personen, das sich oft unverdächtiger in Kleinigkeiten als bey wichtigen Vorfällen äußert, das bürgt allein für die Wahrheit der Gegenliebe. Alle andere Beweise sind unzuverlässig, sind trüglich. Die Kunst macht sie alle nach, und wenn du gar eine Ziererey bemerkst, diese Beweise recht auffallend für dich und andere zu geben, so sey sicher, daß das Herz kalt und ungerührt ist. Ich habe eine Dame gekannt, die in der Gesellschaft mit mehreren Personen zuweilen mit einer Art konvulsivischer Zuckung nach dem Gewande oder nach der Hand des Geliebten griff, und dann mit der Anmaßung, bemerkt werden zu wollen, um sich her sah. Der Sinn des Wahren ward dadurch eben so beleidigt, als der Sinn des Schönen.

Der erste Genuß, dem die Vereinigung der Herzen nachstrebt, ist das Gefühl physischer Gegenwart. Unerklärbar für jeden, unbegreiflich und lächerlich für alle, die nicht lieben, ist diese Begierde, sich zu sehen, und zusammen zu seyn, welche Liebende auszeichnet. Wo sie dieser Gegenwart nicht wirklich theilhaftig werden können, da symbolisieren, da allegorisieren sie diese durch Bilder, die oft nur ihnen verständlich seyn können. Seht,

der Mensch, der sich der Geliebten zuletzt genähert hat, ist ein Auserwählter, der des Anblicks einer Gottheit theilhaftig wurde! das Gewand, das sie abgelegt hat, ist die Relique einer Heiligen. Die Locke von ihrem Haupte ist ein Theil ihres Wesens; das Licht das sie umscheint, die Luft die sie einathmet, das Zimmer, die Stadt die sie umgeben, die Wege die dahin führen, alles das sind Theile von ihrem Selbst! Nach dem Grade der Annäherung zu der Person der Geliebten mißt der Liebende alle Formen. Ist er mit ihr unter einem Dache, so fühlt er sich glücklicher, als wenn nur die nehmlichen Stadtmauern ihn mit ihr umschließen, und muß er auch aus diesen weichen, so fängt die ganze Schreckniß der Einöde erst da an, wo er die Thurmspitze ihres Wohnorts aus dem Gesichte verliert. Was liegt dabey zum Grunde? Was anders, als daß die Liebenden sich besitzen, die sinnlichste Ueberzeugung empfinden wollen, daß ihr ganzes Wesen, daß alle ihre Verhältnisse möglichst vereinigt sind!

Wo dieser Trieb nach physischer Gegenwart, dieser Geschmack an Symbolisierung der geliebten Person bey den entferntesten Veranlassungen nicht vorhanden sind, da ist auch keine warme Zärtlichkeit, und am wenigsten leidenschaftliche Liebe vorhanden. Diese suchen ihren Gegenstand auf, auch da, wo sie sicher sind ihn nicht zu finden. Wer vor der Wohnung der Geliebten, die sie längst verlassen hat, vorbeygehen kann, ohne einen Blick, ohne einen Seufzer nach den öden Fenstern hinauf zu schicken, der liebt nicht die Person, der liebt nur das Verhältniß, worin er mit ihr steht.

Rousseau läßt seine Julie ausrufen: welch ein trauriger Zufluchtsort für zwey Liebende, der einer

Aſſemblee! Welche Qual, ſich vor läſtigen Zeugen unter unaufhörlichem Zwange zu ſehen! Dafür beſſer der Gegenwart ganz entbehren!

Ach! das iſt die Sprache des Unmuths ſolcher Liebenden, die ſich in ungeſtörten Zuſammenkünften vereinigen. Aber für denjenigen, der kein anderes Mittel kennt, der Gegenwart der Geliebten froh zu werden, für den bleibt die zwangvolleſte Zuſammenkunft noch immer Bedürfniß und Genuß! dem werden die langweiligſten Geſellſchaften, der unbedeutendſte Zeitvertreib unterhaltend durch die Annäherung an die Hälfte ſeines Weſens! Eine Luft mit ihr einzuathmen, ihre Geſtalt zu erblicken, den Ton ihrer Stimme zu hören; das iſt mehr, als alle Einbildungskraft zu geben vermag! Aber freylich nur für das Herz! Der begeiſterte Egoiſt iſt glücklicher in der Einſamkeit mit ſeinen Bildern.

Aber ſoll die Liebe in dieſem Streben nach Vereinigung wahr und tüchtig erſcheinen, o ſo verwechſele ſie es nicht mit jenem Inſtinkt, der auch Thiere antreibt, ſich einander aufzuſuchen, unbekümmert um das Wohl des Gefährten! Liebe ſtrebt nach Ueberzeugung, daß der Geliebte ſich glücklich fühle. Sie beſeelte eine Briſeis, die als Sklavin ihrem Geliebten in den Krieg folgen wollte, ihn vor Gefahren zu warnen, ſeinen Schweiß zu trocknen, ihm jede Wartung und Pflege zu beweiſen; ſie war aber jener Laodomeja fremd, die den Proteſilaus bat, ſich durch Flucht aus der Schlacht zu entfernen, um ſich nur an ſeiner Seite zu fühlen!

Wo die phyſiſche Gegenwart auf Koſten der Ruhe und des Glücks des Geliebten erkauft werden muß, da unterdrückt ſie dieſen Trieb, und giebt durch Entfernung den größten Beweis ihres Daſeyns und ihrer Wirkſamkeit!

So steht Hero ihren Leander bey aller Ungeduld, di
sie ihn zu sehen empfindet, daß er zurückbleibe, und sei
Leben nicht in Gefahr setze. So trennt sich St. Preu
von Julien, um die Ruhe ihres Gewissens wieder herzu
stellen! So fliehst du, edle Gabrielle, deinen Coucy, um
dich und ihn ferner zu achten!

Es giebt ein Bestreben nach Annäherung, das zu
gesucht ist, als daß es wahr und zweckmäßig seyn könnte.
Beyspiele davon liefern viele Sonnette des Petrarca,
denen man nicht so wohl wahre Darstellung eines leiden
schaftlichen Zustandes, als den des liebenden Strebens
nach Vereinigung mit der Person der Geliebten absprechen
darf. Wenn er sich über den Tod seiner Laura freuet,
weil er sie nun unter den Sternen sieht, wer erkennt
hierin nicht den Dichter der in sein Ideal verliebt ist!
Mehrere Gleichnisse und Beziehungen beym Ovid, die
gleichfalls jenen Trieb nach physischer Annäherung aus
drücken sollen, verrathen mehr Witz als Empfindung.

Je zusammenhängender, je bestimmter, je wohlge
ordneter und angemessener das liebende Streben nach
Zusammenseyn sich ankündigt, je mehr es mit sich selbst
übereinstimmt, um desto mehr paßt das Bild der Voll
kommenheit auf dessen innern Gehalt. Welch ein Opfer
bringt nicht St. Preux, der von Paris nach Vevay eilt,
seine Julie, die an Blattern krank darnieder liegt, zu
sehen, durch seinen Anblick vielleicht ihr Leiden zu mil
dern, und der sich selbst der Gefahr der Ansteckung und
des Todes aussetzt!

Oft besteht aber diese Vollkommenheit nicht mit
den Forderungen, die unser Edelsinn an diese Proben
der Liebe macht, die Liebe ist dann nur vollkommen in
ihrer Art. Es ist vielleicht ein eben so großes Opfer, als

dasjenige, was St. Preux seiner Julie brachte, wenn der Mann mit Anlagen geboren, seine Zeitgenossen aufzuklären und seinem Vaterlande zu dienen, seine schönste Zeit verschwendet, um unter den Augen schwerlicher Zeugen, bey dem langweiligsten Zeitvertreibe, die Er, liebte mit seiner Gegenwart zu erfreuen! Aber kann unser Edelsinn dieß billigen? Es mag immer in dem unthätigen, und wenn ich den Ausdruck brauchen darf, dummen Beyeinandersеyn ein Reiz liegen, der dadurch geheiligt wird, daß er die vereinte Person beglückt. Aber edel erscheint doch nur derjenige Trieb nach Annäherung, dessen Befriedigung nicht auf Kosten unserer Würde, als vernünftiger Wesen erkauft wird, und am edelsten erscheint er dann, wenn er Ermunterung, Stärke, Belohnung für jede gute That in dem Anblick des geliebten Gegenstandes sucht, und der Liebende sich nicht bloß behaglicher, sondern auch besser an der Seite derjenigen fühlt, die ihm das versinnlichte Bild der Tugend auf dieser Erde darstellt. So sehnte sich Heloise nach ihrem Abelard, um von seiner Gegenwart Stärkung in ihrem strengen Berufe zu erhalten.

Auch der Sinn des Schönen muß über die Aeußerungen dieses Triebes nach Vergegenwärtigung des Geliebten wachen. Es giebt Formen deſſelben die ekelhaft, es giebt andere, die ärmlich, albern, bey der Beschauung erscheinen. Rousseau ißt mit Madame von Warens. In dem Augenblicke, wo sie bereits einen Biſſen im Munde hat, ruft er, er sähe ein Haar daran, und sie läßt ihn fallen. Er wirft sich darauf und verschlingt ihn. Das Bild ist widrig, wenn es gleich als Symbol der Vereinigung wahr und tüchtig ist.

In einem neueren Romane erſcheint ein Liebhaber, der mit keinem andern Meſſer eſſen will, als mit dem Taſchenmeſſer ſeiner Geliebten. Das Bild iſt wahr, aber es iſt von der Vorſtellung einer kindiſchen Denkungsart unzertrennlich.

Fünftes Kapitel.

Genuß der Vereinigung durch bloße Ideen.

Oft ſind die Geliebten weit von einander entfernt; Schickſal oder Menſchen haben ſie getrennt, haben ihnen alles entriſſen, was ihre wechſelſeitige Gegenwart verſinnlichen könnte; dennoch ſind ſie bey einander.

Kurzſichtige, ohnmächtige Gebieter der Herzen! vergebens ſtrebt ihr durch Entfernung der Oerter, durch Wächter und Riegel zwey vereinigte Weſen aus einander zu reißen! Welchen Winkel der Erde könnt ihr so verborgen wählen, den nicht die Phantaſie des Liebhabers ausfände! Welches Behältniß könnt ihr so hermetiſch verſiegeln, wo hinein nicht das Bild des Geliebten, und die Ueberzeugung von ſeiner Treue und Würdigkeit dränge! Nehmt den Liebenden alles, ihr nehmt ihnen nicht die Erinnerung, nicht die Phantaſie, nicht den Stolz auf ſich ſelbſt und ihre gepaarte Perſon!

Hoher Genuß an ſich ſelbſt, einzige Schadloshaltung für den Verluſt alles übrigen! Wie ſuchen dich zärtliche Herzen auf in dem Dunkel der Nacht, in den Schrecknissen der Einöde! Aber du kommſt ungerufen zu ihnen, wie ein dienſtfertiger Schutzgeiſt, ſpiegelſt dich ihnen in beglückenden Träumen vor, und begleiteſt ſie auf allen ihren Wegen!

Glücklich derjenige, der viel von den persönlichen Verhältnissen der Geliebten weiß! Der kleinste Umstand wird zur Nahrung für das Herz. Die Bekanntschaft mit dem Wohnzimmer der Geliebten, mit ihren Beschäftigungen, mit allem was sie umgiebt, ist ein wichtigeres Eigenthum in dem Reiche der Liebe, als der Besitz einer Provinz für den Welteroberer. Hier sitzen wir neben ihr, hier stehen wir bey ihr, hier begleiten wir sie bey jeder Bewegung, hier beginnen und endigen wir mit ihr jedes Geschäft! So strebt die Seele immer nach sinnlichen Bildern persönlicher Vereinigung!

Ach! aber vor allen seyd ihr uns theure Bilder dessen, was wir zusammen erlebt, zusammen erfahren haben! Freude und Leid, jedes Verhältniß wird unzählige Mahl ins Gedächtniß zurückgerufen, mit täuschender Wahrheit ausgemahlt, mit Wonne und zugleich mit Schwermuth empfunden! Bald nimmt die Phantasie einen höheren Flug. In ihrem Zauberspiegel erscheint die Geliebte mit neuen nie gesehenen Reitzen; die trübe Zukunft hellt sich auf, die zusammengesetzte Person stellt sich unter den glücklichsten Verhältnissen dar; allen Hindernissen entrückt, theilen wir in seliger Träumerey Freuden, wie die vortheilhafteste Wirklichkeit sie nie darbiethen kann! So ist der liebende Mensch erhaben über Schicksal, und Natur und Gewalt anderer Menschen! Stolzer Gedanke! du vollendest die Summe unsers Glücks!

Noch einen edleren Genuß giebt es in dieser Lage, und vielleicht ist er der einzige, der wahre Liebe, das Streben, den Geliebten zu beglücken, unverdächtig verkündigt! Welch eine Mittheilung, im lauten Getön glorreicher Thaten, oder im sichern Gelispel des stillen sich

nie verleugnenden Verdienſtes durch Länder hin zu einander zu reden, und in dem Ruhme des würdigſten Bürgers, des ſittigſten Weibes, dem vereinten Weſen das Daſeyn, die Würde, das Wohl eines andern Weſens zu verkündigen, das ſich zu dem allen durch Liebe und Treue geſtärkt fühlt! Wie labt eine ſolche Nachricht, wie rechtfertigt ſie unſere Wahl, wie ſtärkt ſie unſern Vorſatz, unſere Bemühung durch fortſchreitende Ausbildung unſers ſittlichen Charakters des Geliebten würdig zu bleiben! Ja, dann, dann wird das Andenken an ihn ein Penat, ein Genius, für den man alles leidet, alles duldet, den man in den verwickeltſten Lagen anruft, auf den man jedes günſtige Schickſal zurückführt; Leiter, Tröſter, Ermunterer auf dem Pfade der Liebe und des Lebens!

Dieſer Genuß, den die Liebe ſelbſt bey der Trennung darbiethet, eingegeben von ihrer Wahrheit und Zweckmäßigkeit, durch ihren Edelſinn, kann von dem Sinn des Schönen noch geſchmückt werden!

O Freundin, möchte ich es darſtellen können, wie dein Geliebter an dich denkt! Noch ſchläft alles um mich her; ein glücklicher, aber durch die Lebendigkeit ſeiner Erſcheinungen zu früh geendigter Traum hat mich früh von meinem Lager geweckt! daß mein Geiſt auf den Roſenflügeln dieſes lieblichſten der Söhne des Schlafs zu dir hinüber eilen könnte! — Ich ſehe dich! Noch ſchlummerſt du, hingegoſſen in der Ruhe deines reinen ſchuldloſen Gewiſſens, mit allen Reitzen deiner Geſtalt, und ach! mit dem Ausdrucke des liebenden Herzens, den ſelbſt dein Schlaf nicht verleugnet! — daß mein ſanfter, beſcheidener Kuß dir den Traum einhauchen könnte, der mich entzückte! — Ich Glücklicher! es gelingt. Dein Buſen fängt an ſich mächtiger zu heben, deine Athem-

züge folgen ſich geſchwinder, du lächelſt! Ha! mein Bild ſteht vor deiner Seele! Schon ſtreckſt du deine Arme nach mir aus, rufſt meinen Nahmen, — und erwachſt! — Seufzend erblickſt du das Licht des anbrechenden Tages, der dich in deine Einſamkeit zurückbringt. Du ſchließeſt deine Augen noch einmahl, die geliebte Täuſchung umzuholen, aber vergebens! Unfähig den Flüchtling zu erhaſchen, erflehſt du jetzt vom Himmel Segen für uns beyde, und erneuerſt die Gelübde ewiger Liebe und Tugend! O Correggio, o Guido! Von euern Madonnen entlehne ich die Geſtalt meiner betenden Geliebten! O Fielding, o Rouſſeau, eure Sophien erſchtizen mir, wenn ich ſie jetzt in der Ausübung mühſamer Pflichten, oder unterhaltender Talente ſehe! Ueberall leihe ihr die Liebe neue Stärke und einen reitzenden Ausdruck! Ja, ſie wähnt, mein Ohr horche auf ihren Geſang, mein Auge prüfe das Werk ihrer Nadel, meine Hand leite ſie in die Hütte des Armen, den ihr Zuſpruch mehr als ihre thätige Hülfe erfreut! So ſchmücke ich dein liebes Weſen, Freundin, und o! der ſeligen Zukunft, die uns wieder vereinigt! Ein goldenes Zeitalter, ein Eden, aus allem zuſammengeſetzt, was Natur und Kunſt, was Erfahrung und Ahndung reitzendes darbiethen, bildet ſich mein ſchaffender Genius zum Wohnort für uns beyde! Komm, komm hier in meine Arme! Ewige Huldigungen ſind dir hier bereitet, unausſprechliche Luſt an edler Geſelligkeit, und vor allem Wonne der Liebe, ohne Furcht vor Sättigung, und ohne Beſorgniß gewaltſamer Störung!

Sechſtes Kapitel.

Genuß der Liebe durch ſchriftliche Mittheilung.

Die beſte Schadloshaltung, welche die Liebe für den Verluſt der perſönlichen Gegenwart geben kann, iſt die ſchriftliche Mittheilung. Man ſagt, die Liebe ſey es, welche die Mahlerey erfunden habe. Aber gewiß! früher als Dibutade den Schatten des nahen Geliebten abnahm, hat das Bedürfniß getrennter Liebenden eine Bilder- oder Zeichenſchrift erfunden. Ja, es iſt unvermeidliches Bedürfniß zu wiſſen und zu ſagen wie wir leben, und dieß hat dem Menſchen den erſten Griffel in die Hand gegeben, dieß bindet noch jetzt in jenem an Werken der bildenden Kunſt ſo armen Orient den beredten Blumenſtreuß!

Ich habe dein Bildniß, Freundin, meine Hand hat es entworfen! Kein Künſtler würde es ſo geliefert haben, ich nahm es aus meinem Herzen! Aber ich ſelbſt mahle dich nicht wie ich dich ſehe! Der treueſte Abglanz deiner Züge bleibt immer nur ein ſchwaches Symbol von dem Bilde, das mein Buſen von dir in ſich ſchließt! Aber ein Brief! ein Brief nach lang entbehrter Mittheilung, nach langem Harren! Wie ganz anders theuer iſt der dem Herzen! Briefe leben, Briefe ſprechen! Sie tragen den Ausdruck des Herzens über, ſie athmen von unſern feurigen Gefühlen. Sie ſagen oft mehr, als der Mund, ſchüchtern oder geſpannt durch die Gegenwart des Geliebten, ſagen kann. Sie ſind ein dauernderes Monument der Liebe, als geſprochene Worte! Wie findet ſich das Herz erleichtert, wenn man nur ſchreiben kann; oft ohne Hoffnung, daß der geliebte Gegenſtand unſer Geſchriebenes erhalten werde. Aber wenn ſie abgegangen

ſind, dieſe Briefe, wie ausgefüllt fühlen wir uns durch die Hoffnung, daß ſie rühren werden! Und dann die ungeduldige Erwartung, welche die Phantaſie ſo mächtig hebt: die unausſprechliche Wonne bey dem Empfange! O wie zählen wir Tage und Stunden und Augenblicke bis zu demjenigen, der das lang erſehnte Gut unſerer Rechnung nach herbeybringen wird! Er kommt, und bey dem Anblicke des wohlbekannten Siegels erfahren wir alle Symptome der Bewegung, die der Anblick der geliebten Perſon ſelbſt hervorbringen würde. Wir reißen den Brief an uns, verzehren ihn, lernen ihn auswendig! Koſtbare Documente unſers Glücks! unſchätzbare Kleinodien unſers Stolzes! Wer kann ſich von euch trennen! Wir tragen euch auf unſerm Herzen, ſo gleichgültig euer Inhalt jedem andern ſcheinen mag, ſo gefährlich die Aufbewahrung vielleicht wirklich iſt!

Briefe machen ein weſentliches Ingredienz in jeder liebenden Verbindung aus. Briefe gehören in jeden Roman. Niemand hat ihren Werth beſſer empfunden, als die edle aber unglückliche Heloiſe. O Abelard, ſchreibt ſie, ich will deine Briefe immer bey mir tragen, ich will ſie ohne Unterlaß küſſen. Du ſollſt keine Eiferſucht kennen, als diejenige, welche die Liebkoſungen, die ich an ſie verſchwende, dir erwecken könnten! Ich kann nicht ohne Verſicherung deiner Liebe leben! Schreib mir ohne Sorgfalt! Laß nur dein Herz reden! Wie leicht, wie natürlich muß dir der Ausdruck werden, daß du mich liebſt!

Anders zeigt ſich die Liebe in Briefen wahr, anders edel, anders ſchön. Die bekannten Briefe der portugieſiſchen Nonne ſind vielleicht das Wahreſte, was wir

in dieſer Art kennen. Nichts unwahreres dagegen als die Briefe, die ſich in den meiſten Romanen, und beſonders in denen der Mademoiſelle Scuderi finden. Aber ſelbſt in Rouſſeaus Heloiſe ſind viele Briefe, beſonders von Julien, die zwar durch den Ausdruck der Sittlichkeit, durch die Ermunterungen zum Guten, die ſie enthalten, edel, aber als Ausdruck der Liebe unwahr ſind. Sie würden dem Pädagogen beſſer ziemen, als dem liebenden Weibe. Unter den Heroiden des Ovid giebt es viele Briefe, die wohlgefällig durch ihre Form, aber ohne wahren und ohne edeln Gehalt ſind.

Dagegen trifft man im gemeinen Leben viele Briefe an, die weder von Seiten der Sittlichkeit, noch des ſchönen Styls unſern Beyfall verdienen, aber durch den Ausdruck eines tief gerührten Herzens hinreißen. Und es iſt unbegreiflich, wie die Leidenſchaft den Menſchen von den mittelmäßigſten Anlagen ſelbſt in ihrem Style nachhilft. Daher kommt es, daß Schriftſteller, die ſonſt höchſt mittelmäßige Produkte geliefert haben, in Werken, welche ein gerührtes Herz eingegeben hatte, ſich ſelbſt übertroffen haben. Die lettres de Babet von Bourſault können zum Beweiſe dienen. Wie viele andere höchſt berühmte Nahmen könnte ich neben dieſem nennen! Wieder aber ſinken geiſtreiche Menſchen, die ſonſt den Styl ganz in ihrer Gewalt haben, unter ſich ſelbſt herab, wenn ſie bey kaltem Herzen eine Leidenſchaft in ihren Briefen heucheln!

Alles Geſuchte, alles Weithergeholte iſt dem Charakter der Liebe zuwider! Aber es läßt ſich bey dem wahrhaft Liebenden eine frühere Bildung denken, die ſich ſelbſt

im Ausdruck der höchsten Leidenschaft nicht verleugnet, und diesem Reize leihet, die ihm der ungebildete Geist nicht zu geben vermag!

Siebentes Kapitel.

Gefahren des Genusses durch Bilder und schriftliche Mittheilung für die Liebe.

So giebt uns denn die Liebe Genuß selbst bey physischer Trennung durch Bilder und schriftliche Mittheilung! Der Reiz dieses Genusses ist an sich so hoch, so süß; — der Geist fühlt sich dabey so gesammt; — das Thierische im Menschen scheint daran so wenig Antheil zu nehmen; — das Herz ist dabey so sicher vor der Gefahr des Ueberdrusses und der verminderten Begeisterung, daß viele Menschen die Freuden der Liebe willkührlich darauf beschränken, und dasjenige, was bloß Schadloshaltung seyn sollte, für ihre höchste Wonne ansehen! Eine Dame von großem Geiste sagte mir einst: das Beste was die Liebe giebt, ist, daß man an einander denkt und an einander schreibt.

Aber wer fühlt es nicht, daß diese Beschränkung, wenn sie weder Pflicht noch Schicksal auflegt, wenn bloße Klugheit sie anräth, ein Spiel der Eitelkeit und der Phantasie, eine Befriedigung des Triebes nach Beschäftigung und Unterhaltung ist, und der Natur eben so sehr, als dem Wesen der Liebe zuwiderläuft!

Achtes Kapitel.

Genuß der Liebkosungen.

Nein, ich vereinige sie wieder die Menschen, welche die Bestimmung, ihr Glück in der Zusammensetzung ihrer Personen zu fühlen, in möglichster Ausdehnung erfahren sollen. Ich befreye sie von allem Zwange, den nicht Schicksal oder Pflicht ihnen auflegen. Sie dürfen beysammen seyn, sie dürfen zusammen leben! die äußern Umstände erlauben es und ihr Gewissen!

Ihre Freuden sind jetzt von doppelter Art: einige nimmt die Seele unmittelbar von der Seele hin: andere erhält sie mittelbar von den Körpern und den näheren und den entfernteren Verhältnissen der gepaarten Person!

Worin liegt die Seligkeit jener Augenblicke, in denen die Rede schweigt, um das wechselseitige Gefühl glücklicher Liebe durch Liebkosung sprechen zu lassen? Worin die Wonne jener stummen Entzückung, wenn Liebende, fest von einander umschlungen, von einander durchathmet, in Blicken, Händedruck, Umarmung ihre innigste und grenzenloseste Vereinigung genießen! Sie liegt, wer wird es läugnen, zum Theil in jenem sympathetischen Reize, den sich die Körper unmittelbar durch ihre Annäherung zuführen; sie liegt aber eben so sehr in der Wonne der Seele, die in dieser Mimik das Symbol des Strebens nach Einswerden erkennt. Der Sinn des Edeln und Schönen zieht dann oft aus diesen Liebkosungen neue, nur höheren und feineren Geistern sichtbare Freuden!

Ueppigkeit, Lüsternheit, ist nicht Liebe! Welch ein Unterschied zwischen der lasciven Betastung und dem

treuen Druck der Zärtlichkeit! Umarme mich, und ich will dir sagen, ob Liebe, Begierde oder Kälte in deinem Busen wohnt! Unaussprechlich sind freylich diese Kennzeichen, aber nicht unbemerkbar. Herrscht zu wenig Inbrunst in der Liebkosung, so ist sie die Larve der Gleichgültigkeit; herrscht mehr Unruhe der Erwartung als Wonne an dem gegenwärtigen Symbole der Vereinigung darin, so gehört sie der Lüsternheit, und ist eine zweydeutige Probe der Liebe!

Wie abwechselnd, wie reich, wie stark kann die Bedeutung dieser Mimik werden! Der Mann sinkt zu den Füßen des Weibes und umfaßt ihre Knie. O Bild der Stärke, die gegen Zartheit geschmeidig wird! Das Weib schmiegt sich an den Geliebten, hängt an seiner Schulter, wird von ihm aufgehoben mit mächtigem Arme. O Bild der Stütze, die Zartheit bey der Stärke sucht und findet! Warum verhüllet die Liebende ihr Haupt an seinem klopfenden Busen? Hier will sich ihre Schamhaftigkeit vor ihrem Stolze bergen, hier will sie die Rechtfertigung für ihre Schwäche finden. O wie fein und wie deutlich zugleich! Sie führt die geliebte Hand an ihr Herz, tastet spähend das seinige aus, und spricht mit dieser Handlung und mit ihrem Blicke: du bist mir so viel werth, ach möchtest du mich eben so fühlen!

Wie viel wird diesem Ausdruck verziehen! Wie kann es nicht rühren, wenn die Liebende in der Höhe ihrer Entzückung die Grenzen der Schamhaftigkeit und des Anstandes beynahe überschreitend streift, und in dem Augenblicke darauf durch höheres Erröthen, durch Verhüllung des Antlitzes und strengeres Verwehren, den ganzen Adel ihrer Seele und die ganze Uebermacht ihrer Empfindungen verkündigt!

Daß aber dennoch der Sinn des Edeln über dieſen Ausdruck vollkommener Liebe im Ganzen wache! Hütet euch, keinen Lucretz *) zu berechtigen, euern Liebkoſungen den Vorwurf thieriſcher Wuth und eigennütziger Vorliebe für euer einſeitiges Vergnügen zu machen. Der edlere Menſch wird auch hier aus ſeinem Charakter nicht heraus treten, und Wahrheit mit Würde zu vereinigen wiſſen! Der ernſte Mann darf ſich nicht wie das Kind geberden: das ſanfte Weib nicht wie das muthwillige Mädchen. Förmlichkeit iſt der wahren Liebe zuwider, aber eben ſo ſehr widerſpricht ihr Ausgelaſſenheit und Empfindeley. Harmonie, Schicklichkeit, Ordnung, Angemeſſenheit, Uebereinſtimmung mit uns ſelbſt, kann auch der koſende Ausdruck der Liebe zeigen.

Ach! und wenn nun gar der Sinn des Schönen hinzu tritt! Doch! um dieſen befriedigt zu fühlen, müſſen die Liebenden ſelbſt Formen an ſich tragen, die der ſichtbaren Anmuth fähig ſind. Aber wenn ſie dieſen Vorzug wirklich beſitzen; — o! des ſeltenen und vielleicht einzigen Genuſſes in ſeiner Art, ſich mit der Geliebten zu einer Gruppe vereinigt anzuſchauen, die von des Künſtlers Hand in Marmor gebildet, ſchon jedem fremden Zuſchauer Gefühle der Schönheit einflößen würde! Und nun gar dieſe Gruppe lebend; — und ſich ſelbſt in dieſer Gruppe; — und liebend, und wiedergeliebt! — O Gedanke ohne Ausdruck!

Doch! wo Ziererey hinzu tritt, die Anmaßung ſchöne Formen zu zeichnen hervorſticht, Eitelkeit überherrſchend wird über Liebe; — fort mit dem widerlichen Anblick!

*) Et ſtimuli ſubſunt, qui inſtigant laedere id ipſum,
Quodcunque eſt, rabies unde illae germina ſurgunt.

Neuntes Kapitel.

Der Kuß.

O Kuß, du wirst geschändet, wenn man in dir eine armselige Nachbildung des unnennbaren Genusses sucht! Du hast deinen dir eigenthümlichen Reiz; du bist eines der auffallendsten Symbole der Vereinigung der Wesen!

Doch! was kann die arme Rede sagen, deine Wollust und Wonne auszudrücken, da die sinnlichste aller Darstellungen, jene Gruppe des Alterthums, welche die Umarmung Psyche's und Amors bildet, nur so mangelhaft an deine Freuden erinnert! Seht, wie die Liebende den Geliebten umschlingt, gleich dem Epheu, der den freundlichen Stamm umwindet, um sich nie wieder von ihm zu trennen! Seht, wie sie sich an ihm hinauf hebt, damit Herz auf Herz, Mund auf Mund passe! Seht, wie seine Rechte, versteckt in ihre Seidenlocken, das Hinterhaupt an sich preßt, während die schmeichelnde Linke ihren zarten Kinn an den seinigen andrückt! Das, oder ungefähr das mag die Kunst des Bildners liefern! Aber ach! welche Kunst mag den Ausdruck der innern Regungen darstellen, die das ganze Wesen der Liebenden durchströmen! Nicht bloß den feinsten Geist der Animalität, mit dem ihre Körper hoch beladen sind, suchen sie einander mitzutheilen. Mehr; ihre Arme pressen aus den Körpern selbst die Seelen hervor, die getheilt zwischen Verlangen und banger Erwartung des Momentes harren, wo sie in das geliebte Wesen übergehen werden.

Schwellend und niedergedrückt von ermattender Begierde und Aengstlichkeit öffnen sich die Augenlieder halb und mühsam. Der schüchterne, wonnetrunkene

Augapfel verbirgt ſich hinter ihrer Hülle, und eine Thräne, der Thau der Wolluſt und der Zärtlichkeit, ſchimmert auf den zitternden Wimpern. Jetzt ermannt ſich die Liebende! ihr Blick, der ihre ganze Seele in ſich faßt, ſucht die ganze Seele des Geliebten, der ihr mit den Strahlen ſeines Blicks entgegenkommt, in ſich aufzufangen. Aber gleich einer neuen Semele trägt ſie nicht den Sonnenglanz des Gottes! Gebrochen zieht ſich ihr Auge mit ihrer Seele in ſich ſelbſt zurück, und nimmt nur das Bild der Entzückung mit ſich über, die ſie erregt, und die ſie ſelbſt empfindet!

O! der halbgeſpaltenen Lippen, die ſich nun an einander ſaugen, um auf dieſem Wege den koſtbaren Geiſt, der auf der Oeffnung des Mundes ſchwebt, zu empfangen! O des Einſchlürfens ihres feurigen Hauches, des Auffangens ihrer brennenden Seufzer! Seele, wie hältſt du deine Entkörperung aus? Körper, wie verweilſt du auf dieſer Stufe deines vollkommenſten Zuſtandes? Und du Herz! wie trägſt du die Fülle des gegenwärtigen Genuſſes, und die Ahndung eines höheren der deiner wartet!

Welch Wunder, wenn Wollüſtlinge, die die höchſten Freuden der Liebe in verfeinerter Lüſternheit ſetzen, unter allen dem Kuß den erſten Rang eingeräumt haben! Bey ihm, ſagen ſie, fällt die Gefahr des Ueberdruſſes weg. Unzählige Küſſe folgen auf unzählige Küſſe ohne Sättigung und Ermüdung! Die gegenwärtige Wolluſt iſt mit der Ahndung einer noch höheren verknüpft, mit einer Entbehrung und Erwartung, die ſchon an ſich Vergnügen iſt, und jedes andere erhöhet und würzt. Indem der Menſch willkührlich der höchſten Stufe der Luſt entſagt, fühlt er ſich freyer, ſtolzer auf ſich ſelbſt, frey-

bender und gespannter. Ja, die Seele bleibt hier noch im Gleichgewicht mit dem Körper; sie nimmt mit ihm noch gleichen Antheil an den Freuden der Liebe; sie bewacht, sie leitet diese zu ihrem Vortheile. Einen Schritt weiter, und die Seele verliert sich im Uebermaße körperlicher Entzückung, sie theilt nicht mehr mit dem Gefährten, sie erniedrigt sich unter ihm. Psyche, das Bild der Seele durfte den Cupido nur küssend umarmen!

So räsonniert die feinere Lascivität. Aber wahre Liebe hat nur Ein Gesetz: beglücke den Geliebten! Wenn die Umarmung ihn beglückt, so umarmt sie ihn! kennt sie einen höheren Genuß für ihn, so eilt sie, ihm diesen zu geben! Wahre Liebe fürchtet keinen Ueberdruß, keine Ermattung! Sie weiß auch den unnennbaren Genuß zu veredeln, und ihn der Seele würdig zu machen!

Und wie verschieden ist nicht der Kuß, den wahre Liebe auf unsere Lippen drückt, von demjenigen, den die Lascivität, selbst die feinere, von diesen Lippen für sich hinnimmt! O Raphael, leih' mir deinen Pinsel; ich will wahre Liebe in einer Umarmung mahlen! O Julio Romano! du sein Schüler, leih' mir den deinigen; ich will eine andere Umarmung zum Gegenstücke mahlen, in der niemand die eigennützige Begierde verkennen soll!

Vollkommene Liebe äußert sich also schon im Kusse, den sie als Ausdruck ganz vereinigter Herzen nutzt. Der Sinn des Edeln kann ihn als Symbol der Vereinigung achtungswürdiger Wesen brauchen. Er entfernt von ihm alles, was auf den Mangel zarter sittlicher Empfindungen schließen läßt; er nutzt ihn zur Belohnung der Tugend, und zur Ermunterung in dem Kampfe gegen

unſer niedriges Selbſt! Soll ich noch hinzufügen, welche Reize der Sinn des Schönen ihm leihen kann? Ach! ſeht Ciprianis Medor und Angelica an: ſeht an die Gruppe der Pſyche und des Amors!

Zehntes Kapitel.

Der unnennbare Genuß.

Es giebt einen Genuß! Edel Liebende ahnden ihn kaum, wenn ihre Herzen zuerſt nach Vereinigung ſtreben. Sie nennen ihn nicht, wenn ſie ihn ahnden! Seine Natur ſcheint ihnen eben ſo unausſprechlich als ſeine Freuden, und bey der Ohnmacht oder Verdorbenheit unſerer Sprache würden ſie ihn durch jeden Nahmen zu entheiligen glauben!

Unnennbarer Genuß! Heilige Myſterien der Natur, an die ſie die Fortdauer aller Gattungen lebendiger Weſen band! Es hat Schwärmer gegeben, die ſich deiner enthielten, im Wahn, du gehörteſt weder der Liebe noch den edleren Menſchen! Es hat Elende gegeben, welche den phyſiſchen Reitz, der dich begleitet, für das Höchſte achteten, was die Liebe darbiethet! Beyde gleiche Thoren! Beyde gleich unwiſſende Genießer! Du biſt wenig, wenn das Herz dich nicht empfängt und giebt, wenn der Sinn des Edeln und Schönen dich nicht leitet; du biſt viel, ſehr viel, aus jener Quelle, unter dieſer Führung!

Unzählige Bande laufen hier zuſammen; ich möchte ſagen, alle, die ſich unter Menſchen denken laſſen, welche freye Wahl an einander knüpft. Schon als Symbol der innigſten Verwebung unſerer Weſen, Symbol, angenom-

men von allen Völkern, um daraus Begriffe und Geſetze herzuleiten über Beſitz, Eigenthum freyer unabhängiger Menſchen, Kränkung dieſes Eigenthums, Ausdehnung der Bande der Blutsfreundſchaft; — wie wichtig für das Herz, wie hebend für die Imagination!

Und dann wirkliche, unmittelbare Quelle ſo vieler glücklichen und unglücklichen Folgen nach dem Laufe der Natur, nach dem Irrgange unſerer Conventionen, phyſiſch und moraliſch, für Mann und Weib! Aber beſonders für das Weib, Quelle von Freuden und Schmerzen, von Ehre und Schande! Folgen, welche durch die Unbeſtändigkeit und Undankbarkeit der Männer noch richtiger werden, ſo daß dieſer Genuß, leider, oft verdient hat, der letzte genannt zu werden.

Wie viel räumt das keuſche, ehrliebende Weib ein, wenn es ſich zum erſten Mahle ſo ſeinem Liebhaber hingiebt! Welche Verbindlichkeiten nimmt dieſer auf ſich, wenn ein Herz in ihm ſchlägt, empfindlich für Pflicht, Rechtſchaffenheit und Liebe! Verbindlichkeiten, welche oft das Ende der Liebe nicht aufhebt, und die ſo lange dauern als das Leben! Es iſt daher die erſte Vereinigung dieſer Art für edle Menſchen nicht ſo wohl eine Wonne, als eine Feyer, die ein ewiges Bündniß, am Altare der Liebe geſchworen, beſiegelt! Auch hat das Weib unter ſo vielem Kampf, Schrecken und Beſorgniſſen wenig oder keine Freuden, und darum iſt dieſer erſte Genuß auch unvollſtändig für den Mann!

Aber wenn die Geliebte nun den Liebenden zugleich ſo genügſam in ſeinem Siege, und ſo beſcheiden in ſeinem Triumpf, ſo froh gerührt und ſo ſchonend dankbar ſieht, — dann, dann fängt er an, der hohe Genuß dieſer Art! Er faßt es auf, der edel liebende, das

Weib seiner Wahl, seiner Wünsche, seiner Sorge, seiner langen Bewerbung; faßt es auf, drückt es an sich, und fühlt und ruft: du bist mein, und ich bin dein! mit Körper und Seele und allem was dein ist, und allem was ich habe! Wehe dem der hintergeht, der sein Glück von dem Glück des andern trennt! Er sagt's und überzeugt, und die Geliebte vergißt nun den vorigen Kampf und die vorigen Besorgnisse, und das Mißtrauen, und stürzt, nicht mehr überwunden, nein, ausgefüllt durch Liebe, zur höchsten Entzückung in seine Arme!

Unbeschreibliches Gefühl einer so vollkommenen Zusammenwebung! Glückliche! nun ist nichts mehr an euch, was ihr nicht mit und durch einander habt! Und doch, was habt ihr? Euer Herz! Dieß ist es, was ihr in dem Körper sucht und besitzet, dieß ist es, was den Genuß eurer Körper hauptsächlich schätzbar macht! Seht, wie jeder der beyden Liebenden seiner eigenen Wonne unterliegt, und doch nur des andern Wonne zu genießen, nur diese zu erhöhen sucht! Seht, wie alles das Gefühl der Schätzung und der Dankbarkeit ausdrückt, daß ihr einander so viel werth seyn könnet! Ihr Armen! ihr verliert im vereinigten Entzücken der Selbstheit, der Beschauung und der Liebe das Bewußtseyn eurer selbst! Ihr täuschet euch mit dem Bilde der Auflösung eurer einsamen Wesen und der Zusammensetzung zu einem neuen, das eure Seelen auf immer vereinigt! — Aber ach! nur auf einen Augenblick! Ihr schnellt bald in euch selbst zurück, und findet, nicht ohne Mischung von Wehmuth, nur die Körper innigst vereinigt!

Kurzsichtige! sagt darum nicht, der unnennbare Genuß sey nur ein kurzer vorübergehender Moment: Ich sage euch, er ist der Anfang einer Ewigkeit! Wie

vielfache Freuden führt er in seinem Gefolge! Jenes süße Versinken in dem Gefühle eines so vollkommenen Besitzes, — jene köstliche Ermattung, Folge eines theuer erkauften Sieges, — jene zärtlichen Liebkosungen, jene Herzergießungen, jene täuschende Ruhe unserer Begierden, jenes Vorgefühl einer Seligkeit ohne weitere Wünsche, unter denen das Verlangen bald mit neuer Stärke erwacht! — Nun die zitternde Wiederannäherung an die Wohlthäterin, von der man so viel empfing und noch so viel erwartet. — Endlich, o wem schwindelt nicht bey dem Gedanken! jenes erste Erwachen einer Hoffnung, daß vielleicht ein Keim zu einem Wesen, in dem beyde auf immer zusammenschmelzen, — ein ewiges Denkmahl ihrer Verbindung, — ein empfindendes, — zu unzähligen Reprodukzionen unter gleichen Freuden bestimmt, — ewige Erinnerung an eine Art von Liebe, — Gegenstand, Quelle einer andern, der elterlichen, — die oft jene aufnimmt, immer verstärkt; — Dieser Genuß sollte die Männer aus den Armen der Geliebten los winden, diese allein fester in die unsrigen einschlingen? Es ist nicht wahr! Nur dann wahr, wenn er als ein rohes Opfer auf dem Altare der irdischen Venus ohne Liebe, ohne Sinn des Edeln und Schönen dargebracht wird! Nicht aber wenn das Herz ihn darbiethet, und Venus Urania mit weiser Mäßigkeit und wahren Reitzen seine Freuden austheilt!

Inzwischen mag ich nicht leugnen, daß dieser Genuß zugleich eine der höchsten Prüfungen ist, womit die Göttin die Wahrheit und Heiligkeit der Gesinnungen ihrer angeblichen Anbeter zu erforschen strebt! Zu welchen Entdeckungen physisch und moralisch giebt er Anlaß! Wie viel glaubt man für Herz und Charakter des geliebten

Gegenſtandes aus ſeinem Betragen in dieſem kritiſchen Momente ſchließen zu können! Wie viel mehr aus demjenigen, der ihm vorhergeht und darauf folgt! Aus der Art des Angriffs, aus der Art wie man wehrt, aus der Art wie man noch Vieles behauptet, indem man Vieles einräumt, Vieles erſpart, was man nehmen könnte, und das Abgewonnene theilt! Wie oft haben der zu leichte Sieg, oder die zu gänzliche Hingebung, die zu ſtarke oder zu ſchwache Mitempfindung, erlogene Thränen, oder unanſtändiger Leichtſinn, Ziererey oder Ausgelaſſenheit den feurigen Liebhaber erkaltet! Wie oft haben auf der andern Seite Mangel an Dankbarkeit, Ausdruck des Uebermuths und Frevel in dem Manne, dem gewonnenen, aber nicht unterjochten Weibe Muth und Kräfte geliehen, die Gabe, welche nur das Herz verdient, der thieriſchen Begierde zu verſagen!

O! Liebe zeigt ſich auch wahr, auch edel, im unnennbaren Genuß! Vielleicht nirgends ſo deutlich als hier. Laſcivität iſt nicht Liebe! Der Schamvergeſſene liebt nicht die Perſon, er liebt nur das Geſchlecht und ſein Vergnügen. Er ſieht den Theilnehmer ſeiner Freuden nur als ein nothwendiges Werkzeug eines einſeitigen Genuſſes an, der durch die Mitempfindung des andern zu ſeinem Vortheile erhöhet wird. Selbſt der feinere Egoismus, der Stolz, dem Geliebten ſo viel werth ſeyn zu können, ihm ſo viel Vergnügen zu geben; ein Stolz, worin feinere Wollüſtlinge den ganzen Antheil ſetzen, den die Seele an dem unnennbaren Genuß nehmen könne; dieſer Stolz gehört weder dem Herzen noch dem Edelſinn! Und wie oft artet er in eine niedrige Eitelkeit auf Vorzüge aus, deren Schätzung man dem edleren Weibe nicht zutrauen kann, ohne es zur Buhlerin zu erniedrigen! Nein, ſuche

dem Vereinigten das Gefühl zu geben, daß du nicht durch sein Geschlecht, sondern durch seine Person, und durch den Besitz seines Herzens beglückt wirst; unendlich beglückt, mehr als du je wiederbeglücken zu können glaubst! Suche ihn zu überzeugen, daß wenn du einen Werth auf dich selbst legst, du ihn in deinem Herzen findest, das besser als jedes andere das seinige zu schätzen weiß!

Der Sinn des Schönen leiht dem unnennbaren Genusse mancherley Reitze, die oft dem Herzen, oft dem Edelsinn, und oft selbst der Vollständigkeit des Vergnügens gefährlich seyn können! Vielen Menschen ist die Grazie so eigen, daß ihre Handlungen selbst in den Augenblicken, wo sie sich ganz vergessen, diese an sich tragen. Nur bey diesen mag der Sinn des Schönen mit der Liebe im Bande gehen, nur hier wird er selbst die Freuden des unnennbaren Genusses erhöhen. Aber wo Wahrheit fehlt, wo man in dem Benehmen bey einer Gelegenheit, die alle überlegte Selbstbeachtung ausschließt, die Sorge, sich schön zu zeigen, wahrnimmt, da wird alles Glück gestört!

Es ist eben so merkwürdig als traurig anzusehen, wie der Mensch, der die wahren und nahe liegenden Mittel zu seinem Glücke verkennt, auf die ausschweifendsten Verirrungen der Imagination verfällt, um den Reitz des unnennbaren Genusses immer neu und dauernd zu erhalten. Bald hat er in den abenteuerlichsten Abwechselungen der Art, ihn einzunehmen, ein Mittel gegen den Ueberdruß gesucht, bald hat er durch unvollständige Befriedigung des unnennbaren Triebes seine Lüsternheit zu verlängern, und der Abstumpfung seines Geschmacks vorzubeugen gesucht!

Thor! verkenne nicht die einfachen und süßen Geſetze der Natur! Rotte ſie nicht aus, jene Wärterinnen deines ſinnlichen Vergnügens, Schamhaftigkeit und Achtung für deine ſittliche Würde! Erſchöpfe nicht durch Unmäßigkeit ſeine Quellen! Aber vor allen nimm und gieb nichts als Liebe!

Eilftes Kapitel.

Genuß der Beſchauung körperlicher Schönheit und der Ahndung einer ſchönen Seele aus ſchönen Formen des Körpers und ſeiner Beywerke.

Die letzte Sproſſe in der Leiter von Freuden, welche die Körper der gepaarten Perſon ihren Seelen zuführen, iſt der Genuß, den die Beſchauung der phyſiſchen Schönheit, ſo wie die Ahndung einer ſchönen Seele aus ſchönen Formen des Körpers und ſeiner Beywerke gewährt!

Ja, es giebt Augenblicke, in denen wir die Wohlgeſtalt des ganzen Körpers, gleich einem todten Kunſtwerke, mit Wonne ohne Beſtrebung und ohne Begierde, ſelbſt während des leidenſchaftlichen Verhältniſſes beſchauen mögen. Jene Beſtimmtheit der Züge, jener leichte Zuſammenhang des Umriſſes, jenes Wohlverhältniß der Hauptabtheilungen des Körpers unter einander, jenes Gleichgewicht der Gliedmaßen gegen einander, jene Harmonie der Farbe und des Helldunkeln, jene Einſtimmung des Ganzen mit dem Ur- oder Regelbilde ſeines Standes, Alters und Geſchlechts, jene Angemeſſenheit deſſelben zu den Körpern, die mit ihm zuſammenſtehen, können, wenn Zeichnung, Farbe und Helldunkles dem Auge und dem

niedern Beſchauungshange zugleich angenehm ſind, unmittelbare Luſt bey der Auffaſſung der Form in Ruhe erwecken.

Zunächſt an dieſen Genuß der Schönheit der Form des Körpers in Ruhe ſchließt ſich der Genuß der Rhndung der ſchönen Seele an, die ſie in ſich faßt. Ich wiederhole es hier, ich werde es noch öfter ſagen, es iſt mehr als Vorurtheil, wenn wir aus ſchöner Geſtalt auf einen edeln Geiſt ſchließen. Der ſchöne Menſch trägt einen angebornen Adel an ſich, der ihm die Aufmerkſamkeit ſeiner Mitmenſchen ſichert, leicht ein Sporn zu höherer Ausbildung werden kann, und ihm jene Zuverſicht zu ſich ſelbſt erleichtert, in der, wenn ſie nicht in Uebermuth ausartet, der Keim zu hohen Tugenden liegt. Vermöge des Bewußtſeyns ſeiner Schönheit, und des Werths der darauf gelegt wird, wächſt er auf mit Bildern von Vorzügen, die durch ihre Seltenheit uneigennützig gefallen; dieſe werden leicht zu Bildern des Vollkommenen und Edeln gehoben, und gehen dann unvermerkt in ſeine ganze Beurtheilungs- und Handlungsweiſe über. Mögen unſere Erfahrungen uns noch ſo oft das Gegentheil zeigen; es bleibt immer wahr, daß die Anlagen zu einer ſchönen Seele, bey übrigens gleichen Fähigkeiten und Verhältniſſen, ſich glücklicher in einen ſchönen als häßlichen Körper hüllen. Nur durch Verwahrloſung des Charakters wird die Wohlgeſtalt gefährlich: nicht anders wie Weichheit des Herzens und feurige Imagination glückliche Diſpoſitionen zu einem edeln Geiſte, aber auch gefährliche Klippen für die Tugend werden können!

So gewährt denn die Schönheit des Körpers in Ruhe ſeiner organiſierten Seelen einen hohen Genuß:

theils durch ſich ſelbſt, theils als Symbol einer ſchönen Seele. Aber allgemeiner und auffallender iſt derjenige, den die Schönheit in Bewegung mit ſich führt. Der Anſtand beym Einhergehen, das Spiel des Auges und aller Geſichtsmuskeln, die Bewegung der Glieder, können anmuthig durch ſich ſelbſt, und noch mehr durch den Ausdruck des Geiſtes werden, der ſie leitet. Unſere Nerven und Muskeln theilen ſo gern das freye Spiel dieſer Mienen und Geberden, ſo wie ſie ſich gern der leckenden Flamme, dem flatternden Segel, den ſchwankenden Baumäſten nachbewegen. Aber wir ſchließen auch gern aus dieſen Aeußerungen eines lebendigen und vernünftigen Weſens auf jede glückliche Anlage des Herzens, über die der Sinn des Edeln und Schönen wacht, und mit denen wir völlig ſympathiſieren. Dieſe Anmuth, dieſer reitzende Ausdruck, gereichen dem Menſchen, den wir zum erſten Mahle ſehen, zur Empfehlung, und entſchädigen oft für den Mangel an Schönheit. Selbſt nach der längſten Bekanntſchaft bleiben ſie ein gefälliges Bild des Charakters, den wir lieben und verehren!

Alles dieß kann nun ſelbſt der Liebende in ruhigen Momenten von dem Körperlichen der Geliebten mittelſt der Contemplation hinnehmen. Mit welcher Wonne faßt er oft ihre Wohlgeſtalt auf! Wie gern gleitet ſein Blick mit ihren Bewegungen fort! Wie ſüß iſt es, ſich zu ſagen: in dieſem Blicke liegt ihre Sanftmuth, in dieſem Lächeln ihre himmliſche Heiterkeit und Milde! In jedem ihrer Tritte und Züge, in jeder Geberde liegt das unausſprechliche Sie, das nicht uns allein wohlgefällig iſt, das es jedem ſeyn muß der ſie ſieht. Und von dieſem uneigennützigen Gefühle iſt Begierde nach körperlicher Vereinigung, iſt Stolz des Beſitzes noch verſchieden.

Selbſt in Augenblicken der Erſchöpfung, nach der vollkommenſten Befriedigung des unentweihten Triebes, bleibt das Wonnegefühl: ſie iſt ſo ſchön, ſo reizend! Selbſt nach dem Tode, oder in den Armen des Nebenbuhlers geſehen, muß dieß Gefühl unſern Schmerz und unſern Grimm vermehren.

Zu den körperlichen Verhältniſſen der gepaarten Perſon gehört auch das Beywerk womit ſie erſcheint: das Eigenthum, was zu den Bedürfniſſen, der Bequemlichkeit, der Geſundheit, ſo wie zum Schmuck gehört. Der Anzug, der Putz, die Wohnung, die Geräthſchaften, ſind als Theile des Ganzen anzuſehen, welches die beyden Liebenden in ihrer Vereinigung bilden.

Sie können ſchön durch ſich ſelbſt ſeyn, dieſe Nebenwerke, ſie können es dadurch werden, daß ſie die Schönheit des Körpers, den ſie umringen, heben. Wie theuer aber werden ſie uns dadurch, daß ihre Wahl und Einrichtung auf Geſchmack, Erfindſamkeit, und ein feines Gefühl des Sittlichen und Anſtändigen in dem Beſitzer ſchließen läßt! Wie ſehr beleidigt dagegen der Mangel an Nettigkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit, Eleganz, in dieſen Nebenſachen, beſonders bey dem zärteren Geſchlechte, an welches wir wegen ſeines ihm einwohnenden Verſchönerungstriebes, und ſeiner ihm angebornen Empfindſamkeit, doppelte Forderungen in dieſer Rückſicht machen. Eine Frau, die kein Verhältniß in ihre Außenſeite zu ihrer Lage und ihrem Charakter, keine Harmonie in das Ganze ihres Schmuckes zu bringen weiß, jeder Mode ohne Auswahl deſſen, was ſich für ſie ſchickt und ihr kleidet, huldigt; eine ſolche Frau erweckt die größte Vermuthung wider ſich, daß ſie weder für Vollkommenheit und Schönheit, noch für Wahrheit und Zweck-

mäßigkeit Sinn habe. Hingegen pauscht diejenige, welche dieſen Sinn hat, kein Tuch, legt keine Falte, ſteckt keine Nadel, aus der er nicht hervorleuchten ſollte.

In welchem erhöheten Lichte ſieht nun noch der Liebende dieſen Vorzug an der Hälfte ſeines Weſens! Nein, das Gewand der Farneſiſchen Flora kann den Kenner des Schönen nie ſo rühren, wie den Liebenden die einfache Roſe entzückt, von der geſchmackvollen Hand der Geliebten in das Gewebe ihrer Haare geflochten. Vor ſeinen Augen kann ſich die Colonnade des Louvres an Wirkung nicht mit dem Blumentopfe meſſen, den eben jene Hand zur Vaſe von gefälliger Form umgeſchaffen hat!

Zwölftes Kapitel.

Hieroglyphic der Liebe.

Unzählig ſind die kleinen Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten, wodurch der Liebende das Gefühl der Weſenvereinigung auszudrücken und zu erwecken, und dadurch die unbedeutendſten Gegenſtände, die alltäglichſten Vorfälle intereſſant zu machen weiß! Ein Genuß, der vielleicht jedem andern an Reize beykommt, wenn er ſchon nicht in jedem Augenblicke mit gleicher Stärke empfunden wird. Wie ſüß iſt es, mitten unter einem Haufen kalter Zuſchauer aus Zeichen und Handlungen, die dieſem ganz gewöhnlich, ganz gleichgültig ſcheinen, die Gewißheit zu nehmen, daß man unausſprechlich geliebt werde.

Es giebt keinen Gegenſtand in der Welt, ſo unbeträchtlich er auch ſcheint, der unter den Händen der Liebe

nicht zum Inſtrumente würde, um liebliche Töne für das Herz daraus zu ziehen! Das Gefühl der Weſenvereinigung duftet uns entgegen aus jeder Blume, die das liebende Mädchen an ſeinen Buſen ſteckt; es leuchtet uns entgegen aus jeder Nadel die ſein Gewand heftet, oder den Bau ſeiner Locken feſſelt!

Dreyzehntes Kapitel.

Geſchwätzigkeit der Liebe.

Aber wovon reden ſie denn, dieſe Liebenden: was haben ſie ſich ſo unaufhörlich zu ſagen? Daß ſie ſich lieben, davon reden ſie: daß ſie ſich lieben, das haben ſie ſich unaufhörlich zu ſagen!

Sonderbar! Die Süßigkeit dieſer Rede nimmt nie ab. Wie haben ſie unzählige Mahl gehört, ſie iſt uns unter den feyerlichſten Betheuerungen wiederholt worden; — und dennoch bleibt unerſättlich das Bedürfniß, zu fragen: liebſt du mich auch? unermüdet die Geduld, zu antworten: ja, ich liebe dich! Mitten im Taumel der Liebe, mitten in ihren höchſten Entzückungen ſpricht unaufgefordert der Liebende: ach! wie ich dich liebe!

Aber wenn ſie auch das Wort nicht ſagen, ſo reproduciert ſich doch das Geſtändniß und die Ueberzeugung ihrer innigſten Verwebung unter unzähligen Geſtalten. Wer macht ſich im ruhigen Zuſtande einen Begriff von der unerſchöpflichen Erfindſamkeit der Liebe in dieſer Sprache der Herzen! Wer von dem Reichthum der Wendungen, womit ſie ein einziges, allein herrſchendes Gefühl

ausdrückt! Die bloßen Benennungen, welche ſich die Geliebten einander geben, machen ein eigenes Wörterbuch unter ihnen aus, und nicht zufrieden, aus der wirklichen Welt die Bilder ihrer Weſenverwebung zu entlehnen, eröffnet ſich für ſie ein neues Reich von Chimären, worin Erſcheinungen, Vorgeſichter und Träume der Lebhaftigkeit ihres Ausdrucks zu Hülfe kommen!

So hat jedes Symptom, das von einem innigſt nach Vereinigung ſtrebenden Herzen zeugt, ein unmittelbares Anrecht auf Wichtigkeit und Unterhaltung. Einen ſo umſtändlichen und zugleich ſo unterhaltenden Annaliſten, als die Liebe, giebt es nicht. Sie bewahrt genau auf den glücklichen Tag, und die glückliche Stunde, und den glücklichen Ort, wo ſich die Liebenden zuerſt geſehen haben. Ihre Zwiſte, ihre Ausſöhnungen, ihre glücklichen und unglücklichen Augenblicke, ſind Epoquen, Revolutionen in der wichtigſten unter allen Geſchichten, in der Geſchichte ihrer Herzen. Sie iſt aber auch die kühne Prophetin, dieſe Liebe! Welche Ahndungen, welche Erwartungen, welche Gewißheit, hat ſie nicht von einer Zukunft, in der die Verbündeten ganz vereinigt jeder Störung des Schickſals, jedem Einfluſſe der Zeit, in ungetrübter Seligkeit trotzen werden!

Man hat Recht zu ſagen, Liebe ſpreche immer von ſich ſelbſt! Liebe ſey der größte aller Egoiſten. Sie ſpricht von dem vereinten Selbſt, ſie führt alles auf das gepaarte Ich zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Genuß der schönen Künste.

So genießt sich die Liebe selbst! So nimmt das Gefühl der Wesenverwebung von den gleichgültigsten Gegenständen Freuden ab, die kalten Zuschauern zum Theil langweilig erscheinen müssen. Aber wie sehr werden die Mittel, wodurch jene Gefühle erweckt werden und sich ausdrücken, veredelt und verschönert, wenn sie unabhängig von dem Interesse, das ihnen die Liebe gewährt, durch das genaue Verhältniß, worin sie mit unserer sittlichen Würde stehen, den höchsten Anspruch auf Unterhaltung für alle vernünftige Wesen haben.

Musen, Künste! Ihr, das Labsal und der Trost meines Lebens, ihr! denen ich die dauerndsten und reinsten Freuden meines Daseyns verdanke! Wie könnt' ich eurer hier vergessen! Ihr leiht dem Ausdruck der Liebe den reitzendsten Schmuck, so wie sie euch vielleicht das höchste und allgemeinste Interesse leihet!

Der Tanz ist das Talent der Jugend, das beym Erwachen, beym Wachsthum und beym Genuß der Liebe von unendlicher Wichtigkeit ist. Sein Ursprung, seine geheime Bedeutung, darf bey den meisten Nationen in einer Darstellung der Liebe gesucht werden, und er erhält nach den verschiedenen Stufen der Kultur, worauf die Völker stehen, bald den Ausdruck gröberer Sinnlichkeit, bald feinerer Galanterie. Der Fondango, die Tarantela, der deutsche Tanz, die Menuet können zum Beweise dienen. Jene allmählige, wechselseitige Annäherung, jene Uebereinstimmung der Bewegungen und der Schritte, jene Verschlingung der Arme in einander, endlich jene Harmonie der Töne, die beyde führt und beseelt, welch

ſprechendes Symbol der Sympathie der Herzen! Dieß fühlen Liebende bey ihrem Tanze. Aber unabhängig von dem Genuß des Herzens kann der edlere Ausdruck in Stellung und Geberden, und der wallende Reiz der Formen jedem kälteren Zuſchauer und den Liebenden ſelbſt, Wonne der Beſchauung gewähren.

Der Triumf der Muſik iſt der glückliche Ausdruck der Liebe. Keine andere Kunſt iſt ſo nahe verwandt mit ihr als dieſe! Das Vergnügen welches der Spieler oder Sänger genießt, theilt ſich unmittelbar denen mit, die ſeine Töne anhören, und reißt ſie zu der nehmlichen Rührung hin, die ihn ſelbſt beſeelt. Keine Kunſt iſt daher mittheilender, keine liefert ein ſo auffallendes Symbol der Weſenverwebung! Nie ſind wir empfänglicher für Liebe, nie fühlen wir ihre Freuden und ihre Schmerzen ſtärker, als beym Anhören der Muſik! Und wenn nun gar eine liebende Seele dieſe Töne hervorruft, ſie mit ihrem Ausdrucke belebt; wenn ſie an den geliebten Zuhörer gerichtet werden, und dieſer wohl gar mit harmonierenden Tönen, und gleichem Ausdrucke einſtimmt! — O! ich behaupte es dreiſt, eine zärtliche Arie läßt ſich vor kalten Zeugen von Liebenden nicht ſingen, ohne den Anſtand zu beleidigen oder die Muſik zu verderben. Ein Duo iſt die Erfindung der Liebe, ein Vorbild der Art, wie himmliſche Geiſter ſich ihre Empfindungen mittheilen!

Poeſie! Alles was Liebende ſich ſagen, trägt für kalte Herzen ſchon deinen Hauptcharakter, Begeiſterung, an ſich! Alle Liebenden ſind mehr oder weniger Dichter! Schon bey rohen Völkern finden wir Lieder der Liebe, welche das Herz ins Intereſſe ziehen, und oft ſelbſt den Sinn des Schönen befriedigen. Aber ein Gedicht ohne Declamation und Muſik iſt ein kalter Buchſtabe der ſeiten

zum Herzen dringt! Warum hat die neuere Zeit getrennt was die Natur verband, und die Alten mit Recht vereinigten? Laßt beydes im Bunde gehen, und ihr werdet die Gewalt erfahren, die der Ausdruck wahrer Gefühle, durch die Reitze der Phantasie und wohlklingender Rede erhöht, über die Herzen ausübt. Sie ist so groß, daß sie selbst den Mangel körperlicher Reitze in dem Künstler ersetzen kann.

Das Talent der schönen Declamation, besonders der dramatischen, ruht unter den höheren Ständen, besonders in Deutschland, noch in seinen Windeln! Ach! wie vielfachen Genuß gewähret es der Liebe! Wie erhöht es das Gefühl jeder Art von Schönheit! Welch ein Genuß, die reitzendste Geberde, die wohlklingendste Modulation der Stimme bey dem richtigsten Verständniß des Geleſenen, und bey der wärmsten Empfindung anzutreffen! Laut aufzuschreyen bey vortrefflichen Stellen, die durch einen angemeſſenen Vortrag noch gehoben werden, aufzuſtürzen, in seine Arme faſſen, — und nicht weiter leſen!

Die Ausübung der Talente, welche zur Führung einer schönen Nadel gehören, kommt dem zärteren Geſchlechte zu. Aber der Mann mag mannigfaltigen Antheil daran nehmen. Der Stückrahmen iſt ein Altar, auf dem der Zärtlichkeit schon manches intereſſante Opfer dargebracht iſt. Bey jedem Faden, den das holde Weib einfädelt, erſpart es ſich einen Seufzer nach dem Geliebten hin. Jeder Nadelſtich iſt eine Pendel, welche die Zahl der Augenblicke anſchlägt, die noch bis zu ſeiner Ankunft verfließen müſſen. Er kommt! O der reitzenden Stellung und Bewegung der Arme und der Hände! O der traulichen Unterredung, wodurch die Arbeit ver-

süßt wird, die schon an sich den Reiz des Schönen mit sich führt! Aber was seh ich! Es ist das Werk der Liebe, welches unter der Hand der schönen Künstlerin entstehe! Der Blumenstrauß, den ich ihr gab, in unendlichen Windungen mit seinem Nahmen durchflochten — ein Gewebe unserer gemischten Haare — zum unnöthigen, aber doch so schätzbaren Denkmahle unserer Liebe bestimmt! — Ich vergesse, daß ich verlorne Freuden beschreibe und mein Auge füllt sich mit Thränen!

Die Mahlerey scheint dem ersten Anblick nach der Liebe nicht nahe anzugehören. Sie giebt dem Beschauer nicht in gleicher Maße mit dem Künstler Freude und Genuß. Aber die Liebe, diese allgewaltige Schöpferin, weiß auch sie zu ihrem Vortheile zu nutzen. Geht mit mir in die Villa Olgiati, in den heiligen Wohnort Raphaels und seiner Geliebten! Unter unzähligen Gestalten findet ihr dort ihr Bildniß, verwebt mit Amorinen, deren reitzende Spiele das Glück seiner Verbindung noch spätern Jahrhunderten sympathetisch verkündigen. Seht, wie Rubens von seiner Gattin bald die Formen der Venus, bald einer Madonna, die mit ihrem lieblichen Kinde koset, entlehnt! Ach! und denkt euch, daß der Liebende mahlt, und sie, die Liebende, an seiner Seite seinen Pinsel durch eine gefühlvolle Declamation aus einem Dichter begeistert! Sie vergessen die Welt um sich her, und verlieren sich in einer neuen Welt von Formen und Gedanken! Die Erfahrung einer ähnlichen Situation hat mir ehemahls oft den Pinsel aus der Hand gebracht; bey der Erinnerung lasse ich hier die Feder fallen! —

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Allen diesen Talenten giebt nur Eigenthümlichkeit der Erfindung, oder wenigstens des Ausdrucks, wahren und dauernden Werth. Und hier zeigt sich der große Einfluß der Liebe; Sie ersetzt oft die Originalität des Genies!

Der Liebende nimmt alles, was er giebt, aus seinem Herzen, aus seinen individuellen Verhältnissen, um es einem Herzen unter gleichen Verhältnissen zuzuführen. Er giebt sich folglich selbst in seinem Talente, und zwar nicht zur Bewunderung, sondern zur Rührung. Aber eben darum, weil er aus dem Umfange der Kunst nur dasjenige aufnimmt, worin er sich selbst wiederfindet, weil er es in der unmittelbaren Absicht anwendet, um ein Herz, das er ganz kennt, zu rühren; eben darum giebt er oft mehr als der Virtuose, der nur aus Gewinnsucht oder aus Eitelkeit, seine Talente ausübt. Der Stümper kann zuweilen im Ausdrucke der Liebe als Genie erscheinen!

Ohne diese Eigenthümlichkeit sind alle schönen Künste ein elendes Unterhaltungsmittel für Geist und Herz, wenn sie gleich mit der größten Fertigkeit ausgeübt werden. Das Angelernte, Anempfundene, setzt in Bewunderung, aber nur dasjenige, was aus uns selbst hervorgefühlt ist, rührt.

Liebe spannt die Phantasie, Liebe erhöht die Vorahndungsgabe, das Vermögen entfernte Verhältnisse an das Gegenwärtige anzuknüpfen, welche bey der Schöpfungsgabe so wichtig sind. Liebe schärft den leisen Anschlag für das Zusammenhängende, Wohlgeordnete,

Schickliche, worauf der Geſchmack beruhet. Liebe ſpornt uns endlich, des Geliebten würdig zu ſeyn, vor ſeinen und anderer Augen. Liebe iſt folglich eine mächtige Beförderin der Talente in jeder Rückſicht. Es iſt unmöglich, daß der Dilettante, der ſich nicht von Jugend auf, und ausſchließlich auf eine ſchöne Kunſt hat legen können, je in irgend einer zum Virtuoſen werden möge! Aber es giebt eine Art, ſich aus Liebhaberey mit den ſchönen Künſten zu beſchäftigen, die einen Schönheitsſinn verkündigt, der ſich über alles verbreitet, was wir angreifen, und einen Trieb, der ſelbſt in demjenigen, was nur zur Unterhaltung dient, nach einem gewiſſen Grade von Vollkommenheit ſtrebt. Dieſen Geſchmack, dieß edle Streben, ſchärft und ſpornt die Liebe!

Sechzehntes Kapitel.

Genuß des Austauſches der Ideen im traulichen Geſpräch.

Der dauerndſte Genuß, den die Liebe zur wechſelſeitigen Unterhaltung darbiethet, iſt der Austauſch der Ideen im traulichen Geſpräch über alles, worüber Liebende von verſchiedenem Geſchlechte ſich einander verſtehen und begreifen mögen. Man muſiciert, man zeichnet, man dichtet und tanzt ſich bald müde; aber nie hört man auf, gern ſeine Bemerkungen zuſammenzutragen, ſich darüber zu erklären, ihre Richtigkeit feſtzuſetzen. Der Stoff iſt unerſchöpflich, er reicht ſo weit, als das Gebiet des Verſtandes, der Vernunft, der Imagination

und des Gefühls, unter gemeinschaftlichen Verhältnissen reichen kann.

Vor allen Dingen gehört hieher, was zur Menschenkenntniß und zur Philosophie des Lebens beyträgt, Beurtheilung der Charaktere, einzelner Kräfte des Menschen, seiner Pflichten, seiner Schicksale, seiner geselligen und häuslichen Verhältnisse, seiner Werke, vorzüglich in den schönen Künsten. Darüber mit Beobachtungsgeiste, Scharfsinn, Streben nach wechselseitiger Aufklärung, und besonders mit der traulichen Unbefangenheit zu räsonnieren, auf welche ganz vereinigte Herzen allein Anspruch machen können; welch ein Genuß!

Die Wahl des Stoffs kann veredelt werden, verschönert die Einkleidung. Je ausgebreiteter die Gegenstände geselliger Unterhaltung werden, je größer der Reichthum der Ideen ist, die uns zufließen, je näher sie ins Verhältniß mit allgemeiner Wahrheit und Schätzbarkeit treten, je angemessener und gefälliger der Vortrag wird, um desto befriedigender ist dieser Austausch der Ideen für den Sinn des Edeln und Schönen! Doch, darüber, und besonders über den Gewinn, den die Liebenden aus der Verschiedenheit der Geschlechter in dieser Rücksicht ziehen, mehr in dem Kapitel von der Ausbildung des Geistes.

Siebzehntes Kapitel.

Genuß der Natur und ländlicher Scenen.

Laßt Liebende aus den Mauern der Stadt in die offenen Gefilde eilen! Dort geht erst ihr wirkliches Leben an! Hier schmeicheln sie sich von der ganzen Welt vergessen zu seyn, wie sie diese vergessen. Hier schweigen alle eigennützigen Triebe, hier machen Eitelkeit, und die Lust vor andern zu glänzen, wohlwollenden Neigungen und der Liebe Platz. Hier finden sie alles gepaart, alles vereinigt, vom Thiere an bis zur Pflanze, von dem scheinbar Belebten, bis zum scheinbar Unbelebten! Aufs Land und in Gärten haben alle Dichter die Scenen glücklicher Liebe gelegt. Milton schuf für die ersten Eltern ein Paradies; Tasso zauberische Gärten für Rinald und Armiden, und Rousseau wählte die reitzenden Ufer des Genfersees zum Aufenthalt für St. Preux und Julien.

Milton, Tasso, Rousseau! Es bedarf nicht eurer Zaubergärten, eures Edens, eures Elysiums, um denen, die durch Liebe selig sind, einen angemessenen Wohnort zu bereiten! Eine reinliche Bauerhütte, eine Laube, ein Kornfeld, und darüber weg eine Aussicht auf ein Dorf, neben einem Bach und Hölzchen! Himmel, wie glücklich könnt ihr machen! Ich habe die Ufer des Rheins, der Loire, der Donau und des Genfersees befahren, ich habe den Lago maggiore und den Golfo von Neapel gesehen! Aber ich sahe sie allein, und fühlte erst an der Seite der Geliebten den ganzen Reiz der Natur in einer Heide.

O des Glücks, den geliebten Gegenstand zuerst in das Gütchen zu führen, das von unsern Voreltern auf uns vererbt, der Ort unserer Geburt und unserer Spiele

war! Ihm hier zu ſagen: es iſt wenig, aber es iſt mein alles! Nimm es hin! Sey hier Herrſcherin! Lange ehe du es kannteſt, war es voll von dir! Lange habe ich hier um dich geweint: und dennoch hat dein Bild, das Bild des Glücks, das nun meiner wartet, dieſem Orte erſt ſeinen höchſten Reiz gegeben!

Achtzehntes Kapitel.

Genuß der Liebe von der Freundſchaft.

Es iſt Liebenden ein großes Bedürfniß und ein hoher Genuß, von ihrer Liebe gegen einen dritten zu ſprechen, von dem ſie wiſſen, daß er an ihren Schickſalen Theil nimmt, und in ihre Freuden und Leiden hineingeht. Ein Freund iſt daher Liebenden ein höchſt ſchätzbarer Fund! Aber freylich auch ein höchſt ſeltener, und ſein Beſitz iſt gewiß mit großen Gefahren umwunden.

Man pflegt zu ſagen: jeder Vertraute des Liebenden ſey ſein Nebenbuhler. Dieß iſt zu viel geſagt. Aber daß nichts ſympathetiſcher iſt, als der Anblick glücklich Liebender, um ähnliche Empfindungen in uns zu erwekken; daß dieſe leicht gegen die Perſon unſers Geſchlechts Neid und Mißgunſt hervorbringen; daß Männer vorzüglich es ſelten gleichgültig ertragen, wenn ſie von dem Glück eines ſehr geliebten Mannes hören; das iſt gewiß, und nicht ſelten hat bloß darum Liebe die Freundſchaft geendigt. Aber es laſſen ſich noch andere Urſachen angeben, warum beyde nicht immer einem und demſelben Menſchen zu Theil werden. Der ruhige Freund kann ſich zu ſelten in die Lage des Verliebten, und dieſer wieder

in die seinige versetzen. Dieser möchte von nichts als von seiner Liebe mit ihm reden; glaubt, daß ihn alles darin interessiert, und schwatzt ihm unaufhörlich von Begebenheiten vor, die jener höchst unbedeutend findet. Die Sorglosigkeit, mit der sich Liebende den Ausbrüchen ihrer Leidenschaft vor dem erprobten Freunde überlassen, ekelt diesem oft an, macht ihm Langeweile, und bringt ihn wohl gar auf den Wunsch, daß dieß Verhältniß geendigt werden möchte. Der Freund des Verliebten, vorzüglich des unruhig Verliebten, ist daher gewiß nicht der glücklichere Freund!

Unter dem zärteren Geschlechte scheint die Liebe das Band der Freundschaft weniger zu lösen. Die Freundin nimmt engeren und stärkeren Antheil an der Herzensvereinigung der Freundin, und hört gern von ihr das Detail aller glücklichen und unglücklichen Schicksale, die ihr die Liebe bereitet.

Beynahe alle Romanschreiber haben der zärtern ernsteren Liebenden eine muntere, beynahe närrische Vertrautin zugegeben, die denn natürlich auch die Freundin des Geliebten geworden ist. Ich kann mir denken, wie diese Mischung auf vielfache Art zum Glück der Verbindung ausschlagen könne; wie diese Mittelsperson durch ihre muthwilligen Neckereyen die Liebenden oft in ihren Liebkosungen stören, den Reitz ihrer Verbindung dauerhafter machen, wie sie durch ihre gutherzige Fröhlichkeit die ernstere Stimmung der Liebenden erheitern, und ihre kleinen Zwiste durch lächerliche Darstellung der Veranlassungen geschwinder endigen und seltener machen könne. Vielleicht enthält ein solches Trio die höchste Stufe glücklicher Geselligkeit.

Neunzehntes Kapitel.

Genuß größerer und kleinerer geselligen Zusammenkünfte.

Liebende suchen nicht die Freuden größerer Zusammenkünfte auf. Sie leihen nichts sagendem Geschwätz ungern ihr Ohr, noch ungerner ihre Zunge. Sie fürchten von der Menge bemerkt, belacht, durchkreuzt und gehindert zu werden! Dennoch giebt es einige Freuden für sie, die nur in Versammlung mit mehreren Menschen eingenommen werden können, und diese läßt die Liebe nicht verloren gehen.

Das Schauspiel hat den Vorzug, daß die gemeinschaftliche Unterhaltung, welche es gewährt, eine Menge von Menschen vereinigt, von denen ein Jeder, unbekümmert um den andern, für sich genießt. Unter allen Vergnügungen, welche größere Zusammenkünfte gewähren, biethet keines den Liebenden so vielen Vortheil an. Sie sehen und hören nur für sich allein.

Das Schauspiel, das Werk der Kunst, dem alle Künste zu Gebothe stehen, das sich der Wirklichkeit am meisten nähert, alle Kräfte der Seele in Bewegung setzt, ist besonders auch darum den Liebenden so wichtig und so theuer, weil sie hier ihr Verhältniß unter unzähligen Gestalten reproduciert sehen. Welch ein Glück, Hand in Hand auf die Meisterstücke der Bühne zu horchen, die Wahrheit des Ausdrucks der Liebe zugleich in den Akteurs und in den Blicken und Thränen der Geliebten zu prüfen, und gleichsam des doppelten Schauspiels, der darstellenden Kunst und ihrer wahren Wirkung auf das geliebte Wesen zu genießen.

Größere Zusammenkünfte, in denen von einem jeden ein Beytrag zur gemeinschaftlichen Unterhaltung gefordert wird, haben minderen Werth für die Liebenden, und dennoch bleiben sie nicht ohne Nutzen für ihre vereinigte Person. Welche Ausbeute von Bemerkungen zur Kenntniß der Welt und der Menschen tragen sie nicht für ihre Einsamkeit daraus zusammen! Mit welcher Freude vergleichen sie nicht ihre edlere Verbindung mit jenen Verhältnissen, die gemeiniglich für Liebe in der großen Welt gehalten werden, und sagen sich: o wie lieben wir so anders! Wie freuen sie sich der Achtung, deren jeder von ihnen, und beyde in der zusammengesetzten Person, bey bloßen Bekannten genießen! Wie theuer werden ihnen die feinen Aufmerksamkeiten, die sie sich, unbemerkt von andern, auch da einander zu bezeigen wissen, wo gewöhnliche Menschen sich selbst unter Zerstreuungen vergessen!

Ruhige Liebe nimmt oft große Freude auf in jenen engeren Zirkeln erprobter Bekannten, wo man laut denken und empfinden, und sich zeigen darf wie man ist; wo man keine Larve in andern, und seine eigene Offenherzigkeit zu fürchten braucht! Hier weiß sie kleine Mahle und Feste zu bereiten, bey denen anständige Heiterkeit und guter Geschmack den Vorsitz führen, wobey Alles für einen geschieht, ohne die übrigen durch den Vorzug zu beleidigen!

O Winter! Auch du giebst der Liebe wahre, und dir eigenthümliche Freuden! Ein glückliches Häufchen rückt an deinen langen Abenden in einem wohnlichen Zimmer näher zusammen. Wie ist hier alles so freundlich! Wohl verwahrte Thüren und Fenster, bestimmt den Einfluß rauher Lüfte abzuhalten, scheinen zugleich

jedem Ueberläſtigen den Eintritt zu wehren. Ein weicher Teppich, der das Geräuſch unbeſcheidener Tritte mildert, ſcheint jeder läſtigen und vorlauten Anmaßung Stille zu gebiethen, und das Geſumſe des ziehenden Kamins, das Geflüſter des kochenden Waſſers zum ausländiſchen Getränk, ſcheint den zutraulichen Ton angeben zu wollen, der in der ganzen Unterhaltung herrſchen ſoll!

Wie man hier über ſich ſelbſt und andere ausredet! Wie man hier den Stoff zum geſelligen Vergnügen vervielfältigen und veredeln kann, ohne Furcht, den eingeſchränkten Geſchmack der Mitglieder des geſelligen Zirkels zu beleidigen, oder das kränkende Gefühl mangelnder Fähigkeiten zu erwecken!

Zwanzigſtes Kapitel.

Genuß wechſelſeitiger Geiſtesausbildung.

Ich habe bis jetzt gleichſam die Form entworfen, in welche ſich die zuſammengeſetzte Perſon der beyden Liebenden beym Genuß einkleidet. Ich habe ſie dargeſtellt, wie ihr niederes Weſen auf mannigfaltige Art zur Wolluſt und Wonne unter Leitung des Sinnes für das Edle und Schöne aufgefordert wird. Jetzt iſt es Zeit, daß ich ihren innern Gehalt zeige, daß ich ſie in einem ernſthafteren Charakter auftreten laſſe, wie ſie den Bedürfniſſen ihres höhern Weſens abhilft und dieſem Wonne zuführt.

Eine der höchſten Freuden der Liebe iſt unſtreitig das Gefühl des Antheils, den die Vereinigten an der wechſelſeitigen Ausbildung ihres Geiſtes nehmen.

Ich habe bisher den Geist des Menschen für sein höheres Wesen überhaupt, für seine engste Adhärenz, dann aber auch in einer damit correspondierenden Bedeutung, für das letzte belebende Princip im Gemüthe, gleichsam die Lebenskraft der Seele, genommen. Hier verstehe ich besonders darunter jenen Inbegriff von Anlagen, Kenntnissen, Fertigkeiten, wodurch das höhere Wesen des Menschen zur Wirksamkeit geschickt wird.

Dieser Geist kann auf eine doppelte Art ausgebildet werden; theils indem wir seine innere Tüchtigkeit überhaupt vermehren, theils indem wir ihm eine bestimmtere Richtung auf Zwecke geben, die eines vernünftigen Wesens, daß sich selbst und andern nützlich seyn soll, würdig sind. Beydes zusammen heißt Kultur des Geistes.

Nichts ist interessanter, als die Entwickelung dieses Geistes zu verfolgen, mit seinen Fortschritten sympathetisch weiter zu streben, und ihn endlich auf der Höhe, wozu er gelangt, mit Bewunderung anzuschauen. Die Menschheit im Ganzen, einzelne Nationen, einzelne Individuen, können uns dieses Schauspiel gewähren. Stärker muß es uns rühren, wenn wir den Freund, oder die geliebte Hälfte unsers Wesens unter unserer Führung empor streben sehen; aber nichts kommt der Wonne bey, uns dadurch zugleich an Geisteskultur mit gehoben, und die zusammengesetzte Person dadurch veredelt zu fühlen.

Laßt uns untersuchen, wie Personen von verschiedenem Geschlechte in einer liebenden Verbindung sich um die Ausbildung ihres Geistes wechselseitig verdient machen können?

Nach meiner Ueberzeugung sind die Geistesanlagen beyder Geschlechter bereits ursprünglich verschieden. Gesetzt aber, dieß könnte bezweifelt werden, so scheint es

doch unleugbar zu seyn, daß bey der Verschiedenheit der Kenntniſſe, deren Aufbewahrung, und der Geſchäfte, deren Ausführung bald dieſem bald jenem Geſchlechte nach unſern bürgerlichen Einrichtungen, und nach unſerer geſelligen Denkungsart ſeit ſo langen Zeiten anvertrauet ſind, die Geiſteskräfte des Mannes und des Weibes eine ganz verſchiedene Richtung erhalten müſſen. Dieſe verſchiedene Richtung erſcheint bereits ſo früh in jedem Kinde, daß ſie der urſprünglichen Anlage völlig gleich kommt.

Nach unſern Begriffen gehört der ſtärkere Geiſt dem Manne, der zärtere dem Weibe. Alle Wiſſenſchaften, alle Künſte, alle Geſchäfte, die eine anhaltende Uebung im Denken, Abſtrahieren, Schlieſſen, einen vielumfaſſenden und tief eindringenden Blick, ein ausgebreitetes Sachgedächtniß, ein reifes, von den gegenwärtigen Verhältniſſen unabhängiges Urtheil, eine Phantaſie und ein Herz erfordern, die unter ſtrenger Leitung des Verſtandes und der Vernunft ſtehen, gehören beynahe ausſchließend dem Manne. Er iſt Metaphyſiker, Mathematiker, Staatsmann, Heerführer, Schöpfer weitläuftiger Compoſitionen der Kunſt.

Dem Weibe legen wir dagegen diejenigen Kenntniſſe, diejenigen Künſte und Beſchäftigungen bey, die eine leichte Faſſungskraft, einen feinen Beobachtungsgeiſt, ein ſchnelles Auffaſſen des Zunächſtliegenden, die Gabe, das Schicklichſte für den Augenblick zu wählen, Zeichengedächtniß, Emſigkeit, behende Sorgfalt, Reichthum, Glanz, Irritabilität einer Phantaſie und eines Herzens vorausſetzen, die mehr mit dem Reiche der Sinnlichkeit, als mit dem überſinnlichen zuſammenhängen. Das Weib iſt Hausfrau, Führerin geſelliger Zuſammen-

künfte und Verhältniſſe, Mutter, endlich Künſtlerin in allen Werken des ſchönen Talents und des Genies, die mehr zur Befriedigung des Geſchmacks an leichter aber edlerer Unterhaltung, als zu Muſtern der Vollkommenheit ſelbſt in den Spielen der Imagination beſtimmt ſind.

Dieß iſt die Regel. Es kann ſeyn, daß das Gefühl des Außerordentlichen zuweilen unſere Forderungen anders modificiert, daß wir es lieben, das Weib mit den Vorzügen des Mannes, den Mann mit den Vorzügen des Weibes ausgerüſtet zu ſehen. Aber ich fürchte, daß früh oder ſpät das Unpaſſende einer ſolchen Ausbildung des Geiſtes zu unſern Begriffen von den weſentlichen Vorzügen des einen und des andern Geſchlechts unſere Bewunderung hemmen, und uns wünſchen laſſen wird, daß die Frau, die außerordentlich erſcheint, weil ſie ſich durch ihren Geiſt zur Stärke des Mannes erhebt, lieber als ein zartes Weib außerordentlich und zugleich vollkommen geworden ſeyn möchte.

Die Stärke des Geiſtes, die ein Leibnitz, Newton, Richelieu, Cäſar, Homer, Raphael zeigten, ſcheint über der Zartheit zu ſtehen, welche eine Cornelia, Sappho, Heloiſe, Sevigné, Kaufmann, Siddons u. ſ. f. ausgezeichnet haben. Allein dürfen wir darum behaupten, daß die Julien, die Zenobien, die Eliſabeth, u. ſ. w. auf einer höheren Sproſſe über den vorhergenannten Perſonen ihres Geſchlechts auf der Leiter vollkommener Geiſter ſtehen? Ich zweifle! Wer in ſeiner Art vollkommen iſt, ſteht über demjenigen, der ſeine Art verläßt, und indem er einer Vollkommenheit nachſtrebt, die bey der Vergleichung beyder Arten unter einander als die höhere zu betrachten iſt, in beyden Rückſichten unvollkommen bleibt.

Gewiß aber iſt es, daß das Ideal eines menſchlichen Geiſtes, die Vorzüge, welche wir dorthin unter dem Nahmen der Zartheit dem Weibe beygelegt haben, neben den Vorzügen erfordert, die wir unter dem Nahmen der Stärke zuſammengefaßt haben. Nur dann vereinigt der Menſch alles in ſich, was wir in unſerer Welt ſinnlicher Erſcheinungen von ſeinem Geiſte fordern, wenn die Feinheit und Gewandheit ſeines Geiſtes deſſen Tiefblick und Gründlichkeit unterſtützt, und ein glücklicher Inſtinkt den Operationen ſeiner höheren Seelenkräfte zu Hülfe kommt. Geſetzt alſo, wir könnten einen vorzüglichen weiblichen Geiſt mit einem vorzüglichen männlichen zuſammenſetzen, ſo würde dieſes neugeformte Weſen die Vorzüge der ganzen Gattung in ſich faſſen, und gewiß den höchſten Anſpruch auf Geiſtesvollkommenheit haben.

Nach dieſen Bemerkungen dürfte es nicht ſchwer werden, den wahren Geſichtspunkt anzugeben, aus dem der Antheil beurtheilt werden muß, den beyde Geſchlechter an ihrer wechſelſeitigen Ausbildung nehmen können.

Laßt uns zuerſt ſehen, in welchen Fällen der Geiſt des Mannes durch die engere Verbindung mit einer geiſtreichen Frau gewinnen kann! Ich denke ihn mir im handelnden Leben als Verbreiter der Wahrheit und Wiſſenſchaft, als Beförderer nützlicher Anſtalten, als Künſtler, als Geſellſchafter. In allen dieſen Fällen kommt es ihm oft darauf an, gegenwärtig auf den größeren Haufen zu wirken, die öffentliche Meinung zu ſeinem Vortheile zu leiten, der Wahrheit und Zweckmäßigkeit Eingang zu verſchaffen, das Schöne reitzend, das Unterhaltende beluſtigend darzuſtellen. Wahl des Gehalts und Einkleidung werden ihn dabey gleich wichtig, und hierzu, ich behaupte es dreiſt, kann ihm die Bildung des Geiſtes,

die er von dem zärteren Geschlechte erhält, von unendlichem Nutzen seyn.

Vergebens würde sich derjenige schmeicheln, einen starken Eindruck für den Augenblick auf die Menge zu machen, der nur an den Verstand und die Vernunft reden, und nicht die Sympathie und die Einbildungskraft zu rühren suchen wollte. Gerade hierin aber besitzt das Weib seine Stärke. Es hat außerdem ein entschiedenes Talent, die Schwächen eines jeden Menschen bey dem ersten Blick aufzufassen, und dessen kleine aber allgemeine Leidenschaften, besonders dessen Eitelkeit zu seinem Vortheile zu behandeln. Es hat den feinsten Takt für dasjenige, was nach Zeit und Umständen Wirkung thut. Es setzt von Jugend auf einen zu hohen Werth auf die öffentliche Meinung, um nicht die Mittel zu kennen, wodurch diese geleitet wird. Es hat eine große Gewalt über sich selbst, die Kunst zurückzuhalten, gegenwärtigen Schwierigkeiten auszuweichen, und den Vortheil durch Ueberraschung zu gewinnen. Es besitzt einen großen Reichthum an Bildern, wenn gleich nicht an klaren Ideen. Daher seine große Fruchtbarkeit an Erfindung von Auswegen. Vor allen Dingen aber steht ihm jene allgemeine Verschönerungsgabe, und jene gesellige Liebenswürdigkeit zu Gebothe, deren Mangel oft dem wahren Verdienste in den Weg tritt, und deren Besitz Natur und Erziehung seinem Geschlechte mehr als dem unsrigen sichern.

Weltklugheit und Schmückungsgabe sind daher ausgezeichnete Geistesvorzüge des Frauenzimmers, und beyde kann der Mann aus dem Umgange mit ihm lernen und zu seinem Vortheile nutzen. Er kann sicher seyn, daß dasjenige, was in seinen Schriften, in seinen Reden und

Handlungen den Augen einer geistreichen Frau Thränen entlockt, oder ihre Aufmerksamkeit ununterbrochen fesselt, oder sie gar begeistert, die Wirkung auf den großen Haufen nicht verfehlen werde. Er wird hinreißen, wo er nicht überzeugen kann; er wird gefallen, wo man allenfalls fühlt, daß seine Produkte die Prüfung der Kritik nicht bestehen dürften. Vor allen Dingen aber wird er lernen, Schwerfälligkeit und alle diejenigen Klippen zu vermeiden, woran sich die Schwäche und der ekle Geschmack des Zeitalters stoßen. Kurz, er wird lernen, wie die Stärke seines Geistes in ihren Aeußerungen sich mit Feinheit und Zartheit paaren könne.

Auf der andern Seite kann der Geist des Weibes an Richtigkeit, an Gründlichkeit, an Umfang von Kenntnissen in dem Umgange mit dem geistreichen und gebildeten Manne sehr gewinnen. Das Frauenzimmer ist oft zu einseitig, zu sehr geneigt aus einzelnen Fällen aufs Ganze zu schließen, zu leicht, zu hüpfend in seinen Sätzen. Hier tritt der Mann hinzu, lehrt von mehreren Seiten und im Ganzen zu übersehen, bringt mehr Zusammenhang in die Gedankenreihe, und lehrt zu unterscheiden und zu prüfen.

Gelehrsamkeit ist nicht die Sache der Weiber, aber auf Kenntnisse haben sie so gut Ansprüche wie wir, weil sie den Trieb nach Wahrheit mit uns theilen, und sich keine wahre gesellige Liebenswürdigkeit unter kultivierten Menschen ohne einen gewissen Vorrath von Kenntnissen denken läßt. In der gebildeten Unterhaltung kommen beständige Anspielungen auf Begebenheiten, Rahmen, Charaktere der Geschichte und der Fabel vor. Die Länderkunde, die öffentlichen Angelegenheiten, die Meisterstücke der Kunst, die Naturgeschichte, die Sitten der

Völker, die Philoſophie des Lebens und des Geſchmacks, liefern den Stoff zum Geſpräch unter Menſchen von beſſerer Erziehung. Wie drückend iſt der Mangel an den nöthigen Kenntniſſen in dieſen Stücken, den der Liebende an dem geliebten Weibe antrifft. Es werden ſo viele Gegenſtände von der Unterredung ausgeſchloſſen! Man muß ſich ſo ſehr hüten, durch die Erinnerung daran den heimlichen Vorwurf vernachläſſigter Geiſtesbildung zu erwecken und zu machen! Es werden ſo viel Freuden genommen, die man mit der Geliebten theilen möchte! Und dann, wie reitzend iſt die Unterhaltung, welche die edlere Frau aus einer zweckmäßigen Aufklärung ihres Geiſtes für ſich ſelbſt zieht! Wie ſehr hält ſie dieſe Beſchäftigung von gefährlichen Zerſtreuungen ab! Ich glaube ſogar, daß eine gewiſſe Gründlichkeit in denjenigen Kenntniſſen, die den weiblichen Geiſtesanlagen angemeſſen ſind, zu den Vorzügen des zärteren Geſchlechts gehören könne. Ich glaube, daß das Frauenzimmer, ſeiner Liebenswürdigkeit unbeſchadet, die Geſchichte, die Länderkunde, die Naturkunde, die Botanik, die Theorie der Künſte, die Sprachlehre, ja, die Philoſophie des gemeinen Lebens in einem gewiſſen Umfange und Zuſammenhange inne haben könne, und daß es zu ſeinem Beſtreben nach Vollkommenheit gehöre, es darin ſo weit als möglich zu bringen. Nur muß es nicht dabey vergeſſen, daß es alles zu einem praktiſchen Gebrauche, und keinesweges um des leeren Wiſſens Willen erlerne; daß es die Sache des Mannes ſey, die Wahrheit aufzufinden, die ſeinige aber, ſie ſich anzueignen, ſie faßlich und gefällig darzuſtellen, damit ſie frappanter und eindringender werde. Ich möchte ſogar dem Weibe unter gewiſſen Lagen nicht das Recht abſprechen, Schriftſtellerin zu wer-

den, und unter seinem Nahmen als Lehrerin in der Weltklugheit und Moral, und als Künstlerin in Werken des Genies und des Talents aufzutreten.

Diejenigen, welche das zärtere Geschlecht so gern auf die bloße Bestimmung der Hausfrau, oder gar der Haushälterin einschränken möchten; diejenigen, welche ihm höchstens Anspruch auf oberflächliche Bekanntschaft mit den Künsten eingeräumt haben, in so fern diese zu den Reitzen der Unterhaltung dienen können, diese haben nicht bedacht, daß das Weib so gut wie wir den Trieb nach Wahrheit in seinem Busen trägt; sie haben nicht bedacht, daß es Lagen giebt, worin das Frauenzimmer aus den höheren Ständen in dieser Ausbildung seines Geistes das einzige Verwahrungsmittel gegen gefährliche Verirrungen des Herzens und der Einbildungskraft findet, und daß es lächerlich sey, von einer Frau, die in großem Wohlstande lebt, die eigene Besorgung wirthschaftlicher Angelegenheiten zu fordern, die nur dann mit gehöriger Sorgfalt getrieben werden, wenn Bedürfniß und Nothwendigkeit dazu auffordern.

Aber, wird man sagen, wie leicht wird auch diejenige Frau, die billig nur Wirthschafterin seyn sollte, ihren Geist mit Kenntnissen bereichern wollen, und unterdessen die ihr viel näher liegende Sorge für ihr Hauswesen versäumen; wie leicht werden alle nur lernbegierig seyn, um zu schimmern, und die Gelehrten spielen wollen, statt daß sie nur aufgeklärt seyn sollten? Allerdings läßt sich dieser Mißbrauch besorgen. Allein, dieß ist kein hinreichender Grund, eine an sich gute Sache zu verwerfen. Es werden wenig Lagen so drückend seyn, daß bey einer weisen Eintheilung der Zeit nicht einige Muße zur Ausbildung des Geistes übrig bleiben sollte, und dann ist es

die Sache des liebenden Mannes, den Studien des geliebten Weibes die gehörige Richtung zu geben, und es vor den Gefahren der Anmaßung und der Uebertreibung zu bewahren. Auf solche Art tragen also beyde Geschlechter zur wechselseitigen Vervollkommnung ihres Geistes bey! Und selbst da, wo ihre Bestimmung, wo ihre Kräfte zu weit von einander abliegen, als daß sie sich unmittelbar zu Hülfe kommen könnten, wie viel können sie sich noch da durch wechselseitige Ermunterung und Anfeuerung einander werth werden. Es liegt ein hoher Antrieb zur Veredlung unserer Geisteskräfte in dem Gedanken, daß der geliebte Gegenstand uns auch darum achtet, daß wir in unserer Art schätzbar sind, unserer eigenen Achtung genießen, und der Achtung anderer Personen unsers Geschlechts! Dieß Gefühl flößt der Gelehrte, der Held, der Staatsmann seiner Gattin, die kluge Hausfrau, die geschätzte Regentin der örtlichen Gesellschaft, dem Gatten ein, wenn gleich beyde nicht völlig beurtheilen können was dazu gehört, um in den angezeigten Verhältnissen einen ungewöhnlichen Geist zu zeigen.

Eben diese Bemerkungen zeichnen nun aber auch die Grenzen vor, worin sich die wechselseitige Sorge für die Ausbildung des Geistes unter den beyden Liebenden von verschiedenem Geschlechte halten muß.

Nur zu häufig ist der Fehler, daß die Liebenden sich in der ihrem Geschlechte angemessenen Ausbildung hindern, weil der eine verlangt, daß der andere die Kräfte seines Geistes ganz allein zur Behandlung solcher Gegenstände anwenden soll, worin sie beyde mit ihrer Wirksamkeit zusammentreffen können. Es ist gar nicht selten, daß der liebende Mann die Geliebte von aller weiblichen

Sorge und Beſchäftigung abziehen will, damit ſie nur mit ihm über die Verhältniſſe ſeines Geſchlechts, oder ihrer zuſammengeſetzten Perſon Ideen wechſeln, und darauf ihre ganze Aufmerkſamkeit wende. Eben ſo gewöhnlich und vielleicht noch häufiger iſt der Fall, wo die Geliebte von dem liebenden Manne verlangt, daß er vergeſſen ſoll, was er von ſeinem Geiſte dem Staate und den Wiſſenſchaften ſchuldig iſt, um mit ihr zu koſen, und das Glück des häuslichen und geſelligen Zuſammenſeyns ununterbrochen zu genießen.

Edel Liebende finden in dem Gedanken, daß der Geliebte durch Ausbildung und Anwendung ſeines Geiſtes nach der Beſtimmung, die ihm ſein Geſchlecht giebt, ſich achtungswürdiger und dadurch glücklicher fühle, eine Schadloshaltung für die Einſamkeit und Trennung von ihm, die jene Bemühung ihnen zuweilen auflegt.

Eben hieraus fließt aber auch die Vorſicht, daß die Liebenden, indem ſie wechſelſeitig ihren Geiſt auszubilden ſuchen, ihm nicht ſolche Vorzüge beyzulegen ſtreben, die für ſein Individuum gar keine Vorzüge ſind. Der Gelehrte, der ſeine Frau in abſtrakte Wiſſenſchaften, der Staatsmann, der ſeine Gattin in politiſche Intriguen zu verwickeln ſucht, und umgekehrt, die Gattin, die von ihrem Manne verlangt, daß er in das Detail der häuslichen Wirthſchaft, oder der geſelligen Fürſorge hineingehen ſoll; alle dieſe handeln der wahren Beſtimmung der Liebe entgegen, die den andern in Gewißheit ſeiner Selbſtändigkeit zu beglücken ſuchte und nicht

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Genuß der Vereinigung zu einem Schicksale.

Liebende haben nur Ein Schicksal mit einander, und dieß Bewußtseyn macht einen neuen hohen Genuß für sie aus. Himmel! welch ein tröstender, welch ein hebender Gedanke: es ist ein Herz in der Welt, das von meiner Freude lebt; ein Herz, dessen Theilnahme alle meine Leiden lindert!

Die Vereinigung zu einem Wesen, unter gleichen Verhältnissen gegen alles, was außer der zusammengesetzten Person gedacht wird; zu einem Wesen, auf welches nur eine und die nehmliche Beziehung alles Aeußeren Statt findet; das Bewußtseyn, daß es für zwey Individuen nur ein Eigenthum, einen Wohlstand, eine Ehre, ein Glück, ein Unglück giebt: kurz, das Zusammenschmelzen zu einer Reizbarkeit, zu einem Herzen, ist eines der erhabensten Gefühle, deren der Mensch fähig ist. Der Arme! Es ist nicht genug, daß er, für sich abhängig von Bedürfnissen, das Spiel eines eigensinnigen Schicksals sey; er ladet noch die Bedürfnisse und die Leiden eines andern Wesens auf sich! Aber wird er wirklich ärmer? Nein! Er vermehrt sein Wohlseyn, indem er sich alle Freuden, alle Vortheile des andern aneignet; er vermehrt die Stärke, womit er dem Schicksale die Stirn biethet, indem die andere Hälfte seines Wesens einen Theil der Last auf sich nimmt, die ihn allein zu Boden drücken würde!

Aber was seinen Zustand wirklich verschlimmert, ist die Ueberzeugung, daß sein eigenes Leiden die Ruhe des vereinigten Wesens stört! Welcher Streit in der Seele des Liebenden in solchen Augenblicken! Er möchte den

Schmerz, der ihn verzehrt, vor den Augen des Geliebten verbergen, und doch fürchtet er einen Raub an der Zärtlichkeit durch sein Verhehlen zu begehen! Er fürchtet mit Recht! Denn nichts betrübt edle Seelen so sehr, als eine Schonung, welche dem leidenden und zu bescheidenen Geliebten die Labung ihres Mitgefühls entzieht!

Das sicherste Merkmahl, daß wir nicht lieben, ist dieß, wenn bey glücklichen Begebenheiten nicht eines unserer ersten Gefühle dieses ist: der Geliebte wird mit mir theilen; und bey unglücklichen dieses: ach! möchte ich ihm den Schmerz der Theilnehmung ersparen dürfen!

So fein, so schnell, so mächtig wie die Liebe Glück, Trost und Hülfe zu bereiten weiß, giebt sie nie die Freundschaft. Diese überlegt und denkt, ehe sie handelt; die Liebe fühlt und handelt zugleich! Ihr Scharfsinn im Ausspähen des wahren Sitzes des Uebels, der dringendsten Bedürfnisse, und der Stellen, deren Berührung am empfindlichsten schmerzt, ist eben so unbegreiflich, als ihre Erfindsamkeit in den Mitteln zu lindern, zu befriedigen, zu schonen. Man könnte auf eine vorahndende Sympathie, auf eine himmlische Inspiration rathen! Es ist wahr, das weibliche Geschlecht übertrifft darin bey weitem das unsrige, und seine sorgfältige Uneigennützigkeit möchte uns sogar die Freude zu danken, grausam durch zu viel Güte, entziehen. Seine Aufmerksamkeiten sind feiner, dauernder und anhaltender. Aber auch der Mann weiß zu theilen und zu helfen. Er sieht nicht so leicht und so schnell die Gelegenheit dazu ab, allein einmahl aufmerksam gemacht, ersetzt er durch Stärke und Aufopferung, was ihm an leichtem Anschlage und an Emsigkeit abgeht. Er giebt ein Weniges, aber Viel: das Weib Viel durch Vieles! Auch hier zeigt sich der Vortheil, den

die Vereinigung Geſchlechtsverſchiedener Perſonen hervorbringt!

Aber ach! es theilt, es lindert nicht jeder, der es will! Es iſt nothwendig, daß dieſer ſich ganz in unſere Lage hineinverſetzen, und ihre Individualität ganz ausfühlen könne! Oft haben wir das Bewußtſeyn, daß der Geliebte uns gern helfen, wenigſtens tröſten würde; aber die Furcht, in unſern Bedürfniſſen, in unſern Leiden nicht verſtanden zu werden, oder gar die Beſorgniß, daß die unbeſonnene Wahl ſeiner Hülfsmittel unſern Zuſtand noch verſchlimmern könne, verſchließt unſer Herz vor ihm! Er fühlt, daß wir uns in uns ſelbſt zurückziehen, er ahndet den Grund, und leidet ſelbſt durch das Bewußtſeyn ſeiner Unzulänglichkeit! Eine harte Lage für beyde, der aber freylich nur edlere Seelen unterworfen ſind!

Oft ſind es Schwächen des Charakters, die uns unſere größten Leiden bereiten! Wie ſchwer wird hier eine Schonung von Seiten des ſtärkeren Liebenden, die das wahre Mittel zwiſchen erniedrigender Härte und unedler Nachgiebigkeit hält! Hütet euch vor der Handlungsart gewiſſer Tröſter, die euch ſtolz zurechtweiſen, oder auch gar mit euern Klagen lächerlich machen wollen! Dieſe Verfahrungsart iſt der Liebe zuwider! Hütet euch aber eben ſo ſehr vor jener ſchmeichleriſchen Gefälligkeit, die jede Grämeley in dem Geliebten billigt, und ihn wie ein verzogenes Kind behandelt. Dieß iſt der Würde unſers ſittlichen Weſens zuwider. Der weiſere und edlere Menſch ſchont die erſten Aufwallungen der Laune des Verbündeten, ohne ihn durch Beyfall darin zu beſtärken: und in dem Augenblicke, wo

seine Vernunft wiederkehrt, weiß er ihm durch verdoppelte Aeußerungen der Liebe ein heimliches Erröthen abzugewinnen, ohne ihn durch anmaßende Ueberführung seines Unrechts zu nöthigen, daß er der sehlosen Größe des Strafenden förmlich huldige!

Es giebt eine Art, glückliche Verhältnisse mit einander zu theilen, die aller Pflicht dankbarer Erwiederung überhebt. Wir nehmen den Geliebten in unsern Wohlstand, in unser Ansehn auf, und lassen ihn fühlen, daß es eine Wohlthat sey. O wie schwer ist es, wirklich zu verbinden! Wie leicht erwecken wir selbst durch Aufopferungen das Gefühl, daß wir genug dadurch belohnt sind, uns ihrer rühmen zu können! Wie leicht treten wir jeder zärtlichen Empfindung dadurch in den Weg, daß wir Dankbarkeit erkaufen wollen! Ach! Alles was du giebst, gieb aus Liebe, mit einem Herzen, das nichts schätzbar findet, was es nicht mit dem Geliebten theilt, mit einem Herzen, das nichts schenken zu können, und bey dankbarer Erwiederung nicht einmahl vergelten zu können glaubt.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Genuß der Leiden, die sich Liebende selbst bereiten.

Die Liebe, sagt man, nährt sich von Thränen! Und wahr ist es, selten ist treue, edlere Liebe glücklich! Aber oft durch die Schuld der Liebenden. Sie schaffen sich selbst zum Theil die Leiden, die sie dulden; das sollten sie nicht thun!

Oft liegt dabey hervorstechende Selbstheit zum Grunde. Man quält sich, um sich das Gefühl zu bereiten, daß man ganz von einander abhängt. Man mißgönnt dem Geliebten jede frohe Empfindung, die er nicht von uns empfängt, und die uns den Stolz raubt, einzige Schöpfer seines Glücks zu seyn. Man sucht durch den Schein der Kälte, oder gar der Untreue, die Stärke mit der wir geliebt werden zu erproben, oder durch Vorwürfe, deren Ungerechtigkeit wir selbst fühlen, den Grad des Werthes zu erforschen, der auf unsern Beyfall gesetzt wird.

Diese Art zu denken und zu handeln gehört der Liebe nicht; sie gehört der Herrschsucht und der Eitelkeit. Aber näher liegt jener die Besorgniß, daß zu große Ruhe in dem Geliebten der Vorbote der Gleichgültigkeit sey, und daß das Glück, welches er zu anhaltend einseitig genießen mag, uns entbehrlich machen, und Trostgründe für eine künftige Trennung herbeyführen dürfte!

Wer mag von der Liebe alle Eifersucht trennen? Wer mag sich zuweilen den geheimen Wunsch verleugnen, daß der Geliebte fürchten könne, uns zu verlieren? Ach, wie natürlich ist jener Ausruf der portugiesischen Nonne: „Oft finde ich dich nicht glücklich genug durch meine Liebe, oft finde ich, daß du zu glücklich bist, als daß ich mir allein die Ursach davon beymessen könnte!“ Wer wird selbst einen St. Preux verdammen können, wenn er die rührende Blässe zurück wünscht, die Juliens Antlitz ehemahls überzog; das kostbare Unterpfand der Leidenschaft, mit der sie an ihm hing!

Schonung verdient das alles, aber keinen Beyfall! Nein! Die Liebe soll nicht grausam seyn, die Liebe soll nicht quälen! Aber wenn es unwillkührlich geschieht,

o ſo erweckt wenigſtens nicht den Verdacht, als wenn ihr an unſerer Qual, an unſern Thränen Gefallen nähmet! Hütet euch vor Ungerechtigkeit, und wenn ihr darein verfallt, ſo laßt uns wenigſtens die Ueberzeugung, daß die Gewalt einer liebenden Leidenſchaft euch hingeriſſen hat, und daß ihr nicht in der Freude eures Herzens uns durch erlogene Kälte und hervorgeſuchte Vorwürfe mißhandelt! Dann, dann dulden wir gern! Dann ſind uns ſelbſt die Thränen theuer, die wir unverſchuldet vergießen!

Und wie hält die Wonne der Wiederverſöhnung für alle Martern des kurzen Mißverſtändniſſes ſchadlos! Man ſollte glauben, diejenigen, welche dieſen Augenblick nicht kennen, hätten die Freuden der Liebe nicht völlig ausgekoſtet! Wer beſchreibt die frohe Wahrnehmung der unbefangenen Unſchuld, oder auch der innigen Reue, neben der liebenden Schonung, die gern ſelbſt das Unrecht auf ſich nehmen möchte, das der Schuldige anerkennt! Wer die himmliſche Ahndung der Zärtlichkeit, die durch den Unmuth durchbricht, und der endlich alles beſiegenden Liebe, wenn ſich jetzt das Auge der Geliebten ſanfter zu euch wendet, und ihre Hand ſich dem Druck der eurigen nicht länger verſagt! Jetzt ſinken ſie an einander, die Liebenden, die Wiedervereinten! Auf ihren Wangen, die zugleich von der erlöſchenden Hitze des Zorns, und der empor ſteigenden Wärme ſanfterer Affekte glühen, miſchen ſich Thränen des Kummers unter Thränen der Freude! Der gepreßte Seufzer des Schmerzens verliert ſich in den ſüßathmenden Hauch der zärtlichſten Wonne, und das Herz deutet mit lauten Schlägen das Gefühl einer Seligkeit an, das durch kurze Entbehrung noch erhöhet iſt.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Höchste Veredlung der Liebe; Zusammenstreben nach Tugend.

Wenn es wahr ist, daß Liebe das wonnevolle Bestreben ist, den Geliebten zu beglücken, welcher Genuß kann ihr dann näher angehören, als das Gefühl, ihm, diesem Geliebten, das höchste Gut, Tugend, und dadurch Achtung für sich selbst, und Achtung bey andern zuzuführen! Dadurch bringen wir die Liebe auf den höchsten Gipfel der Veredlung, und bereiten uns selbst, wo nicht den lebhaftesten, doch gewiß den dauerndsten, sichersten Genuß, den das Herz mit der Vernunft im Bande zu gewähren vermag!

Glaubt es mir zu: wenn eure Geliebte alle Reize des Körpers und der Seele in sich vereinigte, die den berühmtesten Freundinnen Griechenlands und Frankreichs je mahls eigen gewesen sind; wenn sie schön wäre wie eine Phryne, geistreich wie eine Aspasia oder Lais; wenn sie an euch hinge wie eine Sappho, — und ihr fändet in ihrem Herzen Liebloſigkeit gegen ihre Mitmenschen, Mangel an Sanftmuth und Bescheidenheit, kurz, keine der Grundlagen weiblicher Tugend; sie hätte keinen Sinn für Vervollkommnung ihrer Moralität; — euer Herz würde sich nicht gerechtfertigt finden, sie zu lieben, und früh oder spät würdet ihr das Drückende der Schlinge fühlen, in der sie euch zu fangen gewußt hätte.

Aber wohl dem, der sein Auge aufschlagen mag vor seinem edleren Ich, indem er sich sagt: ich liebe! Wohl dem, der in seiner Verbindung einen neuen Grund findet sich selbst zu achten! Selige Stunden, in denen der

gemeinſchaftliche und doppelte Bund geſchloſſen wird, der Liebe und der Tugend ewig treu zu bleiben! Himmliſcher Ausdruck des weiblichen Mundes, der euch unter Thränen beſchwört, das Herz vor dem Verdachte zu retten, daß es einen Unwürdigen liebe! Heiliger Schwur des Mannes, der das Leben eher als die Tugend verlaſſen, und die erſte laſterhafte Handlung als eine ſtillſchweigende Entſagung auf das Recht geliebt zu werden, betrachtet wiſſen will!

Wer mag die ſtolzen ſüßen Gefühle beſchreiben, die den Liebenden das Bewußtſeyn einflößt: ſie ſind tugendhafter durch Liebe, als ſie es ohnedem ſeyn würden! Und gewiß, ſie ſteht mit der Tugend in naher Verwandſchaft! Durch ſie wird das Herz weich und geöffnet für alle ſympathetiſchen und geſelligen Empfindungen, ohne deren freye Wirkſamkeit ſich keine Tugend denken läßt. Sie erweckt Mitleiden, Sanftheit, Duldung, Mittheilung, Uneigennützigkeit. Wenn wir lieben, ſind wir überhaupt reitzbarer und empfindlicher gegen das Schickſal anderer. Es ſcheint, als ob wir beſſer fühlten, was der Antheil, das Wohlwollen des einen Menſchen dem andern werth ſeyn könne. Ausgefüllt durch einen einzigen Gegenſtand, auf deſſen Beyfall wir den Werth unſers Weſens und Handelns beynahe allein zurückführen, legen wir weniger Gewicht auf die Befriedigung der Eitelkeit, des Ehrgeitzes und der Habſucht. Die Verſagung dieſer eigennützigen Neigungen macht uns minder bitter. Der Liebende iſt genügſam in allem, was nicht die Vereinigung der Weſen befördert. So lange wir noch in einem Herzen herrſchen, ſo lange ſcheint uns das Regiment der Welt, ſo wie ihr Beſitz, ein entbehrlicher Vorzug.

Und dann tritt so leicht die Begeisterung hinzu, die aus dem Geliebten ein verkörpertes Bild der Vollkommenheit schafft! Wer kann vor seinen Augen schlecht handeln! Sein Beyfall ist eine hinreichende Belohnung für alle Aufopferungen, die wir der Tugend bringen, die Krone des Sieges, die wir über unsere Sinnlichkeit davon tragen! Endlich giebt die Achtung, welche die zusammengesetzte Person durch den vereinigten Adel der Denkungsart beyder Verbündeten bey allen Edeln im Volke erweckt, einen neuen Antrieb, nur dem Lobenswerthen nachzustreben!

Wer wird nicht gern mit Yorick ausrufen: „nie war meine Seele so sehr im Einklange mit der Tugend, als wenn ich liebte! Nach einer genauen Prüfung, die ich mit mir selbst angestellt habe, sind alle meine schlechten Handlungen in die Zeiten gefallen, worin mein Herz öder Leere seufzte!“ *)

Nicht mit Unrecht sagt Rousseau: **) „jene Begeisterung, welche die Liebe in ihrem Gefolge führt, bildet sich ein chimärisches Wesen aus dem geliebten Gegenstande. Aber opfern wir diesem Bilde nicht eben so wohl unsere Lieblingsschwächen auf? Füllen die Vorzüge, womit wir den Geliebten schmücken, darum weniger unser Herz? Suchen wir uns darum minder von unserm niedrigen Selbst loszuwickeln?“

Aber ach! meine Freunde! meine Freundinnen! ihr, die ihr so gern an Tugend glaubt, hütet euch, daß euch keine ränkevolle Buhlerin, kein listiger Wüstling, mit ihrem Scheine täusche! Worte, einzelne Handlungen,

*) Alexander's History of Woman. T. II. p. 142.

**) Emile L. V.

beweisen nichts! Erst, wenn ihr den anhaltenden rüstigen Kampf gegen Lieblingsschwächen wahrnehmt, erst wenn ihr die Fertigkeit im Siegen über die Einzelnheit bemerkt; erst dann dürft ihr glauben, daß der Geliebte eurer würdig ist!

Mehr! wollt ihr wirklich dem Geliebten das höchste Gut zuführen, um ihn zu beglücken, so lehrt ihn die Tugend um ihrer selbst willen lieben, nicht um des Ideals willen das er sich von eurer Vollkommenheit bildet, nicht um eures, nicht um des Beyfalls willen, den ihm die Welt zollt!

Was ist Tugend? Nicht der glückliche Instinkt allein, der uns zu einem Betragen führt, das andere beglückt, und uns selbst Zufriedenheit für die ganze Zeit unsers Daseyns sichert. Nicht die Anwendung des Verstandes und der Vernunft allein, die uns in unsern Verhältnissen zu andern vernünftigen Wesen, und zu unserm eigenen fortdauernden vernünftigen Wesen Zufriedenheit sichert! Nein, es ist beydes zusammen, und überher wird noch Fertigkeit, und Liebe zu dieser Fertigkeit im Guten erfordert. Die geliebte, von Verstand und Vernunft geleitete Fertigkeit in der Erfüllung unserer Pflichten gegen das Reich vernünftiger Wesen, die ist Tugend: und als solche ist sie noch weit verschieden von jener Scheintugend, die wir glücklichen Anlagen, oder zufälligen Verhältnissen verdanken!

Es ist der Liebe erlaubt, den geliebten Gegenstand als ein Idol, als ein sinnliches Bild aller Vollkommenheit zu betrachten, um seinetwillen gegen unser niedriges Ich anzukämpfen, und in seinem Beyspiele, in seinem Beyfalle einen neuen Antrieb zu allem Guten

zu finden? Aber derjenige, der edel liebt, wird nicht wünschen, daß der geliebte Gegenstand nur so mittelbar durch ihn an der Tugend hänge! Er weiß, daß Begeisterung nicht dauert, daß die Vernunftidee von Vollkommenheit mit keinem Gegenstande in der Welt sinnlicher Erscheinungen übereinkommt, und daß, früh oder spät, Gewohnheit oder unwillkührliche Schwäche, über die er sich nicht erhoben fühlt, weil er Mensch bleibt, das Traumbild, zu dem er den Stoff hergiebt, und damit zugleich die Anhänglichkeit an der Tugend bey dem Geliebten endigen werde!

Es ist der Liebe, es ist der Tugend vergönnt, in der Achtung, die sie dem Geliebten einflößen, ein neues Beförderungsmittel ihres edeln Strebens zu finden. Es ist kein gleichgültiger Genuß, wenn die Achtung, die wir für uns selbst, und für die zusammengesetzte Person hegen, auch von den Menschen, die es werth sind, uns zu würdigen, erkannt wird. Allein höher, sicherer ist der Genuß, den die Selbstachtung unmittelbar, und auch da mit sich führt, wo wir nicht erkannt, auch wohl gar unrecht beurtheilt werden!

Es sey also das Bestreben der edelsten Liebe, dem Geliebten Liebe zur Tugend einzuflößen! Diese wird länger dauern, als das Idol von Vollkommenheit, das die Begeisterung schafft; ja, länger als selbst die Liebe zu dem Geliebten! Daß lange nach geendigter Vereinigung der ehemahls Verbündete sich noch sagen könne: von der Zeit meiner Liebe an rechne ich die Heiligung meines Charakters; ewig werde ich ihm dankbar seyn, dem Liebenden, er hat mir das höchste, das sicherste Gut gegeben, das Menschen zu Theil werden kann!

laßt uns noch ſehen, wie beyde, Mann und Weib, ch darunter wechſelſeitig, und auf eine ihrem Geſchlechte igenthümliche Art zu Hülfe kommen können.

Tugend, ich habe es ſchon mit andern Worten geagt, iſt das anhaltende Wohlgefallen an unſerer Beſtimmung, dem vernünftigen Weſen in uns und in andern ür die ganze Zeit unſers und ihres Daſeyns nützlich zu werden, verbunden mit überlegter, durch Geſetze der Wahrheit und Zweckmäßigkeit geleiteter Fertigkeit, dieſe Beſtimmung auszufüllen.

Jede Kunſt ſetzt in dem Künſtler Fähigkeiten, Liebe zu ſeiner Beſtimmung, Kenntniß der Zwecke und der Mittel, ſorgſame Behandlung, und eine durch Nachahmung und Uebung erlangte Fertigkeit zum Voraus. So auch die Tugend.

Unſere geſelligen, unſere ſelbſtliebenden Triebe, in ſo fern ſie auf Erhaltung und Fortbildung unſers vernünftigen Weſens gehen, ſind die Fähigkeiten, die Anlagen zur Tugend. Sie machen gleichſam den Stoff aus, den Verſtand und Vernunft bearbeiten, indem ſie ihm eine innere Wahrheit und Tüchtigkeit, (Nutzbarkeit,) und eine äußere Brauchbarkeit, (ein Nützlichſeyn,) beweiſen und geben. Dann müſſen Fertigkeit und Liebe zum Dinge hinzutreten.

Der Stoff iſt bey dem Weibe weit beſſer als bey dem Manne, weit geſchickter die Zwecke der Vernunft zu erfüllen; das ſogenannte gute Gemüth iſt dem zärteren Geſchlechte der Regel nach angeboren. Es iſt von Natur leidig, ſanft, zuvorkommend, aufopfernd. Es iſt erſichtiger, mäßiger im Genuß des Gegenwärtigen, duldiger bey Erwartung der Zukunft, weniger überüthig im Glück, weniger niedergedrückt durch Unglück.

Auch hat das Weib weit mehr Anlage zur Liebe an seiner Bestimmung, wohlzuthun, zu helfen, zu trösten, als der Mann: weit mehr Fähigkeit zur Begeisterung für alles, was mit Aufopferung für andere, Ewigkeit, Uebersinnlichkeit und Gottheit in Beziehung steht; weit mehr Gefühl für Anstand und Ehrbarkeit. Zuletzt ist auch bey ihm die Anlage zur fertigen Anwendung einmahl angenommener Richtungen des Willens viel stärker, theils weil es minder durch schädliche Neigungen gestört wird, theils weil der Nachahmungstrieb viel mächtiger bey ihm wirkt, theils endlich, weil es leicht zu einer mechanischen Gleichförmigkeit in seinen Handlungen übergeht.

Dagegen besitzt das zärtere Geschlecht weit weniger von jenem höheren Triebe nach Wahrheit, Tüchtigkeit und Vollkommenheit, vermöge dessen der Weise dahin strebt, aus seinem Charakter ein mit sich selbst in allen seinen Theilen und Verhältnissen übereinstimmendes, der Menschheit in ihm selbst und andern, nutzbares Ganze zu bilden. Ein Ideal, das zwar hienieden nie erreicht werden kann, zu dem kein Muster unter den Menschen angetroffen wird, dem sich aber einige mehr als andere nähern, und das demjenigen, der ihm am nächsten steht, einen unstreitigen Anspruch auf Selbstzufriedenheit und Schätzung von andern, unabhängig von aller Rücksicht auf die Folgen seiner Handlungen und ihre wirkliche Brauchbarkeit sichert. Das zärtere Geschlecht besitzt auch weniger Kraft, den Zweck seiner Anlagen, das allgemeine Nützlichseyn für unser und anderer vernünftiger Wesen Daseyn und Wohl, auf immer zu fassen: es hält sich zu sehr an das Gegenwärtige und Einzelne; thut entweder andern und sich selbst für den Augenblick wohl, und verdirbt dadurch andere und sich selbst für die

Zukunft; oder hält sich bloß an diese Zukunft, und übersieht das Bedürfniß des Augenblicks. Es fehlt auch oft in der Wahl der zweckmäßigsten Mittel, und in ihrer klugen Behandlung. Kurz, die guten, zum Besten der Menschheit abzweckenden Handlungen des Weibes sind gemeiniglich mehr Folgen des Instinkts, als freyer und vernünftiger Selbstbestimmung. Bey dem Manne wird diese mehr angetroffen; aber weniger von seinem Instinkte unterstützt, handelt er dennoch viel unzusammenhängender, und oft viel unsicherer zum Besten der Menschheit in ihm selbst und andern!

Nun kann die einzelne Handlung, abgerissen von dem Reste des übrigen Lebens der Person, die sie begeht, dieser unmöglich den Nahmen eines tugendhaften Charakters, bar und für sich betrachtet, sichern; wenn gleich jene Handlung in dem einzelnen Falle aus wahrer Ueberzeugung der Pflicht entspringt, andern Menschen nützlich zu seyn, oder wenn sie dem Triebe nach der vollkommensten Harmonie eines der Menschheit nutzbaren Charakters angehört, oder wenn sie auch vermöge eines richtigen Gebrauchs unserer Vernunft, der Menschheit im größten Umfange wirklich nützlich wird. Ein Sokrates, der aus Achtung für die Gesetze seines Vaterlandes den Giftbecher leert; ein Cato, der den Verlust der Freyheit nicht überleben zu dürfen glaubt, ohne die Menschheit an sich und andern zu entehren; ein Luther, der die Wahrheit mit seinem Tode zu besiegeln bereit ist, und ihre Ausbreitung durch diese Standhaftigkeit befördert; alle diese Personen, sage ich, können nur in so fern um dieser Thaten willen für tugendhaft gehalten werden, als die Stimmung, welche in ihrem ganzen übrigen Leben die herrschende war, sie dazu aufgefordert hat. Wie

viele ähnliche sind nicht während der französischen Revolution von den verworfensten Wollüstlingen in einem vorübergehenden Anfall von Achtung für Pflicht und Menschenwerth geschehen! Auf der andern Seite kann die anhaltendste Wirksamkeit eines gutgearteten Instinkts, der zufällig die besten Folgen für die Menschheit hervorbringt, nicht für Tugend gelten, wenn Verstand und Vernunft ihn nicht leiten. Wer wird die leichtgestimmte, gutherzige Buhlerin eines Fürsten, darum tugendhaft nennen wollen, weil ihre Gesellschaft den Herrscher über ein großes Volk zur Milde, zur Mäßigung, und zu friedliebenden Gesinnungen stimmt, wodurch Wohlstand und Aufklärung befördert wird?

Zur Begründung der Tugend muß daher natürliche Anlage zum Guten mit überlegter Fertigkeit bey der Ausübung zusammengehen, und zu dieser Mischung werden die vereinigten Vorzüge beyder Geschlechter die glücklichste Veranlassung geben! Der Instinkt des Mannes wird durch den steten Umgang mit dem gutgearteten Weibe gebessert; er wird sanfter, duldender, mäßiger, billiger, mittheilender. Er legt höheren Werth auf Anstand und Ehrbarkeit; und das Beyspiel der Geliebten, ihre gleichförmigere Handlungsart, fordern ihn zur Nachahmung und anhaltenderen Uebung auf; dadurch gewinnt er zugleich an Fertigkeit. Er von seiner Seite wird sie lehren, ihre gute Gemüthsart nach Grundsätzen zu leiten, und in ihre Fertigkeit mehr Ueberlegung zu bringen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Genuß der Liebe von Elternzärtlichkeit.

O Kinder! Lebendige Darſtellungen der Liebe, der ſie ihr Weſen verdanken! Wahre Mittel zur Unſterblichkeit unſers leiblichen Daſeyns, das ſich durch ſie in allen künftigen Generationen der Körperwelt reproduciert! Emanationen unſerer geiſtigen Natur, die den nächſten Fortſaz in der Reihe überſinnlicher Weſen bilden! Unſerer Fürſorge anvertrauet, unſer Werk, unſer Stolz! Erben unſers Nahmens, unſerer Güter, unſers Anſehns, und ach! vielleicht unſerer Tugenden und Schwächen, unſerer verſchuldeten und nicht verſchuldeten Schickſale! — O ihr neuen ſüßen und heiligen Bande zwiſchen den Mitzeugern und Mitbildern, und den gemeinſchaftlichen Theilnehmern an hohen Pflichten und großen Verantwortungen! Ich ahnde nur, was der Vater, was die Mutter den Liebenden zugiebt, und meinen Gefühlen fehlt zugleich Erfahrung und Ausdruck!

Zwölftes Buch.

Veredelte Dauer und Beendigung der Liebe.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Gehört die Dauer der Liebe zu ihrem Weſen und zu ihrem Adel? Dieſe Frage hat von jeher Anlaß zu vielen Streitigkeiten gegeben. Einige haben die Flatterhaftigkeit derjenigen in Schutz genommen, die ſich in der Dauer ihrer Anhänglichkeit durch die bloßen Launen des Geſchmacks und der Sinnlichkeit beſtimmen laſſen: andere ſtellen die Schäfer am Ufer des Lignons zum Muſter dar, die ihr Leben um ſpröde Schäferinnen verſeufzen, und noch als Gatten die Rollen ſchmelzender Liebhaber bis ans Ende ihres Daſeyns fortſpielen. Jene verlachen den Werth, der auf die Dauer der Liebe geſetzt wird, wie ein Vorurtheil, und verſpotten die Erzählungen von ewiger Liebe entweder als Mährchen, oder als Beyſpiele einer ſeltenen Verrückung des Gemüthe. Dieſe appellieren an unſere Imagination und

unſer Herz, und wiſſen uns oft zu ihrem Glauben mit ſich fortzureißen, wenn ſie uns auch nicht durch wirkliche Erfahrungen überzeugen. Wer kann die Geſchichte Philemons und Baucis anhören, die am Abend ihrer Tage keine andere Belohnung für ihre Tugenden von den Göttern zu erflehen wußten, als die Wohlthat, zuſammen zu ſterben, ohne von dem Gefühle ihrer Möglichkeit und Wahrheit, ſo wie von denen des Edeln und des Schönen durchdrungen zu werden.

Für uns, die wir von dem Begriffe der Liebe jenes bloße Streben nach Befriedigung körperlicher oder auch geiſtiger Geſchlechtsſympathie, alle jene Verhältniſſe, die ſich auf Lüſternheit, Eitelkeit, geſellige Beluſtigungsſucht, u. ſ. w. gründen, ſorgfältig abgeſondert haben; für uns, ſage ich, kann die Beantwortung der Frage, ob Dauer zum Weſen der Liebe gehöre, ſo zweifelhaft nicht ſeyn. Wir nennen nur diejenigen Verbindungen mit dieſem Nahmen, die auf dem Gefühle zärtlicher oder leidenſchaftlicher Anhänglichkeit beruhen, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe über den Zeitraum einiger Tage und Wochen hinausreichen müſſen.

Allein daraus folgt keineswegs, daß diejenige Liebe, die nach dem Verlauf einiger Monate und Jahre geendigt wird, keine wahre, wenigſtens keine edle Liebe geweſen ſey. Der Zuſtand, in dem wir uns während dieſer Zeit befunden haben, kann allerdings als ein Abſchnitt aus der Geſchichte unſers Lebens angeſehen werden, der, für ſich betrachtet, ein Ganzes ausmacht, auf welches Begriffe von Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit, Adel und Schönheit zutreffen. Inzwiſchen gehört es doch unſtreitig zur Veredlung dieſer Liebe, wenn ihre Dauer verlängert wird, und wenn Zeit und Verän-

derung der äußeren Verhältniſſe die ſchönſte Neigung des edelſten Weſens in uns nicht ſchwächen.

Alter und lange Fortdauer haben ſchon an ſich durch ihre genaue Verwandſchaft mit unſern Lieblingstrieben nach langem Leben und Unſterblichkeit ein hohes Anrecht darauf, uns in eine unbeſtimmte, aber wohlgefällige Rührung zu verſetzen. Dieſe Ideen erhalten einen erhöheten Reitz, wenn der Gegenſtand, der ſie erweckt, an ſich vergänglich zu ſeyn pflegt, und durch ſein langes Beſtehen Bilder des Seltenen und Ausgezeichneten erweckt. Wie intereſſieren uns nicht die zerbrechlichen Eyer, und die leicht zu verwiſchenden Kohlenſtriche, die ſich zu Pompeji ſeit Jahrtauſenden erhalten haben! Welch einen höheren Anſpruch auf Wohlgefälligkeit für den Beſchauungsthang bekommt aber das Unzerſtörbare durch das Gefühl der innern Kraft, welche dabey zum Grunde liegt, der innern Vortrefflichkeit, der äußeren Nutzbarkeit! Dauernde Liebe führt auf die edelſten Neigungen, auf die ſchönſten Vorzüge des menſchlichen Geiſtes und Herzens zurück. Feſtigkeit, Muth, Standhaftigkeit, Erhebung über Zeit und Schickſal, werden hier auf mannigfaltige Art bewährt. Dauernde Liebe befördert das häusliche Glück jener Ehen, die zum Anſtande, zur Ehrbarkeit der Sitten, ſo wie zum Wohl des Bürgers ſo viel beytragen. Sie erleichtert und verlängert endlich die Sorgfalt der Eltern für die Erziehung ihrer Kinder. Und ſo erſcheint eine Liebe die den Reſt unſers Lebens hindurch dauert nicht bloß intereſſant und ſchön; ſie iſt auch ſchätzbar in Beziehung auf das gemeine Beſte!

Zweytes Kapitel.

Die Dauer warmer Zärtlichkeit, nicht aber die Dauer der Leidenschaft, gehört zur veredelten Liebe.

Ihr, die ihr dem Vorzug nachstrebt, unvergänglich zu lieben, sucht nicht das verzehrende Feuer der Leidenschaft zu nähren, sondern verlängert die Wärme der Zärtlichkeit! Jener gewaltsame Zustand kann nicht dauern, und wenn er dauert, so wird er auf Kosten wahrer Liebe, und des Glücks des geliebten Gegenstandes erkauft!

Es ist besonders Weibern der Irrthum eigen, daß Liebe in jener Begeisterung beruhe, die an Wahnsinn grenzt, in jener Besessenheit, die in ihren Wirkungen sich der Wuth nähert. An dem Gefühle unserer Anbetung und unserer Abhängigkeit sich zu laben, in dem Selbstbewußtseyn ihrer Erhebung und ihrer eigenen leidenschaftlichen Spannung sich zu gefallen, das scheint ihnen der einzige und höchste Genuß zu seyn, den die engere Verbindung mit dem Manne darbiethet. Darum lassen sie uns zwischen Furcht und Hoffnung schweben; darum halten sie sich in jener Entfernung, in jenem Halbdunkel, welche die Phantasie zur Entwerfung trügender Bilder von ihren Vorzügen auffordern; darum suchen sie uns endlich durch Veranlassungen zur Eifersucht zu quälen, unser Bestreben nach dem Stolz ihres Besitzes, und unsere Besorgniß das Gewonnene zu verlieren, in stets reger Wachsamkeit zu erhalten! Leider sind die meisten Männer nichts bessers werth! Ohne Herz, ohne Gefühl für häusliche Freuden, streben sie nur nach Befriedigung ihrer Lüsternheit, ihrer Eitelkeit, höchstens nach Spannung ihrer Phantasie. Das zärtere Geschlecht wird nur als ein Werkzeug betrachtet, diese eigennützigen

Triebe zu erwecken und zu ſtillen. Sobald dieſer Zweck erreicht iſt, hört das Mittel auf ihnen ſchätzbar zu ſeyn. Warum ſoll denn das Weib ſeine Herrſchaft nicht verlängern? Warum ſoll es ſich nicht an dem Deſpoten rächen, der ſeine Selbſtändigkeit verkennt?

Aber wie unſicher iſt gemeiniglich dieſe Herrſchaft, und wie wenig vereinbar mit dem Weſen der Liebe? Ein ſchwacher Augenblick entwindet den Reitzen der Geſtalt jenen Scepter, der nur auf Verſagung unſerer Begierden ſeine Macht gründet! Ein unvorhergeſehener Lichtſtrahl, der einen mühſam verſteckten Fehler erhellet, zerſtört das Zaubergemählde, das unſere Phantaſie unter Begünſtigung eines heiligen Dunkels geſchaffen hatte! Wie leicht wird die Qual der Ungewißheit übertrieben, die Abhängigkeit zu fühlbar gemacht, und dadurch das Band zerriſſen, das uns mit zu ſtarker Anſtrengung feſſeln ſollte! Ja! Unmuth und Verzweiflung haben ſchon eben ſo oft das Idol zertrümmert, in deſſen Dienſt fruchtloſe Aufopferungen geſchahen, als Sättigung und Aufklärung ſeine geborgten Züge verwiſcht haben.

Aber geſetzt, dieſer leidenſchaftliche Zuſtand könnte dauern; geſetzt, wir könnten unſer ganzes Leben hindurch in dem träumenden, ungewiſſen Zuſtande zwiſchen Furcht und Hoffnung, zwiſchen Illuſion und Realität hingehalten werden; — und es giebt Beyſpiele der Art, ſo ſelten ſie ſind; — iſt eine ſolche Verlängerung der Liebe von Seiten desjenigen, der ſie befördert, nicht bare Selbſtheit? O gewiß! Derjenige der ſo geliebt ſeyn will, zieht ſeinen Genuß aus unſerer Qual und unſern Thränen! Unbekümmert um unſere Selbſtändigkeit und unſer Glück, liebt er nicht unſere Perſon, ſondern nur das Verhältniß, worin er ſich mit uns verſetzt glaubt. Er ſchließt ſich an

den Leibeigenen an, aber er gleicht nicht den Geliebten mit sich aus. Und wie entehrend ist eine solche Verbindung für denjenigen, dessen Schwäche und Verblendung die Herrschaft des andern flieht! Der Sinn des Edeln, der Sinn des Schönen geht unter dem Druck der Fesseln und bey fortdauernder leidenschaftlichen Spannung verloren. Einzig und allein bekümmert, ein Gut zu erhaschen, das uns immer gezeigt und nie gewährt wird, werden wir endlich gleichgültig über die Wahl der Mittel, wodurch wir uns ihm zu nähern hoffen, unfähig jener heitern Ruhe, die den Geschmack am Schönen befördert; unbekümmert um die Pflichten, die unsere übrigen Verhältnisse als Mensch und Bürger uns auflegen, und deren genaue Beobachtung allein unsere Selbstachtung begründet.

Aber nein! Läßt sich nicht glückliche Liebe mit einem leidenschaftlichen Zustande vereinbaren? Auf kurze Zeit, ja! aber auf die Länge unmöglich! Die wirkliche Welt hat noch kein Beyspiel aufzuweisen, daß zwey Liebende im völligen ungestörten Genusse ihrer Vereinigung sich mit eben dem Feuer, mit eben dem unablässigen Gefühle der Unentbehrlichkeit jener Wonne, sich immer vereinigt zu denken, Jahre lang geliebt haben. Nein, nur Hindernisse, welche das Schicksal oder die Liebenden selbst ihrer Vereinigung entgegengesetzt, und wodurch sie den Zustand der Furcht und der Hoffnung verlängert haben, hat solche ewige Leidenschaften hervorgebracht. Selbst Romanschreiber wagen es nicht, eine solche Lage darzustellen; sie deuten sie nur an, wenn sie nach Verheirathung des glücklichen Paars am Schlusse ihres Werks versichern, daß die Liebenden mit eben der Leidenschaft, mit eben dem Feuer bis ans Ende ihrer Tage an einander gehangen

haben, die ſie in den erſten Wochen ihrer Verbindung beſeelte. Keiner hat es gewagt das Bild einer ſolchen Ehe darzuſtellen, und es durch hinreichende Motiven wahrſcheinlich zu machen!

Ihr alſo, die ihr mit mir dem hohen Vorzuge nachſtrebt, der Liebe eine unzerſtörbare Dauer in dieſem Leben zu ſichern, gebt ſie auf, die trügeriſche und Gefahr bringende Hoffnung, die Leidenſchaft zu verewigen! Sucht eure Verbindung in jenes ruhige Gleis einzuleiten, worin allein Wahrheit der Liebe mit Vollkommenheits- und Schönheitsſinn zuſammengeht! Warme Zärtlichkeit, d. h. anhaltendes Streben nach Vereinigung der Naturen, um ſich gemeinſchaftlich zu beglücken, herrſche in euerm Herzen! Sie iſt nicht frey von leidenſchaftlichen Aufwallungen, dieſe warme Zärtlichkeit, aber ſie zeigen ſich nur bey beſondern Veranlaſſungen; aber im Ganzen iſt ihr Charakter ſanft, nicht wild; aber im Ganzen wird ſie von Vernunft geleitet. Sie fühlt ſich innig vereinigt, und ſtrebt ſich immer mehr zu vereinigen; aber ihr Beſtreben gleicht nicht den Trieben eines ſtets wachen Bedürfniſſes; aber ſie läßt einen wahren und verweilenden Genuß des Gegenwärtigen zu, und fühlt ſich in den meiſten Augenblicken ihrer Dauer ruhig, ausgefüllt und zufrieden in dem Bewußtſeyn wechſelſeitiger Liebe und Treue!

Wie dieſe warme Zärtlichkeit dauernd werden könne, das unternehm' ich euch zu lehren! Genügt euch dieſes nicht, ſo wendet euch zu denen, die beſſer unterrichtet ſind; ich habe euch nichts zu ſagen.

Drittes Kapitel.

Liebende dürfen sich einander nicht zu gewöhnlich, aber auch nicht ungewohnt werden.

Zwey Gefahren drohen dieser warmen Zärtlichkeit. Die Liebenden werden sich leicht einander zu gewöhnlich, oder sie gewöhnen sich zu leicht von einander ab. Jenes geschieht, indem sie sich dem Genuß ihrer Vereinigung zu sehr überlassen: dieß indem sie sich moralisch oder physisch zu weit von einander entfernen.

Nichts häufiger als die Erfahrung, daß Menschen, die lange leidenschaftlich nach Vereinigung gestrebt haben, nun, wenn sie sich im ungestörten Besitz ihrer Personen fühlen, Gleichgültigkeit, Haß sogar, an die Stelle der Liebe treten lassen. Sie erschöpfen zu schnell den Genuß, den Sinne, Herz und Geist darbiethen, und übersättigen sich aus Mangel an weiser Mäßigkeit mit den Freuden, die, auf einen längern Zeitraum vertheilt, die höchste dauerndste Wonne ihres Lebens ausmachen würden.

Eben so häufig sind die Beyspiele, daß Menschen, denen die Vereinigung zu leicht gelungen ist, sich zu wenig um ihren Genuß und ihre Erhaltung bekümmern. Sie überlassen sich zu sehr den Zerstreuungen der größeren Gesellschaft, sie widmen sich beynahe ausschließend den Geschäften ihres Berufs, gewöhnen sich von einander ab, und lernen sich entbehren.

Es giebt noch Gefahren einer dritten Art, die freylich nur edleren Seelen drohen. Diese fehlen durch eine zu große Wachsamkeit über sich selbst, die leicht in Zwang und Steifheit ausartet. Sie wollen sich immer vortheilhaft zeigen, und erwecken den Verdacht einer angenommenen Rolle, oder die Besorgniß, nicht

ausgeglichen werden zu können. Sie suchen die gröste Feinheit der Denkungsart und der Gesinnungen in die Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit zu legen, und laufen Gefahr, nicht verstanden zu werden, oder sich nicht verstanden und getheilt zu fühlen. So findet die Liebe ihr Ende in übertriebener Delicatesse!

Liebende, die ihr mit unvergänglicher Zärtlichkeit an einander hängen wollt, hört auf diese wenigen Worte, welche eine Haupmaxime enthalten, die Liebe dauerhaft zu machen. Hütet euch, einander zu gewöhnlich, und einander zu ungewohnt zu werden!

Viertes Kapitel.

Liebe ist nicht einziger Beruf unsers Lebens, aber sie ist mehr wie Zeitvertreib; sie ist ernstes Geschäft.

Liebe ist die Stütze und das Labsal unsers Lebens: sie bereitet uns die höchsten Freuden zu, die sterblichen Menschen vorbehalten sind. Aber dieser Mensch kann und soll seiner ganzen Bestimmung nach sich der Besorgung und dem Genuß dieser Liebe nicht dergestalt überlassen, daß er darüber alle andere Pflichten und alle Annehmlichkeiten vergesse, die ihm als selbständigen Menschen obliegen und zukommen. Die Liebe muß vielmehr dazu dienen, ihm seinen Beruf zu erleichtern, und alle Freuden des Lebens zu erhöhen.

Es ist möglich, daß man Wochen lang die Liebe zum einzigen Beruf des Lebens mache. Aber nur Romane können uns den Zustand zwener Liebenden schildern,

die Jahre lang keine andere Beschäftigung haben, als die, sich ihre Zärtlichkeit zu bezeugen, und darin den einzigen Genuß des Lebens zu suchen. Die Augenblicke, worin sie dazu Gelegenheit finden, sind bey weitem die wenigern. Die Zwischenakte sind immer länger als die wirklichen Auftritte der Liebe. Sie ist darum nicht weniger anhaltend wirksam. Das Gefühl der Wesenvereinigung, der innigsten Herzensvereinigung, mischt sich in alles was wir unternehmen. Wir nähren heimlich und ohne darauf besonders zu merken, das Gefühl, daß ein großes Bedürfniß unsers einsamen Wesens ausgefüllt ist. Dieß giebt uns eine gewisse Ruhe, deren Süßigkeit unbeschreiblich und unmittelbare Wirkung der Zärtlichkeit ist. Das Bewußtseyn: ich lebe in einem Herzen außer mir, gesellt sich zu der Vorstellung, daß der Geliebte auf mannigfaltige Art Antheil an den Bemühungen hat, die wir anwenden, unsere Pflicht zu erfüllen. Wir erscheinen würdiger vor seinen Augen, der Gewinn unserer Arbeiten wird mit ihm getheilt, wir erwarten Beyfall, Erholung in seinen Armen, und dadurch werden Freuden, die an sich schon alle andere übertreffen, noch erhöhet. Vergnügungen, die wir allein einnehmen, verlieren dadurch ihre Einseitigkeit, daß wir des Antheils sicher sind, den der Geliebte an unserer Zufriedenheit nimmt, und daß wir den stets regen Wunsch fühlen, mit ihm theilen zu können.

Nichts ist folglich irriger als der Wahn, daß die Liebe nur da wirksam sey, wo sie sich dem Verbündeten unmittelbar deutlich macht. Nein! Der Geschäftsmann, der Gelehrte, der Soldat, die Hausmutter, die Führerin der größeren örtlichen Gesellschaft, kurz, alle diejenigen, die einem Beruf nachgehen müssen, den die

andere Hälfte ihres Wesens nicht theilen kann, bleiben selbst in dieser Trennung auf mannigfaltige Art durch Liebe vereint. Sie haben an ihr einen gemeinschaftlichen Wegweiser, Schutzgott und Belohner, ob sie gleich auf verschiedenen Wegen wandeln, und sich einer anscheinend verschiedenen Bestimmung widmen. Sie treffen doch in ihrem Bestreben, die zusammengesetzte Person achtungswürdig zu machen, so wie in dem Bewußtseyn, daß sie durch ihre Vereinigung vollständiger und vortrefflicher geworden sind, als sie es einsam waren, wieder zusammen. Sie fühlen unaufhörlich, daß ihre Thätigkeit einen erhöheten Schwung erhalten hat, und daß sie auf eine Muße rechnen dürfen, die dem isollerten Menschen nicht zu Theil wird.

Die meisten Liebenden fehlen, indem sie diese Wahrheit aus den Augen setzen. Für die Liebe leben, heißt ihnen diese unaufhörlich bezeugen. Sie werden sich dadurch einander lästig. Es kommt ein Mißverhältniß in ihre Lage zu der ganzen übrigen Welt. Sie fühlen, daß sie nicht dasjenige sind, was sie als selbständige Menschen seyn sollen, und daß sie nicht dasjenige seyn können, was das Ideal einer ganz zusammengesetzten Person voraussetzt. Man fängt an sich peinigende Vorwürfe über den Verlust der Zeit, über seine vernachlässigte Bestimmung zu machen; dann schleicht sich Langeweile hinzu, und man hört damit auf, sich entweder gezwängt bey einander zu fühlen, oder sich ganz von einander zu trennen.

Diese Gefahr ist da nicht zu besorgen, wo Liebende sich bestimmten, von der Zärtlichkeit noch unabhängigen Geschäften widmen; und eine der Hauptregeln, um die Liebe dauerhaft zu erhalten, ist diese: arbeite!

Die glücklichſten Ehen finden ſich im Mittelſtande, wo die Gatten durch angewieſene Geſchäfte gezwungen werden, ſich zuweilen zu trennen, um ſich mit erhöheter Freude wieder zu vereinigen. Wo dieß wegfällt, da werden ſie ſich oft quälen und ſich entzweyen müſſen, um nur in dem Geſchäfte der Wiedervereinigung Mittel gegen Einförmigkeit und Langeweile zu finden.

Es iſt aber nicht genug, daß man ſich überhaupt etwas zu thun mache, etwas um die Hand nehme; die Beſchäftigung muß von der Art ſeyn, daß unſere Kräfte auf einen beſtimmten Zweck hingeleitet werden, der mit der edleren Beſtimmung des Menſchen, Wahrheit und Vollkommenheit zu ſuchen, und Glück zu verbreiten, im Verhältniſſe ſteht. Jene unbeſtimmte Thätigkeit, die nichts als ein ſüßes Nichtsthun in ſich faßt, iſt dem Charakter und der Liebe eben ſo gefährlich, als eine völlige Unthätigkeit. Aus dieſem Grunde ſind ſo viele Ehen unter den Reichen und Vornehmen unglücklich. Die Gatten fühlen daß ſie Geſchäfte haben müſſen, aber ſie machen ſich dergleichen aus Zerſtreuungen, die eigentlich nur zur Erholung dienen ſollen. Sie leſen ein wenig, ſie treiben ein wenig die ſchönen Künſte, ſie verſchönern ein wenig ihr Gut und ihren Garten; alles ohne Zweck, ohne Regſamkeit des Triebes nach Vollkommenheit. Aber dieß reicht nicht hin, uns vor den Gefahren der Langeweile, und vor dem quälenden Bewußtſeyn einer verfehlten Beſtimmung zu bewahren. Nein! Wollen wir leſen, ſo geſchehe es um uns zu unterrichten, um eine gewiſſe Vollſtändigkeit in unſere Kenntniſſe, eine größere Richtigkeit in unſere Urtheile zu bringen: wollen wir uns den ſchönen Künſten widmen, ſo ſey es, um in ihrer Aus-

Übung, oder in unserm Geschmack einen gewissen Grad von Vortrefflichkeit zu erreichen. Die edelste Bestimmung werden wir aber dann unserm Thätigkeitstriebe geben, wenn wir durch unsere Arbeiten und Bemühungen den Mitbürgern, den Miteinwohnern eines Orts oder eines Hauses nützlich zu werden streben.

Bey unserm Geschlechte findet sich ein solcher bestimmter Zweck schon leichter. Bey dem zärteren Geschlechte ist es oft schwer, ihn vor Augen zu setzen. Inzwischen wird die Frau, bey der einmahl der Trieb nach Vollkommenheit erwacht ist, und die der Stimme der Vernunft Gehör giebt, gleichfalls ein bestimmtes Ziel ihrer Emsigkeit zu finden wissen. Es muß die Hauptsorge des Mannes seyn, dieß mit ihr aufzusuchen, und ihr einen Reiz darin anschaulich zu machen, der sie fesselt. Hat sie mehrere Kinder, besonders Töchter, wie ist ihr dann auf einmahl geholfen! Welch eine dankbare Erinnerung wird sie nach sich lassen durch das Verdienst, das sie sich um ihre Bildung erworben hat! Fällt dieser Zweck weg, so kann ein weitläuftiger Haushalt ihre emsige Besorgung an sich ziehen. Fehlt auch dieser, so haben die Armen des Orts, so hat die Oberaufsicht über die weiblichen Arbeiten einer Fabrik, oder einzelner Handwerkerinnen Anspruch auf ihre Thätigkeit. Hat sie entschiedenes Talent zu den schönen Künsten, so wird das Bestreben, es darin zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit zu bringen, einen großen Theil ihrer Zeit füllen. Die Sorge für die Einigkeit und das Vergnügen der größeren örtlichen Gesellschaft, für die Bildung ihres eigenen Geistes zur Unterhaltung engerer geselliger Zirkel, ist wieder eine ihr angemessene Bestimmung. Fühlt sie den Affekt des Wissens, so suche sie in diejenigen

Kenntniſſe, die zu den Kräften ihres Geiſtes paſſen, Vollſtändigkeit und Vortrefflichkeit zu bringen. Iſt ihr endlich gar ſchriftſtelleriſches Talent verliehen, ſo wird auch dieß ein Ziel ſeyn, das nicht unter allen Umſtänden verdammlich und tadelnswerth iſt. Jede beſtimmte Beſchäftigung, die mit Wahrheit und Tüchtigkeit vereinbar iſt, und, nach einem wohlgeordneten Plane eingerichtet, auf einen ſcharf ins Auge gefaßten Zweck losarbeitet, iſt lobenswerth, füllt Geiſt und Herz, ſichert vor tauſend Fehlern und Verirrungen, und macht uns zufrieden mit uns ſelbſt und andern.

Müſſiggang, und du, zweckloſer Zeitvertreib! Ihr ſeyd die Peſt der Seele und der Liebe! Durch euch verfällt der Menſch auf den gefährlichen Ausweg, ein Herz zu tyranniſieren, um der Unruhe einer quälenden Unthätigkeit zu entgehen, und ſich eine beſtimmtere Beſchäftigung zu verſchaffen! Durch euch wird der Menſch verleitet, in der Annahme fader Huldigungen, die ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln, eine Ausfüllung der Leere ſeines Geiſtes zu ſuchen, oder die Zeit mit kindiſchen Tändeleyen zu tödten! Wie ich ſie haſſe, jene Weiber, deren raſtloſer Geiſt in der Qual ihrer Liebhaber Frieden vor ſich ſelbſt ſucht! Wie ſie mir unerträglich ſind, jene ſogenannten artigen Weiber, die ihrer Angabe nach nicht ohne Liebe leben können, aber im Grunde nur einen Geſpielen an ihrer Seite haben wollen, mit dem ſie ihre Zeit zwiſchen Liebäugeln, Schäkern und Trällern verbringen! Wie unerträglich! aber auch wie unbegreiflich! Nein, ich ſage es dreiſt: hätte ich zwiſchen dieſen Geſchöpfen, ſo voller Geiſt und Talente ſie ſeyn mögen, und einer Rätherin zu wählen, die bey ärmlichem Verſtande nach einer arbeitſamen Woche am Sonntage mir ihr volles

warmes Herz zubrächte; ich hielte es länger aus mit dieſer als mit jenen!

Aber hütet euch nun auch, euch dergeſtalt mit Geſchäften des Berufs zu überladen, euch dergeſtalt den Zerſtreuungen der größern Geſellſchaft zu überlaſſen, daß ihr entweder gar keine Muße übrig behaltet, die der Liebe geweihet werden könne, oder daß ihr dem Geliebten nur die Hefen eures Geiſtes zubringen müſſet. Die Veredlung des Genuſſes, welchen die Zärtlichkeit darbiethet, die Veredlung der Mittel ſie dauerhaft zu erhalten, verlangt allerdings ein gewiſſes Studium, eine gewiſſe Vorbereitung, eine gewiſſe Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt und den Geliebten, die weder von demjenigen zu erwarten ſind, der ſich ganz von Berufsgeſchäften niedergedrückt fühlt, noch von demjenigen, der in dem Strome der großen Welt völlig aus einander fließt. Sagt nicht daß die Liebe ein zu ſpielendes Verhältniß ſey, um ihr eine anhaltende Sorgfalt zu widmen: ſagt nicht, daß die Ehe, die billig auf Zärtlichkeit gegründet ſeyn ſollte, ein zu ernſthaftes Verhältniß ſey, um für Unterhaltung und Beluſtigung zu ſorgen. Was kann ernſthafter ſeyn, als das Geſchäft, einen andern Menſchen mit uns zu beglücken! Wer kann den Anſpruch ableugnen, den die zärtlich zuſammengeſetzte Perſon auf eine ſchön ausgefüllte Muße zu machen berechtigt iſt! Ja! ich behaupte es dreiſt, edel Liebende müſſen auf alles aufmerken, müſſen alles ſammeln, was ihnen einzeln aufſtößt, um den Stoff der Unterhaltung für ihre Zuſammenkünfte zu vervielfältigen. Sie müſſen ſich darauf vorbereiten, die Stunden ihrer Vereinigung ſchmackhafter zu machen: ſie müſſen ſich zuſammenfaſſen, um die Pflichten der Liebe beſſer zu

erfüllen, und ihre Gestalt zu verschönern. Daß diese Bemühung nicht in Steifigkeit ausarte, nicht das Gefühl der Behaglichkeit beym traulichen Zusammenseyn störe, dafür sichern die fremden Geschäfte, welche den Uebermuth des Geistes zügeln; dafür sichert ein tiefgerührtes Herz!

Fünftes Kapitel.

Mittel, um sich immer neu zu bleiben, ohne einander unbekannt zu werden.

Neuheit ist eines der wirksamsten Mittel, wodurch die Sinnlichkeit des Menschen gereizt wird. Auf dieser Erfahrung, verbunden mit jener, daß das Bedürfniß jeden Genuß würzt, beruht die Richtigkeit der Maxime: entbehre und genieße!

Ich habe oft bemerkt, daß Verbindungen zwischen ehelosen Personen, die nicht bey einander wohnen, und sich wenigstens durch den Anstand in ihrer Neigung, sich täglich und stündlich zu sehen, beschränkt fühlen, länger von warmer, mit leidenschaftlichen Aufwallungen verbundener Zärtlichkeit beseelt werden, als Ehen, die den Verbündeten das Recht geben, ganz mit einander zu leben. Ich habe daraus geschlossen, daß es vielleicht nützlich seyn könnte, wenn in den höheren Ständen die Gatten verschiedene Häuser bewohnten, und zwey Haushaltungen ausmachten. Allein eine solche Einrichtung streitet zu sehr mit der Natur der Geschlechtssympathie, und mit unsern bürgerlichen Einrichtungen, hindert überher zu sehr die Angewöhnung, auf welcher die Anhänglichkeit der Gatten unter einander,

und zwiſchen Eltern und Kindern beruht, als das ich im Allgemeinen dazu rathen könnte. *)

Inzwiſchen führt mich doch jene Erfahrung auf die Maxime, den Genuß des häuslichen Zuſammenlebens und der Abſonderung von aller andern Geſellſchaft mit weiſer Oekonomie einzunehmen, damit ſich die Liebenden nicht zu gewöhnlich werden.

Junge Perſonen, die nach Ueberwindung einiger Hinderniſſe, welche ſich ihrer Verbindung entgegenſetzten, vereinigt werden, pflegen ſich, verführt durch den Wahn, als wenn ſie ſich nun ganz allein genug wären, in die Einſamkeit zurückzuziehen, und ohne Unterlaß bey einander zu ſeyn. Dieſer ſüße Genuß dauert nur eine Zeitlang. Man verliert ſehr bald das Gefühl, daß die Perſon, mit der wir nach Vereinigung ſtreben, ein ſelbſtändiges Weſen für ſich ſey. Wir betrachten ſie bald als ein uns zugeeignetes Gut, und mit der Sicherheit des Beſitzes geht das Streben der Zärtlichkeit verloren. Man wird ſich einander gewöhnlich; man fühlt wieder das Bedürfniß, ſich an etwas zu hängen, was von uns getrennt ſey: man ſucht ſich von dem beſtändigen Begleiter zu iſolieren, und das Gefühl, ihn nicht los werden zu können macht ihn unerträglich. Schon an ſich gehört die Macht, zuweilen einſam ſeyn zu können, zu dem Gefühle der Freyheit, das kein Menſch ungeſtraft auf die Länge aufopfert. Außerdem iſt es unmöglich, bey einem ſolchen ungetrennten Zuſammenleben nicht manche Schwäche zu zeigen, welche die Achtung, die ſo wichtig zur Dauer der

*) In einzelnen Fällen dürfte gewiſſen Charakteren dennoch dieſe Einrichtung anzurathen ſeyn.

Liebe ist, unvermerkt schwächt. Es ist unmöglich, sich dem Ausbruche gewisser Launen, welche das Glück des Verbündeten so leicht stören, immer mit Vortheil zu widersetzen. Es ist unmöglich, nicht in eine gewisse Einseitigkeit zu verfallen, wenn man sich von anderer Gesellschaft ganz abzieht, und sich bloß auf den Austausch der Ideen unter einander beschränkt.

Diesen Gefahren entgeht man bey einer weisen Oekonomie in dem Genusse des ungetrennten Zusammenlebens. Es ist nothwendig, daß man sich zuweilen die Wonne des einsamen Beyeinandersеyns versage; daß man sich zuweilen durch Fremde stören lasse, um Abwechselung in dem Gange unserer Ideen hervorbringen, und das Gefühl rege zu erhalten: es ist doch nirgends besser als in unserer Einsamkeit!

Auf eben diesen Gründen beruht die Maxime: den Genuß physischer Freuden mit Mäßigung einzunehmen. Es treten noch andere Gründe herzu, die sie empfehlen. Dasjenige, was wir uns in diesem Punkte zuweilen versagen, schlägt gewiß zum Vortheil der Liebe und unserer Zufriedenheit aus. Die gehemmte Lüsternheit erhöht ihren Reiz und verstärkt die Einbildungskraft. Weiber die ihr unserm Ungestüm durch eben so schamhafte als kluge Weigerungen begegnet, laßt euch durch unsern vorübergehenden Unmuth nicht irre machen! Am Ende erhöht ihr doch immer die Achtung, die wir für eure Klugheit, Festigkeit und weibliche Zartheit hegen müssen, wenn wir anders überzeugt sind, daß nicht Kälte des Bluts und des Herzens bey eurer Handlungsart zum Grunde liege! Unbescheidenheit des Mannes, gar zu große Willfährigkeit des Weibes in diesem Stücke, sind gefährliche Klippen, an denen die Zärtlichkeit scheitert.

Sucht Abwechselung in alle Freuden zu bringen! Wählt nicht immer einerley Unterhaltung! Die schönste Belustigung ermüdet, wenn sie täglich wiederholt wird. Es sey eure Sorge, die Mittel zum Zeitvertreibe zu vervielfältigen, und den Reichthum der Gefühle und Ideen, die ihr dem Verbündeten in der Unterredung zuführt, zu vermehren!

Aber vergeßt nun auch nicht, daß, wenn kleine Trennungen die Liebe erhöhen, größere sie aufheben! Daß der Geliebte sich nicht daran gewöhne, einsam zu seyn, oder nur in größeren Gesellschaften Unterhaltung zu finden, oder gar das traulichere Zusammenseyn bey einem Dritten aufzusuchen! Uebertreibt nicht die Sorge für Abwechselung; selbst das immer Neuseyn kann alt und ermüdend werden! Uebertreibt nicht das Interesse der Unterhaltung, die ihr mit und bey einander suchet. Ihr müßt sogar zuweilen dumm bey einander seyn können! Der Geist hält die Spannung nicht auf, die ihm durch ein anhaltendes und stets wachsendes Interesse der geselligen Mittheilung zugeführt wird. Auch hierin versehen es oft junge zur Begeisterung aufgelegte Gemüther. Sie haben sich dergestalt an die Süßigkeit und den hohen Schwung gewisser schwärmerischer Unterhaltungen gewöhnt, daß ihnen nachher alles andere schmacklos scheint, und dennoch verliert sich selbst der Reiz des Höchsten durch oft wiederholten Genuß. Sie gleichen dann in ihrer Abspannung dem Orientaler, der sich in Opium berauscht hatte, und nun das ganze Widrige der Nüchternheit und der Erschlaffung fühlet. Sie werden sich in ihrem gewöhnlichen Zustande unbekannt und müssen sich trennen, um bey andern eine neue Anspannung

und Füllung ihrer Phantaſie zu ſuchen, worunter ſie ſich und den Genuß der Liebe allein wieder erkennen mögen.

Sechſtes Kapitel.

Mittel, um immer ſchön zu bleiben.

Die Sinne haben einen großen Antheil an der Zärtlichkeit; einen noch größern hat daran der niedere Beſchauungshang. Es iſt unmöglich, daß die körperliche Wohlgeſtalt nicht ein Raub der Jahre werde; es iſt unmöglich, daß ſich nicht der üppige Körperbau verliere, der die Lüſternheit unmittelbar aufreizt. Aber es iſt möglich, daß unſer Aeußeres, das ſich nicht auf die körperliche Wohlgeſtalt allein beſchränkt, dennoch fortdauernd die Wonne des Schönen erwecke, und dadurch mittelbar den Geiſt in eine Ueppigkeit und Lüſternheit verſetze, die wieder in dem Körper ähnliche Wirkungen hervorbringt.

Ich habe ſchon oft in dieſem Werke auf den genauen Zuſammenhang des Schönheitsſinnes mit der Geſchlechtsſympathie, und der Stimmung des Körpers mit der der Seelen aufmerkſam gemacht. Ich wiederhole es hier: Weiber, die weder wohlgeſtaltet noch üppig gebauet ſind, können noch Gefühle des Schönen, ja der Ueppigkeit und Lüſternheit erwecken; oft in ſtärkerer Maße, als wirklich wohlgeſtaltete, wirklich üppig gebauete Schönen! Wodurch? Durch Formen, die nicht unmittelbar ihrem Körper gehören, die aber, weil ſie ihm nahe liegen, oft mit ihm verwechſelt werden, durch die Nettigkeit, durch die Ueppigkeit, durch den Geſchmack, der in ihrer Kleidung, in ihrem Putze herrſcht; durch den gefälligen Ausdruck

ihrer Geberden und Mienen, kurz, durch alles, wodurch sich die Person des Menschen in seinem Aeußeren ankündigt.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß Liebende nach der Ehe ihre Außenseite entweder ganz vernachläßigen, oder durch eine verkehrte Sorge dafür die unvermeidlichen Mängel, welche die Jahre in der Gestalt herbeyführen, noch auffallender machen. Beydes ist höchst unweise, und besteht weder mit den Pflichten die wir uns selbst, noch mit denen, die wir der zusammengesetzten Person schuldig sind.

Es ist bemerkenswerth, in welchem genauen Verhältnisse Reinlichkeit und ihr Bild, die Weiße, mit den niedrigen Sinnen steht. Schmutz ist der Tod der Begierde bey Menschen, die nur bis zu einem gewissen Grade von Verfeinerung gekommen sind. Nachläßigkeit im Anzuge und im Geräthe schließt sich hart an jenen Fehler an, während daß Sorgfalt in diesem Stücke den Reiz, den das Reinliche für die niedrigsten Sinne hat, mit einem andern für den Beschauungsdrang, unter dem mehrbedeutenden Nahmen der Nettigkeit, verbindet. Ordnung, Geschmack, Eleganz im Anzuge hebt dann das Nette zu einem wahren ästhetisch schönen Gegenstande, indem Formen, die den niedern Beschauungsdrang reizen, unter Gesetze des Wahren und Zweckmäßigen gebracht werden. Dieser schöne Anzug, an einem weiblichen Körper angetroffen, regt leicht verwandte Ideen von wahrer Wohlgestalt der zärteren Art auf, und ladet nicht selten die Seele zugleich zu üppigen und lüsternen Gefühlen ein, die sich dem Körper um so leichter mittheilen, wenn sie durch dankbare und angewöhnte Erinnerungen vormahliger Wohlgestalt unterstützt werden. Daher kommt es,

daß die abnehmende Schönheit der Weiber durch den Putz unterstützt wird, und daß uns oft die sorgfältig gekleidete Gattin zu Begierden einladen kann, welche die unsorgfältig gekleidete nicht mehr einflößen könnte.

Diese Sorge für den Anzug und den Putz, wenn sie mit Geschmack verbunden seyn soll, setzt allemahl Uebereinstimmung mit dem Charakter und den Lagen der *Person voraus*, und läßt sich mit sittlicher Würde sehr wohl vereinigen. Sie ist kein gleichgültiges Mittel, um die Zärtlichkeit dauerhaft zu machen. Demjenigen, der dieß leugnen wollte, würde ich entweder Mangel an Erfahrung, oder an Verfeinerung der Sinnlichkeit zuschreiben.

Eben so wichtig als die Sorge für den Anzug und den Putz ist die Sorge für alle Beywerke, die uns umringen. O! diejenigen, welche die Freuden der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Feinheit ausgekostet haben, wissen, welchen Einfluß Zimmer, Meublen, Geräthschaften aller Art, durch Nettigkeit, Wohlgestalt, Ueppigkeit ihrer Formen, und durch die Lieblichkeit ihrer Atmosphäre auf die freyere Wirksamkeit unserer Begierden, auf die höhere Behaglichkeit des Körpers überhaupt, und besonders auch auf die Wonne des Beschauungshanges haben! — Bis ins späteste Alter hinauf erhält sich der Reiz des lieblichen Ausdrucks in Mienen und Geberden. Er modificiert sich anders in der Jugend, anders im reiferen Alter, anders bey eintretender Abnahme der Kräfte. Aber in allen ihren verschiedenen Erscheinungen werden Lebhaftigkeit, Heiterkeit des Geistes, Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit des Herzens, Schönheitssinn sogar, sich offenbaren können. Ich habe Frauen im hohen Alter gekannt, die dadurch ihre Runzeln

vergessen machten, und diesem Ausdrucke hat Ninon gewiß hauptsächlich die heftige Sensation verdanken müssen, die sie noch in späten Jahren auf die Sinnlichkeit der Jugend gemacht hat.

So wichtig die Sorge für unser Aeußeres ist, so sehr hat man sich zu hüten, nicht in Coquetterie und Ziererey zu verfallen. Es ist nichts, was so leicht Ekel erweckt, als das Alter, das im Anzuge, im Anstande, im ganzen Betragen sich der Jugend gleich stellt; es ist nichts, was den guten Geschmack so leicht beleidigt, als wenn jede Mode, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich für die individuelle Person paßt, unbedingt mitgemacht wird. Eine übertriebene Sorge für den Anzug und den Puy, die Verlust an Zeit und Vermögen nach sich zieht, verträgt sich in keinem Alter mit einer edlen Denkungsart, und das sicherste Mittel, lächerlich zu werden, ist dieß, Ansprüche in unserm Aeußeren anzukündigen, die mit dem Charakter unserer Gestalt, unserer Seele und unserer Verhältnisse streiten!

Siebentes Kapitel.

Mittel, um immer interessant und wichtig zu bleiben.

Es ist den Liebenden hoher Genuß, das Unglück das dem einen von ihnen widerfährt, gemeinschaftlich zu tragen, und sich zu einem Schicksale zu verbinden. Aber es kann unserm Herzen auch zu viel aufgelegt werden, und das Gefühl, den Verbündeten immer leidend, immer trauernd zu sehen, erkältet leicht das Streben nach Vereinigung der Wesen, wenn gleich unsere Pflicht uns fer-

nerhin zum Mitleiden und zur Hülfe auffordert. Inzwiſchen hängt Glück, Geſundheit, Frohſinn nicht von uns ab. Iſt es möglich, daß wir dem Verbündeten den Anblick unſerer Leiden ganz entziehen können? Gewiß nicht! Aber was wir können, was uns zu Gebote ſteht, iſt jene Geduld, jene Faſſung, jene Ruhe, womit wir unſern Geiſt über das Zufällige hinaus heben, und allen Angriffen des feindlichen Schickſals einen gefaßten Sinn entgegenſetzen. Nichts intereſſiert die Sympathie ſo ſehr, als dieſer Anblick, verbunden mit der Ahndung, daß der Geliebte dem Liebenden einen Theil ſeiner Leiden aus Delicateſſe entzieht, und ihn nicht durch ewige Klagen ermüdet. Dieſe kluge Vorſicht erhöhet zugleich das Gefühl der Selbſtändigkeit und der Achtung.

Eine andere Vorſicht, welche Liebende anzuwenden haben, iſt dieſe, ſich nicht durch übertriebene Fürſorge, und übertriebene Aeußerungen des Antheils, den ſie an einander nehmen, läſtig zu werden. So wohlthuend es iſt, ein Weſen neben uns zu ſehen, das alle unſere Bedürfniſſe ahndet, eifrig bemüht iſt, ihnen abzuhelfen, und wenn es keine Hülfe zu geben weiß, uns wenigſtens aufrichtige Theilnehmung ſchenkt; ſo leicht kann doch ein andringliches Ausſpähen, eine kindiſche Aengſtlichkeit, ein unruhiges Umhertreiben, widrig werden. Es iſt ſchwer, hier die wahre Mittelſtraße zu halten. Aber Delicateſſe der Empfindungen, und Kenntniß des individuellen Charakters des Verbündeten wird ſie zu finden und zu bewahren wiſſen.

Coquetten nutzen oft das Mittel, die Eiferſucht anzufachen, um durch die Furcht, daß ihr Herz verloren werden könnte, den Geliebten zu feſſeln. Ein trauriges Mittel für ein zärtliches Herz, das gequält, das gäng-

ſigt werden ſoll, um erhalten zu werden! Wahre Liebe wird es nie gebrauchen. Demungeachtet iſt die Vorſicht nicht zu tadeln, dem Liebhaber fühlen zu laſſen, daß unſere Treue nicht von dem Bewußtſeyn abhängt, daß unſer Herz von andern verſchmähet werden dürfte; ihn fühlen zu laſſen, daß unſere geſellige Liebenswürdigkeit den Zirkel, der ſich um uns herum verſammelt, eben ſo ſehr anzieht, als das Gefühl unſerer Würde ihn in achtungsvoller Entfernung hält. Dadurch wird der Stolz auf unſern Beſitz erhöhet, und das Beſtreben geſtärkt, ihn zu erhalten.

Höchſt wichtig zur Dauer der Liebe iſt noch die Erkenntniß, daß wir durch unſere Verbindung mit dem Geliebten an Anſehn, an Glücksgütern, an Bequemlichkeit, u. ſ. w. gewinnen. Wir bleiben Menſchen, wir haben eine Selbſtheit, die früh oder ſpät durchbricht. Der edelſte Menſch braucht ſich weder der Freude zu ſchämen, daß er durch das Anſehn, welches die Hälfte ſeines Weſens genießt, ſelbſt an Anſehn gewinne, noch derjenigen, daß ſein Wohlſtand durch ihre haushälteriſchen Sorgen zunimmt. Das Gefühl der Werthſchätzung verträgt ſich mit der Liebe!

Achtes Kapitel.

Ohne Achtung besteht keine Liebe. In wie fern dieser Grundsatz wahr sey? Nöthige Vorsicht bey seiner Anwendung.

Ohne Achtung besteht keine Liebe, pflegt man gemeiniglich zu sagen. Allein dieser Grundsatz ist nicht allgemein wahr, wenn man den Sinn des Wortes Achtung genau faßt. Richtiger würde man sagen: es giebt auf die Dauer keine Liebe, wo das Gefühl der Neuheit, des Schönen, des sympathetisch Interessanten, und des Schätzungswerthen für die Seelenheit wegfällt. Denn wie ich oft gesagt habe, alle diese Empfindungen, welche von den liebenden noch verschieden sind, machen doch Ingredienzen der zärtlichen oder leidenschaftlichen Anhänglichkeit an der Person aus.

Wie viele Männer habe ich nicht gekannt, die an ihren Weibern mit dauernder Zärtlichkeit hingen, so sehr sie von ihrem moralischen Unwerth überzeugt waren! Achtung war es nicht was sie fesselte! Aber Sinnlichkeit, der oft Versagungen entgegengesetzt wurden, Eitelkeit auf den Besitz einer schönen, vornehmen und allgemein artig gefundenen Genossin ihrer Verhältnisse, Befriedigung des Eigennutzes, der sich von der unterhaltenden Gesellschafterin belustigt, oder von der klugen Rathgeberin wohlgeleitet fühlte, endlich Angewöhnung an die Person hielt sie in ihren schimpflichen Banden auf. Wie häufig sind die Erfahrungen, daß auch das zärtere Geschlecht bey aller Ueberzeugung von der Ausgelassenheit des Geliebten eine Leidenschaft, vor der es selbst erröthet, nicht zu überwinden vermag!

Der Satz: ohne Achtung besteht keine Liebe, ist also nicht bey allen Menschen überhaupt, sondern nur bey edleren Seelen wahr. Diese fordern Befriedigung der Forderungen der Sittlichkeit durch die Aufführung des geliebten Genossen. Diese müssen den Menschen, an dem sie hängen, strebend nach Nutzbarkeit und Nützlichseyn für die Menschheit in ihm selbst und andern finden. Zwar ist Tugend eben so wenig für sie als für alle andere Menschen ein unbedingtes Mittel Liebe zu erwecken. Zwar ist Tugend allein und für sich kein hinreichendes Mittel, sie dauerhaft zu erhalten; Achtung ist noch von Liebe unterschieden; aber sie ist eines der größten Beförderungs- und Erhaltungsmittel der Zärtlichkeit für diejenigen, welche ihren Werth zu schätzen wissen, und für diese gilt der Grundsatz: ohne Achtung besteht auf die Länge keine Liebe!

Nicht alle Schwächen, nicht alle Fehler beleidigen auf gleiche Art: ein jedes Geschlecht besitzt gewisse wesentliche Vorzüge, deren Abwesenheit bey dem andern leichter Verachtung herbeyführt, als der Mangel anderer, die ihm minder eigenthümlich zu seyn pflegen. Das Weib verzeiht dem Manne eher einen gewissen Stolz und Uebermuth, als eine kleinliche Eitelkeit und einen Mangel an Stärke und Festigkeit des Charakters. Der Mann verzeiht dem Weibe eher eine gewisse Eitelkeit, eine gewisse übertriebene Zartheit, als den Mangel an Schamhaftigkeit, Sanftmuth, wohlwollenden Neigungen und Häuslichkeit. Wo diese Fehler unbekämpft wirken, oder zu stark eingewurzelt sind, als daß wir darüber Herr werden könnten, da geht am Ende gewiß Achtung, und mit ihr Liebe verloren.

Nichts feſſelt edle Seelen ſo ſehr, als die Wahrnehmung der Perfektibilität, jenes begünſtigten Strebens, immer beſſer, immer aufgeklärter zu werden, in dem geliebten Genoſſen! Sie iſt der höchſte Ruhm, ſie iſt die höchſte Würde des Menſchen! Wo wir ſie finden, da werden wir durch die Hoffnung auf höhere Vollkommenheit des Geliebten zur Nachſicht mit ſeinen gegenwärtigen Fehlern aufgefordert; da werden wir zum ſympathetiſchen Mitſtreben nach dem höchſten Gute eingeladen; da wird unſer Stolz auf mannigfaltige Art befriedigt. Wo aber dieſe Perfektibilität fehlt, wo der geliebte Genoſſe ſich bereits vollkommen fühlt, oder aus Trägheit die Hände in den Schooß legt; da mag er auf einer noch ſo hohen Stufe der Moralität ſtehen, er wird immer Fehler behalten, er wird ſie durch ſeine Selbſtgenügſamkeit und Apathie vermehren und auffallender machen; er wird mit jedem Tage an innerm Werthe und in unſerer Achtung ſinken!

Oft wird Achtung für Beobachtung des Anſtandes und jener äußern Formen genommen, wodurch man ſelbſt Unbekannten den Werth, das Wohlwollen und die Aufmerkſamkeit ankündigt, die wir dem Menſchen und der Perſon in ihnen und uns ſchuldig ſind. In dieſem Sinne ſagt man gleichfalls nicht mit Unrecht: ohne Achtung, d. h. ohne Beobachtung des Anſtandes, der Ehrbarkeit, der Urbanität, beſteht auf die Länge keine Liebe!

Es iſt ein ſehr gewöhnlicher, aber zugleich ein ſehr gefährlicher Fehler, daß Freunde, daß Liebende, nach ihrer näheren Verbindung ſich nun alles neben und gegen einander erlaubt halten, was nicht die Sittlichkeit und die Liebe unmittelbar beleidigt. Allein es giebt gewiſſe

Handlungen, die ohne an sich sträflich zu seyn, es dadurch werden, daß sie leicht sträfliche Gesinnungen herbeyführen, und die Geringschätzung, so wie unsern eigenen Uebermuth, die Vernachlässigung der Pflichten gegen den Genossen, so wie die Sorglosigkeit, über unsere eigene Schwächen zu wachen, befördern. Es giebt gewisse Ausdrücke, gewisse Geberden, es giebt ein gewisses Betragen, die den Sinn des Schönen geradezu, und den Sinn des Edeln in feineren Beziehungen beleidigen, und die der wohlerzogene Mensch, selbst in der Einsamkeit, entweder sich nicht erlaubt, oder denen er sich, durch Bedürfniß dazu gezwungen, mit abgewandter Aufmerksamkeit von sich selbst überläßt.

Es ist höchst nöthig, daß Liebende diese Zartheit der Empfindungen in ihr äußeres Verhalten gegen einander bringen. Sie wird ihnen in mancher Rücksicht vortheilhaft seyn. Sie begünstigt den Sinn des Schönen; sie schärft die Aufmerksamkeit auf ihr sittliches und liebendes Betragen gegen einander; sie gewöhnt sie zur Uebereinstimmung ihrer äußeren Handlungsart mit ihren innern Gesinnungen; sie beugt den Ausbrüchen der Schwächen des Charakters vor, und erhält sie endlich in jener Entfernung von einander, die dem Gefühl der Neuheit, der Selbständigkeit, des Schätzungswerthen und selbst der Achtung so zuträglich ist.

So sicher die Beobachtung dieser Grundsätze bey einer behutsamen Anwendung die Dauer der Liebe befördert, so leicht kann sie durch Uebertreibung den Tod der Liebe nach sich ziehen. Man kann sich und andere zu sehr bewachen. Wer sich immer achtungswürdig zeigen will, fällt leicht in Anmaßungen, erweckt oft ein Gefühl zurückschreckender Superiorität, und die Besorgniß, daß

er nicht ausgeglichen werden könne. Wer zu viel von der Perfektibilität des Genossen verlangt, bringt diesen oft zur Verzweiflung, und erweckt den Verdacht, daß es ihm weniger darauf ankomme, uns das höchste Gut der Tugend zuzuführen, als sich den Stolz und die Unterhaltung uns zu bilden, zu verschaffen. Der Ton der kalten Urbanität verscheucht alle Vertraulichkeit, und verwandelt das behagliche Zusammenseyn in zwangvolle Repräsentationsbesuche. Eine zu ängstliche Aufmerksamkeit auf das Betragen des Geliebten und unser eigenes macht uns empfindlicher gegen eingebildete Vernachlässigungen, und heischender nach kleinlichen Auszeichnungen.

Ich fühle die ganze Schwierigkeit der Befolgung meiner Lehren! Ich fühle das Unzulängliche meiner allgemeinen Vorschriften bey der speciellen Anwendung! Demungeachtet muß ich warnen! Vergeßt nicht, daß selbst die engste Vertraulichkeit ihre Grenzen hat. Vergeßt nicht, daß Achtung und Anstand nach den Verhältnissen der Zärtlichkeit und Häuslichkeit besonders modificiert seyn wollen:

Eine Menge von auffallenden Schwächen und Fehlern verlieren sich durch Angewöhnung. Man richtet sich zu einander ein, man behandelt sich gegenseitig mit der Nachsicht, worauf zum Theil die Liebe und ihr Glück beruhen. Aber manche Schwächen und Fehler werden um so unerträglicher, je häufiger und näher man ihre Folgen empfindet, je mehr man Nachsicht damit hat. Gegen diese Fehler und Schwächen seyd auf euren Hut!

Neuntes Kapitel.

Maximen zur Erhaltung der Einigkeit.

Selbst in den zärtlichsten Verbindungen muß Selbständigkeit der Meinungen und der Handlungsweise jedem der beyden Genossen eigen seyn. Das Streben nach Vereinigung und nach gemeinschaftlichem Glück, nicht wirkliche Vereinigung, die gar nicht möglich ist, macht den Charakter der liebenden Anhänglichkeit aus. Selbständigkeit setzt Verschiedenheit in gewissen Punkten voraus, und diese muß zuweilen Zwiste herbeyführen. Es giebt keine zärtliche Verbindung, worin sich die Verbündeten nicht dann und wann uneinig fühlen sollten. Die Sorge edel Liebender geht aber dahin, die Veranlassungen zu diesen Uneinigkeiten ohne Aufopferung ihrer Selbständigkeit, möglichst zu vermeiden, und das Unangenehme welches sie mit sich führen, durch ein zartes Betragen zu mildern.

Die Hauptveranlassungen zu Zwisten in der engeren Vereinigung geben die innere häusliche Einrichtung, das Verhältniß der zusammengesetzten Person gegen die größere Gesellschaft, der Grad der Wärme, den die Geliebten in den Aeußerungen der Zärtlichkeit von einander fordern, die Erziehung der Kinder und gewisse Launen an die Hand, denen jedermann mehr oder weniger ausgesetzt ist.

Die allgemeinste und sicherste Regel, um Zänkereyen über diese Gegenstände zu vermeiden, und ihre Folgen zu schwächen, beruht darin, daß beyde Theile ihre Selbständigkeit wechselseitig anerkennen, daß jeder für sich diese Eigenthümlichkeit nach den Forderungen seines Geschlechts bewahre, und daß sie zugleich beyde von einander überzeugt sind, daß der Wunsch, die zusammengesetzte Person

zu beglücken, nicht aber Selbstheit, Nachgiebigkeit von dem andern verlange.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dem Manne die endliche Bestimmung des Charakters, den die zusammengesetzte Person in der örtlichen und bürgerlichen Gesellschaft behaupten soll, zukomme. Mich dünkt, es ist der höchste Ruhm des Weibes, wenn es durch seinen Rath den Willen des Mannes nicht ändern kann, sich in diese Bestimmung zu schicken, und dann bey der Ausführung seiner Plane die nachtheiligen Folgen derselben durch kluge Behandlung zu mindern. Es wird der Frau leicht werden, wenn sie überzeugt ist, daß der Genosse ihres Schicksals sein Wohl nicht von dem ihrigen trennt, und dieß mehr als das seinige vor Augen hat. Aber zuweilen kann ihre Selbstheit die liebenden Absichten des Mannes verkennen: und welches ist dann des letztern Pflicht? Bey einer zarten Behandlung sich dennoch unerschütterlich und fest zu zeigen! Die Frau muß sehen, daß es dem Manne wehe thut versagen zu müssen, aber sie muß zugleich die Hoffnung verlieren, ihn von dem wohl überlegten, ihr verständigten Entschlusse abzubringen. Es ist gewiß, daß die erste Schwäche, die der Mann bey einem Zwiste zeigt, worin er von seinem Rechte überzeugt ist, die Gelegenheiten und die Lust zu ferneren Zwisten mehrt, daß hingegen ein Beyspiel von Energie des Charakters, verbunden mit Liebe, dem Weibe auf lange Zeit die Lust nimmt, sich in einen ähnlichen Kampf einzulassen.

Dann ist es aber auch Pflicht des Mannes, sich um das Detail desjenigen nicht zu bekümmern, was ohne Nachtheil für die vereinigte Person der Gattin als einzelnem Individuo ihres Geschlechts, allein oder vorzüglich

zu beſtimmen zukommt. Nichts ſcheint mir lächerlicher, als wenn der Mann den Putz ſeiner Gattin anordnen, ſich in die Führung des innern Hausweſens handelnd miſchen, und ſie gleichſam abrichten will, wie ſie ſich gegen ihre Freundinnen und gegen die örtliche Geſellſchaft betragen ſoll. Er darf ihren Geſchmack im Ganzen bilden, er darf den Fuß angeben auf dem ſie leben wollen, er darf ihr vernünftige Grundſätze über ihre Würde als Menſch, als Hausmutter, als Geſellſchafterin einflößen, aber er darf ſie nicht wie ein Kind, wie eine Eleve, wie eine Haushälterin behandeln; er muß ihr Vertrauen zeigen, und ſie dadurch auffordern, es verdienen zu wollen.

Nichts Zweckwidrigeres, nichts Empörenderes als jener inquiſitive Argwohn, jene kindiſche Neugierde, jene kleinliche Emſigkeit, womit der eine Gatte von allem was den andern angeht, unterrichtet ſeyn will! Ich kenne Familien, worin die Eheleute ſich durch feyerliche Verſprechungen anheiſchig machen, ſich einander alles zu entdecken; keinen Beſuch anzunehmen oder zu geben, ohne ſich davon vorher zu unterrichten, ohne die Genehmigung des andern darüber zu erhalten; keinen Brief zu empfangen, ohne ihn dem andern leſen zu laſſen. Alle dergleichen Mittheilungen, wenn ſie zur Verbindlichkeit gemacht werden, führen am Ende das Gefühl des Zwanges, die Neigung ſich dagegen aufzulehnen, Zank und wohl gar den Tod der Liebe herbey. Die Klugheit erfordert es, ſelbſt da, wo das Herz gern Rechenſchaft von den kleinſten Handlungen geben möchte, es mit einer gewiſſen Mäßigung zu thun, damit nicht ein Fehler der Vergeſſenheit für Vernachläſſigung oder gar für abſichtlichen Betrug gehalten werde!

Leidenſchaftlich Liebende ſind beſonders der Gefahr ausgeſetzt, ſich einander unverdiente Vorwürfe über Erkaltung und Mangel an zärtlicher Aufmerkſamkeit zu machen. Mit Recht behauptet man, daß Verliebte hierin den Kindern gleichen! Ich weiß kein Mittel, welches leidenſchaftlich Liebende vor dieſer Gefahr retten könnte. Aber in Verbindungen, welche mehr auf warmer Zärtlichkeit als auf leidenſchaftlicher Stimmung beruhen, kann den Scenen welche ſolche Zweifel an der Wärme des Genoſſen hervorbringen, durch ein weiſes Betragen vorgebeugt werden. Gemeiniglich liegen bey ſolchen Unzufriedenheiten weit mehr Anmaßungen der Eitelkeit als Beſorgniſſe wahrer Liebe zum Grunde. Kämpfe gegen dieſe Schwächen an, vergiß dich ſelbſt, laß dich von dem Begriff der Liebe ganz durchdringen, du, der du den Geliebten mit oft wiederholten Vorwürfen über geſchwächte Liebe quälſt! Und du, der du dadurch leideſt, ſetze vernünftige Vorſtellungen, unzweydeutige Beweiſe der Zärtlichkeit aber auch der Feſtigkeit ſeinen ungerechten Klagen entgegen! Es giebt einen Mittelweg zwiſchen unbedingter Nachgiebigkeit und kalter, ſtolzer Abweiſung anmaßender Forderungen, und dieſen ſchlage ein! Beſonders in den erſten Zeiten der Verbindung wird dieß Betragen wichtig! Wenn du einmahl den Geliebten an Huldigungen ſeiner Eitelkeit gewöhnt haſt, dann wird es ſchwer dem Verdacht zu entgehen, daß die Veränderung in deinem Betragen nicht einem Wechſel in deinen Geſinnungen zuzuſchreiben ſey!

Das zärtere Geſchlecht iſt vermöge der Weichheit ſeines Herzens ſehr geneigt, die Kinder, die Früchte der Liebe, zu verzärteln, und durch Mangel an Feſtigkeit fehlerhafte Neigungen in jungen Gemüthern Wurzel

faſſen zu laſſen. Der Mann iſt dagegen von ſeiner Seite dem Fehler ausgeſetzt, zu viel von dem Kinde in frühern Zeiten zu verlangen, und dabey nicht ſelten mehr auf ſeine Ruhe und die Ausführung ſeiner Grundſätze, als auf das Beſte des Kindes Rückſicht zu nehmen. Auch hierin iſt der Keim zu manchen Zwiſten unter Gatten zu ſuchen. Wie leicht wird die Frau eine vernünftige Strenge auf Rechnung egoiſtiſcher Härte ſetzen! Wie leicht wird der Mann eine eben ſo vernünftige Langmuth einer Schwäche des Charakters zuſchreiben! Gegenſeitige Achtung und Liebe werden dieſe Gefahren mindern, aber ſchwerlich ganz aufheben. Jeder Theil hält ſich um ſo mehr berechtigt, hier ſeiner Ueberzeugung zu folgen, da er einen gleichen Antheil an dem Wohl des gemeinſchaftlichen Gegenſtandes ihrer Pflichten und ihrer Sorgen nimmt. Verzeiht es, ihr weichgeſchaffenen Mütter! Am Ende bleibt doch auch hier dem Vater das Recht zu beſtimmen, und der Mutter nur das, bey der Ausführung das Fehlerhafte ſeiner Grundſätze zu mildern. Sie kann es mit deſto größerer Sicherheit thun, da, nach allen meinen Erfahrungen, ein Uebermaß von Strenge immer weniger ſchadet, als übertriebene Nachgiebigkeit. Aber wie wird auch der Mann, wie ich ihn mir denke, ſanften und vernünftigen Vorſtellungen der Geliebten ſeines Herzens, der Genoſſin ſeines Schickſals, der Mitzeugerin, der Mitbilderin ſeiner Kinder nicht gern Gehör geben! Sollte ihn aber die Hitze übereilen, o Weiber, laßt die Mutter einen Augenblick der Geliebten nachſtehen, um jener im folgenden ihren Sieg zu ſichern! Welcher Mann würde dem Beweiſe der Zärtlichkeit widerſtehen, den ihm die Geliebte durch Aufopferung der Ausbrüche der Mutterliebe bringt; welcher Unmenſch würde einen wieder-

holten Beweis dieſer Art ohne die höchſte Noth fordern können!

Oft liegt der Grund zu Zwiſten unter den Liebenden in gewiſſen Launen, deren Aeußerungen kaum ohne Widerwillen und Auflehnung von dem Verbündeten getragen werden mögen. Der Zuſtand des Körpers hat gemeiniglich einen großen Antheil daran. Aber unſer moraliſches Weſen bleibt darum nicht frey von Vorwürfen, wenn wir uns ihnen überlaſſen, und ihre Folgen dem Gefährten unſers Lebens nicht erſparen.

Eben jene Vorſicht, die ich vorhin empfohlen habe, ſich zuweilen zu trennen und in die Einſamkeit zurückzuziehen, gewährt den Vortheil, in Stunden, worin wir dem Anfall jener Launen ausgeſetzt ſind, uns dem Anblick und der Geſellſchaft des Geliebten zu entziehen. Es iſt auch unſtreitig gewiß, daß unſere Seele, wenn ſie es ernſthaft will, über die traurige Stimmung, in welche uns der Körper verſetzt, manchen Sieg davon tragen mag. Wir ſehen dieß, wenn wir auf das Betragen der Hypochondriſten und ſelbſt der Wahnſinnigen merken die in Gegenwart ſolcher Perſonen, denen ſie Ehrfurcht ſchuldig zu ſeyn glauben, ſich zwingen können, und ihrer übeln Laune oder ihrer Narrheit Einhalt thun. Eben ſo wird der Ton der Urbanität, der unter Gatten eingeführt iſt, und noch mehr die Achtung, mit der ſie ſich einander ergeben ſind, die Ausbrüche des Unmuths, der auf körperlicher Indiſpoſition beruht, hemmen, und vielleicht eben dadurch lindern mögen, weil wir ihm nicht nachhängen dürfen.

Wie viel häufiger aber iſt nicht der Fall, daß dieſe Launen ihren Grund in unbeſtimmten und übertriebenen Anmaßungen, in Verſagungen einer kleinlichen Eitelkeit

haben! Und dann liegt die Schuld ganz an uns, wenn wir über sie nicht Herr werden, und andere darunter leiden lassen. O wie wohlthätig wird hier jene Arbeitsamkeit, die das schwelgende Aufschießen unserer Kräfte beschneidet und leitet, und uns das Gefühl innerer Würdigkeit zum Halt und zum Troste darbiethet!

Und du, der du durch diese Launen des Genossen leidest: komm ihm zu Hülfe! Schone seiner, wenn du ihn aufrichtig gegen seine Schwächen ankämpfen siehst; trage ihre unwillkührlichen Ausbrüche mit weiser, sanfter Nachsicht! Aber verzärtele ihn nicht, wenn du bemerkst, daß er sich ihnen ohne Widerstand überläßt. Freylich wirst du ihn nicht in dem ersten Anfalle seiner übeln Laune durch Kälte und Spott erbittern dürfen! Aber dein gekränktes Herz wird ihm doch, wenn dieser Anfall vorüber ist, es bemerklich machen müssen, daß selbst die Liebe es dir zur Pflicht macht, den Frevel der an ihr begangen wird, nicht ungeahndet zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Mittel, um den Gefahren der Eifersucht vorzubeugen.

Schrecklichste der Qualen, Quelle der höchsten Leiden für denjenigen, der sie empfindet und wenn er zärter fühlt, auch für denjenigen, der sie erregt, Eifersucht! warum muß ich mich hier deiner erinnern, warum darf ich von dir nicht schweigen! Du verführst uns oft zu Ungerechtigkeiten, die entweder die Liebe auf einmahl endigen, oder ihr allmähliges Hinsterben befördern!

Es iſt gewiß, daß nicht alle Eiferſucht Folge der Liebe iſt. Oft geht dieſe Leidenſchaft ſogar mit Haß und Verachtung zuſammen. Es giebt Menſchen, welche nicht die Gewißheit von der begangenen Untreue, ſondern den Gedanken ſcheuen, daß ſie betrogen werden können; daß ihr Scharfſinn fehl ſehen möge. Es giebt andere, die aus bloßem Neide andern den Beſitz eines Herzens mißgönnen, das ſie ſelbſt verſchmähen. Es giebt wieder andere, die nur die Folge der Untreue für ihre Exiſtimation in der Geſellſchaft, und für ihr häusliches Verhältniß fürchten. Endlich iſt die Claſſe derjenigen die häufigſte, die aus kleinlicher Eitelkeit und Selbſtſucht zum Argwohn aufgelegt, jede Auszeichnung die einem andern widerfährt als einen Raub der Huldigungen betrachten, die ſie für ſich ausſchließend verlangen.

Dieſen niedrigen Arten der Eiferſucht werden edle Seelen keinen Raum in ihrem Herzen geben. Aber werden ſie überhaupt Eiferſucht empfinden, wenn ſie den Gegenſtand ihrer Zärtlichkeit achten, und von ſeiner Liebe gewiß ſind? Wenn es wahr iſt, daß es Eiferſucht ohne Liebe giebt, iſt es denn auf der andern Seite auch wahr, daß keine Liebe ohne Eiferſucht beſtehe?

Billig muß man die einzelnen Aufwallungen der Beſorgniß, daß ein anderer durch höhere Talente zu gefallen, wenn gleich nicht durch höhere Aufopferungen, das Herz, auf deſſen Beſitz wir ſtolz ſind, an ſich ziehen möge, von der leidenſchaftlichen Stimmung zum Argwohn leichtſinniger Untreue unterſcheiden. Jenen einzelnen Affekten der Eiferſucht wird auch das edelſte Herz, bey der feſteſten Ueberzeugung von der Liebe und Treue des Verbündeten zuweilen unterworfen ſeyn; es wird

ihnen um so mehr unterworfen seyn, wenn es leidenschaftlich liebt, und die Verbindung noch nicht den ruhigen Gang der Zärtlichkeit genommen hat. Aber überhaupt ist jede wahre Liebe schüchtern und bescheiden, und gewisse Anfälle von Furcht, das gewonnene Herz zu verlieren, es wenigstens erkaltet zu sehen, lassen sich von ihr nicht trennen.

Ganz verschieden von diesen einzelnen Aufwallungen der Eifersucht ist aber jene anhaltende Stimmung der Seele zum Argwohn, die zur Leidenschaft geworden ist. Können edle Seelen dieser gleichfalls ausgesetzt seyn? Ja! Es giebt Fälle, es giebt Lagen, wo sie daran erkranken, und worin keine Macht der Vernunft, sondern allein ein glückliches Schicksal, das sie von dem Gegenstande ihrer Eifersucht völlig trennt, sie zu heilen vermag.

Es giebt gewisse Charaktere, welche in einer gewissen Rücksicht uns rechtfertigen, eine zärtliche Verbindung mit ihnen eingegangen zu seyn, in einer andern aber zu unserm Unglück und zu unserer Qual geschaffen sind, und uns dem Vorwurfe der unbehutsamsten Wahl mit Recht bloß setzen. Eben jene Eigenschaften, welche zur edleren und schöneren Liebe am meisten geschickt machen, jene Weichheit und Wärme des Herzens, jenes Feuer der Phantasie, jene feinere Reitzbarkeit der Sinne und des Gemüths, sind oft mit Fehlern verknüpft, welche die Verführung so sehr begünstigen: mit jener Eitelkeit, mit jener Vorliebe für das Neue, Seltene, Außerordentliche, endlich mit jener Lüsternheit der Seele und des Körpers, welche schwache Augenblicke für die Vernunft und die Unschuld herbeyführen. Während der ersten Spannung, welche die Leidenschaft der Liebe Charaktern dieser Art giebt, wer-

den sie diesen Fehlern weniger ausgesetzt seyn. Aber sie wandeln nichts desto weniger auf einer schlüpfrigen Fährte, und bey der ersten Veranlassung, die den Halt der Leidenschaft schwächt, verstärkt sich die Gefahr des Fallens.

Wehe nun gar, wenn ein solcher Charakter, aufgewachsen in der grossen Welt, an Huldigungen der Eitelkeit, oder gar an Führung von Intriguen bereits einmahl gewöhnt gewesen ist; wenn er sich durch Unvorsichtigkeit in früheren Zeiten in der Verlegenheit gesehen hat, dem übertriebenen Rufe von seinen Vergehungen zu trotzen; wenn die Personen, denen er vorhin seine Zuneigung geschenkt, oder deren Aufwartung er gelitten hatte, seine Wahl oder seine Nachgiebigkeit nicht verdienten, und dadurch unsere Besorgniß unterstützt wird, daß er weder unsern Werth ganz zu schätzen wissen, noch edelgenug in seinen ferneren Neigungen seyn werde! Wehe uns dann noch mehr, wenn wir nun zuweilen durchbrechende Gefallsucht, Mangel an Wahrheitsliebe und an zärteren Empfindungen von dem was gesehen oder nicht gesehen Recht und Unrecht ist, kurz, Mangel an Scheu vor sich selbst in seinem Betragen antreffen! Wehe uns dann am allermeisten, wenn selbst in der Art, wie sich der geliebte Gegenstand an uns gehangen, oder sich uns ergeben hat, Uebereilung, Eitelkeit und Sinnlichkeit hervorgeleuchtet haben. — Armer, was wird dich retten? Nichts als die Ueberzeugung der gänzlichen Verworfenheit der Geliebten! Erhältst du diese, so wirst du dich mit allem deinem Stolze wapnen, um dich von der Unwürdigen loszureißen; aber gerade diese Gewißheit wird dir nicht gewährt. Du fühlst, es fehlt nur die Gelegenheit, aber du zitterst, daß sie herbeykomme,

du bewachst, du beugest der Gefahr vor, sie wird vermieden, und dennoch kannst du nie beruhigt werden, weil eben mit dieser deiner Ruhe wieder Sorglosigkeit von Seiten der Geliebten, wieder die Herrschaft ihrer alten Fehler, und mit ihr die stündliche Möglichkeit der Niederlage eintritt.

Schreckliche Nächte, an welche diejenigen, die sie durchwacht haben, ohne convulsivische Erschütterung nie zurückdenken werden. In denen Schlaflosigkeit mit gräßlichen Träumen wechseln, und die Vorstellung der Geliebten sich bald unter der Gestalt eines unseligen, zur Qual unserer Tage geschaffenen Plagegeistes, bald unter dem Bilde der makellosen und gekränkten Unschuld darstellt. Wo wir von Vorwürfen gegen das gefallsüchtige Weib, von dem Vorsatze, uns ganz von ihm loszureißen, zu Vorwürfen gegen uns selbst und zu dem Entschlusse übergehen, ihm ganz zu vertrauen, und es ewig anzubeten! Welch ein Kampf gegen uns selbst! Welche Marter, sich sagen zu müssen, daß man das Glück der Geliebten stört, daß man durch seinen Verdacht, durch seine Wachsamkeit, den Reiz zur Untreue nur vermehrt, und den Gegenstand, der die Besorgniß erregt, wichtiger macht; unbrauchbar zu Geschäften und zur geselligen Mittheilung wird, sich selbst ein Greuel, andern ein Gegenstand der Verachtung und des Gelächters!

Aber ach! verachtet, verlacht sie nicht, diese Armen, welche die Hoffnung auf Besserung lange gefesselt hält! Was sie leiden, macht sie eures Mitleidens werth, und der Wunsch, den leichtsinnigen Gegenstand ihrer Liebe zur Tugend und der Festigkeit zurückzuführen, giebt ihnen sogar einigen Anspruch auf eure Achtung!

Gut! aber wie iſt den Unglücklichen zu helfen, wie iſt ihnen zu rathen? Will der Gegenſtand ihrer Liebe und ihrer Eiferſucht durchaus ſein Betragen nicht ändern, und durch Arbeitſamkeit, Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, erhöhete Behutſamkeit den Zweifeln zu denen ſeine vorige Aufführung und die urſprüngliche Anlage ſeines Charakters berechtigen, begegnen; ſo bleibt nichts anders übrig als zu brechen, und die Verbindung zu endigen. Glücklich werden Menſchen dieſer Art nie mit ſolchen ſeyn, die ein zärteres Gefühl mit hohen Anſprüchen an Tugend und Treue vereinigen; und wo man überzeugt iſt, nicht glücklich machen zu können, und ſich ſelbſt vergebens aufzuopfern, da iſt es Pflicht, die Verbindung aufzuheben. Man behauptet zwar oft, daß man weiblicher Gefallſucht und männlicher Lüſternheit vieles nachſehen müſſe. Daß nicht jede Frau, die gern die Aufmerkſamkeit anderer Männer auf ſich zu ziehen liebt, darum die Treue der Gattin breche; daß nicht jede Verirrung, zu denen die Sinne den Mann verführen, ſein Herz der Geliebten raube. Allein dieſe Regeln der Klugheit, welche auf Ehen gewöhnlicher Art, für Menſchen von gröberen Empfindungen paſſen, werden feiner organiſierten Seelen nie annehmlich werden können. Für den Mann, der edel liebt, giebt es nur eine Frau auf der Welt: für die Frau die edel liebt, nur einen Mann. Beyde werden durch die Zärtlichkeit, mit der ſie an einander hängen, unempfindlich gegen die Reize und die Schmeicheleyen aller übrigen Perſonen von dem nehmlichen Geſchlechte werden. Sollte es aber wahr ſeyn, daß ſelbſt die treueſte Liebe vor dem Andringen raſcher Triebe nicht ſichern kann; ſo ſtärkt die Liebe wenigſtens unſere Vernunft

bis zu dem Grade, um jene Anfälle der Eitelkeit und Sinnlichkeit mit Glück zu bekämpfen.

Es leidet auch keinen Zweifel, daß Personen, die wirklich lieben, nicht im Stande seyn sollten, einen Charakter, der darum eifersüchtig ist, weil er liebt, und den Geliebten zu achten wünscht, zu beruhigen. Es kommt nur darauf an, ihm Bürgschaft für ihre Festigkeit und Haltsamkeit an ihren Grundsätzen zu geben. Eine große Sicherheit gewährt jene Arbeitsamkeit, jenes Anhängen an einem bestimmten Zwecke der Thätigkeit, die ich schon so oft empfohlen habe, und durch die wir vor tausend Gefahren einer wild umherschweifenden Phantasie, und eines unbestimmten Treibens unserer Kräfte bewahrt werden. Ein anderes Sicherheitsmittel giebt die Wahl des Umgangs mit Personen von anerkannter Tugend und wohlbefestigtem Rufe, so wie das Bestreben, ihres Beyfalls werth zu seyn. Ein drittes und das größte gewährt das Mißtrauen gegen uns selbst, mit dem wir Gefahren, die unsern Schwächen drohen, auszuweichen suchen; die Achtsamkeit auf unser Betragen und unsern Ruf: endlich die Unbefangenheit, die Offenheit, die Wahrheitsliebe, mit der wir selbst in solchen Fällen zu handeln suchen, die dem Herzen des Geliebten keine Besorgnisse erwecken können.

Durch diese Mittel haben selbst Personen, die durch die Anlagen ihres Charakters und ihre frühere Aufführung zu keinem Vertrauen berechtigten, dieß in der Seele des Eifersüchtigen zu erwecken gewußt. Und eben dieß, daß die geliebte Person diese Mittel, die so ganz in ihrer Gewalt stehen, nicht anwenden will, eben dieß ist es, was den edel Liebenden so sehr kränkt, und seiner Eifersucht

ſo viele Nahrung giebt. Er fürchtet nicht ſo wohl die Vorſtellung eines gefallenen Weſens, das allen Anſpruch auf Wiedererlangung der Achtung verloren hat; er fürchtet die Vorſtellung eines Weſens, das ſich durch ſeine Schuld in der ſteten Lage erhält, an die Möglichkeit und Leichtigkeit ſeiner Niederlage glauben zu müſſen. — Dreymahl glücklich aber wirſt du ſeyn, wenn du mit einem Weibe verbunden biſt, das von Eltern geboren, in einem Hauſe auferzogen iſt, die ſich durch Sittlichkeit und Anſtand auszeichneten; das nie durch ein unbehutſames Betragen den Schmähungen der Welt einigen Grund geliehen hat; das ſelbſt, bevor es dir ſein Herz geſchenkt hat, dich lange prüfte, und ſich nicht aus Schwäche, oder auf eine undelicate Art hingab; das während der Verbindung mit dir Gleichgültigkeit gegen die Verſuchungen der Eitelkeit, Offenheit, Unbefangenheit, Feſtigkeit in ſeinem Betragen zeigte, und ſelbſt in den Augenblicken, worin die Sinne ihre höchſte Gewalt äußern, dieſe durch Schamhaftigkeit zu zügeln weiß! O wenn du ſo verbunden biſt, wie leicht wird es dir werden, dich mit ganzem Vertrauen hinzugeben, und wenn dir ja noch Beſorgniſſe übrig bleiben, die von dem Streben nach zärtlicher Vereinigung unzertrennlich ſind, ſie durch Vernunft und Liebe zu beſiegen!

Was ich hier von der Wahl des Weibes geſagt habe, an deſſen Hand ich meinem Geſchlechte Ruhe und Glück verſpreche, das gilt, bis auf wenige Einſchränkungen noch, auch von der Wahl, die das Weib zu treffen hat. Zärteres Geſchlecht, kannſt du von dem ſtärkeren gleich nicht jungfräuliche Reinheit erwarten, ſo hüte dich wenigſtens vor Männern, die in

verworfener Sittenlosigkeit gelebt, oder mit Leichtigkeit Verbindungen geknüpft und gebrochen haben!

Ihr aber, die ihr ein reines Herz, Sittlichkeit, und ungekränkten Ruf euren Geliebten zubringt, setzt dann auch seinem Hange zum Argwohn, seinen Ungerechtigkeiten und übertriebenen Forderungen einen edeln Stolz und das Bewußtseyn eurer Würde und Festigkeit entgegen. Diese sind von Sorglosigkeit verschieden. Die verdächtige Person hat kein Recht, sich auf das Bewußtseyn ihrer Unsträflichkeit in dem gegenwärtigen Augenblicke zu berufen. Ihre vorigen Unbehutsamkeiten, die fortdauernde Möglichkeit des Rückfalls bringen sie um diesen Vorzug. Aber der Mensch, der nie Gelegenheit zu Zweifeln an seiner Sittlichkeit und Ehrbarkeit gegeben hat, darf Vertrauen fordern, und muß sich durch den Gebrauch der Rechte, welche ihm die Tugend giebt, ihren völligen Genuß sichern. Es geht mit dem Hange zur Eifersucht wie mit allen Schwächen des Charakters: je mehr ihnen geschmeichelt wird, desto tiefer wurzeln sie ein, desto mehr verlieren wir das Gefühl ihrer innern Unwürdigkeit und ihrer unseligen Folgen.

Ihr aber, die ihr diesen Hang in euch spürt, vergeßt auch nicht, daß man oft nur dann andere wegen gewisser Fehler in Verdacht hat, wenn man sich selbst ähnlicher schuldig fühlt! Wacht über euer eigenes Betragen! Wacht früh darüber, und seyd sicher, der ruhigere Gatte ist gewiß derjenige, der andere Gatten nie betrogen hat, und sich unfähig fühlt, seine Gattin zu hintergehen.

Eilftes Kapitel.

Wann wird die Treue gebrochen?

Nirgends zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen feinerer und gröberer Denkungsart, zwiſchen Selbſtſucht und Liebe auffallender, als bey den Forderungen, die wir auf Treue an uns ſelbſt und an den Gegenſtand unſerer Liebe machen. Während daß einige nur dann die Rechte des verbündeten Theils zu kränken glauben, wenn ſie einen Verrath begehen, den ſelbſt die Geſetze ahnden würden, verlangen andere eine gänzliche Abgezogenheit von allem Umgang mit andern Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte als Beweis der Treue.

Ob nun gleich in der guten Geſellſchaft dieſe beyden Extreme einer zu laxen und einer zu ſtrengen Denkungsart ziemlich allgemein gemißbilligt werden; ſo ſcheint man doch die wahre Linie, welche die Verbindlichkeit zur Treue umſchreibt, bisher verkannt zu haben.

Mir ſcheint es, daß dieſe jedesmahl gebrochen werde, wo wir mit Vergnügen dem Gefühle nachhängen, daß ein Dritter der Vereinigung geſchlechtsverſchiedener Naturen mit uns nachſtrebe. Jedesmahl wo wir uns der üppigen Eitelkeit überlaſſen, durch Reize und Vorzüge, welche uns als einer Perſon von einem gewiſſen Geſchlechte eigen ſind, (durch unſere Geſchlechtseigenthümlichkeiten) auf die Geſchlechtsſympathie eines andern zu wirken: jedesmahl, wo wir uns der Wonne überlaſſen, üppige, lüſterne Gefühle in ſeinem Körper oder ſeiner Seele zu erregen; jedesmahl, wo wir den Stolz fühlen, Huldigungen von einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte, die nur der erregten Geſchlechtsſympathie

zugeſchrieben werden können, zu erhalten, und wohl gar der Wunſch bey uns erwacht, uns dieſe ausſchließend anzueignen; da brechen wir die Treue, die wir dem einzig Geliebten ſchuldig ſind. Gehen wir gar ſo weit, uns das Herz, die Perſon eines Dritten aneignen zu wollen, leiſten wir ſeiner Zärtlichkeit oder ſeiner Leidenſchaft dadurch Vorſchub, daß wir ihm und andern glauben laſſen, daß ſeine Bemühungen, unſer Herz zu gewinnen, uns nicht gleichgültig ſind; ſo ſteigt unſere Untreue zu einem noch höheren Grade.

Darum ſcheinen mir nun auch alle jene Aufwartungen, alle jene Unterhaltungen der Gefallſucht, welche ſich Liebende in der größeren Geſellſchaft neben der Hauptempfindung die ſie im Herzen tragen, erlauben, ein Verrath an der Zärtlichkeit zu ſeyn, die ſie dem Einzigen ſchuldig ſind. Man ſagt, ſie ſind gleichgültig, ſie ſind unſchuldig! Aber in der Liebe iſt nichts gleichgültig und unſchuldig, was mit ihrem Begriffe und ihrem Zwecke ſtreitet.

Dieſe Grundſätze entſchuldigen feiner organiſierte Seelen wegen einer Eiferſucht, die ihnen von gröber geſtimmten Menſchen zum Vorwurfe gemacht wird. Ihre Rechte ſind von höherer Art, und werden feiner, aber darum nicht minder lebhaft gekränkt.

Aber wie ſoll das ſchöne, das reitzende Weib es machen, wenn es wider ſeinen Willen von der Andringlichkeit der Müſſiggänger zu leiden hat? Leere Entſchuldigungen! Wir Männer haben einen ſehr feinen Takt darüber, wo unſere Aufwartungen wohl angebracht und aufgenommen werden, und das Weib

hat es unſtreitig in ſeiner Gewalt, einen ſolchen Ton gegen die Ueberläſtigen anzunehmen, wodurch dieſe auf immer zurückgeſchreckt werden.

Dagegen iſt es aber nun auch lächerlich, und beruht auf einer wahren Anmaßung der Selbſtheit, wenn wir der Geliebten den Beyfall anderer Perſonen von unſerm Geſchlechte mißgönnen, oder ihr verwehren wollen, dieſe ſchön, unterhaltend und achtungswerth zu finden. Es kommt nur darauf an, wie dieß geſchieht. In Worten läßt ſich dieß freylich nicht, und am wenigſten im Allgemeinen angeben. Aber ich frage euch alle, Männer und Weiber, die ihr dieſes Buch leſet, ob ihr am Ende eines Tages, den ihr abweſend von dem Geliebten in Geſellſchaft mit Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte zugebracht habt, euch nicht ganz genau zu ſagen wißt, ob ihr eure Empfindungen ganz zu ſeiner Kenntniß gebracht wiſſen möchtet; mehr, ob ihr wünſchtet, daß euer Geliebter ähnlichen Gefühlen Raum gegeben hätte. Diejenigen, von denen ihr dieß nicht wünſcht, enthalten unſtreitig eine Untreue!

Zwölftes Kapitel.

Wann der edle Mensch zum Bruch berechtigt ist? Sein Betragen bey und nach demselben.

Die Dauer der Liebe gehört zu ihrer Veredlung. Aber es giebt Fälle, worin sie erkalten muß, worin selbst edle Seelen entschuldigt, ja verbunden sind, alles zu versuchen, um über ihre Neigung den Sieg davon zu tragen, und sich von schimpflichen Fesseln loszumachen.

Die Person des geliebten Gegenstandes kann zuweilen dergestalt verändert werden, daß der Begriff und das Bild der zusammengesetzten Persönlichkeit ohne Ekel und Widerwillen nicht gefaßt werden können. Es wäre lächerlich, in solchen Fällen selbst dem edelsten Menschen die Fortdauer der Liebe zur Pflicht zu machen, oder sie ihm nur als einen besondern Vorzug zum Ruhm anzurechnen.

Es kommt inzwischen sehr auf eine genauere Bestimmung der Fälle an.

Wenn der Geliebte den Gebrauch seiner Geisteskräfte verliert, in Raserey, in Wahnsinn, in Abstumpfung geräth, so wird der edle Mensch nie die dankbare Erinnerung an die Vorzüge verlieren, die ihn ehemahls beglückt haben. Diese wird das Gefühl der Pflichten allgemeiner Menschenliebe erhöhen, und ihm einen nahen und thätigen Antheil an dem Schicksale des Unglücklichen einflößen. Aber lieben wird er nicht mehr, und mit Recht. Zwar täuscht sich die Zärtlichkeit zu der Person eine Zeitlang mit der Hoffnung, daß diese Veränderung keinen Einfluß auf die Standhaftigkeit unserer Zuneigung

haben könne. Aber die Täuschung kann auf die Länge nicht dauern, und würde selbst mehr für Schwäche als Stärke des Charakters zeugen.

Minder nachsichtig sind wir gegen eine Erkaltung, die ihren Grund in der Veränderung des Physischen des Geliebten findet. Aber auch hier hat unsere Strenge Grenzen, und Gebrechen, die Ekel oder Widerwillen erwecken, geben allerdings hinreichende Gründe ab, die Zärtlichkeit, das Streben nach dem Bewußtseyn vereinigter Persönlichkeit in bloße treue Anschließung an die Person zu verwandeln. Hingegen wird der Verlust der Schönheit, der mit keinem widerlichen Eindrucke auf die Sinne verknüpft ist, die Veränderlichkeit des Menschen, der auf Edelsinn Anspruch macht, nicht entschuldigen.

Der Mangel schöner Formen hindert die Seele nicht im Genusse dessen, was sie von der Seele des andern nehmen kann, und selbst die körperliche Lüsternheit wird bey gehöriger Vorsicht, die ich schon empfohlen habe, nicht völlig niedergeschlagen.

Untreue ist ein hinreichender Grund, eine liebende Verbindung zu trennen, wenn sie dem Begriff der Liebe auf eine Art widerspricht, daß ihr Zweck nicht mehr erreicht werden kann. Nicht alle Grade der Untreue geben darauf den nehmlichen Anspruch, und es ist gewiß, daß selbst bey dem stärksten Grade die Pflichten beyder Geschlechter sich hierunter nicht gleich sind.

Die Liebenden von beyden Geschlechtern, die sich alles Zuredens des Verbündeten ungeachtet von ihrer Gefallsucht nicht befreyen können, Intriguen anknüpfen und

fortführen, heben ſelbſt die Rechte auf, die ſie auf den Beſitz des Herzens des Geliebten haben, wenn ſie gleich nicht bis zur Beleidigung derjenigen Pflichten fortſchreiten, die ſie in Anſehung der Reinheit ihres Körpers auf ſich genommen haben. Sie löſen durch eine Untreue des Herzens die Bande, mit denen ſie an andern hängen, oft ſtärker auf, als durch diejenige Verirrung, welche ein ſchwacher Augenblick für ihre Sinne herbeyführt. Eine vorübergehende Schwäche, zu der Eitelkeit und Phantaſie verführen, und von der Beſſerung zu hoffen iſt, berechtigt dagegen keines von beyden Geſchlechtern zum Bruche.

Für den Mann iſt es Pflicht zu brechen, ſo bald er dem Weibe Mangel an Schamhaftigkeit und Ehrgefühl vorwerfen kann. Ein liebendes Weib kann ſich ohne die größte Verworfenheit nicht zu Gunſtbezeugungen verleiten laſſen, die ihm immer leicht zu verweigern werden, wenn das Herz es nicht dazu verführt. Fehlt es, ſo iſt es wahre Untreue, böſer Wille! Man darf dreiſt behaupten, daß der Mann, der einen ſolchen Fehltritt ſeiner Geliebten weiß, und dennoch ſie zu lieben fortfährt, den Anſpruch auf Edelſinn verliert. Er kann fortfahren, ſich an ihre Perſon anzuſchließen: an ihrem Schickſale Antheil zu nehmen, für ihr Wohl zu ſorgen. Aber nie darf er ſich zu Aeußerungen der Zärtlichkeit wieder verleiten laſſen, und am wenigſten den Körper wieder berühren, der durch willkührliche Uebertretung der heiligſten Pflicht auf immer geſchändet iſt.

Das Weib hat die nehmlichen Rechte zum Bruche, wenn der Mann ſich durch Sinnlichkeit hinreißen läßt, einen thieriſchen Genuß in den Armen einer andern aufzu-

ſuchen. Aber der Bruch iſt nicht Pflicht für die Liebende; ſie kann entſchuldigt werden, ſie kann ſogar einen Anſpruch auf Edelſinn erhalten, wenn ſie dem Irrenden und Reuigen verzeiht! Der Grund iſt offenbar! Bey unſerm Geſchlechte hängen dergleichen Vergehungen weit weniger vom Herzen ab, ſetzen weit weniger Mangel an Schamhaftigkeit, Ehrgefühl und Liebe zum voraus, und ſtehen in einem entfernteren Verhältniſſe mit der Verworfenheit unſerer Denkungsart. Dieſe Nachſicht muß aber ihre Grenzen haben. Wenn das liebende Weib einem immer wiederkehrenden Leichtſinne verzeiht, wenn es gar eine anhaltende Untreue duldet, und dennoch zu lieben fortfährt, ſo wird uns ſeine Gutherzigkeit verdächtig, und ſein Streben nach dem Bewußtſeyn zuſammengeſetzter Perſönlichkeit verliert allen Anſpruch auf Adel!

Pflicht iſt es zu brechen, wenn der Charakter des Geliebten ſich dergeſtalt verſchlimmert, oder nach abgelegter Maske ſich ſo verworfen darſtellt, daß wir eine Verſchlimmerung unſers eigenen Charakters, ein fortwährendes Hinderniß in der Ausübung unſerer ſittlichen Pflichten von der Fortſetzung der Verbindung befürchten müſſen. Es giebt Männer, die durch entehrende Neigungen fortgeriſſen, ihre Gattinnen zu Genoſſen ihrer Trinkgelage, zu Theilnehmerinnen an der Befriedigung der ſchändlichſten Lüſte machen wollen. Dieß zu dulden, wäre unedel. Es giebt Weiber, die ihre Neigung zu Zerſtreuungen, welche den Geiſt verſchwemmen, nicht mäßigen wollen, und zugleich von dem Manne unbedingte Huldigung ihrer Launen, Theilnehmung an allen ihren kindiſchen Zeitvertreiben als Beweiſe der Liebe fordern. In dieſen und in allen Fällen, worin Achtung für den geliebten Gegen-

ſtand unmöglich iſt, worin die Fortdauer der Liebe auf Koſten unſerer Selbſtachtung erkauft werden muß, ſind wir nicht allein berechtigt, ſind wir ſchuldig zu brechen.

Bloße Erkaltung des einen Theils iſt kein hinreichender Grund für den andern, zu brechen, ſo lange noch die Hoffnung bleibt, ſein Herz wieder zu erwärmen. Es iſt vielmehr ein ſicheres Zeichen, daß derjenige, der bricht, ſeiner Seits erkaltet ſey, oder bloß aus Selbſtſucht und Eitelkeit liebe, wenn er bey Wahrnehmung des erkalteten Herzens ſich ſogleich zurückziehen kann. Ach! wer wirklich liebt, dem iſt dieß unmöglich: der verſucht alles, und harret lange, ob er nicht den Verlornen zurückbringen könne, und er giebt die Bemühung nicht eher auf, als bis er an der Hoffnung dazu verzweifelt!

Iſt es Pflicht für denjenigen, der ſich erkaltet fühlt, den veränderten Zuſtand ſeines Herzens dem Verbündeten zu offenbaren, oder darf er noch Zärtlichkeit vorgeben, wenn er keine mehr empfindet? Es iſt gewiß, daß Aufrichtigkeit auch hier des edeln Menſchen Pflicht iſt, und zwar um ſo mehr, weil er dem andern dadurch Gelegenheit giebt, ſich auch von ſeiner Seite auf einen völligen Bruch vorzubereiten. Inzwiſchen müſſen wir völlig ſicher ſeyn, daß unſer Herz nie wieder für den Gegenſtand, den wir geliebt haben, erwärmt werden könne. Oft treten Zeiten ein, in denen wir minder warm, minder lebhaft fühlen. Hier ſogleich den Geliebten mit der Nachricht zu ſchrecken, daß wir uns kälter gegen ihn fühlen, ſcheint mir unweiſe. Iſt aber unſer Herz ohne Hoffnung der Wiederkehr für ihn verloren, dann dünkt mich müſſen wir ſprechen, und nicht die Früchte ſeiner Zärtlichkeit ohne Gegengabe und unwürdig genießen. Am wenigſten

kann ich es billigen, wenn wir bey erkaltetem Herzen eine Urſache zum Bruche, welche die Schuld deſſelben auf den Geliebten werfen ſoll, hervorſuchen, und uns gegen ihn in Vortheil zu ſetzen ſuchen.

Wenn aber der Bruch geſchehen iſt, ſo behalten wir dennoch Pflichten gegen den geliebten Gegenſtand auf uns. Iſt der Bruch durch unſere Schuld herbeygeführt, wie elend, wie verworfen würden wir nicht handeln, wenn wir Haß und Feindſchaft auf ihn würfen, und ihn vor den Augen der Welt als den ſchuldigen Theil darzuſtellen ſuchten! Aber ſelbſt in dem Falle, wo der Bruch von ihm veranlaßt iſt, wo er unſern Haß, ja unſere Verachtung auf ſich gezogen hat, ſind wir es uns ſelbſt ſchuldig, unſere ehemalige Liebe möglichſt zu ehren! Er hat einen Theil von unſerm Weſen ausgemacht! Der liebende Zuſtand gehört zu der Geſchichte unſers Lebens!

Du, der du den vorigen Gegenſtand deiner Zärtlichkeit mit Schmähungen verfolgſt, du ſchändeſt dich ſelbſt, weil du dich von ihm hintergehen ließeſt, weil du an ihm hingeſt! Unverantwortlich handelt derjenige, der ſich heimlicher Gunſtbezeugungen rühmt, die er während der Verbindung genoſſen hat, um diejenige, die ſich dazu verleiten ließ, zu entehren. Er bricht das Siegel des Vertrauens, das jedem edeln Manne heilig iſt: er enthüllt Geheimniſſe, die ihm nicht gehören, und zeugt zu ſeiner eigenen Schande von Vergehungen, die er ſelbſt herbeygeführt und getheilt hat!

Aber ſind wir es uns nicht ſelbſt ſchuldig, der Welt zu zeigen, daß wir nicht den Bruch veranlaßt haben, daß unſer Betragen nicht dazu berechtigt hat?

Allerdings giebt es Fälle, worin dieſe Pflicht uns obliegt! Allein dazu giebt es beſſere Wege, als Schmähungen und Indiſcretion. Unſer vorhergegangenes und nachheriges Betragen wird uns ſchon rechtfertigen, und die Welt wird es uns gewiß zum Verdienſt anrechnen, wenn wir den ehemahligen Verbündeten möglichſt ſchonen.

Am glücklichſten, am edelſten endigt aber die Liebe, wenn ſie in traute Freundſchaft übergeht, und das kann, das wird ſie, wenn diejenigen, die ſich geliebt haben, während ihrer Verbindung einander achtungswürdig erſchienen ſind, und auch nach derſelben wechſelſeitig achtungswürdig bleiben.

Ende des zweyten Theils.

Kurze Ueberſicht des Inhalts des zweyten Theils.

Dieſer Theil iſt der Aeſthetik der Liebe gewidmet.

Veredeln und Verſchönern heißt in einer auf beyde Ausdrücke zutreffenden Bedeutung: ein Ding fähig machen, den Beſchauungshang zur Wonne zu reizen.

Unſer Beſchauungshang iſt, wie ſchon im erſten Theile ausgeführet iſt, diejenige Seite unſerer Reizbarkeit, die bey völliger Ruhe unſers Beſtrebungsvermögens, bey abgezogener Aufmerkſamkeit von unſerm ſelbſteigenen Zuſtande, bloß durch die Bemerkung des Auffallenden der Eigenthümlichkeiten eines Gegenſtandes, dem wir uns von ferne nähern, zur Luſt oder Unluſt gereizt werden kann.

Dieſer Beſchauungshang iſt nun theils mit unſerm höhern Weſen, mit unſerm Geiſte, theils mit unſerm niedern inſtinktartigen Weſen verbunden.

Die Gegenſtände, welche auf unſern Beſchauungshang wirken können, tragen theils einen innern Gehalt, etwas Geiſtiges; theils eine äußere Form, eine Hülle, an ſich.

Das Bild des innern Gehalts, des Geiſtigen der Dinge, das auf unſer höheres Weſen, auf unſern Geiſt, wonnevoll bey der bloßen Beſchauung wirkt, — heißt Edel.

Das Bild der äußern Form, der Hülle der Dinge, das auf unſer niederes Weſen wollüſtig und wonnevoll bey der bloßen Beſchauung wirkt, — — heißt Schön.

Beyde Ausdrücke bezeichnen daher Gegenſtände, die unſern Beſchauungshang zur Wonne reitzen, beyde aber ſondern ſich als Arten einerley Gattung von reitzenden Gegenſtänden für unſern Beſchauungshang wieder von einander ab.

Bey den Gefühlen des Edeln ſcheint eine lebhaftere Wirkſamkeit derjenigen Phantaſie, welche das Unſinnliche ſchafft und darſtellt, verbunden mit einer dunkeln Rührung, in welche die herrſchenden Triebe unſers Geiſtes, Stolz, Ruhmſucht, Herrſchſucht, u. ſ. w. verſetzt werden, — — hauptſächlich zum Grunde der Wonne zu liegen, mit der ſie uns erfüllet.

Bey den Gefühlen des Schönen ſcheint dagegen eine wohlthätige Wirkung der ſinnlichen Eindrücke auf unſre Nerven, eine angenehme Wirkſamkeit unſers thieriſchen Wahrnehmungsvermögens, und derjenigen Phantaſie, die gern verkörpert, verbunden mit einer dunkeln Aufregung unſerer niedern Neigungen nach körperlichem oder wenigſtens gegenwärtigem Genuſſe, angenehmer Unterhaltung, u. ſ. w. hauptſächlich zum Grunde zu liegen.

Bey beyden wird inzwiſchen immer dieß zum Voraus geſetzt, daß das Wohlverhältniß, in welches wir mit den reitzenden Gegenſtänden kommen, ein Verhältniß aus der Ferne ſey, und daß wir ihre angenehmen Einwirkungen unmittelbar bey der Beſchauung, und ohne vorgängige Beziehung auf unſere ſelbſtiſchen und ſympathetiſchen Verhältniſſe mit dem angeſchaueten Gegenſtande erfahren.

Beydes, das Edle ſowohl als das Schöne, muß aber eingetheilt werden in das *vage, unbeſtimmte Edle und Schöne*, und in das *aeſthetiſch Edle und Schöne*.

Unabhängig von den Bedingungen, unter denen ein Bild unſern Beſchauungshang zur Wonne reitzen kann, giebt es nehmlich gewiſſe Geſetze des Verſtandes und der Vernunft, denen jenes gemeine Edle und Schöne unterworfen werden mag, und

deren Erfüllung unſerm Geſchmacksurtheile Anſpruch auf Allgemeingültigkeit giebt. Dieſe Geſetze drücken wir dahin aus: das Edle und Schöne muß wahr, und tüchtig oder zweckmäßig erſcheinen. Wahr iſt ein Ding, das übereinſtimmend mit ſich ſelbſt iſt, und daher unter allen Verhältniſſen von mir ſelbſt und andern als etwas für ſich Beſtehendes von andern Dingen unterſchieden werden mag. Zweckmäßig iſt ein Ding, das zuſammenſtimmend mit ſeinen äußern Verhältniſſen, und daher unter allen Lagen von mir und andern für geſchickt erkannt wird, ſeine Beſtimmung auszufüllen.

Aeſthetiſch Edel oder Schön iſt daher dasjenige Bild, das unter Leitung des Verſtandes und der Vernunft unſern Beſchauungsdrang zur Wonne reizt.

Das Ideal des äſthetiſch Edeln iſt das Bild des Ganzen eines moraliſch edeln menſchlichen Geiſtes; und moraliſch edel heißt alles dasjenige, was mit dieſem in näherem Verhältniſſe ſteht. Das Ideal des äſthetiſch Schönen iſt das Bild des Ganzen eines ſchönen menſchlichen Körpers.

Von dem Edeln und Schönen iſt noch das Vollkommene unterſchieden, dasjenige, was uns durch ſeine auffallende Uebereinſtimmung mit den Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft unmittelbar zur Wonne der Beſchauung reizt. Hier liegt der Grund der Luſt nicht an der lebhaftern Thätigkeit einer mit dem herrſchenden Triebe, oder der Sinnlichkeit unſers Geiſtes und unſers niedern Weſens in Verbindung ſtehenden Phantaſie; ſondern an der lebhafteren Thätigkeit derjenigen Phantaſie, die ſogar Bilder der Geſetze des Verſtandes und der Vernunft zu ſchaffen, und dieſe unſerm Geiſte auf eine Art darzuſtellen weiß, wodurch

der Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit und Zweckmäßigkeit überhaupt, ungewöhnlich befriedigt wird.

Es giebt aber zwey Arten des Vollkommnen: das relativ und das absolut Vollkommne. Jenes befriedigt nur überhaupt den Trieb nach dem Uebereinſtimmenden, Wohlgeordneten, und weiterhin nach Wahrheit und Zweckmäßigkeit in gewiſſer Rückſicht: der Gegenſtand iſt vollkommen in Vergleichung mit andern Gegenſtänden ſeiner Gattung und Art.

Das letzte, das abſolut Vollkommne, befriedigt den Trieb nach Wahrheit und Zweckmäßigkeit in jeder Rückſicht; es liefert das Bild eines ohne alle Vergleichung vollkommnen Weſens. Dieß iſt nun freylich eine bloße Vernunftidee, die nie in ein klares Bild gefaßt werden kann. Aber ein Weſen, das ſeinem innern Gehalte nach moraliſchen Adel, nach Art des Ganzen eines menſchlichen Charakters, und zugleich ſeiner äußern Form nach Schönheit, nach Art des Ganzen eines menſchlichen Körpers, zeigt: ein ſolches Weſen wird für uns das Bild eines Abſtrakts von Vollkommenheit, und erfüllt uns bey ſeiner Erkenntniß mit der höchſten Wonne, welche der Beſchauungshang, und vielleicht alle reizbaren Seiten des Menſchen überhaupt, darbiethen können.

Wir veredeln und verſchönern folglich auf ſehr verſchiedene Art. Entweder wir legen dem Dinge, das auf unſern Beſchauungshang wirken ſoll, nur etwas unbeſtimmt Edles und Schönes bey: oder wir legen ihm etwas äſthetiſch Edles und Schönes bey: oder wir machen es fähig, uns durch ſeine bloße Vernunft- und Verſtandesmäßigkeit zur Wonne der Beſchauung zu reizen, wir ſuchen es zu vervollkommnen: oder wir erwecken gar das Bild einer abſoluten Vollkommenheit durch daſſelbe,

ndem wir es seinem Innern nach als ein ästhetisch edles
Ganze, nach Art des moralisch edeln menschlichen Geistes, und
ugleich seinem Aeußern nach als ein ästhetisch schönes Ganze,
ach Art des schönen menschlichen Körpers, erscheinen lassen.

Die Liebe trägt nun an sich viel unbestimmt
Edles und Schönes an sich. Wir glauben aber auch
ft edle und schöne Liebe zu beschauen, wo wir nur veredelte
nd verschönerte gesellige Triebe bemerken. Die Liebe wird
ur da ästhetisch veredelt, wo der innere Gehalt
er Gesinnung, die Aufopferung der Selbstheit,
eradezu auf das wonnevolle Streben nach der
ieberzeugung, den Geliebten zu beglücken, zurück-
ührt, folglich mit dem Bilde eines hohen mächtigen Gei-
es, der unsern Geist empor hebt, das unzweydeutige Bild der
iebe erweckt wird.

Die Liebe wird nur da ästhetisch verschönert,
o die Zartheit und die Fülle der Empfindung,
ie die äußere Form der Gesinnung, auf ein
erz zurückführt, das fähig wäre das Glück des
eliebten seinem eigenen vorzuziehen, weil es
en Werth eines andern Herzens ganz zu schätzen
eiß: mithin wo mit dem Bilde des feinsten und reitzendsten
nstinkts, der unserm Instinkte schmeichelt, zugleich das un-
eydeutige Bild der Liebe erweckt wird.

Die Liebe wird relativ vervollkommnet, wenn
ir in einer Handlung oder Gesinnung einen auf-
allenden Beweis des Strebens finden, den Ge-
ebten zu beglücken.

Die Liebe wird aber zum Bilde einer absolu-
n Vollkommenheit, wenn das Ganze einer auf
ärtlichkeit beruhenden Verbindung seinem
nnern Gehalte nach Seelenadel, seiner äußern

Form nach Schönheit zeigt. Ausgezeichnet wahre und zweckmäßige Liebe, die sich als ein edles und schönes Ganze zeigt, ist vollkommene Liebe.

Der Moralist veredelt die Liebe nicht in dem Sinne, worin ich das Wort genommen habe. Er hebt sie freylich über das Gewöhnliche, er vervollkommnet sie, indem er sie so leitet, daß sie mit den Verhältnissen des Menschen gegen das Reich vernünftiger Wesen, dessen Mitglied er ist, übereinstimmend, und diesen angemessen wird. Aber seine Absicht ist nicht, ein Bild von ihr zu liefern, das den Beschauungsdang unter Leitung des Verstandes und der Vernunft zur Wonne reize: eine Wirkung, die er sich nur bey Menschen von seltnerer Anlage und Bildung versprechen darf, und der er daher nur mit Gefahr, seines wahren Zwecks zu verfehlen, nachstreben dürfte. Nein! er stellt Lehren auf, die für alle Menschen, die ihren Zusammenhang mit dem Reiche vernünftiger Wesen anerkennen, allgemeingültig sind: er sucht diese von der Pflicht, seine Grundsätze zu befolgen, zu überzeugen, und die Billigung, die er ihnen abnöthigt, giebt nur die Zufriedenheit, welche das befriedigte Bedürfniß mit sich führt, nicht Wonne.

Der Gesetzgeber für die bürgerliche Gesellschaft wird die Liebe gleichfalls nicht veredlen können noch wollen. Er sucht nur die Möglichkeit dazu zu befördern, indem er die Hindernisse wegräumt, welche der Entwickelung des Sinns für Adel und Schönheit, so wie der richtigen Erkenntniß des Wahren und Zweckmäßigen entgegen stehen. Er wird besonders die Geschlechtssympathie so zu leiten suchen, daß ihre Befriedigung den Zwecken der Natur und des Staats nicht zuwider laufe.

Die gute Sitte sucht hingegen bereits die Liebe zu veredeln und zu verschönern, indem sie gewisse Begriffe

darüber festsetzt, wie die engeren Verbindungen liebender Personen beschaffen seyn müssen, um dem Beschauungshange der Menge Wonne zuzuführen. Ja! sie entwirft sogar Ideale von Vollkommenheit der Liebe, die sie als Gegenstände der Bewunderung und des Nachstrebens für die edelsten Mitglieder der örtlichen Gesellschaft aufstellt.

Inzwischen ist es immer nur sehr wenigen Menschen vorbehalten, das Edle und das Schöne in der Liebe vermöge eigner Kraft zu fühlen, es den Gesetzen der Vernunft und des Verstandes zu unterwerfen, oder gar die Verbindungen, welche auf ihr beruhen, zum Bilde absoluter Vollkommenheit zu heben.

Die Ausführung dieser Sätze liefert das **siebente Buch.**

Da die Veredlung und Verschönerung der Liebe so oft in der Befreyung von allem Einflusse des Körpers gesucht wird, andere aber in diesem Einflusse des Körpers das Wesen der Liebe selbst setzen, und nur durch Anreibung einer üppigen Unterhaltung für den Geist für ihre Veredlung und Verschönerung sorgen zu können glauben; so haben diese Begriffe vorläufig geprüft, und überhaupt der gegenseitige Einfluß des Körpers und der Seele in der Liebe selbst, und in einigen mit ihr verwandten Affekten, näher bestimmt werden müssen.

Alle Liebe ist ein Akt der Seele; mithin ist es ein Mißbrauch, wenn man von körperlicher Liebe spricht. Der Körper kann also bey der Liebe nur als Mittler in Betracht kommen, der entweder die Seele zum Lie-

den auffordert, oder ihrer liebenden Stimmung eine beſondere Modifikation giebt, oder ihr endlich zum Agenten dient, ihre liebenden Geſinnungen in einen Akt der Wohlthätigkeit für die Sinnlichkeit des Andern einzukleiden.

Die Mitwirkung des Körpers bey der Liebe zu einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte iſt verſchieden, je nachdem dieſer Zuſtand als liebende Aufwallung, oder als zärtliche Anhänglichkeit und Leidenſchaft betrachtet wird.

Die einzelne liebende Aufwallung, welche uns eine Perſon von verſchiedenem Geſchlechte einflößt, kann ohne Zweifel frey von aller Mitwirkung des Körpers angenommen werden, wenn die Perſon ſelbſt, oder das Bild ihrer körperlichen Formen, dem Liebenden während der Dauer des Affekts nicht gegenwärtig ſind. In allen übrigen Fällen wird die Mitwirkung ſchon problematiſcher. Die Verſchiedenheit der ſtärkern oder zärtern Formen der Geſchlechter, ihr verſchiedener mimiſcher Ausdruck, können die liebenden Geſinnungen verſchieden modificiren, und ihnen bald den Charakter der Stärke, bald der Zartheit geben. Die männliche Schönheit ſo wohl als weibliche lader das Herz zu liebenden Affekten ein, und dieſe Gefühle ſind vom Einfluſſe des Körpers nicht zu trennen. Inzwiſchen folgt daraus keinesweges, daß durch dieſe Mitwirkung des Körpers die Liebe zu einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte zur Geſchlechtsliebe modificirt, und noch weniger, daß dadurch die körperliche Geſchlechtsſympathie erweckt werde. Den Einfluß des Körpers auf die Geſchlechtsſympathie überhaupt, (nehmlich ſo wohl des Körpers als der Seele,) darf man nur da annehmen; wo der üppige Charakter dieſer Empfindung durch den ſinnlichen Eindruck unterſtützt wird: Aufwallung der körperlichen Geſchlechtsſympathie aber nur da, wo

ſich bey dem Liebenden zugleich Symptome von körperlicher Ueppigkeit und Lüſternheit beſonders gegen ſolche Perſonen äußern, deren Bau und Verhältniſſe jene Triebe befördern.

So zeigt ſich dann die Möglichkeit, daß der einzelne liebende Affekt zu Perſonen vom andern Geſchlechte frey von aller Mitwirkung der Geſchlechtsſympathie, ſo wohl der Seele als des Körpers, mithin keine Geſchlechtsliebe ſeyn könne. Aber die zärtliche Anhänglichkeit und die Leidenſchaft zu Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte können nicht frey von Geſchlechtsſympathie ſeyn. Dieſe äußert ſich wenigſtens immer in ihrem unterſten Grade als Ueppigkeit des Körpers und der Seele. Beyde müſſen der Natur des Verhältniſſes nach mitwirken, jedesmahl wo Stärke und Zartheit ins Wohlverhältniß kommen. Davon ſind weder zärtliche Verbindungen zwiſchen Verwandten von verſchiedenem Geſchlechte ausgenommen, noch Leidenſchaften unter Perſonen, welche bloß den äußern Kennzeichen nach zu einerley Geſchlecht gerechnet werden.

In dem Sinne alſo, wornach die körperliche Geſchlechtsſympathie gar nicht mitwirken ſollte, giebt es keine Zärtlichkeit oder Leidenſchaft der bloßen Seele zu Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte. Was man gemeiniglich Seelenliebe nennt, iſt ein Verhältniß, worin grobe Begierden nach dem unnennbaren Genuſſe ſich nicht melden, oder verhalten und unterdrückt werden: entweder weil der Liebende zu unerfahren iſt, oder weil er aus Grundſatz und unter günſtigen Lagen ſeine Triebe glücklich bekämpft. Allein der Körper behauptet demungeachtet ſeinen Einfluß, indem er in einer feineren Geſtalt, als Ueppigkeit und Lüſternheit, erſcheint. Billig aber ſollte man diejenigen Verhältniſſe mit dem ehrwürdigen Nahmen der Seelenliebe nicht belegen, bey denen entweder ein

verfeinerter körperlicher Appetit, oder ein bloßer Austauſch von Gewährungen für Eitelkeit und Unterhaltung, oder endlich eine bloße Begeiſterung für ein idealiſches Weſen zum Grunde liegt.

Der Verfaſſer hält alle wahre Liebe für Seelenliebe, und glaubt, daß dieſer kein Abbruch dadurch geſchehe, wenn ſie in den Freuden des Körpers eines von den Mitteln ſucht und findet, wodurch das Glück des Geliebten befördert wird. In einem erhabenern Verſtande aber nennt er diejenige Liebe mit dieſem Nahmen, welche dahin ſtrebt, dem Geliebten das höchſte Gut, das dauerndſte Glück, zu ſichern, welches nur der Sinn für das Vollkommne, Edle und Schöne, und vor allen Tugend, in der vereinigten Perſon gewähren kann. Denn hier ſucht das Geiſtige in den beyden Verbündeten in dem geiſtigſten Genuſſe, der ſich denken läßt, zuſammenzutreffen, und ſich dadurch wechſelſeitig zu beglücken.

Da die Gefühle der phyſiſchen Schönheit, und die Begeiſterung, mit der ſie genoſſen wird, ſo leicht mit Liebe verwechſelt werden, ob ſie gleich nur dieſe erwecken mögen, und da der Grund des Anziehenden der Schönheit bald dem bloßen Einfluß auf unſere körperliche Geſchlechtsſympathie, bald einem rein geiſtigen Genuß der Form einer vollkommenen Seele zugeſchrieben wird; ſo nimmt der Verfaſſer Gelegenheit, jene Ideen in einigen Excurſen zu berichtigen. Er zeigt, daß der Eindruck, den die phyſiſche Schönheit auf uns macht, von der Mitwirkung des Körpers nicht getrennt werden könne, daß ſie aber gar nicht unbedingt auf unſre körperliche Geſchlechtsſympathie einwirke: daß es ganz andere Formen ſind, welche dieſe aufregen, als diejenigen, welche das Gefühl der Schönheit erwecken:

daß man jedoch dabey einen Unterſchied zwiſchen verſchiedenen Arten der Schönheit machen müſſe, indem die zärtere die Mitwirkung des unterſten Grades der körperlichen Geſchlechtsſympathie, nehmlich der Ueppigkeit, in untergeordneter Maße zuläßt; endlich daß bey der Begeiſterung für dieſe und die Schönheiten ſogar die Lüſternheit eine wichtige Rolle mitſpiele, wenn ſich gleich keine grobe Symptome des unnennbaren Triebes äußern. Bey dem Gefühle der ernſteren und unterhaltenden Schönheit, ſo wie bey der Begeiſterung dafür, nimmt er hingegen keine unmittelbare Einwirkung der Körper auf körperliche Geſchlechtsſympathie des Beſchauers an. Dieſe dient folglich nach ſeinen Erfahrungen nur dazu, das Gefühl der Schönheit in gewiſſen Fällen und auf gewiſſen Stufen zu verſtärken. Ein völlig falſcher Satz aber bleibt es, daß die Schönheit in irgend einem Falle rein geiſtig, und bloß als Abdruck einer vollkommenen Seele genoſſen werden könne. Vielmehr iſt es klar, daß allenthalben, wo nicht dem Auge und dem niedern Beſchauungshange unmittelbar geſchmeichelt wird, die wohlgefälligen Empfindungen, welche uns die körperliche Geſtalt einflößt, den Nahmen ſchöner Gefühle nicht verdienen.

Sehr oft werden die Begeiſterung für das immaterielle Schöne und Vollkommne, und ihre höheren Stufen, die Beſeſſenheit und der Selbſtverwandlungstrieb, mit Liebe verwechſelt, und was noch ſonderbarer iſt, der körperlichen Geſchlechtsſympathie zugeſchrieben. Auch dieſe Ideen ſucht der Autor zu berichtigen. Er läugnet zwar nicht, daß der Aufruhr unſerer Seele, welcher der erregten Geſchlechtsſympathie der Seele gehört, den Körper ſehr leicht in einen ähnlichen verwickeln könne, und zwar beſonders da, wo die Bilder geiſtiger Schönheit und Vollkommen-

heit uns unter körperlichen Formen erscheinen, welche schon an sich zur Ueppigkeit und Lüsternheit einladen könnten. Aber er hält es unerweislich, daß diese mittelbare Neigung des Körpers als unbedingter Grund, oder als nothwendige Folge der Schwärmerey angesehen werden könne.

Hier scheint zugleich der Ort zu seyn, den Werth des heißen Bluts für Liebe, Sinn des Edeln und Schönen, zu bestimmen. Der Autor zeigt, daß die höhere Reizbarkeit der Organe, welche mit der stärkeren Anlage zur körperlichen Geschlechtssympathie verbunden zu seyn pflegt, dem Herzen und dem Beschauungshange förderlich, aber auch eben so leicht gefährlich werden könne.

Zuletzt wird noch gezeigt, daß die stärkere Anlage zur Geschlechtssympathie der Seele, (dasjenige, was die Franzosen Seelentemperament nennen,) jener Hang zur üppigen Geselligkeit, Eitelkeit, Schwärmerey, u. s. w. für Herz, Geschmack, Genie und Talent nichts beweisen, so sehr sie das alles unterstützen, wenn es außerdem vorhanden ist.

Diese Sätze werden im achten Buche weiter ausgeführt.

Der Verfasser geht nunmehro zu einer praktischen Analyse des obersten Grundsatzes der edeln und schönen Fertigkeit oder Kunst zu lieben, über. Dieser besteht darin, die Liebe als das Bild einer absoluten Vollkommenheit erscheinen zu lassen, und dieß wird erreicht, wenn ausgezeich-

ner wahre und zweckmäßige Liebe ſich als ein edles und ſchönes Ganze darſtellt.

Bey der Theorie, die hier entwickelt wird, liegt nicht ſo wohl die Erfahrung von demjenigen, was wirklich geſchiehet iſt, als vielmehr die Abhandlung von demjenigen zum Grunde, was ſeltenen Menſchen unter ſeltenen Verhältniſſen bey anhaltender Anſtrengung und Aufmerkſamkeit zu leiſten möglich wäre. Der Aeſthetiker unterſcheidet ſich daher vom empiriſchen Critiker und vom Dichter. Der empiriſche Critiker entlehnt ſeine Grundſätze aus der Verfahrungsart früherer Muſter, welche den Sinn des Edeln und Schönen gereizt und befriedigt haben. Der Dichter rüſtet die Menſchen mit idealiſchen Kräften aus, und läßt ſie unter eben ſo idealiſchen Verhältniſſen auftreten.

Zuerſt werden die Anlagen angegeben, mit denen der Mann ausgerüſtet ſeyn muß, um edel und ſchön zu lieben: es wird das Weib geſchildert, das ſeiner Liebe würdig iſt: es werden die Verhältniſſe feſtgeſtellt, unter denen jene Anlagen ihre freye Wirkſamkeit erhalten können.

Der Mann muß ein Herz, in jedem Sinne des Worts, haben. Er muß reizbar, reizbar für Sympathie, beſonders zum Geſchlecht, Menſchenliebend, fähig zu ſtarker und zärtlicher Anhänglichkeit ſeyn. Mit dieſem Herzen muß er äſthetiſchen Sinn, Talent, Genie, und beſonders noch jene Energie des Charakters, jene Feſtigkeit und Selbſtändigkeit verbinden, welche der Verbindung Dauer verſprechen, und ihn würdig machen, der Führer und der Beſchützer der Gattin zu ſeyn. Dieſe Vorzüge werden nicht leicht angetroffen werden, wo der Mann nicht zu einer gewiſſen Reife des Alters gekommen iſt. Von Seiten des Körpers werden wenigſtens ſolche Formen bey ihm vorausgeſetzt:

die an der Seite des Weibes als ein wohl gruppierender Theil eines ſchönen, Liebe darſtellenden Ganzen erſcheinen.

Ein ſolcher Mann muß eine Geliebte wählen, die ihren Anlagen nach den nöthigen Beytrag zur Vollkommenheit, oder zu dem edeln und ſchönen Ganzen der liebenden Verbindung verſpricht.

Es giebt ſeltene Fälle, in denen eine ſolche Wahl unmöglich iſt, und worin die Leidenſchaft auch den edelſten Mann überraſcht oder überſchleicht: aber dieſe Fälle machen nur Ausnahmen. Zwar wird unſere Wahl nie ſo frey ſeyn können, als da, wo die Vernunft ſich in der Wahl der Mittel zu Abhelfung eines Bedürfniſſes beſtimmt; aber ſo lange wir im Zuſtande der Zärtlichkeit bleiben, und nicht in Leidenſchaft übergehen, werden Herz und Phantaſie ſich der Leitung der Vernunft nicht entziehen. Ueberhaupt aber können dieſe Kräfte unſerer Seele durch Bildung unſerer Denkungsart im Ganzen empfänglicher für Reitzungen und Bilder werden, welche die Vernunft billigt, abgehärteter gegen ſolche, welche dieſe verdammt.

Auch bey dem Weibe macht ein Herz, für Menſchenliebe und Zärtlichkeit geſchaffen, das erſte aller Erforderniſſe aus. Wo wir es antreffen, da läßt ſich ſchon auf Veredlung und Verſchönerung der Verbindung hoffen. Aber ein höheres Glück verſpricht diejenige Gattin, welche aus Achtung für ihre eigene Würde, aus Schätzung ihres Rufs, der Verführung der Sinne und der Eitelkeit ſtets widerſtanden hat, und dem Manne das vollkommenſte Vertrauen zu ihrer Tugend und Treue, ſo wie ein hohes und heiliges Gefühl ihrer Würde einflößt. Sie muß außerdem Energie des Charakters und Selbſtändigkeit genug haben, um ſich da, wo ſie der Verbindung mit dem Manne ungeachtet als einzelner Menſch, und als einzelnes Weib beurtheilt werden kann, in den Gründen ihres Wollens und Han-

deins selbst zu bestimmen, und den Mann nur als Rathgeber zu betrachten. In denjenigen Verhältnissen aber, wo sie als zusammengesetzte Personen mit dem Manne erscheint, muß sie diesen zwar als Führer und endlichen Bestimmer ansehen; aber sie darf sich ihre Rechte als Rathgeberin und Mitheiferin nicht nehmen lassen. Auch dem geliebten Weibe ist Talent und Genie in der Liebe zu wünschen. Zu gewissen Kenntnissen, Fertigkeiten, Künsten, Sitten, besonders zu denjenigen, die in den Begriff der Hausfrau und der Beförderin örtlicher Geselligkeit gehören, wird eine frühe Anleitung erfordert. Die körperliche Schönheit der Geliebten wird mehr von der reihenden als ernsten Art seyn müssen, damit bey ihrer Zusammenstellung mit dem Manne der Charakter einer wohlgepaarten Geschlechtsverschiedenheit in den gruppierten Körpern bewahrt werde.

Wenn die liebende Verbindung als Vollkommenheit erscheinen soll, so läßt sich der Begriff einer durch Gegenliebe und möglichste Vereinigung der Verhältnisse glücklichen Situation nicht davon trennen. Außerdem wird ein gewisser Grad von Wohlstand und Muße erfordert, um die gehörige Sorgfalt auf die Veredlung und Verschönerung der Liebe zu wenden, und die Mittel dazu, in so fern sie nicht allein in uns selbst liegen, herbeyzuschaffen. Inzwischen sind die Umstände, unter denen wir lieben, selten so ungünstig, daß der echte Trieb nach Vollkommenheit dadurch gänzlich niedergeschlagen werden könnte. Gemeiniglich sind unsere Herzlosigkeit, unsere Trägheit, unsere unbestimmten und übertriebenen Forderungen die wahren Hindernisse, die sich edler und schöner Liebe in den Weg stellen.

Die Ausführung dieser Sätze liefert das neunte Buch.

Derjenige, der das Herz der Geliebten gewinnen will, muß zu gleicher Zeit ihre Selbſtheit und ihre Sympathie intereſſieren und ihrem Beſchauungshange Wonne zuführen: er muß ſeine Perſon der Perſon der Geliebten wichtig machen, aber zugleich das Gefuhl erwecken, daß ſie ihm unentbehrlich ſey, und ſich überher als einen Gegenſtand des allgemeinen Benfalls ihres Geſchlechts darſtellen. Von dieſen Maximen gehen alle Verführungskünſte aus, und der edel liebende Mann muß ſie gleichfalls befolgen, wenn er Gegenliebe erwecken will. Aber er ſucht ſie auf eine andere Art anzuwenden.

Körperliche Schönheit iſt kein gleichgultiger Vorzug in dem Manne. Dieſer wird den Vortheil, den ſie ihm gewährt, um die Aufmerkſamkeit der Geliebten fur ſich zu erwecken, nicht verſchmähen. Aber er wird nur dann Werth auf ſeine Formen legen, wenn dieſe wirklich ſchön ſind. Er traut ſeiner Geliebten zu viel Geſchmack zu, als daß ihr ein unverhältnißmäßig koloſſaliſcher Bau, oder weibiſche Zierlichkeit der Formen gefallen könnten. Immer wird er ſeine Schönheit mehr wie ein Creditiv auf höhere Vorzüge betrachten, als wie ein unbedingtes Mittel, ihr Herz zu rühren. Vor allen Dingen aber ſucht er ſeinem Körper denjenigen Ausdruck zu geben, wodurch ſich eine edle, ſchöne und zugleich liebende Seele ankündigt.

Urbanität überhaupt, und beſonders gegen das Frauenzimmer, iſt ein anderes wichtiges Mittel, um ſich vor ſeinen Augen auszuzeichnen. Sie iſt die fertige Beobachtung der Vorſchriften, nach denen unſere Perſon in den Verhältniſſen des weiteren geſelligen Umgangs mit Menſchen, (ohne vergängige Bekanntſchaft oder Verbindung, und ohne Rückſicht auf einen

besondern Zweck des Nutzens oder der Unterhaltung,) andern auf eine Art erscheint, wodurch die gesellige Mittheilung befördert, und Vergnügen durch das bloße Zusammenseyn erweckt wird.

Urbanität ist theils eine nützliche Fertigkeit, theils eine edle und schöne, je nachdem sie bloß nach den Gesetzen der Wahrheit und Zweckmäßigkeit eingerichtet und ausgeübt wird, oder in so fern wir zugleich dem Beschauungshange dadurch schmeicheln wollen. Daher der Unterschied zwischen dem bloß guten und feinen Ton. Von beyden ist der bloß brauchbare oder locale Ton verschieden. Der Hauptgrundsatz der Urbanität ist dieser: daß wir Achtung für uns selbst, Achtung und Liebe für andere auf eine unserm Charakter und dem Charakter anderer angemessene Art in den Verhältnissen des weiteren geselligen Umgangs durch unsere äußere Handlungsweise darlegen.

Die Urbanität gegen das Frauenzimmer heißt besonders Galanterie. Diese hält selten das Mittel zwischen einem zu steifen und zu freyen Ton. Ihr wahrer Charakter ist Geschmeidigkeit ohne Niederwürfigkeit; Würde, Selbstbeachtung ohne Hochmuth.

Eben so wichtig als die Urbanität ist die Gabe der geselligen Unterhaltung, um sich dem Frauenzimmer bemerklich zu machen. Sie ist die gesellige Fertigkeit, in Zirkeln, worin Menschen von verschiedenen Fähigkeiten und Neigungen auf einen gemeinschaftlichen Beytrag zur Belustigung durch Austausch der Gedanken und Gefühle rechnen, diesen Beytrag gehörig zu liefern. Auch hier findet eine bloße Brauchbarkeit, und wieder eine innere Wahrheit und

Zweckmäßigkeit Statt: je nachdem wir nehmlich bloß auf dasjenige Rückſicht nehmen, was örtlich beluſtigen kann, oder was alle vernünftige Menſchen billig beluſtigen ſollte. Die geſellige Unterhaltung kann ebenfalls edel und ſchön erſcheinen, und dadurch auf den Beſchauungshang wirken.

Unſer öffentlicher Ruf als Bürger iſt dem edeln Weibe nicht gleichgültig: wichtiger iſt ihm aber die Ahndung, daß wir zum Glück engerer Verbindungen gemacht ſind. Dieſe giebt ihm unſer ganzes Betragen, beſonders aber unſer Ruf als Sohn, Bruder und Freund!

Durch dieſe Mittel richten wir die Aufmerkſamkeit der Geliebten auf unſere Perſon: aber um die ihrige an uns zu hängen, um ihr Herz zu gewinnen, bedarf es eines beſtimmteren Angriffs!

Wir müſſen ihr ſympathetiſches Intereſſe für unſern liebenden, von ihrer Gegenliebe abhängenden Zuſtand erwecken. Der edle Liebhaber wird dabey mit Beſcheidenheit und weiſer Vorſicht verfahren. Eine zu frühe Entdeckung unſerer Geſinnungen, und ein zu auffallender Ausbruch der Wirkungen unſerer Leidenſchaft, beleidigen aus Gründen, die tief in der Natur der weiblichen Zartheit und der Sittlichkeit überhaupt liegen. Es iſt ſicherer, die Sympathie der Geliebten zur Mitfreude an unſerm durch Liebe erhöheten Zuſtand einzuladen, als Mitleiden mit unſerm durch Liebe herabgeſunkenen Zuſtande bey ihr zu erwecken. Sie muß mehr die Wonne ahnden, uns auf den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit durch ihre Gegenliebe zu heben, als das Bedürfniß des Mitleidens und der Pflicht fühlen, uns

zum Ruheſtande des Lebens zurückzuführen. Bey aller Ueberzeugung, die wir ihr von der Abhängigkeit unſers Schickſals von dem Beſitz ihres Herzens geben; müſſen wir ihr zugleich das Gefühl nicht nehmen, daß wir noch abhängiger von dem Beſtreben nach Achtung unſers vernünftigen Weſens ſind, und daß wir in der Bewahrung unſerer ſittlichen Würde Troſt und Schadloshaltung für die verlorne Hoffnung ihres Beſitzes finden könnten.

Daneben werden wir auch die perſönliche Selbſtheit der Geliebten zu intereſſieren ſuchen. Der edle Mann thut dieß durch Lobeserhebung des wirklich Lobenswerthen, durch eine Gefälligkeit, die ſich von aller Niederträchtigkeit weit entfernt hält; beſonders aber dadurch, daß er ſich ſelbſt durch Liebe veredelt darſtellt, und zu ihrer eigenen Veredlung beyträgt. Nichts kann den Ruf der Gattin mehr verherrlichen, als wenn die Würde des Mannes zum Theil der Würde des Gegenſtandes zugeſchrieben wird, dem er anhängt.

Durch alles dieß wird zugleich der Beſchauungshang der Geliebten wonnevoll gereizt, indem ſie den Mann, der ihre edlere Sympathie und edle Selbſtheit intereſſiert, zugleich als einen Gegenſtand des allgemeinen Wohlgefallens betrachten kann.

Das zehnte Buch liefert die Ausführung dieſer Ideen.

Jetzt folgt eine Reihe von Darſtellungen des Genuſſes, den ausgezeichnet wahre und zweckmäßige Liebe, die als ein edles und ſchönes Ganze erſcheint, darbiethen kann. Die gepaarte Perſon im begünſtigten Streben nach Vereinigung iſt die Einheit des Begriffs, worunter dieſe mannigfaltigen Bilder zuſammengefaßt werden. Um ſie gehörig unter und gegen einander zu ordnen, ſie wohl unter ſich zuſammen zu hängen, und dadurch den Ueberblick des Ganzen zu erleichtern, hat man einen gewiſſen Plan bey ihrer Aufſtellung befolgen müſſen.

Zuerſt erſcheint der Liebende durch das Erwachen der Liebe, durch ſein Streben und Hoffen bereits beglückt; dann glücklicher durch das Bewußtſeyn, wieder geliebt zu ſeyn, endlich beſeligt durch perſönliche Vereinigung mit der Geliebten. In dieſer letzten Lage, welche immer der Zweck des Strebens der Liebenden iſt, und die ſie ſich wenigſtens mit Hülfe der Imagination vergegenwärtigen müſſen, wenn ſie Freuden der Liebe genießen wollen, ſind ſie beſonders Gegenſtände unſerer Beſchauung.

Die Hauptwege, auf denen den Liebenden Genuß zugeführt wird, ſind der Körper, das niedere und dann das höhere Seelenweſen. Der Körper und das niedere Seelenweſen machen an der gepaarten Perſon, wie ſie im Genuß der Liebe gedacht wird, gleichſam die Hülle aus: das höhere Seelenweſen gleichſam ihren innern Gehalt.

Die Freuden, welche durch das Mittel des Körpers genoſſen werden, erhalten nur dadurch Anſpruch auf den Genuß wahrer und zweckmäßiger Liebe, wenn die Ueberzeugung des gemeinſchaftlichen Glücks der Verbündeten

ihnen den höchſten Reiz giebt; und nur in ſo fern können ſie Bilder des Edeln und Schönen erwecken, als Seelenadel und Schönheitsſinn aus der Art, ſie zu geben und einzunehmen, hervorleuchtet. Dieſer Geſichtspunkt wird bey allen folgenden Gemählden feſtgehalten, welche von dem mannigfaltigen Genuſſe geliefert werden, die dem niedern Seelenweſen aus dem traulichen Umgange, aus den ſchönen Künſten, der ländlichen Natur, den größern und engern Zuſammenkünften der örtlichen Geſellſchaft zufließen.

Darauf werden die Freuden geſchildert, welche das höhere Seelenweſen aus der liebenden Verbindung einnimmt. Hieher gehört der Genuß, der aus der wechſelſeitigen Ausbildung der Kräfte des Geiſtes überhaupt, ſeiner Vermehrung mit Kenntniſſen, u. ſ. w. fließet: derjenige, welchen die Vereinigung zu einem Schickſale mit ſich führt: endlich und hauptſächlich derjenige, welchen das gemeinſchaftliche Nachſtreben nach Tugend hervorbringt, und der billig als der höchſte unter allen betrachtet werden muß.

Mit dieſen Sätzen beſchäftigt ſich das eilfte Buch.

Die Dauer der Liebe gehört unſtreitig zu ihrer Veredlung, wenn ſie den Begriff ihres Weſens nicht aufhebt. Liebe ſoll die zuſammengeſetzte Perſon beglükken. Dieß vermag die Leidenſchaft nicht, wenn ſie fortwährend wirkt: ſie verdankt ihr anhaltendes Daſeyn nur Hinderniſſen, die ſich der Vereinigung der Liebenden entgegen ſetzen. Alle Erfahrungen widerſprechen der Möglichkeit, daß eine Leidenſchaft, in der ſich die Liebenden dem ungeſtörten Genuß ihrer Verbindung überlaſſen können, durch den Lauf der Jahre nicht geſchwächt werden ſollte. Warme Zärtlichkeit kann hingegen bey dem Gefühle eines begünſtigten Strebens nach Vereinigung das ganze Leben hindurch fortdauern. Wie dieß erreicht werde, wird in dem Folgenden gelehrt.

Eine Hauptmaxime iſt dieſe: die Liebenden müſſen ſich weder einander zu gewöhnlich, noch zu ungewohnt werden. Sie müſſen viel arbeiten, und dabey einen von dem Genuß ihrer Zärtlichkeit noch unabhängigen Zweck ihrer Thätigkeit vor Augen haben, auf den ſie jeder für ſich, loszuſtreben. Dieß wird ihre überflüſſigen Kräfte dämpfen, und ihre wild umherſchweifende Phantaſie zügeln. Aber ſie müſſen auch Muße genug übrig behalten den Genuß ihrer Liebe zu beſorgen. Liebe iſt nicht unſer einziger Beruf, aber ſie iſt mehr wie ein Zeitvertreib, ſie iſt ein ernſtes Geſchäft.

Liebende müſſen ſich neu bleiben, ohne ſich einander unbekannt zu werden. Gänzliche Abſonderung von der größern Geſellſchaft, beſtändiges Zuſammenſeyn, Unmäßigkeit in dem Genuß körperlicher Freuden, Einförmigkeit in den Unterhaltungen, ſind eben ſo gefährlich

als lange Trennungen, übertriebene Sorgfalt fur Abwechselung, die nur zerſtreut, und ein überſpanntes Intereſſe, das in den Austauſch der Gefühle gelegt wird.

Liebende müſſen ſchön für einander bleiben. Die Abnahme der Reitze des Körpers kann durch Nettigkeit, Ordnung, Schicklichkeit, und Geſchmack in den äuſern Beywerken, und durch die Anmuth des Ausdrucks der innern Empfindungen in Mienen und Geberden, zum Theil erſetzt werden. Anmaßung und Ziererey ſind hier aber eben ſo wohl zu vermeiden, als Vernachläſſigung

Liebende müſſen ſich einander intereſſant und wichtig bleiben. Unſern eigenen Leiden einen gefaßten Muth entgegen ſetzen, den Leiden anderer ohne Aufdringlichkeit zu Hülfe kommen, lehrt die Klugheit überhaupt, und beſonders diejenige, welche die Dauer der Liebe zum Zweck hat. Ohne das Herz, das wir zu feſſeln wünſchen, in Unruhe zu ſetzen, dürfen wir doch dem Liebenden fühlen laſſen, daß das Unſrige keine Verſchmähung zu befürchten habe, wenn wir es anderweit verſchenken wollten. Auch das Gefühl, daß wir durch die Verbindung an Anſehn und Wohlſtand gewinnen, verträgt ſich mit der Liebe, und befördert ihre Dauer.

Ohne Achtung beſteht keine Liebe für edlere Seelen. Doch muß ſie rein von dem Gefühle der Anmaßung und zurückſchreckender Superiorität gehalten werden. Zur Beförderung dieſer wechſelſeitigen Achtung, ſo wie zur beſtern Befolgung aller Regeln, durch deren Beobachtung die Liebe verlängert wird, iſt beſonders auch der äuſere Anſtand im Betragen der Liebenden gegen einander zu empfehlen.

Eine ununterbrochene Einigkeit läßt ſich von der zärtlichſten Verbindung nicht erwarten. Doch können die Veranlaſſungen zu Zwiſten ſehr vermindert, und ihre Folgen geſchwächt werden, wenn beyde Theile ihre Selbſtändigkeit wechſelſeitig anerkennen, bewahren, und zugleich von einander überzeugt ſind, daß der Wunſch, die zuſammengeſetzte Perſon zu beglücken, die herrſchende Stimmung in ihren Herzen ſey.

Eiferſucht hat oft die zärtlichſten Verbindungen getrennt. Es iſt nothwendig, Mittel anzugeben, wodurch ihren traurigen Folgen vorgebeugt werden könne. Kaum aber weiß man dem Unglücklichen zu rathen, der an einer Perſon hängt, die durch ihre frühere Aufführung keine Bürgſchaft für ihre Treue darbiethet, und durch ihr leichtſinniges Betragen die Furcht vor der Möglichkeit eines Rückfalls nährt. Der Autor, der ſich überzeugt hält, daß es demjenigen, der Veranlaſſung zur Eiferſucht giebt, leicht ſey, den Liebenden zu beruhigen, wenn er es ernſtlich will, räth demjenigen, deſſen Ruhe immer willkührlich aufs Spiel geſetzt wird, zum Bruch. Glücklich iſt derjenige, der mit einer Perſon verbunden iſt, deren feineres Ehrgefühl nicht bezweifelt werden mag! Demungeachtet giebt es Charaktere, die aus Selbſtſucht, und aus Bewußtſeyn eigener Schwäche die makelloſeſte Unſchuld durch Argwohn kränken werden. Dieſen muß mit edelm Stolze, Selbſtvertrauen, und Feſtigkeit begegnet werden.

Die Grenzen der Treue ſind für gröbere Seelen klar: für feiner geſtimmte werden ſie bereits dann überſchritten, wenn der eine der Verbündeten dem Wunſche Raum giebt, die Geſchlechtsſympathie, oder gar die Zärtlichkeit und die

Leidenſchaft einer dritten Perſon von verſchiedenem Geſchlechte auf ſich zu ziehen.

Der edelſte Menſch iſt zum Bruch berechtigt, ſobald er überzeugt iſt, daß er die Perſon, die mit ihm verbunden iſt, nie glücklich machen könne, daß vielmehr die längere Dauer der Verbindung zu ihrem beyderſeitigen Unglück ausſchlagen müſſe. In einigen Fällen iſt es ſogar Pflicht, zu brechen. Der andere Theil mag aber den Bruch verſchuldet haben, oder nicht; ſo bleibt es ſelbſt für den Gekränkten Schuldigkeit, ſeinen Charakter in Beziehung auf das geendigte Verhältniß durch ein großmüthiges Betragen zu ehren.

Die Ausführung dieſer Sätze enthält das zwölfte und letzte Buch in dieſem Theile.

Verbeſſerungen im zweyten Band.

Seite 12 Zeile 7 von oben: [illegible]

„ 34 „ 15 „ „ der [illegible] Weſen bey der bloßen Beſchauung [illegible] und Wonne reizt. für der auf [illegible]

„ 117 „ 10 von unten: haben für habe.

„ 127 „ 4 von oben: Luſtigkeit für Lüſternheit.

„ 143 „ 1 „ „ ſteter für ſtatter.

„ 149 „ 15 von unten: bezwingen für bezwungen.

„ 156 „ 14 von oben: Marimen für Maxime.

„ 161 „ 3 „ „ Freuden für Freunden.

„ 184 „ 6 von unten: erwecken für erwecke.

„ 202 „ 9 „ „ (;) für (!)

„ 204 „ 10 von oben: ſo für hier.

„ 248 „ 6 von unten: es für er.

„ 253 „ 3 von oben: ausübte für ausübt.

„ 272 „ 10 „ „ Fernen für Formen.

„ 371 „ 10 von unten: (!) für (:)

„ 409 „ 5 von oben: Ahndung für Abhandlung.

Venus Urania.

Ueber die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verſchönerung.

Dritten Theils erſte Abtheilung.

Von

Fried. Wilh. Baſil. von Ramdohr.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen. 1798.

Universitäts-
München
Bibliothek

Venus Urania.

Dritten Theils, erste Abtheilung.

Dritter Theil.

Aeltere Geſchichte der Geſchlechts-verbindung und Liebe.

Vorrede.

Das Weſen der Geſchlechtsliebe iſt unveränderlich: aber die Begriffe die wir darüber hegen, und die Wirkungen die wir ihr zuſchreiben, ſind Zufälligkeiten unterworfen.

Unter allen Völkern, unter allen Ständen, zu allen Zeiten, müſſen wenigſtens einzelne Menſchen die Wonne empfunden haben, uneigennützig nach dem Wohl des Nebenmenſchen zu ſtreben: ſie müſſen die beſondere Modification empfunden haben, welche die Verſchiedenheit der Geſchlechter den liebenden Trieben giebt; ſie müſſen den Unterſchied gefühlt

haben, der zwiſchen denjenigen Verbindungen Statt findet, worin jene Triebe die herrſchenden, und denen, woraus ſie verbannt ſind; kurz! liebende Aufwallung, wahre Zärtlichkeit, liebende Leidenſchaft gegen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte können nie ganz verkannt ſeyn.

Aber ſelten haben ſelbſt die vorzüglichen Menſchen unter roheren Völkern einen beſtimmten Begriff von ihren Empfindungen gefaßt, und ſie von andern ähnlichen unterſchieden. Nie hat der gröſsere Haufe, ſelbſt bey den aufgeklärteſten Nazionen, die Natur der Liebe in den engeren Verbindungen beyder Geſchlechter allgemein anerkannt. Man hat vielmehr um ähnlicher Wirkungen willen verſchiedene Stimmungen des Gemüths und verſchiedene Verhältniſſe die darauf beruhen, für eine und dieſelbe Sache gehalten. Bald hat man jede engere Verbindung zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte für Liebe angenommen, wenn nur der verbündete Theil nicht von dem Mitgenuß gewiſſer Freuden ausgeſchloſſen wurde. Bald hat man nur das

leidenſchaftliche Streben nach dem Beſitz einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte, das uns zu Aufopferungen der gröberen Selbſtheit auffordert, Liebe genannt. Bald hat man dieſen Nahmen auf jede treue und dauernde Anhänglichkeit der Gatten an einander ausgedehnt; wenn gleich nur lange Gewohnheit, Erwägung des wechſelſeitigen Vortheils, den ſie aus ihrer Verbindung zogen, und gemeinſchaftliche Kinder den Bund befeſtigten. Endlich hat man oft diejenige Begeiſterung für Liebe gehalten, zu der uns das Bild eines Weſens entflammt, wenn durch die Beſchauung ſeiner wahren oder eingebildeten Vollkommenheit die Kräfte unſers Geiſtes erhöhet werden.

Das Gemeinſame in dieſen verſchiedenen Begriffen iſt unverkennbar. Es iſt die Aufopferung der gröberen, ausſchließenden und zerſtörenden Selbſtheit, für eine feinere geſellige, bey demjenigen, der die Stimmung empfindet; es ſind die wohlthätigen Folgen für den Gegenſtand, mit dem wir vermöge jener Stimmung in ein engeres Verhältniß

zu kommen ſuchen, welche dieſen Verbindungen zwiſchen beiden Geſchlechtern den Nahmen der Liebe zu Wege gebracht haben!

Ich habe in den beiden erſten Theilen dieſes Werks, worin ich über die Natur und die Veredlung der Geſchlechtsliebe Unterſuchungen angeſtellt habe, unmöglich einen Begriff zum Grunde legen können, der ſeiner Unbeſtimmtheit wegen, dieſe Beſtrebung von andern geſelligen und beſchauenden Affekten, bloß durch die Wahl der Mittel, welche zu ihrer Befriedigung dienen, unterſcheidet. Ob die feinere Selbſtheit und der Beſchauungshang ihren Genuß in engeren Verbindungen mit Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte aufſuchen und finden, oder nicht; darauf kann es bey Charakteriſierung der Empfindung ſelbſt nicht ankommen, weil eben jene Affekte auch auf andere Art begünſtigt werden mögen, und der Geſchlechtsverbindung ſo gar aus Gründen des gröbſten Eigennutzes nachgeſtrebt werden kann. Es iſt daher kein zu eingeſchränkter Begriff, wenn ich die Liebe für das

wonnevolle Beſtreben das Wohl eines andern Menſchen um ſeinetwillen thätig zu befördern, erklärt habe. Es iſt der einzige der dieſen Affekt von allen andern verwandten abſondert.

Die Geſchichte dieſer wahren Geſchlechtsliebe würde theils die allmählige Ausbildung der ſympathetiſchen Triebe bis zum Gefühle des uneigennützigen Wohlwollens, theils die Zuſammenſtellung der Thatſachen enthalten, aus denen das Daſeyn ihres Begriffs und ihrer Empfindung in verſchiedenen Zeitaltern klar erhellet. Allein bey der Unmöglichkeit in den meiſten Fällen die wahren inneren Geſinnungen der Menſchen, und beſonders in der Vorzeit, aufzuſpähen, würden die unverkennbaren Züge wahrer Geſchlechtsliebe nur in geringer Anzahl ſeyn, und ihre Geſchichte müßte ſich immer mehr mit den Schickſalen ihrer Aftergeſtalten, als mit ihren eigenen beſchäftigen.

Außerdem ſehe ich auch ein, wie wichtig es ſeyn muß, die Meinungen anderer über den

Gegenſtand meiner bisherigen Unterſuchung näher kennen zu lernen, und den Gang zu verfolgen, den die Bemühungen der Menſchen von jeher genommen haben, dasjenige was ſie Liebe nannten, zu veredeln und zu verſchönern. Die Entwickelung ihrer Denkungsart, nach Verſchiedenheit der Völker, der Stände, und der Kultur über den Zug, der beyde Geſchlechter zu engeren Verbindungen einladet; die Darſtellung des Einfluſſes den dieſe Denkungsart auf das häusliche, geſellige und öffentliche Leben, ſo wie auf das Gebiet der ſchönen Künſte gehabt hat; endlich die Prüfung, in wie fern diejenigen Geſchlechtsverhältniſſe, welche nach ihren Begriffen auf edlerer und ſchönerer Liebe beruhten, ihrem Weſen und ihrer Form nach dahin zu rechnen ſind; — Alles dieß müßte meiner Einſicht nach ein für Menſchenkenntniß und Bildung des Geſchmacks höchſt intereſſantes Werk abgeben.

Ich fühle mich unfähig eine ſolche Geſchichte der Liebe und Geſchlechtsverbindungen in ihrer ganzen Vollſtändigkeit zu liefern. Aber ich

werde den Verſuch wagen, die allmählige Bildung derjenigen Begriffe über dieſen Gegenſtand, die noch heut zu Tage die gangbarſten ſind, zu verfolgen, und den Charakter ſo wie die Schickſale derjenigen Sitten aus einander zu ſetzen, welche einen unverkennbaren Einfluß auf unſere jetzigen geſelligen Einrichtungen gehabt haben, oder deren Kenntniß wenigſtens zum beſſern Genuß der ſchönen Künſte wichtig wird.

Ich darf bey dieſem Verſuche auf die Nachſicht des Publikums rechnen. Vielleicht iſt er der Erſte in ſeiner Art; und dann habe ich mit einer Menge von Hinderniſſen ſtreiten müſſen, die nicht in der Materie ſelbſt, ſondern in meinen individuellen Verhältniſſen zu ſuchen ſind. Amtsgeſchäfte, Beſorgung von Familienangelegenheiten, geſellige Zerſtreuungen, denen ich nach meiner Lage nicht ausweichen kann, haben mich oft Monate lang gehindert an eine Arbeit zu denken, die eine

ununterbrochene Beſorgung verlangt hätte, um die gehörige Präciſion, und einen vollendeten Zuſammenhang zu bekommen.

Ein anderes Hinderniß ſetzte mir der Mangel nöthiger Hülfsmittel an dem Orte meines Aufenthalts entgegen. Ohne die Gewogenheit der Herrn Hofräthe Heyne und Eſchenburg, des Herrn Bibliothekars Langer, des Herrn Profeſſors Tychſen und des Herrn Raths Lenz, die mich mit Büchern unterſtützt haben, für deren Mittheilung ich ihnen hier öffentlich meinen Dank abſtatte, hätte ich dieß Werk nie unternehmen können.

Sollte inzwiſchen dieſer Verſuch den Beyfall der Kenner erhalten, ſo werde ich eine ähnliche Bearbeitung des Edeln und Schönen in der Selbſtheit und in dem Beſchauungshange folgen laſſen, und mir dadurch zuletzt den Weg zu einem Abriß der Geſchichte des menſchlichen Herzens bahnen.

Dreyzehntes Buch.

Denkungsart der Griechen über Geſchlechtsverbindung und Liebe, bis zu den Zeiten des Untergangs ihrer Freyheit.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Den Griechen ſind wir einen groſſen Theil unſerer Begriffe über den Gegenſtand ſchuldig, mit dem ich mich hier beſchäftige, und ſelbſt da, wo wir von ihrer Denkungsart abgewichen ſind, wird ſie uns dennoch zu kennen wichtig, weil die Denkmähler ihrer Sitten fortwährend zur Bildung unſers Geſchmacks dienen. Ich werde um ſo eher mit dieſem Volke den Anfang meiner Unterſuchungen über die Geſchichte der Geſchlechtsverbindungen und Liebe machen dürfen, da wir, wenn ich die Juden ausnehme, von ihren Ideen über dieſe Materie die früheſten Nachrichten haben.

Vielleicht hätte ich über dieſe Juden etwas ſagen ſollen, beſonders da die Art, wie ihre Moraliſten das Weib und die Ehe ſchildern, auf unſere Denkungsart Einfluß gehabt haben kann. Aber dieſer Einfluß hat ſich ſehr ſpät geäußert, als die chriſtliche Religion auf die Begriffe des Abendlandes über die Verhältniſſe beider Geſchlechter unter einander einzuwirken anfing, und der Judaismus ſich bereits dergeſtalt mit ihr vereinigt hatte, daß wir ihm keine eigenthümliche Geſtalt, die unſern Sitten zum Vorbilde gedient haben konnte, beylegen mögen. Vorher ſteht er mit den Ideen der Griechen und Römer in keiner Verbindung, und er iſt bloß als eine Nebenquelle zu betrachten, die ſich in den großen Strom unſerer Meinungen ſpäterhin ergoſſen, und darin verloren hat. Ich glaube daher, daß hier, ſo wie überhaupt, der Gang unſerer ſittlichen Kultur am bequemſten verfolgt werden könne, wenn wir von den Griechen ausgehen. Ihren Ideen laſſen ſich einige Bemerkungen über die Denkungsart anderer Völker anreihen, die an Ausbildung hinter ihnen geſtanden haben, oder noch ſtehen, um die Höhe, welche ſie erreicht haben, beſſer zu beurtheilen.

Zweytes Kapitel.

Roheſte Denkungsart einiger Völker über Liebe und Geſchlechtsverbindung: Das Weib iſt Sklavin, wird mit Härte und Erniedrigung behandelt.

Es iſt kein Volk ſo roh, unter dem ſich nicht die Empfindung der Liebe in derjenigen Bedeutung finden ſollte, die ich davon feſtgeſetzt habe. Der Nomade,

der den Fremdling mit Freundlichkeit bey ſich aufnimmt, ihn beherbergt und bewirthet, kennt uneigennütziges Wohlwollen gegen andere Menſchen. Der noch rohere Wilde, der nur dem Mitbewohner ſeines Vaterlandes Menſchenrechte einräumt, hängt ſich an den Waffenbruder, an den Jagdgenoſſen, vertheidigt und rächt ihn mit Aufopferung ſeiner Ruhe und ſeines Lebens: Er kennt zärtliche Anhänglichkeit! Und ſo ſind Gaſtfreyheit und Freundſchaft Formen, unter denen das wonnevolle und thätige Beſtreben andern Menſchen uneigennützig wohlzuthun, mithin wahre Liebe, ſich überall ankündigt und äußert.

Aber Geſchlechtsliebe, beſonders von Seiten des Mannes, ſetzt die Anerkennung des Menſchenwerthes in dem Weibe zum voraus, die wir bey Völkern auf der unterſten Stufe der geſelligen Kultur nicht annehmen dürfen. Bey dieſer machen ſelbſtiſche Triebe nach Befriedigung der Geſchlechtsſympathie das Band zwiſchen Mann und Weib aus, und dasjenige, was hier Geſchlechtsliebe genannt wird, iſt entweder ein vorübergehendes heftiges Verlangen, oder ein anhaltendes leidenſchaftliches Beſtreben nach dem Beſitz einer beſtimmten Perſon.

Der Grund, warum dieſe Beſtrebungen mit Liebe verwechſelt werden, beſtätigt den Begriff, den ich von der letztern gegeben habe. Jeder Gegenſtand einer heftigen Begierde verſetzt uns auf eine Zeitlang in einen Zuſtand von Abhängigkeit von ihm. Dadurch wird nicht allein der Wunſch ſeiner mit unſerm Wohl genau verbundenen Erhaltung erweckt, ſondern auch die Anerkennung einer gewiſſen Selbſtändigkeit in ihm gegründet. Denn während daß wir bald entbehren,

bald beſitzen, aber zu verlieren fürchten, bald Andere mit uns nach dem nehmlichen Gegenſtande ſtreben ſehen, entſtehen Gefühle einer Widerſtandsfähigkeit und eines innern Werthes in dem begehrten Weſen. Der begehrende oder verliebte Mann, wenn er gleich noch ſo eigennützig ſtrebt, wird ſchonend, ſchmeichelnd, wohlthuend, um das Weib, das ſein Verlangen auf ſich zieht, zu gewinnen. Er opfert Vieles von ſeiner Ruhe und Bequemlichkeit auf, um Freude zu genießen, die er einſam nicht einnehmen kann. So ähneln die Triebe der gröbſten Geſchlechtsſympathie, wenn ſie in einem gewiſſen Grade von Stärke und Dauer empfunden werden, der Geſchlechtsliebe in ihren Folgen. Aber mit einer ſolchen Liebe zum Weibe beſteht die härteſte, erniedrigendſte, und zerſtörendſte Behandlung deſſelben, ſobald es nach geſtillter Leidenſchaft wieder in ſeine gewöhnlichen Verhältniſſe gegen den Mann zurückgetreten iſt. Unpaſſend iſt es daher, von einer Geſchlechtsliebe unter Völkern zu reden, die noch nicht dahin gekommen ſind, dem Weibe Menſchenwerth beyzulegen. Die Geſchichte dieſer Liebe kann bis dahin nur die Geſchichte der allmähligen Verfeinerung der Selbſtheit ſeyn, die auf dem Wege der Geſchlechtsſympathie ihre Befriedigung ſucht. Es liegt außer meinem Zwecke, ſie ausführlich zu behandeln; aber ganz übergehen darf ich ſie nicht. Ich muß einige Züge daraus hervorheben, um meine Leſer beurtheilen zu laſſen, wie nahe die Griechen dem Begriffe wahrer Geſchlechtsliebe gekommen waren.

Die Geſchichte der Empfindungen, welche beyde Geſchlechter ſich einander einflößen, ſteht im genaueſten Zuſammenhange mit der Ausbildung ihrer Lagen gegen

einander in ihren bürgerlichen und geſelligen Verhältniſſen. Wenn ihre urſprünglich phyſiſchen und moraliſchen Anlagen dieſe zwar überall ungefähr auf gleiche Art beſtimmen, ſo werden ſie doch durch Klima, Beſchäftigung, Wohlſtand, Religion, Staatsverfaſſung, u. ſ. w. beſonders modificiert. Ueberall iſt freylich der Mann die ſtärkere, das Weib die ſchwächere, ihm untergeordnete Art der gemeinſchaftlichen Gattung: aber hier betrachtet der Abendländer das zärtere Geſchlecht anders, als dort der Morgenländer: hier der Chriſt anders, als dort der Anbeter eines Fetiſches: hier der Unterthan eines Monarchen anders, als dort der Republikaner: und wieder werden Armuth und Reichthum, eine herumſchweifende oder ruhigere Lebensart des Mannes auf ſeine Begriffe über den Werth und die Behandlungsart der andern Hälfte ſeiner Gattung den gröſten Einfluß haben.

Laßt uns zuerſt die rohesten Verhältniſſe des Mannes zum Weibe, die unterſte Stufe der Geſchlechtsſympathie aufſuchen! Iſt es wahr, daß es Wilde giebt, unter denen eine völlige Gemeinſchaft der Weiber Statt findet, und die mit wild umherſchweifender Begierde nach körperlichem Genuß das Werkzeug ihrer Lüſte augenblicklich aufſuchen, und augenblicklich wieder verlaſſen? Iſt es wahr, was Rouſſeau behauptet, [1]) daß der Wilde keine Vorliebe zu einer beſtimmten Perſon, keine Eiferſucht, keine Häuslichkeit kennt, und daß jedes Weib ihm gleich gilt? Ich geſtehe, daß ich mich nicht davon überzeugen kann!

1) Sur l'origine de l'inegalité P. 1. gegen das Ende.

Keine einzige glaubwürdige Nachricht ſchildert uns den Zuſtand eines Volks, das den Zweck des Weibes bloß auf ſinnliche Luſt beſchränkt, und die Vortheile einer dauernden Verbindung mit ihm ganz verkannt hätte. Bey dem Mangel ſolcher zuverläſſigen Nachrichten müſſen wir nach Analogie derjenigen Erfahrungen urtheilen, die wir über Thiere machen, und dieſe mit demjenigen zuſammen halten, was wir an uns ſelbſt für Ueberbleibſel unſerer rohern Natur anſehen können.

Ich kenne kein Thier, das nicht eine gewiſſe Vorliebe zu einem andern Individuum ſeiner Gattung, ja! ſeines Geſchlechts zeigte. Aufſeher über groſſe Zuchtheerden können als Zeugen für die Behauptung auftreten, daß die männlichen Individuen ſich zu dem einen oder dem andern Weibchen ihrer Gattung vorzüglich halten, und durch ihren unvermutheten Anblick nach einiger Trennung gerührt werden. Ja! wem kann es entgangen ſeyn, daß ſelbſt unter Thieren von einerley Geſchlecht, unter Männchen, unter Weibchen, ein gewiſſer Zug von Freundſchaft wirke, vermöge deſſen ſie ſich lieber zu dem einen Subjekte als zu dem andern geſellen?

Weiter: es giebt gewiſſe Thierarten, die ſich förmlich paaren, andere, unter denen das Männchen wenigſtens einen kleineren Haufen von Weibchen um ſich her verſammelt, und dieſen von der Gemeinſchaft mit andern Männchen abſondert. Nirgends eine wild umherſchweifende Begierde, und nirgends eine völlige Gleichgültigkeit gegen Theilung des Genuſſes des Weibchens mit andern männlichen Individuen bey den Thieren!

Laßt uns ſehen, wie ſich die Geſchlechtsſympathie bey dem Kinde äußert! Neben den undeutlichen Begierden der Lüſternheit empfindet es den deutlichen Hang nach Häuslichkeit, nach Zuſammenſeyn, nach Abſonderung von andern Männern mit dem weiblichen Gegenſtande ſeiner Anhänglichkeit. Es fühlt Eiferſucht: es will den ausſchließlichen Beſitz der Perſon, die ſeine Begierden auf ſich gezogen hat. Erfahrungen dieſer Art kann man an Kindern in ſo frühen Jahren machen, daß gewiß an keine überlieferten Ideen, die auf das junge Herz gewirkt haben könnten, zu denken iſt.

Unter denjenigen Nazionen, bey denen die Polygamie Sitte iſt, hängt ſich der Beſitzer eines weitläuftigen Harems doch gewöhnlich nur an eine Beyſchläferin. Unter uns werden die entſchiedenſten Wollüſtlinge, die es ſich zum Grundſatze gemacht haben, der Venus Pandemos allein zu opfern, ſehr oft wider ihren Willen in den engern Kreis der Anhänglichkeit an ein einziges Weib zurückgetrieben. Ja! ich behaupte es dreiſt, daß es keinen Wüſtling giebt, der völlig unempfindlich gegen das Bild des häuslichen Zuſammenlebens ſey, und der es nicht als eine Zugabe zu dem Vergnügen, dem er einzig nachzuſtreben glaubt, betrachten ſollte, wenn der Gegenſtand ſeiner Begierden ihm neben dem Beſitz ſeiner körperlichen Reitze auch den ſeines Herzens einräumt.

Warum wollen wir nach allen dieſen Erfahrungen die urſprüngliche Natur des Menſchen noch unter den Inſtinkt hinab ſetzen, den wir bereits an Thieren bemerken, und der, Trotz aller Ausartung luxurioſer Völker und Menſchen, immer wieder hervorbricht?

Unſtreitig gehört ſelbſt bey den roheſten Nazionen der Trieb nach dem dauernden Beſitze eines beſtimmten Weibes mit zu den Gründen, warum der Mann der Vereinigung mit einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte nachſtrebt. Auswahl, Vorliebe, Ausſchließung anderer Männer vom Mitgenuß, Eiferſucht, Zuſammenleben auf eine Zeitlang, ſind davon unzertrennliche Folgen. — Aber, wirft man ein, wie kann Auswahl, Vorliebe, Eiferſucht, u. ſ. w. Statt finden, wo keine Schönheit und Verdienſt anerkannt werden? Ich antworte: äſthetiſche Schönheit, moraliſches Verdienſt, liegen freylich über der Sphäre des Wilden. Aber es entgeht ihm nicht, daß ein Körper vor dem andern ſeine Lüſternheit ſtärker erweckt, und wollüſtiger befriedigt: daß ein Charakter ſich beſſer als der andere zu ihm paßt, und ſich enger mit dem ſeinigen vereinigt.

So zeigt ſich denn die Geſchlechtsſympathie bereits in ihrer roheſten Geſtalt als den Inbegriff unſerer Triebe, von denen einige freylich auf ſinnlichen Genuß, andere aber zugleich auf Aneignung eines beſtimmten Weibes zur Gründung einer engeren, dauernderen Verbindung gerichtet ſind. Dieſe Triebe nach dem Beſitz der Perſon des Weibes ſind aber noch weit von Liebe und zärtlicher Anhänglichkeit entfernt. Der gröbſte Eigennutz liegt dabey zum Grunde. Rechnet die Fälle ab, worin der Mann durch Hinderniſſe zur Leidenſchaft entflammt, und dadurch abhängiger von dem Weibe wird; und er erſcheint in allen übrigen wie ſein Beherrſcher, wie ſein Tyrann. Er behandelt das ſchwächere Weſen ſeiner Gattung im Uebermuth ſeiner Stärke nicht viel beſſer, als das Laſtvieh.

Er läßt ſich von ihm bedienen, pflegen, nutzt es als Mittel des Erwerbes und als ein unentbehrliches Werkzeug, ſeine Sinnlichkeit zu befriedigen, und ſich zugleich eine Nachkommenſchaft zu erwecken, die er wieder zu ſeiner Unterhaltung und zu ſeinem Gewinne beſtimmt glaubt. Das iſt die Lage des weicheren Geſchlechts gegen das ſtärkere unter Menſchen, deren grober Eigennutz weder durch feinere Sinnlichkeit noch durch Vernunft gemildert iſt, und die ſich der Geſchlechtsſympathie nur bedienen, um die Wege zur Befriedigung ihrer Selbſtheit zu vermehren.

Bey einigen Völkern, beſonders bey ſolchen, unter denen das heiße Klima, oder ein außerordentlicher Schmutz die dem ſchwächeren Geſchlechte eigenthümlichen Unpäßlichkeiten ſtärker und ſchädlicher macht, erwacht ſehr leicht die Idee einer Unvollkommenheit und Gefährlichkeit des Weibes, die einen phyſiſchen Ekel und einen religiöſen Abſcheu begründet. Man glaubt von der Natur ſelbſt berechtigt zu ſeyn, ein Geſchöpf, das ſich von dem Manne durch Mängel auszeichnet, zu verachten, und ſieht es wohl gar als verdienſtlich an, ein Weſen, das die Götter geächtet, und zum Uebelthun und Leiden beſtimmt haben, zu mißhandeln. Die Erſtlinge des unnennbaren Genuſſes, welche ähnliche Erſcheinungen mit denen der periodiſchen Unpäßlichkeiten an dem Weibe hervorbringen, werden als unrein verſchmähet, und die unbefleckte Unſchuld vor der Ehe, weit entfernt ein Vorzug zu ſeyn, wird vielmehr als ein noch nicht gehobener Fehler betrachtet. Demungeachtet gehört das Weib in der Ehe ausſchließlich dem Manne. Bey keinem Volke in der Welt iſt der Ehebruch jemahls als etwas Gleichgültiges betrachtet

werden. Wenn der Mann ſein Weib zuweilen verhandelt, es Fremden oder Gaſtfreunden umſonſt darbietet; ſo liegen dabey Eigennutz, Eitelkeit, oder Ideen von Pflicht zum Grunde. Der Ehemann diſponiert über ſein Eigenthum, es iſt kein Diebſtahl von Seiten des Buhlen, es iſt kein Bruch der Hörigkeit von Seiten des Weibes.

Der Werth der unbefleckten Unſchuld und der ehelichen Treue nimmt zu, wenn die Familien ſich bey ihren Heyrathen nicht mehr auf ihre Mitglieder einſchränken: wenn der Mann von einem Stamme nicht mehr das Weib von einem andern raubt, ſondern dieß dem Hausvater abverdient, oder abkauft. Nunmehro will der Käufer ſein Geld nicht für dasjenige ausgeben, was umſonſt zu haben geweſen iſt: er verlangt ſinnliche Beweiſe der bewahrten Keuſchheit. Der Werth der theuer erworbenen Gattin ſteigt in ſeinen Augen, und der Bruch der ehelichen Treue wird nicht mehr ſo leicht vergütet.

Inzwiſchen vermehret dieß zugleich den Uebermuth des Mannes: die gekaufte Frau wird völlig ſeine Sklavin. Er verkauft ſie, wenn ſein Vortheil es erheiſcht; er beſtimmt über ihre Gunſtbezeugungen, er verſtößt ſie, oder macht ſie zur Aufwärterin anderer Beyſchläferinnen, die ihm reitzender ſcheinen. Der Zuſtand der Gattinnen iſt härter oder milder, je nachdem der Unterhalt der Familie allein von dem Manne beſorgt werden muß, oder mit Hülfe der Frauen erworben, oder ganz allein von ihr geſucht werden kann. Der Mann wird nicht verfehlen, ihr alle diejenige Laſt aufzubürden, deren er ſich nur immer entledigen kann, ohne zu verhungern.

Drittes Kapitel.

Zweyte Stufe der Kultur: das Weib erhält Familienrechte, aber eingekerkert im Hauſe, wird es nur mit ſchonender Verzärtelung daheim behandelt, und verſchwindet in der örtlichen Geſellſchaft.

Alles das gilt nur vom Allgemeinen. Ausnahmen finden ſich allerwärts. Stärke der Lüſternheit, Harmloſigkeit und Trägheit auf Seiten des Mannes: körperliche Reitze, Kälte des Bluts, Gewandheit des Geiſtes auf Seiten des Weibes, ſichern dieſem zuweilen die Oberherrſchaft in einzelnen Familien, und da, wo dieſer Charakter an beyden Geſchlechtern allgemeiner iſt, unter ganzen Völkerſchaften.

Zuweilen wirkt der Aberglaube zum Beſten der Weiber. Eben diejenigen Unvollkommenheiten, die ihnen bey einigen Völkerſchaften Ekel, Abſcheu und Verfolgung zuziehn, erwecken bey andern Ideen von Schonung, und ſogar von Heiligkeit. Das Weſen, das dort von der Natur verwahrloſt, und von den Göttern geächtet ſchien, wird hier als ein Mahl übernatürlicher Kräfte, als ein der Gottheit geweihetes Werkzeug betrachtet. Die Erſtlinge des unnennbaren Genuſſes gehören den Göttern oder ihren Prieſtern: ja! das Weib ſelbſt wird Prieſterin und Vorherſagerin der Zukunft, — ein Schritt weiter, und man vertrauet ſeinen Händen den Zepter an!

In dieſem beſſern Verhältniſſe ſtehen die Weiber zu den Männern bey einigen Völkern bereits im hohen Alterthume. Im Fortſchritte der Zeiten nimmt die geſellige Kultur bey allen zu. Das Schickſal der

Tochter ist dem reicheren Vater auch in einem fremden Hause nicht mehr gleichgültig. Er macht Bedingungen über die Art, wie sie von ihrem Gatten behandelt werden soll, ehe er sie ihm abtritt, und giebt diesen Verträgen Kraft durch den Brautschatz, den er ihr mitgiebt, und den er zurück verlangt, wenn die Gattin verstoßen wird. Reiche Erbinnen erlangen ein noch höheres Ansehn in dem Hause, dessen Wohlstand sie gründen oder vermehren. Nun steigt die Gattin zu einer Herrin über die Sklavinnen, keinem weiter unterthan als dem Manne, der sie mit Schonung behandeln muß. Der physische Ekel, der religiöse Abscheu vor den periodischen Unpäßlichkeiten des schwächern Geschlechts verliert sich bey einer nähern Kenntniß der Natur: die Erstlinge des unnennbaren Genusses erhalten einen unmittelbaren, mit der Sittsamkeit in näherem Verhältnisse stehenden Werth, und werden als eine Kostbarkeit durch Gaben vergütet, oder den Göttern, den Priestern, und den Vornehmen als Erstlinge der besten Habe geopfert.

Auf dieser Stufe der Kultur wird die Gattin erst Genossin des Mannes in seinen häuslichen Verhältnissen. Aber ihre Selbständigkeit wird noch nicht anerkannt. Sie ist um des Mannes willen nicht um ihrer selbst willen da: sie ist nicht Mitglied der größern Gesellschaft, nicht des Staats, nicht des Reichs vernünftiger Wesen, sondern nur der Familie. Kurz! Sie genießt nicht Bürger- und nicht Gesellschafts-Rechte.

Inzwischen theilen sich die Sitten der Völker, bey denen die Gattinnen Familienrechte erhalten haben, in zwey Hauptweisen ab. Nach der einen wird das Weib zwar mit Schonung, wohl gar mit Verzärtelung

behandelt, aber eingeſchloſſen, und ganz eigentlich auf eine Exiſtenz im Innerſten des Hauſes, mithin auch auf eine ſehr geringe Wirkſamkeit in demſelben beſchränkt. Nach der andern iſt die Gattin nicht eingeſchloſſen, ſondern nur durch das Geſetz, durch die Sitte, und durch die Aufſicht der Männer an häusliche Eingezogenheit gebunden. Sie kann öffentlich erſcheinen, ſobald die häuslichen Geſchäfte, oder beſondere Feyerlichkeiten es fordern, und wird dadurch fähig, nicht bloß ein penſioniertes Mitglied der Familie, ſondern Matrone, örtlich geachtete Hausfrau zu werden.

Jene Weiſe, die Weiber einzuſchließen, iſt beſonders den orientaliſchen Völkern, den Türken, den Perſern, den Mauren und Sineſen eigen. Ich werde etwas über die Lage des zärteren Geſchlechts unter dieſen Völkern ſagen müſſen, weil man ſehr oft behauptet hat, daß ſie derjenigen ähnlich ſey, worin es ſich bey den Griechen befand. Eine Behauptung, die mir ungegründet zu ſeyn ſcheint. Die Weiber aber haben bey den Griechen einen Grad von Anſehn und Freyheit genoſſen, zu dem ſie bey den genannten Völkern des Orients nie gelangen können.

Ich folge am liebſten den Nachrichten, die uns Ruſſel von der Lage der türkiſchen Weiber zu Aleppo geliefert hat.[2]) Sie ſind gewiß die zuverläſſigſten, da der Mann als Arzt lange Jahre hindurch das Vertrauen der Einwohner der dortigen Stadt erworben, und ſich den Zugang zu den Harems durch ſeine Kunſt eröffnet hatte. Er war folglich im Stande, genaue Beobachtungen anzuſtellen.

2) The natural History of Aleppo, by Alex. Russel. The second Edition by Pal. Russel.

Außerdem schildert er uns die neuesten Sitten einer Stadt, die sich durch Wohlstand, Handel und Verkehr mit Fremden auszeichnet. Man darf also annehmen, daß ihre Rohheit und Strenge schon um ein Großes gemildert sind, und daß sie in dieser Rücksicht vortheilhaft von den Sitten der tiefer zurückliegenden Orientaler abweichen. Endlich hat sich der Verfasser bemühet, die türkische Behandlungsart der Weiber in dem günstigsten Lichte erscheinen zu lassen. Zeigt sich folglich demungeachtet, daß die Bewohnerinnen von Aleppo an Ansehn und Freyheit noch weit unter den Weibern des alten Griechenlands stehen; so wird es wohl keinen Zweifel leiden, daß beyde nicht nach einem Maßstabe beurtheilt werden dürfen.

Der Harem ist bey den Türken der innere, nach einem eingeschlossenen Hofe zu liegende Theil des Hauses, zu dem keine Mannsperson, außer dem Herrn und Gatten, den Zugang hat. Nur der Arzt, wenn er gerufen wird, macht darunter eine Ausnahme. Hier wohnen die Gattinnen, die Beyschläferinnen, und die weiblichen Sklaven. Jede Frau hat ihre Wohnung für sich mit ihren Kindern und Aufwärterinnen.

Der Divan ist ein gemeinschaftlicher Versammlungsplatz. Der Mann sieht gewöhnlich jede seiner Frauen allein. Nur zuweilen überrascht er sie bey ihrer Versammlung im Divan. In den größern Harems warten ihm die weiblichen Sklaven auf: in den kleinern seine Weiber und Töchter. Wenn die versammelten Weiber vor seiner Ankunft auch noch so geschwätzig und lärmend gewesen sind, so erfolgt doch nach seinem Eintritt ein ehrfurchtvolles Stillschweigen. Sie stehen vor ihm auf, und bleiben in ihrer Stellung bis er

ihnen befiehlt, ſich zu ſetzen. Dann gehen ſie wieder an ihre Arbeit, und die jüngern wagen es nicht, zu reden. Nie ißt der Mann mit ſeinen Weibern, nie iſt er bey den Geſellſchaften, welche dieſe bey ſich verſammeln, zugegen. Nur wenige Stunden des Tages bringt er in dem Harem zu, und dieſe ſind für die Weiber Stunden des Zwanges.

Es iſt Grundſatz bey den Türken, ein hohes, zurückhaltendes, ernſtes Weſen gegen ihre Weiber anzunehmen. Sie ſind oft gegen Männer von niedrigem Stande gefälliger, als gegen ihre Gattinnen. Der Knabe wird von Jugend auf daran gewöhnt, ſich gegen die Weiber herriſch zu benehmen, und ſich ſogar gegen die Schweſter auf dieſe Art zu betragen, wenn ſie ihm noch ſo zärtlich zugethan iſt. Die Damen aus den höheren Ständen begegnen ihren Männern mit Zurückhaltung. Man ſieht dieß gegenſeitige Betragen als ein Mittel an, dem Manne Ruhe und Oberherrſchaft in ſeinem Harem zu ſichern.

Die Weiber fliehen durchaus den Anblick eines jeden Mannes, außer dem Gatten, und laſſen ſich ſelbſt von dem Arzte nie ohne Noth ſehen. Die Stirn enthüllen ſie nie vor ihm; nach dem ſechzehnten Jahre wird ſelbſt dem Sohne der Eintritt in den Harem nicht weiter geſtattet.

Die Beſchäftigungen der Frauen beſchränken ſich auf die Oberaufſicht über ihren innern kleinen Haushalt, auf die Sorge für ihre Kinder, auf die Verfertigung weiblicher Handarbeiten, auf Spiele und auf Putz. Sie gehen nie in die öffentlichen Andachtshäuſer. Aber ſie beſuchen andere Weiber von ihrer Bekanntſchaft, die öffentlichen Bäder, die Gräber und die Gärten.

In allen Fällen, wo sie sich außer Hause zeigen, sind sie immer stark verschleiert, und werden von Sklavinnen begleitet.

Der Bräutigam giebt dem Schwiegervater eine Summe Goldes: erhält aber dagegen eine andere zurück, um dafür seiner Frau eine Aussteuer zu kaufen. Viele Türken heyrathen Sklavinnen, weil sie sich vor der Abhängigkeit fürchten, in die sie durch Verbindung mit den Töchtern vornehmer Eltern kommen könnten. Diese machen es oft zur Bedingung, daß der Ehemann keine Beyschläferin annehmen soll.

Der Gatte sieht die künftige Ehefrau nicht eher, als bis er ganz in ihrem Besitz ist. Russel behauptet demungeachtet, daß dieser Umstand den engeren Verbindungen der Herzen keine Hinderniß in den Weg lege. „Die Türken, sagt er, werden selten in ihren Erwartungen betrogen, weil sie nicht berechtigt sind, welche zu machen. Im Ganzen scheuen sie sich zwar vor aller leidenschaftlichen Anhänglichkeit, und verachten die Künste der Galanterie: es ist den Weibern auch nicht schimpflich, von ihren Männern verlassen zu werden. Demungeachtet bemerkt man zuweilen an den jungen Ehemännern eine ungewöhnliche Sorgfalt für ihre Kleidung, und eine Verfeinerung der Sitten, die auf den Wunsch, ihren Weibern zu gefallen, schließen läßt; so wie auf der andern Seite die verlassenen Weiber durch die Abnahme ihrer Gesundheit den innern Kummer, der sie verzehret, offenbaren."

Inzwischen gesteht er ein, daß dieß nur als Ausnahme anzusehen sey, und daß im Ganzen das Weib, an die Unbeständigkeit des Mannes gewöhnt, sich nur vorübergehender Aufwallungen des Zorns und des

Schmerzes überlasse, sich aber bald tröste, wenn es nur übrigens schicklich behandelt würde. Die Mütter, welche ihre Liebe ganz auf ihre Kinder wendeten, wären die glücklichsten, und fänden zugleich in ihr einen Grund, das gute Vernehmen mit dem Vater möglichst zu bewahren.

Eine Zeitlang nach der Hochzeit, erzählt uns Russel weiter, hält sich der junge Türke nur an seine Gattin, und erst wenn er älter und Herr seines Vermögens wird, legt er sich mehrere Weiber zu. Ob es gleich Grundsatz ist, das Vergnügen in der Abwechselung zu suchen, so bleibt doch Mancher auf Lebenslang an einem Gegenstand gefesselt, der ihm, wenn er gleich durch Sinnlichkeit zu vorübergehenden Ausschweifungen hingerissen wird, immer wieder zurückruft, und oft mehr durch sein Benehmen, als durch die Macht seiner körperlichen Reihe fesselt.

Die erste Gattin ist gewöhnlich auch die erste im Range unter den Bewohnerinnen des Harems, und genießt einer gewissen Achtung von allen übrigen. Wohnen mehrere Familien zusammen, so hat die Frau des Vaters, oder nach ihrem Tode die des ältern Bruders den Vorsitz. Sie hat eine große Macht in dem Harem, und nutzt diese, um Unordnungen und Zwisten vorzubeugen.

Russel erklärt sich durchaus dagegen, daß die eheliche Treue durch heimliche Intriguen oft gebrochen werde. Er behauptet aber auch, daß nicht bloß die äußern Hindernisse, sondern früh eingeprägte Sittsamkeit das zärtere Geschlecht vor Ausschweifungen bewahren. Er versucht es auf alle Art, uns zu überreden, daß das Glück ehelicher Verbindungen nicht geringer

in der Türkey als bey uns ſey. „Die Gattinnen, ſagt er, werden mit einer Schonung behandelt, in die ſich oft Zärtlichkeit miſcht. So wie ſich die Familie vergrößert, nimmt die mütterliche Fürſorge immer an Werth zu. Der Türke, der gewöhnlich zärtlicher Vater iſt, ſchätzt und liebt die häuslichen Tugenden, von denen ſeine eigene Ruhe und das Wohl ſeiner Kinder abhängt. Wo die Zuneigung aufhört, da tritt Gewohnheit an ihre Stelle. Die Liebe zum Frieden, und die Armuth halten den größten Theil der Männer ab, mehrere Weiber zu nehmen, oder, mit Vernachläſſigung aller Schonung für die erſten Frauen, ſich einer neuen Neigung zu überlaſſen. Sie werden im Alter von ihren Männern geehrt, und finden eine Stütze an ihren Kindern."

Dieß iſt das Bild, das uns Ruſſel von den türkiſchen Frauen liefert. So ſehr er ſich bemüht, es in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen, ſo erſcheint es doch als das Bild von Halbmenſchen, die zum ſinnlichen Genuſſe, zur Unterhaltung, zum Prunk und zum Kinderzeugen, für die Männer geſchaffen ſind. Ihr Glück iſt das Glück eines Blödſinnigen, den man gut hält, dem man es an nichts fehlen läßt, was zu ſeiner Erhaltung, Pflege, und Zerſtreuung dienen kann, dem man aber durchaus keine ſolche Freiheit geſtattet, woraus das Gefühl der Selbſtbeſtimmung und einer mit unſern Kräften im Verhältniſſe ſtehenden Thätigkeit entſpringt. Die angeſehenſte Frau iſt immer nur Herrin in ihrem Harem, nicht Herrin des ganzen Hauſes, nicht Vorſteherin des Haushalts. Von der Idee der Einſchließung läßt ſich die Idee des Eigenthums und der ſelbſtiſchen Beziehung des eingeſchloſſenen

Weibes auf den Mann gar nicht trennen, wenn dieser auch mit wahrer Zuneigung und Leidenschaft an einer seiner Gattinnen hängen sollte.

Schonung, Verzärtelung, Dankbarkeit, Gefühl desjenigen, was ihm seine Beyschläferin, die Mutter und Pflegerin seiner Kinder, werth sey, kann in seinem Betragen liegen, nicht aber Achtung.

Unter Völkern, bey denen diese Sitte herrscht, kann folglich Geschlechtsliebe weiter nichts heißen, als leidenschaftliches Bestreben nach dem Besitze der Person des Weibes. Dieser Besitz wird nicht sowohl dem Herzen, als den äußern Verhältnissen abgewonnen. — Das Buhlen um Gegengunst kann nur ein Ankörnen zur gänzlichen Hingebung bedeuten, wodurch der Despot sein Vergnügen zu erhöhen sucht, und wozu er Sinnlichkeit und Eitelkeit als Mittel nutzt. Zärtlichkeit, Freundschaft, oder liebende Leidenschaft, in dem Sinne, wie diese Wörter oft in diesem Werke erklärt sind, können nach der ganzen Lage, worin die beyden Geschlechter zu einander stehen, wenigstens nicht als gewöhnlich angenommen werden.

Viertes Kapitel.

Dritte Stufe der Kultur. Das Weib wird zur Matrone, zur Hausfrau, und zum Mitgliede der örtlichen Gesellschaft: es genießt derjenigen Achtung, welche die treue Ausfüllung eines, von dem Manne vorgeschriebenen Zwecks einflößt.

Meiner Meinung nach stand die Gattin zu den Zeiten Homers bereits auf der Stufe der Matrone, der örtlich geachteten Hausfrau. Mithin stand sie schon damals über der Sklavin, und über dem eingeschlossenen Familienmitgliede. Sie genoß einiger Menschenrechte, und hing mit der örtlichen Gesellschaft durch eine gewisse Wirksamkeit außer Hause, obgleich mittelbar durch den Mann, zusammen.

Der Thalamus, der Theil des Hauses, worin das Frauenzimmer wohnte, war kein Harem, kein Gefängniß, worin die Gattin, abgesondert von der Gesellschaft ihres Gatten, ihr Leben zwischen ihren Nebenbuhlerinnen hätte zubringen müssen. Sie war nicht bloß Genossin des Bettes des Hausherrn, sie war zugleich Genossin seines Tisches, und theilte mit ihm alle Familienverhältnisse des Hauses. Nur Eine durch rechtmäßige Ehe mit dem Manne verbundene Gattin finden wir bey den eigentlichen Argivern. Schon dadurch zeichnet sich das Weib beym Homer scharf von den heutigen Morgenländerinnen ab.

Noch weit mehr aber unterscheidet sich ihr Zustand durch die Wirksamkeit, die den Weibern außer Hause vom Homer eingeräumt wird. Sie nehmen an feyerlichen Opfern Theil, und halten Prozessionen. Sie

ſind Prieſterinnen der Gottheit, und der Aberglaube, der durch ihren Mund die Zukunft verkündigen läßt, vermehrt die Schätzung, die ſie genießen. Sie tragen zur Feyer feſtlicher Tage durch Tänze bey; Chöre von Mädchen ziehen ihre Reigen neben Chören von Jünglingen: ja, man findet ein Bild auf dem Schilde des Achilles, wo beyde mit verſchlungenen Armen tanzen. Geſchäfte, die zur Wirthſchaft gehören, und Neugierde rufen ſie auf die Straßen. Sie nehmen in ihrem Hauſe an der Bewirthung der Gaſtfreunde unmittelbaren Antheil durch perſönliche Dienſtreichung. Sie ſind bey Gaſtmählern zugegen, kaufen ſelbſt ihren Schmuck von fremden Handelsleuten ein, und erſcheinen ſogar vor der Verſammlung der Aelteſten im Volke.

Die Gattin genießt nicht bloß des öffentlichen Schutzes, ſie erhält auch einen gewiſſen Grad öffentlicher Werthſchätzung und Achtung. Sie wird nicht bloß die Gebieterin in ihrem Hauſe genannt; Homer bezeichnet ſie auch durch die Nahmen der Geehrten, der Geachteten. Dieſe ſichern ihr ſchöne Züge der Sittſamkeit und ſogar der edelſten Aufopferung für den Gatten, die der Dichter uns überliefert hat, und die zum Theil den unverkennbaren Charakter freyer Selbſtbeſtimmung an ſich tragen. So das Betragen der Penelope. Man findet Spuren der engſten Anſchließung der Gatten an die Perſon ihrer Weiber, die zuweilen mit Affekten des uneigennützigſten Wohlwollens gemiſcht ſind. So die Rede Hektors an Andromache. Man kannte eine höhere Sinnlichkeit als die bloß körperliche. Das Koſen und trauliche Zuſammenleben mit der Gatten.

und die Eintracht der Herzen gehörten mit zum Begriff des häuslichen Glücks.

Besonders merkwürdig ist der Umstand, daß Homer nicht nur einzelne Weiber sich im Kriege durch Heldenmuth auszeichnen, sondern auch einige an der Länderregierung Antheil nehmen läßt. Ein Beweis, daß er die Weiber einer Veredlung nach den damahligen Begriffen von Vollkommenheit fähig hielt, die höher ging, als diejenige war, wozu sie ihrer gewöhnlichen Erziehung nach ausgebildet wurden.

Neben diesen und andern Spuren einer Kultur der Begriffe über das Verhältniß der beyden Geschlechter zu einander, die ungefähr so weit reicht, als es irgend eine Nation unter den alten gebracht hat, zeigen sich andere, die auf eine große Rohheit schließen lassen. Dahin gehören die Heyrathen unter den Mitgliedern einer Familie, und besonders das Abkaufen und Abverdienen der Töchter, welche die Helden zu Gattinnen wählten. Selbst die heldenmüthigen Unternehmungen der Freyer, den Schwiegereltern Rinder zu erbeuten, oder sie von ihren Feinden zu befreyen, und dafür die Töchter zum Lohne zu erhalten, deuten mehr auf eine Aehnlichkeit mit den Sitten der Kamtschadalen, als mit denen der Ritterzeiten hin, wenn gleich diese letzten eine ähnliche Entstehungsart gehabt haben können. Zwar ward oft ein Heyrathsgut mitgegeben, aber dieß scheint nur eine Ausnahme gewesen zu seyn. Aus Wahl, aus Neigung wurden die Ehen der Regel nach nicht geschlossen, und die Braut kam oft zugleich in die erste Bekanntschaft und in den Besitz des Bräutigams. Selbst die Söhne hatten das Recht, ihre Mütter wieder zu verheyrathen, und nur der gute

Sohn fragte ihren Geſchmack dabey um Rath. Ueberhaupt hing die Frau hauptſächlich durch ihren Mann mit der größern Geſellſchaft zuſammen, und die Wittwe ſcheint ein trauriges Loos genoſſen zu haben. Der Ehebruch ward gewiß verabſcheuet, und Treue der Gattinnen ward ſehr hoch geachtet. Die Veranlaſſung zum trojaniſchen Kriege, der Raub der Helena, beweiſet nichts für die Gleichgültigkeit gegen die Beſleckung des Ehebetts. Der Raub war eine Nationalbeleidigung, und der Erſatz der Beute gehörte mit zur Büßung des Frevels. Auch würde die Vergütung an Gelde für die Beſchimpfung des Ehebettes, die aus der Muthe von den Umarmungen der Aphrodite und des Ares wahrſcheinlich wird, gegen die Denkungsart der damahligen Zeit nichts erweiſen. Aber der Mann war zur Treue gegen ſeine Gattin nicht einmahl durch die gute Sitte gebunden. Selbſt die edelſten, und ihren Frauen ergebenſten Männer legten ſich Beyſchläferinnen bey, und enthielten ſich ihrer nur zuweilen aus Liebe zum Hausfrieden.

Weiter: Wenn die Weiber gleich nicht eingeſchloſſen waren, ſo war doch ihre Freiheit durch Sitten und Oberaufſicht des Mannes und ſeiner Agenten äußerſt beſchränkt. Die Art, wie ſie ſich außer Hauſe zeigten, deutet bey weiten nicht auf die Vorſtellung hin, daß das Frauenzimmer ſich ſelbſt zur Sittſamkeit beſtimme, und ſich ſelbſt vor Gefahren der Verſuchung allein bewahren könne. Es ging verſchleyert, und nicht leicht ohne Begleitung von Sklaven. Der Ton, den Gatten gegen ihre Gattinnen, und Söhne gegen ihre Mütter annahmen, bleibt, wenn man gleich Vieles auf die Simplicität des Zeitalters abrechnet, immer herriſch,

und verräth nicht bloß den Beschützer, den Rathgeber, sondern den Oberherrn und Aufseher.

Nimmt man diese Bemerkungen zusammen, so bleibt das Weib nach der Homerischen Darstellung über der eingeschlossenen Morgenländerin stehen. Denn diese ist des Gebrauchs des schätzbarsten Guts des Menschen, seiner Selbstbestimmung zur Erfüllung eines gewissen Zwecks ganz beraubt. Sie muß dem Manne zum Werkzeuge der Befriedigung seiner Geschlechtssympathie dienen, weil er sie durch äußere Vorrichtungen dazu zwingt. Fühlt sie sich auch im Stande, diesen Zweck durch Widerspenstigkeit in dem engen Bezirke ihres Harems zu hindern; so kann ihr doch die Entäußerung dieser Gewalt, zu der sie von Jugend auf angezogen wird, und wozu sie durch die empfindlichsten Strafen angehalten werden kann, zu keinem Verdienste angerechnet werden. Die Morgenländerin ist daher nur in sehr eingeschränkter Maße ein gutes Mitglied der Familie aus eigener Wahl. Sie ist gar nicht Mitglied der örtlichen Gesellschaft, weil sie außer Hause keine Art der Wirksamkeit äußert, und die Gesetze und die öffentliche Meinung ihr bloß denjenigen Schutz angedeihen lassen, den sie jedem andern Stücke des Eigenthums eines Mannes gewähren. Auf örtliche Achtung hat sie also gar keinen Anspruch.

Die Griechin beym Homer genießt dagegen unstreitig einige Rechte eines vernünftigen Wesens und eines Mitgliedes der größern Gesellschaft. Sie bestimmt sich selbst unter Aufsicht des Mannes zur Erfüllung des Zwecks, ihrem Hauswesen vorzustehen. Sie hat mehr Gelegenheit, diesen Zweck zu hindern, und ihn in hervorstechender Maße zu erfüllen. Sie ist also eines

gröſsern Verdienſtes als Genoſſin des Hauſes fähig. Sie hängt aber auch mit der gröſsern Geſellſchaft näher zuſammen, weil ſie durch eine gewiſſe Wirkſamkeit, die ſich über die Grenzen ihres Hauſes hinaus erſtreckt, dem Publiko intereſſanter wird. Die Achtung, deren ſie ſich als Hausfrau würdig macht, befördert die allgemeine Sittlichkeit, ſo wie die Verachtung, die ſie ſich zuzieht, dieſe beleidigt.

Demungeachtet ſteht die Griechin noch weit unter der Stufe, zu der das zärtere Geſchlecht in Gemäſsheit ſeiner Anlagen gehoben werden kann, und wirklich bey uns gehoben iſt. Homer fühlt nicht, daſs das Weib ſich in ſeinem Urtheile über Pflicht, Beſtimmung, Glück und Selbſtzufriedenheit, ſelbſt ordnen müſſe: daſs es ein Recht habe, ſeine Kräfte in Gemäſsheit ſeiner zärteren Natur möglichſt auszubilden, und ſich dadurch, und durch das Bewuſstſeyn ſeiner freyeſten Wirkſamkeit glücklich zu fühlen: daſs die Pflichten, die es gegen den Mann als Hausmutter hat, nur Verhältniſſe, Bedingungen ſind, um zu ſeinem ſelbſteigenen Zwecke, als Menſch, zu gelangen, nicht aber letzter Zweck: daſs endlich das Weib als Mitglied und Führerin geſelliger Zuſammenkünfte einen unmittelbaren Antheil an der gröſsern Geſellſchaft nehmen könne. Nein! das Weib iſt ihm ein Aggregat des Mannes: ein Mittel zu dem Zwecke, dem der Mann ihm vorſchreibt, und den er nach ſeinen eigenen Bedürfniſſen beſtimmt. Die kinderloſe Wittwe, die unverheyrathete Waiſe muſs ihm daher in dem groſsen Plane der Schöpfung und der Geſellſchaft als ein ziemlich unnützes Glied erſcheinen.

Hieraus laſſen ſich ungefähr die Begriffe der damahligen Zeit über Geſchlechtsliebe und engere Verbindungen überhaupt zwiſchen beyden Geſchlechtern beſtimmen.

Der Mann konnte noch immer in der Frau keine völlige Selbſtändigkeit, keine Gleichheit ihrer Natur mit der ſeinigen, folglich auch keine Vereinigung derſelben anerkennen. Dasjenige, was man gewöhnlich Freundſchaft zum Weibe nennt, und was ich Geſchlechtszärtlichkeit genannt habe, fand alſo der Regel nach nicht Statt.

Geſchlechtsliebe heißt beym Homer noch immer leidenſchaftliches Streben nach dem Beſitze der Perſon. Weil aber die Zuneigung, welche das freyere Weib dem Manne ſchenkt, und die Treue, die es ihm bey mehrerer Gelegenheit zum Betruge bewahrt, die Einräumung und Erhaltung jenes Beſitzes koſtbarer machen; ſo iſt höchſt wahrſcheinlich die Gegengunſt des Weibes der Mittelzweck jenes leidenſchaftlichen Beſtrebens geweſen. Geſchlechtsliebe kann alſo hier für leidenſchaftliches Streben nach Einwilligung des Weibes in den Beſitz ſeiner Perſon und deſſen Bewahrung angenommen werden. Bey mehrerer Freiheit und Wirkſamkeit des Weibes laſſen ſich auch mehrere Verbindungspunkte für die Liebenden, und ein erhöheter Antheil an ihrem gemeinſchaftlichen Wohl vorausſetzen. Der Mann hat für die Gattin zwar nicht diejenige Achtung hegen können, welche ein Menſch einflößt, der ſich ſelbſt ſeinen Zweck beſtimmt; aber er hat diejenige für ſie empfinden mögen, welche die treue Ausfüllung eines gegebenen Zwecks mit ſich führt. Und dieſe Achtung iſt dem Weibe nicht bloß von dem Gatten, ſondern auch von der örtlichen Geſellſchaft gezollt worden.

Fünftes Kapitel.

Begriffe der Griechen über Geſchlechtsverbindung und Liebe von Homer an, bis zu den Zeiten des Untergangs ihrer Freiheit.

Es fehlen mir hinreichende Nachrichten, um etwas Zuverläſſiges über das Verhältniß der beyden Geſchlechter gegen einander, und über die davon abhängenden Begriffe von Geſchlechtsſympathie und Liebe in den verſchiedenen griechiſchen Staaten und Pflanzſtädten, außer Athen, zu ſagen. Dieſer Mangel zeigt ſich am ſtärkſten in dem Zeitraume vom Homer an bis zu Alexander dem Großen. Wir haben nur wenige Schriftſteller aus dieſer Zeit übrig behalten, die nicht Athenienſer geweſen wären, und die Sitten dieſer ihrer Vaterſtadt vorzüglich vor Augen gehabt hätten. Ich kann mich aber über die Lücke, die ich hier laſſen muß, um ſo eher tröſten, da die Denkungsart der übrigen Griechen, außer Athen, auf die nachfolgenden Zeiten wenigen Einfluß gehabt zu haben ſcheint.

Ein Paar Bemerkungen über den angezeigten Gegenſtand will ich mir dennoch erlauben.

Die Begriffe über das Verhältniß des Mannes zum Weibe ſcheinen ungefähr die nehmlichen geblieben zu ſeyn, die ich aus dem Homer entwickelt habe. Die Frau war der Regel nach Matrone, örtlich geachtete Hausfrau — — Beſorgung der Wirthſchaft, Erziehung der Kinder, Pflege und Unterhaltung des Mannes, ſcheinen ihre hauptſächliche Beſtimmung geweſen zu ſeyn. Nirgends iſt ſie eingeſchloſſen geweſen: aber in den mehrſten Staaten haben die Sitten ſie an eine große

Eingezogenheit gewöhnt. Völlige Menſchenrechte, völlige Rechte eines Mitglieds der gröſsern Geſellſchaft, hat man ihr wahrſcheinlich nirgends eingeräumt. Das ſtärkere Geſchlecht iſt immer als Zweck des Daſeyns des zärteren angeſehen, und als mittleres Glied, wodurch das letzte an der gröſsern Geſellſchaft gehangen hat.

Es läſst ſich aber vorausſetzen, daſs dieſe Begriffe in verſchiedenen Staaten verſchiedene Modificationen erlitten haben. In Macedonien beſaſsen die Königinnen einen Grad von Anſehn und Macht, der gewiſs nicht ohne Einfluſs auf den Zuſtand der Weiber unter ihren Unterthanen geblieben ſeyn wird. Die Argiverinnen genoſſen, nach dem Zeugniſſe des Plutarch, [3]) einer ausgezeichneten Achtung bey ihren Männern wegen der Heldenthaten, wodurch ſie ſich unter Anführung der Dichterin Teleſilla im Kriege gegen die Spartaner um die Befreyung ihres Vaterlandes verdient gemacht hatten. Die Cyaniſchen Weiber zeichneten ſich, nach dem Zeugniſſe eben dieſes Schriftſtellers, durch eine freye Wahl ihrer Gatten, und durch die Treue aus, mit der ſie ihnen anhingen, ein Verhältniſs, das ihnen nothwendig höhere Achtung geſichert haben muſs. In Groſsgriechenland erkannte man in den Weibern eine beſondere Anlage zur Philoſophie und zu den Wiſſenſchaften an: die pythagoräiſche Schule, die daſelbſt einheimiſch war, hat mehrere gelehrte Frauen aufzuweiſen. [4]) In Korinth, auf den Inſeln des Archipelagus, und in den griechiſchen Kolonien in Kleinaſien legten ſie ſich mehr auf angenehme Talente, und

3) Von den Tugenden der Weiber.

4) Wolfii Catalogus feminarum olim illustrium.

ewarben ſich dadurch einen Werth, der uns noch heut
u Tage die Nahmen der Sappho, Corinna, und
nderer intereſſant macht. Doch! wie geſagt! hier
leibt überall ein Feld zur weitern Nachleſe und
earbeitung übrig. Ich eile bloß darum darüber weg,
eil es zu meinem Zwecke nur unwichtige Früchte
ntragen kann.

Der intereſſanteſte Gegenſtand einer künftigen
nterſuchung würde unſtreitig der Zuſtand der ſparta-
iſchen Weiber ſeyn. Mich dünkt, die Nachrichten,
ie uns darüber aufbewahret ſind, bedürfen einer
ähern Kritik. Sie ſcheinen ſich zu widerſprechen,
enn man gleich die Verſchiedenheit der Zeiten mit
n Anſchlag bringt. Vor allen Dingen würde aber
ohl die Behauptung näher zu prüfen ſeyn: daß
ie Spartanerinnen einer beſondern Achtung und
reiheit genoſſen hätten. Mir ſcheint gerade das
Gegentheil an.

Die jungen Spartanerinnen wurden ganz ſo erzo-
en, als ob man ſie zu Männern hätte umſchaffen
ollen. Sie wurden mit Knaben und Jünglingen zu
eibesübungen angeleitet, man ſuchte ihre Schamhaf-
igkeit zu unterdrücken, und ihnen dagegen einen
runkenden Trotz gegen die Pflichten des Anſtandes,
o wie gegen Leiden und Schmerzen einzuflößen. So
auten die Nachrichten, die ich einſtweilen für richtig
nnehmen will. Aber welches war nun der Zweck
ieſer Erziehung, wodurch die Spartanerin ihr eigenes
Geſchlecht verließ, und ein anderes annahm? Vielleicht,
m mit den Männern in den Krieg zu ziehen: oder
aheim die Beſchäftigungen des ſtärkern Geſchlechts,
en Ackerbau, u. ſ. w. zu beſorgen? Nein! Von beyden

waren sie ausgeschlossen. Nach der männlichen Erziehung, die sie als Mädchen genossen hatten, mußten sie als Gattinnen sich der Wollenfabrikation widmen. [1]) Also war der Zweck dieser Einrichtung kein anderer, als der, den Spartanerinnen eine Weichlichkeit zu nehmen, womit sie ihre Männer hätten anstecken können. Kann man sich einen deutlichern Ausdruck der Geringschätzung des zärtern Geschlechts denken, als diesen? Ist es möglich, die Selbständigkeit des Weibes mehr zu vernichten, als wenn man ihm den Anspruch auf eine ihm eigenthümliche Vortrefflichkeit raubt, ohne ihm den Anspruch auf eine Vortrefflichkeit von anderer Art zu sichern? Geht der Geist der Gesetze des Lykurg nicht offenbar dahin: daß das Weib als ein zum Kinderzeugen unentbehrliches Werkzeug zwar nicht aus der Republik verbannt werden könne, aber doch seiner fehlerhaften Natur wegen aufhören müsse, das zu seyn, was es ist, um ein moralisch gelähmtes Neutrum abzugeben? Wie war so alles dabey auf das Glück des Mannes berechnet, und das Wohl des Weibes so ganz daben vergessen! Es erhielt nur das Gefühl einer ihm fremden Kraft, um das Gefühl einer beständigen Kraftlosigkeit stärker in ihm zu gründen. Denn nie konnte es ganz Mann werden, und es hatte doch aufgehört, Weib zu seyn! Es war außerhalb Hauses ein Mittelgeschöpf zwischen dem Heloten, (dem Sklaven,) und dem Manne; daheim aber ohne häusliche Rechte, Freuden, Thätigkeit!

Der Mann liebte den Jüngling, mußte ihn lieben nach den Gesetzen. Also war das Weib weiter nichts,

1. Plato de Legg. L. VII. p. 806.

als ein unschädlich gemachtes Werkzeug, die Sinnlichkeit zu befriedigen, und Nachkommenschaft zu gewinnen. Die Gattin stand weit unter dem Range einer Matrone bey andern Völkern.

Ich führe zum Beweise dieser Behauptung nicht den Umstand an, daß die Bande der Ehe durch eine Art von Gemeinschaft der Weiber beynahe aufgelöst gewesen seyn sollen. Ist diese Nachricht wahr, so hat unmöglich der Ehebruch in Sparta eine unerhörte Sache vor dem peloponnesischen Kriege seyn können. Es kann auch in der Armuth allein kein hinreichender Grund liegen, um bey solchen Gesetzen Reinheit der Sitten in diesem Stücke aufrecht zu erhalten. Es liegt in der Natur des Menschen, folglich auch des Weibes, der Wunsch, das Gefühl seiner Kraft und seiner Wichtigkeit zu genießen. Kein Gesetzgeber kann dem Weibe die Macht nehmen, die ihm das Verlangen von Seiten des Mannes über diesen sichert, und es wird mit seinen Reitzen um so mehr und um so gröber zu wuchern suchen, je mehr man ihm alle andere Gelegenheit nimmt, seinen Platz neben dem Manne zu behaupten, und sich selbständig wirksam zu fühlen. Die wirthschaftliche Vorsteherin eines Hauses ist nicht bloß darum keuscher als das unthätige Mädchen, weil sie mehr beschäftigt ist, sondern auch darum, weil sie ein größeres Gefühl von ihrer Wichtigkeit hat, und dieß weniger durch die Begierden, die sie den Männern einflößt, zu erwecken sucht.

Aus diesen Gründen kann ich der Spartanerin nicht mehrere Selbständigkeit einräumen, als den übrigen Griechinnen, ja! ich muß behaupten, daß sie in jedem Betrachte noch unter ihnen gestanden haben.

Sollten die Beyspiele weiblicher Tugenden, die uns Plutarch überliefert hat, für die allgemeine Denkungsart der früheren Zeiten einen Beweis abgeben können; so würden die Weiber in ganz Griechenland nur in so fern einen Anspruch auf ausgezeichnete Achtung gehabt haben, als sie sich unmittelbar durch männliche Tugenden um ihr Vaterland verdient gemacht, oder eine vordringende Stärke des Charakters gezeigt hätten. Denn unter allen Beyspielen tugendhafter Weiber, die er anführt, ist Stratonica, die ihrem geliebten Gemahl eine Beyschläferin verlegt, um ihre Unfruchtbarkeit zu ersetzen, die einzige, die einen Adel der Seele von der duldenden Art verräth. Alle übrigen zeichnen sich durch muthvolle Unternehmungen zum Besten ihres Vaterlandes, und durch Verachtung des Lebens aus. Diesemnach würden die eigenthümlichen Vorzüge des Weibes zwar in Werth gehalten, aber nicht hochgeachtet seyn, und dieser Umstand würde bey der seltenern Gelegenheit, die sich dem Weibe darbietet, als Mann zu handeln, einen neuen Grund abgeben, auf die Verkennung ihrer Selbständigkeit in Gemäßheit ihres Geschlechts zu schließen.

Ehe die Idee nicht gegründet ist, daß das Weib ein selbständiger Mensch, so gut wie der Mann, ist, eben so gut, wie er, seinen Zweck in sich hat, eben so gut wie er, vortrefflich und vollkommen in seiner Art seyn kann, je mehr es sich diesem seinem Zwecke nähert; eher kann keine liebende Vereinigung der Naturen zwischen ihm und dem Manne, mithin keine Geschlechtszärtlichkeit, und wahrhaft liebende Leidenschaft allgemein anerkannt werden. Und beydes, ich darf es dreist sagen, ist von den Griechen in ihren

Verhältnissen zwischen solchen Personen, die den äußern Kennzeichen nach Mann und Weib waren der Regel nach nicht anerkannt worden: Es ist keine herrschende Idee bey ihnen gewesen, daß der Mann mit Zärtlichkeit, (d. h. mit Freundschaft,) an der Gattin hängen könnte.

Sie kannten allerdings Geschlechtszärtlichkeit, aber zwischen Männern: zwischen solchen Personen, die ihrem innern Charakter nach allerdings zu verschiedenen Geschlechtern gehörten, aber nicht für Gatte und Gattin nach äußern Kennzeichen gelten konnten. Hierüber in der Folge mehr.

Was der Mann für das Weib empfand, war eigennütziges, augenblickliches Verlangen, oder vorübergehende Aufwallung der Liebe, oder persönliche Ergebenheit, Genossenschaft, die, je nachdem sich mehr oder weniger liebende Affekte einmischten, mehr oder weniger liebend war. Aber jenes Streben des Mannes, seiner Geliebten die freyeste Wirksamkeit der ihr eigenthümlichen Kräfte, die vollständigste Befriedigung der ihr eigenthümlichen Neigungen zu sichern, und nur in einem Genusse des Lebens mit ihr zusammen zu treffen, sie zu sich und zu seinen Verhältnissen heraufzuheben, oder, wo dieß ihre Natur nicht zuläßt, sich zu ihr und ihren Verhältnissen hinabzustellen; — dieß lag nicht in der Denkungsart der Griechen. Der Mann blieb, wenn er auch noch so liebend, und die Verbindung mit der Gattin noch so eng war, immer der gunstgeflissene Patron, sie die treue, zugeeignete Klientin. Wir finden in der alten Fabel und Geschichte viele Beyspiele der Aufopferung, sowohl von Seiten des Mannes als des Weibes, die auf Leidenschaft schließen

laſſen. Aber nur auf eine Leidenſchaft, die dem Beſitze der Perſon nachringt, und wobey der Leidenſchaftliche entweder, um dieſen zu erhalten, Ruhe und Leben hingiebt, oder in der Verzweiflung an der nachgeſtrebten Vereinigung gegen ſein einſames Daſeyn wüthet. Kein einziges Beyſpiel vermag ich zu finden, worin der Mann, um die Geliebte zu beglücken, ihren Beſitz aufgegeben, und ſich der Trennung von ihr, oder gar dem Tode gewidmet hätte. *) Dieſe Aufopferung für das Glück des geliebten Gegenſtandes iſt aber der einzige ſichere Charakter einer liebenden Leidenſchaft; nicht die Aufopferung eines Wohls und Lebens, das wir einzeln hinziehen müßten, und das uns gleichgültig wird, weil wir mit dem geliebten Gegenſtande nicht vereinigt leben können. Denn Beyſpiele einer leidenſchaftlichen Aufopferung dieſer letztern Art liefern die eigennützigſten Triebe. Sie kann mit der grauſamſten Behandlung des geliebten Gegenſtandes beſtehen. Ehrgeizige, geldgierige Menſchen können ſich nach dem Verluſt ihrer Ehre und ihres Vermögens ermorden, und der rohe Neger, der die Gefahr ahnet, daß ihm ſeine Geliebte entriſſen werde, iſt im Stande, ſich mit ihr ins Meer zu ſtürzen, oder ihr den Stahl in die Bruſt zu ſtoßen, den er nachher gegen ſich ſelbſt kehrt.

Es iſt möglich, daß einzelne Verbindungen den Charakter wahrer Zärtlichkeit angenommen haben.

6) Man ſehe die Reihe von Begebenheiten nach, die der Liebe ihre Entſtehung verdanken, und die Parthenius Nicenus aus ältern Schriftſtellern, die zum Theil aus dieſer Zeit waren, gezogen, unter dem Titel: de amatoriis affectionibus zuſammengeſtellt hat. Keine einzige läßt auf wahre Liebe ſchließen.

Allein daß dieſe Erfahrung häufig gemacht, anerkannt und geſchätzt ſey, das muß ich ſo lange läugnen, bis mir ein Beyſpiel aufgewieſen wird, worin ein Dichter oder Hiſtoriograph, der das Publikum mit ſeinen Darſtellungen zu intereſſieren ſuchte, einen Gatten geſchildert hat, der ſein Wohl aufopferte, um das Wohl der Gattin, als eines ſelbſtändigen Weſens, zu befördern. Man zeige mir eine Idee davon, daß der Mann ſeine Begierden unterdrückt habe, um die Gewiſſensruhe des Weibes zu ſchonen; oder daß er ſeine Mühe darauf verwandt habe, Herz und Geiſt ſeiner Gattin zu ihrem eigenen Genuſſe zu bilden; oder daß er in den Tod gegangen ſey, ein Weib im Leben zu erhalten, das ſich ſeinem Nebenbuhler ergeben hatte. Ideen, die uns geläufig ſind, und den Griechen in der Liebe zu den Lieblingen nicht fremd waren!

Die Geſchlechtsſympathie hat ſich in dieſer Zeit ſehr verfeinert, ſelbſt in den Verhältniſſen zwiſchen dem Gatten und der Gattin. Durch die immer mehr überhand nehmenden Mißbräuche der Verbindungen zwiſchen Perſonen, die äußern Kennzeichen nach zu einerley Geſchlecht gehörten, hat die Lüſternheit eine gewiſſe Mäßigung im Genuſſe, und eine Vervielfältigung der Liebkoſungen gelernt, die zur Dauer und Mannigfaltigkeit der körperlichen Luſt beygetragen haben. 7) Durch Ausbildung des Gefühlvermögens überhaupt hat man immer mehr gelernt, aus den Empfindungen, die Sinne und Herz darboten, alles

7) Was ich damit ſagen will, drückt ein Vers beym Theokrit, Idylle 3. 20. Edit. Harles. ſehr gut aus: Inest et in oculis inanibus dulcis voluptas.

heraus zu ziehen, was wirklich darin lag, und was die Einbildungskraft hinein legen konnte. Man hat immer mehr gelernt, den Ausdruck dieser Empfindungen zu vervielfältigen, und durch beydes, und durch die Talente der edleren Unterhaltung, das trauliche Kosen unter den Verbündeten interessanter für den Geist zu machen. So erscheint die Geschlechtssympathie beym Anakreon. Es hat sogar Fälle geben müssen, worin ausgezeichnete Personen unter beyden Geschlechtern den leidenschaftlich Begehrenden bis zur Begeisterung haben hinreißen können. So erscheint die Geschlechtssympathie bey der Sappho. Unter den Freudenmädchen in Korinth und Kleinasien dürften mehrere eine gleiche Wirkung auf ihre Anbeter hervorgebracht haben.

Vierzehntes Buch.

Denkungsart der Athenienſer über Liebe zu den Weibern und die Verbindung mit ihnen bis zu den Zeiten Alexanders des Großen.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Die Denkungsart der Athenienſer über den Gegenſtand, der mich in dieſem Werke beſchäftigt, verdient meine ganze Aufmerkſamkeit. Sie hat den größten Einfluß auf die Denkungsart der nachfolgenden Jahrhunderte gehabt: ſie gehört dem aufgeklärteſten Volke an, von dem uns die Geſchichte Nachrichten aufbewahret hat, und zum Glück für uns ſind dieſe Nachrichten vollſtändiger, als wir ſie von irgend einem Volke der älteren Zeit beſitzen. Um aber das Verhältniß der Geſchlechter zu einander und die davon abhangenden Begriffe über Geſchlechtsverbindung und Liebe beſſer zu beurtheilen, muß ich einige Bemerkungen über die Art vorausſchicken, wie die Athenienſer über Menſchenwerth und Menſchenvortrefflichkeit dachten.

Athen war eine Republik: Patriotiſmus war die erſte unter den Pflichten und Tugenden, die ihre Einwohner kannten. Das höchſte Verdienſt beſtand darin, den Wohlſtand des Vaterlandes und ſein Anſehn bey den Barbaren und den benachbarten Griechen zu vermehren. Weisheit, Muth, Geſchicklichkeit, in Beziehung auf den Stand des handelnden Bürgers, machte eigentlich das Edle und Schöne nach der Denkungsart des größeren Haufens aus. Der Grundſatz: befördre durch weiſe Beherrſchung deiner Triebe deine eigene Glückſeligkeit und Ruhe auf die Dauer! war zwar in Athen, ſo wie überall, derjenige, der ſich durch ſeine Faßlichkeit und allgemeine Anwendbarkeit am meiſten empfahl. Inzwiſchen forderte Bürgerpflicht und Bürgerruhm zu mancher Aufopferung dieſer eigenen Glückſeligkeit auf, und die Athenienſer verſchmähten keines der Mittel, wodurch der öffentliche Geiſt unterſtützt werden konnte. Ehrgeiz war die edelſte der Leidenſchaften: Der Vorzug, an der Spitze der Republik und ihrer Bürger im Krieg und Frieden zu ſtehen, der rühmlichſte Zweck des Lebens, und da nichts ſo vortheilhaft für den Staat iſt, als die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit, mit der jeder einzelne Bürger an der myſtiſchen Perſon der Republik hängt, ſo legte man einen hohen Werth auf die Begeiſterung überhaupt, und beſonders auf diejenige, welche zu Aufopferungen des partikulären Intereſſes für das öffentliche anfeuert.

So dachte der Athenienſer im Ganzen: oder vielmehr, es war gute Sitte in Athen, ſo zu denken. Man verkannte dabey nicht den Werth ſolcher Tugenden, die den Menſchen für ſich, oder als Mitglied

einer Familie, oder im Verhältniß zu der Menſchheit überhaupt zieren und beglücken. Aber ſie waren den Bürgertugenden untergeordnet, und wenn der große Haufe von Adel und Schönheit ſprach, ſo verſtand er darunter Weisheit, Muth, Mäßigkeit und Geſchicklichkeit, wie ſie in einem thätigen, dem Wohl des Staats unmittelbar gewidmeten Leben erfordert werden, um ſich darin als Bürger auszuzeichnen. [8])

Hieraus ergiebt ſich ſogleich, daß der Athenienſer, ohne gerade das Weib zu verachten, ihm doch denjenigen Werth, den er auf den Mann als handelnden Bürger legte, nie zuſchreiben konnte. Das eigentlich Edle und Schöne paßte nicht auf das zärtere Geſchlecht nach ihren Begriffen. Aber eine Weiberverachtung, eine Verkennung ihres moraliſchen Werthes, als Menſchen, und Mitglieder der Familie und der größern örtlichen Geſellſchaft: eine Abneigung gegen die Ehe, als ein zwangvolles, bloß pflichtmäßiges Verhältniß, läßt ſich daraus keinesweges folgern. Man kann vielmehr beweiſen, daß die Athenienſer zu den Zeiten ihres Flors den Gattinnen einen hohen moraliſchen Werth, und der Verbindung mit ihnen einen großen Anſpruch auf Beglückung des Mannes beygelegt haben.

Um aber in dieſer höchſt beſtrittenen Materie zu einer richtigen Erkenntniß zu kommen, muß man

8) Der Beweis der Richtigkeit dieſer Darſtellung liegt in den Geſchichtſchreibern, in den Schauſpieldichtern, in den Schriften der Philoſophen der damahligen Zeit: beſonders in den Dialogen des Plato und Xenophon, wenn man die Art betrachtet, wie diejenigen Perſonen reden, deren Grundſätze Sokrates berichtigen muß.

nothwendig die verſchiedenen Klaſſen der Weiber, und dann die verſchiedenen Geſichtspunkte von einander unterſcheiden, aus denen das Geſetz, oder die Regel für den großen Haufen, dann die gute Sitte, oder die Regel für den gebildeteren Athenienſer, und endlich der Philoſoph, oder der ausgezeichnete Selbſtdenker, das zärtere Geſchlecht betrachtet haben.

Zweytes Kapitel.

Denkungsart der Geſetzgeber und Staatsmänner über dieſe Materie.

Die Weiber in Athen laſſen ſich, in ſo fern ſie hier in Betracht kommen, unter drey Klaſſen bringen. Sie waren entweder freye, eingeborne Töchter, Schweſtern, Gattinnen der Staatsbürger; oder Fremde, Freygelaſſene, Töchter von Freygelaſſenen; eine Klaſſe, woraus die ſogenannten Freundinnen, (Hetären,) (Freudenmädchen, hergenommen wurden,) und endlich Sklavinnen, die oft zu Beyſchläferinnen dienten.

Die letzten liegen ganz außer dem Zwecke meiner Unterſuchung. Nur die Matrone und die ſogenannte Freundin werden meine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Ich will zuerſt den Geiſt der athenienſiſchen Geſetzgebung und Politik in Anſehung der Matronen etwas näher zu entwickeln ſuchen.

Die Geſetze des Solon *) über die ehelichen und Familien-Verhältniſſe deuten auf Ueberbleibſel eines

*) Oder vielmehr die Sammlung von Verordnungen, die man ihm beylegt. Daß hierunter viel Apokryphiſches ſey, iſt nur höchſt wahrſcheinlich.

patriarchaliſchen Regimente hin. Daher die Heyrathen zwiſchen Perſonen in der Familie ſelbſt: [10]) daher das Recht der Väter, der Brüder, der Vormünder, die Töchter nach Gutbefinden zu verloben: Daher das Recht der Väter, über Leben und Tod neugeborner Kinder zu entſcheiden, und ſie der Familienrechte zu berauben: [11]) Daher beſonders das Recht der Verwandten, die reichen Erbinnen nach dem Grade der Blutsfreundſchaft gerichtlich zur Gattin auszuklagen; ein Geſetz, das durchaus ſeinen Grund in der Sorge gefunden haben muß, die Güter nicht aus der Familie kommen zu laſſen. Man vindicierte eine Erbin, wie man ein Legat vindicieret: ſtarb der erſte Mann ohne Kinder, ſo ging ſein Recht auf die hinterlaſſene Gattin an den nächſten Anverwandten über. War aber der vindicierende Gatte unfähig zu dem Zwecke der Ehe, ſo durfte ſie ſich mit demjenigen Anverwandten, der nach ihm der nächſte war, verbinden. [12])

10) Ueber die Heyrathen mit leiblichen Schweſtern herrſchen Widerſprüche in den Nachrichten der Alten. Plato und die Dichter ſtellen ſie als blutſchänderiſch dar. Solon ſoll ſie ausdrücklich erlaubt haben.

11) Barthelemy Voyage du jeune Anacharsis. T. 1. note 3. à la fin de l'introduction läugnet, daß Solon die Expoſition der Kinder durch ein ausdrückliches Geſetz erlaubt habe. Aber wenn kein geſchriebenes Geſetz darüber exiſtiert haben ſollte, ſo hat wenigſtens das Herkommen dieſen Gebrauch geſtattet. Petitus de legg. Atticis. p. 219. Edit. Wessel. Plato de Republ. l. V.

12) Man hat in dieſen Einrichtungen Spuren der Rohheit aufgeſpürt, und ganz laſſen ſie ſich von dieſem Vorwurfe

Alles dieß läßt auf keine Anerkennung der Selbſtändigkeit des Weibes nach dem Geiſte der Geſetze des Solon ſchließen, und man muß es ſagen: unbekümmert um die Erziehung des Mädchens, und die innere Lage der Gattin zu ihrem Manne, [1]) hat er nur dahin geſehen, dem Hausvater ſeine Eigenthumsrechte, und ſeine häusliche Ruhe zu ſichern. Ueberall bemerkt man, daß ſich die Geſetze des Weibes nur in ſo fern annehmen, als es mittelſt des Mannes mit dem Staate zuſammenhing. Die Matrone ſtand allerdings unter dem Schutze des Staates: aber hauptſächlich in ſo fern ſie den Beleidigungen oder der Verführung fremder Männer ausgeſetzt war, oder als ihre Lage gegen den Gatten und die Geſellſchaft der Population und den Sitten nachtheilig werden konnte. Der Weiber-Raub, und die ſchändliche Gewinnſucht der Gelegenheitsmacher, waren mit ſcharfen Strafen verpönt. Töchter und Schweſtern, die auf einer unehrbaren That ertappt wurden, konnten von ihren Eltern und Brüdern wie Sklavinnen verkauft werden. Der beleidigte Gatte durfte den Ehebrecher umbringen, und Verführung ward noch härter

nicht retten. Aber zum Theil hat man ſie auch unrecht verſtanden. Solon hat z. B. die Zahl der monatlichen Umarmungen nicht allgemein, ſondern bloß in Rückſicht der reichen Erbinnen vorgeſchrieben, damit dieſe nicht Opfer des bloßen Eigennutzes werden ſollten. Die Einlaſſung mit dem nächſten Anverwandten auf den Fall der Unfähigkeit des Gatten, muß von einer neuen Ehe nach Trennung von dem unfähigen Manne verſtanden werden.

[1]) Plato de Legg. Libr. VII.

beſtraft als Gewalt. Nur ein einziges freyes und eingebornes Weib ward als rechtmäßige Gattin anerkannt; nur die Verbindung mit ihm war Ehe, und Kinder, die nebenher gezeugt wurden, theilten weder die Pflichten noch die Vortheile derjenigen, welche das Geſetz als Repräſentanten der Familie anſah. Aber dieſe Matronen waren auch an eine große Eingezogenheit und an eine große Sorgfalt für den äußern Anſtand, wenn ſie öffentlich erſchienen, gebunden. Der Mann war ihr Richter daheim: ſie fanden nur bey den Anverwandten Schutz gegen ſeine üble Behandlung. [14]) Wollten ſie zur Scheidung ſchreiten, ſo mußten ſie den Scheidebrief ſelbſt vor Gericht überliefern, und ihre Schamhaftigkeit erlaubte ihnen nur ſelten, von dieſem Mittel Gebrauch zu machen. Die Geſetze banden den Mann nicht ausdrücklich an Treue: die Ausſchweifungen, die er mit ungebundenem Mädchen beging, galten nicht für Ehebruch. Solon errichtete ſogar der Venus Pandemos einen Tempel, und behandelte andere unnatürlichere Ausgelaſſenheiten mit Nachſicht. [15])

Aus allem dieſem erhellet ſo viel, daß die Geſetze ſich nur in ſo fern mit der Gattin beſchäftigt haben, als ſie zur Gewinnung einer rechtmäßigen Nachkommenſchaft wie ein unentbehrliches Werkzeug erſchien. „Nimm, ſagte Solon, ein einziges eheliches Bürgerkind zum Weibe, um Kinder zu zeugen!“ Dieß liegt

14) Euripides in der Andromache.

15) Die Data zu dieſen Bemerkungen habe ich hauptſächlich aus des Petiti Leges atticæ genommen.

ganz in dem Geiſte einer republikaniſchen Geſetzgebung, und vorzüglich der ältern, wornach das partikuläre Wohl des einzelnen Bürgers in keinem beſonderen Betracht gezogen, ſondern ſeiner eigenen Sorge und den Sitten überlaſſen wurde. Der Geſetzgeber und ſein Nachfolger, der Staatsmann, glaubten zufrieden ſeyn zu können, wenn ſie den Staat durch rechtmäßige Bevölkerung erhalten, und die öffentliche Ruhe und Sicherheit durch Sittenloſigkeit der Gattinnen, durch Frechheit der Buhlen, und durch lautgewordene Mißhelligkeiten der Familien nicht geſtört fänden. Ihre Verfügungen hielten den Pöbel unter allen Ständen zu derjenigen Ordnung an, ohne welche der Staat gar nicht beſtehen konnte. Sie ſahen in den engeren Verbindungen unter beyden Geſchlechtern nur das Weſentlichſte, Unentbehrlichſte zur Wohlfahrt des allgemeinen Beſten. Und ſo kann man es ſich denn erklären, wie Demoſthenes ſagen kann: „die Ehefrau ſey ein Mittel, um rechtmäßige Kinder zu gewinnen, und das Hausweſen in Ordnung zu erhalten;“ oder wie Thucydides behaupten mag: „diejenige Gattin verdiene das größte Lob, von der man außer Hauſe weder Gutes noch Böſes höre.“ Der Staatsmann muß ſo ſprechen, weil er von den Weibern im Ganzen nicht mehr verlangen kann, und die Republik beſtehen mag, wenn nur alle Weiber ohne Unterſchied dieſen Zweck erfüllen, und auf dieſen Ton geſtimmt ſind.

Das war die Regel für die Denkungsart des großen Haufens.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung: Begriffe und Grundsätze der guten Sitte über diesen Punkt.

Aber die gute Sitte, oder die Denkungsart des wohlerzogenen und gebildeteren Haufens unter den Athenienſern, iſt gewiß bey dieſen eingeſchränkten Forderungen des Geſetzgebers an die Matrone nicht ſtehen geblieben. Sie hat von der Gattin verlangt, daß ſie eine gute Hausfrau ſeyn ſolle: ſie hat ihr Anſpruch auf öffentliche Achtung für alle diejenigen Tugenden eingeräumt, die ein wirthſchaftliches, ſittſames, liebendes Weib im Kreiſe ſeiner Familie und in ſeinen Verhältniſſen zu dem Ganzen der menſchlichen Geſellſchaft zeigen kann; ja ſie hat dem zärteren Geſchlechte ſogar Anlagen zu männlicher Weisheit, zu Kenntniſſen, zur Seelenſtärke, und zum Patriotiſmus zugetrauet, und die einzelnen Weiber, die ſich dadurch auszeichneten, mit ihrem Intereſſe und ihrer Bewunderung begleitet.

Ich ſuche die Beweiſe dieſer Behauptung bey den Schauſpieldichtern auf, die uns aus den Zeiten des Flors der Athenienſer übrig geblieben ſind.

Von den Komikern hat ſich der einzige Ariſtophanes erhalten. Sein Zweck ging nicht dahin, die gute Sitte darzuſtellen; er ſuchte vielmehr überall die ſchlechte auf, um Lachen zu erregen. Wer auf ſo etwas ausgeht, iſt überhaupt kein gültiger Zeuge für den Werth oder Unwerth ſeiner Mitbürger: er iſt es aber um ſo weniger, wenn er mit ſich ſelbſt nicht übereinſtimmt. Der nehmliche Spötter des zärteren

Geſchlechts, der ihm die gröbſten Laſter und die niedrigſte Verworfenheit Schuld giebt, greift den Euripides wegen ſeiner Weiberfeindſchaft an. Wir werden gleich ſehen, mit welchem Rechte. Genug! Ein Komiker wie Ariſtophanes nimmt die Sitten einzelner hervorſtechender Individuen für Sitten eines ganzen Standes und Geſchlechts an, und übertreibt die Farben, um die Wirkung, die er beabſichtigt, zu erhöhen. Ich glaube nicht, daß man aus ſeinen Darſtellungen etwas Zuverläſſiges über die Denkungsart der gebildeteren Klaſſe in Athen in irgend einem Stücke folgern könne.

Die Werke der Tragiker ſcheinen mir eine wichtigere Quelle zu ſeyn, um daraus Kenntniſſe über den Werth der Frauen, der engeren Verhältniſſe zwiſchen ihnen und den Männern, und über die Liebe nach den Begriffen der Athenienſer zu ſchöpfen. Aber man muß ſie mit Behutſamkeit nutzen.

Der Tragiker ſchildert ausgezeichnete Menſchen, Menſchen, die ſich über das Gemeine an Tugenden, Laſtern, und Schickſalen erheben: er nimmt ſeine Helden, und die Lage, in die er ſie verſetzt, gemeiniglich aus der Vorzeit, und oft aus der Geſchichte benachbarter Länder. Er ſucht das Intereſſe des gebildeteren Haufens ſeiner Zuſchauer zu erwecken. Alle dieſe Rückſichten entfernen ihn um etwas von den lokalen Sitten des größern Haufens, und ſelbſt von denen der guten Geſellſchaft. Man kann alſo ſchlechterdings nicht behaupten, daß alle athenienſiſche Weiber den dargeſtellten geglichen haben: man darf durchaus nicht annehmen, daß die Ausdrücke von Hochſchätzung oder Verachtung gegen das zärtere

Geſchlecht, welche einzelnen Perſonen, beſonders unter gewiſſen Lagen beygelegt ſind, auf Geſinnungen ſchließen laſſen, die zur guten Sitte in Athen gehörten. Ja: man kann nicht einmahl mit völliger Zuverſicht behaupten, daß die Begriffe über Anſtand, in den Verhältniſſen der beyden Geſchlechter gegen einander, völlig die nehmlichen auf dem Theater und im gemeinen Leben geweſen, und daß alle Weiber der Bürger in Athen ſo behandelt worden ſind, wie die Könige in Argos oder Theben ihren Gattinnen, Schweſtern und Töchtern auf der Bühne begegnen.

Inzwiſchen iſt es mir ſehr wahrſcheinlich, daß die Tragiker ſich mehr an die Sitten ihres Zeitalters und ihrer Stadt, als an die der Vorwelt und benachbarter Länder gehalten, daß ſie folglich ihre Helden möglichſt athenisiert haben. Denn bey der Vergleichung der Sitten dieſer Helden mit denen, die ihnen Homer beylegt, findet ſich zwiſchen beyden noch ein merklicher Abſtand. Dieſer Abſtand äußert ſich ſogar bey der Vergleichung der Darſtellungen, die uns die Tragiker von den Sitten ihrer Helden liefern, indem man beym Euripides eine Ausbildung derſelben findet, die auf eine fortgeſchrittene Kultur der Zuſchauer ſeit den Zeiten des Aeſchylus ſchließen läßt. Wären die Dichter den Traditionen aus der Vorzeit genau gefolgt, ſo würden ſich die Sitten völlig gleich geblieben ſeyn. Endlich iſt es ganz im Geiſte der griechiſchen Künſtler überhaupt, ſich möglichſt an die lokale Denkungsart des Staats und der Zeit zu halten, auf die ſie zunächſt wirken wollten.

Geſetzt aber, ich irrte mich hierunter, ſo darf ich wenigſtens für gewiß behaupten, daß die Tragiker

sich nie so weit von der herrschenden Denkungsart und den Sitten der gebildeteren Klasse ihrer Zuschauer haben entfernen dürfen, um die Helden und Heldinnen, die sie auftreten ließen, als Geschöpfe aus einer ganz fremden Welt erscheinen zu lassen. So etwas würden wir nicht leiden, und der Athenienser litt es gewiß noch weniger. Die dargestellten Personen mußten so denken, so empfinden und so handeln, daß der Zuschauer ihre Existenz bey und neben sich als möglich ahnen konnte. Wenn wir daher die Frau in einem Zustande von orientalischer Erniedrigung dargestellt finden sollten; so dürften wir gewiß glauben, die gebildete Klasse von Athen sey daran gewöhnt gewesen, das Geschlecht im gemeinen Leben mit Verachtung behandelt zu sehen. Fänden wir hingegen, daß die Frau auf der Bühne das Publikum durch Tugenden hätte interessieren können, die kaum auf dem Theater von Paris in einem höhern Lichte erscheinen; so dürften wir eben so wohl sicher glauben, daß die gebildetere Klasse der Athenienser diesen moralischen Werth nicht unvereinbar mit dem zärteren Geschlechte gehalten habe, und in diesem Glauben durch einzelne, der Heldin auf der Bühne sich annähernde Beyspiele im gemeinen Leben, unterstützt sey.

Sicher können wir ferner annehmen, daß die Betrachtungen über dargestellte Charaktere und Handlungen, welche den Chören in den Mund gelegt werden, gemeiniglich nach der Denkungsart der Zuschauer und nach ihren lokalen Sitten eingerichtet sind. Das Chor hat oft die Bestimmung, die entfernten Begebenheiten auf die jetzigen Verhältnisse der Zuschauer zurück zu führen. Wir dürfen daher besonders

diejenigen Geſinnungen, die ihm beygelegt werden, in den meiſten Fällen für die Denkungsart und die Stimmung der guten Geſellſchaft in Athen halten.

Viertes Kapitel.

Denkungsart des Aeſchylus in dieſem Punkte.

Beym Aeſchylus erſcheint die Gattin bereits als Matrone: Sie iſt Genoſſin des Mannes im Hauſe, und außerhalb geehrt.

Im Prometheus räth das Chor den Weibern, „auf Gleichheit des Standes in der Ehe zu achten, und ſich an keinen reichern, vornehmern Gatten zu verheyrathen.“ Ein Beweis, daß eine gewiſſe Freyheit und Gleichheit der Rechte zwiſchen beyden Ehegatten ſchon damals zum Glück der Verbindung nöthig gehalten wurde!

In den ſieben Helden vor Troja erſcheint ein Chor junger Weiber, die während der Belagerung der Stadt aus Patriotiſmus und Furcht die Götter für das Wohl des Vaterlandes anrufen. Eteokles der Tyrann ſetzt ſie darüber zur Rede: er tadelt es, „daß ſie durch ihr Geſchrey und Gebet die Gefahr vergrößern, und den Muth der Bürger ſchwächen. Möge ich, ſagt er, weder im Glück noch im Unglück ein Genoſſe des Weibes ſeyn! Uebermüthig oder kleinmüthig, richtet es nichts als Unheil im Hauſe und in der Stadt an. — Das Weib muß gehorchen, ſchweigen, und daheim bleiben!“

Gehört die Härte dieſer Rede der guten Sitte in Athen, oder der beſondern Situation und dem individuellen Charakter des Eteokles? Offenbar dem letzten. Eteokles wird in dem ganzen Stücke als ein rauher, unbiegſamer Mann, als ein Verächter der Götter geſchildert, der den Fluch des Vaters auf ſich geladen, und ſeinen Bruder um die Regierung betrogen hat. Dagegen verräth das Chor, das aus Weibern beſteht, die frömmſten und ſittlichſten Empfindungen. Antigone erſcheint bereits mit dem edeln Stolze und der ſich aufopfernden Geſchwiſterliebe, die ſie auch bey den nachfolgenden Tragikern auszeichnet.

In den Perſern wird der Atoſſa, der Mutter des Xerxes, die größte Ehrfurcht von den Vornehmſten unter dem Volke bezeugt, die ſie auch nicht bloß durch ihren Stand, ſondern auch durch ihren Charakter verdient. Bey der Nachricht von der Niederlage ihres Sohns zeigt ſie Faſſung, Ergebung in den Willen der Götter, und zugleich mütterliche Zärtlichkeit. Freylich! ſie war eine Königin, eine Perſerin! Aber das Publikum in Athen konnte doch einen ſolchen Charakter und ſolche Verhältniſſe intereſſant finden. Sie können ihm daher nicht ganz fremd geweſen ſeyn.

In den Choephoren wird Elektra eben ſo großherzig und muthig, und minder grauſam als beym Sophokles und Euripides geſchildert. Im Agamemnon begegnet das Chor der Klytemneſtra mit Ehrerbietung. „Es iſt billig, ſagt es, die Gattin des Königs zu ehren, wenn er gleich fern von ihr iſt.“ Die Königin wünſcht, daß die Griechen die Götter nicht beleidigen, und ſich dadurch die Rückkehr in ihr Vaterland erſchweren mögen. „Dieß, ſagt ſie,

ſind die Gedanken eines Weibes!“ Aber das Chor erwiedert: „daß ſie mit männlicher Klugheit geſprochen habe.“

Klytemneſtra giebt in der Folge die frohe Erwartung zu erkennen, die ſie hat, ihren Gatten wieder zu ſehen. Sie rühmt ſich ihrer Treue. Sie hat, wie ſie vorgiebt, während ſeiner Abweſenheit kein Vergnügen genoſſen, keinem unanſtändigen Antrage Gehör gegeben, keinen Kranz um ihr Haupt gewunden. Der Herold ſagt ihr: „ein edles Weib habe Recht, ſich einer ſolchen Aufführung zu rühmen!“

Agamemnon erſcheint: Klytemneſtra drückt ihm ihre Freude über ihre Wiedervereinigung hauptſächlich durch Erinnerung an die Leiden und Beſorgniſſe aus, die ſie während ſeiner Abweſenheit empfunden hat. Dieſe Schilderung iſt erheuchelt, aber ſie iſt nach dem Bilde einer wahren Zärtlichkeit geformt. Agamemnon ſtimmt nicht in dieſen Ton ein, er ſucht nur mit Beſcheidenheit die Ehrenbezeugungen abzulehnen, die ihm Klytemneſtra bereitet, und empfiehlt ihr die Kaſſandra, die er als Sklavin mitgebracht hatte. In der That wird dieſe auch von der Königin mit verſtellter Freundlichkeit aufgenommen. Aber ſie, als Seherin, ahnet den Tod des Agamemnon und ihren eigenen. Muthig geht ſie dieſem entgegen, und das Chor rühmt ihre „Weisheit und ihren Muth.“

Agamemnon iſt von der Hand der Klytemneſtra gefallen. Dieſe erſcheint wenigſtens nicht als eine gemeine Sünderin. Sie rühmt ſich ihrer That, und als das Chor ihr ſeinen Beyfall verſagt, ſetzt ſie ſich über Lob und Tadel hinaus. Sie glaubt eine gerechte Rache ausgeübt zu haben: „Agamemnon hat ihre

Tochter Iphigenia geopfert. Der unnatürliche Vater mag jetzt in der Unterwelt in ihre Umarmungen eilen!"

Das Chor droht einen Aufruhr zu erregen. Aegisth will gewaltsame Mittel gegen die Griechen, die das Chor ausmachen, brauchen, aber Klytemnestra ermahnt ihn, „ihre leeren Drohungen zu verachten."

In den Eumeniden kommt ein gerichtlicher Streit zwischen den Furien und dem Apollo vor, worin der Gott die Rolle des Advokaten des Orestes übernimmt. Dieser, der seine Mutter umgebracht hatte, wird von den Eumeniden für viel sträflicher gehalten, als Klytemnestra, die ihren Gatten mordete, weil sie mit ihm durch keine Bande der Blutsfreundschaft zusammen hing. Apollo behauptet dagegen, „der Mord eines Königs und Heerführers könne mit dem eines Weibes, das nicht wie die Amazonen zum Kriege geschickt sey, nicht verglichen werden. Ohnehin sey die Mutter nicht Zeugerin, sondern nur Aufbewahrerin und Nährerin des Kindes." — Die Sache wird durch einen Vergleich beygelegt.

In den Supplikantinnen beruht das Interesse auf der Abneigung, welche die Töchter des Danaus gegen die Ehe mit den Söhnen des Aegyptus, ihren Vettern hegen. Merkwürdig ist es, daß sie zum Grunde dieser Abneigung den Umstand angeben, „daß sie nicht Sklavinnen der Nachkommenschaft des Aegyptus werden, und ihre Vettern nicht als Herrn anerkennen wollen." Es scheint sich inzwischen dieß auf ein besonderes Verhältniß zwischen dem Danaus und seinem Bruder Aegyptus, oder auf eine ägyptische

landes-Sitte zu beziehen.“[16]) Daß die Weiber in Athen ihre Männer allgemein als Herren betrachtet hätten, läßt ſich daraus nicht folgern. Uebrigens werden dieſe Danaiden als muthige Weiber geſchildert, die den Tod weniger, als eine verhaßte Verbindung fürchteten. Sie finden Schutz bey den Argivern. Ihr Vater Danaus ermahnt ſie, ihre Unſchuld dem Leben vorzuziehen, und ſie weihen ſich gern der keuſchen Diana, wenn ſie nur von einer gezwungenen Heirath bewahrt bleiben können.

Dieß ſind die Züge, die ich aus dem Aeſchylus ausgehoben habe, um ſeine Denkungsart, die ich zugleich für die der gebildeteren Klaſſe ſeiner Zuhörer halte, näher zu beſtimmen. Rohe Größe war der Charakter dieſes Zöglings der Natur und ſeines Zeitalters. So leicht dieſe zum Uebermuth gegen das zärtere Geſchlecht führen kann, ſo findet ſich doch davon keine Spur in ſeinen Werken. Es erſcheint vielmehr die Matrone bey ihm mit wahren Tugenden, oder wenigſtens mit einer Seelenſtärke ausgeſteuert, die ihr die Achtung, oder doch das Intereſſe der Zuſchauer ſichert. Nirgends wird ſie von den Rechten der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, und bis zur Sklavin, oder bis zum eingekerkerten Familienmitgliede herabgewürdigt. Sie erſcheint frey und ſelbſtändig, aber freylich dem Manne untergeordnet, und weniger als er geſchätzt.

Die Geſchlechtsliebe hat dem Aeſchylus kein Sujet zu einem von denjenigen Trauerſpielen dargeboten, die uns noch von ihm übrig ſind. Aber eine große

16) Vergl. Herodot II 35.

Menge von ihnen iſt verloren gegangen, und wer ſteht uns für dasjenige ein, was dieſe enthielten? So viel zeigt ſich allenthalben, und beſonders aus dem Beyſpiele der Klytemneſtra, daß die Zeitgenoſſen des Aeſchylus einen hohen Werth auf eheliche Treue und zärtliche Anhänglichkeit des Weibes an dem Manne legten. Es ſcheint aber zugleich, nach eben dieſen Beyſpielen zu urtheilen, daß ein Mangel an wechſelſeitiger Zärtlichkeit von Seiten des Gatten ſie nicht beleidigt habe.

Fünftes Kapitel.

Denkungsart des Sophokles in dieſem Punkte.

Sophokles nutzt den Edelſinn der Weiber und ihre Liebe zum Manne bereits mehr wie Aeſchylus, um das Intereſſe der Zuſchauer zu erwecken. In den Trachinerinnen erſcheint Dejanira als ein höchſt liebendes und nur durch die Liebe fehlendes Weib.

Wie zärtlich drückt ſie gleich anfangs ihre Sorgen für den abweſenden, immer gefahrvollen Unternehmungen ausgeſetzten Gatten aus? Und dennoch ſendet ſie ihren Sohn nach ihm aus, ihn aufzuſuchen, und die Gefahr mit ihm zu theilen. „Wir leben, ſagt ſie, wenn dein Vater lebt, und ſterben wenn er ſtirbt!“ Welche Freude, als ſie endlich die erſte Bothſchaft erhält, daß Herkules als Sieger heimkehre! Sie bejammert das traurige Loos der gefangenen Weiber, die er ihr zuſendet. Edel und zugleich weiblich zeigt ſich

ihr Charakter in folgender Stelle: „Wie ſollt' ich mich nicht freuen, daß mein Gemahl eine gerechte That glücklich vollbracht hat: ich habe Antheil an dieſem Ruhme, und doch hör' ich nicht auf, mich zu ängſtigen! Wie nahe grenzt Glück an Unglück! Ich leide beym Anblick dieſer Schar unglücklicher Gefangenen! O Zevs! laß nie ein ähnliches Loos meinem Geſchlechte beſtimmt ſeyn!" u. ſ. w. Bald erfähret ſie die Untreue des Herkules, und daß ihre Nebenbuhlerin Jola unter den Gefangenen in ihrem Hauſe ſey. Weit entfernt, in wilde Wuth überzugehen, fühlt ſie nur die Furcht, ihren Gatten unwiederbringlich verloren zu haben. Sie erkennt, daß ihre Nebenbuhlerin ſeine Neigung verdiene. „Ihr Auge iſt ſeelenvoll, ſpricht ſie, und Wuchs und Geberde ſind edel!" Zwar kommt etwas von dieſer Reſignation auf Rechnung der Gewohnheit, ähnliche Beleidigungen zu ertragen. „Herkules, ſpricht ſie, iſt vieler Weiber Mann. Aber unerträglich iſt es doch, mit derjenigen zuſammen zu hauſen, die mit uns die Rechte der Ehe theilt." Rächen aber will ſie ſich nicht: nein! nur die Liebe des Herkules will ſie wieder gewinnen. Nur darum ſendet ſie ihm das verderbliche Geſchenk zu, deſſen wahre Wirkung ſie nicht kennt. Aber kaum fängt ſie an zu ahnen, daß es dem Geliebten ſchädlich ſeyn könne, ſo geht ſie zur Verzweiflung über. „Sinkt er dahin, ruft ſie, ſo ſterbe ich mit ihm! Kein edles Weib duldet ein Leben, das mit Verbrechen befleckt iſt!" Bald darauf beladet ſie ihr Sohn Hyllos mit den ſchrecklichſten Vorwürfen, und ohne ſich zu entſchuldigen, ohne ihm das Willenloſe der That zu entdecken, eilt ſie fort, und macht ihrem Leben ein Ende. —

Es iſt unmöglich, einen weiblichen Charakter in dieſer Lage intereſſanter und zugleich liebender erſcheinen zu laſſen. Es iſt keine Empfindung in dieſer Darſtellung, die wir nicht dem beleidigten Weibe auf unſerm Theater verzeihen, es ſind mehrere Geſinnungen darunter, die wir bewundern würden. Um deſto abſtechender von unſern Sitten iſt dagegen das Betragen des Herkules. Als er ihren Tod erfahren hat, bedauert er nur, daß ſie nicht von ſeiner Hand geſtorben ſey, ſie, die er doch zuerſt beleidigt hatte. Er erfährt nachher, daß ſie ſchuldlos geweſen iſt, daß das Zaubermittel, das ihm den Tod zuzieht, in der Hoffnung angewandt war, ſeine Liebe wieder zu gewinnen. Aber er denkt nur an ſich ſelbſt, und erwähnet der Gattin nicht weiter. — Eher begreiflich, aber doch von unſern Begriffen über den Anſtand abweichend, ſind die harten Vorwürfe, mit denen der Sohn ſeine Mutter überhäuft. Am allerauffallendſten aber iſt der Befehl, den Herkules dieſem Sohne giebt, ſeine Beyſchläferin zu heyrathen. Hyllos ſträubt ſich zwar anfangs, aber bloß weil ſie Schuld an dem Tode ſeiner Mutter, und mittelbarer Weiſe auch an dem ſeines Vaters war. Endlich willigt er doch ein.

Billig fragt man nun: läßt ſich aus dem Betragen des Herkules gegen Dejanira auf eine in Athen herrſchende Denkungsart ſchließen, nach welcher dem Manne keine Pflicht der Treue oblag, nach welcher er, bloß um ſich ſelbſt bekümmert, ihrer Liebe keine Erwiederung, keine Dankbarkeit ſchuldig war? Unſtreitig nicht! Der Dichter hat ſich hier offenbar in den Charakter ſeines Helden und ſeines Zeitalters hinein verſetzt. Der Befehl des Vaters an ſeinen Sohn,

ſeine Beyſchläferin zu heirathen, eine Sitte, die in Athen zuverläſſig nicht angenommen war, ſetzt dieß außer Zweifel. Allein auf der andern Seite erſcheint doch aus der Freiheit, die der Dichter hatte, ſolche Geſinnungen aufs Theater zu bringen, und aus dem ganzen Betragen Hyllos gegen ſeine Mutter, das von dem gegen den Vater ſo ſehr abſticht, daß es die guten Sitten nicht beleidigte, wenn die Frau dem Manne nachgeſetzt, und als für ihn geſchaffen dargeſtellt wurde.

Eben dasjenige, was ich aus den Trachinerinnen gefolgert habe, ſcheint auch der Ajax des Sophokles zu beſtätigen. Die Athenienſer intereſſierten ſich für die Liebe der Frauen gegen ihre Männer, ohne ſich durch den Mangel einer zärtlichen Erwiederung von dieſen empört zu fühlen. Tekmeſſa, die Beyſchläferin des Ajax, erſcheint eben ſo liebend als edel in dieſem Stücke. Er hat ſich ſelbſt umgebracht: ſie ſieht mit ihrem Sohne der Knechtſchaft entgegen: ſie ahnet die Freude ſeiner Feinde über ſeinen Tod; demungeachtet bricht ſie in die wahrhaft edeln und liebenden Worte aus: „Mich ſchmerzt ſein Tod mehr, als er ſie erfreuet. Doch iſt er erwünſcht für ihn! Was ſpotten ſie des Helden? Er hat den Tod, das Ziel, das er ſelbſt erwählt hatte, erreicht. Er iſt hin! und hat ſeine Leiden mir hinterlaſſen!“

Ajax erſcheint dagegen ganz gleichgültig gegen die treue Freundin. Er nimmt Abſchied von ſeinen Eltern und von ſeinem Vaterlande. Aber ihrer erwähnt er mit keinem Worte.

In der Antigone ſchildert der Dichter zwey der edelſten weiblichen Seelen. Antigone ſelbſt als heftig,

verdringend, muthig, Gefahr und Tod verachtend. „Meinen Bruder unbegraben zu laſſen, ruft ſie, das wäre ſchmerzhaft; der Tod iſt es nicht!“ Die Schweſter Iſmene iſt dagegen ſanft und ſchüchtern, duldend, aber nicht minder edel. Ihre Schweſter ſoll die Uebertretung des Geſetzes mit dem Tod büßen, und ſie, die die Schuld nicht getheilt hat, giebt ſich als Theilnehmerin an, und will mit ihr ſterben.

Sonderbar! Antigone iſt mit Haimon, Kreons Sohne, verſprochen, aber die Liebe zu dem Bruder erfüllt dergeſtalt ihr Herz, daß ſie auch des Geliebten nicht einmahl erwähnt, und, ohne ihm ein Nachſehnen zu ſchenken, muthig dem Tode entgegen eilt. Haimon übernimmt die Vertheidigung ſeiner Braut bey dem Vater. Er nennt ſie die Würdigſte ihres Geſchlechts, ſucht ſich jedoch mehr durch Liebe zur Gerechtigkeit und zu dem Vater, als durch Liebe zu ſeiner Braut beſeelt zu zeigen. Aber als der Tyrann ſie vor des Sohnes Augen umbringen laſſen will, ruft er aus: „Wie! vor meinen Augen, an meiner Seite ſollte ſie ſterben? Nimmermehr! Du wirſt mich nicht wiederſehen! Wüthe unter deinen Knechten!“ — So ſpricht Haimon. Aber was thut er? Ergreift er die Waffen gegen den Vater, um die Geliebte zu erretten? Nein! Antigone war lebendig in eine Felſengruft eingeſenkt, wo ſie eines langſamen Todes ſterben ſollte. Hier ſucht ſie Haimon auf, erdroſſelt ſie, um ihre Leiden zu enden, und zuckt nunmehr erſt das Schwert gegen den Vater, der ſich ihm nähern will, um ihn aus ſeiner Lage heraus zu locken. Bald aber kehrt er dieß Schwert gegen ſich ſelbſt, durchſticht ſich, und druckt, ſo lange noch ſein Leben dauert, ſein Herz

an der Geliebten Bruſt, und athmet ſeinen letzten Hauch auf ihrer blaſſen, blutbedeckten Wange aus.

Hier wirkt unſtreitig Leidenſchaft zum Weibe, und man darf ſagen, liebende Leidenſchaft, weil Haimon ſeine Antigone tödtet, um ihre Leiden zu beendigen, und nur durch kindliche Pflicht abgehalten wird, mehr für ſie zu thun. Aber eben dieß, daß der Dichter die Gattenliebe der Ehrfurcht gegen das ungerechte Urtheil des Vaters ſo ganz unterordnet, daß der fromme Haimon auch nicht einmahl den Verſuch wagt, die Geliebte zu retten; — ja! was beynahe noch ſonderbarer iſt, der Umſtand, daß Antigone einzig und allein mit der Sorge des Begräbniſſes eines geliebten Bruders beſchäftigt, des Bräutigams auch nicht mit einem Worte erwähnt; — Alles dieß giebt einen deutlichen Beweis, daß das Intereſſe, welches Gattenzärtlichkeit bey den Athenienſern erweckte, demjenigen untergeordnet war, auf welches kindliche und Geſchwiſterliebe Anſpruch hatten.

Im Oedipus Koloneus erſcheint die Liebe zum Vater in der ſchönſten Geſtalt an den beyden edeln Töchtern, und wir ſehen den Vater dieſe mit voller Zärtlichkeit erwiedern.

In der Elektra macht die Geſchwiſterliebe einen Hauptzug in dem Intereſſe aus, welches dieſes Meiſterſtück erweckt, und ſie zeigt ſich mit gleicher Stärke bey dem Bruder und bey der Schweſter. Hält man nun die ſchönen Darſtellungen wechſelſeitiger Aeußerungen der Eltern und Geſchwiſterliebe unter Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte mit dem gänzlichen Mangel an ähnlichen Auftritten, welche die Gattenliebe ſo leicht herbey geführt haben könnte, zuſammen: ſo wird

man darin einen neuen Beweis für meine eben gemachte Bemerkung finden.

Sophokles hatte alſo allerdings ein Publikum vor ſich, dem Achtung für das weibliche Geſchlecht keine fremde Empfindung war, und das ſich für die Begebenheiten und Charaktere der Gattinnen, Töchter und Schweſtern ganz anders intereſſierte, als es ſich für die Sklavin, und das Ungekerkerte Familienmitglied würde haben intereſſieren können. Allein eben ſo auffallend iſt es auch, daß es die aufopfernde Liebe der Weiber für ihre Männer natürlicher, und ſeinem Herzen, und ſeiner Denkungsart näher fand, als die Liebe des Mannes zu ſeiner Gattin: daß ſelbſt bey dem zärteren Geſchlechte Eltern- und Geſchwiſterliebe ihm edler dünkte, als Gattenliebe: Endlich! um alles zu ſagen: daß das Weib nie ſelbſtändig, ſondern immer als Aggregat des Mannes intereſſant erſcheint, daß es immer die ſich aufopfernde Gattin Beyſchläferin, Schweſter und Tochter iſt, die den Antheil des Zuſchauers auf ſich zieht.

Sechſtes Kapitel.

Denkungsart des Euripides in dieſem Punkte.

Wer das Weib in der höchſten Veredlung, welche die gute Sitte in Athen ihm beygelegt hat, kennen lernen will, der wende ſich zu den Darſtellungen, die Euripides uns von ihm liefert. Dieſe Behauptung iſt der gemeinen Meinung zuwider: ſie iſt aber darum nicht minder richtig.

Als ich die Denkungsart des Euripides über Gattenliebe näher prüfen wollte, griff ich natürlicher Weise zuerſt nach ſeiner Alceſte, jener edeln Gattin, die ihr Leben aufopferte, um ihren Mann vom Tode zu erretten.

„Lebt ſie noch, ſagt das Chor, dieſe Frau, die ihre eheliche Zärtlichkeit zum Gegenſtande der allgemeinen Bewunderung macht? Unglücklicher König, was für eine Gattin verlierſt du! Ihr Tod iſt ruhmwürdig. Alceſte iſt das treueſte, ſchätzbarſte Weib, das je die Sonne in ihrem ganzen Laufe beſchienen hat!“

Jetzt erzählen die Begleiterinnen der Königin, wie ſie ſich zum Tode vorbereitet hat: „Als ſie ihre letzte Stunde herannahen ſahe, ſchmückte ſie ſich, und ging zum Altar der Veſta. Göttin, betete ſie, beſchütze meine Kinder! Gieb meinem Sohne ein Weib, das er liebt, und meiner Tochter einen edeln Mann! Darauf brachte ſie allen ihren Hausgöttern ihre Verehrung dar, ohne einen Seufzer oder eine Thräne zu verlieren. Als ſie aber dieſe feyerliche Handlung geendigt hatte, warf ſie ſich auf das eheliche Bett', und ließ ihren Thränen freyen Lauf. O heilige Stätte, rief ſie aus, rein führte mich mein Gatte hierher, rein verlaß' ich ſie wieder! Ich fluche dir nicht! Denn ich allein werde für dich zum Opfer! Ich ſterbe, um den heiligen Pflichten gegen dich und meinen Gatten treu zu bleiben. Aber ich ſterbe gern! Du wirſt ein anderes Weib aufnehmen, nicht keuſcher als ich, aber vielleicht glücklicher! Bey dieſen Worten küßte ſie das Bette, benetzte es mit Thränen, ſtand auf, und verließ die Kammer. Oft aber kehrte ſie zurück, und überließ ſich neuen Ausbrüchen der Zärtlichkeit. Ihre

Kinder hingen an ihren Kleidern und weinten. Sie hob eines nach dem andern auf, und drückte dieſe, die ſie nur bald verlaſſen ſollte, an ihre Bruſt. Alle Sklaven irrten im Hauſe umher, und weinten Thränen des Mitleids. Sie rief jeden beym Nahmen, und reichte jedem die Hand. Da war keiner ihr zu gering, mit dem ſie nicht geſprochen, den ſie nicht zur letzten Rede gelaſſen hätte. Ohne Alceſten wäre Admet geſtorben; aber er verſinkt in Schmerz: Nie wird er ihrer vergeſſen!" — „Gewiß, antwortet das Chor, der Verluſt einer ſo vollkommenen Gattin verdient ſeine lauten Klagen!"

So ſchildert Euripides den Charakter ſeiner Heldin! Noch einen Zug läßt er von einem ihrer Sklaven weiter unten hinzuſetzen: „Sie war, ſagt er, unſer aller Mutter, nicht unſere Gebieterin. Wie wußte ſie durch ihr kluges, zärtliches Betragen die Heftigkeit ihres Gemahls zu mäßigen, und unſern Zuſtand zu erleichtern!" In der That! Rouſſeau hat ſeine Julie nicht ſchöner dargeſtellt, als unſer Dichter ſeine Alceſte!

Auch läßt ihr das Chor vollkommen Gerechtigkeit widerfahren. „Wir würden dich verachten, ſagt es zum Admet, wenn du eine andere Gattin wieder heirathen könnteſt. O Götter! gebt mir ein Weib wie dieſes, mit dem ich meine Tage verleben könne! Zwar erkennt das Chor, daß dieſer Vorzug ein Loos ſey, das nur ſelten Sterblichen zu Theil wird. „Inzwiſchen iſt Admet doch nicht der erſte noch der letzte der Sterblichen, die ein tugendhaftes Weib verlieren, und nur ſolche Ehen ſind, wie Pheres ſagt, zu billigen: andere haben keinen Werth!"

Man kann wohl keinen deutlichern Beweis als dieſen finden, daß das Publikum von Athen ſich für die Tugend, und für die Liebe einer Gattin zu ihrem Gatten intereſſieren konnte. Aber laßt uns nun unſere Aufmerkſamkeit auf den Admet wenden!

Unſtreitig kennt er die ganze Größe der That ſeiner Gattin, und verſinkt in Verzweiflung über ihren Verluſt. „Er beneidet das Schickſal der Todten, das Grab iſt künftig ſein einziger Wunſch. Das Tageslicht iſt ihm verhaßt, und nie, nie will er ſich mit einem andern Weibe wieder verbinden.

Gut! Aber wie konnte er, deſſen Reden alle den zärtlichſten Gatten ankündigen, das Opfer ſeiner Frauen annehmen? Aber warum ſtarb er nicht ſtatt ihrer?

Daß der Dichter dieſen Einwurf gefühlt habe, merkt man an mehreren Stellen. Admet ſagt zu wiederholten Mahlen, „daß er nur gezwungen ſeine Gattin überlebe.“ Er fürchtet, „daß man ihn ſchief beurtheilen, und ihn der Feigheit beſchuldigen würde.“ Er macht ſeinen Eltern die bitterſten Vorwürfe, „daß ſie, obgleich alt, nicht für ihn haben ſterben wollen.“ Es muß alſo etwas bey dem Betragen des Admet zum Grunde liegen, das ihn in den Augen der Athenienſer rechtfertigte, die Aufopferung ſeines Weibes angenommen zu haben. Sollte dieß die Idee ſeyn, daß die Gattin, als ein dem Manne untergeordnetes Weſen, zu ſeinem Wohl und zu ſeiner Erhaltung allein beſtimmt ſey? So weit ging der Athenienſer der damahligen Zeit, nach dem ganzen übrigen Inhalte des Stücks zu urtheilen, gerade nicht. Aber davon war er überzeugt, daß Admet als König, als öffentliche Perſon, ſich ſeinem Volke erhalten, und die Aufopferung

ſeiner Gattin, die keine unmittelbare Exiſtenz im Staate hatte, annehmen durfte.

In der Iphigenia in Aulis iſt es mir ſehr merkwürdig geweſen, daß Klytemneſtra nach einer Abweſenheit von mehreren Monaten ihren Gemahl Agamemnon mehr wie einen Herrn, als wie einen Gatten begrüßt; daß die Tochter ſchüchtern die Mutter fragt, ob ſie ihren Vater wohl umarmen dürfe, und daß Agamemnon der erſten auch nicht mit einer Sylbe auf ihre Anrede antwortet. Gehört dieß der athenienſiſchen guten Sitte, oder dem individuellen Charakter des Königs der Könige, der als Herrſcher und Deſpot ſelbſt in ſeiner Familie dargeſtellt werden ſoll? Ich glaube das Letzte, ob ich gleich zugebe, daß die Athenienſer eine ſolche Behandlungsart der Gattin von Seiten des Mannes weniger empörend gefunden haben, als wir.

Als Klytemneſtra den Agamemnon fragt: ob Achilles, der beſtimmte Gemahl Iphigeniens, ihre Tochter weit wegführen werde, antwortet er: „Darüber entſcheidet der Mann!“ — — Weiter unten ſpricht er: „Höre, was ich verlange: Gehorche!“ und ſie fordert ſeine Befehle. „Seit langer Zeit, ſagt ſie, haſt du mich an unbedingten Gehorſam gewöhnt!“ Als er inzwiſchen verlangt, daß ſie ſich ſogleich entfernen, und ihre Tochter zurück laſſen ſollte, weigert ſie ſich, und ſchwört bey der Juno, daß ſie nicht abreiſen werde! „In Dingen außer Hauſe biſt du Herr, ſpricht ſie, aber die mütterlichen Sorgen gehören mir.“ Dieſe Widerſpenſtigkeit bringt den Agamemnon zu der Bemerkung; daß ein kluger Mann entweder eine nachgiebige Frau, oder gar keine heirathen ſollte. Ein Wort, das

gewiß aus dem individuellen Charakter des Helden völlig erklärt werden kann, und folglich für die Sitten, und beſonders für die guten Sitten in Athen nichts Zuverläſſiges folgern läßt.

Klytemneſtra wendet ſich an den Achilles. „O ihr heiligen Geſetze der Schamhaftigkeit! ruft dieſer aus, als er ſie erblickt. Eine Frau von ſo ſeltener Schönheit hier mitten unter den Kriegern!“ Sie entdeckt ihm, wer ſie ſey. Achilles will ſich aus Ehrfurcht zurückziehen. „Du weißt, ſagt er, daß es mir nicht erlaubt iſt, mit einer verheiratheten Frau zu reden.“ Sie will ihm die Hand geben: er glaubt durch ihre Berührung den Agamemnon zu beleidigen. Klytemneſtra beruft ſich darauf, daß ſie ſeine Schwiegermutter werden würde.

Was läßt ſich daraus ſchließen? Daß der Dichter das öffentliche Erſcheinen eines Frauenzimmers ohne Begleitung für eben ſo unanſtändig gehalten hat, als die vertrauliche Unterredung der verheiratheten Matronen mit Fremden; daß aber ſeinen Grundſätzen nach dieſer Zwang zwiſchen Mitgliedern einer Familie wegfiel. Ich bin überzeugt, daß mehr als ein Land in Europa vor ungefähr hundert Jahren die nehmlichen Grundſätze über Sittſamkeit des Weibes hatte, ohne dieß darum mit den Sklavinnen und den blödſinnigen Familienmitgliedern in eine Klaſſe zu ſetzen.

Achilles ſagt: „Ich würde Iphigenien aufgeopfert haben, wäre ſie mein Weib geweſen. Das allgemeine Beſte meiner Bundesgenoſſen zu befördern, wäre mir nichts zu theuer. Aber ſie haben mich nicht in ihren Rath genommen, ſie haben, ohne mich zu fragen, meinen Nahmen gemißbraucht, um Iphigenien herzulocken,

und ſie zu opfern. Nun will ich ſie ſchützen. — — Dieſe Geſinnungen billigt das Chor, und findet ſie edel. So waren Patriotiſmus und Ehrgeiz die erſten Vorzüge und Rückſichten des Mannes!

Die Mutter befiehlt ihrer Tochter, dem Achilles zu Füßen zu fallen. Aber er hindert dieß. „Es wäre unanſtändig, ſpricht er; — Beſſer, ſie bleibt auf ihrem Zimmer!"

„Wie keuſch war ich, ſagt Klytemneſtra zu Agamemnon, wie zuvorkommend gegen dich! Mit welcher Sorgfalt ſtand ich deinem Hauſe vor! Du warſt glücklich daheim, und außerhalb für häuslich glücklich gehalten!" — Das waren die Tugenden, die der Matrone die Liebe des Gatten und öffentliche Achtung ſicherten. Aber Euripides hebt noch ihren Werth in dem Charakter der Iphigenia durch einen Edelſinn, der nach den Begriffen der Athenienſer über höchſte Vollkommenheit, nicht bloß durch häusliche Tugenden, ſondern durch Seelenſtärke und Patriotiſmus ſich an den Tag legte.

Anfänglich bittet Iphigenia um ihr Leben; als ſie aber hört, daß das Glück Griechenlands von ihrem Opfer abhängt, daß Achilles durch ihre Vertheidigung in Gefahr kommen könnte, bietet ſie ſich muthig dem Tode dar, und ſpricht ganz im Sinne der Republikanerin: „Das Leben eines Mannes iſt mehr werth, als das einer Menge von Weibern! — — Griechen! Hier bin ich! Opfert mich, und ſtürzt Troja! Eure Trophäen werden meinen Ruhm verkündigen, und mir ſtatt Ehe, Gemahl und Kindern dienen. Der freye Grieche iſt geſchaffen, um über Barbaren zu herrſchen.

die zur Knechtſchaft beſtimmt ſind!“ — — Hat Korneille ſeine Weiber je etwas Stärkeres ſagen laſſen?

Achilles wird durch dieſen Seelenadel äußerſt gerührt. „Die Götter würden mich beglücken, wenn ſie mir deine Hand ſchenkten. Du haſt edel geſprochen, du biſt deines Vaterlandes werth. Meine Liebe, mein Wunſch dich zu beſitzen, werden dadurch vermehrt!“

Inzwiſchen muß er doch als Grieche dem Schickſale, dem Ausſpruche der Götter, und dem Ruhme des Vaterlandes mit ſeiner Liebe weichen: und ſelbſt Klytemneſtra ergiebt ſich endlich in den Willen ihres Kindes. Wie ſchön erſcheint Iphigenia in der Unterredung mit ihr! Ihre Geſchwiſter ſollen nicht um ſie trauern, und — ihre Mutter ſoll den Vater, ihn, der ſie aufopferte, lieben und ehren!

Wie iſt es möglich, daß Euripides, der hier eine ſo feine Empfindung des Sittlichen verräth, den Agamemnon nach der Rettung der Iphigenia mit folgender froſtigen Rede an Klytemneſtra auftreten laſſen kann? „Höre auf, über das Schickſal deiner Tochter unruhig zu ſeyn. Sie genießt der Umgangs der Götter. Nimm das Kind mit dir, und kehre nach Argos zurück. Die Flotte ſegelt ab, und ich muß Abſchied von dir nehmen. Wenn ich von Troja wiederkomme, ſo ſprechen wir mehr mit einander. Jetzt reiſe ab, und ſey glücklich!“ — Wozu ließ der Dichter den Agamemnon wieder auftreten? Ich kann mir das Räthſel nicht anders löſen, als wenn ich annehme, der Zug gehörte mit in den individuellen Charakter Agamemnons, der bloß mit der Eroberung Troja's beſchäftigt, jetzt, da die Hinderniſſe der Abreiſe gehoben waren in möglichſter Eile abzuſegeln

wünſchte. Denn daß Euripides nicht gefühlt haben ſollte, daß der Zuſchauer entweder den Vater gar nicht, oder in Ergießung zärtlicher Freude, ſeine Gattin wieder zu ſehen erwartete, davon kann ich mich nicht überzeugen.

Die Elektra des Euripides ſchildert eine Prinzeſſin, die an einen Mann von gemeinem Stande verheirathet war. Sehr auffallend iſt es bey einem Republikaner, wie Euripides war, die Achtung, die er ihr von ihrem Gatten ihres höhern Standes wegen beweiſen läßt; beſonders auffallend die Enthaltſamkeit von der Ausübung ehelicher Rechte einer gewiſſen Art, die er ſich aus Ehrfurcht für die Tochter ſeiner Könige zur Pflicht gemacht hat. Demungeachtet erkennt Elektra ſeine Superiorität. „Es iſt ſchimpflich, ſagt ſie, wenn das Weib im Hauſe regiert, und nicht der Mann. Es iſt mir höchſt widerlich, wenn die öffentliche Stimme von den Kindern wie von Nachkommen der Mutter und nicht des Vaters ſpricht. Wer ein Weib von höherem Range und edlerem Blute heirathet, ſinkt in ſein Nichts zurück, und verliert ſich im Glanze ſeines Weibes.“

Elektra wird mit einem feſten hohen Charakter geſchildert, der beſonders in dem Haſſe und in der Rachſucht wider die Mutter, von aller Weiblichkeit nach unſern Begriffen entblößt iſt. Demungeachtet hat ſie nur ſehr geringe Begriffe von den Rechten und Vorzügen ihres Geſchlechts, und ſehr ſtrenge von deſſen Pflichten. Außer der ſchon angeführten Stelle gehören noch folgende hieher. „Den Mann mag ich nicht, deſſen ſchönes Geſicht in Sanftheit mit des Mädchens Schönheit wetteifert: aber den, der einen männlichen

Ausdruck zeigt.“ Klytemneſtra rechtfertigt ſich wegen des Mordes ihres Gatten durch die üble Behandlung, die ſie von ihm erfahren hat. Elektra aber hält ſie dadurch gar nicht entſchuldigt. „Es ziemt dem Weibe, ſagt ſie, den Mann zu ertragen, und ihm willig zu gehorchen.“ Sie wirft der Mutter ihre Luſt vor, ſich in Abweſenheit des Mannes zu ſchmücken, und findet darin einen Beweis von Gefallſucht. „Unweiſe iſt derjenige, ſetzt ſie hinzu, der durch Reichthum und hohe Geburt angelockt ein laſterhaftes Weib heirathet. Alle Vortheile eines äußern Wohlſtandes wiegen das häusliche Glück nicht auf, welches dem keuſchen, obgleich niedrigen Ehebette eigen iſt.“ Dieſe Worte nimmt das Chor mit folgender Bemerkung auf: „Das Schickſal beſtimmt den Erfolg der Ehen. Einige ſind Quellen des Glücks für die Sterblichen, andere gewähren weder Glück noch Ehre!“

Merkwürdig iſt auch dieſer Zug, daß der ehrgeizige Gatte der Elektra es dennoch ſehr übel nimmt, wie er ſie im Geſpräch mit dem ihm unbekannten Schwager außer Hauſe antrifft. „Es ziemt ſich nicht, ſpricht er, daß Weiber ſich außer Hauſe bey jungen Männern aufhalten!“ — Elektra theilt willig ſeine Arbeiten. „Du haſt genug im Felde zu thun, ſpricht ſie, mir gebühret es, die innere Wirthſchaft zu führen. Wie angenehm iſt dem Ackersmann, wenn er ermüdet von der Arbeit nach Hauſe kehrt, die Ueberzeugung, daß alles daheim in guter Ordnung iſt!“ Demungeachtet geht ſie ihm mit gutem Rathe zur Hand, und belehrt ihn, wie er die vornehmen Fremden, die zu ihm kommen, auf eine ihrer würdige Art empfangen ſoll.

In der Hecuba ſtellt der Dichter beſonders einen der edelſten weiblichen Charaktere in der Polyxena

dar. Zum Opfer beſtimmt, ſagt ſie zu ihrer Mutter: „Ich klage nicht um mich, daß ich ſterben ſoll. Das Ende meiner Leiden iſt mir willkommen! Aber daß du, Mutter, in deinem Alter ohne Stütze bleibſt, das ſchmerzt mich.“ — Weit entfernt, daß ſie um ihr Leben bitten ſollte, fordert ſie nur den Tod. Aber die Mutter will auch für ſie ſterben. — Verachtung des Todes war bey den Griechen das ſicherſte Kennzeichen des Seelenadels, und es iſt ein vortheilhaftes Zeichen für die Achtung, worin das Geſchlecht beym Euripides geſtanden hat, daß er dieſe Stärke ſeinen Heldinnen ſo oft beylegt.

Aber dieſe Stärke war mit Sittſamkeit gepaart. Polyxena, als ſie ſterben ſoll, bittet, daß niemand ſie berühren dürfe. Sie biethet ſelbſt ihren Nacken dem Streiche dar, und ſucht im Fallen ſich noch ſo zu legen, daß das Gewand ihre Glieder anſtändig bedecke. Dieß Betragen fordert die Griechen zur höchſten Bewunderung auf, ob Polyxena gleich eine Trojanerin iſt. Sie eilen hin, der Entſeelten ihre Verehrung zu bezeugen.

Wer kann bey ſo deutlichen Beweiſen von Achtung für das zärtere Geſchlecht ſich noch an die Rede eines Polymneſtor ſtoßen, wenn dieſer ausruft: „Ja! ich nehme alles zuſammen, was je Böſes wider die Weiber geſagt iſt, oder hat geſagt werden können! Es giebt auf der Erde und im Meere nichts, was ihnen an Bosheit gleich kommt. Derjenige, der ſie am beſten kennt, fühlt dieſe Wahrheit am meiſten!“ — Der Elende hatte Hecuba um ihre ihm anvertrauten Schätze betrogen, er hatte ihren Sohn gemordet, und die tiefgebeugte Mutter hatte ihn durch Liſt in ihr Zelt gelockt und geblendet. Unter ſolchen Umſtänden müſſen die Schmähreden des Poly-

meſtors ſeinem Charakter und ſeiner Lage zugeſchrieben werden. Und dennoch wird er von dem Chore zurecht gewieſen. „Bändige deine Zunge, ruft es ihm zu. Verachte nicht das Geſchlecht ohne Unterſchied. Einige Weiber ſind freylich mit fehlerhaften Anlagen geboren, aber viele ſind auch achtungswürdig durch Tugend!“

Im Oreſtes verräth Euripides beſonders die atheniensiſchen Ideen, nach welchen Gattenzärtlichkeit zwar intereſſant war, aber hinter Geſchwiſterliebe und Liebe zum Vaterlande zurückſtand.

Wie zärtlich iſt Elektra's Sorge für den kranken Bruder! „Angenehmes Geſchäft, ſagt ſie, für eine Schweſter, ihn zu warten!“ Oreſt erwiedert ihre Liebe. „Sorge für deine Geſundheit, ſagt er: Verlöre ich dich, ſo wär ich ganz verloren. Du biſt mein einziger Troſt!“ Er räth ihr, ihn zu verlaſſen. „Dich verlaſſen, antwortet Elektra? Nein! ich bin entſchloſſen, mit dir zu leben und zu ſterben!“

An einer andern Stelle ſagt eben dieſer Oreſt: „wenn eine Ehe wohl geſtimmt iſt, ſo bringt ſie die ſchönſte Harmonie hervor. Iſt ſie es aber ſchlecht, ſo entſteht ein ſchreyender Mißklang, der auch außerhalb des Hauſes die Ohren beleidigt.“ — Das Chor ſagt: „Unſer Geſchlecht war von jeher beſtimmt, durch ſein Unglück das Unglück der Männer zu vermehren!“

Elektra iſt an Pylades verheirathet. Ihr Bruder Oreſtes iſt mit ihr zum Tode verdammt. Die Schweſter will von des Bruders Hand ſterben, aber ſie gedenkt nicht des Gatten. Pylades erwähnt anfangs ihrer gleichfalls nicht. Er will mit Oreſten ſterben, mit ihm, den er nicht überleben kann. Oreſtes muß ihn erſt daran er-

innern, daß er verheirathet ſey, indem er ihm vorſtellt, er könne in einer zweyten Ehe glücklich ſeyn. Nunmehro ruft er erſt aus: „Ich will zugleich mit dir und mit ihr ſterben. Mit ihr, die meiner Seele theuer, die mir angetrauet, die mein Weib iſt!“

Klugheit mit Kühnheit gepaart war ein großer Vorzug bey dem Weibe nach den Begriffen der Athenienſer. Oreſtes und Pylades beſchließen, die Helena umzubringen. Elektra räth, man ſolle ſich ihrer Tochter, der Hermione, bemeiſtern, und ſie als eine Geißel brauchen, der Rache des Menelaus zu entgehen. Oreſtes findet dieß vortrefflich. „Unvergleichliches Weib! ruft er aus: du gatteſt einen männlichen Geiſt mit einer göttlichen Geſtalt. Du ſollteſt ſterben? O Freund, (zum Pylades) du ſollteſt ihren Verluſt beweinen? Mit einem ſo vollkommnen Weibe würde die Ehe die höchſte Stufe des Glücks geweſen ſeyn. — Wollte der Himmel, ſagt Pylades, meine warmen Wunſche erhören, ich würde ſie in mein Vaterland heimführen, und Hymen würde in unſerm Gefolge lächeln!“

In den Phönicierinnen erſcheint wieder eines von des Euripides edeln Weibern, Antigone, das Klugheit, Muth und Sittſamkeit gepaart, und der Sklaverey den Tod vorzieht. Merkwürdig iſt hier der Zug ſeines alten Führers, der erſt ſorgfältig ausſpäht, ob auch ein Thebaner die Jungfrau ſehen könne, die auf den Thurm ſteigt, um die Schlacht, die ſich die Heere ihrer beyden Brüder liefern, mit anzuſehen. „Jungfräuliche Beſcheidenheit, ſagt er, zieht ſich vor dem Anblick der Männer zurück!“ — Und doch hatte Antigone, wie der Dichter ausdrücklich bemerkt, Erlaubniß von der Mutter zu ihrem Ausgange erhalten.

Dieſe jungfräuliche Sittſamkeit legt der Dichter nun auch in ihren eigenen Charakter, aber neben hoher und edler Kühnheit. Die Mutter fordert ſie auf, ihr in das Feld zu folgen, um einem Zweykampf zwiſchen ihren Brüdern vorzubeugen. Anfangs zittert Antigone, ſich zwiſchen den Haufen bewaffneter Männer zu begeben, aber bald ſetzt ſie ſich muthig über dieſe Bedenklichkeit weg, und feuert ſelbſt die Mutter an, keine Zeit zu verlieren. Ihr Betragen nach dem Tode ihrer Brüder iſt äuſſerſt edel. Sie trotzt dem Tyrannen, der ſie verhindern wollte, ihren Bruder zu begraben, und ſchlägt die Hand ſeines Sohnes und den Scepter aus, um ihren blinden Vater ins Elend zu folgen.

Auch die Mutter, Jocaſta, iſt ein ſchöner weiblicher Charakter, der beſonders in der Vermahnung ihrer Söhne zur Einigkeit groſſe Weisheit zeigt.

Medea iſt eines der berufenſten Stücke des Euripides, wegen der Galle, die er darin gegen das weibliche Geſchlecht ausgeſchüttet haben ſoll. Ich will unbefangen die Wahrheit prüfen.

Die Wirkung betrogener Liebe bey einem äuſſerſt heftigen, mit Kraft zu ſchaden ausgerüſteten Charakter darzuſtellen, war die Abſicht des Dichters. Er hat offenbar das Publikum für Medea intereſſieren wollen. Gleich zu Anfange des Stücks ſucht die Wärterin der Medea alles Unrecht auf Jaſon zu ſchieben. Sie fürchtet die gewaltſamſten Entſchlüſſe von dem heftigen Charakter ihrer Gebieterin. Medea tritt auf, und ſchildert das traurige Loos eines verheiratheten Weibes. „Unter allen lebenden und vernünftigen Creaturen, ſagt ſie, iſt ihm das traurigſte Loos beſchieden. Zuerſt muß es durch groſſe Schätze ſich einen Mann erkaufen.

und ſeiner Perſon einen Herrn geben. Wie oft läuft es dann Gefahr, einen böſen zu bekommen! Es wird der Gattin immer verdacht, wenn ſie ſich von dem Manne ſcheiden läßt. Und doch müßte ſie eine Prophetin ſeyn, um ihn, deſſen Sitten und Willen ſie forthin unterworfen wird, zum Voraus zu kennen. Wohl ihr, wenn ſie durch Güte, durch gute Aufführung nur kein zu ſchweres Schickſal verdient, ſonſt iſt es beſſer für ſie, zu ſterben. Wenn der Mann Leiden zu Hauſe hat, ſo geht er aus, und tröſtet ſich mit Freunden und Bekannten. Wir ſitzen daheim, und erwarten unſer Schickſal von Einer Seele. Man wirft uns vor, wir lebten zu Hauſe ohne Gefahr; aber lieber will ich mich dreymahl ins Feld ſtellen, als Ein Mahl die Wehen des Kindbettes erdulden. Und glücklich noch, wer in ſeinem Vaterlande unter Freunden und Verwandten wohnt! Ich aber leide und bin fremd und verlaſſen, und habe Niemanden, der mich rette. Darum will ich mich rächen! Das furchtſame Weib, ungeſchickt zum Kriege und zum Anblick des Schwerts, fühlt ſich zur grauſamſten Rache fähig, wenn ſeine ehelichen Rechte gekränkt werden!"

So Medea! Das Chor antwortet: „Mit Recht rächſt du dich an dem Gatten: mit Recht beklagſt du dein Schickſal!"

Noch aber hält der Dichter den Zorn ſeiner Medea nicht hinreichend durch die Untreue Jaſons motiviert. Creon, der Vater ihrer Nebenbuhlerin, muß ſie aus dem Lande mit ihren Kindern treiben wollen.

„O Liebe! ruft Medea aus, welch Unglück bringſt du über die Menſchen! Das iſt darnach, antwortet Creon, wie es das Schickſal lenkt!"

Merkwürdig iſt die Stelle, welche anzudeuten ſcheint, daß ſchon dazumahl Weiber von Kenntniſſen und großem Verſtande den Neid und den Haß ihrer Mitbürger auf ſich gezogen haben. „Den Dummen, ſagt Medea, ſcheint man unnütz und unweiſe zu ſeyn, wenn man eine neue Idee vorbringt: denen die ſelbſt Anſprüche auf Klugheit machen, wird man durch ſeinen Ruf beſchwerlich.“

Medea erhält die Erlaubniß, noch einen Tag zu bleiben, und beſchließt, dieſen zur Rache anzuwenden. „Du ſollſt nicht von dem Geſchlechte des Siſyphus und Jaſons künftigem Weibe verſpottet werden, du Tochter der Sonne, von einem größern Vater geboren! Du vermagſt etwas! Und ſind wir Weiber überhaupt, ſo ungeſchickt wir immer zum Guten ſeyn mögen, nicht immer im Unheilſtiften erfahrne Meiſter?“

Dieſe iſt eine von den Stellen, die man zum Belege des Weiberhaſſes unſers Dichters anführet. Allein ſie beweiſet nichts. Euripides, der überhaupt allgemeine Sentenzen und epigrammatiſche Züge gegen die Sitten ſeiner Zeit anzubringen liebt, geht hier aus dem Charakter und aus der Situation ſeiner Heldin heraus, um ihr etwas in den Mund zu legen, was einer oder der andere unter den Zuſchauern vielleicht über ſie denken könnte: „Du biſt immer mächtig genug, Uebels zu thun: du biſt ein Weib!“ Aber das Chor lenkt ihn ſogleich auf den rechten Weg. „Die Treuloſigkeit der Weiber, ſagt es, iſt oft in beißenden Liedern beſungen worden. Aber ſollte unſer Geſchlecht von den Männern ſingen, wie viel könnten wir von ihrer Treuloſigkeit ſagen!“ Es geht darauf zur Vertheidigung der Medea über: es ſetzt ihre traurige Lage und die Schuld Jaſons aus einander.

Dieſer hat einen Schwur gebrochen: Medea muß einer mächtigen Nebenbuhlerin weichen, ohne einen Schutzort zu finden.

Medea hält dem Jaſon ſein Unrecht und ihre traurige Lage mit der größten Beredtſamkeit vor. Sie hat ihn gerettet, ſie hat ihm das liebſte aufgeopfert, was ſie hatte, und er verſtößt ſie mit ihren Kindern. Jaſon entſchuldigt ſich mit den ſchlechteſten Gründen, die zugleich den größten Uebermuth und die elendeſte Selbſtſucht verrathen, und ſchließt nunmehro mit folgenden Worten: „Ihr Weiber glaubt, alles ſey gut, wenn nur die eheliche Treue unverletzt bleibt. Wenn aber dieſe im geringſten beleidigt wird, ſo ſeht ihr die unſchuldigſten, rechtſchaffenſten Handlungen als die größten Feindſeligkeiten an. Wollte der Himmel, daß es gar keine Weiber gäbe, und daß das menſchliche Geſchlecht ſich anders als durch ihre Vermittlung fortpflanzen ließe!“

Auch in dieſer Stelle findet man einen Beweis des Weiberhaſſes unſers Dichters, ohne zu bedenken, daß ſie in die individuelle Situation des Jaſon, und in den Ton der Comödie gehört, von dem ſich das Trauerſpiel der Griechen nie ganz gereinigt hat. Aber das Chor mißbilligt überher ſeine Rede, und wirft ihm vor, daß er eine ſchlechte Sache zu beſchönigen ſuche. Medea zeigt ſich in der ganzen Scene eben ſo edel, als Jaſon ſich verächtlich darſtellt. Er biethet ihr Geld und Empfehlungen an ſeine Gaſtfreunde in der Fremde an. Medea ſchlägt beydes aus. „Gaben ſchlechter Menſchen, ſagt ſie, bringen nichts Gutes!“

Medea findet an dem Aegeus einen Beſchützer, der ſie bey ſich aufnehmen will, und das Betragen des Jaſon höchſt mißbilligt. „Er begeht, ſagt er, eine

ſchändliche That, indem er ſich ein anderes Weib zulegt." — Medea ſicher, einen Zufluchtsort zu finden, denkt nun mit Ernſt an die Ausführung ihrer Rache!

Unſtreitig ſchadet der Dichter durch die Ueberlegung, welche Medea anwendet, dem Intereſſe, welches er für ſie einflößen will. Er hätte ihre That ganz als Wirkung der Verzweiflung vorſtellen ſollen. Auch dadurch verliert ſie, daß ſie jetzt gegen den Jaſon die Erkenntniß ihres Unrechts heuchelt. Inzwiſchen kann dieſe Wendung, und das Böſe, was der Dichter durch ſie vom ihrem Geſchlechte ſagen läßt, um den Gemahl ſicher zu machen, nicht für ſeine allgemeine Verachtung des Geſchlechts zeugen. Medea erſucht den Jaſon, ſeine Frau ſelbſt zu bitten, daß ſie ihren Vater bewegen möge, ihren Kindern Aufenthalt und Erziehung in ihrem Hauſe zu geſtatten. „Ich hoffe, antwortet er, ſie zu überreden, wenn ſie nur ein Weib wie andere iſt." Liegt in dieſen Worten ein Vorwurf von Geiſtesſchwäche für das Geſchlecht, ſo ſchließen ſie wenigſtens den ſeiner Hartherzigkeit aus.

Der höchſte Kampf der mütterlichen Liebe wider empörte Gattenliebe erſcheint in der Medea, ehe ſie den ſchrecklichen Kindermord beginnt. Sie iſt eine Barbarin, keine Griechin; ihre grauſame That iſt durch die Sage authoriſiert, und dennoch ſucht Euripides alles hervor, um ſie wahrſcheinlich und weniger empörend zu machen. Gewiß, es war ſeine Abſicht, für die Perſon der Medea zu intereſſieren, und dieſen Zweck wird er bey jedem Leſer, ungeachtet des Abſcheues gegen die Handlung ſelbſt, noch heut zu Tage erreichen. Wäre er wirklich der Weiberhaſſer geweſen, für den man ihn ausgiebt, ſo würde er den Jaſon gehoben, für ihn inter

ciert, und Medea in dem gräßlichſten Lichte haben erſcheinen laſſen.

Euripides traut den Weibern ſogar Anlagen zu den Wiſſenſchaften zu. Das weibliche Chor erſtaunt über die Reden der Medea, die voller Einſicht ſind. „Oft, ſagt es, habe ich darüber nachgeſonnen, und mit ſcharfſinnigen Gründen darüber geſtritten, ob es dem weiblichen Geſchlechte zieme, ſich auf Wiſſenſchaften zu legen. Denn die Muſe neigt ſich auch oft zu uns herab, und lehrt uns Weisheit, wenn ſie ſich gleich nicht allen offenbart!“

Vor allen Dingen müſſen wir bey der Prüfung der Denkungsart unſers Dichters über das zärtere Geſchlecht nie vergeſſen, daß er diejenigen Reflexionen, welche bey dem Zuſchauer über die Situation entſtehen können, den handelnden Perſonen ſelbſt in den Mund zu legen, ſie zu generaliſieren, und oft mit einem epigrammatiſchen, der Comödie angehörenden Seitenblick auf die Sitten ſeiner Zeit, auszudrücken liebt. In dieſer Rückſicht können die Klagen über die Folgen der Ehe, welche die Betrachtung des Schickſals der Medea herbeyführten, nicht zum Beweiſe der Verachtung des ehelichen Standes dienen. Am wenigſten aber dürfen wir daraus auf eine Verachtung der Weiber, als einziger Urſach dieſer Folgen ſchließen. So ſagt zwar das Chor: „O Ehe, wie reich biſt du an traurigen Folgen! Welch Unglück haſt du auf die Männer gebracht!“ Und an einer andern Stelle: der unverheirathete und kinderloſe Stand hat mehr Anſpruch auf Glück und Ruhe, als derjenige, der uns die Sorge für eine zahlreiche Nachkommenſchaft auflegt. Wie viel Bekümmerniſſe erweckt dieſer für ihre

Erziehung, für ihren künftigen Wohlstand, für ihre Aufführung, endlich für ihr Leben! Warum haben die Götter zu allen unsern Leiden noch das hinzugefügt, daß wir über der Bahre frühzeitig entrissener Kinder weinen müssen!" — Allein hier liegt die Abneigung gegen eine engere Verbindung mit dem Weibe gewiß nicht an einer Verachtung des Geschlechts. Und so darf ich gewiß behaupten, daß der Vorwurf des Weiberhasses und der Ehescheue, der dem Euripides gemacht wird, aus seiner Medea nicht gerechtfertigt werden könne.

Ich gehe in meiner Untersuchung weiter fort. Es ist unmöglich, den Streit zwischen leidenschaftlicher Geschlechtssympathie und hohem weiblichem Ehrgefühl interessanter darzustellen, als Euripides es in seiner Phädra gethan hat, und dennoch soll auch dieß Trauerspiel zum Beweise seines Weiberhasses gelten! Die Invektiven des Hippolytus gegen das zärtere Geschlecht werden besonders in dieser Absicht angeführt. Allein man bedenkt nicht, daß Hippolytus als Philosoph und Diener der Diana, folglich als ein Mann von ganz eigenthümlichen Grundsätzen, und überher aufgebracht über die schändlichen Begierden seiner Stiefmutter, diese Schmähreden äußert. Hätte Euripides seine eigene Denkungsart in der Rede geschildert, die er dem Hippolytus in den Mund legt, so würde er gewiß die Phädra dem Bilde des verächtlichen Wesens, das hier von dem Weibe entworfen wird, ähnlich dargestellt haben. Allein der Dichter bemüht sich, alle Schuld von ihr ab, auf das Schicksal, die Götter und ihre Vertraute hinzuwälzen. Nicht Haß, nicht Rache, sondern Sorge für ihren Ruf und ihre Selbsterhaltung zwingen sie wider ihren Willen,

den Stiefsohn als den Räuber ihrer Unschuld anzuklagen. Aber noch ehe sie den Erfolg dieses Schrittes erfahret, endigt sie ihr Leben durch einen freywilligen Tod. Racine, dem doch gewiß kein Weiberhaß zur Last gelegt werden kann, läßt seine Phädra in keinem so günstigen Lichte erscheinen. Denn Euripides ruft sogar das Chor nach ihrem Tode aus: „Bestes der Weiber, warum hast du uns verlassen?" Theseus ist über ihren Tod untröstlich. Er will nie wieder heirathen, er will mit ihr sterben. Läßt es sich denken, daß ein Dichter, der das ganze Geschlecht verachtet, seine Gatten so zärtlich darstellen würde?

Was beweisen doch einzelne Invektiven, welche der Moment des Affekts einflößt und ausstößt! Theseus, ergrimmt über den blutschänderischen Sohn, der sich viel mit der Philosophie abgegeben hat, eifert stark gegen die Philosophen. Wollen wir nun sagen, Euripides sey ein Feind aller Philosophen gewesen?

Aber Aristophanes hat doch den Euripides als einen Weiberfeind dargestellt! Freylich! und daher rühret auch das ganze Vorurtheil. Allein die Anzapfungen eines Spötters können doch nicht für einen Beweis gelten! Hat er nicht auch den Euripides beschuldigt, daß er den Meineid vertheidige, weil er den Hippolytus sagen läßt: mein Mund schwört, aber mein Herz verläugnet den Schwur! Und opfert sich demungeachtet nicht eben dieser Hippolytus auf, um jenen unüberlegten, ihm abgelockten Schwur, die Stiefmutter nicht zu verrathen, unverbrüchlich zu halten? Der Ausfall des Hippolytus gegen die gelehrten Weiber zeigt nur, daß die Matronen in Athen nicht ohne Geistesbildung gewesen sind, und daß schon

damahls wie jetzt, dieſer Vorzug von einigen geprieſen, von andern getadelt, und als eine vermehrte Gefahr für weibliche Tugend angeſehen wurde. Wenn Theſeus in der Folge gegen den Hippolytus behauptet, daß Jünglinge, denen Liebe den Kopf verrückt, um nichts ſtärker als verliebte Weiber wären, ſo beweiſet dieß, daß der Dichter den Werth des Menſchen nicht ſo wohl von dem Geſchlechte, als von der Stimmung des Gemüths abhängig hielt.

Mit einem hohen Begriff von der weiblichen Natur und der Anlage des zärtern Geſchlechts zur ſittlichen Veredlung beſtehen ſehr wohl einzelne ſatyriſche Züge gegen die verdorbenen Sitten, die dem großen Haufen unter ihm eigen zu ſeyn pflegen. Eben dieſe Vereinigung finden wir ja auch beym Rouſſeau, und bey mehreren andern Schriftſtellern. Beym Euripides beweiſen jene Seitenhiebe um ſo weniger, da er nicht bloß nach Weibern, ſondern auch nach Philoſophen, Richtern, Barbaren, Lacedämoniern, und ſelbſt nach den Athenienſiſchen Männern damit ausſchlägt.

Andromache, die edle Andromache, wird dieſe Behauptung am auffallendſten ins Licht ſtellen. Wie liebend, wie aufopfernd erſcheint ſie in der Stelle, worin ſie ſagt: „Es ziemt dem Weibe, wenn's gleich an einen böſen Mann gekettet iſt, ihn zu ehren, und nicht durch Eigenſinn und Hochmuth Veranlaſſung zur Uneinigkeit zu geben. Wir Weiber ſind eben ſo wohl wie die Männer den Anfällen der Eiferſucht ausgeſetzt, aber wir wiſſen ſie beſcheiden zu unterdrücken. O mein geliebter Hektor! ich ſchonte deiner Verirrung, ich nährte deine Kinder, die mir nicht gehörten, an meiner Bruſt, um

deine Ruhe durch keine unfreundliche Begegnung zu stören, und mir durch Achtung deine Liebe zu erhalten!" Diese wahrhaft liebende Gesinnung gehört allen Zeiten an, wenn gleich die Handlung, wodurch sie sich äußert, ins Heldenalter zurückgeführt werden muß.

Die Art, wie eben diese Andromache sich für ihren Sohn aufzuopfern bereit ist, liefert einen neuen Zug dieses schönen Charakters, der an einer andern Stelle in die Worte ausbricht: „Nicht Schönheit fesselt den Mann, sondern einnehmende Tugend!" — Ueberall wird in diesem Schauspiele treue Anhänglichkeit an einem einzigen Weibe eingeschärft. Das Chor empfiehlt sie. Hermione sieht die Monogamie als einen Vorzug der Griechen vor den Barbaren an, und Menelaus sagt: „Das Weib hat in Ansehung der ehelichen Treue gleiche Rechte mit dem Manne, nur mit dem Unterschiede, daß dieser die Untreue des Weibes selbst richtet und bestraft, die Frau aber Hülfe bey ihren Anverwandten findet."

Die Verirrungen der Gattinnen werden hauptsächlich dem übeln Beyspiele und dem verführerischen Rathe anderer Weiber von verdorbenen Sitten zugeschrieben, und Hermione räth daher, weibliche Freundinnen von ihnen zu entfernen.

Orestes zeigt gegen das Ende des Stücks ein merkwürdiges Beyspiel von liebender, beynahe romanhafter Standhaftigkeit. Er, der vorher um Hermionen geworben hatte, aber vom Peleus verworfen war, hat sie, ungeachtet ihrer Ehe mit Perseus, nicht vergessen können, und biethet ihr, nachdem sie von ihrem Gemahle verlassen war, seine Hand an.

Wie können neben ſolchen Stellen, welche ſo deutliche Beweiſe der Achtung und Zärtlichkeit für das Geſchlecht enthalten, diejenigen in Betracht kommen, worin z. B. Andromache ſagt: „Keine Viper beißt wie eine böſe Weiberzunge! Solch Unglück bringen wir über die Männer!“ — Oder jene, worin ſie einer Sklavin Muth zur Ausrichtung eines gefahrvollen Auftrags einſpricht, und hinzuſetzt: „Du biſt ein Weib, du wirſt dir ſchon durchhelfen.“ — Was wollen ſie mehr ſagen, als jenes Shakeſpeariſche Wort: Schwachheit, dein Nahme iſt Weib! Was können ſie beſonders bey einem Dichter bedeuten, der ſo gern allgemeine Sentenzen vorbringt, daß er ſogar von der Jugend beyder Geſchlechter ſagt: Weh! Weh! die Jugend iſt ein großes Uebel für die Menſchen! Jugend hat keine Tugend! u. ſ. w.

Gleich wieder in den Supplicantinnen giebt die Rede des Theſeus an den Adraſt einen Beweis des ſatyriſchen Muthwillens des Euripides ab. Wie beißend iſt die Beſchreibung der drey Arten von Bürgern in den Republiken! und jener Ausfall auf die weitläuftigen Beſchreiber von Schlachten. Dabey kommen in dieſem Stücke wieder zwey höchſt edle weibliche Charaktere vor: Aethra und beſonders Evadne. Die erſte wird vom Theſeus mit den Worten zum Reden aufgefordert: „Oft ſey Weisheit aus einem weiblichen Munde gefloſſen.“ — Die letzte iſt beynahe ins Romantiſche übertrieben. Ihr Gatte war vor Theben geblieben, und erhielt vom Theſeus ein ehrenvolles Begräbniß. Evadne ruft aus: „Nichts ſey ſüßer, als neben dem geliebten Gegenſtande ſein Ende zu finden. Ihr Körper ſolle mit dem ihres Gatten zugleich ein Raub der Flamme werden, ſie wolle bey demjenigen ſterben, den ſie in ihrem Leben ſo ſehr

geliebt habe.“ Nichts kann ſie abhalten, dieſen Entſchluß auszuführen; ſelbſt das Flehen ihres Vaters nicht. Sie wirft ſich von einer Anhöhe auf den Scheiterhaufen des Gemahls herab und ſtirbt.

Rheſus iſt das einzige Trauerſpiel unſers Dichters, in dem die Damen keine Hauptrolle ſpielen. Dagegen kommen in den Trojanerinnen wieder mehrere Züge der Achtung vor, die Euripides für weibliche Tugend, Zärtlichkeit, und für das eheliche Glück hegte, das auf beyden beruht. Freylich ſind ſeine Forderungen ſtreng, aber er ſchrieb in Athen, in einer Republik.

Ich ſtrebte, ſagt Andromache, dem Ruhm einer weiſen Matrone in Hektors Hauſe nach. Ich blieb daheim, aber ohne mich dem Geträtſche beſuchender Weiber zu überlaſſen. Ich beſchäftigte mich mit nützlichen Arbeiten, und unterhielt meinen Gatten mit liebevollen Blicken und ſparſamen Reden. Ich wußte wo ich zu befehlen, und wo ich zu gehorchen hatte. — Meine Seele verabſcheuet diejenigen, die in einer neuen Ehe den erſten Gatten vergeſſen, und einen zweyten lieben. — O mein geliebter Hektor! Ich war glücklich mit dir! Du warſt der Gegenſtand aller meiner Wünſche: groß an Geiſt, an Geburt und Macht, u. ſ. w.

In den Bacchantinnen ſagt Tireſias: „Beſcheidenheit und Keuſchheit ſind eigenthümliche Tugenden der Weiber.“ In den Heraciden biethet ſich Macaria, Tochter des Herkules, zum Opfer an, um den Athenienſern einen Sieg zu verſchaffen, der ihre Geſchwiſter rettet. Im wüthenden Herkules

zeigt ſich dieſer, ſo lange er noch bey Vernunft iſt, als einen liebenden Gatten. „Wer hat ein gröſſeres Anrecht auf meinen Beyſtand, ruft er aus, als Gattin, Kinder und Vater! Ich gebe alle andere Unternehmungen auf, um ihnen zu helfen.“ Im Jon ſagt Kreuſa: „Wir Weiber haben einen harten Stand bey den Männern: die guten werden mit den ſchlechten verwechſelt.“ Das Chor breitet ſich weitläufig über den Vorzug aus, Kinder zu haben. „Ich haſſe, ſagt es, ein kinderloſes Leben, und tadle den, der es liebt. Ich will lieber ein geringes Vermögen beſitzen, und Eltern-Freuden genieſſen.“ „Ich will nicht, (ſagt der Gatte der Kreuſa, der ein unechtes Kind wieder gefunden zu haben glaubt, mit ihr aber in kinderloſer Ehe lebt,) ich will nicht, daß mein Weib über ſeine Unfruchtbarkeit Kummer empfinde, während daß ich glücklich bin!“

Gewiß! ſo ſpricht wahre Zärtlichkeit! Nirgends aber zeigt ſich dieſe ſtärker, als in der Helena. Man kann ſagen, daß dieſes Schauſpiel einen wahren Roman im Kleinen enthalte, und daß man es mit ſehr wenig Mühe zu einem gröſſern in der Manier der ſpätern Werke der Erotiker ausſpinnen könnte. Ich will eine etwas detaillirtere Nachricht davon geben.

Helena iſt nach dem Euripides nie in Troja geweſen. Merkur hatte ſie dem Proteus, Könige von Aegypten, anvertrauet, der ihr einen ſichern Zufluchtsort in ſeinen Staaten gewährte, während daß ſich Paris mit einem Scheinbilde der wahren Helena, aus einer Wolke geformt, in Troja befand, und die Griechen um ſie ſtritten. Nach der Eroberung dieſer Stadt kehrte Menelaus mit dem falſchen Exemplare der Helena

zurück, und ward nach Aegypten verſchlagen. Hier befindet ſich die wahre Helena in großer Verlegenheit. Proteus war geſtorben, ſein Sohn, Theoklomenes, will ſie heirathen. Sie eröffnet die Scene mit Klagen über ihr Schickſal. Ihr unglücklicher Gatte ſtreitet um ihretwillen vor Troja, viele Griechen ſind aus eben dieſem Grunde gefallen, und ihr Nahme iſt allgemein gehaßt und beſchimpft. Sie würde ihrem Leiden erliegen, wenn ihr Merkur nicht die Hoffnung gegeben hätte, dereinſt mit ihrem wiedergefundenen Gatten nach Sparta zurückzukehren. Jetzt leidet ſie beſonders durch die Verfolgungen des Theoklomenes. Um ſich vor ſeinen Andringlichkeiten zu ſichern, und ihrem erſten Gemahle unverbrüchliche Treue zu bewahren, wirft ſie ſich auf dem Grabmahle des Proteus nieder, und fleht ihn um Schutz für ihre Tugend an. „Iſt gleich mein Nahme in Griechenland allgemein beſchimpft, ſagt ſie, ſo ſoll doch meine Perſon makellos bleiben!“ — Welch ein hoher Begriff von uneigennütziger Pflicht! Sie wird durch eine falſche Nachricht von dem Tode des Menelaus geſchreckt. „Wie gern, ſagt ſie, würde ich dieſe Geſtalt hingeben, in der die erſte Quelle meines Unglücks liegt! Eine Hoffnung blieb mir noch übrig, die, meinen Gatten wieder zu ſehen; und auch die wird mir geraubt!“ Inzwiſchen überläßt ſie ſich auf Anrathen des Chors nicht der Verzweiflung. Sie ſucht vielmehr Troſt bey der Theonoe, einer Seherin und Schweſter des Theoklomenes. Dieſe hat ihr die Verſicherung gegeben, daß Menelaus am Ende ſeiner Leiden mit ihr vereinigt werden würde, und daß er in der Nähe Schiffbruch gelitten habe. „Theuerer Menelaus, ruft ſie aus,

eile, dich meinen Wünſchen wiederzuſchenken!" Er kommt: ſie erkennen ſich wieder, das Scheinbild verſchwindet, und Menelaus wird überzeugt, daß er ſeine wahre, ihm niemahls untreu gewordene Gattin in ſeinen Armen hält. Der Wechſelgeſang, der jetzt folgt, kann in keiner heutigen Oper zärtlicher gedacht werden. „Ich habe, ich habe meinen Gatten wieder," ruft Helena: „ich habe mein Weib wieder," ruft Menelaus. „Nun ſind alle Leiden vergeſſen; das Glück, deſſen wir genießen, iſt nicht zu theuer erkauft! Wie könnte einer von uns elend ſeyn: wir ſind wieder vereinigt."

Die beyden Liebenden wiſſen Theonoe für ſich zu intereſſieren. Sie verſchweigt die Ankunft des Menelaus ihrem Bruder. Helena giebt einen Plan zur Flucht an, dem Menelaus folgt. Er ſelbſt kündigt dem Könige unter der erlogenen Rolle eines Mannes aus ſeinem Gefolge ſeinen Schiffbruch und ſeinen Tod an. Helena verſpricht dem Theoklymenes ihre Hand, unter der Bedingung, daß er ihr erlaube, den Manen des Menelaus die letzte Ehre auf dem Meere zu beweiſen. Er geſtattet es nach mehrern Schwierigkeiten, welche die Intrigue des Stücks immer mehr verwickeln, bis ſie endlich alle aufgelöſet werden, und Helena mit ihrem Menelaus glücklich zu Schiffe geht, und entflieht.

Dieß iſt der Inhalt eines Trauerſpiels, das den vollſtändigſten Beweis giebt, daß die Athenienſer die Begebenheiten und Geſinnungen eines liebenden Paars ſo gut als wir fähig gehalten haben, den Zuſchauer zu intereſſieren: daß wahre und wechſelſeitige Zärtlichkeit zwiſchen Gatten keine fremde Empfindung für

sie haben seyn können, und daß sie sehr hohe Begriffe von der Tugend und der Selbständigkeit der Matrone gehabt haben

Ich muß noch ein Wort von den Fragmenten sagen, die sich aus einzelnen, verloren gegangenen Stücken unsers Dichters erhalten haben.

Man beruft sich oft, um seinen allgemeinen Weiberhaß zu beweisen, auf eine Stelle in dem Schauspiele Menalippa, worin es heißt: „Ich hasse alle Weiber, außer meiner Mutter!" Wie wenig aber eine solche aus dem Zusammenhang herausgerissene Stelle einen gültigen Beweis für die angeführte Behauptung abgebe, zeigen zwey andere aus eben dem Schauspiele erhaltene Fragmente. Das erste lautet dahin: „Nichts ist schlimmer, als ein böses Weib: aber nichts ist auch besser, als ein gutes. So verschieden sind sie in ihren Charakteren!"

In dem zweyten heißt es ausdrücklich: das Geschlecht der Weiber muß viel von ungerechter Beurtheilung leiden. Die schuldigen und ausschweifenden Frauen ziehen den unschuldigen und keuschen Schande und Vorwürfe zu. Daher glauben die Männer, daß sie alle kein richtiges Gefühl von den Pflichten der Ehe haben."

Es kommen noch eine Menge von andern Stellen in diesen Fragmenten vor, die auf Weiberliebe und Weiberschätzung Beziehung haben, aber unmöglich als lauter Aeußerungen der wahren Denkungsart des Euripides betrachtet werden können, weil sie sich sonst geradezu unter einander widersprechen würden.

Aus dieſen Bemerkungen läßt ſich nun überhaupt das Reſultat ziehen, daß Euripides gegen das zärtere Geſchlecht, als ſolches, weder ſelbſt Haß und Verachtung hegte, noch beydes bey ſeinem Publiko als herrſchende Stimmung vorausſetzen durfte. Inzwiſchen läßt ſich auch mit eben der Gewißheit annehmen, daß in Athen, ſo wie überall, die guten Frauen mit böſen vermiſcht, und die Sitten des größeren Haufens keinesweges unſträflich waren. Die Neigung unſers Dichters zu allgemeinen Behauptungen; ſein Hang zur Satyre; der Ton der Comödie, der bey den Athenienſern ſich nie ganz aus dem Trauerſpiele verloren hat, und vor allen Dingen, der individuelle Charakter und die beſondere Situation der handelnden Perſonen; dieß alles muß bey den Invektiven gegen die Weiber in Anſchlag gebracht werden, und wird ſie auf dasjenige herunter ſetzen, was ſie wirklich ſind, nehmlich auf Rügen fehlerhafter Sitten, und Klagen über einzelne Perſonen. Dagegen beweiſen die vielen edlen weiblichen Charaktere, die Euripides als handelnd aufgeführt, und die Art, wie er das Hauptintereſſe beynahe ganz auf dieſe gelegt hat, ſeine Achtung für weibliche Tugend und Vortrefflichkeit.

Der Begriff dieſer Tugend und Vortrefflichkeit des Weibes war aber freylich nach dem Geiſte einer Republik, und vermöge der Abſonderung des zärteren Geſchlechts vom geſelligen Leben in größeren Zuſammenkünften, etwas anders modificiert als bey uns. Nachgiebigkeit, Gefälligkeit gegen den Gatten, wirthſchaftliche Sorgfalt, Eingezogenheit überhaupt, Abneigung gegen das Geträtſch der Müßiggängerinnen,

Vermeidung ſolcher jungen Männer, die nicht zur Familie gehörten, eine Schamhaftigkeit, die mehr im innern Gefühl der Pflicht, als in der Sorge für den äußern Ruf ihren Grund hatte, endlich Liebe zu den Kindern, Wachſamkeit über das Geſinde, und deſſen liebreiche Behandlung; das waren die Pflichten der Sittlichkeit und des Anſtandes für die Matrone. Hervorſtechender Edelſinn zeigte ſich bey ihr durch die Duldung der Härte, und ſelbſt der Untreue des Gatten, noch mehr durch Hingebung des Lebens zu ſeiner Rettung, oder zur Bewahrung der gelobten Treue, und am ſtärkſten durch heldenmüthige Aufopferung für die Familie und das Vaterland.

Die Matrone, die mit dieſen Tugenden, mit dieſem Seelenadel ausgeſteuert war, durfte des allgemeinen Intereſſes ſicher ſeyn, und die Zärtlichkeit des Gatten für ſie war dem Zuſchauer weder unbekannt, noch für den in dieſer Situation dargeſtellten Helden erniedrigend. Allein den nehmlichen Anſpruch auf begeiſterte Bewunderung ſcheint doch die zärtliche oder leidenſchaftliche Anhänglichkeit des Mannes an ſeinem Weibe nicht gehabt zu haben, den eben dieſe Stimmung von Seiten der Frauen erweckte. Einen ſeufzenden, in ſeiner Bewerbung unerhörten Liebhaber, oder einen durch Leichtſinn des Weibes ſich unglücklich fühlenden Gatten finden wir nirgends dargeſtellt, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er dem Athenienſer ziemlich unintereſſant, wo nicht lächerlich vorgekommen ſeyn würde. Sicher würde ein Bürger von Athen den Mann, der ſeine Anſprüche auf Ruhm und öffentliche Thätigkeit der Geliebten hätte aufopfern können, gemißbilligt, und ſogar verachtet haben!

Euripides hat das Weib zwar mehr gehoben als ſeine Vorgänger, ihm mehr Gleichheit der Rechte mit dem Manne eingeräumt, und eben dadurch die zärtliche Anhänglichkeit des letzten an ſeiner Gattin mehr gerechtfertigt; aber allemahl bleibt doch das zärtere Geſchlecht bey ihm ein Weſen, dem politiſche Exiſtenz, und eben darum zugleich dasjenige mangelt, was der Athenienſer im vorzüglichſten Sinne edel und ſchön nannte.

Iſt nun aber Freundſchaft, iſt Geſchlechtszärtlichkeit, wirklich nichts anders als Paarung der Naturen, um ſich beym Zuſammentreffen in einem und demſelben Genuſſe befriedigter Lieblingstriebe wechſelſeitig zu beglücken; ſo iſt es begreiflich, daß dieſe liebende Paarung des Mannes mit dem Weibe in Athen immer höchſt mangelhaft und eingeſchränkt ſeyn mußte. Gerade in demjenigen Punkte, den der Athenienſer für ſein Höchſtes und Schätzbarſtes hielt, in den Trieben nach Bürgerruhm und Bürgertugend, konnte er mit der Gattin gar nicht in einem Genuſſe zuſammentreffen; mithin war die Vereinigung der Naturen bloß auf die häuslichen Verhältniſſe eingeſchränkt.

Schon dieß muß den geringeren Werth erklären, den die gute Sitte in Athen auf Geſchlechtszärtlichkeit für das Weib legte. Es liegt aber auch noch ein anderer Zug in dem Charakter dieſes Volks zum Grunde, auf den, ſo viel ich weiß, noch kein Schriftſteller aufmerkſam gemacht hat.

Der Grieche theilt dieß mit allen ſüdlichen Völkern, daß, je mehr er den ſo gefährlichen Anfällen der Sinnlichkeit und leidenſchaftlicher Begierde ausgeſetzt

iſt, er einen um ſo größern Werth auf Enthaltſamkeit und Beherrſchung ſeiner ſelbſt legt. Darum wird er diejenigen Verbindungen, bey denen die Befriedigung der Sinnlichkeit als wirkſam angenommen werden kann, und die den Verbündeten einer Art von Wahnſinn ausſetzen, immer weniger ſchätzen, als diejenigen, die ohne jenen, ihn anſcheinend erniedrigenden Grund, und dieſe nachtheiligen Folgen, dennoch Begeiſterung und Aufopferung hervorbringen. Der Mann kann daher aus ſeiner Zärtlichkeit oder Leidenſchaft für das Weib keinen ſonderlichen Ruhm ziehen: ſie iſt grober Eigennutz und Schwäche. Und ſelbſt das Weib hat größern Ruhm von der Geſchwiſter- oder kindlichen Liebe, als von der Gattenliebe, weil bey jenen kein Eigennutz und keine gröberen Triebe als mitwirkend angenommen werden. Dieſe Idee hat unſtreitig dazu beygetragen, daß Euripides mehr die Ausbrüche wechſelſeitiger Liebe zwiſchen Geſchwiſtern, und zwiſchen Eltern und Kindern, als zwiſchen Gatten dargeſtellt und gehoben hat. Er konnte für jene auf ein größeres Intereſſe von Seiten der Zuſchauer rechnen.

Siebentes Kapitel.

Ideen der Philoſophen über Geſchlechtsſympathie und Gattenliebe.

Die Ideen der Philoſophen über geſellige und bürgerliche Verhältniſſe und Einrichtungen können im Allgemeinen ſehr wenig für die Denkungsart des Publikums, und ſelbſt für die der wohlerzogenen und

gebildeten Klaſſe deſſelben beweiſen. Der Philoſoph legt entweder die herrſchende Meinung der guten Sitte zum Grunde, ſucht ſie näher zu beſtimmen und zu veredeln; oder er verläßt ſie auch ganz, und ſtellt ein Ideal auf, das mit dem Hergebrachten und Gebräuchlichen im offenbaren Widerſpruche ſteht. Er, oder ſeine Schüler können in der Folge den Ideen, die ſie vortragen, ein ſolches Anſehn geben, daß ſie die herrſchende Denkungsart der wohlerzogenen und gebildeten Klaſſe der Bürger mehr oder weniger umformen. Aber ihre Anſchauungsart beweiſet nichts für die geltende gute Sitte in der Zeit worin ſie ſchreiben.

Mir ſind aus dem Zeitraume, der mich jetzt beſchäftigt, nur zwey Philoſophen bekannt, deren Werke vollſtändig genug auf uns gekommen wären, um ihre Ideen über Geſchlechtsſympathie und Gattenliebe mit einiger Zuverläſſigkeit zu entwickeln, der eine iſt Xenophon, der andere Plato.

Achtes Kapitel.

Denkungsart des Xenophon über dieſen Gegenſtand.

Es geht mir nahe, wenn ich die Oekonomica des Xenophon zum Beweiſe der traurigen Lage der athenienſiſchen Gattinnen anführen höre, und es iſt mir zugleich unbegreiflich, wie man ſich auf dieſe Schrift in jener Abſicht berufen könne.

Xenophons Charakter, als Philoſoph, iſt der eines praktiſchen Denkers der zugleich Staatsmann iſt. Er nimmt den Menſchen, ſo wie er ihn im Durchſchnitte findet, und bezieht ihn zugleich auf ſeine Lage gegen die Republik.

Er entwirft keine Ideale für den einzelnen Menſchen, der mit ungewöhnlichen Kräften ausgerüſtet iſt. Er ſucht die ganze Gattung, die ganze Geſellſchaft von Mitgliedern eines Staats zu heben, indem er auf ſolche Kräfte und Lagen Rückſicht nimmt, die man ungefähr bey allen vorausſetzen kann. Seine geſunde Vernunft erwartet von der geſunden Vernunft anderer, daß ſie ſo glücklich und ſo brauchbar werden ſeyn wollen, als ſie es durch den Gebrauch jenes Allgemeinſinnes, wenn ich ſo ſagen darf, werden können. In ſeinen Oekonomicis will er überhaupt lehren, wie eine Wirthſchaft eingerichtet ſeyn müſſe, um als ein wohlgeordnetes Haus, gut zum Staat, als Theil zum Ganzen zu paſſen. In eine gute Wirthſchaft gehört eine gute Hausfrau: und dieß führt ihn darauf, uns das Verhältniß des wirthſchaftlichen Hausvaters gegen die wirthſchaftliche Hausmutter aus einander zu ſetzen.

Iſchomachus wird als das Ideal eines braven Bürgers in ſeinen häuslichen Verhältniſſen dargeſtellt. Als Republikaner darf er ſich durch dieſe von den öffentlichen Geſchäften nicht abhalten laſſen. Iſchomachus iſt daher nur ſelten zu Hauſe. Seine Frau führt die Wirthſchaft: und wie ſie dazu geſchickt geworden ſey, das ſucht uns Xenophon im Anfange der Schrift zu lehren.

Der Abſicht des Verfaſſers gemäß erſcheint die Frau des Iſchomachus als ein junges, unerfahrnes, aber auch unverdorbnes Weibchen, das noch nicht funfzehn Jahre alt iſt. Dieß war nothwendig, um es begreiflich zu machen, wie ihr Gatte ſie habe ziehen können. Gewiſſe Geſchicklichkeiten, die der Mann ihr nicht gut beybringen kann, und die in ſpäteren Jahren nicht wohl erlernt werden, mußte ſie bereits vorher erworben haben. Sie konnte Wolle bearbeiten, Kleider verfertigen, und Arbeiten unter den Sklaven vertheilen. Wollen wir behaupten, daß alle Athenienſerinnen im vierzehnten Jahre nur das verſtanden haben, weil Xenophon von ſeiner angehenden Hausfrau nur das verlangte? Und werden wir unter uns viele junge Mädchen auffinden, die in dieſem Alter an Kenntniſſen, die ſie dereinſt zur Wirthſchafterin fähig machen ſollen, mehr erworben haben? Wollen wir die ſchöne und feine ſittliche Ausbildung, welche die Athenienſerin in dem ganzen Laufe dieſes Geſprächs verräth, für nichts in Anſchlag bringen?

Die junge Gattin erſcheint fromm, und durchdrungen von dem Gefühle ihrer dereinſtigen Beſtimmung. Sie opfert mit ihrem Gatten den Göttern, und ruft ſie zu Zeugen ihres erſten Vorſatzes an, das zu werden, was ſie werden müſſe.

Iſchomachus ſucht ihr zuerſt Anhänglichkeit und Zutrauen zu ſeiner Perſon einzuflößen; dann führt er ſie auf den richtigen Begriff von dem Zweck ihrer Ehe. „Wir haben uns vereinigt, ſagt er, damit jeder von uns an dem andern den treueſten Gehülfen

in der Führung der Wirthschaft, und in der Erziehung der Kinder fände. Denn auch Kinder sind ein gemeinschaftliches Gut; sie werden wieder unsere Gehülfen, und dereinst im Alter unsere Stützen seyn." — Der Moralist für die Gattung, der zugleich Staatsmann ist, kann den Zweck der Ehe nicht anders angeben. Auf Leidenschaft darf, auf Zärtlichkeit kann er bey der Menge nicht rechnen. Aber der Republikaner, der Philosoph, der über das Verhältniß der Ehe zur Wirthschaft, und dieser zum Staate räsonniert, kann nun vollends das Wesentliche der Ehe gar nicht anders angeben.

Eigennutz von beyden Seiten, gemeinschaftlicher Vortheil, durch Elterntriebe und Gewohnheit verstärkt, machen folglich die sichersten Bande unter den Gatten im Durchschnitt aus: und auf diese rechnet auch Xenophon. Sie schließen aber in einzelnen Fällen die Zärtlichkeit und die Achtung nicht aus, und so schildert uns denn auch unser Autor die gesunde Vernunft unter Begleitung eines liebenden Herzens.

„Unser Vermögen ist in Eins geworfen, sagt Ischomachus. Ich habe das meinige, du hast deine Mitgift, zum gemeinschaftlichen Gebrauche hergegeben. Laß uns nicht berechnen, wer von uns beyden den größern Beytrag geliefert hat. Besser wir suchen darin mit einander zu wetteifern, wer am besten damit wirthschafte." Bescheiden antwortet die Frau: „Wie kann ich dir helfen? Nur zur Häuslichkeit von meiner Mutter angezogen, fühle ich die Schwäche meiner Kräfte, und alles, was ich habe, gehört dir." — „Ich bin wie du zur Häuslichkeit angezo-

gen, ſagt der Mann. Wir wollen durch gemeinſchaftliche Sorge unſer Vermögen vergrößern.“ Die Frau fragt: „Wie werde ich dein Vermögen vergrößern?“ Eine Antwort, die in dem Munde eines funfzehn jährigen Mädchens äußerſt natürlich iſt, und durch den Ausdruck einer gänzlichen Hingebung der Kräfte des Willens und des Vermögens einen nicht zu verkennenden Reitz erhält.

Iſchomachus entwickelt nun den gemeinſchaftlichen Antheil, den beyde Gatten, jedoch auf verſchiedene Art, an der Beförderung des Zwecks der Ehe nehmen ſollen, aus den eigenthümlichen Anlagen beyder Geſchlechter. Die genaueſte Kenntniß des Menſchen, im Ganzen genommen, erſcheint dabey neben der vollkommenſten Anerkennung der Selbſtändigkeit des zärteren Geſchlechts. Dem Manne wird die Betriebſamkeit außer Hauſe, der Frau die Beſorgung der Geſchäfte im Hauſe angewieſen. Kein Uebermuth von Seiten des ſtärkeren, kein verächtlicher Seitenblick von dieſem auf das zärtere Geſchlecht! Beyde Gatten ſind ſich einander eben durch ihre Verſchiedenheit gleich nützlich, gleich unentbehrlich. Der Mann hat Kräfte, um Hitze, Kälte, Reiſen, Feldzüge, und die Arbeiten des Feldes auszuhalten, und Muth genug, um ſein Weib, ſeine Kinder, und Güter gegen Feinde und Gefahren zu vertheidigen. Dem Weibe hingegen hat die Vorſehung Schüchternheit und Beſorgniß gegeben, um das Vermögen beſſer zu Rathe zu halten, und Mutterliebe, um ſich der Erziehung der Kinder in ihren frühern Jahren anzunehmen. Mäßigkeit, Selbſtbeherrſchung und Beſonnungskraft haben ſie Beyde

aus den Händen der Natur in gleicher Maße erhalten, weil ſie dieſer Vorzüge in gleicher Maße bedürfen; und wenn es dem einen oder dem andern Gatten daran mangeln ſollte, ſo dient eben die Ehe dazu, das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Ein Geſchlecht darf ſich in die Beſtimmung des andern nicht miſchen: die Götter ſelbſt haben ſie jedem von ihnen vorgezeichnet. —

Iſchomachus vergleicht nun ſeine Gattin mit einer Bienenkönigin. Sie iſt Gebieterin, oder wie er ſie in der Folge nennt, Aufſeherin über das Geſetz in ihrem Hauſe. Doch bleibt dem Manne die Rolle des Gehülfen, da wo die häuslichen Geſchäfte in die Betriebſamkeit außer Hauſe eingreifen, und überhaupt die des Rathgebers.

Unter andern Verrichtungen, die Iſchomachus ſeiner Frau anweiſet, iſt auch die der Fürſorge für das kranke Geſinde. „Sie wird dir vielleicht unangenehm ſeyn?“ ſetzt er forſchend hinzu. „Im Gegentheil, ſagt die Frau, es wird mir das angenehmſte Geſchäft ſeyn. Denn die Geneſenen werden ſich dankbar und liebender gegen mich bezeigen!“ — Wie ſittlich, und zugleich wie klug! Und das läßt Xenophon eine junge Frau von funfzehn Jahren ſagen.

„Suche in Allem, fährt Iſchomachus fort, deinen Gatten zu übertreffen! Du wirſt dadurch einen Anſpruch auf meine Verehrung und auf die Liebe deiner Hausgenoſſen haben, und dieſe werden bey zunehmenden Jahren wachſen, jemehr du die treuere Gefährtin meines Lebens, und die ſorgſamere Beſchützerin

unſerer Kinder werden wirſt. Denn das Gute und Schöne wird mehr nach ſeinem innern Gehalte, als nach äußern Vorzügen geſchätzt."

Die Gattin muß noch eine Haushälterin unter ſich haben; beyde Eheleute ſuchen gemeinſchaftlich die tauglichſte Perſon dazu aus, und bemühen ſich, ihr Anhänglichkeit an ihnen einzuflößen. „Sie theilt unſern Schmerz und unſer Vergnügen, ſagt Iſchomachus, wir machen ſie zur Vertrauten unſerer Angelegenheiten, und bilden gemeinſchaftlich ihr Herz zur Gerechtigkeitsliebe." — So erkennt Xenophon den gleichen Anſpruch des Weibes auf Tugend, und ſeine Fähigkeit an, dieſe andern einzuflößen.

Die weiblichen Sklaven waren in dem Hauſe des Iſchomachus von den männlichen getrennt, um Ausſchweifungen vorzubeugen. „Denn gute Bedienten, ſetzt Xenophon hinzu, werden durch eine rechtmäßige Verbindung viel wohlwollender gegen ihre Herrſchaft: hingegen liederliche laſſen ſich durch heimliche Verſtändniſſe viel leichter zu Frevein verleiten." — Dieſe Einrichtung unter den Sklaven, die in jedem größern Haushalte ſo äußerſt nothwendig ſeyn mußte, von Klugheit und Sittlichkeit zeugt, und noch jetzt unter freyen Domeſtiken in mehreren Häuſern beobachtet wird, hat dennoch zum Beweiſe der Entfernung des Gatten von ſeiner Hausgenoſſin dienen ſollen!!

Die junge Frau des Iſchomachus hatte Fehler; Fehler ihres Alters, und ihres Geſchlechts. Sie war zuweilen unordentlich in der Aufbewahrung ihrer Sachen, und eitel in ihrem Putze. Sie ſchminkte ſich nach der Sitte ihres Landes mit mehreren

Farben, und trug hohe Absätze; Ischomachus sucht sie zu bessern. Aber ohne Härte, auf die liebevollste Art, und durch vernünftige Vorstellungen. „Die junge Frau antwortete nichts, sagt Ischomachus, aber sie that es nie wieder!“ —

Wenn man den eingeschränkten Zweck erwägt, den sich Xenophon bey dieser Schrift vor Augen gesetzt hatte; wenn man bedenkt, daß Xenophon nicht eine vortreffliche Ehe in jeder Rücksicht, sondern nur die Gatten in ihren Verhältnissen zur Wirthschaft schildern wollte; so läßt sich gewiß keine Herabwürdigung des zärtern Geschlechts aus dieser Darstellung folgern. Ich darf vielmehr dreist behaupten, daß die Anerkennung der Selbständigkeit des Weibes, und seines Anspruchs auf eigne Bestimmung in seinen Gesinnungen und Handlungen, so wie in dem Gefühle seiner Zufriedenheit, klar daraus erhelle. Glaube nicht, läßt Xenophon die Gattin des Ischomachus sagen, daß deine Anträge mir lästig sind. Es ist für eine tugendhafte Frau angenehmer und leichter, für ihre Kinder zu sorgen, als sie zu vernachlässigen. Und eben so ist es für eine gutdenkende Frau erfreulicher, das Vermögen dessen Besitz Vergnügen gewährt, zu Rathe zu halten, als es zu verwahrlosen.“ — Sokrates ruft darauf aus: „Bey der Juno, Ischomachus, dieß ist Beweises genug, daß deine Frau einen festen, männlichen Charakter hat!“ — — Man bemerke wohl, daß hier durch das Männliche weiter nichts als das Selbständige verstanden seyn kann: denn die Frau war fest, und sich selbst bestimmend in den eigenthümlichen Anlagen und Verhältnissen ihres Geschlechts.

Xenophon verräth überall die Ueberzeugung, die er von dem ſittlichen Werthe der Weiber, und von ihren Anlagen zur Bürgertugend hatte. Eine der edelſten weiblichen Handlungen, beſonders nach den Begriffen der damahligen Zeit, ſind wir ſeiner Aufbewahrung ſchuldig. Wer erinnert ſich nicht der Panthea, der edeln Gattin des Abradates? [17]) Sie hatte den Gemahl angefeuert, ſich durch rühmliche Thaten der Freundſchaft eines Cyrus würdig zu machen. Und nun war er im Kriege als ſein Bundsgenoſſe gefallen! Die Unglückliche ſaß bey ſeiner Leiche im ſtillen Schmerz verſunken, als Cyrus zu ihr kam. Weinend ſprach der Held: „o tapfere und treue Seele, biſt du wirklich hingegangen und haſt uns zurückgelaſſen?“ Bey dieſen Worten ergriff er die Rechte des Todten, aber dieſe, die in der Schlacht abgehauen war, trennte ſich von dem Rumpfe, und blieb in der ſeinigen. Dieſer Anblick vermehrte den Schmerz des Cyrus. Aber Panthea brach nun in ein lautes Wehklagen aus, warf ſich auf die Hand ihres Gatten, bedeckte ſie mit Küſſen, und fügte ſie wieder an den Leichnam, ſo gut ſie konnte. „Ach! ſprach ſie, ſein übriger Körper iſt eben ſo grauſam zugerichtet. Doch! warum ſollte ich dich mit dieſem Schauſpiele martern? Ich habe ihm dieß Unglück zugezogen, obwohl auch du, Cyrus, einigen Antheil daran haſt! Ich Thörin! ich war's, die ihn durch häufiges Zureden bewog, ſich deiner Freundſchaft werth zu machen. Der Edle hörte mich, und verachtete fortan alle Gefahren, die ſeiner warteten, und ſtrebte nur, durch hohe Thaten dir zu gefallen. So iſt er auch geſtorben, ohne Klage über ſein

17) Cyropädie, Buch 7. Kap. 3.

Schickſal! Und ich, ich ſeine unglückliche Rathgeberin, ſitze hier noch lebend bey ſeinem Leichname!"

Cyrus hing eine Zeitlang ſtillſchweigend ſeinem Schmerze nach; dann ſuchte er die Arme zu tröſten. Er ſtellte ihr das rühmliche Ende, den Tod des Siegers vor. Er verſprach ihr ein prächtiges Leichenbegängniß für den Gatten, und ſeine vorzüglichſte Fürſorge für ſie ſelbſt. „Du ſollſt nicht verlaſſen ſeyn, ſprach er: deine Sittſamkeit und deine übrigen Tugenden haben meine ganze Verehrung. Ich will dir einen treuen Begleiter zugeben, dem du anzeigen kannſt, zu wem du geführt zu werden wünſcheſt. — Sey ſicher, antwortet Panthea, du wirſt es erfahren, zu wem ich zu gehen wünſche!"

Darauf begab ſich Cyrus weg, durchdrungen von Mittleid mit der Gattin, die ſolch' einen Mann verloren, und mit dem Manne, der ſolch' eine Frau hatte verlaſſen müſſen. Sie aber entfernte ihre Verſchnittenen unter dem Vorwande, ungeſtört über den Gatten weinen zu wollen, und behielt allein ihre Wärterin bey ſich, der ſie befahl, ſie nach ihrem Tode neben ihrem Gatten, in Ein Gewand gehüllt, zu begraben. Die Wärterin warf ſich zu ihren Füßen, und beſchwor ſie, von dieſem Vorſatze abzuſtehen. Als ſie aber ſah, daß ſie nichts ausrichtete, und daß ſie ihre Frau nur zum Unwillen reitzte, ſo ließ ſie ab, und ſetzte ſich weinend bey ihr nieder. Panthea, die ſchon längſt das Schwert zu dieſer Abſicht in Bereitſchaft hatte, erſtach ſich, legte ihr Haupt auf des Gatten Bruſt und ſtarb. Die Wärterin befolgte ihren Befehl, und bedeckte wehklagend beyde Körper.

In ſeinem Gaſtmahle läßt Xenophon den Sokrates ſagen: „daß das weibliche Geſchlecht dem männlichen bloß an Ueberlegung und Stärke nachſtehe, daß es aber fähig ſey, Kenntniſſe jeder Art zu erlernen, und ſogar zur Herzhaftigkeit angeleitet zu werden.“ Er führt zum Beweiſe, wie allgemein die Liebe ſey, den Nikeratus an, der ſeine Frau liebt, und wieder von ihr geliebt wird, und ſetzt: dieſe Liebe neben derjenigen, die Hermogenes für Rechtſchaffenheit und Biederkeit empfand.

Xenophon läßt eben daſelbſt vor der Geſellſchaft eine Pantomime aufführen, deſſen Inhalt ich weiter unten anzeigen werde, worin die Geſchlechtsſympathie, die das Weib auf ſich zieht, mit allen Reitzen dargeſtellt wird, die verfeinerte Sinnlichkeit ihr geben können; und er läßt dadurch alle Zuſchauer in eine ſolche Bewegung gerathen, daß die verheiratheten Männer ſich ſogleich zu ihren Gattinnen begeben, die unverheiratheten aber den Entſchluß faſſen, ſich ſobald als möglich zu vermählen.

Eine Verachtung der Weiber, eine Scheu vor engeren Verbindungen mit ihnen, läßt ſich daher unſerm Philoſophen keinesweges zur Laſt legen. Aber darin theilt er die Ideen ſeiner Landsleute, daß er, ſo wie ſie, nichts Hervorſtechendes und Edles in der Liebe des Mannes zu ſeiner Gattin fand, und dieſe als ein liebendes Patronat betrachtete. Er ſuchte auch in der Apathie gegen die Reitze der körperlichen Geſchlechtsſympathie eine beſondere Vollkommenheit. „Jupiter, ſagt er in ſeinem Gaſtmahle, hat die Weiber, mit denen er ſich abgegeben hat, in der Claſſe der Sterblichen zurückgelaſſen, hingegen hat er die Männer, deren Seelen er geliebt

hat, zur Unſterblichkeit gehoben.“ Sokrates, den er als das Ideal eines vollkommenen Mannes aufſtellt, hat nach ſeiner Darſtellung ein böſes Weib genommen, bloß um ſich in der Geduld und Verträglichkeit zu üben, und während, daß alle übrigen Gäſte bey der eben angeführten pantomimiſchen Darſtellung der Gattenliebe in die heftigſte Bewegung gerathen, und diejenigen, die verheirathet ſind, nach Hauſe zu ihren Weibern eilen, ſteht Sokrates auf, um mit ſeinen Freunden ſpazieren zu gehen.

Neuntes Kapitel.

Ideen des Plato über eben dieſe Materie.

Plato iſt in ſeinen Ideen über die Weiber nicht conſequent. Es ging ihm, wie es allen Menſchen von lebhafter Imagination geht. Ihre Urtheile beziehen ſich weniger auf Thatſachen, als auf Bilder, die ihre Imagination ſtark gerührt haben, und da dieſe manchen Veränderungen und Abwechſelungen unterworfen ſind, ſo verändert ſich auch ihre Meinung über den nehmlichen Gegenſtand, oft ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen.

Es iſt zweifelhaft, ob Plato an irgend einer Stelle das Weib als eine beſondere Gattung von Geſchöpfen angeſehen habe, die zwiſchen Menſchen und Thieren ſtehen, oder ob er es bloß gewiſſer moraliſcher Unvollkommenheiten wegen unter den Mann herabwürdigt. Denn wenn er gleich im Timäus ſagt: daß Männer, die ungerecht und verworfen gelebt haben, in der zweyten Generation in Weiber übergehen; ſo läßt er doch in

ſeinem Phädrus die Seelen, die ſich nicht der Gottheit zu nähern geſucht haben, nicht in Weiber, ſondern in Männer von verſchiedenen Ständen, z. E. Tyrannen, und ſo weiter fahren.

Diejenige Meinung, der unſer Philoſoph am treueſten geblieben iſt, ſcheint inzwiſchen dieſe geweſen zu ſeyn, daß das oberſte Princip der Seele, die Vernunft, (Ratio) bey beyden Geſchlechtern gleich ſey, daß aber die Kräfte, welche dieſe Vernunft leiten und führen ſoll, ſo wohl an Seele als Körper bey dem Weibe ſchwächer, mithin auch ſchlechter wären, daher ſich dieſes denn der Vollkommenheit, die er in einer ſolchen Harmonie aller Kräfte ſetzt, vermöge welcher alle zu einem Zwecke wirken und der Vernunft gehorchen, weniger nähern könnte.

Daraus läßt ſich denn auch erklären, warum der Mann, welcher der Vernunft nicht gehorcht, und ſeine Kräfte nicht zweckmäßig unter ihrer Leitung wirken läßt, nach dem Tode in ein weibliches Weſen übergehen ſoll.

Allein eben darum läßt ſich nun auch begreifen, warum Plato an die Veredlung des Weibes glaubt, und wie er dieſe zu Stande zu bringen ſucht.

In ſeiner Republik äußert er darüber folgende Ideen:

„Die Weiber ſind etwas ſchwächer dem Körper nach als die Männer, aber übrigens zu allen Geſchäften ſo gut als die Männer fähig, nur daß einige beſſer zum Kriege, andere zu Staatsgeſchäften gebraucht werden können. Um aber die Weiber dahin zu bringen, müſſen ſie gerade wie Jünglinge erzogen werden. Sie müſſen ihre Schamhaftigkeit nicht in der Bekleidung des Körpers, ſondern im Gefühle ihrer Tugend ſuchen. Sie müſſen

zur Muſik und zu gymnaſtiſchen Uebungen angeleitet wer-den. Etwas Rückſicht wird man immer auf ihre Schwäche nehmen müſſen, und ihnen daher die leich-tern Geſchäfte beſonders anvertrauen. Uebrigens muß eine völlige Gemeinſchaft der Weiber Statt finden. Kei-nes darf eines beſondern Mannes Weib ſeyn. Auch darf kein Sohn einen beſondern Vater anerkennen. Sie müſſen zuſammen öffentlich ſchmauſen und bey einander wohnen."

„Die Obrigkeit muß dafür ſorgen, den Mißbräu-chen dieſer Einrichtung vorzubeugen. Bey öffentlichen Feſten, die dazu beſtimmt ſind, geſetzmäßige Verbindun-gen zu knüpfen, wählt ſie eine gewiſſe Anzahl von Män-nern und Weibern aus, durch welche der Abgang von Bürgern wieder erſetzt werden ſoll. Ihre Nahmen ſol-len in eine Urne geworfen werden, und das Loos ſoll dem Anſcheine nach über die Perſonen entſcheiden, die zuſammen gepaart werden. Aber im Grunde wird die Obrigkeit das Schickſal ſo zu lenken wiſſen, daß die-jenigen Perſonen immer zuſammen kommen, von denen man die beſte Nachkommenſchaft zu hoffen hat: nicht anders, wie man die Racen bey Thieren zu bewahren ſucht. Sobald die Kinder geboren ſind, werden ſie den Eltern genommen und an einem öffentlichen Orte erzo-gen, wo die Mütter, ohne ſie zu kennen, bald das eine, bald das andere Kind ſäugen werden. Von dieſer öffent-lichen Erziehungsanſtalt werden aber diejenigen ausge-ſchloſſen, die nicht aus ſolchen feyerlich angeordneten Umarmungen entſproſſen ſind; ferner diejenigen, die mangelhaft und häßlich zur Welt kommen, endlich ſolche, die von Eltern geboren werden, die das geſetzliche Alter zum Kinderzeugen noch nicht erreicht, oder bereits über-

ſchritten haben. Sobald die Eltern die Zwecke des Staats erfüllt haben, ſo gehen ſie wieder aus einander, bis die Obrigkeit ihrer wieder bedarf, und das von ihr geleitete Loos wieder neue Paarungen unter ihnen ſtiftet. Uebrigens ſind die Perſonen, die das geſetzliche Alter zur Paarung überſchritten haben, zwar an keine Enthaltſamkeit gebunden, ſie müſſen ſich aber in Acht nehmen, daß ihre Verbindungen keine Folgen haben, und daß ſie ſich weder mit ihren Kindern noch mit ihren Eltern vermiſchen."

„Diejenigen Perſonen, welche zu gleicher Zeit gepaart worden ſind, werden alle diejenigen Kinder als die ihrigen anſehen müſſen, die zwiſchen ſieben und zehn Monaten nach einer ſolchen Paarung geboren ſind, und dieſe werden ſie wieder als Eltern anſehen. Die Kinder einer Brut werden ſich unter einander als Geſchwiſter betrachten, u. ſ. w. So wird denn der Staat nicht aus einzelnen Familien beſtehen, ſondern nur Eine große Familie ausmachen, worin alle Mitglieder von einem öffentlichen Geiſte belebt, keinen Eigennutz und kein Eigenthum kennen, folglich auch keine Veranlaſſung zur Eiferſucht und zur Uneinigkeit finden."

Plato weicht in ſeinen Dialogen von den Geſetzen darin von den Ideen ab, die er in ſeiner Republik geäußert hat, daß er die Heiligkeit der Ehen und die eigenthümlichen Tugenden der Weiber mehr ſichert, und ſich dafür weniger von der Natur entfernt.

Er behauptet, daß es ein großer Fehler ſey, daß ſich die Geſetzgeber ſo wenig mit der Erziehung der Weiber beſchäftigten, und ſie gleichſam in dem Dunkel des häuslichen Lebens vergäßen. Er will ſie herausziehen, ſie ſollen öffentlich zuſammen ſchmauſen. „Das Geſchlecht,

ſagt er, zieht ſich zurück, und braucht Ränke, eben weil es ſeine Schwäche fühlt. Es kann darum auch minder einer beſtimmten Ordnung unterworfen werden, und dieß iſt die Urſach, warum der Geſetzgeber es, wie wohl sehr mit Unrecht, vernachläſſigt. Denn dieſe Vernachläſſigung zieht ſehr ſchädliche Folgen nach ſich. Es würde alles beſſer bey uns ſeyn, wenn die Geſetze ſich um die Sitten der Weiber mehr bekümmerten. Denn das ſich ſelbſt überlaſſene Weib macht nicht bloß, wie es ſcheinen könnte, die Hälfte der menſchlichen Gattung aus; ſondern je weniger Anlagen es zur Tugend hat, um deſto weitgreifender iſt ſein Einfluß auf die Sitten, und dadurch wird der Nachtheil, der von ihm zu befürchten ſteht, doppelt gefährlich. Man muß alſo das Weib zu verbeſſern, und ihm Gelegenheit zu geben ſuchen, mit dem Manne gemeinſchaftlich zum Wohl des Staates beyzutragen. Darum müſſen ſeine thieriſchen Begierden nach Eſſen, Trinken und körperlicher Lüſternheit beſonders gemäßigt und geleitet werden; und um dieß zu bewirken, ſollen die Weiber öffentlich und unter Aufſicht der Geſetze zuſammen ſpeiſen. Darum muß ferner die Art, wie für die Fortpflanzung des Geſchlechts geſorgt werden ſoll, durch Geſetze beſtimmt, und durch Strafen im Fall der Uebertretung geſichert werden. — Der Zweck der Vereinigung zwiſchen den Gatten iſt der, die ſchönſten und beſten Kinder dem Staate zu liefern.“ Wie dieſer erreicht werden könne, dazu giebt Plato nun verſchiedene Mittel an. Es ſoll ein Gericht von Weibern beſtellt werden, das täglich im Tempel der Lucina ſeine Sitzungen hält, und die Aufſicht über die Ehen führt. Wenn innerhalb zehn Jahren keine Kinder erfolgen, ſo werden die Ehen von dem Gerichte mit Zuziehung der

Anverwandten getrennt. Die Oberaufseherinnen über die Ehe müssen zu Zeiten in die Häuser der jungen Eheleute hinein gehen, und sie theils durch Ermahnung, theils durch Drohungen von ihren Verirrungen und Fehlern zurückzubringen suchen. Hilft dieß nichts, so müssen sie es den obersten Wächtern über das Gesetz anzeigen. Können diese gleichfalls nicht wehren, so müssen sie die Sache vors Volk bringen, die Nahmen anschlagen, und schwören: daß sie die Personen nicht haben bessern können. Der schuldig Befundene wird infam. Er darf nicht wieder heirathen, und wenn er es wagt, so darf ihn jeder ungestraft tödten. Wenn Kinder aus einer Ehe erfolgt sind, so wird der Ehebruch von Seiten des Mannes und des Weibes bestraft, wenn sie anders noch zum Kinderzeugen fähig sind. Keuschheit und Ehrbarkeit sollen in Ehren gehalten werden, u. s. w. Das Mädchen soll in dem Zwischenraume vom sechzehnten Jahre an bis zum zwanzigsten heirathen, der Mann vom dreyßigsten an bis ins fünf und dreyßigste. Das Weib führt obrigkeitliche Aemter im vierzigsten Jahre, der Mann im dreyßigsten. Die Männer dienen im Kriege bis zum sechzigsten Jahre, die Weiber bis zum funfzigsten. Doch sollen die letztern nur zu solchen Geschäften im Kriege gebraucht werden, die ihren Kräften angemessen und anständig sind."

„Im siebenten Buche will er ferner noch, daß die Oberaufseherinnen über die Ehen auch die Aufsicht über die öffentlichen Ammen führen sollen. Er will, daß die jungen Mädchen zwar zu männlichen Kenntnissen und Uebungen angeleitet, aber doch von den Knaben getrennt erzogen werden sollen. Musik sollen beyde Geschlechter lernen, doch soll diejenige, welche das männ-

liche ausübt, einen ſtärkeren, muthigeren, die der Weiber einen reizenderen und ſanfteren Charakter an ſich tragen."

Weiter unten dringt er ſehr beſtimmt darauf, den Weibern eine ſichere Beſtimmung zu geben. „Wollen wir, ſagt er, ſo wie die Thracier und viele andere Völker, die Weiber den Ackerbau, die Viehzucht, und andere Arbeiten, die ſie mit den Sklaven gemein haben, verrichten laſſen? Oder wollen wir ihnen, ſo wie bey uns und unſern Nachbarn, die Oberaufſicht über den innern Haushalt und die weiblichen Arbeiten einraumen? Oder wollen wir, wie die Lacedämonier eine Mittelſtraße einſchlagen, den Jungfrauen Muſik und gymnaſtiſche Uebungen, den Weibern die Wollenfabrikatur, zugleich aber ihrer Thätigkeit einen größern Wirkungskreis anweiſen, ihnen die Beſorgung des Hausweſens, und einen gewiſſen Antheil an der Erziehung einräumen, ſie jedoch von kriegeriſchen Beſchäftigungen ausſchließen? Dann werden ſie aber immer unter dem Manne ſtehen bleiben. Nein! Mag ein anderer dieſe Einrichtungen loben. Ich verlange eine gleiche Beſtimmung für Weiber und für Männer."

In Gemäßheit dieſer Grundſätze läßt er nun die Weiber an öffentlichen Gaſtmählern, Spielen, Wettrennen und Ringerübungen Theil nehmen. Doch ſind ſie nicht dazu zu zwingen, zu Pferde den Bogen und den Wurfſpieß zu führen, ſondern nur zuzulaſſen, wenn ſie Luſt dazu haben. Endlich geſtattet er den verheiratheten Weibern, nach dem vierzigſten Jahre vor Gericht zu handeln: den unverheiratheten aber nur, Zeugniß abzulegen.

Univ. Bibl. München

So zeigt also Plato allenthalben ein solches Vertrauen zu der Veredlung des zärteren Geschlechts, wie vielleicht wenig Philosophen vor und nach ihm gehabt haben mögen. Verächter des Geschlechts, seinen Anlagen nach, ist er folglich nicht gewesen, sondern nur Verächter des Weibes in seiner damahligen Lage, bey seiner vernachlässigten Ausbildung. Und auch hier hat er Ausnahmen zugelassen, wie mehrere Stellen in seinem Gastmahle und andern Gesprächen beweisen, worin er außerordentliche Frauen in einem schönen Lichte darstellt. Ueberhaupt äußert sich seine Weiberverachtung mehr dadurch, daß er sie den Männern nachsetzt, als durch das Böse, das er ihnen vorwirft. So läßt er z. B. in seinem Gastmahle den Phädrus sagen: „Nur die Liebenden sind für einander zu sterben bereit, nicht allein Männer, sondern auch Weiber!" — Darum wird von eben diesem Phädrus die Alcesta hochgepriesen, und nur dem Achilles nachgesetzt. Eben so wird im zweyten Buche von den Gesetzen, das Weib wegen seines Geschmacks an Trauerspielen mit den Jünglingen in eine Classe, über das Kind, und nur dem reifen Manne nachgesetzt, der mehr Gefallen an Heldengedichten nimmt.

Die Geringschätzung, die Plato gegen das weibliche Geschlecht äußert, ist also mehr relativ, und hängt von der Vergleichung mit dem Manne in der Lage ab, worin er beyde Geschlechter wirklich zu sehen glaubte. Daß aber das Weib nach seinen Begriffen unter dem Manne stehen mußte, das lag in seinen Begriffen von Tugend und Vollkommenheit. Er war zu sehr Athenienser und Politiker, als daß er bey seinen Räsonnements über moralische Würde, die Verhältnisse des Bürgers zum Staate hätte vergessen sollen. Selbst da, wo er das Abstrakt

einer kosmopolitischen Vortrefflichkeit entwirft, schwebt ihm das Bild des atheniensischen Bürgers immer vor Augen, und natürlich mußte das Weib, das nicht Staatsbürgerin war, und es seiner ganzen Erziehung und Lage nach nicht seyn konnte, in seiner Achtung verlieren. Aber eine völlig falsche Ansicht ist es, wenn man dem Plato Schuld giebt, er habe die Weiber durchaus wie unnütze und ganz verdorbene Sklavinnen der Männer verachtet.

Inzwischen konnte Plato, da er kein Wohlverhältniß an Eigenschaften und Lagen zwischen beyden Geschlechtern antraf, auch keine Zärtlichkeit oder Freundschaft zwischen ihnen annehmen. Das was er Liebe des Mannes zum Weibe nannte, war leidenschaftliche Begierde nach dem Besitz der Person. Er schätzte an der Gattin die Aufopferung, mit der sie das Wohl des Mannes ihrem eigenen vorzog; aber er fand darin nicht den uneigennützigen, auf höheren Trieben beruhenden Seelenadel, den er dem Bürger beylegte, der sich für den Geliebten oder für das Vaterland hingab. Denn bey der Treue des Weibes lag nach seinen Begriffen Sinnlichkeit unter, da hingegen bey der Männer- und Vaterlandsliebe hauptsächlich Begeisterung wirkte.

So dachte Plato über die Gattenliebe, in Beziehung auf die wirkliche Lage der beyden Geschlechter gegen einander. In seinen idealischen Staaten hob er die Frau zum Range des Mannes durch Erziehung und Bestimmung hinauf, und hier hätte er denn allerdings Zärtlichkeit und liebende Leidenschaft zwischen ihnen voraussetzen und schätzen können. Allein da solche particuläre Vereinigungen der Gemeinschaft unter allen Staatsbürgern und ihrer einzigen Rücksicht auf das allgemeine Beste

leicht hätten gefährlich werden mögen; so ſuchte er ſolche Einrichtungen zu treffen, wodurch eine zu genaue Vereinigung unter einzelnen Paaren verhindert wurde. Beſonders aber ſtrebte er darnach, den Zug der beyden Geſchlechter zu einander von jener Leidenſchaft zu reinigen, die den Cardinaltugenden, die er annahm, der Weisheit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit, ſo leicht gefährlich werden konnte.

Zehntes Kapitel.

Ideen der Athenienſer über die Liebe zu den Hetären oder Freudenmädchen.

Nun ein Wort über die Buhlerinnen, Freudenmädchen, Courtiſanen von Athen, die man mit einem anſtändigeren Nahmen Hetären, Freundinnen, nannte.

Man hat in neueren Zeiten das Außerordentliche, welches die Alten von einigen unter ihnen, die in verſchiedenen Zeitaltern und Städten gelebt haben, erzählen, auf die ganze Claſſe, und zwar vorzüglich in Athen, ausgedehnt. Man legt ihnen eine große Bildung des Geiſtes, ſehr verfeinerte Künſte der Coquetterie, und vor allen Dingen die Gabe bey, das ſinnliche Vergnügen mit allen Reitzen zu würzen, die es nur immer durch Zartheit der Empfindung, unterhaltende Talente, Witz und Einbildungskraft erhalten kann. Man glaubt, die Verbindung mit dieſen Hetären, oder wenigſtens der Umgang mit ihnen, ſey von der guten Sitte in Schutz genommen; man habe ſie den Ehen vorgezogen, und weil die Matrone bloß zur Mutter und zur Haushälterin beſtimmt

geweſen ſey; ſo habe der Bürger von Athen ſeine Erholung bey der Courtiſane gefunden.

Alles dieß wird ohne Beweis angenommen. Es widerſpricht deutlichen Zeugniſſen für das Gegentheil, dem ganzen Geiſt der Athenienſiſchen Denkungsart, und beſonders der Kenntniß des Menſchen, nach der Erfahrung von demjenigen, wie es noch heut zu Tage um dieſe Claſſe von Weibern in den größten und kultivierteſten Städten von Europa ſteht.

Was wir von gleichzeitigen Schriftſtellern über die Lage der Hetären in der Periode, von der ich hier rede, wiſſen, iſt ſehr wenig. Spätere Schriftſteller, die bereits alles ins Außerordentliche getrieben haben, können hier nichts beweiſen, und ohnehin ſind die Schilderungen eines Lucians, Alciphrons, Athenäus, Aristenaut, u. ſ. w. den obigen Behauptungen auf keine Weiſe günſtig.

Zuerſt muß man die freygelaſſenen Weiber und Fremden, die ihr Gewerbe für ſich treiben, von den Mädchen welche die Sklavenhändler, Kuppler und Kupplerinnen hielten, wohl unterſcheiden. Die letzten wurden zu Nebenweibern und Beyſchläferinnen verkauft, und kommen hier eigentlich nicht in Betracht. Nur die erſten bezeichnet Demoſthenes, wenn er ſagt: „Buhlerinnen dienen zum Vergnügen, Beyſchläferinnen zum täglichen Umgang, zur Pflege und Befriedigung körperlicher Begierden; Gattinnen aber zum Kinderzeugen und zur treuen Oberaufſicht über unſer Hauſeweſen.“

Ich frage alſo, was wir von jenen Buhlerinnen oder Hetären wiſſen, die zum Vergnügen der athenienſiſchen Bürger dienten?

Die glaubwürdigſten Zeugniſſe ſprechen von einer Aſpaſia, die von einer Hetäre zum Range einer Gattin des Pericles erhoben worden iſt, und den größten Einfluß auf die Begebenheiten ihrer Zeit gehabt hat. Sie wird als eine Frau von außerordentlicher Politur der Sitten, Weisheit und Kenntniſſen geſchildert, und daran muß ich glauben. Allein eben das große Aufſehn das ſie gemacht hat, ſcheint mir das Ungewöhnliche ihrer Vorzüge zu beweiſen.

Man ſpricht ferner von einer Diotima, von der Sokrates die Kunſt zu lieben, nach dem Zeugniſſe des Plato, gelernt haben ſoll. Aber dieſe gehört nicht hieher. Sie iſt offenbar ein idealiſches Weſen, eine Begeiſterte, eine Seherin, und nichts führt uns darauf zurück, ſie für eine Hetäre zu halten.

Dann liefert uns Xenophon [18]) ein Geſpräch, das Sokrates mit einer berühmten Buhlerin, Theodota, gehalten haben ſoll. Es iſt der Mühe werth, dieß Geſpräch etwas näher kennen zu lernen, um zu prüfen, ob die Dame, die hier geſchildert wird, wirklich die Kunſt zu gefallen, in einem ſo hohen Grade beſeſſen habe, wie man es gemeiniglich von allen andern ihres Standes behauptet.

Als Sokrates mit ſeinen Schülern zu ihr kam, ſo ſtand ſie gerade einem Mahler zum Modell. Der Umſtand iſt wichtig; er zeigt zum Voraus auf die Reihe hin, denen Theodota ihre Macht über die Männerherzen zuſchrieb. Sokrates, der einen großen Luxus in ihrem Hauſe findet, fragt ſie nach ihren Erwerbmitteln; und als ſie die Wohlthaten ihrer Freunde als ſolche angiebt,

18) Memorab. Socratis III. 2.

fragt er ſie, ob ſie ſich dabey bloß aufs Glück verlaße, oder eine kunſtreiche Erfindung brauche, um ihr zu fangen? Die harmloſe Theodota antwortet: „Sie wiße nicht, was für eine Erfindung ſie dazu brauchen ſolle; ſie kenne keine Künſte die weiter gingen, als Gefälligkeit in Handlungen; ſchöne Worte gebrauche ſie dazu nicht.“ Sokrates räth ihr alſo, ihren Augen einen bezaubernden Ausdruck zu geben, und durch ihre Reden Herzen zu fangen. Er preiſet ihr beſonders die Luſt an, anfangs geringe Dienſte von ihren Liebhabern zu fordern, und ihre Gefälligkeit nach dem Verhältniße jener Dienſte einzurichten. Dadurch würde ſie die Buhler immer feſter verbinden, ſie ſtandhafter und freygebiger machen. Sie ſolle den Werth ihrer Gunſtbezeugungen dadurch erhöhen, daß ſie ſich ihnen nicht in die Arme würfe, ehe ſie ihre Begierden aufs höchſte entflammt habe. Die unerfahrne Theodota fragt, wie ſie ſich dabey benehmen ſolle? Sokrates belehrt ſie, ſich dem Liebhaber nicht anzubiethen, wenn ſie keine Neigung an ihm bemerke. Bemerke ſie dieſe, ſo ſolle ſie ihn durch ein freundliches Geſpräch an ihre Perſon erinnern, und ihm zu erkennen geben, daß ſie wohl geneigt ſey, ſich ihm zu ergeben: dann aber ſich entfernen, bis ſein Verlangen aufs höchſte geſtiegen ſey.

Man muß geſtehen, daß wenn dieß die ſo berufene Kunſt zu gefallen der Griechiſchen Hetären war, daß dann die Freudenmädchen von ziemlich gewöhnlichem Schlage in unſern großen Städten, die nur nicht zur Claſſe der verworfenſten Straßendirnen gehören, mehr davon wiſſen, als der gute Sokrates. Man ſieht zugleich, was der Zweck des Umgangs mit dieſen Hetären war, und daß Theodota dabey ſo einfältig zu Werke

ging, als die gewöhnlichſten Metzen in Paris, Venedig, London u. ſ. w. die ſich ſelbſt den Vorübergehenden anbiethen, es nur immer thun können.

In der That! ich kann mir keinen großen Begriff von dieſer Kunſt zu gefallen der athenienſiſchen Hetären machen. Dürfte man der Schilderung eines jüngeren Komikers, des Alexis, trauen, ſo wäre ihre Erziehung ganz darauf ausgegangen, die Reitze ihres Körpers zu heben, und ihr Zweck einzig der geweſen, Geld zu gewinnen. [19])

Inzwiſchen gebe ich gern zu, daß in Athen, in einer Stadt, wo ein großer Luxus herrſchte, wo der Geſchmack an ſinnlichen Freuden verfeinert war, unter dieſen Hetären manche Virtuoſin in der Kunſt geweſen ſey, die gröbere Wolluſt mannigfaltiger und ſchmackhafter zu geben, und die Zeitverkürzung, die man im koſenden Geſchwätze ſucht, durch Talente einer geiſtigern Unterhaltung intereſſanter zu machen. Einige Wenige haben ſich ſogar in den Geſchmack der Weiſen im Volke geſchickt, ſich auf Philoſophie, Politik, Rhetorik, u. ſ. w. gelegt, und dieſe Kenntniſſe, verbunden mit Scharfſinn und Klugheit, genutzt, den Reitz ihres Umgangs zu erhöhen, und allgemeine Bewunderung zu erwecken.

Aber haben dieſe ausgezeichneten Perſonen unter den Hetären dem ganzen Stande eine Achtung zugezogen, die über derjenigen ſtand, welche die gute Sitte in Athen der Matrone zollte? Iſt der Umgang mit der Hetäre von dem Vorwurfe der Unanſtändigkeit frey, ein ganz erlaubtes, ja, dazu beſonders auserſehenes Mittel geweſen, neben den Pflichten der Ehe, denen man bey der

19) Aethenäus XIII 7.

Frau ein Genüge that, auch das Vergnügen in den geſelligen Verhältniſſen mit dem zärteren Geſchlechte zu finden? Iſt endlich dieß Vergnügen wirklich allgemein ſehr verfeinert geweſen? Alle dieſe Fragen muß ich verneinen.

Perikles hat die Spöttereyen der Komiker über ſeine Verbindung mit der Aſpaſia auf ſich gezogen. Xenophon giebt ſich alle Mühe, ſeinen Helden, den Sokrates, von dem Vorwurfe zu retten, als ob er aus einer andern Urſache, als der ſeinen Schülern die Verächtlichkeit der Theodota kennen zu lehren, zu ihr gegangen ſey. Der Schritt wird an ſich als etwas Zweydeutiges in ſeiner Aufführung dargeſtellt, das Xenophon zu heben ſucht. Sokrates weigert ſich, auf die Einladung der Theodota wiederzukommen, und ſagt, er habe dazu keine Muße. Ariſtophanes giebt an mehreren Stellen Beweiſe der Verachtung, worin der Stand der Hetären nicht bloß nach der guten Sitte, ſondern ſogar nach Polizeygeſetzen bey den Athenienſern ſtand, und nirgends drückt er dieſe ſtärker aus, als wenn er mit beißendem Spotte die Matrone, ihrer Sitten wegen, mit der Hetäre in einen Rang ſetzt. Demoſthenes, der ſie zum Vergnügen beſtimmt, giebt ſelbſt den beſten Commentar über den Sinn dieſes Ausdrucks, und den Werth, den er auf dieß Vergnügen ſetzt. Er war nach Korinth zu der berühmten Buhlerin ſeiner Zeit, der Lais, gereiſet; aber abgeſchreckt durch den hohen Preis, den ſie auf eine Nacht ſetzte, kehrte er ohne genoſſen zu haben mit dem Ausdrucke zurück: ſo theuer erkaufe ich nicht, was mich gereuen würde!

Wenn daher die einzelne Hetäre den Bürger in Athen mit Zärtlichkeit und Leidenſchaft gefeſſelt hat, vielleicht öfterer als die Matrone gefeſſelt haben mag; ſo hat doch

gewiß die gute Sitte eine ſolche Verbindung weder für ſchön noch edel gehalten. Liebe zur Hetäre hieß der Regel nach Begierde nach körperlichem Genuß; Trieb nach koſender Unterhaltung; und da wo dieſe auch noch ſo ſehr verfeinert geweſen ſeyn mag, hat ſie gewiß nicht ſo wohl allgemeinen Beyfall, als Nachſicht vor der guten Sitte gefunden.

Funfzehntes Buch.

Denkungsart der Athenienſer und beſonders der Sokratiſchen Schule über Liebe zu den Lieblingen.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Unter allen Verſuchen, die Liebe zu veredeln und zu verſchönern, iſt keiner, der einen ſo hohen Grad von Celebrität, und einen ſo wichtigen Einfluß auf die Denkungsart der Nachwelt erhalten hätte, als derjenige, den die Sokratiſche Schule in dieſer Rückſicht gemacht hat, und der gemeiniglich unter dem zu eingeſchränkten Rahmen der platoniſchen Liebe bekannt iſt.

Wo iſt eine gute Geſellſchaft unter allen kultivierten Nationen von Europa, worin man nicht noch heut zu Tage von dieſer Liebe reden hörte? Man ſpricht dafür, man ſpricht dagegen: unſere Dichter nutzen ſie zum Stoffe der Unterhaltung, zum Mittel der Begeiſterung; unſere Philoſophen diſſertieren mit ſteifem Ernſte über ihr Weſen und ihre Möglichkeit, und je nachdem wir nur eine lächerliche Anmaſſung menſchlicher Schwäche, oder die höchſte Stufe menſchlicher Würde darin finden,

wird ſie bald Gegenſtand des ſcherzenden Witzes und des heißendſten Hohnes, bald Gegenſtand der feyerlichſten Nährung und Weihe.

Allein wie verworren, wie unbeſtimmt ſind die Begriffe, die wir mit dem Nahmen der platoniſchen Liebe verbinden! Der eine ſieht ſie als eine bloße Freundſchaft an, der andere verſteht darunter eine Geſchlechtsliebe, wobey das Andringen körperlicher Begierden mit Glück bekämpft und unterdrückt wird. Bald ſucht man darin eine Vermählung der Seelen, die durch rein geiſtige Vorzüge verſchwiſtert ſind, bald einen Ideengenuß körperlicher Schönheit; kurz, nach den verſchiedenen Wärmegraden der Sinne, des Herzens und der Phantaſie ihrer Beurtheiler, wird der Begriff dieſer Art von Verhältniſſen ganz verſchieden gebildet.

Mehrere Schriftſteller haben uns mit den Ideen der Athenienſer, und beſonders der Sokratiſchen Schule über die Veredlung und Verſchönerung der Liebe vertrauter zu machen geſucht. Aber irr' ich nicht, ſo iſt die Sache noch immer einer näheren Aufklärung bedürftig. Der eine hat zu ſeinen Unterſuchungen eine zu oberflächliche Kenntniß der griechiſchen Sitten hinzugebracht, und nicht die Gabe beſeſſen, ſich in die Denkungsart eines fremden Volks aus der Vorzeit hinein zuverſetzen. Der andere hat nicht Herz genug, nicht hinreichende Kenntniß des Menſchen, wie dieſer zu allen Zeiten iſt, gehabt; einem dritten hat es an Elevation der Seele gefehlt; ein vierter hat den Sinnen zu wenig, und dem Geiſte zu viel zugetrauet.

Die Schwierigkeiten, welche ſich der Auflöſung des gegenwärtigen Problems entgegen ſetzen, würden ſehr vermindert ſeyn, wenn man ſich hätte angelegen ſeyn

laſſen, beſtimmte Begriffe über unſere geſelligen Triebe, über Geſchlechtsſympathie und Geſchlechtsliebe feſtzuſetzen. Alsdann würde es leichter zu entſcheiden geweſen ſeyn, ob die Liebe in der veredelten Bildung, welche ihr die Athenienſer und beſonders die Sokratiſche Schule gegeben haben, begeiſterte Beſchauungswonne oder wahre Zärtlichkeit, Freundſchaft oder Geſchlechtsliebe, und letztere wieder völlig rein von dem Einfluſſe körperlicher Geſchlechtsſympathie geweſen ſey, oder nicht?

Dieſe Hinderniſſe glaube ich durch meine vorangegangenen Unterſuchungen aus dem Wege geräumt zu haben. Und, ohne Anmaßung ſey es geſagt, nach einer vieljährigen und oft wiederholten Prüfung glaube ich in der Sache ſelbſt wenig Schwierigkeiten zu finden, um in den Geiſt dieſer griechiſchen Liebe einzudringen. Aber indem ich ihren Begriff dem Publiko vorlegen ſoll, erhebt ſich aus der Lage, worin ich zu meinen Zeitgenoſſen ſtehe, allerdings eine erhebliche Bedenklichkeit, über die ein zärter fühlendes Herz ſich nicht ſo leicht hinauszuſetzen weiß! Die veredelte Liebe der Athenienſer zeigte ſich in Verbindungen zwiſchen Männern auf eine Weiſe, die in unſer Klima, zu unſerer Organiſation, zu unſern Sitten und zu unſerer Staatsverfaſſung keinesweges paßt. Es iſt unmöglich, auch nur daran zu erinnern, ohne unſere Begriffe über den Anſtand beleidigend zu ſtreifen.

Käme es hier bloß auf Befriedigung der Neugierde an, ſo würde ich ſchweigen. Aber es gilt mehr: es gilt Wahrheit, es gilt das Glück vieler Menſchen. Die Lehren des Plato, ſo halb verſtanden ſie immer ſeyn mögen, ſind von den ſpätern Jahrhunderten aufgenommen, und modificieren noch heut zu Tage unſere Begriffe über eine ganz andere Art von Liebe, über die Liebe zu den Weibern.

auf eine beträchtliche Weiſe. Die Sittlichkeit überhaupt, und das Glück liebender Verbindungen zwiſchen beyden Geſchlechtern, haben aus der Unkunde des wahren Verhältniſſes, worauf die Grundſätze jenes Philoſophen ihre zutreffende Anwendung finden, manchen Nachtheil erlitten. Hier ſcheint einer von den Fällen einzutreten, wo der Liebe zur Wahrheit und Zweckmäßigkeit einiges von den Forderungen des Schicklichen aufgeopfert werden muß: oder vielmehr, wo dasjenige, was nur in einer gewiſſen Beziehung unſchicklich genannt werden kann, dadurch ſchicklich wird, daß es in allgemeiner Rückſicht dem Triebe nach richtiger Erkenntniß und Nutzbarkeit anpaſſend erſcheint.

Ich werde daher mit Freymüthigkeit, aber weit entfernt von Frechheit, über einen Gegenſtand reden, deſſen Kenntniß nur demjenigen ſchädlich ſeyn kann, der ein verdorbenes Herz zu meinem Buche herzubringt.

Zweytes Kapitel.

Geiſt der athenienſiſchen Geſetze und Sitten in Rückſicht auf die Liebe zu den Lieblingen.

Wenn man die Denkungsart eines Volks über einen Gegenſtand ſeiner Gebräuche und geſelligen Einrichtungen angeben will; ſo muß man ſich wohl hüten, dieſe zu allgemein auf alle ſeine Individuen, ja, nur auf alle Claſſen ſeiner Bürger auszudehnen. Die gute Geſellſchaft denkt anders darüber wie der einzelne Weiſe. Dieſer prüft ſelbſt, ſucht ſich in ſeiner Meinung von dem Einfluſſe der Vorurtheile und Leidenſchaften frey zu erhalten, und unterwirft ſelbſt dem bürgerlichen Ge-

ſetze nur ſeine äußere Handlungsweiſe. Jene folgt angenommenen und überlieferten Begriffen von dem Schicklichen und Anſtändigen, die oft mit dem Geſetze übereinſtimmen, oft aber auch davon abweichen; in welchem letztern Falle ſie nur eine zu kecke Beleidigung ſeiner Vorſchriften vermeidet. Von beyden trennt ſich noch der Pöbel durch eine Art die Sachen anzuſehen, die der Niedrigkeit ſeiner Geſinnungen, der Eingeſchränktheit ſeiner Ideen, und der Zügelloſigkeit ſeiner Triebe angemeſſen iſt. Außerdem giebt es allemahl einen kleinen Haufen von Schwärmern, die das Gute, was in einer Nazionalſitte liegt, übertreiben, und einen etwas größern Haufen von entſchiedenen Spöttern, die das Nachtheilige, was ſie mit ſich führt, übermäßig hervorheben, und das Ganze zum Gegenſtande ihres beißenden Witzes machen.

Ich werde bey der Unterſuchung, die ich hier vorzunehmen habe, zuerſt auf den Pöbel Rückſicht nehmen, und zwar in ſo fern das Geſetz ſeinen Trieben eine Regel gegeben haben ſollte.

Ich habe im erſten Theile dieſes Werks die Geſchlechtsſympathie der Körper entwickelt, und gezeigt, daß es falſch ſey, wenn wir ihre Wirkſamkeit nur bey der Verbindung ſolcher Körper annehmen, die zur Fortpflanzung der Gattung geſchickt ſind. Ich glaube das gethan zu haben, daß ſelbſt Körper, die ihren äußern Kennzeichen nach zu einerley Geſchlecht gehören, den Geſchlechtsinſtinkt bey einander aufregen mögen, wenn bebende Zartheit der einen Organiſation mit der geſchmeidigen Stärke der andern in ein ſolches Wohlverhältniß zu einander kommen, daß dadurch das Streben nach dem Gefühle einer überſchwenglichen Lebenskraft entſteht.

Dieß vorausgesetzt, kann man die Begierden nach Verbindung solcher Körper, die äußern Kennzeichen nach zu einerley Geschlecht gehören, ihrer Organisation nach aber wirklich im Wohlverhältnisse der zärteren Organisation zur stärkeren stehen, unter keinem Volke in der Welt für bloße Folge einer Ausartung der Sinnlichkeit, oder für eine Verirrung der Natur erklären. Eine solche Lüsternheit ist nicht so wohl unnatürlich, d. h. den Gesetzen der physischen Natur widersprechend, als vernunftwidrig und unsittlich. Wir bemerken diesen physischen Zug verschieden organisierter Körper, die den äußern Kennzeichen nach zu einerley Geschlecht gehören, bereits bey Thieren; und unter den roheren Völkern, besonders bey den südlichen, ist er noch heut zu Tage so allgemein, daß man gar nicht daran zweifeln kann, daß nur Gründe, die außer den Gesetzen der Physik liegen, gewisse Menschen von dem Andringen ähnlicher Begierden völlig befreyen.

Dieß ist der Fall bey den kultivierten Nationen des nördlichen Europa. Bey uns wird der Abscheu gegen die ersten Regungen solcher Lüste, die Religion, Gesetze, Vernunft und Anstand auf gleiche Weise verdammen, der Jugend so früh eingeflößt, daß unsre ohnehin minder reitzbare Natur gegen Anfälle einer solchen, eben so ekelhaften als verbotenen Sinnlichkeit, der Regel nach nicht einmahl anzukämpfen braucht. Wir sind daher berechtigt, die Beyspiele, die man von solchen Verhältnissen zwischen uns antrifft, für Ausschweifungen unsers physischen, durch seine genaue Verbindung mit dem moralischen besonders modificierten Wesens zu betrachten, und sie zu Verirrungen unserer einmahl so gebildeten Natur, oder zu Frevein zu zählen, welche die Verdorbenheit der Sitten nach sich zieht.

Der Grieche war hingegen den Anfällen dieſer Art von Lüſternheit ſehr ausgeſetzt. Man hat ihr erſtes Erwachen in den Gymnaſien aufgeſucht. Cicero und Plutarch, beyde Schriftſteller aus ſpätern Zeiten, und mit Römiſchen Begriffen über Sittlichkeit und Anſtand angefüllt, ſind die Urheber dieſer Meinung geweſen. Aber ſo ſicher die gymnaſtiſchen Uebungen, wobey ſich die entblößte Jugend unvorſichtigen Annäherungen ausſetzte, zur Beförderung dieſer Ausgelaſſenheit beygetragen haben mag; ihr erſtes Entſtehen liegt gewiß viel tiefer in der urſprünglichen Organiſation dieſes höchſt reizbaren und ſinnlichen Volks, deſſen älteſte Sagen vor Gründung der Gymnaſtik bereits auf Knabenraub hinweiſen. Ohnehin waren ja dieſe Ausſchweifungen im ſüdlichen Aſien, wie uns die Bibel belehrt, von den älteſten Zeiten her im Schwange, obgleich hier an keine Gymnaſtik gedacht wurde. Und wenn auch dieſer Grund das Entſtehen der Männerliebe erklären könnte, wie würde er auf den Urſprung einer ähnlichen Ausgelaſſenheit unter den Weibern, weshalb beſonders die Lesbiſchen bekannt waren, paſſen?

So übereinſtimmend dieſe Lüſte mit der thieriſchen Natur des Menſchen beſonders in heißen Himmelsſtrichen von jeher, nach meiner Ueberzeugung, geweſen ſind; ſo früh haben doch gewiß diejenigen, die ſich um die Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und die ſittliche Bildung des Menſchen verdient gemacht haben, das Nachtheilige für die Population des Staats, das Verderbliche für das Wohl des einzelnen Menſchen, und das Hinderliche eingeſehen, welches aus ſolchen Ausſchweifungen für das Glück der Ehen zu beſorgen war. Unſtreitig haben ſie alſo ſehr früh die Mißbilligung der Vernunft und des moraliſchen Gefühls auf ſich gezogen. Aber nicht bey allen

Völkern ſind ſie durch Geſetze verboten, und mit bürgerlichen Strafen belegt worden.

Kein einziger glaubwürdiger Schriftſteller führt ein ausdrückliches Geſetz an, wornach in Athen die Ausgelaſſenheit der körperlichen Geſchlechtsſympathie unter Männern, und noch viel weniger unter Weibern geradezu verbothen geweſen wäre. [1]) Es wird vielmehr aus einem Geſetze des Solon, welches den Sklaven die Männerliebe verwehrt, ziemlich wahrſcheinlich, daß der Geſetzgeber freyen Menſchen die Sorge für ihre Sittſamkeit ſelbſt überlaſſen habe. Die Verordnungen, die er und ſeine Nachfolger über dieſen Punkt gemacht haben, ſuchen nur der Verführung, der Gewalt, und der ſchnöden Gewinnſucht vorzubeugen. Sie ſuchen die Begierden durch Entfernung äußerer Bewegungsgründe zu zügeln, aber ſie verdammen nicht den Reiz, den der Menſch in ſeinen Trieben ſelbſt fand, und diejenige Befriedigung derſelben, die aus freyer Willkühr beyder intereſſierter Perſonen gewährt wurde. Ein Mann, der ſich in die Gymnaſien der unverdorbenen Jugend einſchlich, um dieſe zu verführen, war des Todes ſchuldig. Wer ſich für Geld ergab, verlor alle Rechte des Bürgers, und harte Strafen erwarteten denjenigen, der Perſonen, die in ſeiner Gewalt waren, andern zum Mißbraucke überließ, oder durch Raub oder Verführung junge Männer um ihre Unſchuld brachte. [2]) Alſo nicht die Sache ſelbſt, ſondern nur die Art, wie ſie geſchah, war ein Gegenſtand der athenienſiſchen Geſetzgebung.

1) Eine merkwürdige hierher gehörige Stelle beym Plato de Legg. VIII. p. 836.

2) Petitus de Legg. atticis. Libr. VI. Tit V.

Um dieß erklärbar zu finden, muß man ſich an dasjenige erinnern, was ich oben [1]) von den Begriffen der Athenienſer über Tugend und Vortrefflichkeit geſagt habe. Nur diejenigen Schwächen und Laſter, die mit den Pflichten des Bürgers gegen den Staat im unmittelbaren Widerſpruche ſtanden, waren ein Gegenſtand des Verbots und der Strafe der Geſetze. Ein Archont, der im Rauſche mit den Zeichen ſeiner Würde erſchien, ſollte dieſe Vernachläſſigung des Anſtandes, die der Führung öffentlicher Angelegenheiten nachtheilig werden konnte, mit dem Tode büßen. Ein Bürger, deſſen Sitten ſo verdorben waren, daß er die Rüge der öffentlichen Meinung auf ſich zog, verlor die Rechte des aktiven Bürgers. Aber die Ausgelaſſenheit der körperlichen Geſchlechtsſympathie, die kein Aufſehn machte, und die Rechte des Eigenthums und der Freyheit des Bürgers nicht kränkte, ward wie die Stillung eines phyſiſchen Bedürfniſſes, als eine Quelle ſinnlicher Freuden angeſehen, die an ſich eben ſo gleichgültig ſey, als jeder andere wollüſtige Reiz für die übrigen Sinne.

In dieſer Nachſicht kam denn die gute Sitte mit dem Geſetze ziemlich überein. Es iſt der Mühe werth, die Schauſpiele des Ariſtophanes durchzublättern. Welcher Schmutz! Welche Beleidigung aller Schamhaftigkeit! Es iſt gewiß, daß ſelbſt der niedrigſte Pöbel bey uns die Vorſtellungen dieſer Schauſpiele mit Steinwürfen würde unterbrochen haben. So häufig ſind darin die Anſpielungen auf Lüſte, an die wir ohne Abſcheu nicht erinnert werden können. Nach den Mythen war den Göttern ſelbſt eine völlige Ausgelaſſenheit der Begierden eigen. Die Tragiker ſpielten ungeſcheut in ihren Schauſpielen auf

1) Vierzehntes Buch Kap. I.

ähnliche Ausgelaſſenheiten an. [4]). Euripides hatte eines unter dem Nahmen Chryſippus verfertigt, deſſen Sujet der Raub dieſes Junglings durch den Lajus ausmachte. [5]) Denkmähler der bildenden Kunſt waren Darſtellungen gewidmet, die nach unſern Begriffen Ekel erwecken, [6]) und die Rüge der Polizey auf ſich ziehen würden. [7]) Vor allen andern aber waren die Mißbräuche der Geſchlechtsſympathie unter Männern häufig. Sokrates warnte vor dem Umgange mit ſchönen Jünglingen, und verglich die Gefahr, die aus ihrer unvorſichtigen Berührung drohte, mit dem Biſſe der Tarantel. [8]) In den Gaſtmählern des Xenophon und des Plato, und in des letztern Republik und Phädrus, wird dieſer Gegenſtand mit einer Unbefangenheit behandelt, die uns in Erſtaunen ſetzt, und die Sorge, welche die Väter anwandten, ihre Söhne durch beygegebene Hüter vor Verführung ſchlechter Menſchen zu bewahren, ſo wie der hohe Werth, der den Weiſen beygelegt wird, die über dieſe Schwäche hinaus geſetzt waren, beweiſen hinreichend, wie allgemein, wie durchgängig die Gewalt dieſer verkehrten Richtung körperlicher Begierden angenommen wurde.

Man würde zu weit gehen, wenn man daraus folgern wollte, die gute Sitte in Athen habe gar keinen Werth auf die Keuſchheit und Ehrbarkeit des Mannes

4) Athenaeus im dreyzehnten Buche, und Cic. Tusc. Quaest. Libr. 4.

5) Fragmenta Euripidis.

6) Man erinnere ſich an das berüchtigte Gemählde, das Parrhaſius von der Atalanta verfertigte, und das Tiber kaufte. Suet. in Tiber. 44.

7) Dergleichen noch täglich aufgefunden werden.

8) Memorab. I. 3.

gelegt.[9]) Unſtreitig wußte ſie dieſen Vorzug zu ſchätzen; aber ſie ſetzte eine viel geringere Wichtigkeit auf den Mangel deſſelben bey dem großen Haufen, und fand es auf der andern Seite viel außerordentlicher, wenn der einzelne Mann eine Mäßigkeit und Enthaltſamkeit in dieſem Stücke zeigte, die von der Menge, ſelbſt unter der guten Geſellſchaft, nicht erwartet werden konnte. Der Athenienſer dachte über die Keuſchheit des Mannes wie unſere Vorfahren über die Trunkfälligkeit. Dieſe letzten fühlten wohl, daß Mäßigkeit ein Vorzug, und Trunkenheit ein Fehler ſey; aber ſie ſahen jene als eine Vortrefflichkeit an, die dem großen Haufen nicht angemuthet werden könnte, und fanden etwas Außerordentliches in dem Manne, der von einer ſo gemeinen Schwäche frey war. Wir finden heut zu Tage dieß Außerordentliche weder in dem mäßigen Trinker, noch in demjenigen, der die Triebe der Geſchlechtsſympathie vor unerlaubter Ausgelaſſenheit zu bewahren weiß, und bey uns trifft den Uebertreter des Anſtandes und der Sittlichkeit in beyden Punkten eine viel ſchärfere und viel ausgebreitetere Rüge.

Drittes Kapitel.

Fortſetzung.

Der wohlerzogene Athenienſer billigte folglich die Ausſchweifungen der körperlichen Geſchlechtsſympathie keinesweges; ſelbſt diejenigen, welche wechſelſeitige Zuneigung herbeyführte, hatten keinen unbedingten Anſpruch auf ſeinen Beyfall; er hielt es weder für ſchön, noch für edel, den Begierden auf ſolche Art zu huldigen: es war

9) S. beſonders die eben citierte Stelle beym Plato de Leg. VIII. p. 836.

immer eine Schwäche, ein Fallen. Aber er übte eine Nachsicht dagegen aus, die nicht in unser Klima, zu unserer Organisation, nicht in unsere Religionsbegriffe, Erziehung und politische Verfassung paßt. Eben diese Nachsicht hatte nun den größten Einfluß auf das Urtheil der Athenienser über die dauerunderen Verbindungen zwischen Männern, die einen zärtlichen und leidenschaftlichen Charakter annahmen. Glaubten sie wirklich, daß diese Verbindungen rein vom Einfluß des Körpers, über die Gefahren, ja über den wirklichen Fall der Sinnlichkeit hinausgesetzt wären? Gewiß nicht! Aber wie konnten sie denn Verbindungen dieser Art gestatten? Ein Beyspiel wird die Sache erklären.

Die Cicisbeatura in Spanien und Itdlien ist gewiß der Treue, die Gatten sich unter einander schuldig sind, äußerst gefährlich. Die Sitten dieser Länder authorisieren gewiß den Ehebruch eben so wenig, als die Sitten in Athen das Laster der ausgelassenen Männerliebe. Dennoch lassen jene eine engere Verbindung und eine Vertraulichkeit zwischen dem Cicisbeo und der Dame zu, welche die menschliche Schwäche auf mannigfaltige Proben setzt, und denen sie, ihrer Ueberzeugung nach, nicht gewachsen ist. Aber sie verblenden sich willkührlich über die Mißbräuche, welche diese Verhältnisse nach sich ziehen, sie machen es entweder zur Pflicht, sie für unschuldig zu halten, oder sehen dem wirklich eingetretenen und nicht zu verkennenden Falle nach, wenn nur dieser den Anstand nicht frech unter die Füße tritt, und das Ansehn und der Werth der verbündeten Personen eine Entschuldigung für ihre Schwäche mit sich führt. Warum? Diese Cicisbeaturen haben die Autorität der Rittergalanterie, der Petrarcalischen Liebe, und selbst das Beyspiel einiger wirk-

lich tugendhaften Verbindungen für ſich; ſie ſind in die Geſchichte, in die Künſte, in die geſelligen Einrichtungen dieſer Völker genau verwebt; ſie mildern das Loos ſchlecht gepaarter Ehen, ſie tragen zur geſelligen Bildung der Jugend, und zur Unterhaltung bey; ſie beugen ärgern Ausſchweifungen vor; kurz, ſie ſind eben ſo reizend als unentbehrlich. Aus allen dieſen Gründen kann die Cicisbeatura bey den Spaniern und Italiänern, ungeachtet aller Gefahren und Mißbräuche, die dem größten Theile dieſer Verhältniſſe drohen, auf ein Intereſſe rechnen, das jedesmahl eintritt, wenn die Perſonen, die dadurch vereinigt werden, ſich durch Gleichheit des Anſehns und innerer Vorzüge auszeichnen, und des äußern Anſtandes ſchonen. Dieß Intereſſe fällt aber weg, und macht der Verachtung Platz, ſobald Perſonen von ungleichem Stande ſich mit einander verbinden, oder wenn die Verbündeten von gleichem Stande durch ihr Betragen zeigen, daß der Zweck ihrer Vereinigung auf die Befriedigung ſolcher Begierden geht, die man verzeiht, wenn ſie der Sympathie der Seelen untergeordnet ſind, und ſich neben dieſer einſchleichen, die man aber bar für ſich nicht für gültig annehmen würde. Man ſieht Fehlern nach, die edle Triebe unterſtützen, aber man verdammt den Frevel, der ſich unbegleitet von Tugenden darſtellt.

Ungefähr ſo verhielt es ſich mit der Liebe zu den Lieblingen nach den Sitten der Athenienſer. Ihr erſter Urſprung iſt in den Heldenverbrüderungen jener erſten Wohlthäter der menſchlichen Geſellſchaft zu ſuchen, welche durch Ausrottung wilder Thiere und Räuber den Nahmen der Halbgötter verdienten. Spuren ſolcher Waffenbrüder findet man unter allen Nationen, auf der Stufe, wo ſie zur Kultur übergehen. Gegenſeitige Hochachtung

für die Tugenden des damahligen Zeitalters, für Muth, Stärke, Beharrlichkeit, Treue: Gefühl eines wechselseitigen Nutzens unter gleichen dauernden Lagen, zog diese Personen an einander an. Sie verbanden sich zur Abwehrung gemeinschaftlicher Gefahren, zur Erreichung gleicher Zwecke; und lange Gewohnheit, das Erleben vieler Begebenheiten mit einander, knüpfte das Band immer fester. Vielleicht läßt sich schon hieraus allein das Leidenschaftliche dieser Heldenfreundschaften erklären, das so weit ging, daß der Freund sich willig für die Erhaltung des Freundes aufopferte, und seinen Verlust nicht überlebte, wenn er ihn gerächt hatte. Vielleicht aber waren diese Verbindungen unter einem Volke, dessen Sinnlichkeit durch Klima und Organisation so reizbar war, bereits von allen Fehlern der spätern Liebe zu den Lieblingen angesteckt, und vielleicht muß auf diesen Umstand ein Theil der leidenschaftlichen Aeußerung gesetzt werden, womit sich diese Verbindungen in der Geschichte ankündigen.

Wie dem auch sey: diese Heldenfreundschaften waren in die Mythologie und Geschichte der Griechen und besonders der Athenienser verwebt, die sogar einem solchen Heldenpaare, dem Harmodius und Aristogiton, die Wiederherstellung ihrer Freyheit verdankten. Sie erhielten dadurch einen Reiz, der demjenigen, welchen die Rittergalanterie für uns hat, völlig gleich kommt, ja sogar übertrifft. Die Nahmen: Castor und Pollux, Theseus und Porithous, Orestes und Pylades, Achilles und Patroklus, und die eben genannten Harmodius und Aristogiton, bezeichneten Heldenpaare, die von dem Volke, in dessen Künsten, Religion und Chroniken sie auftraten, nicht ohne

Intereſſe und Ehrfurcht genannt werden konnten. Und geſetzt, daß auch der Verdacht eines zweydeutigen Umganas über dieſe Verbrüderungen nach der allgemeinen Meinung geſchwebt haben ſollte, ſo ward dieſer doch durch das Ueberwiegende der Tugenden, welche darin herrſchend waren, an ſeiner Lebhaftigkeit gehindert, oder gar erſtickt. —

So kam denn der Begriff leidenſchaftlicher Verbindungen zwiſchen Männern, mit einem feyerlichen Intereſſe verknüpft, auf die Athenienſer in dem Zeitalter der Republik, und wir finden in den beyden Gaſtmählern des Xenophon und Plato mehrere Beziehungen auf dieſe allgemein verehrten Heldenpaare. Allein die Fortſetzung dieſer Verbrüderungen in ſpätern Zeiten brachte auch die größten Vortheile für den Staat und für die Bildung und Sitten zuwege.

Selbſt nach der höchſten Ausbildung der Kriegskunſt bey den Alten ward man noch in jeder Schlacht handgemein mit dem Feinde. Hier konnte ein Angriff, eine Vertheidigung, die Paarweiſe geſchahen, nicht gleichgültig ſeyn. Hier ward es wichtig, den jüngern Geliebten neben den ältern Liebenden hinzuſtellen, auflodernden Muth, brennende Ehrbegierde mit Erfahrung und überlegter Tapferkeit zu paaren, beyde aber durch ſtärkere Bande mit einander zu vereinigen, als bloße Mannszucht, Bürger- und Vaterlandsliebe, und ſelbſt bloße Freundſchaft knüpfen können. So rettete denn auch Sokrates ſeinem Alcibiades das Leben, und ſo fiel Epaminondas ſeinem Aſopichus zur Seite, indem ſie zu gleicher Zeit für den Staat und für einander fochten. Die Kretenſer behaupteten, daß ein kalter, froſtiger Krieger, den nur Mars beſeelte, dem feurigen,

vom Amor beſeelten Liebhaber nicht widerſtehen könne, und Lykurg, der ſeine Geſetze von den Kretenſern entlehnte, Lykurg, der einen kriegeriſchen Staat bildete, empfahl die Liebe der Männer unter einander als die ſchönſte Anleitung zu derjenigen Tugend, die er ſeinen Landsleuten, den Spartanern, einzuflößen ſuchte.

Aber nicht bloß im Kriege war dieſe zärtliche und leidenſchaftliche Paarung der Männer wichtig. Sie ſtand in genauer Beziehung mit der republikaniſchen Verfaſſung, worunter die Griechen, und beſonders die Athenienſer lebten. In Staaten, deren Beſtehen ſo ganz auf perſönlicher Anhänglichkeit der Bürger an einander beruht, wo das Gute oft nicht anders bewirkt werden kann, als durch enthuſiaſtiſches Vertrauen zu der Perſon des einzelnen Bürgers: wo ſelbſt Partheygeiſt nothwendig wird, um den Freyheitsſinn ſtets wach und rege zu erhalten; wie wichtig war es da, das Herz früh und ununterbrochen zu gewöhnen, der Liebe alles, und nichts dem Zwange aufzuopfern!

Endlich war dieſe Männerliebe ſehr nützlich für die Erziehung der Jugend. Dieſe ward zu Leibesübungen, zur Kenntniß der Mutterſprache und der Volksdichter durch Lehrer angeführt, die beſonders dazu beſtellt waren. Aber die Staatswiſſenſchaft, das Privatrecht, die Behandlung der Geſchäfte überhaupt, ſcheint ſie in dem Umgange mit erfahrnen und thätigen Männern dieſen praktiſch abgelernt zu haben; und ſelbſt der Unterricht über die Pflichten des Menſchen und des Bürgers, der keinen Theil der gottesdienſtlichen Verehrung ausmachte, ſcheint ihr mehr bey zufälligen Gelegenheiten und Veranlaſſungen im

Geſpräch, als durch an einander hängende Lektionen mitgetheilt zu ſeyn.“) Wie viel anders mußte hier die Sorge des Liebhabers für die Ausbildung des Geliebten, und der Eifer des letzten, ſie zu nutzen, ſeyn, als wenn der junge Mann entweder von dem Miethlinge lernt, oder die Mittel zur Ausbildung ſeines Geiſtes und ſeines Herzens ohne alle Schwierigkeiten findet! Wie wichtig, wie edel wurden dadurch dieſe Verbindungen! Darum nannte ſchon Solon die Liebe der Männer eine Mutter aller Tugend: darum empfahlen ſie alle Weltweiſen als das zuverläſſigſte Mittel, junge Seelen dazu anzuführen.

Dieſe Vortheile waren der Grund, warum die Athenienſer ſo nachſichtig gegen Mißbräuche waren, die ſich leicht in dieſe Verbindungen einſchleichen, aber zu gleicher Zeit die Begeiſterung und die Innigkeit erhöhen konnten, womit dieſe Bürgerpaare an einander hingen. Sie billigten die Richtung, welche eine ausgelaſſene Sinnlichkeit zu Körpern des nehmlichen Geſchlechts nahm, nicht unbedingt, nie, wenn die Verbindung allein auf bloße Befriedigung einer unreinen Luſt ausging. Sie nannten ein ſolches Verhältniß: eine gewöhnliche, pöbelhafte Liebe, die ſich nicht um den Werth, um das Wohl des Geliebten bekümmerte, ſeine Seele durch ſchändliche Gewinnſucht zu verderben ſuchte, und ihn verließe, wenn ſie zu ihrem verworfenen Zwecke gelangt war. Vor dieſer Liebe ſuchten die Väter ihre Kinder zu bewahren: dieſe mißbilligten ſie an den feilen Weibern, nach deren Lage gegen

10) Xenophon in den Denkwürdigk. des Sokrates. Viertes Buch, viertes Kap.

den Staat an ein edleres Band zur Ausbildung der Tugend nicht zu denken war.

Hingegen die himmliſche Venus flößte eine ganz andere Liebe ein. Dieſe ſuchte Jünglinge auf, deren Geburt und Anlagen den Staat zu den größten Hoffnungen in Rückſicht der Dienſte, die ſie ihm leiſten würden, berechtigten. Mit dieſen vereinigte ſie ſich, unter gleichen Verhältniſſen in allem, was den Griechen das Liebſte war, und was ſie allein edel und ſchön nannten. Der junge Mann theilte die geſelligen Freuden des reifern in größern Zuſammenkünften, beſuchte mit dieſem die öffentlichen Oerter, und beſonders die Gymnaſien. Der Liebhaber und der Liebling erkannten wechſelſeitig den Werth des Bürgers in einander an, und hielten ſich gegenſeitig eines Wohls fähig, das ſie nur als Bürger genießen konnten. Sie trafen in einem Genuß zuſammen. Hier fand alſo wahre Zärtlichkeit, wahre Paarung der Naturen zu einer Perſönlichkeit Statt. Und darum ward ſie auch in der Verbindung zwiſchen Männern viel allgemeiner anerkannt, als in der Verbindung zwiſchen dem Manne und dem Weibe. Ja, ſie war diejenige Liebe, welche die Athenienſer im eigentlichen Sinne edel und ſchön nennen konnten. Denn ſie war es allein, der man eine Erhebung über gröbere körperliche Triebe zutrauen, der man den edeln Grund einer wechſelſeitigen Achtung für Bürgervortrefflichkeit, und den edeln Zweck der Beförderung des allgemeinen Wohls durch Beſorgung des partikulären beylegen konnte. Und zu Gunſten dieſer Vortheile mochte ſich denn auch hie und da einige Sinnlichkeit mit einmiſchen: man überſah es; ſie diente die Begeiſterung zu ver-

ſtärken, mit der die Liebenden an einander hingen, und die ſie zu allen Aufopferungen, welche der Staat und die Ruhmbegierde von ihnen forderten, geſchickter machten. Dennoch mußten ſich dieſe nicht ohne Kampf ihren Trieben überlaſſen. Schwäche blieb es allemahl, ihnen bis zu groben Ausbrüchen zu huldigen. Aber wenn ſie endlich der Gewalt der Sinne wichen, ſo war die Gunſt, die der Liebhaber nahm, ein verzeihlicher Gewinnſt, den er bey ſeinen edeln Bemühungen um das Wohl des Lieblings davon trug; ſo war die Ergebung des letztern eine Belohnung, die in ſeiner Dankbarkeit für ſo viele wahre Wohlthaten, die er empfangen hatte, ihre Entſchuldigung fand.'')

Dieß ſcheint die Art geweſen zu ſeyn, wie die gute Sitte in Athen die Liebe zu den Lieblingen betrachtet hat. Den Beweis werden die folgenden Kapitel noch weiter liefern. Hier bemerke ich nur noch, wie durch dieſe Darſtellung alle Widerſprüche, und alle Zweifel gehoben werden, die bis jetzt dieſe Materie umgeben haben. Zuerſt zeigt ſich der deutliche Unterſchied, der zwiſchen bloßer Freundſchaft und jener Liebe eintrat. Mit Recht hat Cicero behauptet, daß dieſe Verbindung einen leidenſchaftlichen Charakter und eine Einwirkung körperlicher Triebe mit ſich führte,

11) Aus mehreren Gründen, die aber anzuführen der Anſtand verbietet, wird es mir mehr als wahrſcheinlich, daß die Gunſtbezeugungen die der Liebhaber von dem Geliebten erhielt, und das, was man Ergebung des letztern nannte, nichts mit der künſtlichen und grauſamen Befriedigung dieſer Ausgelaſſenheit in einigen höchſt verderbten Hauptſtädten unſerer Zeit gemein hatte.

ie nicht in das Weſen der Freundſchaft gehörten. [12])
Dennoch ſoll dieſe Verbindung für rein von Ausſchwei-
ungen der Sinnlichkeit gehalten ſeyn! Wie das? Die
Sache iſt ſogleich erklärbar. Grobe Aeußerungen der
örperlichen Geſchlechtsſympathie ſind gar nicht noth-
wendig, um den Begriff der Geſchlechtsliebe, ſelbſt
der leidenſchaftlichen, zu gründen. Genug, wenn ſie
die Modifikation einer lüſternen Begeiſterung annimmt,
die allemahl zur Geſchlechtsſympathie gehört, und bey
der, nach meiner Ausführung im zweyten Theile die-
ſes Werks, ſo leicht körperliche Triebe im Geheimen
mitwirken, wenn anders der Körper desjenigen, deſſen
Seele geliebt wird, ſie zu erwecken im Stande iſt.
Dieſe Kraft hatten die ſchönen Geſtalten der Jünglinge
bey den Athenienſern um ſo mehr, als die allgemeine
Denkungsart des Volks ihre Wirkſamkeit nicht nieder-
ſchlug. Es läßt ſich folglich nicht behaupten, daß
die Liebe zu den Lieblingen, wie ſie zu den Zeiten der
Sokratiſchen Schule von den Sitten gebilligt wurde,
Freundſchaft geweſen ſey. Sie war vielmehr eine auf
Geſchlechtsſympathie, und ſelbſt auf mitwirkende kör-
perliche Triebe, gebauete Zärtlichkeit, mithin Geſchlechts-
liebe, und dieſe brach ſogar oft in grobe Symptomen
aus. Auf der andern Seite war ſie aber auch nicht,
was Andere behauptet haben, Folge grober körperlicher
Luſt. Dieſe ſchlich ſich nur mit ein, und erhielt
zuweilen die Oberhand. [13]) Nirgends findet ſich beym

12) Cic. Tusc. Quaest. Libr. VI. Quis est iste amor amicitiae? Cur neque deformem adolescentem quisquam amat, neque formosum senem, etc.

Die ganze Stelle iſt ſehr merkwürdig.

13) Man vergleiche die angeführte Stelle des Cicero

Xenophon und Plato, die hier beyde die Kardinalquellen seyn müssen, eine Verwechselung der Liebe mit der Freundschaft. Diese letzte war nach ihnen ein zärtliches auf Gewohnheit und Uebereinstimmung der Neigungen gegründetes Band, das aber keines der üppigen, lüsternen, und leidenschaftlichen Symptome mit sich führte, die sie der Liebe beylegen.

Zweytens erklärt sich nun auch aus dieser Darstellung der Denkungsart der wohlerzogenen Athenienser über die Liebe zu den Lieblingen, wie sie diese theils haben billigen, theils verdammen können. Der Regel nach war die Richtung, welche die körperliche Geschlechtssympathie auf Personen des nehmlichen Geschlechts nahm, den strengeren Forderungen der Moral zuwider, und ihre schamlose Befriedigung immer unanständig. Eben so wie es heut zu Tage der Ehebruch bey den Spaniern und Italienern, ja selbst, in den verdorbensten Hauptstädten eines jeden andern Landes ist. Darum trugen die Väter Sorge, ihre Söhne davor zu bewahren; darum legte man Werth auf die Enthaltsamkeit in diesem Stücke; darum durfte der Charakter des Weisen mit dieser Schwäche nicht befleckt seyn! Aber wenn es mit Beobachtung des äußern Anstandes geschah: wenn es durch große Vorzüge und Vortheile, welche dauernde Verbindungen ausgezeichneter Männer mit hoffnungsvollen Jünglingen mit sich führten, ausgetilgt wurde: wenn es mehr Folge einer menschlichen Schwäche, als eine zügellose Brutalität war; so ward es verziehen, so erweckten solche Verbindungen sogar ein Interesse, wie ungefähr die Cicisbeaturen in Spanien und in Italien, und die Galanterien, die in Frankreich und dem übrigen Europa

gewöhnlich waren, und zum Theil noch ſind. Vortreffliche Menſchen fanden ſich immer, die über ihre Begierden ſiegten, und dadurch die Unſchuld dieſer Verbindungen im Kredit erhielten, während daß der Pöbel ſich den gröbſten Ausſchweifungen ohne Schonung des Anſtandes überließ, und dadurch dieſen Kredit wieder ſchwächte. Einige Schwärmer legten dieſen Verhältniſſen Vorzüge und Abſichten bey, die nur in ihrer Phantaſie Grund hatten. Einige Spötter machten ſich über die Möglichkeit ihrer Unſchuld luſtig, und ſahen ſie ſämmtlich als zweydeutige Schleier grober Ausgelaſſenheit an. Alles dieß findet man noch heut zu Tage bey den Beurtheilern der Cicisbeaturen, und anderer ihnen ähnlicher Verbindungen zwiſchen unvereblichten Männern und Weibern. [14])

Wir wollen nun noch ſehen, wie einige Weiſe darüber dachten, und übergehen die Anſchauungsart der Uebrigen.

Viertes Kapitel.

Denkungsart des Sokrates und ſeiner Schüler über edlere und ſchönere Liebe zu den Lieblingen, nach der Darſtellung des Xenophon.

Die Philoſophen, beſonders Sokrates, nahmen die Liebe zu den Lieblingen, ſo wie die gute Sitte ſie ihnen darbot, auf, und ſuchten ſie mehr zu veredeln und zu

14) Hiervon zeigen ſich deutliche Spuren in den Schriften des Xenophon, Plato, Ariſtophanes, und den Zeugniſſen, welche Plutarch, Athenäus, Cicero und Andere von der Denkungsart der früheren Athenienſer beybringen.

verſchönern. Aber eben dieß gab dem Pöbel und den Spöttern Veranlaſſung zum Verdacht, als wenn ſie von den Schwächen des großen Haufens nicht frey wären. Dieſer Verdacht traf auch den Sokrates. Zwey ſeiner Schüler, Xenophon und Plato, haben ihn von dieſem Vorwurfe zu befreyen, und zugleich ſeine wahren Grundſätze über die Liebe zu entwickeln geſucht. Die Nachrichten, welche ſie uns darüber liefern, ſcheinen Anfangs ein wenig widerſprechend: ſie laſſen ſich aber am Ende mit einander vereinigen. Es ſcheint mir intereſſant zu ſeyn, einen kurzen Ueberblick ihrer Darſtellungen zu liefern, und eine Vergleichung zwiſchen ihnen anzuſtellen. Ich fange mit dem Xenophon an.

In den Denkwürdigkeiten dieſes Schriftſtellers wird Sokrates nicht bloß als ein enthaltſamer Mann geſchildert, der ſich durch vorſichtige Entfernung von allen Verſuchungen, vor der Gefahr unter dieſen zu fallen, zu bewahren weiß; ſondern als ein abgehärteter Mann, der ſich durch Ausbildung ſeines Charakters gegen alle Verſuchungen ſtark zu machen gewußt hat, und ſich daher ruhig und mit feſtem Schritte ihnen nähert. Er iſt mäßig in Speiſe, Trank, und Befriedigung der Geſchlechtsſympathie. Dieſe drey Stücke werden in eine Klaſſe geſetzt. Beſonders machen ſchöne Geſtalten nicht mehreren Eindruck auf ihn, als häßliche, als gewöhnliche Menſchen. Aber nicht alle Charaktere haben ſo viel Gewalt über ſich ſelbſt, und daher räth er ſeinen Schülern, ſich durch behutſame Vermeidung aller Gelegenheiten, die zu Schwächen verleiten könnten, vor dieſen zu bewahren. Sie ſollen ſich vor dem Umgange mit Menſchen hüten, die ſie zur Unmäßigkeit in Speiſe und Trank verführen könnten: ſie ſollen

aber eben so sehr den genaueren Umgang mit schönen Jünglingen vermeiden. Flucht vor dem Anblick und der Berührung einer schönen Gestalt, wie vor dem Biß der Tarantel, ist für diese schwächeren Menschen das einzige Rettungsmittel.

Xenophon hat diesen Charakter eines starken, gegen alle Versuchung festen Mannes, der aber seine eigene Stärke von andern nicht verlangt, sondern diesen Behutsamkeit anräth, in seinem Gastmahle in Handlung dargestellt. Höchst wahrscheinlich ist ein solches Gastmahl wirklich gehalten worden, wobey Sokrates seine Ideen über die Liebe und über die Schönheit entwickelt hat.

Bey diesem Gastmahle, nach der Schilderung des Xenophon, spielt besonders ein Paar von Liebenden eine wichtige Rolle. Kallias, der Herr des Hauses, hat seinen Geliebten, den Knaben Autolycus, mit dessen Vater zum Essen eingeladen. Autolycus wird mit allen Vorzügen eines ausgezeichneten Jünglings, und mit allen Reitzen eines sittsamen und schönen Mädchens dargestellt. Er hat in den gymnastischen Uebungen bereits den Preis davon getragen. Schamhaftigkeit, Bescheidenheit, Liebe zu seinem Vater, zeigen sich in seinem Betragen, und erhöhen die Schönheit seiner Gestalt. Diese zieht die Augen aller Anwesenden auf sich, die ihre Macht mit starker Rührung empfinden. Einige schweigen, andere verrathen ihre Unruhe durch ihre Geberden. Vor Allen aber zeichnet sich Kallias durch den Ausdruck aus, den der Anblick seines Geliebten auf ihn macht. Sein ganzes Wesen trägt Spuren einer schmelzenden Begeisterung an sich.

Xenophon macht hierbey die Bemerkung, daß alle diejenigen, welche von einer Gottheit begeistert werden,

ein intereſſantes Schauſpiel gewähren; daß aber diejenigen, welche die Gottheit der keuſchen Liebe erfüllt, etwas Zärtlicheres in ihren Augen, eine ſanftere Stimme, und eine reitzendere Bewegung in ihren Geberden zeigen. Dieſes war der Ausdruck der Liebe des Kallias, der keinem der Gäſte, die in den Geheimniſſen dieſes Gottes eingeweiht waren, entgehen konnte. Die Wirkung, welche dieß Alles auf die Gäſte machte, war ſo ſtark, daß ſie ſchweigend ſaßen, nicht anders, als ob die Anweſenheit eines höhern Weſens ihnen dieſe ſtille Ehrfurcht geboten hätte. Nicht einmahl der Witz eines privilegierten Spaßmachers konnte ſie in dieſer Andacht ſtören.

Gegen das Ende der Mahlzeit wird jedoch dieſe feyerliche Stimmung durch einen Syracuſaner unterbrochen, der in Begleitung eines Paars artiger Mädchen und eines ſchönen Knaben künſtliche Sprünge und Tänze, unter Begleitung einer Flöte und einer Zither, von dieſer Jugend aufführen läßt. Die Geſchicklichkeit, mit der ſie ſich dabey benahm, gab dem Sokrates Gelegenheit, von der Nothwendigkeit zu reden, den Körper auszubilden, und die Bemerkung zu machen, daß auch Weiber Anlagen beſitzen, die der Ausbildung fähig und werth ſind. Seiner Meinung nach fehlt es ihnen nur an überlegender Klugheit und Stärke. Er ſetzt hinzu, daß die Bewegung der Geſtalt vortheilhafter ſey, als die Ruhe. Alles in offenbarer Beziehung auf die Würdigung des wahren Werths der Schönheit! Denn nach dem Xenophon ſah Sokrates den Körper als den Agenten der Seele und ihrer thätigen Tugenden, Tapferkeit und Führung der Geſchäfte, an. War der Körper in dieſer Rückſicht

zweckmäßig, ſo war er auch ſchön; und überhaupt gab nur dasjenige dem Menſchen Werth, was er durch Anſtrengung, Ausbildung, Leitung ſeiner Kräfte, beſonders auch der körperlichen, ſich zu eigen machte. Alles Uebrige war zufällig, und dem Menſchen fremd. — —

Laßt uns bemerken, daß bey den Griechen die Unterſuchung über die Liebe beynahe immer mit Unterſuchungen über das Schöne und Begehrungswerthe verbunden waren.

Das Geſpräch wird nun auf die Vorzüge hingeleitet, um derentwillen ſich jeder der Gäſte ſchätzen zu können glaubt. Alle nach der Reihe geben an, was den Grund ihres Stolzes ausmacht. Kritobulus rühmt ſich ſeiner Schönheit. „Kannſt du uns dadurch beſſer machen? fragt Sokrates, nur das allein beſtimmt den Werth des Menſchen!“ — Jetzt ein ſchöner Zug von dem jungen Autolycus: ein wichtiger Beytrag zur Charakteriſtik ſeiner Sittſamkeit, und der keuſchen, aber begeiſterten Liebe, die Kallias für ihn empfindet!

Der Vater des jungen Menſchen, Lycon, wird gefragt, worauf er ſtolz ſey? „Auf meinen Sohn,“ ſagt dieſer. „Vielleicht, fragt ein anderer, weil er in den gymnaſtiſchen Spielen den Preis davon getragen hat?“ — Autolykus erröthet, und indem er das Wort für ſeinen Vater nimmt, antwortet er beſcheiden: „Gewiß! darauf kann er nur wenig Werth legen!“ Alle freuen ſich, den Knaben reden zu hören, und nun wird auch er gefragt, worauf er ſich denn etwas einbilde? „Auf meinen Vater,“ antwortet dieſer, und ſchmiegt ſich ſchmeichelnd an dieſen an. Bey dieſem Anblick ruft ſein Liebhaber, Kallias, voll Begeiſterung

aus: „O Lycon! Der Beſitz dieſes Sohnes macht dich zum reichſten Manne. Du würdeſt ihn für keine Krone weggeben!“

Wenn man an die Stelle des Sohns eine ſittſame Tochter ihrem edeln Liebhaber gegenüber ſetzte, wurde ſich noch heut zu Tage ein reizenderes und durch ſeine ſittliche Einfalt rührenderes Gemählde denken laſſen?

Autolicus iſt ſchätzbarer durch ſeine innern als äußern Vorzüge, und Kallias liebt ihn, ganz gegen die Gewohnheit anderer Liebhaber aus der Urſache, weil er ſo ſehr an ſeinem Vater hängt.

Man ſieht deutlich, daß Xenophon für dieß liebende Paar, das er auch in der Folge als Muſter aufſtellt, hat intereſſieren wollen. Darum hebt er es nun noch durch den Kontraſt. Critobulus, eben derjenige, der ſich vorher ſeiner Schönheit wegen gerühmt hatte, ſucht die Gewalt, welche dieſe über die Menſchen ausübt, darzuſtellen. Er ſchätzt ſie nach dem Eindrucke an, den ſie auf ihn ſelbſt in andern macht. „Meinen Geliebten, Clinias, zu ſehen, ſagt er, iſt mein höchſter Wunſch, und mein größter Genuß! Ich zürne auf die Nacht, die mich ſeines Anblicks beraubt, und der Tag wird mir theuer, der mir ihn wieder giebt. Der ſchöne Menſch braucht nicht ſo wie der ſtarke, der muthige, der weiſe, durch Arbeit, Beſtechung von Gefahren, oder Reden, Güter zu erlangen. Er kann ruhen, und dennoch ſteht ihm alles zu Gebote. Ich, fährt Critobulus fort, ich weiß den Werth der Glücksgüter wohl zu ſchätzen, und dennoch würde ich mein ganzes Vermögen dem Clinias lieber hingeben, als etwas von Andern annehmen. Ich würde gern ſein Sklave ſeyn, mich keine Arbeit verdrießen laſſen, und

gern jede Gefahr für ihn übernehmen. Durch die Liebe, welche die Schönheit einflößt, werden diejenigen, welche sie empfinden, freygebiger, muthiger, standhafter, edler, bescheidener. Man sollte lauter schöne Feldherrn wählen. Für den Clinias würde ich durchs Feuer gehen, und gewiß Alle, die ihn kennen, würden mich begleiten!"

Kritobulus bleibt der gemeinen Denkungsart treu, die in der Macht der Schönheit einen Antrieb zur Bürgertugend fand, aber zugleich die ganze Gewalt, die sie über die Sinne ausübt, und den Zweck, der am Ende mit dabey zum Grunde liegt, anerkennt. Sokrates nimmt bald darauf Gelegenheit, von der Gefahr der Küsse zu reden, die sich Kritobulus gegen den Clinias erlaubt hat. „Nichts, sagt er, erweckt so leicht die Liebe als Kusse! denn sie sättigen nicht, und geben die Ahnung einer höheren Lust. Vielleicht wird diese Liebe, weil sie sich auf die bloße Umarmung beschränkt, mit der edleren Liebe, die allein in der Seele wohnt, verwechselt." Scherzhaft gesteht Sokrates selbst ein, daß ihn einst eine unvorsichtige Annäherung an den schönen Kritobulus in große Bewegung gesetzt habe. Es erhebt sich ein Streit zwischen dem Kritobulus und ihm über die Frage: wer von ihnen beyden der schönere sey. Sokrates behauptet, daß seine Gestalt den Vorzug verdiene, weil sie zweckmäßiger zum Dienst seiner Sinne eingerichtet sey. Auch hier liegt der Satz zum Grunde, daß die Gestalt nur in so fern Werth habe, als sie brauchbar ist, die Wirksamkeit der Seele zu unterstützen.

Dieß Alles *) geht der eigentlichen Rede des Sokrates über die Liebe zum Voraus, steht aber mit der folgenden Entwickelung seiner Ideen in dem genauesten Zusammenhange.

Er hebt damit an, von der Allgemeinheit der Liebe zu reden. Er selbst hat immer geliebt. Charmides hat viele Liebhaber gehabt, und hat jetzt Geliebte. Kritobulus liebt schon wieder, und wird noch geliebt. Nikerates liebt seine Frau, und wird wieder von ihr geliebt. Hermogenes liebt den Ruf eines rechtschaffenen und biedern Mannes. — Dann fährt er fort, der Liebe des Callias zum Autolycus eine Lobrede zu halten. Die ganze Stadt, selbst viele Auswärtige, sind davon unterrichtet: so berühmt sind ihrer Beyder Eltern, so sehr haben sie selbst bereits die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. „Callias, fährt Sokrates fort, ich habe deinen Charakter stets geschätzt, aber jetzt verdienst du besonders meinen Beyfall durch die Liebe, die du einem Jüngling schenkst, der kein Weichling ist, und allgemein anerkannte Beweise seiner Stärke, seines ausdauernden Muths, und seiner Mäßigkeit an den Tag legt. Eine solche Wahl bringt auch demjenigen Ehre, der sie trifft. Ich weiß nicht, ob es wirklich eine doppelte Venus, eine himmlische und eine gemeine giebt. Denn auch Jupiter, ob er gleich einzig ist, hat mehrere Beynahmen. Aber das weiß ich, daß ihr Dienst verschieden,

*) Ich übergehe eine Stelle, worin der Syrakusaner seine Besorgniß äußert, daß man ihm den Knaben, den er mit sich führt, verderben möge, indem man ihn zu verwerflichen Lüsten mißbrauche. Ein neuer Beweis für die Allgemeinheit dieses Lasters unter dem athenienſischen Pöbel.

und daß die Verehrung, die man der himmlischen Venus zollt, die reinere ist. Die gemeine flößt die Liebe zum Körper ein, aber die himmlische gewährt die Liebe zur Seele, zu freundschaftlichen Neigungen, zu ehrbringenden Thaten. Und diese Liebe, theurer Callias, ist die Deinige. Dafür bürgt mir die Sittsamkeit deines Geliebten, und deine Vorsicht, den Vater zu deinen Zusammenkünften mit ihm zuzuziehen. Denn ein guter und rechtschaffener Liebender macht den Vater zu seinem Vertrauten. Welche Vorzüge hat nicht diese Liebe der Seele vor der zu dem Körper? Ohne Freundschaft kann keine Verbindung angenehm seyn, und ein Band, das durch gegenseitige Achtung für Sitten und Charakter geknüpft wird, ist, obgleich freywillig geschlungen, das stärkste unter allen. Wie kann aber dieß unter Personen Statt finden, die den Körper lieben? Ihre Sitten werden von vielen getadelt, und ihr Verhältniß wird gehaßt. Gesetzt nun auch, daß sie sich unter einander liebten, wie kurz wird ihre Zuneigung seyn! Sie vergeht mit der Blüthe der Schönheit, und selbst für diese stumpft sich das Gefühl durch den Genuß ab. Hingegen die Seele wird immer liebenswürdiger, so wie sie an Weisheit zunimmt; und die Liebe zu ihr ist eben darum nie zu sättigen, weil sie keusch ist. Weit entfernt, daß wir durch diese Entbehrung verlieren sollten, belebt vielmehr die Göttin unsere Ausdrücke und Handlungen mit neuem Reitze. Der Geliebte wird gegen eine so edle Liebe nicht unempfindlich bleiben. Wer könnte denjenigen hassen, der uns hochachtet, den wir mehr bekümmert um unsern Ruf als um sein eigenes

Vergnügen ſehen, und der uns die Ueberzeugung giebt, daß Alter und Krankheit keine Veränderung in ſeinen Geſinnungen hervorbringen werden? Welchen Genuß werden ſie dann aus ihrer Vereinigung ziehen! Jene freundlichen Blicke, jene zärtlichen Geſpräche, jenes wechſelſeitige Zutrauen, jene gemeinſchaftliche Freude an ihren Tugenden, jene ungetrennte Theilnahme an ihrem Unglück, ſo wie jene ſtete Heiterkeit, die ihnen ihr Umgang bey guter Geſundheit einflößt! Krankheit und Abweſenheit werden ihre Aufmerkſamkeit und ihre Sorge für einander nur erhöhen; und ſo liegt in Allem, was ſie thun, der Ausdruck der Liebe, einer Liebe, die ſelbſt der Gewalt des Alters trotzt. Alles dieß fällt bey der Körperliebe weg! Warum ſollte der Geliebte den Liebhaber lieben? Etwa, weil dieſer eine Befriedigung ſeiner Begierden ſucht, die für den Geliebten äußerſt unanſtändig iſt? Oder, weil er ihn in ſeinen nothwendigſten, liebſten Beſtrebungen hindert, und verlangt, daß er nur für Liebe leben ſoll? Derjenige Liebhaber, der Verführung ſtatt Gewalt braucht, verdient am mehrſten den Haß des Geliebten. Denn wer dieſe anwendet, kündigt ſich gleich als einen ſchlechten Menſchen an. Jener hingegen verdirbt unvermerkt den Charakter derjenigen, den er gewinnt. Der Geliebte aber, der ſich für ſchnöden Gewinnſt ergiebt, liebt ſeinen Käufer nicht mehr, als derjenige, der ſich auf öffentlichem Markte zum Sklaven verkauft. Er ſelbſt bleibt nüchtern bey dem Anblicke des läſternen Rauſches, den er einflößt, und theilt nicht das Vergnügen, das er giebt. Welch Wunder, wenn er einen ſolchen Liebenden verachtet! Alle

Erfahrung lehrt es, daß diejenigen Verbindungen, die auf die Liebe zu einem tugendhaften Charakter gegründet sind, nichts Nachtheiliges mit sich führen, da hingegen jene unzüchtigen Verhältnisse die Quelle vielfachen Unheils geworden sind. Aber nicht blos gefährlich, auch höchst unanständig sind sie. Wer einen Jüngling zum Reden und Handeln anführt, verdient geehrt zu werden, so wie Chiron und Phoenix vom Achilles geehrt wurden. Wer aber den Körper liebt, folgt dem Geliebten wie ein Bettler, der bald um diese, bald um jene Gunst fleht. Gleich dem Pächter eines Grundstücks, dem die Verbesserung desselben gleichgültig ist, sucht er nur recht viel Vergnügen aus seiner Verbindung zu ziehen, während daß der Freund, dem Eigenthümer des Grundstücks gleich, keine Mühe spart, den Geliebten zu veredeln. Dieser, wenn er fühlt, daß nur seine Gestalt ihm die Herrschaft über den Liebenden gewährt, wird ihn sehr schlecht behandeln. Wenn er hingegen fühlt, daß Rechtschaffenheit und Güte ihm allein das Herz seines Freundes sichern, so wird er mit größerm Eifer der Tugend nachstreben. Der größte Vortheil aber, der demjenigen, der aus dem Geliebten einen braven Freund anzuziehen sucht, gewährt wird, besteht in dem stets regen Antriebe zur Ausbildung seiner eigenen Tugend. Sein Beyspiel muß auf den andern wirken. Ist seine Aufführung schlecht, so kann er den Gefährten nicht veredeln. Zeigt er sich unmäßig und unverschämt, so kann er dem Geliebten keine Mäßigkeit und Bescheidenheit einflößen." —

Sokrates sucht nun durch Beyspiele aus der Göttergeschichte seine Lehren zu bekräftigen. „Götter und

Helden, ſagt er, haben die Seelenliebe der körperlichen vorgezogen. Jupiter hat die ſterblichen Weiber, deren Umarmung er aufgeſucht hat, in der Klaſſe der Sterblichen zurückgelaſſen: hingegen hat er diejenigen, deren Seelen er geliebt hat, zur Unſterblichkeit gehoben. Selbſt den Ganymed hat er nicht um ſeines Körpers, ſondern um ſeiner Seele willen in den Himmel gerückt. Homer läßt den Achilles den Tod ſeines Patroklus nicht als Liebhaber, ſondern als Genoſſe rühmlich rächen. Oreſtes und Pylades, Theſeus und Pirithous, und mehrere Andere unter den vorzüglichſten Halbgöttern ſind nicht durch die ausgelaſſene Befriedigung ihrer Lüſte, ſondern durch die großen und ſchönen Thaten berühmt geworden, die ſie aus wechſelſeitiger Achtung für einander verrichtet haben. Wie konnten auch diejenigen, die Wolluſt dem Ruhme vorziehen, ſo glänzende Handlungen thun, als diejenigen, die in der Ehre einen Antrieb zu den mühſamſten und gefährlichſten Unternehmungen finden? Pauſanias, der Liebhaber des Dichters Agathon, hat zwar dieſe ausſchweifenden Begierden vertheidigen wollen, und behauptet, daß ein Heer, das aus Liebenden und Geliebten beſtehen würde, unwiderſtehlich ſeyn müßte. Denn dieſe, glaubt er, würden ſich aus gegenſeitiger Scham einander nicht verlaſſen wollen. Sonderbar genug! wie ſollten diejenigen, welche die öffentliche Meinung und ſich ſelbſt nicht achten, für das Schändliche überhaupt Scheu tragen? Pauſanias beruft ſich auf die Thebaner und Elier, bey denen es Geſetz war, daß diejenigen, welche ſich auf die gemeine Art lieben, neben einander in der Schlacht geſtellt werden mußten.

Aber dieſer Grund ſcheint mir nicht durchſchlagend zu ſeyn. Bey jenen Völkern ſind Verhältniſſe dieſer Art von den Geſetzen gebilligt; bey uns werden ſie für unanſtändig gehalten. Und gewiß! Diejenigen, die man in ein Glied zuſammenſtellen muß, ſcheinen mir nur Mißtrauen zu verrathen, und erwecken den Verdacht, daß, wenn ſie allein geſtellt würden, ſie den Ruhm tapferer Männer nicht beſtehen würden. Die Lacedämonier hingegen, welche glauben, daß die gemeine Liebe die Begierde nach allem Edeln und Guten austilge, ſtellen ihre Liebenden nicht zuſammen, und dennoch verlaſſen dieſe ihre Reihen nicht. Aber bey ihnen iſt auch Schamhaftigkeit, nicht freche Ausgelaſſenheit, eine Gottheit!"

„Vielleicht würde nur eine Meinung hierüber Statt finden können, wenn man ſich die Frage beantworten wollte: wem man am liebſten ſein Vermögen und ſeine Kinder anvertrauen möchte, demjenigen, der um der Seele, oder demjenigen, der um des Körpers willen geliebt wird? Mich dünkt, daß ſelbſt derjenige, der die Geſtalt auf eine grobe Art liebt, demjenigen eher trauen werde, deſſen Seele er liebenswürdig finden muß."

Nun wendet ſich Sokrates zum Callias. „Danke den Göttern, ſagt er zu ihm, daß ſie dir Liebe zum Autolykus eingeflößt haben. Er hat durch die That bewieſen, welche edle Ruhmbegierde in ſeiner Bruſt wohnt, da er ſich keine Anſtrengung, keine Mühe hat verdrießen laſſen, um den Preis in den gymnaſtiſchen Spielen davon zu tragen. Ueberzeugt, wie er es iſt, daß er durch ausgezeichnete Verdienſte ſich

ſelbſt und ſeinem Vater Ehre machen, ſeinen Freun
den durch Tugend wohlthun, ſein Vaterland erheben
und durch Trophäen über unterjochte Feinde bey den
Griechen und Barbaren ſeinen Nahmen verherrlichen
werde, wie ſollte er nicht denjenigen beſonders ehren
den er bey allen dieſen Thaten zum trefflichſten Bey
ſtande gewählt hat? Ihm zu gefallen, ſtrebe den
edelſten und vorzuglichſten Muſtern nach: einem The
miſtokles, dem Befreyer Griechenlands: einem Perikles
dem erfahrenſten Staatsmann: einem Solon, den
weiſeſten Geſetzgeber! Studiere die Einrichtungen
wodurch unſere Nachbaren, die Lacedämonier, ſich
ſo groß im Kriege gemacht haben, und ſuche Gaſt
freundſchaft mit den Edelſten unter dieſem Volke zu
unterhalten! Bald wird dann die Republik deine
Dienſte ſuchen. Du trittſt unter den günſtigſten Ver
hältniſſen auf: deine Geburt, die Stelle, die du
bereits bekleideſt, und dein Körper von ausgezeichne
ter Geſtalt und Stärke, begründen deine Anſprüche.
Verzeiht, ſetzte Sokrates am Ende hinzu, wenn meine
Rede für ein Tiſchgeſpräch zu ernſthaft geworden iſt.
Aber neben der Republik habe ich immer diejenigen
am mehrſten geliebt, die ſich durch glückliche Anlagen,
und durch ihre Begierde nach Ruhm und Tugend
auszeichnen."

Beym Schluſſe dieſer Worte warf Callias ſeine
Augen auf den Autolykus, deſſen Blicke den ſeinigen
begegneten. „Ja! Sokrates, rief er aus, du haſt
mich dem Staate gewonnen, ihm will ich zu gefallen
ſtreben, und alle meine Kräfte forthin den öffentli
chen Angelegenheiten widmen!"

Hiermit endigt ſich das Geſpräch. Es folgt aber noch ein Nachſpiel, das allerdings mit zu der Oekonomie des Ganzen gehört: eine Scene, die den Sokrates aufs Neue in ſeiner Stärke gegen die verfeinerten Verſuchungen körperlicher Triebe darſtellen ſoll. Aber von dieſer Scene entfernt Xenophon den ſittſamen Autolykus. Dieſer geht mit ſeinem Vater ſpazieren, und macht einem pantomimiſchen Drama Platz, in dem die Spiele der gemeinen Venus mit allen ihren Lockungen dargeſtellt werden ſollen.

Ariadne, als Braut geſchmückt, ſitzt auf einem Throne. Bacchus, deſſen Lebensgeiſter durch den Genuß des Weins erhöht ſind, tritt unter Begleitung von Muſik auf. Man ſieht der Ariadne an, wie ſehr dieſe Erſcheinung auf ſie wirkt, aber ſie behält Gewalt genug über ſich ſelbſt, um dem Liebhaber nicht entgegen zu gehen. Bacchus drückt ſeine liebenden Empfindungen durch den Tanz aus, und läßt ſich endlich auf die Kniee vor ihr nieder. Er umarmt, er küßt Ariadnen. Sie ſtreitet anfangs mit ihrer Schamhaftigkeit, endlich giebt ſie ihm ſeine Küſſe zurück. Die Gäſte rufen laut auf, und klatſchen Beyfall. Nun überlaſſen ſich die beyden Liebenden ihren wechſelſeitigen Umarmungen. Beyde ſind ſchön, Beyde bringen den wahrſten Ausdruck in ihre Geberden. Bacchus fragt Ariadnen, ob ſie ihn liebe? Sie betheuert es, und Beyde ſpielen mit ſo viel Natur, daß man hätte ſchwören ſollen, die beyden Schauſpieler liebten ſich im Ernſt. Die Zuſchauer, welche ahnen, daß die Liebenden ſich nach höheren Freuden ſehnen, gerathen in die ſtärkſte Bewegung. Die ledigen Perſonen unter ihnen nehmen

ſich feſt vor, zu heirathen; die Verheiratheten ſchwingen ſich zu Pferde, um zu ihren Gattinnen zu eilen. Aber Sokrates ſteht mit dem Callias auf, um den Lycon und ſeinen Sohn auf dem Spaziergange aufzuſuchen.

Nach dieſem Auszuge aus dem Gaſtmahle des Xenophon leidet es keinen Zweifel, daß dieſer Philoſoph die Schönheit der Geſtalt an ſich für einen gleichgültigen Vorzug, aber ihrer Wirkungen auf die Sinnlichkeit wegen für eine höchſt gefährliche Eigenſchaft gehalten habe. Er betrachtet die körperlichen Triebe überhaupt als Schwächen, denen zu huldigen dem edleren Manne unanſtändig iſt. Sogar ihre Richtung gegen die Weiber iſt ein bloßer Zug der gemeinen Natur im Menſchen. „Jupiter, ſagt Sokrates, hat die Weiber, mit denen er ſich abgegeben hat, in der Klaſſe der Sterblichen gelaſſen, hingegen die Männer, deren Seelen er geliebt hat, zur Unſterblichkeit gehoben.“ Als die übrigen verheiratheten Männer bey erwachter Lüſternheit ſich zu ihren Gattinnen begaben, ſo geht der Held des Stücks, der gleichfalls verheirathet war, mit dem Callias zum Autolykus und ſeinem Vater. — Weiber ſind nach ihm allerdings einer gewiſſen Veredlung fähig, aber ſo wie ſie ſind fehlt es ihnen an überlegender Klugheit und Stärke. Jünglinge, die große Anlagen und Ruhmbegierde zeigen, haben allein Anſpruch auf ſeine Zuneigung. Aber der Körper kommt dabey nicht weiter in Anſchlag, als in ſo fern er zum zweckmäßigen Agenten der Seele dient.

Von der Liebe zu Jünglingen iſt die Befriedigung unanſtändiger Begierden ganz ausgeſchloſſen.

An ihre Stelle treten Bande, welche die Seelen an einander knüpfen. Sokrates fühlt das Wesen der Liebe sehr gut, und setzt es in die Anerkennung des Werths eines Andern, und in die Beförderung seines Wohls. Diese Liebe erhält dadurch ihre gröſte Veredlung, daß die Liebenden sich einander das höchste Gut, Bürgertugend, mitzutheilen suchen, und in dem Genuß ihres gemeinschaftlichen Ruhms zusammentreffen. Hingegen ist die Körperliebe keine wahre Liebe, sondern ein bloßer egoistischer Trieb, der auf Herabwürdigung des Geliebten zur Büßung einer einseitigen Lust abzweckt. Alles, was hierüber gesagt wird, ist, wie mich dünkt, eben so fein und richtig gefühlt, als plan und eindringend gesagt.

Allein nun fragt es sich: ist die Liebe, die Zärtlichkeit, welche Sokrates nach dem Xenophon empfiehlt, Freundschaft oder Geschlechtsliebe? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht, und nur dadurch möglich, daß wir uns genau an die Erklärung, die von beyden Verhältnissen früher gegeben ist, halten, und die verschiedenen Modifikationen der Geschlechtssympathie nicht vergessen.

Versteht man unter Geschlechtsliebe eine Zärtlichkeit, die mit groben Symptomen der körperlichen Geschlechtssympathie, mit dem deutlichen, nicht bekämpften Bestreben nach Körperverbindung verknüpft ist; so kann man geradezu behaupten, daß Sokrates diese Geschlechtsliebe verboten und gemißbilligt habe. Er verlangt Behutsamkeit, um der Lüsternheit auszuweichen, und kräftigen Widerstand, wenn sie sich meldet. — Allein nach den näheren Bestimmungen, die wir im ersten Theile dieses Werks festgesetzt haben,

giebt es eine feinere Geſchlechtsſympathie des Körpers, wobey die Symptome der Lüſternheit nur ſehr ſchwach ſind: giebt es ferner eine Geſchlechtsſympathie der Seele, die ſich durch einen ſchwärmeriſchen Aneignungstrieb der Geiſter, durch eine Art von Beſeſſenheit, äußert. Nicht ſelten, und beynahe jedesmahl, wo der ſchwärmeriſch begehrte Geiſt in einem Körper wohnt, der körperliche Lüſternheit erwecken kann, wirkt dieſe im Geheimen mit, und dient dazu, jene Geſchlechtsſympathie der Seele, jene Beſeſſenheit zu erhöhen. Eine Zärtlichkeit, die auf dieſer feineren Geſchlechtsſympathie beruht, nimmt aber immer noch einen leidenſchaftlichen Charakter von beſonderer Art an, die ſich durch ſchmachtende Sehnſucht, ſchmelzende Hingebung, und ununterbrochene Vorſtellung des Bildes des Geliebten, vor den Symptomen der Freundſchaft ſehr unterſcheidet, und die Geſchlechtsliebe unwiderſprechlich begründet.

Aber auch ſelbſt in dieſer feineren Geſchlechtsliebe giebt es Stufen. Zuweilen melden ſich die körperlichen Triebe gar nicht, bloß der Geiſt ſcheint ſich den Geiſt aneignen zu wollen. Zuweilen äußert ſich auch dieſer ſchwärmeriſche Aneignungstrieb der Geiſter nur mit dunkeln Spuren des ſchmachtenden Begehrens, der ſchmelzenden Hingebung, und der Beſeſſenheit von dem Bilde des Geliebten. In dieſem letzten Falle kommt die Geſchlechtsliebe der Freundſchaft ſo nahe, daß nur die Verhältniſſe, worin die Perſonen in Rückſicht auf Zartheit und Stärke zu einander ſtehen, die Vermuthung unterſtützen kann, daß Geſchlechtsliebe bey der Verbindung zum Grunde liege.

Sokrates empfiehlt die Freundſchaft in der Liebe aufzuſuchen: er giebt dieſer Liebe einen wackern, rüſtigen Charakter; mithin ſollte man wähnen, er habe nur Freundſchaft unter Männern zugelaſſen. Aber warum ſagt er denn nicht geradezu, daß Männer nur Freunde ſeyn ſollten: warum ſpricht er von einer mit Liebe verbundenen Freundſchaft, von Liebhabern, von Geliebten, von der Verbindung reiferer Männer mit Jünglingen? Freundſchaft findet doch hauptſächlich unter Männern von gleichem Alter, gleichen Verhältniſſen Statt; ſie beruhet überhaupt auf dem Hange zum Gleichartigen, auf dem Triebe, unſere Stärke durch die Stärke eines Andern, unſere Zartheit durch ſeine Zartheit zu erhöhen, und uns als Individuen unſers Geſchlechts zu verbeſſern. Wie findet dieſer Hang in der Verbindung zwiſchen dem reiferen Manne und dem Jünglinge, der beynahe noch Knabe iſt, Befriedigung? Mehr! Sokrates billigt das Verhältniß zwiſchen dem Callias und Autolykus, das doch offenbar das Gepräge einer zwar keuſchen, aber von der Einwirkung der körperlichen Geſtalt nicht befreyeten Leidenſchaft an ſich trägt: einer Geſchlechtsliebe, die man dreiſt mit derjenigen vergleichen kann, die bey uns ein edler Mann zu einem ſchönen, aber gebundenen Frauenzimmer empfinden würde, wenn er den Ausbruch ſeiner Triebe zu unterdrücken ſuchte!

Ohne dem Sokrates, ſo wie ihn Xenophon darſtellt, ſehr genaue Diſtinktionen zwiſchen gröberer und feinerer Geſchlechtsſympathie beylegen zu wollen, erſcheint doch ſo viel klar, daß er dasjenige Verhältniß, das mit Begeiſterung und mit einem leidenſchaftlichen

Zuge nach Vereinigung der Persönlichkeiten verbunden iſt, von der Zärtlichkeit, die auf gegenſeitiger Achtung und Gewohnheit beruht, unterſchieden habe. Dieſe nennt er Freundſchaft: jene Liebe. Es entgeht ihm nicht, daß dieſe Liebe entweder gröbere Begierden zum Grunde haben, oder auf den feineren Trieben beruhen könne, die das Zarte der Jugend und die Schönheit der Geſtalt einflößen. Nun verwirft er diejenige Liebe, welche ſich mit groben Symptomen körperlicher Geſchlechtsſympathie ankündigt, geradezu. Ja! er für ſich ſelbſt glaubt für ſeine jungen Freunde eine reine Freundſchaft zu empfinden, welche ihm ihre glücklichen Anlagen, und ihre edle Ruhmbegierde einflößen. Sie hat bey ihm einen rüſtigen wackern Charakter, frey von aller ſchmelzenden Begeiſterung, und von aller ſchmachtenden Sehnſucht. Man muß annehmen, daß die beſondere Modifikation, welche das Verhältniß der Zartheit der Jugend zur Stärke ſeines reiferen Alters dieſen Verbindungen nothwendig geben mußte, von ihm, oder vom Xenophon überſehen ſey. Und wirklich liegt hierin etwas Dunkles, was nur durch Annahme eines Selbſtbetrugs erklärbar wird. Inzwiſchen konnte es ihm nicht entgehen, und es iſt ihm auch, wie man aus dem Zuſammenhange des Ganzen ſieht, nicht entgangen, daß ſeine Schüler durch die Reitze der Geſtalt ihrer jüngern Freunde auf eine Art angezogen wurden, wobey der Körper eine wichtige Rolle ſpielte. Er mußte einſehen, und ſah es ein, daß ein Zuſtand, worin körperliche Begierden verhalten, bekämpft, und unterjocht werden, doch ganz andere Wirkungen hervorbringt, als ein Zuſtand, worin der

gleichen Begierden ſich gar nicht melden. Die keuſche Liebe des Callias zum Autolykus war ja ganz etwas anders, als die Freundſchaft, welche er für ſeine Schüler empfand: und er konnte die ſchmachtende Sehnſucht, die ſchmelzende Begeiſterung, die darin lagen, nicht verkennen. Demungeachtet billigt er dieſe Liebe. Wie nun? Wie iſt Sokrates von dieſem Widerſpruche mit ſich ſelbſt zu retten? Mich dünkt, auf folgende Art:

Er ſah der Schwäche ſeiner Schüler nach, wenn dieſe nur durch Rückſichten auf Pflicht und Anſtand geleitet wurde: er rechnete darauf, daß verhaltene Triebe, welche die körperliche Geſtalt einflößte, die Begeiſterung erhöhen und verſtärken würden, und nutzte dieſe, um darauf Verbindungen zu gründen, die höhere Bürgertugend befördern, und ſich endlich in bloße Freundſchaft auflöſen könnten.

Fünftes Kapitel.

Denkungsart des Plato über edlere und ſchönere Männerliebe, nach ſeinem Phädrus.

Wir haben vom Plato zwey Dialogen über dieſen Gegenſtand. Der erſte iſt unter dem Nahmen des Phädrus, der andere unter dem des Gaſtmahls bekannt. —

Der erſte ſcheint in früheren Jahren, der letzte in der Reife des Alters geſchrieben zu ſeyn. Ich fange meine Unterſuchung mit dem Phädrus an.

Phädrus lieſt dem Sokrates die Rede des Lyſias, eines der berühmteſten Redner ſeiner Zeit, über den Vorzug der zärtlichen aber leidenſchaftloſen Anhänglichkeit vor der leidenſchaftlichen Liebe vor. Lyſias ſcheint darin nicht ſowohl gegen die körperliche Ausgelaſſenheit als gegen die Ausgelaſſenheit des Geiſtes, gegen die Schwärmerey und den Wahnſinn zu eifern, der den leidenſchaftlichen Zuſtand charakteriſiert. Ueberhaupt ſcheint die Frage: in wie fern das Leidenſchaftliche und Schwärmeriſche in der Liebe Tugend oder Fehler ſey, ein gewöhnlicher Streitpunkt zwiſchen den Sophiſten und den Schülern des Plato geweſen zu ſeyn.

Sokrates macht dieſer Rede den Vorwurf, daß der Begriff der Liebe darin nicht gehörig beſtimmt ſey. Vernunftloſe Begierde nach Schönheit zur Befriedigung körperlicher Luſt, wenn ſie den beſſern Willen in uns beherrſcht, und mit ſiegender Macht überwältigt, wird, wie er ſagt, Liebe genannt. — Man ſieht, daß Sokrates hier nicht allein leidenſchaftliche Geſchlechtsſympathie mit Liebe verwechſelt, ſondern auch eine tadelnde Beſtimmung mit in den Begriff nimmt, die eigentlich nicht hinein gehört, nehmlich die Herrſchaft der Begierde über den beſſern Theil in uns. Er ſelbſt hat in der Folge dieſen Zuſatz wieder bey Seite geſetzt.

Allein dieſe Rede des Sokrates hat auch nur die Abſicht, den Phädrus zu überzeugen, daß wenn man einmahl wider die leidenſchaftliche Liebe ſprechen wolle, es ganz anders und viel beſſer geſchehen müſſe und könne, als Lyſias es gethan hat. Aber gleichſam als hätte er ſich dadurch an dem Eros, dem Gotte der

Liebe, verſündigt, indem er ihn ſo allgemein verrufen hat, will er nun auch verſuchen, ihm einen Lobgeſang zu bringen, und ihn dadurch zu ſühnen. „Wenn uns ein edler und beſcheidener Liebhaber überhört hätte, ſagt er, er würde glauben, wir wären unter dem niedrigſten Pöbel erzogen, und edle Liebe ſey uns unbekannt.“

Um folglich dieſen Fehler wieder gut zu machen, bemerkt er zuerſt, daß es mehrere Arten von Begeiſterung gebe, die an Wahnſinn und Raſerey zu grenzen ſcheinen, und dennoch nützliche und ſchöne Wirkungen hervorbringen. Er erinnert an diejenige, welche die Seherinnen in Delphos, die Prieſterinnen in Dodona, die Sybille, erfüllt, und dieſe Perſonen zur Weiſſagung fähig gemacht hat. Eine ſolche Begeiſterung nennt er die göttliche. Dann kommt er auf die der Muſen, die zu Geſängen entflammt, welche die Nachwelt unterrichten; und endlich ſucht er zu zeigen, daß der geſpannte und entzückte Zuſtand, der die leidenſchaftliche Liebe begleitet, ihr nicht unbedingt zum Vorwurfe gereiche.

In dieſer Abſicht entwickelt er vorläufig die göttliche und ſterbliche Natur des Menſchen. „Jede Seele, ſagt er, iſt unſterblich, weil ſie den Grund ihrer Bewegungen in ſich ſelbſt hat: nur Dasjenige iſt unbelebt und ſeelenlos, was den Grund aller in ihm vorgehenden Veränderungen außer ſich findet. Ihr übriges Weſen läßt ſich am leichteſten durch Bilder erklären.“

Die Seele gleicht einem geflügelten Geſpanne mit ſeinem Führer, deren vereinte Kraft einen Wagen bewegt. Alle Götter haben Seelen, die man ſich

unter dieſem Bilde denken muß. Allein bey ihne
iſt das Geſpann und der Fuhrman von unverbeſſe
licher Vollkommenheit. Nicht ſo bey den Weſen eine
niedrigeren Gattung. Bey dem Menſchen iſt da
eine Roß ſchön und gut, das andere aber ſchlecht
daher hat dasjenige, was in uns herrſcht, der Wa
genlenker, kein leichtes Geſchäft.

„Jede Seele waltet über das Seelenloſe, un
umwandelt den ganzen Himmel, jedoch unter ver
ſchiedenen Geſtalten, und zu verſchiedenen Zeiten
Die vollkommene und geflügelte Seele hebt ſich empor
und umſchwebt die ganze Welt. Allein es entfäll
ihr zuweilen das Gefieder, und ſo wird ſie hingeriſ
ſen, bis ſie auf einer Veſte Fuß faßt, wo ſie einen
irdiſchen Leib annimmt, den ſie bewegt. Sie verlier
aber das Gefieder durch das Schändliche und Böſe
da dieß hingegen durch das Schöne, Weiſe und Gut
wächſt.“

„Jupiter, der große Führer und Regierer de
Univerſums, fährt auf ſeinem geflügelten Wagen vo
allen Andern vorauf, um die Welt, ſein unermeßli
ches Gebiet, zu überſchauen. Ihm folgt das ganz
Heer von Göttern, Dämonen und Seelen. Di
Götter haben verſchiedene Ordnungen und Beſtim
mungen. Ihre Fahrt iſt leicht, wegen des gleichge
paarten Geſpanns ihrer Roſſe. Aber die Uebrigen
deren Fuhrwerk ein träges Roß neben dem munter
führt, folgen ihnen mit Mühe.“

„Auf dieſem Zuge ſchauen die Götter, was kei
Dichter je beſungen hat, was kein ſterblicher Mun
auszuſprechen wagt: das Weſen der Weſen ſelbſt

die urſprüngliche Wahrheit, Gerechtigkeit, Mäßigung und Schönheit!"

„Die beſten unter den übrigen Seelen folgen einem unter den Göttern, werden ihm ähnlich, und erheben auf überhimmliſcher Stäte ihr Haupt, um die Urſchönheit zu erblicken. Aber verwirrt durch die Widerſpenſtigkeit der Roſſe können ſie nur einen flüchtigen Blick von dem Weſen der Weſen nehmen. Andere ſind nicht einmahl ſo glücklich: Unvermögend, zu folgen, werden ſie auf der Kreisbahn des Himmels wild umhergeſchleudert, tauchen bald unter, bald wieder in die Höhe, verwickeln ſich im Gedränge des Voreilens, hindern und ſtampfen ſich unter einander."

„In dieſem Getümmel verlieren Viele ihr Gefieder, und fallen, ohne etwas geſehen zu haben, auf die Erde. Und zwar droht dieſe Gefahr bey jedem neuen Kreislaufe der Götter den Seelen aufs Neue. Darauf beruht die Abtheilung der Seelen in verſchiedene Grade und Claſſen. Diejenigen, die bey einem Kreislaufe im Gefolge eines Gottes etwas von dem Wahren geſehen haben, bleiben in der Wohnung der Seeligen bis zur nächſten Umkreiſung, und dieß bleibt ihr Loos, ſo lange ſie bey den jedesmahligen folgenden Proceſſionen eben ſo glücklich ſind. Sind ſie aber einmahl ſo unglücklich, nichts zu ſchauen, ſo ſinken ſie zur Erde herab, und beſeelen hier, je nachdem ſie mehr oder weniger bey vorigen Kreisläufen von dem Weſen der Weſen geſehen haben, verſchiedene Claſſen von Menſchenkörpern." (Die Zahl dieſer Claſſen wird auf Neune angegeben. Die erſte beſteht aus Philoſophen, Liebhabern des Schönen, ſolchen, die Freunde der Harmonie, und der Liebe kundig ſind. Die letzte machen die Tyrannen aus.)

„Jede von diesen wird, wenn sie rechtschaffen gelebt hat, eines bessern; hat sie aber Unrecht gethan, eines schlechtern Looses theilhaftig: doch können die Seelen vor Ablauf von Zehntausend Jahren nicht wieder zum Sitze der Götter gelangen. In kürzerer Zeit wächset das Gefieder der Seele nicht, außer bey Philosophen und solchen, die Jünglinge mit Weisheit geliebt haben. Diese kehren, wenn sie ihrer Bestimmung dreymahl binnen Dreytausend Jahren treu geblieben sind, zum Himmel zurück. Die andern werden nach Vollendung des ersten Lebens gerichtet, und auf tausend Jahre in unterirdische Oerter eingekerkert, und gezüchtigt, oder zu einer Stäte des Himmels empor gehoben, wo ihr Zustand mit dem Leben, welches sie in menschlicher Gestalt geführt haben, im Verhältnisse steht. Beyde Arten kommen nach Tausend Jahren zur Bestimmung und Wahl eines zweyten Lebens zurück. Die Wahl steht jeder Seele frey. Einige gehen in ein thierisches Leben über, andere werden Menschen: doch kann dieß letzte Loos nur denjenigen wiederfahren, welche die Wahrheit wirklich geschauet haben. Denn der Mensch muß viele einzelne Wahrnehmungen in einen allgemeinen Begriff durch Vernunft zusammenfassen können. Diese allgemeinen Begriffe sind Erinnerungen jener Wahrheiten, die unsere Seele im Gefolge Gottes geschauet hat, als sie von ihrer Höhe herab auf Dinge sah, die wir Menschen für Wesen halten, und diese dann beym Blick in die Höhe mit demjenigen verglich, was das Wesen der Wesen ist."

„Der Mann, der diese Erinnerungen recht anwendet, entreißt sich menschlichen Bestrebungen, versenkt sich in das Göttliche, und wird leicht von der Menge

des Wahnsinns beschuldigt. In diese Art von Begeisterung gerathen wir hienieden beym Anblick des Schönen, das uns an die obere Wahrheit erinnert. Die Seele wird dann wieder befiedert, und strebt empor. Aber unvermögend dazu, zieht sie sich durch Vernachläßigung dessen, was sie umgiebt, und durch das Hinaufschauen nach dem, was dem Blicke anderer entzogen ist, sehr leicht den Verdacht des Wahnsinns zu. Inzwischen ist diese Entzückung die schönste und heilsamste von allen, und derjenige, der Liebe zum Schönen damit verbindet, ist ein Liebhaber."

„Des Auges Wahrnehmung ist die schärfste von allen, die uns durch die Sinne zu Theil werden. Freylich, sind wir unfähig, die Weisheit so wie die übrigen liebenswürdigen Vollkommenheiten, die wir oben erschauet haben, dadurch zu sehen. Wer diese im Bilde erblicken könnte, zu welcher gewaltigen Liebe würde der entflammt werden! Aber die Schönheit, welche das Auge erblickt, ist doch die auffallendste und die holdeste Erinnerung an jene Urschönheit."

„Diejenigen, welche nur wenig Erinnerungen davon übrig behalten haben, erblicken ihr Abbild hienieden ohne Ehrfurcht, geben dem Reize zur Wollust Raum, und überlassen sich frech thierischen Ausschweifungen."

„Hingegen derjenige, bey dem jene Erinnerung lebhaft ist, geräth beym Anblick eines götterähnlichen Antlitzes, des treuen Nachbildes der Urschönheit, in ein ehrfurchtvolles Staunen, wie bey der Annäherung an die Gottheit selbst: und wenn er nicht den Vorwurf eines offenbaren Wahnsinns scheute; er würde dem Geliebten als wie dem Bildnisse eines Gottes opfern."

„Der Zuſtand ſeiner Seele gleicht dem eines körperlichen Fiebers: auf den kalten Schauer folgt Hitze, folgt Schweiß. Die Schönheit, deren Ausſtrömungen er durch die Augen aufnimmt, durchwärmt ihn: die Stockung, welche den Ausſchuß des Gefieders verhinderte, löſet ſich auf, und der Wachsthum der Flügel wird durch die feuchte Ausdünſtung befördert. Nun iſt Alles in Gährung bey der Seele: Alles brauſet in ihr auf. So wie zähnenden Kindern das Zahnfleiſch ſchmerzt und juckt, ſo leidet die Seele von dem peinigenden und kitzelnden Sproſſen des Gefieders. In dieſem Zuſtande findet ſie Erleichterung beym Anblick der Schönheit, die durch die Ausſtrömung der Theilchen, welche Liebreiz heißen, das Hervortreiben der Fittige befördern. Entfernt ſie ſich aber von dem geliebten Gegenſtande, ſo ziehen ſich die Mündungen, durch welche das Gefieder treiben ſoll, zuſammen. Der vorher mit eingeſogene Liebreiz vermehrt noch die Qual und das innere Brennen und Stechen. Bald bringt der marternde Schmerz die Seele an den Rand der Verzweiflung, bald wird ſie durch Erinnerungen an das Schöne gelabt. Zagend über dieſen ſeltſamen Zuſtand von gemiſchten Empfindungen ſteigt ihre Angſt bis zur Wuth. Sie findet keine Ruhe bey Tage und bey Nacht. Sehnſuchtsvoll ſtürzt ſie zu dem Schönen hin, ſieht ihn, und findet auf eine Zeitlang Erleichterung und Entzücken. Und für dieſen Gegenſtand ihrer Bewunderung und ihrer Rettung verläßt ſie nun Eltern und Geſchwiſter, und verachtet Vermögen und Größe! Ja! ſie verachtet den Ruf und Alles, worauf ſie ſonſt ſtolz war, um dem Geliebten zu dienen, und in ſeiner Nähe zu übernachten. Das iſt der Zuſtand, den die Menſchen Liebe nennen!“

Woher aber rühret es, daß nicht jede Schönheit die nehmliche Wirkung auf alle Menſchen macht: woher die Verſchiedenheit des Geſchmacks? — Plato begegnet dieſem Einwurfe auf folgende Art: „Eine jede Seele verehrt denjenigen Gott, ahmt demjenigen Anführer nach, in deſſen Gefolge ſie den Kreislauf vorhin gemacht hat. Sie nimmt ſeine Natur an, und Eros wirkt ganz anders auf den ehemahligen Genoſſen des Zevs, als des Mars oder eines andern Gottes. Dieß hat zugleich den gröſten Einfluß auf die Art, wie der Geliebte behandelt wird. Denn je nachdem die Seele des Liebhabers dieſen oder jenen Gott zum Anführer hatte, wird ſie in dem Geliebten andere Vorzüge achten, und ihn nach einem verſchiedenen Ideale auszubilden ſuchen.“ [16]) Bey dieſer Bemühung wird ſie aufmerkſamer auf ſich ſelbſt, ruft die vorigen Erinnerungen deutlicher zurück, und indem ſie den Gott, dem ſie vorher gefolgt war, unverwandt ins Auge faßt, wird ſie ihm in ſeinen Sitten und Neigungen immer ähnlicher. So ſchreibt ſie dem Geliebten den Grund ihrer eigenen Veredlung zu, und dieſer wird ihr dadurch immer theurer.“

„Die edlere Seele ſucht folglich den Geliebten zur vollkommenſten Aehnlichkeit mit ſich ſelbſt und mit ihrem Gotte zu bringen. Dieß iſt der ſchöne Zweck der Vollendung, dem ſie nachſtrebt, und der auch den Geliebten beglückt, wenn er von dem leidenſchaftlich Liebenden gefangen wird.

Nun folgt eine ſchöne Beſchreibung von der Art, wie der Wagenführer in der Seele das eine trotzige,

16) Wahrſcheinlich liegt hier die Idee von dem Einfluße der Planeten unter.

übermüthige und widerſpenſtige Roß ſeines Geſpanns zu zügeln ſucht. „Das gutgeartete Roß wird beym Anblick des Geliebten von Beſcheidenheit und Scham zurückgehalten. Aber das bösgeartete reißt es oft zur Begierde nach ſinnlicher Luſt mit ſich fort, und zwingt ſelbſt den Führer, ſeinem Willen nachzugeben, und ſich dem Anblicke des Geliebten zu nähern. Aber das ſtrahlende Angeſicht des letzten weckt die Erinnerungen der Unſchönheit wieder in der Seele des Liebhabers auf. Ach! er ſieht dieſe wieder, und an ihrer Seite die Beſcheidenheit auf heiliger Stäte. Ein heerer Schauer überfällt den Wagenführer, er ſinkt zurück, und zieht dabey die Zügel ſo ſtark an ſich, daß die beyden Roſſe ſich auf die Schenkel ſetzen. Er lenkt ſie wieder ab. Das gute Roß folgt willig: — Das böſe geräth in Wuth, läſtert den Genoſſen und den Führer, wirft ihm Feigheit und Bundbrüchigkeit vor, und ſucht ihn wieder zu dem Geliebten hinzuziehen. Nur mit Mühe erhalten der Führer und das beſſere Roß einen Aufſchub auf kurze Zeit. Kaum iſt dieſe abgelaufen, ſo reißt das wilde Roß den Wagen wieder mit ſchamloſem Ungeſtüm in die Nähe des Geliebten. Der Führer zieht es mit eben der Gewalt zurück, wie das vorige Mahl, und dieß geſchieht ſo oft, bis es endlich gebändigt wird, dem Führer willig folgt, und ſogar beym Anblick des Geliebten vor Schrecken verzagt.“

„Der Liebhaber wird nun ſo beſcheiden, daß er dem Geliebten nicht anders als mit einer Art von göttlicher Verehrung aufwartet. Die Wahrheit ſeiner Geſinnungen rührt endlich dieſen, wenn er gleich anfangs den Liebhaber aus Furcht, ſich bey ſeinen Geſpielen lächerlich zu machen, zurückgewieſen hat. Es iſt unmög-

lich, daß der gutgesinnte Mensch nicht mit der Zeit der Freund des Mannes werde, der es wohl mit ihm meint. Der Geliebte erstaunt über die Inbrunst der Liebe, mit der der begeisterte Jüngling sich ihm hingiebt, und die alles Wohlwollen übertrifft, was Freunde und Verwandte ihm bis jetzt bezeuget haben."

„Nach und nach nähern sie sich einander immer mehr und mehr, und wenn der Liebhaber anhaltend in seinen Bemühungen ist, den Geliebten in Gymnasien und bey andern Gelegenheiten oft berührt, dann wird der letzte ihm mit Liebreitz begegnen, und selbst mit ähnlichen Empfindungen angesteckt werden. Die Wirkung seiner eigenen Schönheit prallt durch das Auge auf ihn zurück. Allein er ahnet mehr als er fühlt. Er weiß nicht was ihm fehlt. Es sind unbestimmte Bilder der Liebe, die er Freundschaft nennt. Er sehnt sich gleichfalls nach der Gegenwart des Liebhabers. Er will, so wie dieser, anblicken, berühren, küssen, neben ihm ruhen, nur mit minderer Lebhaftigkeit. Bald thut er das Alles, und der Führer des Seelengespanns des Liebhabers hat dann viel mit dem brünstigen Rosse zu schaffen, das kurzen Genuß für viel Beschwerden fordert. Das bösartige Roß des Geliebten wird gleichfalls lüstern, obgleich unbestimmt in seinen Wünschen, und weiß dem Geliebten nichts zu verweigern, was dieser fordern wird. Sein besseres Roß und der Führer halten ihn mit Scham und Vernunft zurück. Trägt der bessere Theil den Sieg davon, bleiben sie der Ordnung und der Philosophie getreu, so kommen sie nach und nach auf den rechten Weg, und genießen bereits hier ein glückliches Leben in ihrer Vereinigung. Sie beherrschen sich selbst, und befreyen ihren edleren Theil von dem Einflusse des

niedrigen. Nach ihrem Tode aber erheben sie sich auf dem erlangten Gefieder, und haben den Kampf der ersten Probezeit von den Dreyen, die sie durchlaufen müssen, um wieder zum Olymp zu gelangen, glücklich bestanden. Ein gröſseres Glück kann weder menschliche Weisheit noch göttliche Begeisterung gewähren."

„Ergaben sie sich aber einer unweisen Lebensart: wurden vielleicht ihre Seelen beym Trunk, oder durch Sorglosigkeit von den unbändigen Rossen zu einer Lust hingerissen, die nur augenblicklich und dem Scheine nach befriedigt: wiederhohlten sie diesen Genuſs aber selten und nicht mit Zustimmung ihres ganzen Willens; so leben sie zwar gleichfalls während der Zeit ihrer Liebe und nachher vereinigt, aber minder eng als jene, und im Tode verlassen sie ihre Leiber zwar mit wachsendem Gefieder, aber nicht beflügelt. Sie tragen also gleichfalls einen nicht geringen Kampfpreis aus ihrer leidenschaftlichen Liebe davon. Sie werden nicht in die Finsterniſs der Unterwelt hinabfahren, sondern es wartet ihrer ein glänzendes Leben, in dem sie seelig mit einander wallen. — Dieſs sind die Vortheile, welche die leidenschaftliche Liebe mit sich führt. Die Verbindung mit dem leidenschaftlosen Freunde hingegen erkennt nur sterbliche Weisheit als Führerin an, und streut nur sterbliche Vortheile mit kärglicher Hand über das Leben aus. Die Gesinnungen, die sie der Seele des Freundes einflöſst, sind unedel, und obwohl sie das Volk als Tugend preist, so werden sie doch den Umlauf, den die gefallene Seele neuntausend Jahre hindurch auf und unter der Erde zu machen hat, nicht abkürzen."

So weit Plato's Ideen über die Liebe im Phädrus. Man würde von einem ganz falschen Standorte ausge-

ben, wenn man hier ein bündiges philoſophiſches Räſonnement über dieſen Gegenſtand aufſuchen wollte. Man ſieht auf den erſten Blick, daß nicht einmahl der Begriff der Liebe gefaßt, ſondern mit leidenſchaftlicher Geſchlechtsſympathie des Körpres und der Seele, mit Begeiſterung und Lüſternheit, verwechſelt iſt. Die Entwickelung der Gründe, warum die Schönheit uns begeiſtert, hält eben ſo wenig die Prüfung der Wahrheit aus, und die ganze Schilderung der Seelen, die ſchon vor ihrem Falle auf die Erde, man weiß nicht warum, mit einem böſen Roſſe fahren, folglich ohne ihre Schuld niederfallen, und des Anblicks des Weſens der Weſen entbehren, iſt eben ſo unzuſammenhängend, als es nur irgend eine Mythe vom Ufer des Ganges her ſeyn kann.

Aber der ganze Zweck des Geſprächs iſt nicht ſowohl, eine Abhandlung über die Liebe zu ſchreiben, als eine Redeübung über dieſe Materie zu liefern, aus der die Grundſätze der Beredtſamkeit entwickelt werden können. Man muß daher dieſe Rede, die Plato dem Sokrates in den Mund legt, wie ein ſchönes Kunſtwerk betrachten, das die Beſtimmung hat, ein gewöhnliches Verhältniß, die athenienſiſche Cicisbeatura, zu vertheidigen, und die Schutzrede, welche ihre Anhänger ihr halten könnten, dem Herzen und Beſchauungsſinne gleich intereſſant zu machen. Hierzu wird nicht bloß die äſthetiſche Einkleidung, ſondern zugleich der Kunſtgriff genutzt, der Entſtehung und dem Zwecke ſolcher Verbindungen etwas Ueberſinnliches beyzulegen, das mächtig auf die Imagination wirkt.

In dieſer Rückſicht, (und wenn man heut zu Tage an die Stelle der Liebe zum Jünglinge die Liebe zu einem

gebundenen Frauenzimmer ſetzt,) wird man dieſer Darſtellung ihren hohen Werth nicht abſprechen. Kenntniß des Menſchen, und beſonders des Ganges, den die Leidenſchaft bey dem beſſern nimmt, leuchtet überall hervor. Das Genialiſche der Erfindung, der Reichthum der Allegorie, die ſo manches Bild liefert, das auf den Kampf der Vernunft und der beſſern Triebe in uns wider die ſchlechtern Begierden angewandt werden kann, die Wahrheit und die Schönheit der Schilderung eines leidenſchaftlichen Zuſtandes, haben den größten Anſpruch auf unſere Sympathie und unſere Bewunderung. Aber wenn wir dieß reitzende Gewand abziehen, ſo bleibt die Denkungsart der guten Geſellſchaft in Athen über die Liebe zu den Lieblingen nackt ſtehen. Plato läugnet die Mitwirkung der körperlichen Begierden bey dieſen Verbindungen nicht ab: er verkennt nicht ihre Gefahren; allein er rechnet darauf, daß ſie unterjocht werden können, und daß ſie ſodann die Begeiſterung für das Edle und Schöne verſtärken werden. Ja! er zeigt ſich ſogar nachſichtsvoll gegen diejenigen, die in einem unwehrhaften Zuſtande von ihren Begierden überraſcht und beſiegt werden!

Sechſtes Kapitel.

Denkungsart des Plato über edlere und ſchönere Liebe zu den Lieblingen nach ſeinem Gaſtmahle.

Plato hat in ſeinem Gaſtmahle, eben ſo wie Xenophon in dem ſeinigen, die Abſicht gehabt, ſeinen Lehrer von dem Vorwurfe einer gemeinen Schwäche zu retten, und zugleich ſeine Ideen über Liebe und den Werth der körperlichen Geſtalt zu entwickeln.

Ich habe ſchon bemerkt, daß höchſt wahrſcheinlich eine wirkliche Begebenheit bey dem Stoffe, den beyde Schriftſteller behandelt haben, zum Grunde liegt. Höchſt wahrſcheinlich haben aber auch beyde die Darſtellung durch Zuſätze von ihrer Erfindung gehoben. Xenophon ſcheint jedoch dabey mehr nach den Regeln des pragmatiſchen Hiſtorikers, Plato nach denen des dramatiſchen Dichters verfahren zu ſeyn. Xenophon hat ſo erzählt, daß ſeine Compoſition nach den Geſetzen der Wahrheit geprüft werden kann: Plato kann nur nach den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit beurtheilt werden. Von dem Erſten ſind die Ideen des Sokrates ſo entwickelt, wie er ſie verſtanden zu haben glaubte: Plato hingegen ſcheint dem Sokrates ſeine eigenen Ideen wohlwiſſend untergelegt, und dafür nur einen fremden Nahmen zur beſſern Einkleidung ſeiner Lehren geborgt zu haben.

Das Gaſtmahl des Plato iſt ein philoſophiſches Drama, und hat zu einer Claſſe von Mimen gehört, die nach dem Ariſtoteles den Alten nicht unbekannt waren. Der Plan iſt kürzlich dieſer. Agathon hat eine Geſellſchaft guter Freunde zu einem Schmauſe eingeladen, den er zu Ehren eines in dem Wettſtreite der dramati-

ſchen Dichter erhaltenen Sieges giebt. Sokrates iſt unter den Gäſten. Als die Tafel aufgehoben wird, beſchließt man, ſich die Zeit mit Geſprächen von intereſſanterem Inhalte zu verkürzen. Zum Gegenſtande wird Amor vorgeſchlagen, und jedes Mitleid der Geſellſchaft macht ſich anheiſchig, ihm eine Lobrede zu halten. Phädrus tritt zuerſt auf. Er entwickelt ungefehr die nehmlichen Grundſätze, die Xenophon dem Pauſanias beylegt, und womit die Thebaner und einige andere griechiſche Völker, welche die Ausſchweifungen der Sinnlichkeit für erlaubt hielten, ihre Sitten und Geſetze zu rechtfertigen ſuchten. Die Liebe wird als Beförderin der Krigestugenden geprieſen. „Sie führt, ſagt Phädrus, zu allen großen und ſchönen Handlungen. Sie allein erzeugt ein richtiges Gefühl von Scham vor dem Schändlichen, und ein lebendiges Streben nach jenen göttlichen Eigenſchaften, ohne welche weder der einzelne Menſch, noch ganze Nationen je etwas Edles und Schönes vollbracht haben. Ein Liebender, der etwas Schändliches begangen, oder aus Feigherzigkeit eine Schmach erduldet hätte, wird weit weniger vor dem Anblicke ſeines Vaters oder ſeiner Freunde, oder irgend eines andern Menſchen ſich ſcheuen, als vor dem Anblicke ſeines Geliebten. Eben ſo ſcheuet ſich vor dem Liebenden der Geliebte, wenn er ſich des Vorwurfs einer ſchändlichen Handlung bewußt iſt. Wie könnte ein Staat oder eine Armee beſſer zuſammengeſetzt ſeyn, als aus lauter Liebenden und Geliebten, aus Menſchen, die vor jeder unedlen Handlung zurückbeben, und im Guten mit einander wetteifern. Wenn ihre Anzahl auch noch ſo klein wäre, ſo würden ſie dennoch vermöge der engen Vereinigung ihrer Kräfte Alles überwinden.

Eher vor den Augen der ganzen Welt als vor den Augen seines Geliebten würde der Liebhaber sein Glied verlassen, oder seinen Schild von sich werfen: lieber würde er einen dreyfachen Tod sterben, und sogar seinen Geliebten selbst verlassen, als einem Andern in Gefahr nicht beystehen. Keiner ist so feig, den nicht Amor zur Tapferkeit entflammen sollte, und so wie Homer von seinen Helden sagt:

Ihre Brust erfüllten mit hohem Muthe die Götter,

so wirkt bey Liebenden die Kraft der Liebe. Für einander zu sterben sind nur Liebende fähig, nicht bloß Männer, sondern auch Weiber. Wer kennt nicht Alcesten und ihre Heldenthat? Sie allein war bereit für ihren Gatten zu sterben. Er hatte noch Vater und Mutter; aber ihre Liebe übertraf an Stärke die Zärtlichkeit der Eltern. Ihre That gefiel nicht bloß den Menschen; die Götter selbst, die sonst nur Wenigen aus der großen Zahl der Vortrefflichen die Rückkehr aus dem Orkus erlaubten, machten, von dieser herrlichen That gerührt, mit Alcesten eine Ausnahme. Sie kehrte ins Leben zurück zu ihrem Admet. So wird Tugend aus Liebe selbst von den Göttern geehrt! Orpheus hingegen mußte, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, aus der Unterwelt zurück kehren. Sie zeigten ihm bloß ein Schattenbild derjenigen, um derentwillen er hinabgestiegen war; die Gattin selbst gaben sie ihm nicht zurück. Denn der Weichling hatte nicht gewagt, wie Alceste, aus Liebe zu sterben, sondern war bloß mit Hülfe seines Saitenspiels in den Orkus hinabgestiegen. Eben deßwegen ließen sie ihn auch durch Weiberhände sterben. Ganz anders ehrten sie den Achilles. Ihn versetzten

ſie in die Inſeln der Seligen. Aber groß war auch, was er that. Er hatte die Wahl, den Hektor zu tödten, und zu ſterben, oder ihn zu verſchonen und beym väterlichen Heerde ein hohes Alter zu erreichen. Sein Heldenherz erwählte das Erſtere. Um ſeinen Liebhaber, Patroklus, zu rächen, wollte er nicht bloß für ihn ſterben, ſondern, da er ihn nicht mehr retten konnte, als ſein Rächer ihm folgen. Darum haben auch die Götter, über eine ſolche Treue gegen den Liebenden entzückt, ihn ſo auszeichnend geehrt. Und in der That iſt auch den Göttern nichts ſo achtungswürdig, als ein ſolcher Heldenmuth in der Liebe. Noch mehr aber trifft ihre Bewunderung, ihr Beyfall, ihre Belohnung, die Zärtlichkeit des Geliebten gegen den Liebhaber, als die des Liebhabers gegen den Geliebten. Denn jener hat an ſich ſchon mehr Göttliches, weil er begeiſtert iſt. Deßwegen haben ſie auch den Achilles ganz anders belohnt als die Alceſte, und ihn auf die Inſeln der Seligen verſetzt!" —

In dieſer Rede des Phädrus werden die vortheilhaften Wirkungen geprieſen, welche die Leidenſchaft der Liebe, ſie mag an ſich edel und anſtändig ſeyn, oder nicht, für den Menſchen und den Staat haben kann. Sie erhöht ſeine Kräfte und ſeinen Muth: ſie lehrt ihn den Tod verachten: ſie flößt ihm die Begeiſterung ein, auf welche die Griechen als Beförderin der Bürgertugend ſo großen Werth legten. So finden wir bey mehrern unkultivierten Völkern, beſonders im Mittelalter, die Frauenliebe veredelt, bey denen die Schöne nicht bloß der Preis, ſondern auch der Antrieb zur Tapferkeit war. Daß hier nicht ausſchließend von der Liebe zur Seele die Rede ſey, beweiſen die Stellen, worin der Freund

n dem Liebhaber unterſchieden, und worin auch Weis
n dieſe Liebe beygelegt wird. Noch mehr erhellet
ß aus dem Ende der Rede, welche den Geliebten dem
bhaber entgegenſtellt, und erſterem zwar ein höheres
rdienſt beylegt, weil ſeine Liebe nicht ſo wie die des
bhabers durch gröbere Triebe unterſtützt wird, dieſem
er doch nicht allen Werth abſpricht. Es folgt aber
raus zugleich, daß Phädrus allerdings einen höhern
erth auf diejenige Liebe legt, die frey von der Aus-
laſſenheit der Sinne iſt. [17])

17) Mehrere Ausleger haben ſich daran geſtoßen, daß
lceſte gegen das Ende dieſer Rede dem Achilles entgegengeſetzt,
nd als Liebhaberin von ihm, als Geliebten, unterſchieden wird.
nige haben geglaubt, die Worte: τῆς Ἀλκήστιδος wären ein
ngeſchicktes Einſchiebſel, das ganz weggeſtrichen werden müſſe.
ndere haben ihnen den Nahmen Orpheus ſubſtituirt. Allein
ich dünkt, der Nahme Alceſte muß ſtehen bleiben. Sie iſt
ffenbar eine Liebhaberin in Vergleichung mit dem Achilles,
elcher der Geliebte, der Begeiſterte, war. Der Liebhaber
eißt bey den Griechen offenbar derjenige, qui particeps est
ri venereae voluptatum: bey deſſen Anhänglichkeit gröbere
Triebe zum Grunde liegen; und da dieß auf die Frau ſowohl
ls auf den Mann zutrifft, ſo paßt dieſer Nahme auch auf
ie erſte. (Vergl. Xenophon im Gaſtmahle c. VIII. Nro. 21.
en Phädrus des Plato, und dasjenige, was ich oben über den
öhern Werth der Bruderliebe in Vergleichung mit der Gatten-
iebe, ſelbſt bey dem Frauenzimmer, geſagt habe.) Alceſte
wird hier nicht im Gegenſatze gegen den Admet die Liebhaberin
genannt, ſondern im Gegenſatze gegen den Achilles. Dieſer
theilte die körperlichen Begierden nicht; bey ihm war die Auf-
opferung Folge reiner Begeiſterung. Bey Alceſten war dieß
der Fall keinesweges: ihre Aufopferung konnte mit auf Rech-
nung der Sinnlichkeit geſetzt werden. Es kann ſeyn, daß die
Stelle auch ohne dieſen Zuſatz verſtändlich bleibt; aber ſie

Auf den Phädrus folgt Pauſanias. Wir kennen ihn ſchon aus dem Gaſtmahle des Xenophon als den Liebhaber des Agathon, und als denjenigen, der die gemeine Liebe in Schutz nahm. Plato läßt ihn inzwiſchen hier eine etwas edlere Rolle übernehmen. Er unterſcheidet nehmlich die Sitten der übrigen Griechen von denen der Athenienſer, und preiſet die Liebe nach den Ideen, welche ſeine Landsleute darüber hatten. Seine Rede ſcheint alſo einer der ſicherſten Belege über die Denkungsart des größern Haufens von Athen, und beſonders der guten Geſellſchaft an dieſem Orte, in Anſehung der Männerliebe zu ſeyn.

Pauſanias unterſcheidet zuerſt die himmliſche Venus von der gemeinen, und legt Beyden einen Amor bey, der ihre Natur theilt. [18]) „Unbedingt, fährt er fort,

erhält durch die Vergleichung des Achilles mit der Alceſte unendlich mehr Nachdruck. Orpheus kann aber gar nicht der Alceſte ſubſtituirt werden. Dieſer war nach dem Vorhergehenden von den Göttern beſtraft: folglich kann es nicht heißen: Achilles iſt ganz anders belohnt als Orpheus — der gar nicht belohnt war. Hingegen Alceſte war allerdings von den Göttern belohnt. Dieſe hatten ihr eine ſeltene Gnade, die Rückkehr aus dem Orkus, gewährt. Nur freylich in der Maße, wie der Achilles, war ſie nicht belohnt; denn dieſer ward in die Inſeln der Seligen verſetzt.

18) Es iſt mir nicht völlig klar, wie die Alten ſich den Unterſchied zwiſchen Venus und Amor gedacht, und warum ſie jener dieſen als Sohn und Begleiter beygelegt haben. Wahrſcheinlich hat dabey kein beſtimmter und einſtimmiger Begriff zum Grunde gelegen. Ich denke mir, daß Venus das Vermögen, den Eindruck der Liebe zu empfangen; Amor hingegen die Kraft, wodurch jenes Vermögen zum Streben wird, bezeichnet. Solchemnach wurde ſich die Mutter zum Sohne, wie das Ge-

läßt ſich Amor nicht loben. Denn ſo wie es mit allen übrigen menſchlichen Handlungen geht, geht es auch mit der Liebe. An und für ſich iſt ſie weder ſchön noch häßlich, eben ſo wie das Trinken, Singen, Reden u. ſ. w. Keines dieſer Dinge iſt an ſich ſchön oder häßlich, ſondern es wird es durch die Art und Weiſe, wie es geſchieht. Es iſt ſchön, wenn es auf eine edle Art geſchieht; häßlich, wenn es auf eine unedle Art geſchieht. Eben ſo verhält es ſich auch mit dem Amor. Der Amor der gemeinen Venus iſt gemein, und handelt blindlings bey Allem, was er thut. Ihm huldigt die gemeine Claſſe der Menſchen. Dieſen dünkt es nicht unedler, ein Weib als einen Jüngling zu lieben. Erhebt ſich auch ihre Neigung zu dieſen, ſo iſt es der Körper mehr als die Seele, was ſie anzieht, und ihre niedrige Leidenſchaft erlaubt ſich die ſchandlichſten Ausbrüche. Auf Genuß iſt ihr Abzielen gerichtet, unbekümmert, ob ſie auf eine edle oder unedle Art ihr Ziel erreichen. Daher kommt es auch, daß ſie handeln, wie es der Zufall ihnen räth, bald gut, bald böſe. Dieſer Amor iſt aber auch der Gehülfe der jüngern Venus, die ſelbſt ihr Daſeyn einer Vermiſchung der beyden Geſchlechter zu danken hat. Der andere Amor hingegen iſt der Gehülfe der himmliſchen Venus, welche theils ihr Daſeyn dem männlichen Geſchlechte verdankt, theils viel älter, folglich

ſchlvermögen zum Zeugungsvermögen verhalten. Oft aber heißt auch Venus ſo viel als dasjenige, was beym Einſehen, Amor dasjenige, was beym Empfangen zum Grunde liegt. Dann ſtehen ſie im Verhältniſſe der Urſach und Wirkung zu einander. Endlich kann auch Venus ſo viel als die Anlage zum Lieben, Geſchlechtsſympathie, Amor ſo viel als die wirkliche Aeuſerung, Leidenſchaft, bedeuten.

frey von aller Ausgelassenheit ist. Wen dieser Amor begeistert, der liebt nur das männliche Geschlecht als dasjenige, das von Natur mehr Kraft und Geist besitzt. Aber nicht alle Liebe zu diesem Geschlechte ist dieses Gottes Werk. Wer kleine Knaben liebt, ist nicht von ihm begeistert. Wen er beseelt, der wird nur Jünglinge lieben, bey denen sich Spuren der Mannheit und des sich entfaltenden Geistes zeigen. Eine feste dauernde Verbindung läßt sich nur bey einem Geliebten von solchem Alter erwarten. Verbindungen mit einem Geliebten von früheren Jahren können kaum einen andern Zweck haben, als den Geliebten zu hintergehen, in unreiferen Alter ihn anzulocken, um ihn als Jüngling zu verlassen, und einem andern nachzulaufen. Wer kann wissen, wie die Anlagen eines noch unerwachsenen Knaben sich entwickeln werden? Ob nicht alle Mühe, die er an ihn wendet, umsonst sey? Billig sollte durch ein Gesetz verboten seyn, kleine Knaben zu lieben. Edle Liebende schreiben sich zwar selbst dieß Gesetz vor; aber jenen gemeinen Liebhabern einen solchen Zaum anzulegen, würde eben so wenig überflüssig seyn, als man es dafür gehalten hat, ihren Angriffen auf freygeborne Weiber solche heilsame Schranken zu setzen. Denn diese Nichtswürdigen haben die Liebe allein in einen so übeln Ruf gebracht. Ihr ausschweifendes und treuloses Betragen hat die Meinung erzeugt, daß es schändlich sey, dem Liebhaber zu willfahren. Aber kein Tadel müsse Handlungen treffen, die mit der Sittsamkeit und den Gesetzen bestehen. In allen Staaten ist in Rücksicht der Liebe etwas festgesetzt, was als Gesetz gilt. In allen andern Staaten, außer Sparta und Athen, ist dieß Gesetz sehr einfach, und leicht verständlich: Bey uns

liegen ſchwere Beſtimmungen unter. In Elis und Böotien, wo man ſich durch Geiſt und gebildeten Ausdruck eben nicht auszeichnet, iſt es ohne Einſchränkung erlaubt, den Liebhabern zu willfahren: weder Jung noch Alt nimmt dort ein Aergerniß daran. Man hat ſich der Verlegenheit, das Herz der Jünglinge durch Worte zu gewinnen, überheben wollen. In Jonien hingegen, und bey allen andern Völkern außer Griechenland, wird es eben ſo ohne Einſchränkung für unerlaubt gehalten. Ganz begreiflich! Da, wo der Wille des Deſpoten Geſetz iſt, da muß dieß noch weit mehr, als ſelbſt Philoſophie und Gymnaſtik, verboten ſeyn. Denn was iſt dem Intereſſe der Tyrannen gefährlicher, als große Geſinnungen und enge Freundſchaftsbündniſſe ihrer Unterthanen? Und was erzeugt ſichrer als Liebe dieſe edlen Früchte? — — Waren es nicht Harmodius und Ariſtogiton, welche die Herrſchaft der Piſiſtratiden ſtürzten? —

„Jenes einfache Geſetz in Rückſicht der Liebe ſcheint alſo allerdings verdächtig. Wo die Willfahrung der Liebenden ſchlechthin verboten iſt, da darf man immer den Verfall der Nation, eine deſpotiſche Herrſchſucht der Regenten, und ſclaviſche Feigheit der Unterthanen; wo ſie ſchlechthin erlaubt iſt, Stumpfheit des Geiſtes bey dem Volke, das einem ſolchen Geſetze unbedingt huldigt, vermuthen. Richtiger denkt man darüber in Athen. Aber, wie ſchon geſagt, unſer Geſetz iſt nicht ſo leicht zu faſſen. Bey uns hört man oft: edler ſey es, offenbar zu lieben als im Verborgenen; man müſſe edle und vornehme Jünglinge wählen, und ſich durch dieſe Vorzüge in

seiner Wahl bestimmen lassen. Bey uns wird der Liebhaber nicht gewahrt, wie einer, der in Gefahr steht, etwas Schändliches zu unternehmen; er wird vielmehr von allen Seiten ermuntert. Es gereicht ihm zur Ehre, den Geliebten gewonnen zu haben, und zur Schande, wenn der nachgestrebte Besitz ihm fehlschlägt. Bey uns hat ein Liebender Beyfall zu erwarten, wenn er zu seinem Zwecke sich Mittel wählt, die ihm die strengste Regel der Philosophie in jeder andern Rücksicht zuziehen würden. Denn gesetzt, Jemand wollte, um Vermögen und Ansehn zu erlangen, wie der Liebhaber den Geliebten bitten, flehen, beschwören, ganze Nächte vor seiner Thüre zubringen, Dienste verrichten, die man kaum dem Sclaven auflegt; so würden seine Feinde ihn als einen niederträchtigen Schmeichler verachten, und seine Freunde sich seiner schämen. Mit Ehren hingegen kann Alles dieß der Liebende thun. Das Gesetz selbst sichert ihn vor allem Tadel. Bey ihm wird es wie die lobenswürdigste Handlung betrachtet. Ja, noch mehr! Bey uns hört man sogar nicht selten äußern: der Einzige, dem die Götter selbst einen falschen Eid verziehen, sey der Liebende, denn des Liebenden Eid sey weniger bindend. — So denkt man bey uns in Rücksicht der Liebe; Götter und Menschen gestatten hier dem Liebenden völlige Freyheit. Wer sollte daher nicht denken, daß Lieben, und dem Liebhaber willfahren ohne Einschränkung für edel in unserm Staate gehalten werde? Wenn man aber auf der andern Seite sieht, wie ängstlich die Väter in der Wahl der Erzieher für ihre Knaben sind, wie

ernſtlich ſie haben verbieten, mit den Liebhabern zu ſprechen, wie angelegentlich ſie dem Hofmeiſter die Sorge, es zu verhüten, anempfohlen; wenn man weiter ſieht, daß die Geſpielen und andere junge Leute einen Geliebten verſpotten, und daß kein Aelterer dieſen Spöttern wehrt, keiner es ihnen als ein unverſtändiges Betragen verweiſet; ſollte man dann nicht wieder denken, die Liebe werde in unſerm Staate durchaus für entehrend gehalten? Doch es läßt ſich Beydes vereinigen. Man kann, wie geſagt, im Allgemeinen behaupten, daß es weder edel noch unedel ſey, dem Liebhaber zu willfahren. Es iſt edel, wenn es edel geſchieht; unedel, wenn es unedel geſchieht. Unedel aber iſt es, dem ſchlechten Liebhaber auf eine ſchlechte Art zu willfahren; edel hingegen, einen braven Liebhaber auf eine ehrbringende Weiſe zu belohnen. Der ſchlechte Liebende aber iſt jener gemeine. Ihm iſt es mehr um den Körper als um die Seele zu thun. Seine Liebe kann eben darum auch nicht beſtändig ſeyn, weil der Gegenſtand ſelbſt, den ſie ſucht, ſo vergänglich iſt. Iſt die Blüthe des Körpers, die ihn reizte, dahin gewelkt, ſo entflieht er ſpottend, und verlacht denjenigen, der ſeinen glatten Worten und oft wiederholten Verſprechungen trauete. Der edlere Liebende hingegen dauert treu ſein ganzes Leben hindurch aus: denn was ihn feſſelt, iſt dauernd. Daher verlangt das Geſetz bey uns: Man ſolle die Liebenden erſt aufmerkſam prüfen, dann ſey es erlaubt, ſich dem Edeln zu ergeben, und Pflicht, den Unedlen ſogleich abzuweiſen. Daher wird es bey uns dem Geliebten zur Schande gerechnet, wenn er entweder

ohne vorgängige Prüfung den Liebhaber zu bald erhört, — oder wenn er durch Geld oder äußeres Ansehn des Liebhabers ſich zur Gunſt beſtimmen läßt. Denn keines dieſer Dinge kann echte Liebe erzeugen, oder von dauerndem Beſtande ſeyn. Es iſt folglich dem Geliebten unter gewiſſen Umſtänden nach unſern Sitten allerdings erlaubt, dem Liebhaber zu willfahren. So wie wir es nehmlich weder für niederträchtig noch für entehrend halten, wenn der Liebende ſich zu jeder Unterwürfigkeit unter den Willen des Geliebten verſteht; ſo giebt es auch eine Unterwürfigkeit des Geliebten, die wir für tadelhaft erkennen, — diejenige, welche Tugend zum Zweck hat. Nach einem der uns ganz allgemeinen Urtheile iſt es weder ſchändlich noch niederträchtig, einen Andern ſich auf jede Art gefällig zu machen, durch den man an Ausbildung des Geiſtes oder des Herzens zu gewinnen hofft. Gründen zwey Liebende ihre Verbindung auf das wechſelſeitige Geſetz: daß die Gegenliebe des Geliebten jede Gefälligkeit verdiene, und daß der Eifer des Liebenden, ihn zum weiſen und tugendhaften Manne zu machen, jede Erziehung fordere; und hat der eine das Vermögen, Weisheit und Tugend zu befördern, der andere aber das Bedürfniß, Geiſtescultur und Lebensweisheit zu erwerben; dann, und ſonſt nie, tritt der Fall ein, wenn die Willfahrung des Geliebten ſchön iſt. Dann iſt es auch nicht ſchimpflich, ſich betrogen zu haben. Jede Willfahrung aus andern Gründen bringt dem Geliebten Schande, er mag getäuſcht werden oder nicht. Erwiedert ein Jüngling die Liebe eines Mannes, den er für reich hält, um ſeines Geldes willen, ſo wird er dadurch keineswegs

den der Verachtung befreyet, wenn es sich am Ende zeigt, daß der Liebhaber arm sey, und nicht geben könne: er hat schon verrathen, daß er fähig sey, jedem Menschen zu jeder Absicht für Geld die Hand zu bieten, und dieß ist nicht edel gedacht. Wird hingegen ein Jüngling von einem Manne geliebt, den er für rechtschaffen hält, und erwiedert seine Liebe, um durch den Umgang mit ihm besser zu werden; so bringt ihm die Täuschung durchaus keine Schande, wenn es sich auch am Ende entdeckt, daß sein Liebhaber ein schlechter Mensch sey, und keine Tugend besitze: er hat doch bewiesen, daß er um der Tugend und um seiner Vervollkommnung willen für Jeden, der ihm darin weiter helfen kann, Alles zu thun entschlossen sey: und dieß ist höchst edel gedacht. Um der Tugend willen einem Andern zu willfahren ist also allerdings lobenswürdig und edel. Diese Liebe allein ist von der himmlischen Göttin entsprungen, und selbst himmlisch. Hohen Werths ist sie für den Staat und den einzelnen Bürger! Ein mächtiger Antrieb für den Liebenden, sich selbst und den Geliebten zur Tugend zu bilden. Jede andere Liebe gehört der gemeinen Venus!" —

Laßt uns dieser Rede des Pausanias einige Betrachtungen schenken! Der Redner würdigt die Liebe nicht bloß nach den Folgen, die sie zufällig haben kann, wie Phädrus es gethan hatte, sondern nach dem Zwecke, den die Liebenden sich dabey vor Augen setzen. Er verdammt diejenige Verbindung, welche die Befriedigung der Sinnlichkeit geradezu zum Zweck hat. Er hält es mit seinen Landsleuten für unedel, wenn Knaben bey unentwickelten Geistesanlagen bloß zu Befriedigung unreiner Lüste aufgesucht, durch Geld und andere Ver-

führungszünfte gewonnen, und nachher verlassen werden. Er hält es für unedel, wenn die Geliebten sich um Gewinnsucht oder Eitelkeit unwürdigen Reichen oder Vornehmen ergeben, oder ihre Liebhaber nicht vorher hinreichend prüfen. Aber er hält es für erlaubt, wenn bey einer dauernden Verbindung, die auf Veredlung des Geistes abzweckt, der Liebhaber Gunstbezeugungen einer gewissen Art als Belohnung für seine Bemühungen um das wahre Wohl des Geliebten zu gewinnen sucht; und er hält es für eine schickliche Dankbarkeit des Geliebten, wenn dieser einem so edeln Liebhaber willfahrt.

Ganz die Denkungsart der guten Sitte vom Athen, der auch diejenige ziemlich nahe kommt, die Plato in seinem Phädrus entwickelt hat! Sonderbar genug hat man die Mitwirkung körperlicher Triebe und ihre Befriedigung von der Liebe, nach der Darstellung des Pausanias, ausschließen wollen. Allein dort widerspricht dem Charakter der Redners, dem ganzen Zusammenhange, und den einzelnen Ausdrücken. Es ist wahre Geschlechtssympathie, die er schildert, aber auf einen edeln Zweck geleitet.

Plato läßt hierauf den Arzt Eryximachus auftreten, der die Liebe als die allgemeine Harmonie und Anziehungskraft in der lebenden und leblosen Natur betrachtet, und in seinem mystischen Räsonnement ungefähr mit demjenigen zusammentrifft, was Hemsterhuys und Herder, jener in dem Aufsatze über das Verlangen, dieser in der meisterhaften Schrift: Liebe und Selbstheit, viel schöner und verständlicher ausgeführt haben.

Diese Rede bringt den Begriff der Männerliebe um nichts weiter, und gehört mehr in die Oekonomie des Stücks, als schönes dramatisches Kunstwerk betrachtet.

als in den Gang derjenigen Unterſuchung, die ich hier unternehme.

Ariſtophanes, der nach dem Eryximachus redet, nimmt wieder einen andern Geſichtspunkt an. Er verwechſelt Liebe mit Geſchlechtsſympathie: er will die Verſchiedenheit ihrer Aeußerungen erklären, und beſonders zeigen, daß ſie der Natur gemäß, (secundum naturam) ſind. Aber der launige Mann verläugnet auch hier ſeinen Charakter nicht. Seine Abſicht geht mit dahin, die Geſellſchaft zu erheitern. Seine Rede macht einen vortrefflichen Theil in der Oeconomie des philoſophiſchen Drama's aus.

Die beyden erſten Redner haben den Gegenſtand von der politiſchen und moraliſchen Seite betrachtet: der dritte hat ihn als Phyſiker angeſehen: alle Dreye haben ihn mit Ernſt behandelt: nun tritt Ariſtophanes mit ſeinem Witze dazwiſchen. Aber freylich mit einem Witze, der auch dem Vernünftigſten ein erlaubtes Lächeln abzwingen kann, weil er mit den Geſetzen der Vernunft in der engſten Verbindung ſteht. Der Redner ſtellt einen Mythos auf. Es waren ehemahls drey Geſchlechter auf der Erde. Auſer den zweyen noch jetzt bekannten war ein drittes, aus dieſen beyden zuſammengeſetztes, vorhanden, welches das Androgyniſche [19]) hieß. Aber die Geſtalt eines jeden dieſer drey Geſchlechter war von der gegenwärtigen ſehr verſchieden. Der Mann beſtand aus einem doppelten Manne, mit zwey Geſichtern, vier Armen, doppelten Geſchlechtstheilen, u. ſ. w. Eben ſo das Weib, eben ſo der Androgyn. Sie waren

19) Mannweibiſche

aber jedes für ſich viel ſtärker, wie jetzt, und in ihrem Uebermuthe empörten ſie ſich gegen die Götter. Zevs ſtrafte ſie, indem er ſie ſpaltete. So entſtanden aus jedem einzelnen Manne zwey Männer, aus jeder einzelnen Frau zwey Frauen, und aus jedem Androgyn zwey Androgynen. Nachdem dieſer Durchſchnitt unſers Weſens glücklich vollbracht war, fingen die getrennten Hälften an, ſich nach einander zu ſehnen, umſchloſſen ſich mit ihren Armen ſo feſt, und hingen ſo innig an einander, als wollten ſie wieder in ein Weſen zuſammenfließen. Keine wollte ohne die andere etwas verrichten, und ſo ſtarben ſie endlich mit einander aus Hunger und Unthätigkeit. Jupiter ließ ſich endlich der armen Sterblichen erbarmen. Er traf die Einrichtung, daß die Menſchen durch vollſtändige Begattung, oder wenigſtens durch Befriedigung der Lüſternheit, auf eine Zeitlang ihre Leidenſchaft gemildert ſähen, Zeit und Ruhe erhielten, auf nützliche Geſchäfte zu denken, und für ihren Unterhalt zu ſorgen. Seitdem iſt die Liebe ein Naturtrieb der Menſchen: Ein Drang, die urſprüngliche Beſchaffenheit wieder herzuſtellen, zwey Weſen in Eins zu verbinden, und die Verſtümmelung der menſchlichen Natur wieder aufzuheben. Jeder von uns iſt nur ein Fragment von einem Menſchen, und Jeder ſucht ſeine von ihm getrennte Hälfte. Nun ſind aber einige Hälften der eigentlichen Zwitter, die zweyerley Geſchlecht hatten. Der männliche Theil von dieſen liebt die Weiber, und dieſe Claſſe hat uns die meiſten Buhler geliefert, ſo wie der weibliche Theil von ihnen, der die Männer liebt, die meiſten Buhlerinnen. Die Hälften der ehemahligen Doppelweiber ſind gleichgültig gegen die Männer, und lieben nur ihr eigenes Geſchlecht;

e Hälften der vorigen Doppelmänner aber fühlen eine
ngung zum Männergeſchlechte."

Nachdem nun Ariſtophanes auf ſolche Art die drey
rſchiedenen Modificationen der Geſchlechtsſympathie
klärt hat, (wobey er ſehr merkwürdig bleibt, daß er
e alle drey für natürlich hält, und ſie keineswegs
ner Verderbtheit der Sitten zuſchreibt, oder ſie als
usartungen der Sinnlichkeit anſieht,) ſo geht er nun
um Lobe der Männerliebe über.

„So lange die Jugend der vorigen Doppelmänner
auert, ſagt er, lieben ſie als Theilchen von einem
Manne nur Männer, und finden Vergnügen in ihrem
Umgange und in ihrer Umarmung. Dieß ſind die edel-
ſten Knaben und Jünglinge, weil ſie von Natur die
männlichſten ſind. Mit Unrecht hat man ſie der Unver-
ſchämtheit beſchuldigt; denn nicht dieſe, ſondern inne-
res Gefühl ihrer männlichen Kraft und männlicher Geiſt
ſind der Grund ihrer Neigung zu ihrem Geſchlechte.
Dieß zeigt ſich offenbar dadurch, daß nur ſolche Jüng-
linge im reiferen Alter ſich öffentlichen Geſchäften widmen.
Zu Männern gereift, lieben ſie ſelbſt wieder Jünglinge,
heirathen zwar, und zeugen Kinder, aber nicht aus
Neigung, ſondern gezwungen durch das Geſetz: zufrie-
dener, wenn ſie unverheirathet im Umgange mit ihres
Gleichen leben können. Die Liebe zu Jünglingen und
die Gegenliebe von dieſen haben alſo offenbar keinen
andern Grund, als weil Jeder nach Vereinigung mit
ſeiner Hälfte ſtrebt. Hat der eine oder der andere ſeine
eigentliche Hälfte gefunden; unausſprechlich iſt dann
das Wonnegefühl ihrer Zärtlichkeit, ihrer Vertraulich-
keit, ihrer Liebe, und — was kann man mehr ſagen —
auch nicht einen Augenblick ſind ſie zu trennen. Wenn

ſie nun aber auch Lebenslang in unzertrennlicher Vereinigung geſtanden haben, ſo wiſſen ſie doch am Ende nicht zu ſagen, was ſie eigentlich von einander wünſchen und verlangen. Befriedigung einer unreinen Luſt kann es nicht ſeyn, was ſie ſo innig vereinigt, und ihren Umgang zu einer Quelle ſo unerſchöpflicher Freuden macht; ſondern etwas Anders iſt es, wornach Beyder Seele ſich ſehnt, was ſie aber nicht ſagen, nur ahnen, nur im dunkeln Vorgefühle errathen kann. Träte nun zu ſolchen Menſchen, wenn ſie ſo beyſammen ſind, Vulcan mit ſeinen Werkzeugen, und fragte: Was wollt ihr doch, ihr Menſchen, einer von dem andern? und keiner wüßte es zu ſagen, und er ſpräche nun: Wollt ihr vielleicht ſo ganz vereinigt ſeyn, daß Tag und Nacht ſich keiner vom andern trenne? Wünſchet ihr dieß, ſo will ich euch zuſammenfügen und zuſammenſchmelzen, daß ihr aus zweyen Eins werdet: daß ihr, ſo lange euer Leben dauert, als ein Weſen zuſammen lebt, und bey eurem Tode gemeinſchaftlich in die Unterwelt wandert, und auch dort nicht Zwey ſeyd, ſondern Eins! Beſinnt euch, ob dieß euer Wunſch ſey? — Keiner, daß weiß ich, würde dann Nein ſagen: keiner einen andern Wunſch äußern: Jeder nur ſeinen eigenen längſt gefühlten Wunſch zu hören glauben: zuſammengeſchmolzen und verbunden mit ſeinem Geliebten aus zweyen Eins zu werden. Liebe iſt alſo nichts anders, als das Verlangen und Streben nach Ergänzung unſers Weſens. — Wenn wir Freunde der Gottheit ſind, ſo haben wir Hoffnung, unſre wahren Hälften zu finden — ein Glück, das Wenigen zu Theil wird! Ich ſpreche ganz im Allgemeinen von Männern und Weibern, indem ich behaupte, daß wir nur dann die höchſte Stufe des

Glücks erreichen, wenn uns die wahre Liebe zu Theil wird: wenn Jeder seine eigenthümliche geliebte Hälfte wieder findet, und vereinigt mit ihr in sein ursprüngliches Wesen gleichsam wieder verwandelt wird. Ist dieß der höchste Grad des Glücks, den wir erreichen können: so muß unter den gegenwärtigen Umständen das, was diesem am nächsten kommt, nehmlich einen Liebling zu finden, der unserm Herzen entspricht, der höchste seyn."

Man würde sehr übereilt schließen, wenn man aus einigen Stellen dieser Rede die Folge zöge, als wenn Aristophanes den Vereinigungstrieb der beyden Hälften bloß auf eine geistige Vereinigung deutete. Der Zusammenhang mit dem Anfange der Rede läßt keinen Zweifel übrig, daß der Sinn jener Stellen: Mit Unrecht beschuldigt man sie der Unverschämtheit: Befriedigung unreiner Lust kann es nicht seyn, was sie so innig vereinigt ꝛc. weiter nichts sagen will, als dieß: Triebe, welche auf der ursprünglichen Anlage und Bildung unsers Wesens beruhen, verdienen keinen Tadel, und ihr Streben nach Vereinigung, kann nicht dem Zwecke der Befriedigung einer unreinen Lust zugeschrieben werden; es liegt etwas Weiterliegendes dabey unter, nehmlich: die Wiedererlangung des verlornen Zustandes.

Aristophanes aber erklärt hier nicht sowohl die Liebe, als vielmehr die Sympathie zum Gleichartigen und zum Geschlechtsverschiedenen unter den Menschen, und zwar sowohl diejenige Sympathie, die den Körpern, als diejenige, die den Seelen eigen ist. Er erweitert die Rede des Eryximachus. Dieser hatte die Liebe als die allgemeine Anziehungskraft der Natur geschildert. Aristophanes sucht zugleich den Grund zu erklären, warum einige Menschen sich vor andern anziehen, und warum

einige mehr der Neigung zu Personen von anerkannter Geschlechtsverschiedenheit, andere dem Hange zu Personen von dem nehmlichen Geschlechte folgen.

Die darauf folgende Rede des Agathon kündigt sich anfangs als eine methodische Behandlung dieser Materie an, löset sich aber bald in eine dichterische Personificierung des Amors auf, dem jede Vollkommenheit beygelegt wird. Sie ist in ihrer Art ein Meisterstück von Declamation, und ein vortrefflicher Theil des dramatischen Ganzen. Allein für die Kenntniß dessen, was wir suchen, von geringem Nutzen.

Nunmehr kommt Socrates an die Reihe, und seine Ideen tragen den unverkennbaren Stempel des Zusatzes an sich, welchen der dichterische Schüler seinem Lehrer, dem praktischen Menschenkenner, beylegt.

Socrates nimmt alle Ideen der vorherigen Redner auf, und sucht sie zu berichtigen, zu vereinigen, und auf höhere Triebe zurückzuführen. Zeugungstrieb, Trieb nach Fortdauer, nach Unsterblichkeit, nach der Unschönheit oder Vollkommenheit: das sind die verschiedenen Stufen, auf welche die immer weiter veredelte Liebe hinaufgehoben wird. Der gröbste Fehler, den Plato hierbey zu begehen scheint, ist dieser, daß er feineren Egoismus und die Beschauungswonne mit Liebe verwechselt. Es wird mir erlaubt seyn, die Rede, welche dem Socrates in den Mund gelegt wird, mit meinen Anmerkungen zu begleiten.

Zuerst erklärt er die Liebe für das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Eine Erklärung, die an sich auf höchst unbestimmten Begriffen von Verlangen, Besitz, und Gut beruht. Denn es giebt ein Verlangen, das auf Bedürfniß beruht, ein

anderes, das mit einem wonnevollen Beſtreben verknüpft iſt; dieß, nicht jenes, gehört der Liebe. Wieder giebt es einen Beſitz, der das Verlangen ſtillt, endigt: einen andern, der immer viel zu verlangen übrig läßt; dieſer, nicht jener, iſt beſonders der glücklichen, leidenſchaftlichen Liebe eigen. Endlich giebt es ein Gut, das bloß in Beziehung auf unſere Selbſtheit dafür gelten kann, weil es unſern Zuſtand verbeſſert, uns beglückt; dieß Gut gehört der Liebe nicht. Sie empfindet ihr Glück und ihr Gut vermöge der Sympathie unmittelbar in dem Wohl des Andern, und ohne vorgängige Beziehung auf ihr eigenes Wohl.

Socrates ſelbſt ſieht ein, daß die angegebene Benennung des Gattungsbegriffs der Liebe noch eine nähere Beſtimmung verdiene, und daß es eine gewiſſe Art des Verlangens gebe, die mit dem Nahmen Liebe beſonders bezeichnet werde. Er führt eine Seherin, *) Diotima, redend ein, und läßt von ihr die Liebe für das beſondere Verlangen nach dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne erklären. „Alle Menſchen, ſagt ſie, empfinden ſowohl dem Körper als der Seele nach einen Zeugungstrieb, wenn ſie in ein gewiſſes Alter kommen. Der Trieb zur Unſterblichkeit liegt dabey zum Grunde. Wir können nicht immer die nehmlichen bleiben; aber wir

*) Der Grund, warum er eine Seherin hier auftreten läßt, liegt darin, weil er die Liebe als einen begeiſterten Zuſtand betrachtet, Folge des Einfluſſes eines Gottes. Eine Perſon, die nach religiöſen Begriffen berechtigt war, einen ähnlichen Zuſtand zu empfinden, war am Beſten im Stande, Aufklärung darüber zu geben, und ihn durch ihr Anſehn zu heiligen. Vergleiche den Anfang der Lobrede für den Amor im Phädrus.

ſuchen bey dem unaufhörlichen Wechſel des Vergehens und Entſtehens immer etwas Neues von derſelben Art an die Stelle des Alten zu ſetzen. Dieſe Zeugung, wodurch wir das Gute, das wir haben, unſer Leben, unſern Leib, unſere Sitten, Gewohnheiten, Meinungen, Begierden, ja, ſogar unſer Wiſſen immerwährend zu erhalten ſuchen, geſchieht nicht durch das Häßliche, ſondern durch das Schöne. Denn von dem Häßlichen wenden wir uns mit Widerwillen und Mißmuth weg, ſchrumpfen in uns ſelbſt zuſammen, und behalten, anſtatt zu zeugen, den Bildungsſtoff unter ſehr quälenden Empfindungen bey uns. Hingegen, wenn wir uns mit einem ſchönen Gegenſtande gatten, ſo werden wir in Wonne und Entzückung aufgelöſet, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung. Nicht das Schöne iſt folglich der Gegenſtand des Verlangens der Liebe; ſondern ſie begehrt des Schönen, um zu erzeugen und zu gebähren." —

Der Gang der platoniſchen Ideen iſt hier ziemlich deutlich. Er richtet ſeine Aufmerkſamkeit auf das Unterſcheidende des Begattungstriebes, den er mit der Liebe verwechſelt. Dieſer zeichnet ſich durch eine Sehnſucht aus, die gemeiniglich von der Schönheit der phyſiſchen Geſtalt erweckt wird, und die Folgen ſeiner Befriedigung ſind Zeugung, Befruchtung, Fortpflanzung, vermöge dieſer aber Unſterblichkeit der Gattung. Dieſe zufälligen Charaktere des unnennbaren Triebes werden für deſſen unterſcheidende Merkmahle angenommen, und der Trieb ſelbſt mit Liebe verwechſelt. Es fällt aber in die Augen, daß Beyde ſehr verſchieden ſind. Nicht einmahl der unnennbare Trieb, und der Trieb, zu zeugen, dürfen mit einander verwechſelt werden. Keine

Kreatur, und ſelbſt nicht der Menſch, paart ſich, der Regel nach, mit einem andern Weſen ſeiner Art, um zu zeugen, fortzupflanzen, und ſeine Gattung unſterblich zu machen. Was immer die Zwecke der Natur geweſen ſeyn mögen, als ſie uns den unnennbaren Trieb einpflanzte; wir empfinden ihn als Begierde nach unmittelbarer Wolluſt, oder als Drang eines phyſiſchen Bedürfniſſes. Er gehört ganz oder gröſtentheils dem Körper zu, dahingegen der Trieb, zu zeugen, offenbar nur der Seele allein angehören kann. Dieſe Rückſicht auf Zeugung tritt entweder zufällig, oder erſt dann zu jenem Triebe hinzu, wenn beſondere Verhältniſſe, die keinesweges allgemein ſind, uns dazu auffordern. Der Trieb, zu zeugen, als ſolcher, iſt daher wahrſcheinlich nicht in unſerer urſprünglichen Natur gegründet, und wenn er es auch ſeyn ſollte, gewiß nicht derjenige, der den Wirkungen des unnennbaren Triebes zunächſt zum Grunde liegt. Alles dieſes iſt im dritten Buche dieſes Werks weiter ausgeführt. Der Satz, daß das Schöne aufgeſucht werde, um zu zeugen, iſt eben ſo unerwieſen, als der, daß die Zeugung nur in der Verbindung mit dem Schönen gelinge. Der Zweck, etwas hervorzubringen, und beſonders etwas darum hervorzubringen, damit wir in unſern Werken reproducirt würden, liegt gewiß höchſt ſelten bey unſerm Streben nach dem Beſitze des Schönen und Guten unter. Plato hat daher dasjenige als Grund des Vereinigungstriebes angenommen, was nur Wirkung, und noch dazu zufällige Wirkung deſſelben iſt. Auf jeden Fall würde ein ſolcher Zeugungstrieb in der Abſicht, ſich unſterblich zu machen, nicht liebe, ſondern ein ſeiner eigenthümlicher Trieb ſeyn. Wer das Schöne aufſucht, weil

er nur mittelſt des Schönen zeugen kann, liebt nicht dieß ſelbſtändige ſchöne Weſen, das ihm dazu behülflich iſt: er liebt nur ſich ſelbſt, und bezieht jenes auf ſeine Fortdauer als ein bloßes Werkzeug. —

Der Platoniſche Socrates läßt die Diotima nun weiter ſagen: „Ohne einen Trieb nach Fortdauer anzunehmen, müßte dir die Ehrbegierde des Menſchen, als etwas ganz Vernunftwidriges, unbegreiflich vorkommen. Bedenke nur, in was für einen leidenſchaftlichen Zuſtand dieſe Begierde, ſich einen Nahmen zu machen, und ſich unſterblichen Ruhm zu erwerben, die Menſchen verſetzt. Was ſie ſelbſt für ihre Kinder nicht thun würden, ſind ſie im Stande, für dieſe Idee zu wagen. Keine Gefahr, kein Opfer, keine Mühſeligkeit iſt ſo groß, die ſie nicht übernähmen. Bereit dem Tode ſelbſt entgegen zu gehen, wenn es darauf ankommt, dieß Gut zu erreichen. Würde wohl Alceſte für Admet geſtorben, Achilles dem Patroclus im Rächertode gefolgt, Kodrus der Herrſchaft ſeiner Söhne vorangegangen ſeyn; hätte nicht ſie Alle die Hoffnung geleitet, in dem unſterblichen Andenken an ihre große That, das ihnen nun auch wirklich gefolgt iſt, ſich ſelbſt zu überleben? Gewiß nicht! Ich bin vielmehr überhaupt überzeugt, daß nichts anders, als die Unſterblichkeit großer Handlungen und die Begierde nach dem Ruhme, ſie gethan zu haben, die allgemeine Triebfeder ſey, die bey Allen Alles wirkt: und zwar am ſtärkſten bey den Edelſten; denn es iſt edel, nach Unſterblichkeit zu ringen!“ —

Man glaubt in dieſer Stelle einen Helvetius reden zu hören, der jede Aufopferung für Andere aus Egoismus herleitet. Offenbar wird Plato durch den Cha-

rakter der Aufopferung, der jeder Leidenſchaft eigen iſt, verleitet, Ehrbegierde mit Liebe zu verwechſeln.

Er belehrt uns nachher durch den Mund der Diotima weiter, daß es mehrere Arten gebe, nach Unſterblichkeit zu ſtreben. „Einige Menſchen, bey welchen mehr körperlicher Bildungstrieb herrſcht, und die eben darum eine ſtärkere Neigung gegen das weibliche Geſchlecht fühlen, hoffen Unſterblichkeit, Nachruhm und Glückſeligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bey welchen ſich mehr geiſtiger als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geiſtes gemäß iſt, d. h. was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu dieſen gehören nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, ſondern auch von den Künſtlern alle diejenigen, die Selbſterfinder ſind. Die ſchönſten Früchte aber, mit denen man ſchwanger geht, und die man gebähren kann, ſind jene Weisheit und Gerechtigkeit, mit deren Hülfe man der öffentlichen Verwaltung und dem Hausweſen vorſtehet. Wer nun aus dieſem edleren Theile der Menſchen den Keim zu einem ſolchen Produkte des Geiſtes ſchon von ſeiner Kindheit an in ſich trägt, der hat etwas Göttliches in ſeiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, ſobald er zu einiger Reife gedeiht. Auch in ihm entſteht dann ein Streben nach einem ſchönen Gegenſtande, (denn ein häßlicher iſt dazu gar nicht tauglich,) durch welchen der in ſeiner Seele vorhandene Stoff entbunden werde. Sein Zuſtand bringt es alſo mit ſich, daß er auch Körper, und zwar die ſchönen mehr als die häßlichen, liebt. Findet er aber einen ſchönen Körper mit einer ſchönen, edlen, fähigen Seele vereint, ſo wird ſeine ganze Zuneigung von

dieſem zwiefach ſchönen Gegenſtande gefeſſelt. Sein ganzes Herz öffnet ſich ſogleich gegen einen ſolchen Menſchen: er ſucht ihn zu unterrichten: er ſchildert ihm die Eigenſchaften der Tugend: er lehrt ihn, was ein rechtſchaffner Mann ſeyn, und wie er handeln müſſe. So geſchieht es denn, daß dasjenige, was zuvor in ſeiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch dieſe Vereinigung mit einem ſchönen Gegenſtande gleichſam geboren wird, und dieſe neugebornen Ideen durch die beſtändige Erinnerung an den geliebten Gegenſtand von ihnen gleichſam gemeinſchaftlich aufgezogen werden. Deßwegen iſt auch das Band, das zwey ſolche Weſen vereinigt, weit feſter als dasjenige, welches die Gemeinſchaft leiblicher Kinder knüpft: ihre wechſelſeitige Liebe weit dauerhafter, weil die Geiſteskinder, welche aus ihrer Vereinigung hervorgehen, ſchöne, für die Unſterblichkeit gereifte Früchte ſind. Wer ſollte nun nicht lieber wünſchen, ſolchen Kindern, als ſterblichen Weſen das Daſeyn gegeben zu haben! Fordern doch ſo glänzende Beyſpiele zur Nacheiferung auf! Man ſehe nur den Homer, oder Heſiod, oder andere vortreffliche Dichter, deren Geiſteskinder, ſelbſt unſterblich, ihren Urhebern unſterblichen Ruhm bey der ſpäteſten Nachwelt ſichern: oder Lykurg, deſſen Kinder, ſeine Geſetze, die Retter von Sparta, ja, man kann ſagen, von ganz Griechenland wurden: oder Solon mit ſeinen Geſetzen, und ſo viele andere in und außer Griechenland geehrte Männer, die ſo viele ſchöne Thaten erzeugt, und tugendhafte Handlungen aller Art vollführt haben, denen auch dieſer ihrer Geiſteskinder wegen hie und da Tempel und Altäre errichtet ſind."

Ich bleibe hier wieder etwas ſtehen.

Liebe iſt nach dem Plato jenes beſondere Verlangen nach dem immerwährenden Beſitze des Guten, das denjenigen auszeichnet, der mit Hülfe des Schönen etwas zu zeugen ſucht, das ihn unſterblich machen könne.

Dieſer Satz wird nun näher analyſiert: erſt auf leibliche Kinder, dann auf Früchte des Geiſtes, endlich auf Verbindung mit ſolchen Menſchen angewandt, die den Zweck haben, ſich wechſelſeitig zu vervollkommnen, und ein edleres Paar hervorzubringen.

Die Aehnlichkeit zwiſchen der körperlichen Lüſternheit und dem ſchwärmeriſchen Aneignungstriebe der Geiſter habe ich im dritten Buche dieſes Werks gezeigt. Da nun nicht leicht ein Werk des Genies oder eine große That ohne Begeiſterung und ohne leidenſchaftliche Stimmung hervorgebracht wird: ſo liegt die Idee ganz nahe, daß ſowohl bey der Befriedigung körperlicher Begierden, als bey der Aeußerung des Enthuſiasmus, welche Beyde ſehr oft Folgen für die Nachwelt hervorbringen, ein Zeugungstrieb, oder wie Plato ihn erklärt, ein Trieb nach Unſterblichkeit zum Grunde liege. Allein genau geprüft, beruht eine ſolche Analogie auf einer bloßen Operation des Witzes, der zufällige Folgen zweyer Zuſtände und Handlungen, die einige Aehnlichkeit mit einander haben, aus einer beſtimmten Abſicht herleitet. Offenbar hat derjenige, der leiblicher Vater wird, bey der Befriedigung ſeiner körperlichen Triebe eben ſo wenig den Zweck, Kinder zu zeugen, und ſich durch dieſe unſterblich zu machen, als derjenige, der ſeine Begeiſterung durch Worte und Thaten äußert, unbedingt durch die Betrachtung, daß Beyde auf die Nachwelt übergehen werden, in Enthuſiasmus geräth.

Die ganze Analogie findet alſo ihren Grund in einer Unbeſtimmtheit der Begriffe, beſonders von demjenigen, was Schön heißt. Es iſt offenbar, daß die leibliche Zeugung von Statten geht, der Körper mag an ſich häßlich oder ſchön ſeyn, in dem der Keim zur Unſterblichkeit durch leibliche Kinder niedergelegt wird, ja! daß ſogar dasjenige, was die Lüſternheit des Körpers erweckt, von der Schönheit noch verſchieden iſt. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß die Handlungen und Werke, wodurch Unſterblichkeit erlangt wird, keinesweges unbedingt das Gefühl des Schönen, ja nur einmahl des Ausgezeichneten und Hervorſtechenden in demjenigen vorausſetzen, der ſie unternimmt.

Das Gefühl des Nützlichen, des Nothwendigen für das gegenwärtige Bedürfniß unſerer Lage hat oft Heldenthaten und Unthaten hervorgebracht, über deren Größe die Nachwelt erſtaunt, und deren Glanz der Unternehmer vielleicht nicht einmahl geahnet hat.

Geſetzt aber auch, der Zeugungstrieb ſetzte in beyden Fällen zu ſeiner Befriedigung etwas Schönes zum Voraus; ſo läßt ſich doch durchaus nicht läugnen, daß das Schöne, welches die geiſtige Zeugung befördert, von dem Schönen, welches die leibliche befördern ſoll, ganz verſchieden ſey. Und dann erlaubt ſich Plato einen Sprung, den er mit nichts ausfüllt. Denn warum ſoll nun derjenige, der einen Menſchen aufſucht, um in der Verbindung mit ihm ſchöne Früchte des Geiſtes und des Herzens hervorzubringen, zugleich auf einen ſchönen Körper ſehen? Ich fühle ſehr wohl, daß dieß der Fall ſeyn wird; aber aus dem Triebe nach geiſtiger Zeugung und Unſterblichkeit folgt es gar nicht. Die Geburt des Geiſtes kann durch die ſchöne Seele in dem häßlichſten

Körper ſo gut und beſſer befördert werden, als in einem ſchönen, der jenen tauſend Gefahren der Ableitung von ſeinem Zwecke ausſetzt.

Gewiß bleibt es indeſſen, daß es privilegierte Seelen giebt, die das Bedürfniß fühlen, ihre Erfahrungen, ihre Kenntniſſe, ihre Grundſätze, ſelbſt die Stärke und die Fertigkeit, welche ſie in ihrer Ausübung erworben haben, kurz! den ganzen Adel ihres Daſeyns, in die Seele eines Nachkömmlings niederzulegen! Unfähig der niedrigen Neigung, ein Verlangen nach ihrem verlornen Verdienſte zu hinterlaſſen, ſuchen ſie zum Beſten einer Wiſſenſchaft, einer öffentlichen Anſtalt des Staats oder gar der Menſchheit, ſich in ihren Nachfolgern zu reproducieren. Zwiſchen dieſen Anerziehern eines geiſtigen Kindes und den leiblichen Vätern iſt allerdings eine gewiſſe Aehnlichkeit, und dieſe hat wahrſcheinlich mit dazu beygetragen, daß Plato den unnennbaren körperlichen Trieb und dieſen Bildungstrieb des Geiſtes für Eins gehalten hat. Allein Beyde ſind nicht unbedingt für Liebe zu halten; und ſehr oft liegt ſelbſt bey dem Wunſche, einen Nachfolger in unſern Vorzügen zu haben, bloß veredelte Selbſtheit zum Grunde.

Ich kehre zum Plato zurück.

Diotima geht zur Entwickelung der höchſten Geheimniſſe der Liebe über. Allein hier werden die Wonne der Beſchauung und die Begeiſterung, welche ſich ſo leicht in jene miſcht, völlig mit der Liebe verwechſelt.

„Wer in dieſer Art von Liebe glücklich ſeyn will, ſagt ſie, der muß als Jüngling ſchon an ſchönen Körpern Wohlgefallen finden. Wenn ihn ſein guter

Genius richtig führt, so wird er bey einem einzigen schönen Körper den Anfang machen, der bey ihm schon Ideen über schöne Verhältnisse entwickeln wird. Bald aber wird er bemerken, daß die Schönheit eines Körpers mit der Schönheit aller andern Körper verschwistert sey. Denn wenn man einmahl den Begriff der wahren Schönheit ganz fassen will, so wäre es widersinnig, die Schönheit aller einzelnen Körper nicht für wesentlich einerley zu halten. Dann wird er anfangen, alle schönen Körper zu lieben, und die ausschließende Neigung für einzelne Körper für zu klein und unbedeutend zu halten." —

Diese Ideen sind zwar unbestimmt ausgedrückt; aber das Wesentliche darin ist richtig. Das Wohlgefällige der Gestalten für das Auge, (das gemeine Schöne,) ist sehr verschieden in jeder Gestalt. Aber die Gesetze des Verstandes und der Vernunft, denen dieß Wohlgefällige unterworfen werden kann, und die es zum ästhetisch Schönen, (zur Schönheit,) machen, sind unveränderlich und allgemein. Dasjenige, worauf sie angewandt werden können, ist also auch unter sich verschwistert. Da nun diese Gesetze auch auf das Unsinnliche angewandt werden können, so ist es natürlich, wenn Plato behauptet, daß der richtige Geschmack und das gebildete Gefühl für die sichtbare Schönheit eine zweckmäßige Vorbereitung zur Beurtheilung und zum Gefühl des Schönen überhaupt sey.

„Ist er einmahl dahin gekommen, fährt Diotima fort, so wird er sich noch weiter erheben, und die Schönheit der Seele höher schätzen lernen, als die Schönheit des Körpers. Findet er dann Jemanden mit den Vorzügen der Seele begabt, obgleich diese

ht mit großen Reizen des Körpers gepaart sind; so
ß er gleichwohl eine Freude an ihm haben, ihn lieben,
d sich für ihn interessieren. Zur Unterhaltung mit
em solchen Geliebten hingerissen, wird er genöthigt,
er Gegenstände nachzudenken, die zur Bildung der
nglinge vorzüglich geschickt sind. Dadurch wird er
n veranlaßt, auf dasjenige, was in den Handlungen
d den Gesetzen schön ist, aufmerksam zu seyn. So
merkt er, daß Schönheit mit seinem eigenen Wesen
rwandt sey; so lernt er auf körperliche Schönheit
nen minder großen Werth legen: so wird er hernach,
rch einen höhern Schritt, Schönheit in Handlungen,
d durch einen neuen Fortschritt, Schönheit in den
issenschaften entdecken. Auf diese Art wird er ein:
hen, daß man Schönheit in verschiedenen Arten von
egenständen, und nicht bloß in einer einzigen aufsu:
en muß, wie etwa ein gemeiner Liebhaber an seinem
nzigen Lieblinge; und daß es einen sclavisch denkenden,
schränkten Kopf verrathe, sie nur in der Gestalt eines
nzigen Knaben, in einem einzelnen Menschen, oder
i einer einzelnen Handlung finden zu wollen. Er wird
as große Meer der Schönheit durchschwimmen, und
n Beschauen so vieler mannigfaltigen schönen Gegen:
ände neue Ideen erzeugen, und zu einer fruchtbaren
hilosophie sammeln. So gestärkt und erweitert, wird
ann seinem Geiste eine einzige Wissenschaft des Schönen
rscheinen. Wer in den Mysterien der Liebe es so weit
ebracht hat, der ist der letzten Einweihung nahe. Er
eht an dem Ziele, wohin alle vorher gegangenen Be:
nühungen allein abzweckten. Ihm offenbart sich nun
mit einem Mahle der Anblick der ewigen Urschönheit,
enes außerordentlichen Wesens. Ewig ist diese Schön:

heit; keinem Entſtehen, keinem Vergehen, keinem Zuwachſe und keiner Abnahme unterworfen. Eben darum iſt ſie auch nicht bloß einem ihrer Theile nach, nicht bloß in einem gewiſſen Verhältniſſe, nicht bloß zu einer gewiſſen Zeit, nicht bloß an einem gewiſſen Orte ſchön: einem andern Theile nach, in einem andern Verhältniſſe, zu einer andern Zeit, an einem andern Orte häßlich: folglich auch nicht bloß für den einen Menſchen ſchön, für den andern häßlich. Sie iſt kein Objekt einer Anſchauung, wie eine Perſon, eine Hand, oder ſonſt ein körperlicher Gegenſtand; kein Begriff, keine Idee. Sie iſt kein Accidenz irgend eines Subjekts, z. B. eines lebenden Geſchöpfs, weder auf der Erde noch im Himmel, noch ſonſt irgendwo; ſondern ſie iſt an und für ſich ſelbſt, ohne Wechſel, und ohne Beymiſchung eines fremdartigen Stoffes; nur ſich ſelbſt gleich. Alles, was ſchön iſt, iſt es nur dadurch, daß es ein Theil von ihr iſt; ſie ſelbſt aber leidet weder einen Zuwachs, noch eine Abnahme, noch eine andere Veränderung, jene mögen entſtehen oder vergehen. Wer alſo, durch die Liebe für ſeinen Liebling richtig geleitet, ſich von der Neigung zu dieſem allmählig zum Anſchauen dieſer ewigen Schönheit erhoben hat, der hat den Grad der Vollendung beynahe erreicht. Seine Liebe richtig leiten, oder von einem andern richtig leiten laſſen, heißt daher auch nichts anders, als ſeine Neigung für ein ſchönes Individuum als den Anfang gebrauchen, von welchem man, bloß um der Urſchönheit, als des Endzwecks, willen, ſeine Betrachtung der Schönheit, von einem Gegenſtande zum andern fortſchreitend, erweitert, und an dieſen ſchönen Gegenſtänden, gleichſam wie auf Stufen, von einem ſchönen Körper zu mehreren, von andern

nach und nach zu allen, von den ſchönen Körpern zu ſchönen Handlungen, zu ſchönen Wiſſenſchaften aufſteigt, bis man endlich bey derjenigen Erkenntniß aufhört, welche nichts als das abſolut Schöne zum Gegenſtande hat, und nun, eingeweiht in den letzten Grad der Geheimniſſe dieſer Weisheit, die Urſchönheit ſelbſt erkennt. Hier wird des Menſchen Leben erſt ein wahres Leben. Dieſe Schönheit, gelingt es dir einſt, ſie zu ſchauen, wird dir in einem weit herrlicheren Lichte erſcheinen, als Gold und Schmuck und Knaben und Jünglinge: — — Gegenſtände, deren Anblick dich doch ſchon ſo entzückt, daß du und viele Andere, welche dieſe Gegenſtände ihrer Neigung unaufhörlich beſchauen, wünſchet, wenns möglich wäre, in unaufhörlicher Anſchauung verloren, mit ihnen auf immer unzertrennlich vereinigt zu werden. Was muß es erſt werden, wenn einem das Glück wiederfährt, die Urſchönheit ſelbſt, echt rein, unvermiſcht, nicht verbunden mit körperlicher Maſſe oder Farben oder anderm Tand, ſondern in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken? Glaubſt du nicht, daß ein ſolcher Anblick, wo der Menſch das, was er eigentlich ſoll, gleichſam von Angeſicht zu Angeſicht ſchaut, und ſich innig mit ihm vereint, ſein Leben beneidenswerth machen müſſe? Glaubſt du nicht, daß er dann, wenn ihm dieſer, einzig auf dieſe Art mögliche Anblick der Urſchönheit zu Theil geworden iſt, große Thaten erzeugen müſſe, die nicht bloß Schattenbilder von Tugenden ſind, weil ſie ihr Daſeyn nicht einer Vereinigung mit einer Truggeſtalt zu danken haben, ſondern wahre wirkliche Tugenden, aus der Verbindung mit der wahren Urgeſtalt entſproſſen? Sind aber durch dieſen überirdi-

ſchen Anblick wahre Tugenden in einem Menſchen erzeugt, und von ihm zur Reife gebracht worden, dann iſt er ein Liebling der Götter; und ein ſolcher — wenn's irgend eines Sterblichen Loos iſt, — iſt der Unſterblichkeit Erbe!"

Niemand wird den dichteriſchen Schwung und den Scharfſinn unbewundert laſſen, mit denen Plato den Trieb nach Zeugung aus dem nach Unſterblichkeit, dieſen wieder aus dem nach Annäherung an die Urſchönheit entwickelt, und aus allen dieſen den Zug zur Schönheit jeder Art erklärt. Es läßt ſich auch ein Zuſtand von Begeiſterung denken, auf den dieſes Bild wirklich zutrifft. Es iſt möglich, daß wir in den ſchönen Verhältniſſen, die uns ſichtbare Geſtalten zeigen, die Geſetze der allgemeinen und ewigen Harmonie ahnen, dieſe auf das Unſinnliche übertragen, und am Ende mittelſt der Phantaſie uns ein Bild der Vernunftidee, Vollkommenheit, zuſammenſetzen. Es iſt möglich, daß wir dieß Bild perſonificieren, uns daſſelbe ſchwärmeriſch anzueignen, uns ihm ähnlich zu machen ſuchen, es zu beſitzen und von ihm beſeſſen zu werden glauben. Ein ſolcher begeiſterter Zuſtand mag dann allerdings ſeinen großen Reitz mit ſich führen, und vielleicht mehr als jeder andre beſeeligen.

Aber kann man dieſen Zuſtand Liebe nennen? Im geringſten nicht! Er beruht auf Beſchauungswonne, und iſt nicht ſelten ein bloß verfeinerter Egoismus, bey dem alle Liebe verloren geht, und der den geiſtigen Stolz, Verachtung Anderer, und eine Menge menſchenfeindlicher Neigungen zeugt und ernähret.

Am Ende des Gaſtmahls tritt Alcibiades zwiſchen die Gäſte, und hält dem Sokrates eine Lobrede. In

eſer erzählt er, wie er einmahl geglaubt habe, Socra-
s ſey durch ſeine Schönheit gefeſſelt, er habe ihn ge-
ugen, und dadurch das Recht erlangt, in des Man-
s verborgenſte Kenntniſſe initiirt zu werden. Er habe
les angewandt, ihn zu einer Schwäche zu verleiten.
ie Erzählung der Mittel, die er dazu angewandt hat,
ßt ſich hier nicht wiederhohlen, und es reicht hin zu
gen, daß ſie der Andringlichkeit der ſchamloſeſten Buh-
in bey uns gleich kommt. Dieß muß ich inzwiſchen
führen, daß Alcibiades gerade diejenigen Grundſätze
ßert, die Pauſanias vorhin angenommen hatte. Er
zählt, daß er dem Sokrates folgenden Antrag gemacht
be: „ich glaube, daß ich an dir einen Liebhaber ge-
nden habe, und zwar den einzigen, den ich für wür-
g halte, es zu ſeyn: eine gewiſſe Blödigkeit ſcheint
r deine Erklärung zurückzuhalten. Allein, ſo wie ich
gen dich geſinnt bin, würde es ſehr ungereimt ſeyn,
r nicht Alles zu überlaſſen, mich ſelbſt, meine Güter,
eine Freunde, wenn du willſt. Mir liegt nichts ſo
hr am Herzen, als meine Vervollkommnung, und wer
urde mich dazu ſicherer leiten können, als du? Einem
lchen Manne mich nicht ganz zu übergeben, müßte mir
lbſt mehr Schande in den Augen der Verſtändigen
ingen, als mich ihm zu überlaſſen, in den Augen der
nverſtändigen.“

Demungeachtet widerſteht Sokrates der Verſu-
ung. — „Denkt euch mein Gefühl nach dieſen Auf-
itten, ruft Alcibiades, wie es mich ſchmerzte, mich
verachtet zu ſehen, und wie ich zugleich eine ſolche
röße, eine ſolche Tugend, eine ſolche Feſtigkeit an-
aunte, in Verwunderung, einen Menſchen von ſolcher

Weisheit und Enthaltsamkeit zu sehen, als ich nie zu finden gehofft hatte!"

Bald nach dieser Rede des Alcibiades läßt Plato die übrigen Gäste sich theils nach Hause begeben, theils einschlafen. Socrates bleibt mit den beyden Theaterdichtern, dem Tragiker Agathon und dem Komiker Aristophanes, sitzen, trinkt mit ihnen fort, und beweiset ihnen, daß der Komödienschreiber zugleich Tragödien, und der Tragödiendichter zugleich Komödien verfertigen könne. Aber seine Zuhörer schlummern ein: er allein bleibt wach, treibt den Tag über seine Geschäfte, und begiebt sich erst am Abend zur Ruhe.

Dieser letzte Zug ist offenbar darum hinzugesetzt, um den Sokrates als einen der ausgezeichnetsten Menschen, sowohl an physischer als moralischer Stärke darzustellen. Er kann sich allen Gefahren der Sinnlichkeit aussetzen; sie wird ihn nie übermannen. Er kann unversucht Nächte in den Armen der Schönheit und beym Becher zubringen; seine Vernunft verläßt ihn nie, und sein abgehärteter Körper ist der Anstrengung gewachsen.

Siebentes Kapitel.

Vereinigung des Plato mit sich selbst und mit dem Xenophon in ihren Ideen über die Liebe zu den Lieblingen.

Von den Ideen, die Plato in seinem Gastmahle über die Liebe vorträgt, können nur diejenigen als ihm eigenthümlich angesehen werden, die er dem Sokrates selbst in den Mund legt. Alles, was die übrigen Gäste

ſagen, gehört entweder nur in die Oekonomie des Stücks als eine ſchöne Darſtellung Alles deſſen, was ſich zum Lobe des Amors nach Verſchiedenheit der Charaktere ſagen läßt; oder enthält zugleich die Ideen der Nachbaren und der Athenienſer nach der gemeinen Denkungsart.

Das eigenthümliche Syſtem des Plato in dieſem Gaſtmahle kommt nun mit demjenigen, welches er in ſeinem Phädrus entwickelt hat, im Weſentlichen überein. Nach beyden iſt der Trieb nach der Urſchönheit der Grund, warum das Schöne uns hienieden anzieht: nach beyden iſt der Zweck der engeren Verbindung zwiſchen Männern diejenige Vollendung im Edeln und Guten, die uns des Anſchauens der Urſchönheit würdig macht. Nach beyden wird Begeiſterung mit Liebe verwechſelt, und die Erhebung über Sinnlichkeit als ein Vorzug, der uns dem endlichen Ziele unſerer Wünſche näher bringt, geprieſen.

Aber darin weicht der Plato im Gaſtmahle von dem im Phädrus ab, daß dieſer letzte die Mitwirkung gröberer Begierden vorzüglich im Anfange der Leidenſchaft offenherzig eingeſteht, und ausdrücklich darauf rechnet, daß der Kampf wider dieſe Begierden die Begeiſterung erhöhen werde. Dieſe Darſtellung iſt der Natur bey einzelnen Individuen angemeſſen, und wenn gleich die Erklärung der Urſache und des Zwecks des leidenſchaftlichen und ſchwärmeriſchen Zuſtandes der Liebenden die Prüfung der Wahrheit nicht aushält; ſo iſt doch wenigſtens der Gang, den die Begeiſterung nimmt, ſehr richtig angegeben. Dagegen iſt der Liebhaber im Gaſtmahle ein Menſch aus einer Welt, die wir nicht kennen; ein Menſch, dem rein geiſtige Empfindungen beygelegt

werden, der einen Drang fühlt, durch das Schöne von seiner geistigen Frucht entbunden zu werden, etwas zu zeugen, das ihn unsterblich mache, und der sich deshalb zuerst an einen Jüngling von schöner Gestalt hängt. Hier hat sich Plato offenbar durch die Bemühung, den Sokrates als einen außerordentlichen, über alle Sinnlichkeit erhabenen Mann darzustellen, verleiten lassen, eine sehr weit hergeholte Ursache einer sehr nahe liegenden unterzuschieben, und dadurch zu Mißverständnissen Anlaß zu geben.

Inzwischen läßt sich doch Plato in so fern mit sich selbst vereinigen, daß er im Phädrus den jungen Mann auf derjenigen Stufe von Vollkommenheit schildert, die Sokrates von seinen Schülern fordern zu können glaubte: daß er hingegen in seinem Gastmahle den reifen, vollendeten Mann auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit darstellt. Jener ist nicht frey von den Anfällen der Sinnlichkeit, aber er weiß sie zu unterjochen: dieser braucht nicht weiter dagegen anzukämpfen: er sieht in der schönen Gestalt weiter nichts, als was wirklich darin liegt, ein schwaches Abbild der Urschönheit, das noch dazu mit demjenigen, welches ihm die Schönheit des Geistes darbietet, gar nicht verglichen werden kann.

Plato in seinem Phädrus und Gastmahle ist von dem Plato in seinen Büchern von den Gesetzen und von der Republik noch verschieden.

In dem Buche von den Gesetzen [21]) nimmt er eine dreyfache Liebe an: Freundschaft, Begierde, und eigentliche Liebe. Freundschaft setzt gleiche Vorzüge des Charakters, und gleiche Verhältnisse zum Voraus.

21) Libr. VIII. p. 836 — 842.

Sie iſt ſanft, wechſelſeitig, dauernd, und hat die Tugend des Geliebten allein zum Grunde und zum Zweck. Die Begierde verbindet dagegen die ungleichartigſten Menſchen, iſt oft einſeitig, und vorübergehend. Die eigentliche Liebe iſt eine Miſchung von Beyden, und nimmt einen leidenſchaftlichen Charakter an.

Plato, der Geſetzgeber, will nun bloß die Freundſchaft beybehalten, und die Begierde und die Liebe unter Perſonen einerley Geſchlechts aus der bürgerlichen Geſellſchaft verbannen. Er ſucht dieß dadurch zu erreichen, daß er der Jugend früh einen Abſcheu gegen dieſe Art von Ausgelaſſenheit einflößt, ihre Körper gegen Weichlichkeit durch häufige Uebungen abhärtet, und ſie dadurch zugleich von unreinen Gedanken ableitet.

Wer ſollte wohl glauben, daß dieſer Plato hier, der die Gefahren, die aller leidenſchaftlichen Liebe drohen, ſo richtig einſieht, dieſe in dem Phädrus und in dem Gaſtmahle in Schutz nehmen könne? Und wie läßt er ſich wieder mit ſich ſelbſt vereinigen, wenn er in ſeiner Republik [22]) alle genauern Verbindungen zwiſchen den Liebhabern und Geliebten verbietet, und wieder an einer andern Stelle [23]) den tapfern Kriegern jede Ausgelaſſenheit der frevelhafteſten Begierden zur Belohnung geſtattet? — Unſtreitig muß etwas von dieſen verſchiedenen Anſichten auf Rechnung des verſatilen Geiſtes unſers Phantaſiereichen Autors geſetzt werden; vieles läßt ſich

22) Lib. III. S. 403.

23) Lib. V. S. 468.

aber auch daraus erklären, daß er ſeine Grundſätze auf verſchiedene Lagen und Perſonen anwendet.

In dem Buche von den Geſetzen betrachtet er den ganzen Haufen der bürgerlichen Geſellſchaft, wie er in der wirklichen Natur iſt, und durch öffentliche allgemeine Erziehung und Geſetze geleitet werden ſoll. Und für dieſe iſt es am vortheilhafteſten, um allem Mißbrauch vorzubeugen, ihr jede leidenſchaftliche Liebe unter Perſonen von einerley Geſchlecht zu verbieten. In dem Phädrus und in dem Gaſtmahle betrachtet er den einzelnen auserleſenen Menſchen, wie er in der Schule des Philoſophen ausgebildet und bewacht werden kann. In der Republik aber formt er einen idealiſchen Staat, in dem Alles, ſogar die Sittlichkeit des einzelnen Bürgers, dem allgemeinen Beſten untergeordnet werden ſoll. Er ſucht in der größten Ausgelaſſenheit der Begierden ein Mittel gegen leidenſchaftliche Verbindungen unter einzelnen Perſonen.

Ich komme nun auf die Vergleichung der Ideen des Plato mit denen des Xenophon.

Im Allgemeinen kann man von ihnen ſagen: daß Xenophon den Menſchen und ſeine Verhältniſſe ſo anſieht, wie ſie im gemeinen Leben erſcheinen: daß Plato hingegen ihn ſo anſchauet, wie er mit ausgezeichneten Anlagen unter ſelbſt gewählten, und erſt zu ſchaffenden Verhältniſſen erſcheinen könnte. Beyde haben daher auch ganz verſchiedene Begriffe von Menſchenwerth und Vollkommenheit. Beym Xenophon iſt der edle und ſchöne Mann ein Athenienſer, wie es

möglich ist, daß es der einzelne Bürger seyn kann, und wie es zu wünschen wäre, daß alle dortige Bürger es seyn möchten. Beym Plato ist er ein Kosmopolit, der nach Wiedervereinigung mit einer außer den Grenzen der Welt wohnenden Urschönheit strebt, und darum ein guter Bürger in Athen ist, weil der vollkommene Mann in allen seinen Verhältnissen den Gesetzen der ewigen Harmonie huldigt. Xenophon zeigt sich überall als einen hellen Kopf, der den Menschen im Ganzen kennt, und gesunde Vernunft mit Biederkeit des Herzens verbindet. Plato blickt viel tiefer in den einzelnen, außerordentlichen Menschen, erkennt besser, was dieser in seiner höchsten Veredlung vermöchte, und hat überhaupt viel mehr Phantasie und Abstraktionsgabe.

Unläugbar haben Beyde den Sokrates zum Muster der Nachahmung, als Ideal eines vollkommenen Mannes darstellen wollen. Plato ist darin dem Originale weniger treu geblieben als Xenophon; aber auch er hat gewisse Grundzüge in dem Charakter und einige Maximen beybehalten, die dem wahren Sokrates unstreitig eigen gewesen seyn müssen.

Dahin rechne ich in Rücksicht auf die Verbindungen mit Jünglingen seine Festigkeit gegen die Anfälle unreiner Begierden. Er scheint für seine Person völlig davon frey gewesen zu seyn. Er scheint aber auch bey seinen Schülern die Sitte der Athenienser, wornach eine engere Verbindung zwischen Jünglingen, die nicht frey von der Mitwirkung gröberer Begierden war, um mancher heilsamen Folgen für den Staat aber Nachsicht fand, zur Ausbildung

des Geiſtes, und zur Ausbreitung der Tugend genutzt und geleitet zu haben.

Dieſe Grundſätze hat Plato, ſo gut wie Xenophon beybehalten. Aber die Art, wie ſie von Beyden ausgefüllt ſind, weicht ſehr von einander ab.

Beym Xenophon ſieht Sokrates die Schönheit der Geſtalt als eine gleichgültige Eigenſchaft an. Der zweckmäßigſte Körper, um der Seele bey der Ausübung der Bürgertugend zum Agenten zu dienen, iſt der ſchönſte. Er hat ſich gegen den Reitz der ſchönen Geſtalt ſo abgehärtet, daß er ſie nunmehro mit eben der Gleichgültigkeit wie die häßliche betrachtet. Er hält ſich an bloße reine Freundſchaft. Inzwiſchen kann er dieſe Stärke von ſeinen Schülern noch nicht erwarten; und da er ſieht, daß dieſe ſich durch ſinnliche Schönheit noch in der Wahl ihrer Verbindungen beſtimmen laſſen, ſo ſucht er wenigſtens der Leidenſchaft, die ſo leicht durch die Mitwirkung körperlicher Triebe herbeygeführt wird, einen edeln, männlichen Charakter zu geben, vor groben Ausſchweifungen zu warnen, und das engere Band, mit dem die ſinnliche Schönheit den Liebhaber an den Geliebten knüpft, zur Verſtärkung ſeines edeln Beſtrebens zu nutzen, den Verbündeten zu jeder Bürgertugend anzuführen, und dadurch das gemeinſchaftliche Wohl zu befördern.

Der Sokrates des Plato iſt gegen die Schönheit der Geſtalt nicht ſo gleichgültig: Er liebt ſelbſt mit Enthuſiaſmus. Aber der geiſtige Genuß, den er darin ſucht, erhebt ihn über das Andringen körperlicher Begierden. Und nun iſt er dahin gekommen, den Abglanz der Urſchönheit in einer ſchönen Seele

noch deutlicher, als in einem ſchönen Körper aufzuſpuren. Aber dieſe Höhe haben ſeine Schüler noch nicht erreicht: ſie können nur in dem einzelnen ſchönen Liebling eine Modification der allgemeinen Harmonie ahnen. Wohlan! Er lehrt ſie nun, ihren Blick zu erweitern, und ſich zu dem Unſinnlichen, und endlich zum Unſterblichen zu erheben.

Der Sokrates des Xenophon iſt nüchtern in Liebe, ſo wie in Speiſe und Trank, weil er mäßig iſt. Der Sokrates des Plato iſt nüchtern in allen dieſen Dingen, weil er ſtark genug iſt ſie zu vertragen. Jener enthält ſich der Berührung ſchöner Geſtalten, ißt und trinkt nicht mehr, als er zu ſeiner Erhaltung bedarf, weil er ſich gewöhnt hat, es nicht zu thun, und das Uebermäßige ihn nun nicht mehr reitzen kann. Dieſer bringt Nächte an der Seite ſchöner Geſtalten zu, ohne gerührt zu werden: trinkt die Gäſte unter den Tiſch, und hält Strapatzen beſſer aus, wie jeder Andere.

Der Sokrates des Xenophon verdammt die Ausſchweifungen der Knabenliebe, und ob er gleich die Befriedigung körperlicher Begierden bey Weibern gleichfalls für etwas Gemeines hält, ſo läßt er ſie doch mit Nachſicht, und als etwas Unentbehrliches zu. Der Sokrates beym Plato aber hält die eine Art der Befriedigung körperlicher Begierden für eben ſo gemein und unedel, als die andere; aber er behandelt die Ausgelaſſenheit der Männerliebe in ſeinem Phädrus, in ſeinem Gaſtmahle, und in ſeiner Republik [*]) mit einer Nachſicht, die beynahe den Verdacht erregen

*) De Republica. Lib. III. p. 403. Libr. V. p. 468

ſollte, daß er im Grunde überzeugt geweſen ſey, daß ſelbſt in der reinſten Liebe, wie er ſie ſchildert, Vieles, was nach unſern Begriffen ſehr unrein ſeyn würde, mit unterlaufe. [25])

Darin aber weichen Plato und Xenophon hauptſächlich von einander ab, daß Letzterer den Begriff der Liebe völlig gefaßt hat. Er ſetzt ihren Charakter in die Anerkennung des ſelbſtändigen Werths des Geliebten, und in das wonnevolle Beſtreben, deſſen Wohl zu befördern. Hingegen beym Plato iſt die Liebe offenbar verfeinerter Egoismus und Beſchauungswonne. Der Liebhaber nutzt den Geliebten als ein Mittel, ſich zu begeiſtern: als eine Stufe, von der ab er ſich zur Urſchönheit erheben will. Daß dieſe ganze Darſtellung der Liebe überhin in eine idealiſche Welt gehöre, brauche ich kaum zu ſagen.

25) Daher verwirft er die leidenſchaftliche Liebe in dem Buche von den Geſetzen völlig. VIII. 837.

Sechzehntes Buch.

Denkungsart der Griechen über Liebe und Geſchlechtsverbindung, von der Zeit Alexanders des Großen an bis zu den Zeiten des Septimius Severus.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Es iſt ſchwer, das Eigenthümliche in den Sitten der Griechen nach dem Untergange ihrer Freyheit zu entwickeln. Nur wenige Schriftſteller aus dieſer Zeit ſind in einem gewiſſen Grade von Vollſtändigkeit auf uns gekommen, und es ſind beſonders diejenigen verloren gegangen, welche über das Privatleben und die geſelligen Verhältniſſe der beyden Geſchlechter unter einander einen befriedigenden Aufſchluß geben könnten. Das Hauptſächlichſte, was wir davon wiſſen, verdanken wir den Römern und ſpätern Griechen: Quellen, die allemahl höchſt verdächtig ſind, weil ſie nicht ohne Rückſicht auf die herrſchenden Sitten in ihrem Vaterlande und zu ihrer Zeit, nicht

ohne Bestrebung, die Sitten des verlornen Vaterlandes und der Vorzeit ins Außerordentliche zu heben, geschrieben haben.

Auch darin liegt ein Hinderniß zur Kenntniß der Gebräuche in dieser Periode, daß die Dichter, die darin geblühet haben, besonders solche Gegenstände zur Bearbeitung wählten, welche ihre Kenntniß des Alterthums an den Tag bringen konnten. Sie entlehnten oft ihren Stoff aus dem heroischen Zeitalter Griechenlands, worin dieses Land kaum die erste Stufe der Kultur erreicht hatte, und suchten in ihren Darstellungen die Rohheit der früheren Sitten, so weit es der ästhetische Zweck erlaubte, beyzubehalten.

Endlich, (und dieß ist unstreitig eines der Hauptbinderniße, die sich der Beurtheilung der wahren Denkungsart dieses Zeitalters in Rücksicht auf den Gegenstand meiner Untersuchungen entgegensetzen:) durch ein größeres Verkehr unter den Völkern entstand ein allgemeinerer Geschmack, und dieser ward durch den Einfluß der ältern Meisterstücke, durch die Politur der Höfe, und durch die zunehmende Oberherrschaft der Vernunft über Herz und Phantasie bestimmt. Von nun an dienen die schönen Künste weit mehr zur Unterhaltung, als zum Einwirken auf das handelnde Leben. Man fängt immer mehr an, das Kostume der Kunst, die Sitten und Situationen im Reiche der Fiktion, von den wahren Gebräuchen, Lagen und Gesinnungen der wirklichen Welt abzusondern. Und wer mag nunmehro entscheiden, ob der Rhodische, Syracusanische, Pergamische, oder Alexandrinische Dichter seinen Stoff aus den indivi-

duellen Verhältniſſen ſeines Wohnorts entlehnt, und ſolche Sitten dargeſtellt habe, die ihm ſelbſt, ſeinen Zeitgenoſſen und Landsleuten eigen waren, oder ob er ſich nicht in eine ältere und fremde Weiſe, die aber im Gebiete der Künſte allgemein geltend war, hineingedacht habe?

Der Philoſoph fing gleichfalls an, den Bürger vom Menſchen zu trennen, und ward dadurch veranlaßt, ſeine Ideen und Vorſchriften über Sittlichkeit von den lokalen Verhältniſſen, worunter er und ſeine Zeitgenoſſen lebten, unabhängig zu machen.

Aus dieſen Gründen werde ich es weit weniger wagen, zu beſtimmen, wie es der guten Sitte in Griechenland gemäß war, über Liebe und Geſchlechtsſympathie zu denken, als vielmehr wie dieſe oder jene Sekte von Philoſophen verlangte, daß man darüber denken ſollte, wie dieſer oder jener Dichter ſie darſtellen durfte, um im Reiche der Fiktion ſeinen Zeitgenoſſen wahrſcheinlich und intereſſant zu erſcheinen.

Zweytes Kapitel.

Einfluß der veränderten Regierungsform und einiger andern mitwirkenden Urſachen auf die Denkungsart der Griechen über Geſchlechtsverbindung und Liebe.

Inzwiſchen treffen doch alle griechiſche Schriftſteller nach dem Untergange der Freyheit und Selbſtändigkeit der Staaten desjenigen Landes, dem ſie

ihre Bildung verdankten, in gewiſſen auffallenden Zügen zuſammen, die, verglichen mit denen der frühern Zeit, eine Veränderung in der allgemeinen Denkungsart vorausſetzen.

Wenn der Bürger nicht mehr die nehmliche Thätigkeit, oder wenigſtens nicht mehr die nehmliche Zufriedenheit in der Führung öffentlicher Geſchäfte findet, ſo kehrt er ſich mehr zum Genuß des häuslichen Lebens, und ſucht Intereſſe in den Vorfällen der örtlichen Geſellſchaft auf. Dadurch muß das Weib an Wichtigkeit gewinnen. Es hat die nehmlichen Anſprüche auf Menſchenwerth: der Vorzug, den der Mann als Staatsbürger hatte, wird immer geringer. Die Gattenliebe erhält für den Hausvater, der viel zu Hauſe ſeyn muß, einen erhöheten Reiz. Der Müſſiggänger ſucht Beſchäftigung in der Liebesintrigue und die örtliche Geſellſchaft nimmt gröſſern Antheil an verliebten Abentheuern, die ihr Stoff zur Unterhaltung gewähren.

Außerdem hängen die Republiken, die noch eine Zeitlang in eingeſchränkter Freyheit hinſchmachten, von der Macht benachbarter Monarchen und dem Glanze ihrer Höfe ab. Dort theilen ſich das Anſehn und der Einfluß, deren die Gattin des Fürſten genießt, in gewiſſer Maße dem ganzen Geſchlechte mit, zu dem ſie gehört: dort vergöttern Hofpoeten und Hofphiloſophen die Beſchützerin des Talents: dort finden Liebesverſtändniſſe um ſo häufiger Statt, je gröſſer die Langeweile und der Luxus ſind.

Während daß auf ſolche Art die Liebe zu dem Weibe ſteigt, fällt die Liebe zu den Lieblingen. Das Leidenſchaftliche, was dieſe Liebe bisher von der

Freundschaft unterschieden hat, kann nicht mehr der Begeisterung für die Anlagen des hoffnungsvollen Jünglings, nicht mehr dem Stolze, ihn zu bilden, nicht mehr dem Partheygeiste zugeschrieben werden; es bleibt nichts als die Vermuthung übrig, daß gröbere Begierden dabey zum Grunde liegen. Die Ausbildung des Staatsbürgers zur Begeisterung und zur leidenschaftlichen Aufopferung für fremdes Wohl hat nicht mehr die nehmlichen nützlichen Folgen. Monarchen bedürfen ihrer nicht bey ihren Unterthanen. Ja, sie sind den enzen Verbindungen nicht einmahl hold, und die zunehmende Aufmerksamkeit auf das Privatleben, sowohl von Seiten des Regenten als der örtlichen Gesellschaft, muß ihre Mißbräuche immer mehr offenbaren.

In der Periode, die ich vor Augen habe, treten noch zwey wichtige Umstände zur Bildung der herrschenden Denkungsart hinzu. Der Flor der verpflanzten griechischen Litteratur nach Alexandrien, und die Abhängigkeit Griechenlands von Rom. —

Vielleicht hat das Verkehr der Griechen mit den Morgenländern überhaupt Vieles in den Sitten des erstern Volkes modificiert. Aber gewiß scheint es zu seyn, daß die schmelzende, leidende Empfindsamkeit und Schwärmerey in der Liebe zu den Weibern, die vergötternde Anbetung dieses Geschlechts, der witzige Ausdruck überspannter Gefühle, kurz, der ganze Ton der verliebten Elegie, der in der Folge der Zeiten wieder die Galanterie erzeugt hat, von Alexandrien, von dieser reichen, luxuriösen Residenz und Handelsstadt, deren Einwohner durch Klima und Aberglauben so sehr zu dem Abentheuerlichen, Spitzfindigen

und Uebertriebenen hingezogen wurden, ausgegangen sind. Sie sind an die Stelle des rüstigen, wackern Enthusiasmus getreten, der die Liebe der freyen Republiken zu den Lieblingen auszeichnete.

In spätern Zeiten hat die römische Sitte, die für die letztgenannte Liebe einen Abscheu trug, dieses Verhältniß noch mehr in Discredit gebracht.

Griechenlands freye Verfassung ist indessen erst nach manchem harten Kampfe ganz verloren gegangen, und die frühere Sinnesart, so wie die Sitten, die darauf beruhten, sind nicht auf einmahl umgeschaffen. Selbst in den Zeiten, als Griechenland bereits eine völlig abhängige Provinz des römischen Reichs geworden war, dauerte bey den Edlern unter diesem Volke mit den Erinnerungen an den ehmahligen Flor des Vaterlandes die Anhänglichkeit an den veralteten Gebräuchen fort, die damit verbunden gewesen waren.

Drittes Kapitel.

Ideen der spätern Platoniker über Geschlechtsverbindung und Liebe.

Die Sekten der Philosophen mußten an Ansehn und Ausbreitung gewinnen, so wie die politische Partherſucht abnahm. Man räsonnierte mehr, seitdem man weniger handelte, und da es der Selbstdenker zu allen Zeiten nur Wenige gegeben hat, so bestimmten die Philosophen die Begriffe und Sitten

eines großen Theils unter denjenigen, die auf Wohlerzogenheit Anspruch machten.

Die Platonischen Ideen über die Liebe mußten bald mißverstanden werden. Es gehört der Schwung eines Geistes dazu, der in einer demokratischen Republik gebildet ist, um den uneigennützigen Enthusiasmus für das Unsinnliche zu fassen, den er an die Stelle der Liebe setzt. Nur derjenige Bürger, der gewohnt ist, in dem Mitbürger nicht das Individuum, sondern den Theil der mystischen Person des Staats zu sehen, und sich durch die Begeisterung für bürgerliche Ordnung und öffentliches Wohl für die Entbehrung mancher Freuden des Privatlebens schadlos fühlt; nur ein solcher Bürger, sag' ich, ist im Stande, die Ahnung zu hegen, daß die Schönheit der körperlichen Gestalt ein Abglanz der Urschönheit sey: Nur er kann sich wirklich täuschen, daß seine Leidenschaft rein von allen materiellen Begierden, nur auf das Anschauen der ewigen Harmonie gerichtet sey.

Dieß ist der Grund, warum die Nachfolger des Plato seinen Lehren einen ganz fremden Sinn untergelegt haben. Tyrius Maximus mag zum Beweise dienen.

„Die Quelle der Liebe, sagt dieser Philosoph, ist die Schönheit der Seele, die aus dem Körper hervorleuchtet. Man muß sich das Verhältniß der körperlichen Schönheit zur geistigen so denken, wie Blumen, die unter Wasser stehen, und durch dessen Wiederschein verschönert werden. Die Schönheit des Körpers ist weiter nichts, als die Blüthe künftiger Tugend, und gleichsam eine Vorahnung einer höheren

Schönheit. Denn ſo wie der glänzende Saum der Berge dem Aufgange der Sonne vorangeht, und den Augen in der Erwartung eines prächtigern Schauſpiels wohlgefällt; ſo geht auch die glänzende Außenſeite des Körpers dem Strahl der Seele voraus, und reizt die Philoſophen in der Erwartung künftiger Vortrefflichkeit. Der Liebhaber eines Jünglings ſucht nichts als Gelegenheit, ſeine Tugend mitzutheilen, und er ſucht dazu den ſchönſten als den fähigſten aus."

Dieſe Erklärung der Anziehungskraft der Schönheit iſt dem Plato völlig fremd. Nie hat dieſer Philoſoph behauptet, der ſchönſte Menſch ſey auch der fähigſte zur Tugend: nie, daß die Schönheit des Körpers die Schönheit der Seele verkündige; Nein, er ſagt nur: der Liebhaber des Schönen geht von der äußern Geſtalt, woran er es erkannt hat, zur Erkenntniß des Schönen der Seele, und ſo weiter ſtufenweiſe bis zur Anſchauung der Urſchönheit, zur ewigen Harmonie, fort. Dieſer Satz läßt ſich vertheidigen; aber derjenige, den Tyrius Maximus aufgeſtellet hat, kann höchſtens nur vom phyſiognomiſchen Ausdrucke gelten, der aber auch an Perſonen von ſehr indifferenter Geſtalt reizend angetroffen wird.

Tyrius Maximus weicht gleichfalls darin von ſeinem Lehrer ab, daß er das Leidenſchaftliche, die Begeiſterung, von der Liebe ausſchließt. Er nennt dieſe eine von Vernunft geleitete Zuneigung zum Schönen. Auch Cicero, dem man eine Vorliebe für das Syſtem der mittleren Akademie in der Moral beylegt, ſcheint die erlaubte Liebe auf Freundſchaft

einzuſchränken, und alle Leidenſchaft zu verdammen. *) Nichts war auch der Lage der mehrſten ſpätern Staatsverfaſſungen angemeſſener. Denn nach dieſer konnte die Ausbildung des Bürgers zur Begeiſterung und leidenſchaftlichen Aufopferung ſeiner ſelbſt theils wenig Nutzen ſchaffen, theils nur auf Rechnung gröberer Triebe geſetzt werden. Wir werden ſehen, daß alle ſpätern Syſteme in dieſem Punkte zuſammentreffen.

Die neueren Platoniker haben ſich viel mit dem Schönen und mit der Liebe beſchäftigt, und dabey die bilderreichen Ideen ihres Stifters auf mancherley Art erklärt. Allein ſie konnten in ihren wahren Geiſt nicht eindringen, und ihre Unterſuchungen beſchäftigten ſich daher nicht ſowohl mit der Liebe zum Geſchlecht, als mit jener allgemeinen Anziehungskraft, wodurch die Geſchöpfe unter ſich und mit Gott zuſammenhängen. Da man Gott als den Urquell alles Schönen, ja, für das Schöne ſelbſt anſah, und Liebe für die Neigung zum Schönen hielt; ſo gab dieß Gelegenheit, eine Menge myſtiſcher Ideen über das Verhältniß der Kreaturen zu Gott, und den Vereinigungstrieb mit ihm einfließen zu laſſen, wobey man zugleich einen reichen Gebrauch von den damahligen mangelhaften Kenntniſſen in der Naturlehre und Aſtronomie machte.

Ich bin außer Stande, den Einfluß, den dieſer Myſticismus auf die Ideen über die Verbindung mit dem zärteren Geſchlechte gleich anfangs gehabt hat, zu beurtheilen. Aber gewiß iſt es, daß er nach der Zeit, da die Neuplatoniſche Philoſophie in die Mahu-

*) Quaestiones Tusculanae Lib. IV.

medaniſche und Chriſtliche Religion verwebt worden war, Vieles zur Bildung der Begriffe über die edlere und ſchönere Geſchlechtsliebe beygetragen hat.

Viertes Kapitel.

Ideen der Stoiker über Geſchlechtsverbindung und Liebe.

Cicero *) ſagt uns, die Stoiker erlaubten dem Weiſen zu lieben, und erklärten die Liebe für den Zug, mit dem der Glanz der Schönheit zur Freundſchaft einlade.

Dieſe Behauptung iſt auffallend. Die Stoiker ſollen nach andern Zeugniſſen die Weisheit für das einzig Schöne in der Welt erklärt haben. Ihre Moral ſetzte die Tugend und das Glück in den Beſitz eines Gemüths, das gleich unempfindlich gegen Vergnügen und Schmerz, frey von allen Leidenſchaften, erhoben über Furcht und Schwächen, kein anders Gut als die Tugend, kein anders Uebel als die Neue kennt. Wie paßte, darf man billig fragen, die Liebe, ja, nur einmahl die Freundſchaft in dieß Syſtem?

Seneca wird uns hierüber die nöthige Aufklärung geben. In ſeinem neunten Briefe an den Lucil widerlegt er den Epicur, der behauptet hatte, die Stoiker kennten keine Freundſchaft, weil ſie ſich ſelbſt

*) Quaest. Tusc. Libr. IV. Stoici vero et sapientem amaturum esse dicunt, et amorem ipsum, conatum amicitiae faciundae ex pulchritudinis specie definiunt.

genug ſeyn wollten. Er erklärt dieſen Satz dahin; der Weiſe ſey ſich in ſo fern allerdings genug, daß er eines Freundes entbehren könne, und ſeinen Mangel mit Gleichmuth ertrage. Aber ganz ohne Freund werde er nicht ſeyn wollen, ſondern den verlornen eben ſo bald erſetzen, als Phidias eine verunglückte Statue. Der Weiſe ſchafft ſich alſo einen neuen an. Aber wie das? Er liebt, um wieder geliebt zu ſeyn. Nicht bloß der Genuß der erprobten Freundſchaft, ſondern auch der Anfang einer neuen, das Bewerben um Freundſchaft, bringt Vergnügen. Der Philoſoph Attalus ſagte mit Recht: es ſey angenehmer ſich einen Freund zu machen, als ihn zu haben. Denn die Sorgfalt und die Beſchäftigung, welche das Bemühen um die Zuneigung eines Andern gewährt, geben eine angenehme Unterhaltung. So iſt es dem Mahler angenehmer, zu mahlen, als gemahlt zu haben."

Mit einem etwas verſteckteren Egoismus fährt er weiterhin fort: „ Wenn ſich gleich der Weiſe ſelbſt genügt, ſo will er doch einen Freund haben, wäre es auch nur darum, damit eine ſo große Anlage zur Tugend in ihm nicht ruhe. Er hat aber nicht einen Freund dazu, wozu Epikur ihn hatte, nehmlich zum Beyſtande in Krankheiten, in der Gefangenſchaft, in Armuth, ſondern damit er Jemandem in ſeinen Gefahren beyſtehen könne. Wer auf ſich ſieht wenn er Verbindungen eingeht, der hat keinen Begriff von der Freundſchaft: er treibt einen bloßen Handel, und wird ſeinen Freund verlaſſen, ſobald er keinen Vortheil weiter von ihm ziehen kann. Ich aber, ſagt Seneka, habe einen Freund, für den ich ſterben kann, dem ich

ins Exilium folgen würde, und für deſſen Rettung ich Alles wage."

„Es iſt nicht zu läugnen, ſagt er weiter, daß die Freundſchaft einige Aehnlichkeit mit der Liebe habe. Man kann ſagen, dieſe ſey eine wahnſinnige Freundſchaft. Liebt aber wohl Jemand um des Gewinnſtes willen? Aus Ehr- und Ruhmſucht? Nein! die Liebe vernachläſſigt Alles, und entzündet durch ſich ſelbſt die Gemüther zur Begierde nach der Geſtalt, unter Begleitung der Hoffnung einer wechſelſeitigen Zuneigung. Wie alſo? Kann aus einer edleren Urſach eine unedle Neigung entſtehn? Du ſagſt: es kommt nicht darauf an, ob die Freundſchaft um ihrer ſelbſt willen, oder um eines weiter liegenden Zwecks willen zu wünſchen ſey. Genug, daß der Weiſe, der ſich ſelbſt genug ſeyn ſollte, ihr doch nachſtrebt. Freylich! Aber wie? Nicht angelockt vom Gewinne, ſondern angezogen von der innern Schönheit der Sache, und nicht abgeſchreckt durch den Wechſel des Schickſals. Der Menſch wird durch einen natürlichen Reitz zur Freundſchaft hingezogen. Er kann ihrer entbehren und dennoch beſtehen: aber er wird ihrer nicht entbehren wollen, und lieber ſterben, als nicht in Geſellſchaft der Menſchen leben."

Man kann nun freylich nicht mit Gewißheit behaupten, daß Seneka das Syſtem der Stoiker ganz rein und unvermiſcht von ſeiner individuellen Anſchauungsart vorgetragen habe. Aber ſo, wie er es darſtellt, trägt es ganz den Karakter des geiſtigen Stolzes an ſich.

Der Stoiker war Freund, — weil ſeine Anlage zur Freundſchaft eines von den edleren Vermögen war, die zur Ausbildung ſeines Weſens nicht ungenutzt in

ihm ruhen durften: und weil die Freundſchaft ſelbſt einen von den edleren Gegenſtänden ausmachte, die um ihrer ſelbſt willen gewünſcht werden mußten, und denen der Weiſe daher nachſtreben ſollte. Die Freundſchaft gehörte daher in den Begriff der Weisheit, theils als Gegenſtand des Nachſtrebens, theils als Zuſtand des Gemüths fur den Weiſen. Sie gehörte zu ſeinem Wohlſtande, als vernünftiges Weſen betrachtet: ohne ſie konnte er zwar beſtehen, aber er wollte es nicht, und er endigte ein einſames Leben, als ein ſolches das ſeiner moraliſchen Natur nicht angemeſſen war.

Hieraus läßt ſich die Stelle beym Cicero erklären. Der Glanz der Schönheit, der zur Freundſchaft einladet, liegt für den Stoiker nicht in der äußern Geſtalt, ſondern in der Sache ſelbſt. Nicht der Freund, ſondern die Freundſchaft, das Verhältniß, iſt es, das durch ſeine Schönheit den Weiſen einladet, ſich in die dazu nöthige Stimmung zu verſetzen. Wenn ihm daher ein Freund abſtirbt, ſo ſucht er ihn geſchwind durch einen andern zu erſetzen, und er hört erſt dann auf zu leben, wenn er keinen weiter finden kann.

Ich brauche wohl nicht erſt aufmerkſam darauf zu machen, daß dieß Syſtem einem verfeinerten Egoiſmus angehört. Es bricht dieſer auch allenthalben beym Seneka durch. Er freuet ſich über die Fortſchritte ſeines Freundes — weil er es iſt, der ihn gebildet hat. *) Er iſt überzeugt, daß die Freundſchaft durch die Abweſenheit noch gewinne, weil man ſich häufiger und beſſer in Ideen vereinigen könne. **) „Ich habe,

*) Epist. 34.

**) Epist. 55.

ſagt er, meine Freunde immer ſo gehabt, als wenn ich ſie verlieren konnte, und ſie verloren, als ob ich ſie noch hätte. Wer nicht mehr als einen Freund haben konnte, hat auch dieſen einzigen nicht geliebt. Würden wir nicht denjenigen für thöricht halten, der nach dem Verluſt ſeines Mantels lieber dieſen beweinen, als ſich nach einem andern Mittel zur Bedeckung ſeiner Blöße umſehen wollte?" 5)

Der Stoiker konnte auf leidenſchaftliche Liebe keinen Werth legen; und das erhellet auch aus der angeführten Stelle des Seneka, worin er die Liebe eine wahnſinnige Freundſchaft nennt. Inzwiſchen hatte ſie nach ſeinen Begriffen doch einen höheren Werth, als die grob eigennützige Freundſchaft der Epikuräer, weil ſie die Geſtalt als etwas an ſich Schönes, mit Vernachläſſigung alles Gewinnſtes, aufſucht.

Aus mehreren Stellen erhellet, daß Seneka die Frau dem Manne nachſetzt. Indeſſen empfindet er für ſeine Gattin, Paulina, ungefehr die nehmliche Freundſchaft wie für den Lucilius. „Was iſt angenehmer, ſagt er unter andern, als ſeiner Frau ſo theuer zu ſeyn, daß man ſich ſelbſt darum theurer werde!" 6) Er iſt hier gleichfalls der Meinung, daß ſich eine gute Frau leicht erſetzen laſſe, wenn man nur bey ihrer Wahl mehr auf Sitten, als auf äußere Vortheile ſehe. 7)

Es iſt merkwürdig, daß in den Reflexionen des Kaiſers Mark Antonin des Philoſophen zwar Vieles

5) Ib. 63. — Das Buch de tranquillitate animi liefert darüber noch mehrere Beweiſe.

6) Epist. 104.

7) In Excerptis.

über den Zuſammenhang des Menſchen mit der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, kein Wort aber von den Pflichten vorkommt, welche engere Verbindungen auflegen.

Fünftes Kapitel.

Ideen der Epikureer über Geſchlechtsverbindung und Liebe.

Die Moral des Epikur unterſcheidet ſich von der Stoiſchen durch eine Selbſtheit, die mit der Sinnlichkeit in engerer Verbindung ſteht.

Der Stoiker ſetzt den Zweck des Lebens und den Wohlſtand ſeines vernünftigen Weſens in das anhaltende Bewußtſeyn der Oberherrſchaft über ſich ſelbſt und alle Verhältniſſe, worin er zur Sinnenwelt ſteht. Der Epikureer ſchließt dieſe Oberherrſchaft keinesweges aus: aber er betrachtet ſie nicht als Zweck, ſondern als Mittel und Bedingung, um das gegenwärtige Leben beſſer zu genießen. Sein Zweck iſt ununterbrochenes Gefühl einer ſo angenehmen Exiſtenz, als die Rückſicht auf die Zukunft und die gegenwärtigen Umſtände es zulaſſen. Zu dem Ende ſucht er alle natürlichen Neigungen auszubilden, zu reinigen, zu leiten, und mit Vorſicht und Klugheit zu befriedigen. Er iſt mäßig, um dem Schmerz auszuweichen und jedes Vermögen zum Genuß in ſeiner Stärke zu erhalten: er hütet ſich vor ungeſelligen und heftigen Leidenſchaften, die dem Herzen Qualen bereiten, und die Vernunft verdunkeln: er überläßt ſich gern ſanften, zärtlichen Empfindungen, thut gern wohl,

erhält ſeine Seele rein von niedrigem Eigennutz, um die Wonne der Sympathie zu fühlen, ſich vor Schande und innern Vorwürfen zu bewahren, und jede Freude zu genießen, welche die Erhebung des Geiſtes nach einer edlen Handlung mit ſich führt.

Dieß Syſtem iſt unſtreitig geſelliger als das Stoiſche, und engeren Verbindungen viel zuträglicher. Aber mit der Liebe iſt es eben ſo wenig vereinbar. Der Verbündete iſt immer nur ein Mittel, wodurch ſich der Verbindende glücklicher fühlen will. Der Epikureer erkennt in der Perſon ſeines Freundes, ſeines Geliebten, keine Selbſtändigkeit an: er ſieht nur in ihm ein Mittel, um angenehme Gefühle für ſeine Sympathie herbeyzuführen, wenn man ihm nicht einen noch gröberen Eigennutz Schuld geben will.

Cicero ſagt uns, [8]) Epikur habe die Geſchlechtsliebe für etwas ſehr Körperliches gehalten; und dies hängt auch mit ſeiner ganzen Lehre über die erſten Urſachen der Dinge, über die Dauer und den Zweck unſers Daſeyns genau zuſammen.

Lukrez war bekanntlich ein Anhänger und Bewunderer des Epikur. Er kann ihm manches Bild, manche Erklärungsart untergeſchoben haben; aber in den Grundſätzen iſt er wahrſcheinlich ſeinem Lehrer getreu geblieben. Dieß ſcheint beſonders auf ſeine Ideen über die Liebe zuzutreffen, und ihre Auseinanderſetzung iſt um ſo wichtiger, da ſie nicht allein einen Aufſchluß über die Art giebt, wie die Epikureiſche Schule die Denkungsart der Stoa und der Akademie, nach dem Zeugniſſe des Cicero

8) Quaest. Tusc. Libr. IV.

und des Seneka, beurtheilen mußte; sondern zugleich das System einer großen Sekte in Rom, von der wir in der Folge noch mehrere Anhänger kennen lernen werden, ziemlich vollständig in sich faßt.

Lukrez hat nehmlich die Liebe völlig mit derjenigen Leidenschaft verwechselt, welche auf den gröbsten Trieben der Geschlechtssympathie (Venus) beruht, und Lieben für leidenschaftliches Streben nach Körperverbindung zwischen zweyen bestimmten Personen gehalten.

Diese Meinung ist nun freylich von jeher die gangbarste unter dem großen Haufen gewesen, und wird es auch wohl auf immer bleiben; denn ihre Faßlichkeit scheint für ihre Uebereinstimmung mit Natur und Wahrheit zu bürgen. Es wird daher wohl der Mühe werth seyn, das Unwahre, Unzusammenhängende in der Darstellungs- und Erklärungsart, die Lukrez uns von der Liebe giebt, zu zeigen, und dadurch zugleich zu beweisen, daß Bilder, die den Werth haben, eine sinnliche Anschauung zu gewähren, darum nicht immer die strengeren Forderungen des Verstandes und der Vernunft befriedigen.

Um die Gedanken des Lukrez über dasjenige, was er Liebe nennt, besser zu begreifen, muß man wissen, daß er die Art, wie Eindrücke und Reitze in unserm Innern entstehen, einer Emanationskraft anderer Körper zuschreibt, von denen sich gewisse Formen nach Art der Rinden, oder Hüllen, Schalen, ablösen, durch die Oberfläche unsers Körpers durchdringen, und in uns wirken. Diese Emanationen nennt er Bilder. (Imagines, Simulacra.)

Dieß vorausgesetzt, erklärt er nun die Geschlechtssympathie und die Liebe auf folgende Art. 9) „Sie hängt von der Pubertät ab, und fängt an, sich zu äußern, wenn der unnennbare Stoff, der zur Reproduktion der Gattung dient, seine Reife erhält. Die zunehmende Lebenskraft bringt jenen Stoff in Bewegung, und verbreitet ihn durch den ganzen Körper. Wenn nun Bilder anderer Körper, die den Abdruck schöner Formen und Farben 10) an sich tragen, (und welche sowohl männliche als weibliche Personen abwerfen können,) 11) unser Innerstes durchdringen, so erhalten wir eine Wunde die in ihren Erscheinungen derjenigen ähnelt, die wir durch einen wirklichen Streich von einem fühlbaren, soliden Körper empfangen. Denn so wie unser Körper nach der Wunde zufällt, und so wie das Blut nach der Seite seine Richtung nimmt, woher der Streich kommt, und den nahen Feind überströmt; eben so wirkt auch das Streben dessen, was Lukrez als den letzten Grund der Geschlechtssympathie ansieht. Der Anstand verbietet mir, in die genauere Vergleichung beyder Erscheinungen, die er sehr weitläuftig auseinander setzt, hineinzugehen. Genug! dieß, sagt Lukrez, ist der Grund der Geschlechtssympathie; (Venus) Daher der Nahme Liebe; (amoris nomen,) daher das erste süße Gefühl, das sich in unser Herz ergießt, und auf welches hernach quälende Sorgen folgen."

9) Lucretius de rerum natura. Lib. IV. vers. 1024. seqq.

10) Simulacra — nuncia praeclari vultus, pulchrique coloris.

11) V. 1046. seqq.

„Denn selbst in der Abwesenheit des geliebten Gegenstandes bleibt doch der einmahl abgeflogene Abdruck seiner Gestalt uns gegenwärtig, und sein süßer Nahme (nach dem Systeme des Lukrez gleichfalls eine materielle Form,) schwebt unaufhörlich in unsern Ohren. Lukrez will daß wir diese Bilder, diese Nahrungsmittel der Liebe fliehen, und unser Gemüth anderswohin wenden sollen. Er räth, den angehäuften unnennbaren Stoff auf alle Körper zu richten, ihn nicht aus Liebe zu einem Gegenstande an uns zu halten, und uns dadurch einen dauernden Schmerz und Sorgen zu bereiten. Jemehr wir das Geschwür nähren, je mehr blüht es auf, und wurzelt ein. Täglich wird die Wuth zunehmen, und die kummervolle Sehnsucht drückender werden, wenn wir nicht dem ersten Eindruck durch neue eine Diversion machen, in wild umherschweifender Begierde die frische Wunde heilen, oder die Bewegung der Seele auf etwas Anders hinleiten."

„Gewiß aber genießt derjenige die Freuden der Geschlechtssympathie viel vollständiger, der sich vor Leidenschaft hütet. Sie sind für ihn ohne Mischung herber Empfindungen. Gesunde und vernünftige Menschen sind viel fähiger zum Gefühl einer sichern und reinen Wollust, als Kranke und Verirrte. Der Eifer, zu genießen, bringt Liebende um den Genuß." —

Ich muß hier wieder einige Stellen übergehen, um des Anstandes zu schonen. Es wird hinreichen, zu sagen, daß Lukrez mehrere Aeußerungen der Lüsternheit durchgeht, welche die Begierde nach engster Körperverbindung andeuten, und zum Theil selbst den begehrten Körper beleidigen. Er leitet diese Erscheinungen aus einer Art von thierischer Wuth her, die in einer Mi-

ſchung von Schmerz und Luſt beſteht, und dem Zweck nachſtrebt, die Flamme an der Quelle des Uebels zu löſchen.

Er zeigt darauf die Unmöglichkeit dieſer Hoffnung: „die Begierde iſt unerſättlich, weil ſie ſich nur von Bildern nährt, und dieſe immer Stoff in unſerm Innern finden, in den ſie eindringen, und den ſie reitzen können.“

Lukrez nimmt nun ſeine ganze Beredtſamkeit zuſammen, uns durch Darſtellung der unſeligen Folgen der Leidenſchaft vor ihrer Entſtehung zu warnen. „Selbſt die glücklichſte iſt die Quelle der gröſsten Uebel: die unglückliche iſt gar das Verderben des Menſchen. Geſetzt aber, wir ſind einmahl gefangen, ſo bleiben doch noch Mittel zu unſrer Rettung übrig, wenn wir nur ernſtlich wollen. Er räth, man ſolle ſich die Fehler des geliebten Gegenſtandes recht lebhaft vorſtellen, und nimmt daher Gelegenheit, eine ſehr launigte Beſchreibung von der Verblendung der Verliebten zu machen.“

Den nehmlichen Grund, den er für die Geſchlechtsſympathie der Männer angegeben hat, findet er auch bey den Weibern. „Bey ihnen wirkt gleichfalls der unnennbare Trieb, und zwar durch das Andringen der unnennbaren Kraft. „Allein ob dieſe ebenfalls durch Bilder der Männerſchönheit in Bewegung geſetzt werde; darüber äuſsert er ſich nicht.

Am Ende geſteht er noch, daſs Weiber, ohne ſchön und reitzend am Körper zu ſeyn, dennoch durch Sitten und anſtändige Sorgfalt für ihr Aeuſseres den Mann nach und nach an ihren Umgang gewöhnen, und dadurch Anhänglichkeit erwecken können, die endlich in Liebe übergeht.

Dieß iſt das Syſtem unſers Dichters, von dem ich nichts Weſentliches verſchwiegen zu haben glaube. Wer die Darſtellung im Originale lieſt, wird ihre Schönheit nicht verkennen; und als Kunſtwerk können wir ihr unſere Bewunderung und unſern Beyfall nicht verſagen. Es iſt gerade ſo viel Wahrheit, ſo viel innerer Zuſammenhang darin, als erfordert wird, um in unſerm Fluge im Reiche der Imagination nicht geſtört und aufgehalten zu werden. Fern ſey es alſo von mir, dasjenige, was ich über das Syſtem bemerken werde, zum Tadel des Dichters zu ſagen. Aber wie man dieſe Rückſicht habe bey Seite ſetzen, und dennoch Wahrheit und innern Zuſammenhang im Reiche der Wirklichkeit darin habe finden können, das iſt mir unbegreiflich.

Offenbar ſchränkt Lukrez den Zug der beyden Geſchlechter zu einander bloß auf das Körperliche ein, und ſieht die Befriedigung des unnennbaren Triebes wieder als den einzigen Grund des Zuges der Körper zu einander an. Wie unrichtig dieß ſey, iſt in den beyden erſten Theilen dieſes Werks gezeigt worden, worauf ich verweiſe. Allein geſetzt, man wollte dieſe Behauptung als richtig annehmen; ſo zeigt ſich doch ein Sprung über eine nicht ausgefüllte Lücke zwiſchen der Behauptung: daß Bilder ſchöner Körper die unnennbare Kraft in uns reitzen, — und jener: daß dieſe Reitzung uns zur Annäherung an den reitzenden Körper auffordern. Das Bedürfniß, den Streich, den wir empfangen, abzuwehren, uns vor der Reitzung zurückzuziehen, ja! den Aufruhr durch Entladung zu beendigen, das Alles läßt ſich aus dem Eindringen der Bilder in unſre irritable körperliche Maſſe folgern: Aber ein Anziehungs- Annäherungs- und Mittheilungsbedürfniß keinerweges.

Die Erſcheinungen der Geſchlechtsſympathie bey dem zärtern Geſchlechte werden dadurch noch weniger erklärbar. Hier bleibt alſo eine Lücke, welche das Bild, das von einer wirklichen Wunde hergenommen wird, keineswegs ausfüllt, vielmehr noch auffallender macht. Denn der verwundete Körper zieht ſich gewiß nicht nach dem verwundenden hin, ſondern von ihm zurück.

Weiter: Wie entſteht aus der bloßen Aufwallung des unnennbaren Triebes die Leidenſchaft nach dem Beſitze der Perſon? Auch hierüber iſt nichts Befriedigendes geſagt. Lukrez nimmt an, alle ſchöne Geſtalten können den unnennbaren Trieb in Aufruhr bringen. Wohl! Aber woran liegt es denn, daß nicht alle ſchöne Geſtalten, wenn gleich der unnennbare Trieb bey ihnen ſeine Befriedigung nicht erhält, uns Leidenſchaft einflößen? Lukrez antwortet, weil wir von einer Geſtalt mehr Bilder einnehmen, als von einer andern zugegeben; worin liegt denn der Grund, daß wir geneigt ſind, von einer ſchönen Geſtalt mehr Bilder einzunehmen, als von einer andern? Lukrez kann hier entweder antworten: weil zwiſchen den Bildern, die ſie abwirft, und unſerer Fähigkeit, ſie einzunehmen, ein genaueres Wohlverhältniß vorhanden iſt; oder aber: alle ſchöne Geſtalten werden uns in Leidenſchaft verſetzen, wenn wir uns muthwillig mit Bildern von ihnen anhäufen. Allein dem Erſten begegne ich mit der Frage: worin liegt das Wohlverhältniß zwiſchen den äußern Bildern und den Atomen meiner unnennbaren Kraft? Dem Zweyten mit jener andern Frage: warum verſetzt mich denn nur eine beſtimmte Perſon in Leidenſchaft, warum nicht das ganze Geſchlecht der ſchönen Geſtalten, die mich doch noch weit mehr mit aufrührenden und reitzenden Bildern anfüllen,

und dem unnennbaren Triebe in mir noch weit weniger Ruhe laſſen?

Hier ſind überall Lücken, deren Anzeige ich noch unendlich vermehren könnte. Endlich widerſpricht ſich Lukrez ſelbſt. Wird die Geſchlechtsſympathie bloß durch den Aufruhr des unnennbaren Triebes in Bewegung geſetzt, und verdanken wir dieſen Aufruhr wieder nur dem Eindringen der Bilder ſchöner Geſtalten: iſt ferner dieſer Aufruhr der Grund aller Liebe; wie iſt es denn möglich, daß ein häßliches Frauenzimmer bloß durch gute Sitten und einen reinlichen anſtändigen Anzug Liebe in uns erwecken könne? Und doch behauptet dieß Lukrez. Er ſagt, wir gewöhnen uns an ſeinen Umgang, und nach und nach entſteht daraus Liebe. Nun kann nur eines von Beyden richtig ſeyn, entweder die erſte Behauptung: Schönheit von der einen, und der unnennbare Trieb von der andern Seite, ſind der Grund aller Liebe; dann kann die häßliche Perſon dieſe nie erwecken: Oder, auch die Gewohnheit ohne Schönheit kann Liebe erwecken; und dann iſt der erſte Grund gar nicht hinreichend, den Zug der beyden Geſchlechter zu einander zu erklären.

Ich beziehe mich zur völligen Abfertigung dieſes Syſtems auf das achte Buch in dieſem Werke, und bemerke nur noch, wie es ganz auf Eigennutz gebauet ſey. Dieſer iſt nicht einmahl von der feineren Art. Die Perſon, die zur Aufreitzung und Befriedigung des unnennbaren Triebes dient, wird eben ſo ſehr zu einem maſchinenmäßigen Werkzeuge, als der Menſch, den ſie reitzt, zum Thiere erniedrigt, das durch den Stich eines giftigen Inſekts in Wuth gegen den Urheber ſeiner Leiden

geräth. Alles das paßt nicht auf Liebe, sondern höchstens auf die niedrigste Lascivität.

Es muß diese Darstellungsart der Liebe nothwendig auf den Grundsatz führen, in einer wildumherschweifenden Begierde, und in der größten Ausgelassenheit der Sitten ein Rettungsmittel gegen eine den Menschen so sehr herabwürdigende Leidenschaft zu suchen.

Das System des Lukrez hat sich inzwischen allen denen empfehlen müssen, die bereits einen Grund für gewisse Erscheinungen angegeben zu haben glauben, wenn sie nur dasjenige auffassen, was ihnen am nächsten zur Hand liegt: die Sinne, aber kein Herz haben, und in einer klugen Befriedigung ihrer Triebe die Bestimmung des Menschen suchen.

Sechstes Kapitel.

Ideen des Aristoteles über Geschlechtsverbindung und Liebe.

Aristoteles trifft in seinen Ideen über diesen Gegenstand mehr wie jeder andere Philosoph unter den älteren Griechen mit denen unsers Zeitalters, und meiner Ueberzeugung nach, mit der Wahrheit zusammen. Seine Begriffe von demjenigen, was er Freundschaft, Liebe und Wohlwollen nennt, sind freylich etwas schwankend und unbestimmt; aber überall fühlt man doch die Ahnung des wahren Wesens der Liebe. Das weibliche Geschlecht und die Gattenliebe erhalten unter seinen Händen eine höhere Würde, und die Männerliebe hat bey ihm nicht das Ansehn, das ihr sein Lehrer Plato gegeben hatte.

Irre ich nicht, ſo darf ich etwas von dieſer Denkungsart eines Philoſophen, der lange Jahre am macedoniſchen Hofe gelebt hatte, dort mit der Hochachtung, welche den Königinnen und wahrſcheinlich auch den Gattinnen ihrer Unterthanen bezeugt wurde, ſo wie mit dem größern Anſehn, das die Weiber in monarchiſchen Staaten überhaupt genießen, vertraut geworden war, ſeiner beſondern Lage zuſchreiben.

Ariſtoteles handelt an zweyen Stellen ſeiner moraliſchen Schriften ziemlich ausführlich von der Freundſchaft. (Φιλία) [12]) Er begreift darunter ſowohl die anſchauenden und ſelbſtiſchen Verbindungen, die auf Bewunderung, Werthſchätzung, und im Werthhalten beruhen: Achtung für Tugend, Gefühl des Nutzens und des Vergnügens zum Grunde haben; als auch diejenigen, die wirklich liebend ſind: in denen ſich entweder die Perſon an die Perſon nur liebend anſchließt, oder worin ſich beyde Verbündete durch Zärtlichkeit zu einer Perſon vereinigen.

„Wir hängen uns, ſagt Ariſtoteles, entweder an das Gute an ſich, (an die Tugend,) oder an das Nützliche, oder an dasjenige an, was uns Vergnügen macht. Nur die Verbindung mit dem Tugendhaften verdient Freundſchaft im eigentlichen Sinne genannt zu werden.“

„Die Tugend, oder das Gute an ſich, erweckt zugleich das Gefühl des Vortheilhaften, und Vergnügen. Der Verbündete wird dadurch angereizt, ſelbſt gut an ſich zu ſeyn, und dem Geliebten Nutzen und Vergnügen zuzuführen. Der Trieb ächter Freundſchaft beruht

12) De moribus libr. VIII. et IX. und Eudemiorum libr. VII.

darauf, das Wohl des Freundes zu befördern. Es muß aber Angewöhnung hinzu treten. Sie kann nur mit Wenigen eingegangen werden, und ſie erhält ihren höchſten Reiz durch längern Umgang." —

Man wird leicht fühlen, daß hier etwas in den Begriff echter Freundſchaft oder liebender Anhänglichkeit aufgenommen iſt, was nicht ſchlechterdings hinein gehört: nehmlich das Band der Tugend: daß hingegen etwas fehlt, was eigentlich am mehrſten bindet, nehmlich das Herz, oder die Sinnlichkeit, es ſey des Körpers oder des Gemüths. Denn die bloße Achtung fur Tugend, verbunden mit Angewöhnung, erweckt noch nicht unbedingt liebende Anhänglichkeit oder Freundſchaft. Auf der andern Seite giebt es unſtreitig echte Freundſchaften, die nicht auf Tugend beruhen.

„Afterfreundſchaften, fährt Ariſtoteles fort, ſind diejenigen, die auf bloßem Nutzen oder Vergnügen beruhen. Beydes ſind relative Gefühle, zu denen wir nur zufällig aufgelegt ſind."

„Inzwiſchen laſſen ſich dieſe drey Gattungen von Anhänglichkeiten, nehmlich diejenige die auf dem Guten an ſich, auf Nutzen, und endlich auf Vergnügen beruhen, jede wieder in zwey Hauptarten abtheilen. Die eine ſetzt wechſelſeitige Anerkennung der Gleichheit beyder Verbündeten, ihrem Weſen und ihren Verhältniſſen nach, zum Voraus. Die andere beſteht mit der Anerkennung der Superiorität des einen Verbündeten über den andern. Ungeachtet der anſcheinenden Ungleichheit an Rechten und Lagen, kann dennoch ein gewiſſes Wohlverhältniß zwiſchen ihnen Statt finden, wenn Jeder ſeiner Pflicht nachkommt, den Andern in ſeinen Anſprüchen nicht ſtört, und das, was Tugend an ihm

iſt, anerkennt. Alsdann werden ſolche Anhänglichkeiten echt und dauernd ſeyn, wenn gleich die eine Perſon gegen die andere im Verhältniſſe des Obern zu ſeinem Untergebenen ſteht." —

„In der Freundſchaft zwiſchen Perſonen von ungleichem Anſehn, ſagt Ariſtoteles weiter, muß der edlere mehr geliebt werden, als lieben: wenn aber ein richtiges Maß getroffen wird, ſo kommt demungeachtet ein gewiſſes Wohlverhältniß heraus, welches die Verbindung zum Range echter Freundſchaft hinaufhebt. Sind die Perſonen zu weit auseinander, durch ihr Weſen und ihre Lagen; ſo findet keine Freundſchaft zwiſchen ihnen Statt. Der Unterthan kann allenfalls noch der Freund ſeines Fürſten ſeyn; aber der Menſch kann einen Gott nicht als ſeinen Freund betrachten. Er kann weder deſſen Wohl zu befördern ſtreben, da er ganz vollkommen iſt, noch ihn als ein Gut, das ihm durch die Verbindung vortheilhaft wird, betrachten, da der Gott ganz außer ſeinen Verhältniſſen ſteht. Die Verbindung zwiſchen einem reifen Manne und einem Knaben kann wenigſtens keine echte Freundſchaft ſeyn; weil ſie nur auf Vergnügen beruht."

„Es giebt aber Menſchen, die ſich bloß an andere anhängen, um von dieſen geliebt und angebetet zu werden. Denn Freunde lieben unmittelbar um der Wonne willen, die das Lieben mit ſich führet. Sie lieben, wenn gleich ihre Liebe nicht erkannt und erwiedert wird. Der Freund ſtrebt nach des Andern Wohl nicht um ſein ſelbſt, ſondern um dieſes Andern willen. Freud' und Leid müſſen ihn unmittelbar rühren, weil ſie dem Andern widerfahren."

„Freundschaft äußert sich durch unmittelbare Handlung, oder durch eifriges, angewöhntes Streben nach dem Wohl des Verbündeten. Sie unterscheidet sich dadurch vom bloßen Wohlwollen, (Εὔνοια) welches ein bloßer vorübergehender Wunsch ist, daß es einem Andern wohl gehe. Verträglichkeit (Ὁμόνοια) ist gleichfalls von Freundschaft verschieden. Denn jene setzt bloß ein Zusammenstreben Mehrerer nach einem Zwecke ohne Ausschließung und Hinderung zum voraus."

Nach diesen Sätzen konnte Aristoteles die Verbindung zwischen Gatten allerdings unter den Begriff der echten Freundschaft bringen.

„Mann und Frau, sagt unser Philosoph in seiner Politik, [13]) haben Jedes ihre ihnen eigenthümlichen Tugenden. Derjenige Mann würde feig seyn, der nicht tapferer wäre als die Frau: diejenige Frau wäre nicht sittsam zu nennen, die den sittsamen Mann nicht noch an Sittsamkeit überträfe. Bey der Verwaltung des Hauswesens haben Beyde ihre verschiedenen, jedem besonders angewiesenen Geschäfte. Der Mann erwirbt, die Frau hält zusammen. Die leitende Klugheit aber scheint dem Manne, als Führer, zuzukommen. Alle übrigen Tugenden sind unter ihnen gemein. Die Frau ist dem Manne untergeben: aber dennoch frey, und das Recht, einen guten Rath zu ertheilen, kann ihr nicht abgesprochen werden. Sie giebt den Stoff her, den der Mann verarbeitet."

In Gemäßheit dieses Verhältnisses, das Aristoteles zwischen den Gatten annimmt, vergleicht er

13) Libr. III. cap. 4

nun *) ihre Verbindung in der Ehe mit der aristokratischen Verfassung eines Staats. „Wenn sie wohlgeordnet ist, so wird der Gatte zwar den Vorrang behaupten, und in demjenigen, was ihm zukommt, regieren, aber die Frau in demjenigen Wirkungskreise, der ihr gebührt, nicht beschränken. Denn wollte der Mann in Allem allein herrschen, so würde die Verbindung, anstatt einer wohlgeordneten Aristokratie zu gleichen, sich einer tadelnswürdigen Oligarchie nähern, worin der Hervorragende seine Anmaßungen übertreibt, und die Uebrigen als Knechte behandelt. Dieß kann aber gar nicht gestattet werden. Die Frau ist durchaus nicht als ein bloßes Mittel zu selbstischen Zwekken des Mannes zu betrachten. Eben so unrecht würde es aber auch seyn, wenn die Frau, etwa weil sie reich und vornehm wäre, sich die Oberherrschaft anmaßen wollte."

„Die Verbindung zwischen den Gatten verdankt ihren Ursprung der Natur. Bey Thieren hat sie nur den Zweck der Fortpflanzung. Aber bey dem Menschen geht ihre Bestimmung ursprünglich weiter. Die Gatten sollen gemeinschaftlich für ihren Unterhalt sorgen, und Jedem ist sein Geschäft dabey angewiesen. Sie greifen sich einander in die Hand, sie bringen ihr Eigenthum zusammen. Ihre Verbindung beruht auf gemeinschaftlichem Nutzen und Vergnügen. Sie kann aber auch auf Tugend beruhen, wenn sie Beyde bieder sind. Denn jedes Geschlecht hat seine ihm eigenthümlichen Vorzüge, deren sich das andere erfreuet. Kinder machen ein neues Band unter

*) De Moribus et Endemionum l. c.

ihnen auf, indem ſie ein gemeinſchaftliches Gut ſind." —

So entwickelt Ariſtoteles den Begriff und die Pflichten der Gattenliebe in ſeinen Schriften über die Moral. Eine vortreffliche Stelle, die hieher gehört, ſteht noch in ſeinen Oeconomicis. [15]) Er legt dem Mann die Pflicht auf, ſeine Gattin auszubilden, ſie mit Gut und Blut zu vertheidigen, gemeinſchaftlich mit ihr das Hausweſen und die Erziehung zu beſorgen, und ihr treu und ſtandhaft bis an den Tod anzuhängen. Sehr weitläuftig und ſehr beſtimmt legt er dem Manne gleiche Pflichten in Anſehung der Keuſchheit des Ehebettes auf, und empfiehlt ihm vorzüglich der Gattin diejenige Achtung einzuflößen, die das Herz gewinnt, und ſich vor derjenigen Strenge zu hüten, die zwar zur Folgſamkeit nöthigt, aber Haß und Abneigung hervorbringt.

Wenn nun gleich Alles dieß den Begriff der Zärtlichkeit nicht vollendet: wenn es Pflichten ſind, die wir allenfalls auch dem Patron gegen ſeinen Clienten auflegen würden, wenn er dieſen mit liebender Anhänglichkeit zu umfaſſen, und ihn eben ſo an ſich zu ſchließen ſucht; ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß Ariſtoteles das Weſen der Liebe in dieſer Art von Verbindung richtig gefaßt hat.

Leidenſchaftliche Liebe ſcheint er zwar zu kennen, aber ihr keinen Werth beyzulegen. Der leidenſchaftlichen Verbindung zwiſchen Männern iſt er abgeneigt. Liebe, (ἔρως) nennt er Begierde, oder auch Leidenſchaft. Er ſagt, die Liebe fange da an, wo man

15) Lib. I. p. 503.

auch abweſend das Bild des Geliebten immer mit ſich herumtrage. [16]) Daß ihr Zweck dahin gehe, ſich in den geliebten Gegenſtand zu verwandeln, ſcheint daraus zu folgen. [17])

Siebentes Kapitel.

Ideen einiger Philoſophen, die zu keiner beſtimmten Sekte gehören: Cicero und Plutarch.

Ich glaube den Cicero zu den griechiſchen Philoſophen zählen zu können, da ſeine Bildung offenbar mehr griechiſch als römiſch geweſen iſt. Er hat keiner Sekte beſonders angehört, ſondern dasjenige, was ihm das Beſte ſchien, aus den Lehrſätzen Aller zuſammengetragen. Wir haben von ihm eine kleine Abhandlung über die Freundſchaft, worin das Weſen derſelben gut gefaſt iſt, und brauchbare, praktiſche Regeln gegeben werden. Er nähert ſich den Grundſätzen des Ariſtoteles, oder auch der mittleren Akademie, und beſtreitet die Stoiker und Epikureer. Das Leidenſchaftliche in der Freundſchaft, das er Amor nennt, will er aber daraus verbannt wiſſen.

Gattenzärtlichkeit betrachtete Cicero als ein liebendes Patronat: Geſchlechtsliebe aber ſah er als eine

16) Rhetorie Lib. I. p. 635.

17) Dieſen letzten Satz legt ihm Niphus in libro de pulcro et amore ausdrücklich bey, und beruft ſich dabey auf Ethicorum libro X. wo ich aber die Beweisſtelle nicht habe finden können.

leidenſchaft an, die auf Sinnlichkeit beruhe, und die der Weiſe fliehen müſſe.

Plutarch gehört ebenfalls zu denjenigen moraliſchen Schriftſtellern, die ihre Grundſätze aus mehreren Syſtemen zuſammengeborgt haben. Inzwiſchen ſcheint er ſich doch am mehrſten zu den ſpäteren Platonikern hinzuneigen. Zu gleicher Zeit wird der Einfluß monarchiſch römiſcher Ideen bey der Art, wie er über Liebe zu den Weibern urtheilt, ſichtbar.

Der Vorzug dieſer Liebe vor derjenigen zu den Jünglingen ſcheint zu ſeiner Zeit, (er lebte im erſten Jahrhunderte nach Chriſto,) einen ziemlich gewöhnlichen Stoff zu Redeübungen geliefert zu haben. In ſeinem Buche von der Liebe, wird ein Wettſtreit über dieſe Materie dargeſtellt, wobey die Anhänger der einen und der andern Art von Liebe ihre Meinungen mit vielen Gründen unterſtützen. Der Liebhaber der Lieblinge wirft ſeinem Gegner vor, daß bey der Liebe zu den Weibern bloße thieriſche Begierde nach Körperverbindung zum Grunde liege. Dagegen erwiedert dieſer, die Liebe zu den Lieblingen beruhe ebenfalls auf einer ſolchen Begierde, ſonſt würde ſie nicht Liebe genannt werden können. Sey ſie aber damit verbunden, ſo ſey ſie auch höchſt ſchändlich und unnatürlich. Der Schiedsmann ſichert darauf der Gattenliebe ihre Rechte, und nennt die Ehe eine Verbindung, die mit dem göttlichen Geſchenke der Freundſchaft nicht unvereinbar ſey, und deren Feſtigkeit auf wechſelſeitiger Achtung beruhe.

Bald lenkt ſich das Geſpräch auf die Würde des Amors. Es war der Liebe der Vorwurf gemacht, ſie ſey eine Art von Wahnſinn. Allein es wird

gegen behauptet, die Schwärmerey der Liebenden
eine Folge göttlicher Begeiſterung. Bey dieſer Gele-
nheit werden Beyſpiele großer Thaten angeführt, die
wohl für Lieblinge als Weiber unternommen ſind.
arauf folgt eine Entwickelung der Platoniſchen Ideen
ber den Abglanz der Urſchönheit an der körperlichen
chönheit des Jünglings ſowohl als des Weibes. Sie
ird durch folgende Allegorie anſchaulicher gemacht.
Iris und Favonius haben den Amor gezeugt. Iris iſt
r Schein, der entſteht, wenn die Sonne auf eine naſſe
Wolke trifft. Wir glauben dann, etwas Wirkliches
n dieſer Wolke wahrzunehmen, was doch nur dem
Schein nach an ihr befindlich iſt. Eben ſo erſcheint edel
iebenden die äußere Schönheit wie ein Abglanz der
rſchönheit, und erweckt Erinnerungen an jenes gött-
che Schöne, das eben ſo ſehr Liebe als unſere Bewun-
erung verdient. Aber die mehrſten gleichen den Kna-
en, die nach dem Regenbogen greifen: ſie verfolgen an
Jünglingen und Weibern das Bild der Urſchönheit, das
ich an ihnen abſpiegelt, und wiſſen doch nur eine
Wolluſt zu nehmen, die mit Schmerz verknüpft iſt."

Dieß iſt das erſte mir bekannte Beyſpiel, daß die
Platoniſchen Ideen auf die Liebe zu Weibern angewandt
ind.

Die Folge des Geſprächs wird die Achtung für dieß
Geſchlecht und die Ehe, aber zugleich eine Vermiſchung
des Syſtems des Plato mit dem Epikureiſchen zeigen.

„Die Urſach der Liebe iſt in gewiſſen Bildern zu
ſuchen, die bald auf den Körper bald auf den Geiſt
wirken, und in dieſem Erinnerung an die Urſchönheit
erwecken. Beyde Wirkungen können ſowohl durch Lieb-
linge als durch Weiber hervorgebracht werden, wenn

ein keuſcher und beſcheidener Charakter aus der Blüthe der Jugend und der Schönheit hervorleuchtet. So wie ein gut paſſender Schuh die Schönheit des bedeckten Fußes offenbart, ſo ſehen diejenigen, die dafür Sinn haben, in einer edeln Geſtalt Spuren einer edeln Seele." — Dieſe Idee iſt ein Zuſatz der ſpätern platoniſchen Schule, den wir aber hier zum erſten Mahle auf das Weib angewandt finden.

Weiter: „Wenn Jemand auf die Frage: ob er Weiber oder Jünglinge vorzöge? die Antwort geben wollte: Beyde könnten ihn reitzen; ſo würde er ſeinen natürlichen Begierden gemäß ſprechen. Aber eben dieß könnte auch der edle Liebhaber ſagen. So wie die Liebhaber von Pferden und Hunden keinen Unterſchied zwiſchen beyden Geſchlechtern machen; ſo wird derjenige, der die Schönheit und Menſchen liebt, nur einen Unterſchied in der Bekleidung zwiſchen ihnen finden. Man behauptet: Schönheit ſey die Blüthe der Tugend. Iſt es denn nicht widerſinnig, zu behaupten: die Weiber blühen nicht, und zeigen dadurch keine Anlage zur Tugend? Sieht man ihnen doch laſterhafte Neigungen an!"

Plutarch geht noch weiter: Er hält die edle Liebe, die Plato lehrte, mit der Befriedigung der körperlichen Geſchlechtsſympathie in der Verbindung mit Weibern vereinbar. „Wer wird es ertragen, ſagt er, daß bey den vielen edlen Thaten, die bey uns und bey den Barbaren von Weibern ausgeführt ſind, die Venus geſchmäht, und behauptet werde, ſie könne mit Amor verbunden nicht zur Freundſchaft werden!" Er fährt fort, viel zum Lobe der Ehe, und viel gegen die Liebe zu den Lieblingen zu ſagen. In der erſten, behauptet er, gehe die Leidenſchaft nach und nach in ruhige Zärt-

keit über. Man habe viele Beyspiele von beständiger Liebe unter Ehegatten, wenige von einer solchen Liebe unter Liebhabern.

Eben dieser Philosoph hat uns in einem andern Aufsatze Ehstandsvorschriften geliefert, die eben diesen Geist der Achtung für das Frauenzimmer athmen, und voll von praktischer Lebensweisheit sind. Inzwischen sieht er doch das Verhältniß des Mannes zur Frau noch immer wie ein Patronat und Clientelarverhältniß an. Er verlangt große Eingezogenheit von der Gattin, große Achtung für den Mann, aber auch von Seiten des letzten liebreiche Behandlung. Er wünscht, daß die die Frau selbst gelehrte Kenntnisse aus der Belehrung des Mannes schöpfe, und sich dadurch über die Sucht nach unnützem Zeitvertreib, und über Vorurtheile erhebe.

Endlich hat Plutarch über die Tugenden der Weiber geschrieben, und die Meinung des Thucydides, daß diejenige Frau die beste sey, von der man am wenigsten außer Hause höre, bestritten. Er sucht den Satz, daß die Weiber zu öffentlichen Tugenden geschickt sind, durch eine Menge von Beyspielen zu beweisen, nach denen sie durch ihren Muth, durch ihre Standhaftigkeit und Treue zum Wohl des Staats unmittelbar beygetragen haben.

Achtes Kapitel.

Denkungsart des Terenz über Geschlechtsverbindung und Liebe.

Ich komme zu den Schriftstellern, die mehr für Unterhaltung als für Belehrung geschrieben haben.

Unter den Werken der Einbildungskraft, welche diesen Zweck hatten, hat sich die neuere Komödie wahrscheinlich am genauesten an die Schilderung wirklicher Sitten der Zeitgenossen gehalten: und da sie sich nach dem Verfall der Republik auf Darstellung häuslicher Scenen einschränkte, so würden wir gewiß die sichersten Data über den Gegenstand meiner Untersuchungen aus ihr schöpfen können, wenn uns nur mehr von ihr übrig geblieben wäre.

Inzwischen kann uns Terenz doch immer Vieles in den Sitten von Athen, nach dem Verlust der Selbständigkeit dieser Republik, aufklären. Von den sechs Stücken, die wir von ihm übrig behalten haben, sind viere nach dem Menander, zwey nach dem Apollodor bearbeitet: Schriftsteller, die Beyde in diese Periode fallen.

Wer den Terenz mit Aufmerksamkeit liest, muß den Glauben an eine ausgezeichnete Achtung, deren die Hetären in Athen genossen haben sollten, völlig fahren lassen.

In der Andria kommt ein Vater vor, der seinen Sohn darüber lobt, daß er sich mit den Hetären nicht abgiebt: ein Vetter einer solchen berüchtigten Person, der es sehr bedauert, daß seine Anverwandtin sich nicht lieber ehrlich und kümmerlich in ihrem Vaterlande habe

ähren, als in Athen mit einem so unanständigen
werbe Reichthümer habe erwerben wollen: endlich
anderer Vater, der seine Tochter einem jungen
anne um seiner guten, von aller Verbindung mit Hes
ren freyen Aufführung willen geben will, und sein Wort
rücknimmt, sobald er von einer solchen Verbindung
nes künftigen Eydams hört. Es läßt sich schwer bes
eifen, wie man über dieß Alles so viel Aufhebens
ürde haben machen können, wenn die Hetäre die Billis
ung der guten Sitte auf ihrer Seite gehabt hätte.

Wie edel, wie zärtlich erscheint dagegen in eben
eser Andria die Liebe des Pamphilus zu der Bürgerin
lycera! Pflicht, Freundschaft, und Liebe binden ihn
n diejenige, die sein Herz gewählt hat, und nichts als
er Tod soll ihn von ihr scheiden! Er hat sie — das ist
in Ausdruck — von ganzer Seele wie seine Gattin
eliebt. Sie ist keusch und gut erzogen: sie hat ihm
hre Person nur mit ihrem Herzen überlassen, und die
Dürftigkeit, die ihrer nach seiner Entfernung wartet,
oll sie zu keiner unwürdigen Lebensart verführen!

Man lernt aus dem Terenz drey verschiedene Arten
on Hetären kennen. Einige hielten eigen Haus von
en Geschenken, die ihnen von den Besuchenden gebracht
wurden. Sie waren zu gleicher Zeit Unterhändlerinnen
verliebter Abenteuer, und suchten sich durch die Pro-
tektion angesessener Häuser Duldung zu verschaffen. So
erscheint Thais im Eunuch.

Eine andere Art hing sich an einen Einzigen, und
ließ sich von diesem unterhalten. So werden die Hetä-
ren im Heautontimorumenos dargestellt.

Endlich gab es eine dritte Art Mädchen, die in
Häuser gingen, wohin sie bestellt wurden. Die Skla-

rinnen, die ein Kuppler hielt, waren von jenen drey andern Arten von Freudenmädchen, die alle frey gewesen zu seyn scheinen, noch verschieden.

Aber alle werden in keinem sehr vortheilhaften Lichte, in Vergleichung mit der Matrone und dem Mädchen, das Bürgerin ist, dargestellt. Eine gewisse Gutherzigkeit, verbunden mit kluger Einsicht ihres Vortheils, macht ihr höchstes Verdienst aus.

Parmenon im Eunuch giebt von der ganzen Gattung kein schönes Bild: „Wenn sie außer Hause erscheinen, sagt er, so sehen sie so reinlich, so geschmackvoll, so sorgsam gekleidet und geschmückt als möglich aus. Speisen sie mit ihren Liebhabern, so stellen sie sich äußerst lecker an. Aber man muß sie daheim sehen, um ihren Schmutz, ihre Armseligkeit und ihr schamloses Wesen kennen zu lernen. Wie sie da das schwarze Brot aus der Brühe des vorigen Tages schlingen! Wahrlich! kein beßres Warnungsmittel für junge Männer, als mit dem Allen früh bekannt zu werden!“

Im Heautontimorumenos wird das eingezogen lebende Mädchen, das sein Brot mit Handarbeiten verdient, der reichen verschwenderischen Hetäre zur Beschämung gegenüber gestellt. Diese fühlt selbst den höheren Grad von Achtung den jenes verdient, und den Werth einer Verbindung, die unter Zustimmung der Herzen auf beständig geschlossen wird.

Die freye Bürgerin und die Matrone genießen ein großes Ansehn beym Terenz. Freylich kommt in dem Heautontimorumenos eine Sostrata vor, der von ihrem Gatten ziemlich hart begegnet wird. Aber dieser ist ein überkluger Mensch, der alle andere übersehen will, ob er gleich in seinen eigenen Sachen blind ist. Dennoch

richt die Frau ihr Wort mit, giebt Rath, und hat ne Stimme bey der Wahl eines Weibes für ihren ohn.

Im Phormio spielt Nausistrata, die Gattin des bremes, die Rolle einer Maitresse femme. Merkürdig ist es, daß der Parasit Phormio sich als den uten Freund des Hauses ankündigt, daß Nausistrata ersprícht, ihm in Allem, worin sie kann, nützlich zu ern, daß er sich bey ihr zu Gast bittet, und daß sie, hne den Mann zu fragen, ihn zur Tafel einladet.

In der Hecyra antwortet Sostrata auf die Vorürfe ihres Gatten: „Es ist die größte Ungerechtigkeit, wenn die Männer unser ganzes Geschlecht auf einerley Art beurtheilen, weil es einige schlechte Weiber giebt.“ Laches gesteht dieß selbst ein: „Kann man mehr Vollkommenheit von den Weibern als von den Männern fordern, ruft er aus; sind wir denn selbst ohne Fehler?“

Ueberall findet man Spuren wahrer Zärtlichkeit in der Ehe, und den festgesetzten Begriff der Verbindlichkeit des Gatten zur Treue, oder wenigstens zur Verheimlichung seiner Liebschaften.

Es ist schändlich, sagt Demea in den Adelphen, die Buhlerin mit der Frau in einem Hause zu vereinigen.“ Nausistrata in dem Phormio will durchaus ihren Mann verlassen, weil er eine Tochter in einer Winkelheirath gezeugt hat, und dieser fühlt selbst, daß er nicht Recht daran gethan habe, und höchstens nur Nachsicht verdiene.

In der Andria, im Eunuch, in den Adelphen, im Phormio, in der Hecyra kommen theils leidenschaftlich verliebte Liebhaber, theils eben so leidenschaftlich verliebte und zärtliche Ehemänner vor. In dem letzten

Stücke erſcheint ſogar ein Gatte, der einen vermeinten Fehltritt ſeiner Gattin, ſo weit es mit ſeiner Ehre beſtehen kann, zu verbergen bereit iſt.

Merkwürdig bleibt der leichte Triumpf, den die Liebhaber über die Unſchuld freygeborner Mädchen, Töchter von Bürgern, davon tragen, wovon ſich ſowohl in dem Eunuch als in den Adelphen Beyſpiele zeigen. Sie deuten auf den geringen Begriff hin, den die Alten von der Gewalt des Weibes hatten, über ſeine Sinnlichkeit zu wachen, und den Angriffen auf ſeine Ehre durch ſich ſelbſt zu widerſtehen.

Neuntes Kapitel.

Denkungsart des Plautus über Geſchlechtsverbindung und Liebe.

Ich bin ſehr zweifelhaft darüber, ob die Denkungsart, die ich in den Schauſpielen des Plautus über die Materie finde, die mich beſchäftigt, herrſchende gute Sitte unter den Römern oder unter den Griechen war. Es kommen viele Stellen bey ihm vor, welche auf Gebräuche hindeuten, die wir um ſo eher für römiſch halten, weil wir beſtimmt wiſſen, daß ſie in Rom beobachtet wurden, und zu wenig von Griechenland wiſſen, um behaupten zu können, daß ſie dort nicht ebenwohl eingeführet geweſen ſeyn können.

Dagegen aber iſt die Scene beynahe in allen Schauſpielen nach Griechenland, und beſonders nach Athen verlegt. Hin und wieder muß der Autor ſogar den

Anſtoß zu heben ſuchen, den der römiſche Zuſchauer an gewiſſen Sitten nehmen könnte, die mit den ſeinigen im Widerſpruche ſtehen. Gebe ich daher gern zu, daß Plautus ſeinen griechiſchen Vorbildern auf eine freyere, mehr genialiſche Art nachgeahmt habe, als Terenz; ſo bleibt es mir doch immer höchſt wahrſcheinlich, daß er einen griechiſchen Stoff in den mehreſten ſeiner Schauſpiele bearbeitet, und hauptſächlich griechiſche Sitten dargeſtellt habe.

Wir finden nun beym Plautus den Begriff der Liebe, als einer Neigung, ſich ſelbſt zu vergeſſen, und ſich für das Wohl des Andern aufzuopfern, bereits feſt gegründet.

In dem Schauſpiele Cistellaria kommt ein freygebornes, äußerſt liebendes Mädchen vor. Silerium, ſo heißt die Perſon, glaubt ſich von ihrem Geliebten Alceſimarchus betrogen, der eine Andere heirathen ſoll. Demungeachtet widerſteht ſie dem Verlangen ihrer Mutter, ihm die Thüre zu weiſen. Sie ſagt vielmehr ihrer Freundin beym Abgehen: Sollte in meiner Abweſenheit Alceſimarchus kommen, o ſo ſchelte ihn nicht! Denn ſo wenig er es auch um mich verdient hat, ſo iſt er mir doch theuer: ſo will ich ihn doch im Geheimen lieben. Drum ſag ihm nichts, was ihn kränken könnte!"

In dem Amphytruo werden der Alcmena wirklich hohe Empfindungen der Liebe beygelegt. Ihr Gemahl hat ſie nach einem kurzen Beſuche wieder verlaſſen, um zur Armee zurückzukehren. „Jetzt bin ich wieder ſo allein, ruft ſie aus, da derjenige entfernt iſt, den ich über Alles liebe! Der Schmerz über ſeine Abreiſe überwiegt die Freude über ſeine Ankunft!

Aber mein Troſt iſt, daß er die Rebellen überwinden, und als Sieger nach Hauſe kehren wird. Laß ihn entfernt ſeyn! Er kommt zurück mit Ruhm beladen! Standhaft will ich ſeine Abweſenheit ertragen, wenn mir nur die Belohnung wird, daß mein Gatte ſich im Kriege als Sieger auszeichne. Tugend (Virtus,) iſt das höchſte Gut. Freyheit, Leben, Vermögen, Eltern, Vaterland und Kinder werden durch ſie beſchützt u. ſ. w.

Allein nicht bloß die Weiber erſcheinen liebend beym Plautus, ſondern auch die Manner. In dem eben angeführten Schauſpiele hält Amphytruo ſeine Frau für untreu. Mitten in der Qual der Eiferſucht wird ihm ihre glückliche Niederkunft gemeldet. „Ach! es freuet mich, ruft er aus: ſo wenig ſie es auch um mich verdient hat!“ Eben ſo liebend ſagt Aegyrippus in der Asinaria zu der geliebten Philenium: „ich möchte von meinem Leben nehmen, und es zu dem deinigen zulegen!“

Außer dieſen Spuren eines Begriffs wahrer Liebe finden ſich beym Plautus andere von einer verfeinerten Geſchlechtsſympathie: von einem Genuſſe, der aus dem Umgange mit dem zärteren Geſchlechte gezogen wurde, der eine gewiſſe Zartheit und Fülle der Empfindungen, ſo wie eine ſchmückende Phantaſie vorausſetzt. Ich beziehe mich zum Beweiſe auf den Brief, den Phönicium an den Kalidorus in dem Schauſpiele Pſeudolus ſchreibt, und worin ſie ihm die ſüßeſten Bilder einer Ueppigkeit zurückruft, die ſowohl dem Körper als der Seele gehört. Dagegen erſcheint an andern Stellen die Geſchlechtsſympathie in aller ihrer Rohheit und Ausgelaſſenheit. D. h

habe ich nur selten Spuren einer Bekanntschaft mit der Neigung zu Lieblingen gefunden. Im Curculio kommt eine solche vor, wo aber zugleich mit Mißbilligung davon als von etwas Verbotenem gesprochen wird.

Die Meretrices, die Hetären, werden beynahe alle als eigennützig, unzuverlässig, ausschweifend in ihrer Prachtliebe, und zügellos in ihren Sitten dargestellt. Mit den stärksten Farben werden sie im Truculentus gemahlt. Nur in der Mostellaria kommt eine Philematium vor, die mit Treue und Uneigennützigkeit an ihrem Liebhaber hängt. Sie liebt Wahrheit, hält auf ihren Ruf, schmückt sich nur für ihren Geliebten, und kennt keinen andern Willen als den seinigen.

Auch im Pönulus kommt eine gutgesinnte Hetäre vor, aber sie ist eine Freygeborne.

Die Matronen, die Bürgerinnen, werden beym Plautus sehr achtungswerth vorgestellt. Freylich geben sie ihm auch zuweilen Gelegenheit zur Satyre. Er wirft ihnen ihre Schwatzhaftigkeit, und den reicheren, Herrschsucht und Prachtliebe vor. Aber im Ganzen sucht er doch immer die freygeborne Bürgerin der Sklavin und der Hetäre entgegen zu stellen, und jene ins Schöne zu heben. Wie er über die Vorzüge einer guten Hausfrau und die Pflichten der Gattin dachte, zeigt besonders folgende Stelle im Stychus, die zugleich einen hohen Begriff von Sittlichkeit in sich faßt.

Zwey Schwestern haben Männer geheirathet, die arm sind, und eine Reise übers Meer angetreten haben, um ihre Umstände zu verbessern. Die beyden

Gattinnen leben auf Kosten des geizigen Vaters. Da diese Lage nicht angenehm ist, und die Männer lange ausbleiben, so beklagt sich die eine Schwester darüber gegen die andere. „Wie, sagt diese, kann es dich schmerzen, daß sie ihre Pflicht nicht erfüllen, so lange du der deinigen getreu bist? Daß ich nie wieder dergleichen von dir höre! Der Weise muß seine Pflicht erfüllen, unbekümmert, ob der Andere sie gegen ihn erfülle." Die Schwester gesteht es ein: „Glaube nicht, spricht sie, daß ich meines Mannes vergessen konnte!"

In einer andern Scene fragt der Vater die Tochter: wie eine gute Frau gesinnt seyn müsse. „So, antwortet diese, daß, wenn sie durch die Straßen wandelt, sie jedem Spötter den Mund verschließe." „Woran, fragt der Vater, erkennt man am leichtesten die gutgeartete Frau?" „Daran, antwortet die andere Tochter, daß sie bey völliger Gewalt, Uebels zu thun, sich zu beherrschen weiß, und es unterläßt." — „Woran erkennt man die weiseste?" — „Daran, daß sie im Glück sich selbst nicht vergißt, und ihr Unglück mit Gleichmüthigkeit erträgt!" — Der Vater dringt in der Folge noch in die Töchter, daß sie ihre Männer verlassen sollen. „Wie, ruft er aus, ich sollte dulden, daß ihr bey meinem Leben an Bettler verheirathet wäret?" Allein die eine Tochter antwortet ihm: Dieser Bettler gefällt mir, wie der Königin ihr König. Ich liebte ihn, wie er reich war; auch arm werd' ich ihn lieben!"

Zehntes Kapitel.

Denkungsart des Theokrit, Bion und Moschus über Geschlechtsverbindung und Liebe.

Die eigentlichen Hirtengedichte des Theokrit beweisen nichts über die Denkungsart seiner Zeitgenossen. Der Dichter hat sich in eine frühere Welt, und in einen andern Stand hineingedacht, als diejenigen waren, in denen er lebte. Er wollte die Einfalt der rohen Natur schildern: die Liebe erscheint bey ihm gemeiniglich mit aller Heftigkeit, aber auch mit allem Schmutze einer bloß sinnlichen Leidenschaft. Zuweilen vergißt er den angenommenen Charakter. Polyphem, der seiner Geliebten die Hand küssen will, gehört an den Hof zu Alexandrien.

Wichtiger zu meinem Zwecke sind die Gelegenheitsgedichte des Theokrit. In der funfzehnten Idylle [17]) beschreibt er das Begräbniß des Adonis, das von Arsinoe, der Tochter der Berenice, in Alexandrien gefeyert wurde. Fremde Griechinnen erschienen dabey: eine Dichterin hielt einen Lobgesang, worin zugleich Vieles zum Ruhme der Arsinoe gesagt wurde. Es war also schon Mode, daß die Hofpoeten den Fürstinnen öffentlich ihre Huldigungen darbrachten.

In der siebzehnten Idylle findet sich das Lob der Berenice. Die wechselseitige Liebe zwischen ihr und dem Ptolomäus wird gepriesen, und sie selbst wird vergöttert. Nach der acht und zwanzigsten Idylle sendet Theokrit der Theogenis, Gattin seines Arztes Nicias,

17) Edition von Harles.

einen Spinnrocken zum Geſchenke, und nennt ſich dabey ihren Freund. Ein Beweis der immer wachſenden geſelligen Freyheit unter beyden Geſchlechtern in einer Reſidenz und Handelsſtadt, wie Alexandrien war.

Dem Theokrit wird ein Epigramm auf eine Statue der himmliſchen Venus zugeſchrieben, welche eine Gattin in dem Hauſe ihres Mannes zum Dank für ihr häusliches Glück aufſtellte. „Sie hatte, heißt es darin, Kinder und Leben mit ihm gemein, und mit jedem Jahre mehrte ſich ihre Zufriedenheit unter dem Einfluß der Göttin!“

Bion und Moſchus ſind eben ſo wie Theokrit zu beurtheilen. Alle drey verwechſeln in ihren Hirtengedichten leidenſchaftliche Begierde mit Liebe. Noch findet man bey ihnen Anſpielungen auf die ausgelaſſene Liebe zu den Lieblingen. Aber man trifft auch deutliche Spuren des Werthes an, der auf Gattenliebe geſetzt wurde, und der anerkannten Abhängigkeit von dem geliebten Weibe. In dem lieblichen Geſpräche, das ſowohl dem Theokrit als dem Moſchus beygelegt wird, ſagt das Mädchen: „In der Ehe herrſchen Beſchwerden.“ Der Liebhaber antwortet: Hymen, Stifter der Freuden, giebt weder Verdruß noch Gram.“ — „Aber man behauptet, erwiedert das Mädchen, das Weib ſey des Mannes Sklavin.“ — „Sag lieber, ſeine Gebieterin, verſetzt jener. Wann lernten die Schönen gehorchen?“

Eilftes Kapitel.

Von den verliebten Elegien und den Heroiden der Griechen.

Schon Solon ſoll Elegien verfertigt haben, und ich wage es nicht zu behaupten, daß das Versmaß, das dieſen Gedichten eigen iſt, zuerſt nach dem Verfall der griechiſchen Republik aufgekommen ſey. Inzwiſchen ſcheint mir das Weſen dieſer Dichtungsart mehr in die Zeiten der unterdrückten Freyheit zu gehören. Es iſt der Stimmung eines Volkes angemeſſen, das mehr in ſich, als außer ſich wirkt, und ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf das Privatleben als auf das öffentliche richtet.

Ich will inzwiſchen dieſe Hypotheſe nicht weiter verfolgen. Ich mag auch nicht behaupten, daß nicht ſchon früher verliebte Elegien verfertigt ſeyn ſollten. Aber daß die Begebenheiten einer Intrigue mit einem Weibe den Stoff zu Gedichten hergegeben habe, welche den Ausdruck leidender, hinſchmelzender, üppiger Empfindungen zu ihrem Hauptgegenſtande machen, darüber finden wir bey den Griechen vor der Zeit des Flors ihrer Litteratur in Alexandrien keine Spur.

Ich halte mich zu der Behauptung berechtigt, daß die Athenienſer zu den Zeiten des Flors ihrer Republik ſolche übertriebene Lobeserhebungen, ſolch eine wichtige Behandlung kleiner Vorfälle, ſolch eine Unterwürfigkeit unter den Willen des geliebten Weibes, ſolche hinſchmachtende Klagen, und dabey einen ſolchen Witz im Ausdrucke, wie wir ſie in der Elegie des Callimachus auf Berenicens Haarlocke, in einigen Idyllen des Theokrit, und in den Nachahmungen des Properz antreffen,

entweder lächerlich gefunden, oder mit wenig Intereſſe angehört haben würden.

Die verliebte Elegie iſt höchſt wahrſcheinlich das Produkt der Reſidenz und Handelsſtadt Alexandrien. Hier mußte die Intrigue, das dauernde Liebesverſtändniß unter nicht verheiratheten Perſonen entſtehen, weil hier ein Hof war, weil hier wenig öffentliche Thätigkeit dagegen viel geſelliges Verkehr, und viel Luxus herrſchte: weil endlich hier das Ueberſpannte und Gernwitzige im Geſchmack des Volks war.

Die Heroide iſt wahrſcheinlich hier gleichfalls zuerſt verſucht worden. Im Grunde liegen bey Beyden Liebesbriefe und verliebte Selbſtgeſpräche unter, deren ſich der äſthetiſche Sinn, und die Phantaſie bemeiſtern, um ſchöne Kunſtwerke der Poeſie daraus zu ſchaffen. Erhebt ſich der Schwung der Empfindungen und der Ausdruck nicht zu ſehr über die Situationen und die Sprache des gemeinen Lebens, ſo ſind dieſe Kunſtwerke Elegien. Der Ausdruck verliebter Gefühle bey ausgezeichneten Perſonen unter ungewöhnlichen Lagen giebt der Heroide den Charakter.

Eine vollſtändige Entwickelung dieſer Dichtungsarten läßt ſich zwar aus griechiſchen Denkmählern nicht liefern; aber ihr Daſeyn iſt außer Zweifel. Ich behalte mir vor, über die Natur verliebter Elegien und Heroiden das Nähere bey der Geſchichte der Liebe unter den Römern vorzubringen.

Zwölftes Kapitel.

Gebrauch, den die Profaiſten, welche zur Unterhaltung ſchrieben, von Geſchlechtsverbindung und Liebe gemacht haben: Lucian und Apulejus.

Es iſt ein Beweis des wachſenden Intereſſes an der Frauenliebe, wenn man ihre Darſtellung nicht bloß in Gedichten hören, ſondern auch in Proſa zur Unterhaltung leſen will. Dieſe Erſcheinung zeigt ſich gleichfalls in der Periode, von der ich ſpreche: aber ſpäterhin, im zweyten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, als die Griechen keine guten Dichter mehr hatten.

Wir haben vom Lucian einen ähnlichen Wettſtreit mit demjenigen, den uns Plutarch über den Vorzug der Liebe zu den Weibern vor der zu den Lieblingen geliefert hat. Der Aufſatz iſt aber nicht in philoſophiſcher Abſicht zur Unterſuchung und Belehrung, ſondern zur Unterhaltung geſchrieben. Das Geſpräch iſt ein proſaiſches ſchönes Kunſtwerk, eine rhetoriſche Uebung, keine Abhandlung.

Nichts Feurigers läßt ſich denken als die Lobrede des Liebhabers der Lieblinge:

„O daß die Götter mir ein Leben ſchenkten, in dem ich, ungetrennt von meinem Geliebten, ihm ſtets gegenüber ſitzen, ununterbrochen den Klang ſeiner ſüßen Stimme hören könnte! Ihn durch ein kummerloſes Leben durch bis in das ſpäteſte Alter zu begleiten, das iſt der heißeſte Wunſch meiner Seele. Aber ſelten wird ein ſo ungeſtörtes Glück dem Menſchen gewährt! Nun! daß ich dann mit ihm den aufgebrachten Wogen des Meers im rauhen Winter trotzen könnte! Wenn Tyran-

nen ihn in Feſſeln legten, ſo würd' ich mich mit Freuden mit ihm in harte Bande ſchmieden laſſen! Seine Freunde ſollten meine Freunde, ſeine Feinde die meinigen ſeyn. Mit unerſchrockenem Muthe würd' ich jede Gefahr mit ihm theilen, und ſollte er ſein Leben verlieren, ſo würde mir das meinige unerträglich ſeyn. Ich würde dann denen, die ich am mehrſten geliebt hätte, dieſe meine letzten Wünſche, dieſe meine letzten Befehle hinterlaſſen: ein gemeinſchaftliches Grab umſchließe uns Beyde, damit ſelbſt nach der Verweſung der empfindungsloſe Staub ſich vermiſche!" —

Obgleich ein gewiſſer Schleyer über den letzten Zweck dieſer Liebe geworfen wird, ſo läßt doch der Zuſammenhang des Ganzen keinen Zweifel übrig, daß körperliche Triebe bey dem Enthuſiasmus des Lobredners mitwirken. Lucian ſcheint die Sache aus eben dem Geſichtspunkte zu betrachten, und ſogar anzudeuten, daß nur Unerfahrne ſich durch die ſchönen Worte von Tugend und reiner Liebe täuſchen ließen. Ueberhaupt iſt dieſe philoſophiſche Neigung des Sokrates und ſeiner Schüler an mehreren Stellen bey unſerm Autor ein Gegenſtand ſeines Spottes. [19])

Wie konnte dieß anders ſeyn? Die Liebe zu den Lieblingen hatte den Werth und die Entſchuldigung einer republikaniſchen Leidenſchaft verloren. Wie unbefriedigend ſind die Gründe, mit denen der Lobredner dieſer Liebe beym Lucian, den Vorzug der Knaben vor gebildeten Weibern vertheidigt! Wie muß er den Auswurf des weicheren Geſchlechts hervorſuchen, um ihn

19) In ſeinem Dialog über die Liebe in der Verſteigerung der Philoſophen, u. ſ. w.

den ausgezeichnetsten Jünglingen entgegenzustellen, und diese letzten durch den Kontrast zu heben! Nur die Kunst ist zu loben, mit der Lucian eine schlechte Sache vertheidigt!

Eben dieser Schriftsteller hat uns einige Dialogen hinterlassen, worin er die Sitten der Hetären schildert. Es sind Redeübungen, wozu der Stoff aus den ältern Komikern hergenommen ist. Es bleibt daher zweifelhaft, ob sie auf die Sitten der Zeitgenossen des Verfassers passen. So viel aber ist gewiß, daß sie Buhlerinnen von sehr gemeinem Schlage darstellen.

Wir haben außerdem von ihm ein sehr merkwürdiges Denkmahl der immer wachsenden Adulation für das weibliche Geschlecht: Das Portrait einer Dame von Stande, worin alle physischen und moralischen Vollkommenheiten aufgezählt sind, die sich an einem Weibe vereinigt denken lassen. Es hat unzählige Nachfolger erzeugt; vielleicht aber ist dieß das erste Beyspiel jener frostigen und faden Galanterie, die zuerst an Höfen, und nachher auch in der größern Gesellschaft, dem schönen Geschlechte durch übertriebene Schmeicheleyen zu huldigen gesucht hat. Sollte dieß Portrait eine Satyre seyn, so würde diese eine damahls eingerissene, den frühern Griechen aber gewiß unbekannte Sitte beweisen.

Endlich haben wir aus diesen Zeiten ein Mährchen, zu dem die Liebe den Stoff hergegeben hat: Psyche, vom Apulejus lateinisch geschrieben, aber gewiß aus dem Griechischen entlehnt.

Wahrscheinlich hat eine Pantomime aus den frühern Zeiten zur Grundlage gedient: denn beynahe alle Situationen sind mahlerisch, und lassen sich durch

den mimiſchen Ausdruck darſtellen. Ob dieſe Pantomime einen Theil der Myſterien ausgemacht habe, kann ich nicht entſcheiden.

Man ſucht in dieſer Geſchichte eine Allegorie von der Seelenliebe, die durch körperliche Lüſternheit erniedrigt wird, und ſich Qualen und Schmerzen ausſetzt. Ich kann ſie nach wiederhohlter Durchleſung nicht darin finden.

Hat das Mährchen wirklich eine moraliſche Tendenz, ſo iſt es die, den Vorwitz zu beſtrafen, und den Genuß des Gegenwärtigen ohne Bekümmerniß um die verborgenen Gründe unſers Glücks zu empfehlen.

Genug! ſo wie die redneriſche Kompoſition da vorliegt, iſt ſie ein Meiſterſtück der Erfindung, das bey einer reineren Diktion ein vollkommenes Werk der ſchönen Kunſt ſeyn würde. Uns wird ſie darum hauptſächlich wichtig, weil die zarte Weiblichkeit der Pſyche, (wenn ich die Rache an den Schweſtern ausnehme,) ſo ſchön darin dargeſtellt wird, und weil die eheliche Liebe des Amors für ſeine Gattin die feinſten Empfindungen wahrer Zärtlichkeit verräth.

Gegen das Ende dieſer Periode iſt endlich auch der erſte Roman, von dem wir Nachricht haben, verfertigt worden. Ich werde aber, um den Zuſammenhang nicht zu unterbrechen, im achtzehnten Buche ausführlicher davon reden.

Siebzehntes Buch.

enkungsart der Römer über Ge- hlechtsverbindung und Liebe, bis zu den Zeiten des Septimius Severus.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Das gegenwärtige Buch hat einen doppelten Zweck: inmahl, zu zeigen, wie die Regierungsform die Be- riffe über den Werth der Weiber und der Verbindung nit ihnen auf eine ähnliche Art bey den Römern wie ey den Griechen modificiert hat; dann aber auch haupt- ächlich den Geiſt der römiſchen Liebesverſtändniſſe und hrer Behandlung zu entwickeln.

Es wird die Folge zeigen, daß die Galanterie des Mittelalters ihren erſten Urſprung und ihr entferntes Muſter in den römiſchen Elegikern, und beſonders im Ovid gefunden hat. Es war daher höchſt nothwendig, ihren Charakter darzuſtellen, und die Ideen auseinander

zu ſetzen, die ſie über Geſchlechtsverbindung und Liebe gehabt haben.

Ob die Welt, welche dieſe Dichter ſchildern, ihre eigene wirkliche, oder eine fremde und fingierte geweſen ſey, iſt freylich ſchwer zu entſcheiden. Ich glaube, daß zwar die Griechen ihnen zum Muſter und Vorbilde in vielen Stücken gedient haben, daß beſonders in Alexandrien der Ton der Liebesintrigue, (der im Grunde mit dem der verliebten Elegie ziemlich der nehmliche iſt,) bereits einen hohen Grad von Ausbildung erhalten hatte; aber bey den mehrſten Zügen, welche uns die römiſchen Elegiker von ihren Verſtändniſſen mit dem zärtern Geſchlechte aufbewahrt haben, läßt ſich doch die Individualität der Lagen, und das Lokale der Sitten nicht verkennen. Vielleicht ſind die Römer in keiner Dichtungsart ſo originell geweſen, als in der Elegie. Die Liebesintrigue und deren Behandlung hat unter ihren Händen Zuſätze erhalten müſſen, die ſie ſchwerlich in einem Lande, wo das Frauenzimmer weniger geſellige Freyheit als in Rom hatte, erhalten konnte. Darum habe ich auch bloß bey den Elegikern etwas Römiſches aufgeſucht, und übrigens ihre Komiker, ihre Philoſophen, und ihre Romanendichter, in ſo fern ſie ſich mit der Liebe beſchäftigt haben, der griechiſchen Bildung wegen, zu den Griechen gerechnet.

Uebrigens bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß ich bey der Charakteriſierung der römiſchen Liebesdichter auf den Werth ihrer Werke, als Produkte der ſchönen Kunſt, nur beyläufig Rückſicht nehmen, und mich darauf beſchränken mußte, den Werth ihrer Bemühungen zur Veredlung und Verſchönerung der Liebe zu prüfen.

Derjenige, der vielleicht an Adel, Schönheit und Wahrheit liebender Empfindungen allen Andern vorgeht, ist darum noch nicht der größere Dichter.

Zweytes Kapitel.

Denkungsart der Gesetzgeber und Staatsmänner über die Verhältnisse der beyden Geschlechter zu einander, zu den Zeiten der Republik.

Daß die Gesetzgeber und Staatsmänner in Rom über die Verhältnisse der beyden Geschlechter zu einander ganz anders in den ersten Zeiten der Republik, als in der Folge, gedacht haben, wie bey zunehmendem Luxus die Begriffe über den Werth des Menschen in dem stärkeren Geschlechte sich verfeinert hatten; daß ferner dieß Geschlecht an Wichtigkeit gewonnen hat, als es, nach Einführung der Monarchie, ein unmittelbarer Gegenstand der Fürsorge der Alleinherrscher wurde, vor deren Gewalt selbst das Regiment des Hausvaters verschwand; das läßt sich bereits aus demjenigen vermuthen, was ich über diesen Gegenstand in dem vorigen Buche gesagt habe.

Ich übergehe die Zeiten, in denen Rom unter Königen stand. Die Nachrichten, die uns davon übrig geblieben sind, rühren von spätern Schriftstellern her, welche Gebräuche und vorübergehende Anordnungen, die das Bedürfniß des Augenblicks nothwendig machte, mit dauernden Gesetzen verwechselt, und sich dabey mancher Widersprüche schuldig gemacht haben. Ist es glaublich, daß Numa, der auf der einen Seite für die Sitt-

ſamkeit der Weiber, und für die Heiligkeit der Ehen ſo beſorgt dargeſtellt wird, auf der andern den Männern, welche mit ihren Gattinnen Kinder gezeugt hatten, erlaubt haben ſollte, dieſe an andere Männer zu eben dieſem Zwecke zu verleihen? Gewiß! dieß ſieht weniger einer Wahrheit, als der Grille eines Sophiſten ähnlich, der aus der Nothwendigkeit einen neuerrichteten Staat zu bevölkern, Geſetze herleitet, denen ſich die Natur und ſelbſt die Nachricht widerſetzen, daß 520 Jahre nach der Erbauung Roms von keiner Eheſcheidung die Rede geweſen ſey.

Ich wende mich ſogleich zu den Zeiten der Republik, von denen wir freylich nicht viel wiſſen, von denen uns aber doch ſolche Nachrichten übrig geblieben ſind, die wir mit unſern übrigen Erfahrungen zuſammenreimen können.

In jeder Republik, die wirklich dieſen Nahmen verdient, weil jedes Mitglied derſelben unmittelbar an der Geſetzgebung Theil nimmt, können immer nur wenige Perſonen auf die Rechte ſelbſtändiger Staatsbürger Anſpruch machen. Dieß ſind die eingebornen und anſäſſigen Hausväter. Alle andere Menſchen, die mit und neben ihnen wohnen, leben und weben, zu dem Wohl des einzelnen Bürgers, und zur Fortdauer des Staats erfordert werden, ſind bloßes Zubehör, Mittel, das Wohl der erſteren zu befördern. Sie ſind nie Zweck. Man braucht, man duldet ſie, weil man ſie nutzt, und weil man ihrer nicht entbehren kann. Dahin gehören Sklaven, Freygelaßne, Fremde, Weiber, ſogar die Söhne der Staatsbürger, ſo lange dieſe noch nicht ſelbſtändige Mitglieder der Republik geworden ſind.

Der Republikaner ist in seinem Privatleben außer Hause viel beschränkter als der Unterthan eines monarchischen Staats. Die Achtung für das öffentliche Individuum in jedem einzelnen Bürger, schreibt ihm eine Menge, oft bloß konventioneller Regeln vor, wornach er sein Betragen in den Zusammenkünften zur geselligen Unterhaltung, die Wahl seiner Vergnügungen, und den Gebrauch seines Vermögens einrichten muß.

Der echte Republikaner ist wirklich nur in zweyen Rücksichten frey: als Theilnehmer an der Gesetzgebung, und als Patriarch in seinem Hause. In der ersten Eigenschaft bestimmt er selbst seine Meinung über dasjenige, was das Wohl des Staats erheischt, von dem er ein selbständiges Mitglied ausmacht: in der letzten ist er wahrer Despot. Alle Mitglieder seiner Familie müssen ihren Willen dem seinigen unterwerfen. Er steht dem Staate nur dafür ein, daß ihm seine Hausgenossen nicht schädlich werden. Ob diese glücklich sind, darum bekümmert sich der Staat nicht; das ist die Sache des Hausvaters.

Natürlich fließt hieraus die größte Abhängigkeit für die Familienmitglieder: aber auch Pflicht zur äußersten Eingezogenheit. Wenn der Hausvater in seinem Privatleben außer Hause bereits so beschränkt ist, wie viel mehr müssen es diejenigen seyn, für deren Vergehungen er einzig und allein einstehen muß.

Wo das Klima gemäßigt ist, wo die Leidenschaften minder heftig sind, wo die Beschäftigungen des Mannes ihn oft von seiner Heimath abrufen, und ihm den Beystand der Vorsteherin seines Hauses wichtiger machen; da wird die Eifersucht minder rege, die Behandlung des Weibes milder, die Aufsicht weniger nachspurend

ſeyn: da wird ſich die Eingezogenheit des Weibes weiter von Einkerkerung entfernen.

Das Klima war vormahls in Italien, allen Nachrichten zufolge, weniger heiß, als jetzt; ſeine Bewohner waren minder aufgelegt zur Eiferſucht: der Römer trieb den Ackerbau, und häufige Kriege hielten ihn oft von ſeinem Hauſe entfernt. Die Sitten waren einfach, waren rein, weil die Römer arm waren, und viel Gemeingeiſt, viel Achtung für die öffentliche Perſon im Staate, und in jedem einzelnen Bürger unter ihnen herrſchte.

Unter ſolchen Verhältniſſen konnte das patriarchaliſche Regiment des Hausvaters die ausgedehnte Gewalt haben, die wir ihr beygelegt finden: unter ſolchen Verhältniſſen konnte der Staat um die innere Einrichtung der Familien unbekümmert bleiben. Der Cenſor fragte: ob der Bürger verheirathet ſey? Wie er aber mit ſeiner Frau in dem Innern ſeines Hauſes lebte, das fragte er nicht. Ja, bey der großen Einfachheit und Reinheit der Sitten finden wir ſogar nicht einmahl Polizeygeſetze, wodurch, wie bey den Athenienſern, die Rechte des Ehemanns vor fremdem Frevel geſichert, und dem Hange der Gattinnen und Töchter noch Ausſchweifungen vorgebeuget wäre. Vergingen ſich inzwiſchen Weib und Sklave unmittelbar an dem Staate; ſo lagen beyde unter der ſtrafenden Hand der öffentlichen Obrigkeit.

Die Gattin ward von dem Staate als Eigenthum des Mannes nur um eine Stufe über den Sklaven erhoben betrachtet. Sie war in ſeiner Gewalt: alle Gebräuche, womit die Ehe vollzogen wurde, zeigen darauf hin. Sie ward dem Gatten unter einer gottesdienſtlichen Feyerlichkeit geweihet: ſie ward ihm durch einen

örmlichen Kaufkontrakt zugeſchlagen: er erwarb ſie urch Verjährung. Alles, was ſie ihm zubrachte, lles, was ſie gewann, war ſein: er hielt Familien- ericht über ihre Vergehungen, und den Begriffen es Verhältniſſes nach, worin ſie zu ihm ſtand, onnte er ſie ſogar am Leben ſtrafen. Allein Eltern- ürſorge, Schätzung des Mannes für den Werth der Vorſteherin ſeines Hauſes, natürliche Gefühle der Sympathie mit der Gefährtin ſeines Lebens, mit der Mutter ſeiner Kinder, beſonders aber die Achtung für die Abkunft der Tochter eines Staatsbürgers; — alles dieß gab doch dem Begriffe der vollkommenen Angehörung eine beſondere Modifikation, und der Perſon der Gattin einen Rang über dem Sklaven und über dem Kebsweibe. Sie blieb freygebornes Familienmitglied, und erbte nach dem kinderloſen Tode des Mannes Alles, oder wenn ſie Kinder hatte mit dieſen Kindestheil.

Inzwiſchen kann auf Anerkennung der Selbſtändigkeit des Weibes, auf Achtung und wahre Zärtlichkeit für das Geſchlecht in einer ſolchen Lage nicht gerechnet werden. Zwar finden wir einige Beyſpiele, daß die Römer weibliche Verdienſte geehrt haben. So errichteten ſie der Clölia eine Ritterſtatue, (Statua equestris) und zu Ehren der Mutter und der Gemahlin des Coriolan der weiblichen Glücksgöttin einen Tempel. Aber dergleichen Zeichen öffentlicher Dankbarkeit für Dienſte, die dem Staate geleiſtet waren, beweiſen um ſo weniger etwas für die Achtung für das weibliche Geſchlecht, weil auch Sklaven, ja, ſogar Thiere unter ähnlichen Umſtänden daran Theil nahmen.

Die Staatsmänner dachten in dieſen Zeiten über die Vorzüge des beſten Weibes eben ſo wie in Athen. Es mußte die öffentliche Aufmerkſamkeit ſo wenig als möglich auf ſich ziehen: es mußte gar die Rede nicht von ihm ſeyn. „Wenn jeder Hausvater, ſagte der ältere Cato, ſich nach dem Beyſpiele der Voreltern beſtrebte, ſein Weib in der gehörigen Unterthänigkeit zu erhalten; ſo würde man öffentlich mit dem ganzen Geſchlechte nicht ſo viel zu ſchaffen haben.“

Man behauptet, die Ehen wären unauflöslich geweſen. Aber dieſem widerſpricht ein Geſetz der zwölf Tafeln, das dem Manne befiehlt, der Frau bey der Scheidung den Grund anzugeben, warum er ſich von ihr trenne. Das Geſetz mag zur Anwendung gekommen ſeyn oder nicht, ſo beweiſet es eben keine große Achtung für das Geſchlecht.

Die Bigamie iſt unerlaubt geweſen. Aber Kebsweiber müſſen ſehr früh bekannt geweſen ſeyn, weil Feſtus ein Geſetz des Numa anführt: daß kein Kebsweib den Altar der Juno berühren ſollte. — Daß der Ehebruch dem Manne verboten ſey, findet ſich nicht: die Ehebrecherin aber konnte von dem Manne auf der Stelle umgebracht werden. Von der Ausgelaſſenheit der Geſchlechtsſympathie gegen Lieblinge, die in Griechenland zur nehmlichen Zeit, und heut zu Tage in Italien ſo gewöhnlich iſt, finden wir in dieſen erſten Zeiten keine Spur.

Vieles hat ſich in dieſen Gebräuchen nach den puniſchen Kriegen und nach der Zerſtörung von Carthago geändert, als die Römer reicher, kultivierter und verdorbener in ihren Sitten wurden. Aber das Weſentliche des Begriffs, den der Republikaner von

den Verhältniſſen des Mannes zum Weibe hegt, iſt dennoch geblieben: dieß letzte iſt immer ein von dem Hausvater höchſt abhängiges Weſen, ohne Anſpruch auf die Rechte eines ſelbſtändigen Mitgliedes des Staats, folglich auch ſeiner unmittelbaren Fürſorge entzogen.

Die Strenge des Hausregiments hat wahrſcheinlich gegen die reicher ausgeſtattete Gattin nachgelaſſen: der mächtige, wohlhabende Schwiegervater hat wahrſcheinlich die patriarchaliſchen Rechte des Mannes, deſſen Sitten nicht mehr für ſeine Gerechtigkeit und Milde bürgten, durch beſondere Verträge bey Schließung der Ehe beſchränkt. Ja, es iſt eine ganz neue Art von Ehen aufgekommen, wornach die Gattin nicht mehr in die Gewalt des Mannes überging, ſich die Rechte an ihrem Brautſchatze nach getrennter Ehe vorbehielt, und bey übler Behandlung zu ihrem Vater zurückkehrte, oder neue Verbindungen ſchloß. Aber alles dieß haben nur Privatverabredungen geändert, welche das Geſetz zuließ. Der Stand der Frauen iſt, ſo viel wir wiſſen, noch immer kein Gegenſtand der öffentlichen Fürſorge geworden. Doch hat dieſe ſchon nöthig gefunden, die Mißbräuche der Geſchlechtsſympathie durch Verordnungen und darauf geſetzte Strafen zu zügeln. [1])

1) Die Belege zu dieſem Kapitel finden ſich in Bachii historia Jurisprudentiae Romanae: Sigonii antiquo jure populi Romani: de Selchow elementis Juris Rom. Antijustiniani: Gerpenii Uxore Romana: D'Arvay vie privee des Romains und Meiners Geſchichte der Weiber.

Drittes Kapitel.

Denkungsart der Gesetzgeber und der Staatsmänner in diesem Punkte zu den Zeiten der monarchischen Verfassung.

So wie die Monarchie gegründet ward, verlor sich auch die patriarchalische Gewalt des Hausvaters mit seiner Selbständigkeit als Staatsbürger. Die Frau ward nun so gut ein unmittelbarer Theil der bürgerlichen Gesellschaft als der Mann, und ihr Stand so gut wie der seinige ein Gegenstand der öffentlichen Fürsorge. Zwar hat Tiber noch einmahl den Versuch gemacht, die Ausschweifungen der Gattinnen einem Familiengerichte zu unterwerfen; aber schon unter dem Claudius finden wir, daß diese Anordnung nicht mehr beobachtet wurde.

Aus diesen Zeiten rühren die Gesetze her, welche für die Sicherheit des Brautschatzes auf den Fall getrennter Ehen sorgen, und der Gattin erlauben, sich sogar während derselben einen Theil ihres Vermögens zu ihrer eigenen Disposition vorzubehalten. Schon unter dem August ward der Ehebruch an dem Manne und an der Frau auf gleiche Art bestraft. Das Papia-Poppäische Gesetz liefert mehrere Beyspiele einer solchen beobachteten Gleichheit unter beyden Geschlechtern. Durch das Velleianische Senatusconsultum ward für die Unwissenheit und die Weichheit des zärtern Geschlechts bey Bürgschaften gesorgt: durch das Tertullianische ward der Mutter ein Erbrecht an dem Nachlasse ihrer ohne Testament verstorbenen Kinder gesichert. Kurz! Alles beweiset in den Zeiten

August an bis zum Septimius Severus die
hete Wichtigkeit des Weibes in den Augen der Ge-
eber.

So wie die freye Thätigkeit des Bürgers in seinem
tlichen Leben abnimmt, so nimmt sein Trieb nach
heit im Privatleben, seine Sucht nach Unterhaltung
r Hause, und seine Begierde nach sinnlichem Ge-
e zu. Intriguen mit dem gebundenen Frauenzim-
, und jede Art zügelloser Befriedigung der Ge-
chtssympathie werden häufiger. Daher die häufigen
zergesetze aus dieser Zeit, wodurch die Ausschwei-
gen der beyden Geschlechter in ihren Verhältnissen
n einander gezügelt werden sollten.

Der Monarch ist verheirathet; ist selbst Hausvater.
bemerkt in seiner Familie Unordnungen, und indem
diesen steuert, erinnert er sich, daß seine Untertha-
durch ähnliche leiden. Die Privatverordnung, die
Patriarch für sein Haus gemacht haben würde, wird
der Person des Monarchen Veranlassung zu einem
emeinen Gesetze. Oft hängt er von seiner Gattin
Diese bemerkt einen Mangel, eine Härte in den
handenen Gesetzen, die ihr Geschlecht drücken, und
unter vielleicht sie allein, oder mit ihr alle Weiber
en. Der gefällige Gemahl findet in ihren Klagen
der Veranlassung zu allgemeinen Anordnungen. Es
gewiß, daß das zärtere Geschlecht keine republikani-
Verfassung zu wünschen Ursach hat!

Viertes Kapitel.

Denkungsart der guten Gesellschaft über Liebe und Geschlechtsverbindung bis zu der Zerstörung von Carthago.

Die Denkungsart der guten Sitte in Rom in den ersten Zeiten der Republik über den Werth der Weiber, und der engeren Verbindungen zwischen beyden Geschlechtern scheint derjenigen, welche in Athen die herrschende war, ziemlich gleich gewesen zu seyn. Eingezogenheit, Wirthschaftlichkeit, treue Anhänglichkeit an dem Manne, aufopfernde Sorgfalt für die Erziehung der Kinder, endlich warmes Interesse an dem öffentlichen Wohl: das waren die Tugenden, welche an den römischen Matronen geschätzt wurden, und die Liebe der Gatten zu ihnen rechtfertigten.

Columella sagt: „Die Frauen besorgten ihr Hauswesen: und die Männer fanden, wenn sie nach geendigten Geschäften Abends nach Hause kamen, die vollkommenste Ruhe. Einigkeit und Liebe zur Arbeit herrschten hier unter gegenseitiger Achtung. Die Frau, die durch ihre Schönheit am mehrsten glänzte, suchte sich doch nur durch ihre Wirthschaftlichkeit und durch die Sorge auszuzeichnen, mit der sie den Bemühungen des Mannes zu Hülfe kam. Alles war unter den beyden Eheleuten gemein. Sie strebten nach einerley Zweck: sie hatten kein getrenntes Interesse. So wie der Mann ausser Hause das gemeinschaftliche Vermögen zu vermehren suchte; so hielt es die Frau daheim durch Emsigkeit und Thätigkeit zusammen.“

Columella lebte zwar lange nachher, in dem erſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt. Aber er konnte noch gute Nachrichten von der Vorzeit haben, und dieſe ſtimmen mit demjenigen zuſammen, was wir von der Einfachheit und Reinheit der Sitten in dem damahligen Zeitalter wiſſen. Lukretia wird dargeſtellt, tief in die Nacht hinein mit ihren Mägden ſpinnend, ihrem Manne und der Tugend treu, bis zur Aufopferung ihres Lebens.

An eigentliche Zärtlichkeit zwiſchen den Gatten iſt übrigens nicht zu denken. Es war ein liebendes Klientelarverhältniß, was die gute Sitte zwiſchen ihnen gegründet wiſſen wollte.

Fünftes Kapitel.

Denkungsart der guten Sitte in dieſem Punkte in den ſpätern Zeiten der Republik.

Obgleich die Sitten nach der Zerſtörung von Carthago in Rom ſehr verdorben wurden, ſo blieben doch die Tugenden, welche früher an den Matronen geſchätzt wurden, in fortwährender Achtung. Die Weiber unterſtützten dieſe oft durch unmittelbareren Einfluß, den ſie in den öffentlichen Angelegenheiten bekamen, und durch die Kenntniſſe, womit ſie ihren Geiſt ſchmückten. Dasjenige, was uns die Geſchichte von der Cornelia, Mutter der Grachen, und von mehreren andern Frauen der damahligen Zeit erzählt, ſetzt dieß außer allen Zweifel. Cicero redet von mehreren Matronen unter ſeinen Zeitgenoſſinnen, mit der

gröſsten Achtung für ihre Tugenden, Einſichten und kluge Auffuhrung. Er rühmt unter andern an ihnen, daſs ſie viel reiner die alte echt römiſche Sprache ſprächen, als ihre Männer.

Wenn gleich in dieſer Zeit die Matrone immer mehr auſser Hauſe zu leben, und ſich den Zerſtreuungen der gröſsern Geſellſchaft zu überlaſſen anfing; wenn Intriguen und Bruch der ehelichen Treue immer häufiger wurden; ſo legte doch die gute Sitte noch immer hohen Werth auf Eingezogenheit, Wirthſchaftlichkeit, und unverrückte Treue. Die Begriffe darüber gingen ſo weit, daſs die Frauen ſelbſt einen Ruhm darin ſuchten, nach dem Tode ihres erſten Mannes nicht wieder zu heirathen. Merkwürdige Beyſpiele der Aufopferung der Gatten für einander liefert gleichfalls dieſe Zeit. So häufig und ſo leicht die Eheſcheidungen waren, ſo wurde doch durch dieſen Schritt die gute Sitte immer beleidigt, wenn bloſser Leichtſinn, und nicht gegründete Urſachen dabey zum Grunde lagen. Dagegen ſcheint die gute Sitte die Duldſamkeit der Männer nicht gebilligt zu haben, wie beſonders auch die übertriebene Zartheit Cäſars in dieſem Punkte beweiſet.

Uebrigens wurden die Verhältniſſe mit den Hetären immer häufiger, und der Abſcheu für die unnatürliche Neigung zu Lieblingen nahm unter der guten Geſellſchaft immer mehr ab.

Warum hat die Liebe zu den Lieblingen in Rom nie einiges Anſehn erhalten können? Weil die Natur ſeiner Einwohner überhaupt kälter war als die der Griechen: weil ihre republikaniſchen Neigungen weit mehr mit ihrer Selbſtheit, mit ihrem geiſtigen Stolze,

s mit ihrer Sympathie und und ihrem Beſchauungs-
nge im Verhältniſſe ſtanden: endlich, weil ſich ihr
atriotismus beynahe verloren hatte, als ſie reicher
nd kultivierter wurden. Darum iſt die Liebe zu
n Lieblingen immer eine Ausgelaſſenheit körperlicher
egierden geblieben, und darum hat ſie immer die
üge der guten Sitte und der Geſetzgeber auf ſich
zogen.

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung: Lukrez und Catull.

Die beyden einzigen aus dieſer Zeit übrig geblie-
nen Schriftſteller, welche die Geſchlechtsverbindung
nd Liebe zu ihren äſthetiſchen Darſtellungen genutzt
aben, ſind Lukrez und Catull.

Beyde haben keinen beſtimmten Begriff von der
iebe: Beyde verwechſeln mit ihr die Begierden,
elche auf Geſchlechtsſympathie beruhen. Ich habe
om Lukrez ſchon oben als von dem Darſteller eines
hiloſophiſchen Syſtems geredet. Ich will ſeiner hier
ur in ſo fern erwähnen, wie er als Darſteller der
iebe auf Herz und Imagination wirkt.

Lukrez verwechſelt, wie geſagt, Geſchlechtsſympa-
hie mit Liebe, und nennt beſonders leidenſchaftliches
Verlangen nach körperlichem Genuß mit dieſem Nah-
men. Um ſeine Leſer für die Darſtellung dieſes Ver-
angens zu intereſſieren, werden feyerliche Bilder ſeis
nes Zuſammenhangs mit den Naturgeſetzen über das
Werden aller Dinge daran gereihet. Der Urſprung

des Geſchlechtstriebes wird auf eine geheimnißvolle Art entwickelt, und ſein Wirken mit der größten Stärke geſchildert. Der Dichter verfährt alſo bey der Einführung in die Geheimniſſe der Liebe, wie die Vorſteher Eleuſiniſcher Myſterien bey der Einweihung in dieſe. Die Einbildungskraft des Einzuweihenden wird beflügelt, und er ſtaunt das Gewöhnliche, Bekannte, Niedrige, als etwas Auffallendes, Neues und Heiliges an.

Dieſer Kunſtgriff iſt in neueren Zeiten mehrmahls wiederhohlt worden.

Catull fühlt den Unterſchied zwiſchen Zärtlichkeit und leidenſchaftlicher Begierde, und nennt die letzte Liebe. [2]) Natürlich hält er den Zorn und die Eiferſucht des Mädchens für den ſicherſten Beweis derſelben. [3])

Dieſer Dichter lehrt uns vielleicht beſſer als jeder andere, wie der ſpielende Zeitvertreib, den die Vertraulichkeit zweyer Liebenden gewährt, von ihren körperlichen Freuden und von der Unterhaltung ihres Geiſtes noch verſchieden ſey. Er arbeitet für das niedere Seelenweſen; aber freylich unter Leitung eines feinen Sinns für das wahre Schöne. Wie weiß er aus den gewöhnlichen Vorfällen unter den Liebenden, aus dem Zählen der Küſſe, aus den Verſicherungen der Liebe, ſogar aus dem Tode eines Sperlings einen Stoff zu ziehen, bey deſſen Bearbeitung ſich die Feinheit ſeines Gefühls, aber auch das Muntere ſeiner

2) Carmen 72. Cogit amare magis, sed bene velle minus. Vergl. Carm. 75. Carm. 85.

3) Carm. 83. und 92.

nc, und die gefällige Gewandtheit ſeines Witzes verläugnen! 4) Was er von dauernder Anhänglichkeit und leidenſchaftlicher Hingebung ſagt, das icht er den Griechen nach, und das geräth ihm ſchlechteſten. 5)

Siebentes Kapitel.

enkungsart der guten Sitten und der Edelſten Volke über Geſchlechtsverbindung und Liebe zu i Zeiten der römiſchen Kaiſer in dieſer Periode.

Wenn man die Zeugniſſe der Geſchichtſchreiber, Rügen der Sittenlehrer, die ſatyriſchen Ausfälle Dichter über die Ausgelaſſenheit der Römer zu n Zeiten der erſten Kaiſer zuſammenſtellt, und ſich raus ein Bild der herrſchenden Denkungsart unter r vornehmeren und wohlhabenderen Claſſe dieſes olks entwirft; ſo wird man leicht in Verſuchung führet, zu glauben, das, was man gute Sitte annte, habe die gröbſte, die ſchamloſeſte, die verhrteſte Befriedigung körperlicher Begierden gebilligt: er es habe vielmehr gar keine gute Sitte im eigentchen Verſtande des Worts exiſtiert. Alles, was an von der Ausgelaſſenheit der verdorbenſten Höfe nd Städte zu unſern Zeiten anführt, kommt bey eitem demjenigen nicht gleich, was die angeführten chriftſteller von dem damahligen Rom erzählen. hnen zufolge, hat man nur daran gedacht, die abeſtumpften Sinne durch abentheuerliche Formen des nnennbaren Genuſſes wieder zu erwecken, und dieß

4) Carmen 7. 5. 7. 15. 42.
5) Carmen 64.

iſt diejenige Verſchönerung geweſen, die man der Liebe geben zu müſſen geglaubt hat.

Allein man hüte ſich wohl, den Standpunkt zu verfehlen, aus dem jene Schriftſteller die Denkungsart ihrer Zeitgenoſſen betrachtet haben. Sie wollten die ſchädlichen Folgen eines übertriebenen Luxus ſchildern: ſie wollten den Einfluß darſtellen, den ein verdorbener Hof auf die Menge haben muß. Sie hielten die Römer der damahligen Zeit mit denjenigen zuſammen, die unter der freyen Republik gelebt hatten, und es iſt begreiflich, daß der gewöhnliche Fehler der Lobredner vergangener Zeiten, Alles ins Schöne zu heben, hier mehr als ſonſt Entſchuldigung verdient.

Der Philoſoph hat immer Recht, ein Volk für höchſt verdorben zu erklären, wenn diejenigen Bürger, die vermöge ihres Anſehns zu der ſogenannten guten Geſellſchaft gehören, der Zügelloſigkeit mehrerer ihrer Mitglieder nachſehen, oder ſogar, der Verachtung die ſie einflößen ungeachtet, eigennützig um ihre Gunſt und ihren Beyfall buhlen. Er hat ein deſto größeres Recht dazu, weil es beynahe nicht fehlen kann, daß ſchwache Menſchen, die ſich in ihrem Betragen nur durch den Nachahmungstrieb leiten laſſen, diejenigen unter ihren Mitbürgern, die ſich durch Ausſchweifungen auszeichnen, und die ſie demungeachtet geehrt ſehen, zu Muſtern wählen, und ſich durch ähnliche Laſter ihnen gleich zu ſtellen ſuchen.

Keinesweges aber mag daraus gefolgert werden, daß die Mehrheit der Mitglieder der ſogenannten guten Geſellſchaft den feſten Grundſatz angenommen habe, ſich über Sittlichkeit, oder deren Schein, den

ſtand, dergeſtalt hinauszuſetzen, daß es zum Be-
ſie eines wohlerzogenen Menſchen gehörte, alle Ge-
ſe geſellige Ordnung frevelhaft unter die Füße
treten. Nie wird man behaupten dürfen, daß
Meſſalinen, die Caligula's, die Neronen, nach
n Begriffen der Mehrheit unter den angeſehenſten
rgern Roms, den beſten Ton gehabt hätten. Dem
ßern Haufen die Ueberzeugung von der lächerlich-
t eines ſittlichen und anſtändigen Betragens, eine
ſequente Beurtheilung und Handlungsart nach
enloſen Grundſätzen zuzutrauen, würde ſehr wenig
enſchenkenntniß verrathen. Man darf vielmehr
uſt behaupten, daß an den verderbteſten Höfen,
den luxuriöſeſten Städten, die Zirkel, welche den
ſtand verachten, immer nur klein im Verhältniſſe
gen den Haufen ſind, der ihn mit Wohlgefallen
rachtet. *) Selbſt die einzelnen verwahrloſeten
enſchen, die in ihrer Frechheit ſo weit gehen, Sitt-
ſkeit, Adel, Schönheit, ja ſogar die Schonung
beſſern Empfindungen in Andern als Vorurtheile
verlachen, und ſich durch keine andere Geſetze lei-
zu laſſen, als diejenigen, welche die Rückſicht
f die höchſte und abwechſelndſte Befriedigung ihrer
ie vorſchreiben; ſelbſt dieſe Menſchen, ſag' ich,
ſen doch gemeiniglich ihre Angehörigen nach andern
undſätzen, als die ihrigen ſind, erziehen. Beſon-
s bleibt das zärtere Geſchlecht gern ſeiner natür-

*) Der Abbate Galliani ſagte mir, wie ich in Neapel war: Wir haben zwölf Weiber hier, Damen vom erſten Range, die Reihe jedem zu Gebote ſtehen. Dieſe haben dem ganzen Haufen den Ruf der Unanſtändigkeit zugezogen! — So fand ich es allerwärts gefunden.

lichen Schamhaftigkeit und den daraus fließenden sittlichen Vorzügen treu, und es ist eine ausgemachte Erfahrung, welche auch die Geschichte Roms bestätigt, daß die Weiber an Ansehn zunehmen, so wie die Männer an innerm Werthe sinken.

Diese Erscheinung kann nicht daraus erklärt werden, daß die Weiber nun anfangen, mit den Männern in Lastern zu wetteifern, und sich ihre Ausschweifungen anzueignen: sie kann auch nicht daraus allein hergeleitet werden, daß die Weiber einen wichtigeren Beytrag zu den geselligen Vergnügungen zu liefern anfangen; Nein! ein stark mitwirkender Grund liegt darin, daß diejenigen Triebe in ihnen, welche die Tugend unterstützen, ihre Schamhaftigkeit, ihre Geduld, ihre aufopfernde Liebe, sie immer auf einer höhern Stufe von Sittlichkeit erhalten, als die Männer, und daß sie dadurch diesen eine Huldigung abzwingen, welche selbst der verdorbenste Mensch dem besser gearteten auf die Länge nicht versagen kann.

Mögen folglich auch wenig Tugendhafte in Rom zu der damahligen Zeit gewesen, mögen große ungeheure Laster im Schwange gegangen seyn, mag sich bey mehrerer Veranlassung zu Verirrungen ihre Zahl außerordentlich gehäuft haben; so blieb doch eine gute Sitte. Die Gesellschaft wohlhabender und gebildeter Menschen legte doch Werth auf ein Betragen, wodurch man Achtung für gesellige Ordnung und für das vernünftige Wesen im Menschen verrieth. Sie war sogar nicht unempfindlich gegen die Bemühung, die geselligen Verhältnisse zu veredeln und zu verschönern, und sie erkannte den Werth dieser Be-

g auch besonders in den Verbindungen zwischen Geschlechtern an.

zwischen wird man sich von selbst leicht vor- , daß der Römer in seiner damahligen Lage zu hohen Schwunge in den Begriffen von der gekommen sey. Er verstand darunter leiden- iches Bestreben nach dem Besitz der Person, zu Zweck des körperlichen Genusses, der kosenden haltung, und des häuslichen Zusammenlebens. Liebe ward nach den Begriffen der damahligen Gesellschaft veredelt, wenn sie Aufopferungen ansamen Existenz für die Wonne, das Leben zu- en zu genießen, hervorbrachte: wenn bey Ueber- ung der Schwierigkeiten, die sich der Vereini- der Liebenden entgegen setzten, Standhaftigkeit Stärke hervorschienen. Sie ward verschönert, Liebe, wenn sich in der Art, den Genuß körper- Liebkosungen und kosender Vertraulichkeiten ein- men, eine große Fülle und Feinheit des Gefühls des Witzes offenbarten.

Dieß lehrt uns die Kenntniß der Sitten dieses lters überhaupt, verglichen mit denen der luxu- sten Völker des unsrigen: dieß bestätigen aber die Darstellungen einer edleren und schöneren in den Dichtern dieser Periode. Denn so viel man immer als gewiß annehmen, daß wenn auch Dichter eine Welt schilderten, die nicht völlig der wirklichen überein kam, sie dennoch bey sol- Darstellungen, wozu der Stoff aus dem gemei- Leben hergenommen war, auf gar kein Interesse der guten Gesellschaft hätten rechnen können,

wenn nicht einige Analogie zwischen den fingierten Sitten und den wahren vorhanden gewesen wäre.

Begreiflich wird es aber nun, daß die Edelsten im Volke, diejenigen, die sich in ihrem Urtheile und Geschmack nicht durch die gute Sitte, sondern durch die Vollkommenheit der Sache selbst bestimmen lassen, an einer solchen Liebe wenig Interesse nehmen konnten. Sie betrachteten sie vielmehr als eine Schwäche des vernünftigen, und als ein Spielwerk des sinnlichen Menschen: als eine Geburt des Luxus und des Müssiggangs. Der geistige Stolz, die Hauptleidenschaft des ausgezeichneten Römers unter den Kaisern der ersten Jahrhunderte, und die stoische Philosophie, die jenem so sehr schmeichelte, konnten in den Aufopferungen, welche die Leidenschaft der Geschlechtssympathie hervorbrachte, nichts Erhabenes finden, und die Begeisterung der Liebe nur für Wahnsinn halten.

Achtes Kapitel.

Geist der Liebesverständnisse und ihrer Behandlung, nach der Darstellung der römischen Elegiker.

In einer Stadt, worin es viel Müssiggang und viel Luxus giebt, muß es auch viel Ehescheue, viel leichtfertige Weiber, folglich auch viel Liebeshändel geben. Aber diese Intriguen hatten bey den Römern einen hohen Grad von Ausbildung erhalten, den sie nur unter einem Volke bekommen konnten, das dem zärteren Geschlechte viel gesellige Freyheit einräumt,

aber zugleich aus seinen früheren Einrichtungen einen gewissen Geist von Zucht und Ordnung beybehalt, und das Weib der Obhut des Gatten, der Eltern, und der Anverwandten unterwirft. Die Römerin mußte diese unter ihren Augen hintergehen, um dem Liebhaber ihre Gunst zu bezeugen. Sie fand aber in größeren Zusammenkünften, von denen sie nicht ausgeschlossen war, häufige Gelegenheit, diese Gunst auf eine Art zu erkennen zu geben, wodurch das Verständniß nur für diejenigen ein Geheimniß blieb, deren Rechte unmittelbar dadurch beleidigt wurden. Daraus entstand eine neue Genußart für die Eitelkeit, ein neuer Reiz für die gesellige Unterhaltung. Die Liebenden traten gleichsam wie versteckte Schauspieler vor der übrigen Gesellschaft auf, die an ihrem Schicksale Theil nahm. Man denkt sich leicht, wie sehr dieß das Interesse solcher Intriguen, sowohl für die Handelnden selbst, als für die Zuschauer, erhöhen mußte.

Obgleich die Römerin zu den Zeiten der Kaiser viel gesellige Freyheit genoß, so war doch der Umgang zwischen beyden Geschlechtern sehr verschieden von dem unsrigen. Daß ein Mann, der nicht als Gatte oder Anverwandter dazu berechtigt war, in dem Hause einer Dame hätte frey aus und eingehen, sie allein sehen, in kleinerem Zirkeln bloßer Bekannten mit ihr hätte zusammen kommen dürfen, ohne den Anstand zu beleidigen; daß läßt sich nicht annehmen. Die Liebenden sahen sich an öffentlichen Orten, in häuslichen Zirkeln, unter den Augen der Hüter; und nur unter dem Schleyer des Geheimnisses allein. Dieß erhöhete den Reiz solcher Zusammenkünfte, und war sehr geschickt, dem Verständnisse einen leidenschaftlichen Charakter zu

geben, wenn die Verbindung auch noch so bald zu Ende gieng.

Die Befriedigung der Eitelkeit, die Beschäftigung, die Spannung des Geistes und des Herzens, welche die Intrigue mit sich führte, mußte in einer Stadt, die dem Müssiggange so sehr ergeben war, der ungebundenen Liebe vor der ehelichen den Vorzug bey derjenigen Gesellschaft sichern, die nur auf Unterhaltung ausgieng. Dazu kam die Erfahrung, daß die mehresten Ehen aus Nebenrücksichten geschlossen wurden, und daß eine Vereinigung, die nicht durch das bereits eingegangene, oder bevorstehende Band der Gesetze geheiligt wurde, für ein freyeres Geschenk des Herzens bürgte.

Daraus müssen wir es uns erklären, daß die Dichter dieser Zeit so selten die Bewerbung um das geliebte Mädchen, an dessen Hand sie aufs ganze Leben glücklich zu werden hoffen, schildern: daß es gemeiniglich nicht die erwählte Braut, sondern die Gattin eines andern Mannes, oder doch ein Frauenzimmer ist, auf dessen Besitz in der Ehe sie keinen Anspruch machen können oder wollten, die ihre Huldigungen auf sich ziehen. Nur Verhältnisse dieser Art schienen ihnen der dichterischen Behandlung und des allgemeinen Interesses fähig!

War es Respekt für eine angenommene Meinung des Publikums, oder war es Respekt für die wirklichen Tugenden des Standes der Matronen, daß die Dichter gemeiniglich den Gegenstand ihrer Liebe aus der Classe der Freygelassnen und derjenigen Fremden wählten, die sich in Rom aufhielten? Das letzte ist unwahrscheinlicher als das erste! Aber nach dem ganzen Tone, der damahls in den Sitten Roms herrschte, läßt es sich voraussetzen, daß es nur zwey Arten von Weibern

daſelbſt gab: Hausfrauen, deren ſtrenge Eingezogenheit nicht einmahl die Hoffnung eines Sieges erlaubte, und ganz leichtſinnige Weiber. Wenn ſich alſo die Matrone zu einer Intrigue herunterließ, ſo darf man annehmen, daß ſie ſich freywillig in die Claſſe der ausſchweifenden Weiber aus den untern Claſſen herabſetzte: ſie brauchte nicht mit mehrerer Schonung als dieſe behandelt zu werden, und dasjenige, was der Dichter von den Frengelaſſenen ſang, das wandte das Publikum leicht auf die erſten an.

Jene Mittelklaſſe zwiſchen den ſtrengen Hausfrauen und den leichtfertigen Weibern, jene urſprünglich guten Frauen, die erſt nach langem Kampfe der Sinnlichkeit wider Pflicht und Anſtand ein Raub der Verführung und ihres eigenen Herzens werden, nicht ſowohl äußere als innere Hinderniſſe überwinden müſſen, um dem Liebhaber einen Sieg einzuräumen, der dieſem nie das Recht geben kann, ſie mit vernachläſſigter Achtung zu behandeln: endlich jener Schein von Hochſchätzung, den wir auch dem Weibe, das wir innerlich verachten, um des Geſchlechts im Ganzen, und um ſeines Standes willen bezeugen zu müſſen glauben; die waren dem Römer entweder unbekannt, oder es war wenigſtens nicht Ton, ſie in Gedichten darzuſtellen.

Nur ſelten ſchildern uns dieſe den Sieg der Liebe über Schamhaftigkeit und Sorge für den Ruf von Seiten des Weibes. Die Schwierigkeiten, durch deren Ueberwindung ſie das Intereſſe des Verſtändniſſes zu heben ſuchen, ſind: die Wachſamkeit der Hüter, und eine Sprödigkeit von Seiten der Schönen, die auf Launen, Furcht vor dem Gatten und reichen Nebenbuhlern, oder Habſucht beruhet.

Der verliebte Dichter war arm: dieser Umstand schürzt den Knoten. Die Gunst des leichtfertigen Weibes, an dem er hing, mußte durch Eroberung seines Herzens, oder durch Ueberraschung seiner Sinne und seiner Eitelkeit gewonnen werden. Daher der leidenschaftliche Ton: daher die Abhängigkeit, Unterwürfigkeit, Biegsamkeit, Anderung des hoffenden Liebhabers: daher aber auch die unwürdige Behandlung, welche sich der beleidigte erlaubte. Ein sicherer Beweis, daß nicht Hochschätzung für das Geschlecht oder die Person, sondern nur das Gefühl ihrer Wichtigkeit zu seinen Zwecken ihm zuweilen die Sprache der Verehrung eingab.

Die Geliebte heißt bey dem Dichter Gebieterin: sie wird von ihm verzöttert: er spricht von Ketten, Sklaverey und Tod. Beweiset diese Sprache immer für Leidenschaft? Ich zweifle! Sie ist dem Wollüstling besonders in solchen Zeiten natürlich, worin der häufigere und unbefangenere Umgang zwischen beyden Geschlechtern dem zärteren noch kein richtiges Gefühl von den Abstufungen gegeben hat, welche die Huldigungen, die ihm dargebracht werden, nach Verschiedenheit der Lagen annehmen: worin der Mann die Sprache der höchsten Bewunderung und des dauerndsten Eindrucks brauchen zu müssen glaubt, um eine vorübergehende Bewegung des Herzens oder der Sinne auszudrücken, welche die Schöne hervorbringt.

Schon damahls konnte man also von der galanten Sprache sagen: Alles klingt so öde wie Nichts, und nichts wie Alles! Deutlich scheint durch das Gewand der Leidenschaft, das die elegischen Dichter allgemein annehmen, die doppelte Seite hervor, von denen man die eine von der strengen, die andere von der laxen

Observanz nennen konnte. Die erste meint es ehrlich bey ihrem Ausdrucke, und setzt wirklich das Wesen und die Vollkommenheit der Liebe in gänzliche Hingebung, dauernde Anhänglichkeit, und ausschließende Treue. Aber die andere hat den Schalk im Herzen und sucht das Glück der Liebe in einem stets abwechselnden sinnlichen Genuß, der durch Befriedigung der Eitelkeit und diejenigen Reitze gehoben wird, welche eine reiche, glänzende Phantasie, und eine fein fühlende und viel auffassende Sinnlichkeit der kosenden Unterhaltung leihen: Vorzüge, die mit einer heftigen Leidenschaft schwerlich vereinbar sind.

Noch einen Zug setze ich hinzu, der die Aehnlichkeit der römischen Behandlung der Intrigue mit der Galanterie des Mittelalters darlegt: den pikanten Reitz, den die Eitelkeit aus dem Verständnisse zog! Der arme aber talentvolle Dichter dem reichen Nebenbuhler vorgezogen! Wie dieser Gedanke die geringste Auszeichnung heben mußte! Und dann der Stolz auf die Schlauheit, mit der man den reichen Hüter hintergieng: der Antheil, den das Publikum an dem Gange der Intrigue nahm, den es entweder an öffentlichen Oertern belauschte, oder den ihm der Dichter in seinen Versen vorsang! Mit welcher Empfindung konnte er sagen: Corinna ist mein! oder: Cynthia, du wirst durch mich unsterblich!

Neuntes Kapitel.

Ovid.

Kein Schriftſteller über die Liebe, ſelbſt Plato nicht ausgenommmen, hat einen ſo weit ausgedehnten Einfluß auf die Denkungsart der Nachkommen gehabt, als Ovid. Er iſt der Hauptlehrer in der Kunſt geworden, eine Intrigue mit Allem zu ſchmücken, was feinere Lüſternheit der Seele und des Körpers dazu liefern mag.

Wahre Liebe hat er nicht gekannt: am wenigſten edle Liebe. Die Leidenſchaft der Geſchlechtsſympathie erſcheint bey ihm zuweilen liebend, zuweilen ſogar edel, aber dieß geſchieht zufällig: es liegt nicht in ſeinem Charakter, nicht in ſeinem Herzen.

Feinheit und Fülle der Empfindung desjenigen, was den feinern Eigennutz reitzen kann: Reichthum und Glanz an üppigen und luſternen Bildern, Witz, Gewandheit, hinreichende Schlauheit, um jede Nüance der Sinnlichkeit der Eitelkeit, der Habſucht, in dem weiblichen Herzen auszufinden, und zu ſeinem Vortheil zu nutzen; das waren die Gaben, wodurch Ovid ſich den Anſpruch auf einen angenehmen Wollüſtling ſeiner Zeit erworben hat.

Dieſe Bemerkungen werden hauptſächlich durch die drey Bücher von Elegien gerechtfertigt, welche unter der Aufſchrift, amores, bekannt ſind. Sie enthalten eine Sammlung durcheinander geworfener Liebesbriefe und Bruchſtücke aus dem Tagebuche des Verfaſſers. Sie ſind beſonders wegen des unverkennbaren Charakters individueller Wahrheit merkwürdig, der darin herrſcht. Gewiß hat Ovid das Alles erlebt und empfun-

den, was er hier darstellt. Sie enthalten ein Gemählde seiner Intrigue mit Corinnen; und alle Situationen, welche die Ueberlistung der Wachsamkeit des eifersüchtigen Mannes, getäuschte Hoffnungen, gelungene Zusammenkünfte, kleine Untreuen, kosende Unterhaltungen und sinnlicher Genuß herbeyführen können, sind hier mit einem glühenden Pinsel, mit ergreifender Vergegenwärtigung, und mit schmückender Phantasie geschildert. Ich halte mehrere von diesen Elegien für wahre Meisterstücke, und für das Beste, was Ovid geschrieben hat.

Sein Lehrgedicht von der Kunst, zu lieben, würde besser Kunst, zu verführen, heißen. Es enthält eine Anleitung für arme Wollüstlinge, ohne Geld die Gunst der römischen Hetären zu gewinnen, und für diese Hetären eine Vorschrift, ihre Reitze auf Kosten ihrer Liebhaber geltend zu machen. Inzwischen würden alle seine Lehren, wenn sie auch aufs genaueste befolgt würden, nur dazu hinreichen, sich erträglich zu machen, und allenfalls die Habsucht mit Hülfe der Eitelkeit und Sinnlichkeit um den Preis des unnennbaren Genusses zu berücken. Das Herz wird nie dadurch gewonnen werden können. In Allem erkennt man den ausgelernten Wüstling, der freylich bey den gebildeteren Weltfrauen unserer Zeit sein Glück schwerlich machen würde, aber einer gewissen Classe unter ihnen, die sich den gemeinen Freudenmädchen nur zu oft nähert, auch heut zu Tage ziemlich interessant erscheinen dürfte.

Zuerst lehrt er, wie man den Gegenstand seiner Liebe wählen soll. Die Grundsätze, die er aufstellt, passen nur auf denjenigen, der einen Gegenstand zu seiner Unterhaltung, zur Befriedigung der übrigen

Eitelkeit und noch gröberer Begierden aufsucht. Dann folgen Mittel, Bekanntschaft zu machen, die bey uns nur mit Weibern von der verworfensten Art glücken würden. Endlich die Mittel zum Besiegen. Vor allen Dingen räth er Zutrauen zu sich selbst und zur Kunst an. Der Hauptgrundsatz ist dieser: die Weiber bey ihren gröbsten Schwächen, Eitelkeit, Sinnlichkeit, Habsucht, und Trieb nach abwechselnder Belustigung zu fassen. „Wer reich ist, sagt Ovid, bedarf meiner Lehren gar nicht!“ Aber selbst die verworfenste Buhlerin giebt ihr Herz nicht für Geld hin. Auch verräth es einen Mangel an Menschenkenntniß, wenn Ovid das Herz der Schönen durch unbedingte Gefälligkeit zu fesseln hofft. Diese Gefälligkeit nimmt ohnehin ganz den Charakter einer eigennützigen Verzärtelung hübscher Kinder an, denen man sich so lange gefällig bezeigt, bis sie thun, was wir wollen. Sie sind mit Spuren der tiefsten Verachtung für das Geschlecht verwebt. Manche Aeußerungen der Schmeicheley würden uns heut zu Tage lächerlich, und sogar beleidigend und ekelhaft erscheinen, da sich der Begriff von der Selbstwürde des Weibes sehr veredelt hat, und die feineren Beziehungen auf Reinlichkeit des Körpers und Reinheit der Seele näher bestimmt sind.

In den Regeln, welche Ovid dem zärteren Geschlechte giebt, um sich seiner Reize zur Besiegung des starkern zu bedienen, und womit sich vorzüglich das dritte Buch beschäftigt, wird auf eine Bildung Rücksicht genommen, welche den gewöhnlichen Freudenmädchen eigen zu seyn pflegt. Sie verstehen sich zu schmücken, zu singen, zu tanzen, Liebesgedichte zu deklamieren, und gesellige Spiele zu spielen. Auf Ausbildung des Geistes, besonders zur

Konversation, auf die Talente einer Vorsteherin gesel-
liger Zusammenkünfte, die wir unter den Nahmen: ein
gutes Haus ausmachen, zusammenfassen, wird
nicht gerechnet. Ovid giebt viele Regeln, sich immer
vortheilhaft zu zeigen, die bey uns übertrieben, oder
unnütz scheinen müssen. Dahin gehört die Sorge, sich
immer entfernt genug von dem Liebhaber zu halten, um
ihn nicht durch unangenehme Ausdünstungen zu beleidi-
gen: ferner die Vorsicht, ihn nie bey der Toilette zuzu-
lassen. Wir haben über die letzte bestimmtere Regeln.
Was wirkliche Mängel verstecken soll, das wird den
Augen des Mannes entzogen. Was nur schmückt,
z. B. Frisur, Auflegen des Rothes, u. s. w. das darf
er sehen. —

Im zweyten Buche lehrt uns Ovid die Mittel, die
Intrigue zu verlängern. Merkwürdig bleibt es, daß
der Intriguant bey uns sich vor dem unnennbaren Ge-
nusse scheuet, und diesen möglichst aufzuhalten sucht.
Mit ihm, glaubt er, sey das Bestreben und die unter-
haltende Beschäftigung zu Ende. Beym Ovid findet
sich diese Besorgniß nicht. Der Intriguant hat nur die
Furcht, aus dem Besitze des körperlichen Genusses her-
ausgestoßen zu werden. Ganz natürlich! Bey der He-
täre ist es viel leichter, zum Ziele zu gelangen, als sich
im Besitze zu erhalten. Hat er Geld, so braucht er
diesen Unfall nicht zu fürchten. Aber wenn er arm ist,
wie ist ihm dann zu helfen? Er muß den Mangel des
Reichthums durch Verstand, Talent, Schlauigkeit und
Gewandheit ersetzen. Harte Begegnung, Untreue muß
er ertragen. Vorzüglich muß er sich hüten, sich thät-
lich an der Ungetreuen zu vergreifen. Ovid hat sich
einmahl durch seine Hitze zu einem solchen Vergehen

hinreißen laſſen. Aber wie ſchwer hat er dafür büßen müſſen. Mehrere Tage hindurch blieb die Geliebte unerbittlich aufgebracht gegen ihn: am Ende log ſie ihm vor, er habe ihr den Rock zerriſſen; und er mußte ihr einen neuen kaufen. Ueberhaupt muß man ſich vor Eiferſucht in Acht nehmen. Eine ſchwere Regel! Ovid geſteht es ſelbſt; aber doch höchſt nothwendig zu befolgen. Man gewinnt nichts dabey als Reue, und macht die Sache nur noch ſchlimmer. Geduld bey allen Verſagungen, die man erfährt, wird beſonders angerathen. Geſetzt, die Thüre wird uns vor der Naſe zugeſchloſſen; man muß ruhig auf der Straße ſchlafen. Keine Gefahr darf man ſcheuen, um zu der Gebieterin zu gelangen. Das rührt: das reißt hin! Vorzüglich muß der Liebhaber die Eitelkeit der Weiber zu intereſſieren wiſſen: ſich recht bekümmert um ihr Wohl bey den geringſten Unfällen und Launen zeigen: ſie an ſich gewöhnen. Doch iſt es auch rathſam, ſich zuweilen zurückzuziehen, um nicht zu gewöhnlich zu werden. Zu lange darf aber die Abweſenheit nicht dauern. Die Geliebte in ſteter Unruhe zu erhalten, iſt ein treffliches Mittel, ſie beſtändig zu machen; und wie reitzend iſt zugleich der Ausdruck der Eiferſucht an dem geliebten Gegenſtande! Zur Verſöhnung hat man immer ein ſicheres Mittel: welches dieß ſey, iſt nach der Denkungsart des Ovid leicht zu ahnen. Er räth aber überhaupt, es an den nöthigen Talenten zu den Spielen der Liebe nicht fehlen zu laſſen, und ſetzt ihren Hauptreitz in das Gefühl des Vergnügens, das man giebt. —

Unſer Verfaſſer hat auch über die Mittel wider die Liebe geſchrieben: ein Gedicht voller Menſchenkenntniß, und von praktiſchem Nutzen in allen Fällen, worin man

durch Achtung zugleich an einem geliebten Gegen-
de hängt. Aber das Mittel, ſich von der leiden-
ſt zu einem Weibe lozzumachen, das wir dankbar
hren müſſen, und mit dem die Vereinigung durch
ere Verhältniſſe gehindert wird; das Mittel iſt er
ſchuldig geblieben.

Die Heroiden unſers Dichters laſſen vermuthen, daß
die Liebe in der edelſten Geſtalt ſchildern, welche die
e Geſellſchaft in Rom ihr zu geben wußte. Ein ver-
erter Römer läßt Halbgötter in der Sprache ſeines
alters mit einander reden: er, der unſtreitig, nach
er ganzen Lage zu urtheilen, ein Mitglied jener
en Geſellſchaft geweſen ſeyn muß! — Hier finde
denn auch ſchöne Züge von Aufopferung, wie die Lei-
ſchaft, die nach Vereinigung ſtrebt, ſie einflößt.
ne Briſeis, die gern als Sklavin der glücklichern Gat-
des geliebten Achilles dienen will, um nur bey ihm
ſeyn: einen Acontius, der keinen andern Wunſch hegt,
den, ſeine kranke Cydippe zu warten: eine Hero,
lieber des Glücks, ihren Leander zu ſehen, entbeh-
n, als ihn der Gefahr in den Fluthen ausgeſetzt wiſſen
ll, u. ſ. w.

Aber Erhabenheit des Charakters und ſittlichen Adel
cht man vergebens u. den Gefühlen, welche dieſe Lie-
nden äußern. Die Heroinen bitten ihre Geliebten,
ig zu ſeyn, aus der Schlacht zu fliehen, und in ihre
rme zu eilen. Der Gedanke, in dem Gefühle wech-
ſeitiger Würde ſich zu vereinigen, kommt nicht in die
Seele dieſer Perſonen. Noch weniger kennen ſie das
Weſen einer wahrhaft liebenden Leidenſchaft, die ſelbſt
en Zweck der Vereinigung dem Wohl des geliebten Ge-
enſtandes aufopfert. Ich finde nirgends, daß der

beleidigte Liebende die Untreue des Andern eher zu verzeihen bereit gewesen sey, als ihn durch eine verdiente Strafe unglücklich zu wissen. Ich finde nicht, daß ein liebendes Herz, überzeugt, daß der Andere mit ihm vereinigt nicht glücklich seyn könne, der Vereinigung großmüthig entsagt, und wohl gar zu der Verbindung des Geliebten mit einem Dritten beygetragen hätte. Tugenden, ja! nur Ruf glorwürdiger Thaten, sind es nicht, welche die Liebenden an einander anziehen: Schönheit der Gestalt, berühmte Abstammung sind die Vorzüge, womit sie sich einander anpreisen, und wodurch sie sich einer der andern werth achten.

Die Liebe, — wenn wir anders diesen Nahmen einer feinen egoistischen Leidenschaft geben wollen, — erhält also hier ihre Erhöhung von der Energie, mit der sie handelt und sich ausdrückt: von den Aufopferungen, welche der Mensch von seiner einsamen Existenz der Befriedigung seines Strebens nach Zusammenleben und Besitz der Person bringt. Ihre Verschönerung aber erhält sie durch die Feinheit, Lebhaftigkeit und Fülle des Gefühls alles dessen, was mit jenem Streben in Beziehung steht, und dann durch die ästhetische Behandlung. Inzwischen kontrastiert mit Beyden eine gewisse Rohheit in den Empfindungen des Sittlichen und Anständigen, sogar ein gewisser Frost in den Gefühlen der vorgegebenen Leidenschaft; und der Behandlung besonders ist der Fehler eines gesuchten Witzes vorzuwerfen.

Zehntes Kapitel.

Tibull.

Tibull beſaß nicht bloß ein Herz; er beſaß ein Herz für wahre Liebe geſchaffen. Bey ihm ſtrömt der Wunſch nach Vereinigung immer zugleich mit dem Beſtreben nach dem Wohl des Geliebten hervor. Unter allen römiſchen Elegikern iſt er der einzige, bey dem ſich dieß Gefühl in allen Aeußerungen harmoniſch darſtellt, und auch darin iſt er einzig, daß er Ahnungen von einer zärtlichen Anhänglichkeit hatte, die auch dann beſtehen und fortdauern könnte, wenn ſie nicht erwiedert, und durch wirklich gelungene Vereinigung nicht begünſtigt würde.

Zur moraliſchen Veredlung der Liebe hat ſich Tibull doch nicht hinaufgehoben. Die Wahl ſeiner Geliebten machte ihm entweder wenig Ehre, oder ward wenigſtens durch die innere Vortrefflichkeit der Perſonen nicht gerechtfertigt. Nirgends finden wir eine Spur, daß er ihr Herz und ihren Geiſt zu bilden, in Tugend mit ihnen zuſammenzutreffen, und ihr Wohl durch Zuführung des höchſten Guts zu befördern geſucht hätte. Auch der kühne Schwung der Phantaſie, mittelſt deſſen wir der Vereinigung auf ungewöhnlichen Wegen nachſtreben, in überſinnlichen Regionen mit dem Geiſte des geliebten Gegenſtandes Vereinigung ſuchen, und dadurch Bilder des Großen und Außerordentlichen hervorzaubern, war nicht in Tibulls Charakter. Er war weder ein Xenophon, noch ein Plato, noch ein Rouſſeau. Er kannte Begeiſterung; aber es war die üppige, ſchmelzende, hinſchmachtende, die mehr mit der Sympathie.

als dem Beſchauungshange, mehr mit dem niedern, als obern Seelenweſen in Verbindung ſteht. Jene Luſternheit der Seele, jener ſchwärmeriſche Aneignungs- und Verwandlungstrieb der Geiſter, der freylich ein höchſt zweydeutiger Beweis der Liebe iſt; die waren ihm fremd.

Tibull war überhaupt mehr üppig, als lüſtern, ſowohl den Sinnen als der Imagination nach. Die Formen, unter denen er den Genuß der Liebe und der Geſchlechtsſympathie aufnimmt und darſtellt, lagen vor ihm: er koſtete ihre Freuden aus; aber er ſchwelgte nicht darin: er legte nichts Neues hinein, er ſetzte nichts Neues zuſammen. Die Decenz, die man in ſeinen Gedichten mehr, als in denen der übrigen Elegiker beobachtet findet, muß weniger einer ſittlichen Verſchämtheit, als einer natürlichen Zuchtigkeit ſeiner Sinne und ſeiner Imagination zugeſchrieben werden, die nicht mehr aus den Freuden, welche Beyde gewähren, herausnahm, als das Herz darin fand. Er iſt darum ſo wenig laſciv in den Bildern des gröbern ſinnlichen Genuſſes, weil er ſo wenig lüſtern in allen Bildern überhaupt iſt. —

Tibull war unſtreitig mit natürlichen Anlagen zur Zärtlichkeit, mit dem Bedürfniſſe nach Vereinigung der Herzen geboren. Ohne ſolche Anlagen liebt man nicht, wie er gethan hat. Aber mehrere Umſtände haben gewiß dazu beygetragen, dieſe auszubilden: der Verluſt eines anſehnlichen Vermögens in der Jugend, der ihn auf jenen Mittelſtand zurückbrachte, welcher der Menſchenliebe und der Zärtlichkeit ſo zuträglich iſt: eine Kränklichkeit, wovon wir mehrere Spuren in ſeinen Gedichten finden: und endlich Erfahrungen, die mit großen Leiden für ſein Herz verknüpft geweſen ſind.

Die Geſchichte dieſes Herzens muß aber in zwey Perioden eingetheilt werden: in diejenige, worin er an der Delia und Nemeſis, den Weibern zweyer Freygelaßnen, gehangen, und in einer andern entehrenden Verbindung geſtanden hat: dann in diejenige, worin er ſich um die Hand und das Herz der Neära beworben hat. 7) Ob dieſe beyden Perioden auf einander gefolgt ſind, oder ob er erſt die Delia, dann die Neära, und endlich wieder die Nemeſis geliebt habe; darüber läßt ſich nichts mit Gewißheit beſtimmen, und nach dem Gange des menſchlichen Herzens zu urtheilen, iſt das eine ungefehr ſo glaublich als das andere. Man kann fallen, ſteigen und ſtehen bleiben: man kann auch wieder, aus einer edeln Leidenſchaft, vorzüglich wenn man betrogen wird, in vorige Verirrungen zurückfallen.

Ich ſehe die Verhältniſſe, worin Tibull mit der Delia und Nemeſis geſtanden hat, als den minder edeln Theil der Geſchichte ſeines Herzens an. Daß auch der zärtlichſte Menſch nicht damit anfängt, ſich durch ſolche Gründe in ſeiner Wahl beſtimmen zu laſſen, die ſeine Anhänglichkeit rechtfertigen: daß gemeiniglich Sinne, Eitelkeit, Leere, Trieb nach engerer häuslicher Verbindung, kurz! Geſchlechtsſympathie des Körpers und der Seele dem Herzen erſt den Weg

7) Ich ſetze nicht den mindeſten Zweifel darein, daß Tibull dieſe Neära wirklich geliebt habe, obgleich Ovid nur von der Delia und Nemeſis redet, und dieſe letzte ſagen läßt, daß ſie bey ſeinem Tode noch ſein Herz beſeſſen habe. Die Antwort iſt: daß der Dichter zu ſeinem Drama nur dieſe Beyden brauchte. Und ohnehin ſagt Ovid ſelbſt, daß er den Tibull nicht genau gekannt habe.

weiſen; das iſt natürlich, und wird durch Erfahrung täglich beſtätigt. Tibull hing ſich an Delia, das Weib eines Freygelaßnen, aus derjenigen Claſſe in Rom, worunter die Vornehmeren die Gegenſtände ihrer Intriguen zuerſt aufzuſuchen pflegten. Nicht alle Weiber der Freygelaßnen waren aber Buhlerinnen, am wenigſten öffentliche, und von der Delia ſagt es Tibull ſelbſt, daß er ſie zuerſt verführt habe. 8) Allein nicht durch Geld: Er verabſcheuete den Gedanken, Gunſtbezeugungen zu erkaufen; ſondern durch Gefälligkeit und Mittel, die freylich, von der moraliſchen Seite betrachtet, nicht unverwerflich, aber doch edler ſind, als diejenigen, welche niedrigen Eigennutz bey der Geliebten vorausſetzen. 9) Seine Verbindung mit Delia war nicht auf einen vorübergehenden Genuß gerichtet: er ſuchte nicht bloße Freuden für die Sinne, keinen baren Zeitvertreib, keine Befriedigung ſeiner Eitelkeit und ſeines Stolzes bey ihr auf; Nein! Gern will er allem Ruhme entſagen, wenn er nur mit ihr ſein Leben zubringen kann, wenn ſie am Ende ihm die Augen zudrücken wird. 10) Gern will er alle Bequemlichkeiten, die der Reichthum darbietet, in ihren Armen aufopfern, um mit ihr auf einſamen Hügeln die Herde zu treiben. 11) Unter welchen reitzenden Bildern des häuslichen Zuſammenlebens und der Zurückgezogenheit aufs Land

8) S. die ſechſte Elegie im erſten Buche.

9) S. die vierte Elegie deſſ. B.

10) S. die erſte Elegie deſſ. B. v. 55 u. f.

11) S. Elegie 2. v. 71 im erſten B.

hat er ſich die Vereinigung mit ihr gedacht! [12]) Ich widerſtehe nicht der Verſuchung, dieſe Stelle, die Herr Manſo [13]) in unſere Sprache übertragen hat, nach ſeiner Bearbeitung hierher zu ſetzen:

Du, dacht' ich, bauſt dein Feld, und warteſt deiner Reben,
Und ſie, die Treue, wacht, und ſorget für dein Haus.
Sie wird für dich im Herbſt der Speicher Vorrath meſſen,
Und, iſt der Moſt gepreßt, ſich ſeiner Pflege weihn;
Sie, ganz mit dir, die Stadt und ihr Gewühl vergeſſen,
Und ſich, wie du, des Spiels des muntern Dorfes freun.
Sie wird Vertumnus Huld in freundlichen Geſchenken
Und Pales Segen ſich durch Korn und Obſt erflehn;
Sie unumſchränkt das Haus nach ihrem Willen lenken,
Und deiner Herrſchaft du mit Luſt entſetzt dich ſehn.
Sie, deine Delia, wenn aus den Eitelkeiten
Des ſtolzen Roms entflohn, Meſſala dich beſucht,
Eilt dann, mit eigner Hand ein Mahl ihm zu bereiten,
Und bricht, mit eigner Hand, für ihn des Baumes Frucht.

Eben dieſer Tibull wünſchte mit ſeiner Delia bis ins ſpäteſte Alter ein Beyſpiel unzerſtörbarer Vereinigung abzugeben. [14]) Er verlangte Treue von ihr, aber nicht aus Zwang, nicht aus Furcht; nein! aus gegenſeitiger Zuneigung. [15])

12) S. Elegie 3. v. 19 deſſ. B.

13) Charaktere der vornehmſten Dichter. Zweyten Bandes erſtes Stück. S. 263.

14) Elegie 7. v. 61. des 1ten B.

15) Elegie 6. v. 73. deſſ. B.

Alles dieß beweiſet freylich nichts für Sittlichkeit, nicht einmahl für wahre Liebe! Aber verglichen mit der gröberen Art, wie die Geſchlechtsſympathie befriediget werden kann, liegt allerdings eine Veredlung und Verſchönerung dieſes letzten Triebes darin. Wie reitzend, ich wiederhole es, ſind die Formen, unter denen er ſich ſeine Vereinigung mit der Genoſſin denkt! Wie reitzend iſt die folgende! „Bleib treu in meiner Abweſenheit, bleib treu, und laß die alte Mutter, die Burgin deiner Unſchuld, nicht von deiner Seite weichen. Sie wird beym blaſſen Schimmer der Lampe die häuslichen Arbeiten tief in die Nacht hineinziehen, und dir die Zeit mit Mährchen vertreiben, bis endlich den ermüdeten Mägden um dich herum ſchlaftrunken das Werk aus den Händen fällt. Dann werde ich unangemeldet wie ein Himmelsbote erſcheinen. Dann wirſt du mir, ſo wie du biſt, mit zerſtreueten Haaren und nacktem Fuß entgegen ſtürzen!“ [16])

Doch! es iſt Zeit, daß ich nun zeige, daß Tibull ſich bis zum Gefühl wahrer Liebe gehoben hat! Er hatte das Unglück, an einem leichtſinnigen Weibe zu hängen. Er war allen Leiden der Zweifel an deſſen Treue ausgeſetzt; und dennoch war Delia eiferſüchtig auf ihn, mit Hinwegſetzung über alle weibliche Zartheit! Er durfte kein anderes Frauenzimmer loben, ohne ſich der gewaltſamſten Behandlung ausgeſetzt zu ſehen. „Nie, ſagt er, würde ich mir eine ähnliche gegen dich erlauben. Nein! eher fallen mir die Hände ab, als daß ich mich an dir vergreife!“ [17])

16) Elegie 3. v. 83. ꝛc. im erſten Buche.

17) Elegie 6. v. 72. im erſten Buche.

Ich habe ſchon die Stelle angeführt, worin er ſich wünſcht, mit Delia zu leben, und bey ihr zu ſterben. Herr Manſo hat dieſen letzten Wunſch ſehr glücklich überſetzt:

Dich ſucht der irre Blick, wenn furchtbar meine Stunde
Mir tönet; dich allein die halb ſchon kalte Hand.
Laut weinſt du dann um mich, und reichſt dem welken Munde
Noch einmahl einen Kuß, der Liebe letztes Pfand.

Aber gleich darauf macht dieſe eigennützige Empfindung einer liebenden Platz. „Doch, ruft er aus, überlaß dich nicht der Verzweiflung! Schone der Ruhe meines Schattens, indem du deines Lebens ſchoneſt!“ [18]) Wenn ihn ſein Unmuth hinreißt, Strafen von den Göttern über die Ungetreue herabzurufen; wie bald lenkt er ein, und bittet, daß dieſe Strafen leicht ſeyn mögen! [19])

Eben dieſe Denkungsart und Stimmung des Gemüths leuchten aus ſeinen Verhältniſſen mit der Nemeſis hervor. Ueberall finden wir jene Veredlung der Geſchlechtsſympathie wieder, die im häuslichen und traulichen Zuſammenleben, abgeſondert von dem Gewühle der Stadt, die höchſten Freuden der Vereinigung ſucht, [20]) und eine ſolche Verbindung nicht bloß auf eine Zeitlang, ſondern aufs Leben einzugehen Muth hat. [21]) Ueberall finden wir Spuren

18) Elegie 1. v. 35. deſſ. B.

19) Elegie 6. v. 56. deſſ. B.

20) Elegie 3. v. 5. im zweyten Buche.

21) Elegie 4. v. 18 ebendaſelbſt.

jener Aufopferung für die Zufriedenheit und das Glück des Geliebten, die den Charakter der wahren Liebe ausmacht. Er iſt bereit, ſein väterliches Gut zu verkaufen, um die heiſchenden Wünſche der verſchwenderiſchen Nemeſis zu befriedigen. [22]) Bereit, das Geſpötte der Stadt zu werden, wenn ſie ihn nur liebt. [23]) Bereit endlich, jede Härte des Sklavenſtandes für ihre Gunſt zu dulden. [24])

Was kann rührender ſeyn, als die Stelle, worin der Dichter die Unwürdige bey der Aſche ihrer Schweſter, zu deren Grabe er zu flehen droht, beſchwört, ſich nicht durch Habſucht zur Härte gegen ihn verleiten zu laſſen, und nun ſich ſchnell begreift, und ſich zuruft: „Nicht weiter! erneuere nicht den Schmerz der Geliebten! Du biſt nicht werth, ihr eine Thräne zu koſten! Das Mädchen iſt gut. Verführer haben es dir abgeneigt gemacht! [25])

In der Verbindung mit der Neära hebt ſich Tibull noch um eine Stufe höher. Schon an ſich ſcheint dieſe ſeine Geliebte ſeine Wahl von Seiten der Sittlichkeit mehr gerechtfertigt zu haben. Er nennt ſie immer casta Neaera; ein Beynahme, der ſich wohl in unſerer Sprache nicht gut anders, als durch ſittig geben laſſen dürfte. Aber auch in der Art, wie er der Verbindung mit ihr nachſtrebte, herrſchte mehr Elevation. Er fühlte, daß er ſie lieben könnte, wenn ſie ihm auch ihre Gegenliebe und den Beſitz ihrer Perſon nicht ſchenken

22) Elegie 4. v. 13. im zweyten Buche.

23) Elegie 3. v. 11. ebendaſ.

24) Elegie 3. v. 79. ebendaſ.

25) Elegie 6. v. 45. u. f. w. ebendaſ.

ſollte. „Du wirſt mir ſtets werth ſeyn, ſagt er, du magſt die meinige werden, oder nicht. [26]) „Sollte ich dich nie Gattin nennen dürfen, ſo wirſt du mir als Schweſter noch immer theurer als mein Leben bleiben. [27]) Sehr charakteriſtiſch ſagt er an einer andern Stelle: „du biſt mir ſo theuer, wie keine Tochter ihrer Mutter, wie kein ſchönes Mädchen dem bloß begehrenden Manne iſt!“ [28])

Uebrigens finden wir in dieſem Verhältniſſe wieder die nehmlichen Züge des Triebes nach Häuslichkeit, der Fähigkeit, ſich ganz anzuhängen, und das Wohl der Geliebten ſeinem eigenen vorzuziehen. Mit ihr vereint, verſchmäht er die Schätze der Erden, und wünſcht in Armuth ruhig mit ſeiner Gattin zu leben. [29]) Und o! des himmliſchen Zuges wahrer Liebe! Als ſie bereits ihre Hand einem Andern gegeben hat, da ruft er ihr noch zu: „Sey glücklich! Heiter ſey der Lauf deiner Tage, ob ich dir gleich nichts mehr bin. Treuloſe! ſelbſt treulos bleibſt du mir noch werth!“ [30])

Ich glaube durch dieſe Ausführung mein oben gefälltes Urtheil über unſern Dichter gerechtfertigt zu haben. Uebrigens findet man bey ihm den Geiſt der römiſchen Intrigue, von der ich oben geſprochen, und die ich näher charakteriſiert habe. Nicht innere Schamhaftig'

26) Elegie 1. v. 6. im dritten Buche.

27) Ebendaſ. v. 23.

28) Elegie 4. v. 31. ebendaſ. — So erkläre ich die Stelle: Sie deutet, wie mich dünkt, eine Empfindung an, die mehr wie Mutterzärtlichkeit, und mehr als Begierde iſt.

29) Elegie 3. v. 21. deſſ. B.

30) Elegie 5. v. 29 und 36.

keit und Selbſtwürde ſeiner Geliebten; wohl aber die Wachſamkeit ihrer Hüter, ihr Wankelmuth, ihre habſüchtige Sprödigkeit, geben einen reichhaltigen Stoff zu Bildern der Feinheit, des Muths, und der Stärke einer unüberwindlichen und alles überwindenden Leidenſchaft her.

Eilftes Kapitel.

Fortſetzung: Ueber die Gedichte der Sulpicia und des Cerinthus.

Unter die ſchätzbarſten und niedlichſten Kleinodien, die aus dem Alterthume auf uns gekommen ſind, rechne ich die Lieder eines römiſchen Mädchens, denen eines von ſeinem Liebhaber beygefügt iſt. Sie ſind den Gedichten Tibulls angehängt, und weil ſich eines darunter findet, das unſtreitig von ihm iſt, auf gewiſſe Weiſe damit vermiſcht. Sie werden ihm gemeiniglich zugeſchrieben, und ich kann es nicht bezweifeln, daß ſie von ihm herrühren. Einem Frauenzimmer gehören ſie

11) Beſonders das Carmen VIII. und die Stelle:

Sed peccasse juvat, vultus componere famae
Taedet, cum digno digna fuisse ferar.

Ich will nicht ſagen, daß es mit dem geringſten Ueberbleibſel von Scham nicht zuſammenſtimme, ſondern nur dieß, daß es mit der ganzen übrigen Feinheit der Denkungsart der Sulpicia, ja was das Wichtigſte iſt, nicht mit ihrer Situation zuſammenpaßt. Hier ſcheint der Mann, und beſonders der Dichter durch, der (Lib. II. Elog. III. v. 31.) ſagen konnte: Sed cui sua cura puella est, fabula sit, etc.

gewiß nicht an: dafür bürgen mehrere nicht weibliche Stellen. *) Uebrigens die nehmliche Empfindungsart, die ich am Tibull charakterisiert habe! Dieß ist für mich wichtiger, als der Umstand, daß sich eine Verschiedenheit im Styl des Ausdrucks zwischen diesen und den vorigen Gedichten findet. Der Styl der Gefühle ist der nehmliche: und das Anspruchslose, zum Theil Nachläßige, was die Einkleidung der Lieder der Sulpicia unterscheidet, dürfte bereits daraus erklärbar seyn, daß sich der Dichter an die Stelle eines Frauenzimmers gesetzt hat.

Genug! diese Liedersammlung macht eine kleine Liebesgeschichte aus, aber die lieblichste, die je geschrieben seyn mag. Kein Roman, in dem Sinne, wie wir das Wort zu nehmen gewohnt sind! Keine Intrigue, bey der die Eroberung eines Herzens, oder gar der Besitz einer Hand, als endlicher Zweck der fortlaufenden Handlung angesehen wird. Nein! eine Piece a Tiroirs, ein Drama das sein Interesse nicht sowohl der Verwickelung und Auflösung, als der Darstellung mehrerer zusammenhängender Scenen aus einer Situation des Lebens verdankt. Unsre beyden Liebenden sind schon bis zur engsten Vertraulichkeit vereinigt, und an eine Verbindung unter Autorität der Gesetze denken sie nicht. Der Plan ist auf Darstellung der kleinen Auftritte angelegt und eingeschränkt, die eine glückliche, durch keinen Bruch gestörte Liebe herbeyführt. Nur der der einzige Umstand tritt hinzu, das Interesse ihrer Situation zu erhöhen: Sie müssen sich heimlich lieben! Sulpicia, die Tochter, eines vornehmen Hauses, darf ihre Neigung zum Cerinth, einem Jüngling, der nur an äußern Verhältnissen ihr ungleich ist, nicht bekennen. Also wieder eine römische Intrigue: und hier sogar von

Seiten eines Mädchens geführt, das zur Classe der Matronen gehörte!

Ungeachtet der Einfachheit des Plans kann die Ausführung doch Bilder der Vollständigkeit und der Vollendung herbeyführen. Alle Auftritte, die sich in der Situation eines glücklich, aber heimlich liebenden Paars denken lassen, und Gelegenheit zu Ausbrüchen lebhafterer Gefühle geben, finden wir hier genutzt. Verdeckte Wünsche, dem Geliebten zu gefallen, und ihn ungesehen zu sehen; [32]) Festliche Tage in dem Lebenslaufe der beyden Verbündeten: [33]) Gefahren, denen sich der Jüngling aussetzt; [34]) Krankheit des Mädchens: [35]) Empfindungen nach dem Momente des unnennbaren Genusses: [36]) Störung in der Hoffnung, sich zu sehen: [37]) unverhoffte Wiedervereinigung: [38]) Furcht vor Untreue, [39]) und vor Gleichgültigkeit: [40]) endlich über eine angenommene Sprödigkeit; [41]) das sind die Veranlassungen zu Empfindungen, die an innerm Gehalt wahre Liebe, an äusserer Form echte Schönheit zeigen.

An moralische Veredlung der Liebe ist auch bey unserer Sulpicia nicht zu denken. Hin und wieder werden sogar die Forderungen, die wir an Reinheit und Züchtigkeit des weiblichen Herzens zu machen berechtigt sind, offenbar beleidigt. [42]) Dagegen aber zeigt sich

32) Carm. VI.
33) Carm. II. und V.
34) Carm. III.
35) Carm. IV.
36) Carm. VII.
37) Carm. VIII.
38) Carm. IX.
39) Carm. X.
40) Carm. XI.
41) Carm XII.
42) Carm. VII.

auch hier die äſthetiſche Veredlung der Liebe, auf die ich ſchon in den Gedichten des Tibulls aufmerkſam gemacht habe, durch den vollkommenſten Ausdruck eines für das Wohl des Andern ſich aufopfernden Herzens! Ein Beyſpiel dieſer Art finde ich in dem Wunſche der Sulpicia, die Herſtellung ihrer Geſundheit nicht wieder erhalten zu wollen, wenn ſie dem Cerinth gleichgültig ſeyn ſollte: [17]) noch auffallender in der Bitte, die ſie an die Götter richtet, den Jüngling wegen ihrer Krankheit zu beruhigen: [18]) und in dem ſchönen Zuge von Reue, wenn ſie ihrem Geliebten das Recht giebt, ſie durch Kälte zu beſtrafen, weil ſie die Heftigkeit ihrer Leidenſchaft durch willkührliche Trennung habe verbergen wollen. [19])

Es iſt nicht möglich, Gefühle dieſer Art zu leſen, ohne in unſerer Seele Bilder ihres vollkommenen innern Gehalts, mithin auch begeiſternde Bilder aufſteigen zu ſehen, welche dieſer Liebe den Charakter des äſthetiſch Edeln geben. Wie reitzend ſind aber zugleich die Formen, worin dieſe äſthetiſch edle Liebe eingekleidet, und dadurch zugleich verſchönert wird! Ich führe ſtatt aller Beyſpiele nur eines nach der Ueberſetzung des Herrn Manſo an, obgleich die Schönheit des Originals nicht völlig erreicht iſt:

Schwarzäug'ge Juno, nimm vom heiligen Altare
Des Weihrauchs friſchen Duft aus deiner Freundin Hand!
Denn ſie, denn ſie hat ſie Stirn und Haare
Dir ſchön gekränzt, dir wallt ihr rosiges Gewand.

17) Carm. XI. 18) Carm. XII
19) Carm. IV

Zwar wünſcht ſie, wie ſie ſagt, dir einzig zu gefallen;
Doch ſtrebt ſie heimlich noch nach eines Andern Blick.
O laß des Jünglings Herz in Liebe für ſie wallen,
Und gönn' ihr dieſe Nacht das längſt gehoffte Glück!
Du knüpfſt den ſchönſten Bund. Vor allen Erdenſehnen
Iſt er nur ihrer Huld, wie ſie der ſeinen werth.
Es eile Beyder Wunſch Gott Amor ſelbſt zu krönen,
Und blitze Zorn auf den, der den Verein erſchwert!
Sieh, Göttin, ſüßer Duft ſteigt auf zu deinen Höhen!
Was ſäumſt du? Schweb herab, und leihe mir dein Ohr!
Beſorgt heißt dieß und das mich meine Mutter flehen,
Doch andre Wünſche tragt Sulpicia dir vor.
Sie brennt ſo licht und hell, wie dieſes Opfer lodert,
Und wünſchet dieſer Glut nie, Göttin, zu entfliehn.
Nur ihn, für den ſie brennt, (dieß iſt es, was ſie fodert,)
Nur ihn laß ewig auch in gleichen Flammen glühn!

Iſt es möglich, dieſe Worte zu leſen, ohne das Bild der Liebe unter der Form des ſchlaueſten, feinſten, und für Phantaſie und Herz reitzendſten Weſens zu faſſen?

Zwölftes Kapitel.

Properz.

Tibull ſcheint gedichtet zu haben, weil er liebte: Properz ſcheint geliebt zu haben, weil er dichtete. Ich bin zweifelhaft, ob des letztern Cynthia eine wirkliche Perſon geweſen ſey; aber beynahe gewiß, daß viele Gefühle, die er vorgiebt, für ſie gehegt zu haben, erlogen ſind. [46]) Properz beſaß viel Lüſternheit des Körpers und der Seele: viel Eitelkeit, viel Imagination, aber wenig Herz. Seine Gefühle ſind angelernt, ausgedacht: er hatte Witz; aber er beſaß keine Zärtlichkeit.

Ich finde wenig Situationen im Properz, die den Charakter individueller Wahrheit an ſich tragen. Die wenigen, welche damit geſtempelt ſind, zeugen nicht für Zärtlichkeit, und können ihm mit jedem Mädchen, bey einer bloß auf ſinnlichen Genuß oder Unterhaltung abzielenden Verbindung, begegnet ſeyn. [47]) Und ſelbſt, wenn er dieſe darſtellt, ſchildert er mehr die äußern Nebenumſtände, als die innern Empfindungen, die ihn belebt haben.

Es kann uns nicht irre machen, wenn einzelne Stellen im Properz von Leidenſchaft, Aufopferung und Treue zeugen: wenn er ſein Glück und ſein Unglück nur

46) Elegie 7. im erſten Buche v. 3. Elegie im zweyten B. ſchienen mir zum Beweiſe zu dienen, daß Properz ein Mädchen hatte, weil — ein Elegiendichter eins haben muß.

47) Elegie 3. im erſten Buche. Eine ähnliche individuelle Situation findet man im vierten Buche in der 8ten Elegie, die aber noch weniger für ſeine Treue und Zärtlichkeit beweiſet.

von Cynthien erwartet: [47]) wenn er ſie ſeine einzige und letzte Liebe nennt: [48]) wenn er nicht den Tod, ſondern das Ueberleben ihrer Liebe fürchtet: [50]) wenn er ſogar ſeine Neigung mit in die Unterwelt zu nehmen verſpricht. [51]) Dieß ſind Ausdrücke der damahligen Galanterie; und ſollten ſie das auch nicht ſeyn; ſo iſt es doch gewiß, daß wenn Ideen dieſer Art einmahl berechtigt ſind, das Intereſſe des Publikums zu erwecken, und dieſer Ton einmahl in die Gedichte der Liebe eingeführt iſt; alle diejenigen, welche ſich darin verſuchen, darin einſtimmen werden. Dann aber kann nur eine Prüfung der Aeuſſerungen im Ganzen den Mangel der Harmonie, und dadurch die Unwahrheit der vorgegebenen Empfindungen aufdecken. Properz verräth nun durch eine Menge kleiner Züge, daß er zwar eine gewiſſe Veredlung der Neigungen, die auf Geſchlechtsſympathie beruhen, gekannt, aber nie jene Zärtlichkeit empfunden habe, die durch Vereinigung der Perſonen zu beglücken ſucht. Eine Menge fremder und gelehrter Bilder, die gerade da vorgeſchoben werden, wo man erwartet, daß das Herz reden werde, zeugen für die Kälte dieſes Letzten. [52]) Wie fern von wahrer Rührung ſind ſein Gebet für die Wiederherſtellung der Geliebten, [53]) und die Erzählung ihrer Erſcheinung nach dem Tode! [54]) Wie

49) Elegie 11. im erſten Buch.

49) Elegie 12. ebend.

50) Elegie 19. ebend.

51) Ebendaſelbſt.

52) Dieß findet man beynahe in jeder Elegie.

53) Elegie 18. im zweyten B.

54) Elegie 7 im vierten B.

undelikat iſt die Rede, die er ihr bey dieſer Gelegenheit in den Mund legt! Mit welchem Leichtſinn ſcherzt er über die Untreue, die er an Cynthien begangen hat, als er von ihr in einer mehr als verdächtigen Lage zwiſchen zwey gutwilligen Mädchen überraſcht wird! [55]) Seine Klagen über die Grauſamkeit ſeines Mädchens haben ſelten das Gepräge der Wahrheit. [56]) Seine Eiferſucht verräth die Anmaßungen einer kleinlichen Eitelkeit, oder muß wegen der Uebertreibung, die in ihren Aeußerungen herrſcht, wohl gar für eine erlo-gene Empfindung angeſehen werden. [57]) Seine Vor-würfe ſind ohne alle Zartheit des Gefühls: [58]) ſeine Drohungen entweder von aller Beymiſchung liebender Schonung entblößt: [59]) oder in einem mehr ſcherzen-den als ernſten Tone geäußert. [60]) Wer kann es für etwas anders, als für eine Dichterwendung hal-ten, wenn er Cynthiens Untreue durch ſein Still-ſchweigen von ihr, oder durch einen bloßen Vers zu beſtrafen verſpricht? Doch erſcheint ſelbſt in der An-maßung, mit der er auf ſein Dichtertalent trotzt, eine Verſchiedenheit von der Denkungsart des Tibull.

55) Elegie 8. im vierten Buche.

56) S. beſonders die 18te Elegie im erſten Buche. Sie hat einige Aehnlichkeit mit dem Sonnet des Petrarka: Solo e pen-soso i piu deserti campi. Aber wenn man ſie mit einander vergleicht, ſo kommt es einem vor, als ob Properz nur zum Scherz ſeine Klagen annimme.

57) Elegie 6. des zweyten B.

58) Elegie 18. deſſ. B.

59) Elegie 8. des dritten B.

60) Elegie 5. deſſ. B.

Properz trotzt auf sein Verdienst, auf den Ruhm, den seine Gedichte der Geliebten bringen: Tibull erwähnt dieser nur mit Bescheidenheit, glaubt immer mehr zu empfangen, als zu geben. Properz erhebt die Talente seiner Cynthia, und legt diesen beynahe einen noch höhern Werth bey, als ihrer Gestalt. Aber seine Lobeserhebungen sind so übertrieben, und mit so weit hergeholten Vergleichungen überladen, daß sie mehr der Sprache der Galanterie als des Herzens ähneln. [61]) Auch scheint ein großer Theil des Verdienstes, den er auf die Ausbildung ihres Geistes setzt, dem Umstande zugeschrieben werden zu müssen, daß sie so viel Geschmack an seinen Versen findet. [62]) Properz kann bey einem Schmause vergessen, daß sein Mädchen seiner wartet, und wenn er es nun schlafend findet, aus bloßer Besorgniß, von ihm mißhandelt zu werden, es nicht wecken. [63]) Er kann seine Geliebte bitten, bey seinem Leichenbegängnisse ihre Traurigkeit zugleich mit seinen Werken zur Schau auszustellen; [64]) und überhaupt in den Qualen der Geliebten, die er verursacht, in den Thränen, die sie um ihn vergießt, den größten Beweis ihrer Liebe, und den süßesten Genuß der Verbindung setzen. [65])

Diese Proben, die noch sehr gehäuft werden könnten, zeigen deutlich, daß Properz Stolz auf den

61) Elegie 2. im zweyten B.

62) Elegie 13. deß B.

63) Elegie 3. im ersten B.

64) Elegie 11. im zweyten B.

65) Elegie 6. und 8. im dritten B.

gen Beſitz, [56]) Spannung der Imagination,
altung, Befriedigung einer üppigen Eitelkeit,
beſonders einen feineren Sinnengenuß für
eſen der Liebe anſah. Kurz! daß er geſellige
zen, bey denen die Geſchlechtsſympathie zum
e liegt, zur Befriedigung eines feineren Egois
utzte. Merkwürdig iſt es hierbey, daß er von
Hinderniſſen keinen Gebrauch macht, um der
n Verbindung mit ſeiner Cynthia einen neuen
zu leihen. Denn dieſe wird als eine unabhän
Perſon von einem gewiſſen Alter dargeſtellt, mit
aber doch in einer nicht geſetzlich geknüpften
dung lebte.

um Ueberfluß bemerke ich noch, daß ſeine
aſie vorzüglich glücklich war, Bilder der körper
Lüſternheit darzuſtellen, und im ſinnlichen Ge
u ſchwelgen liebte. [57])

ie Gedichte des Properz ſind mir darum ſo
wichtig, weil ſie die oben bemerkte zweyfache
wie man in Rom über die engeren Verhältniſſe
en beyden Geſchlechtern dachte, ſehr deutlich an
Tag legen. Die eine Sekte ſetzte, wie geſagt,
Grund und das Glück der Liebe in einen ſtets
chſelnden und vorübergehenden, ſinnlichen Ge
der durch Befriedigung der Eitelkeit, und durch
, welche die Phantaſie ihm lieh, gehoben wurde.
Denkungsart ſcheint der Natur des Properz
Grunde die angemeſſenſte geweſen zu ſeyn. [58])

[56]) Beſonders Elegie 7. des erſten Buches.
[57]) Elegie 13. im zweyten B.
[58]) Elegie 22. und 23. deſ. B.

Da aber die andere Seite dauernde Anhänglichkeit, ausschließende Treue und Aufopferung verlangte; [69]) so hat Properz, der viel mehr für das Publikum, als für sich selbst dichtete, sich auch in diese Denkungsart geschickt. Er schildert uns daher Matronen, die es für ruhmwürdig halten, ihr Herz und ihre Hand nur einmahl zu verschenken: [70]) Männer, die selbst nach dem Tode des geliebten Gegenstandes diesem unverrückte Treue bewahren, [71]) und sogar ihre Leidenschaft mit sich in die Unterwelt nehmen. [72])

Properz hat hauptsächlich den Griechen nachgeahmt. Ich fühle mich aber nicht im Stande, dasjenige, was in seiner Darstellung der Liebe mehr griechisch als römisch ist, anzugeben.

Dreyzehntes Kapitel.

Horaz, Virgil, und Seneka der Tragiker.

Horaz war ein viel zu feiner Egoist, als daß er Begriffe und Gefühle von wahrer Liebe hätte haben können. Er hing ganz derjenigen Seite an, welche aus der Liebe einen verfeinerten Sinnengenuß und einen unterhaltenden Zeitvertreib machte. Wenn er einigemahl Bilder einer treuen, aufopfernden Anhänglichkeit darstellt, so geschieht es in der Situation eines augen-

69) Elegie 13. im ersten Buche.

70) Die letzte Elegie im vierten B.

71) Elegie 1. und 9. im zweyten B.

72) Elegie 29. des zweyten B.

blicklich entzückten Genießers, der sein gegenwärtiges Glück ewig dauernd erhalten möchte, und es für keinen Preis zu theuer erkauft hält. [73]) Vielleicht hatte auch der herrschende Ton der römischen Galanterie noch mehr Antheil daran, als die vorübergehende, eigene Empfindung. Es lag weder in seinem Charakter, noch in seinem Systeme, sich zu vergessen, und sich ganz und auf immer hinzugeben. [74])

Horazens Verdienst um die Liebe besteht darin, daß er der kosenden Unterhaltung, welche ihre Freuden vermehren kann, einen höchst reitzenden Ausdruck geliehen, und ihr neue geschmackvolle Wendungen und Spiele gelehrt hat. [75])

Virgil hat die allerniedrigsten Ideen von der Entstehung und dem Zweck der Liebe in seinen Eclogen und Georgicis verrathen. Er sieht sie für Begierde nach körperlicher Vereinigung an, [76]) und nur diese schmückt er zuweilen durch ein reitzenderes Bild, worin sich Feinheit, Fülle und Stärke der Empfindung eines an sich gemeinen Triebes darstellt. [77]) Dieß ist aber bey ihm

73) Carmen 13. Lib. 1. Carm. 12. L. 2. Carm. 9. Lib. 3. Carm. 2. Lib. 4.

74) Carm. 6. v. 8. Carm. 23. Lib. 1.

75) Besonders Carm. 12. v. 25. Lib. 2. Carm. 9. v. 21. Lib. 1. Carmen 13. v. 15. Lib. 1.

76) Eclog. II. v. 63 und 65. III. v. 100. VIII. 85. Georgicon Lib. 3. 242. Viele der hier aufgestellten Bilder sind unserer Denkungsart noch widerlich.

77) Ecl. III. v. 64. 65. VII. 55. 59. 63. X. 34.

Nachahmung der griechiſchen Idyllendichter, die ſich abſichtlich in ein roheres Zeitalter hineinverſetzten.

In der Aeneide iſt das vierte Buch wegen der pathetiſchen Darſtellung der Leidenſchaft der Liebe allgemein berühmt. Es iſt aber nicht die Liebe; es iſt die Leidenſchaft der Geſchlechtsſympathie, die in der Dido dargeſtellt wird. Ein liebendes Weib würde Aeneas nicht mit ſeinen Flüchen verfolgt haben. Ihr Tod, die Aufopferung ihres Lebens ſind Folgen, welche auch die Leidenſchaft des Geizes nach dem Verluſte des Vermögens hervorbringen kann. Wir werden durch dieſe Aeußerung einer heftigen Begierde begeiſtert, weil der Eigennutz ſeiner iſt, und allemahl ein großer Triumph des höheren Weſens über das niedrige erfordert wird, um der Süßigkeit des einſamen Lebens zu entſagen, wenn man auf die Vereinigung mit einem andern Menſchen Verzicht leiſten muß. Wir bewundern es, daß uns ein anderer Menſch ſo viel werth ſeyn kann: aber dieſer Menſch iſt es doch nicht, den wir lieben, ſondern nur unſer Wohl in der Vereinigung mit ihm. Es iſt allemahl Eigennutz!

Dennoch hat Virgil in ſeiner Aeneide höhere Begriffe als in ſeinen übrigen Werken von dem Zuge zwiſchen dem beyden Geſchlechtern an den Tag gelegt. Dido empfindet für den Aeneas nicht bloß Sinnlichkeit, ſondern auch Schätzung, und den Trieb nach Häuslichkeit. Sie legt Werth auf treue Anhänglichkeit an dem erſten ſchon verſtorbenen Gatten. Sie bekämpft ihre Triebe aus Schamhaftigkeit und Sorge für ihren Ruf. Der Dichter läßt ſie mehr aus Verhängniß, als durch Schwäche fallen. Seine Camilla hat wahrſcheinlich den

ſpäteren Dichtern zum Vorbilde ihrer hochherzigen, keuſchen, und zugleich kriegeriſchen Heldinnen gedient.

Es iſt der Mühe werth, die Trauerſpiele, welche dem Seneka beygelegt werden, mit denen des berufenen Weiberhaſſers Euripides zuſammenzuhalten, um zu erfahren, wer von ihnen beyden das zärtere Geſchlecht edler dargeſtellt hat. Man wird dann finden, daß Euripides Alles gethan hat, um ſelbſt die Schwächen dieſes Geſchlechts von einer intereſſanten Seite darzuſtellen, daß hingegen Seneka, eine gewiſſe ſtoiſche Hochherzigkeit abgerechnet, Alles thut, um es verächtlich zu machen.

Seine Phädra erſcheint wahnſinnig vor Begierde: dringt ſich dem Hippolytus auf das ſchamloſeſte auf, und wird um ſo ekelhafter, da ſie den Rath ihrer beſſern Amme für nichts achtet. Medea, Oktavia, Dejanira, Clotemneſtra ſind rachſüchtig, wüthend, und die letzte wird zu einem Ungeheuer, wie es nur die Imagination des Dichters ſchaffen kann. Da überhaupt die Stärke des Seneka nicht darin beſteht, ſeinen Charakteren innern Zuſammenhang und Wahrheit zu geben; da er immer mehr daran denkt, was ſich überhaupt in einer gewiſſen Situation ſagen ließe, als was die dargeſtellte Perſon geſagt haben würde; ſo brechen zuweilen ſelbſt bey denjenigen Weibern, die er zum Gegenſtande unſers Abſcheus macht, beſſere Geſinnungen durch, als man ihnen ihrer Anlage nach zutrauen darf. Ganz im Weſen der Liebe ſagt daher Medea: „Kann es ſeyn, ſo lebe mein Jaſon wie er war! Aber auch verändert mag er leben!“

Dieſe Züge kommen aber zu einzeln vor, als daß man unſerm Seneka einen wahren Begriff von der Liebe beylegen könnte. Wo er von ihr ſpricht, ſchildert er ſie als eine leidenſchaftliche Begierde nach Sinnengenuß, als eine Brut des Müßigganges und des Luxus.

Achtzehntes Buch.

Denkungsart der Römer und Griechen über Geschlechtsverbindung und Liebe von den Zeiten des Septimius Severus an, bis zum Untergange des Reichs dieser Völker im Morgen- und Abendlande.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Ich halte mich berechtigt, in der Geschichte der Sitten, besonders in Rücksicht auf die Verhältnisse beyder Geschlechter zu einander, mit dem Septimius Severus eine neue Periode eintreten zu lassen.

Wahre Epochen, scharfe, grelle Abschnitte darf man in dem Charakter und den Schicksalen der Sitten nicht erwarten. Die Denkungsart der Menge bildet sich allmählig, und selbst neue Wahrheiten und Lagen bringen nicht sogleich verschiedene Grundsätze und Gewohnheiten bey ihr hervor. Inzwischen muß doch der Anfang der Veränderung irgendwo bestimmt werden, und wir können diesen nicht erst da annehmen, wo sie sich am auffallendsten zeigt. Kein' der Uebergang muß da angefangen werden, wo wir einen wichtigen Grund zur

Veränderung und einige bemerkbare Spuren derſelben antreffen.

Die vorige Periode hat das Weib, der guten Sitte nach, im Ganzen dem Manne wichtig, und einzeln dem Manne gleichgeachtet dargeſtellt: die folgende zeigt, eben dieſer guten Sitte nach, das Weib im Ganzen dem Manne gleichgeachtet, und einzeln ſogar dem Manne vorgezogen. Man begreift zum Voraus, von welchem wichtigen Einfluſſe dieß auf die Beurtheilung der Geſchlechtsverbindung und Liebe hat ſeyn müſſen.

Hiervon finde ich die erſten Spuren unter dem Septimius Severus: einen der Hauptgründe aber in der von ihm eingeführten militäriſchen Regierungsform, und in dem von ſeiner Gemahlin beförderten ſchlechten Geſchmack. Alle übrigen Gründe, welche nachher zur Ausbildung der veränderten Denkungsart mitgewirkt haben, ſtehen mit jenen beyden erſten in genauer Verbindung.

Ich ſchließe dieſe Periode nicht früher, als mit dem Untergange des Reiche der Römer und Griechen im Abend- und Morgenlande. Zwar bin ich außer Stande, und auch nicht gewillet, Data über die Denkungsart dieſer Völker bis zu jenem Punkte beyzubringen; aber es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß bey den nehmlichen fortwährenden Gründen ſich auch die nehmliche Stimmung erhalten haben werde, und einzelne Werke, die noch bis ins zehnte und zwölfte Jahrhundert hinreichen, geben dieſer Vermuthung mehr Gewicht.

Zweytes Kapitel.

Entwickelung der Haupturſachen und des Weſens des veränderten Denkungsart.

Die Freyheit Roms war verloren gegangen; aber ihr Andenken hatte ſich noch bey dem Volke erhalten. Wahrer Gemeinſinn war verſchwunden; aber der Stolz auf den Nahmen und die Vorrechte eines römiſchen Bürgers, welche verhältnißmäßig gegen die Menge der Unterthanen nur Wenigen zu Theil wurde: Stolz auf die Größe des Reichs und die Unüberwindlichkeit ſeiner Waffen, kettete noch den Römer an das öffentliche Leben. Unter der glücklichen Regentenreihe vom Trajan bis zum Marc-Aurel hatte der Stolz auf den Monarchen, die Liebe zu ihm, dieſe Bande noch vermehrt, und zugleich den ſüßeſten Genuß des Privatlebens geſichert.

Alles dieß veränderte ſich im dritten Jahrhunderte. Septimius Severus legte den Grund zum militäriſchen Deſpotismus: er verband die ſchrecklichſte aller Ariſtokratien, diejenige, worin die Gewalt in den Händen undiſciplinierter Soldaten iſt, mit einer eben ſo furchtbaren Monarchie, welche ſich gegen die übrigen Unterthanen Alles erlaubt hält, wenn ſie nur der Zügelloſigkeit der Bewaffneten nachſieht. Von nun an war ein ſoldgedungenes Kriegsheer, geworben unter den Unterthanen und Barbaren an den Grenzen des Reichs, die einzige Menſchenclaſſe, die Unabhängigkeit beſaß und mißbrauchte. Statt eines Tyrannen, der ſeine Mißhandlungen und Grauſamkeit nur in dem Kreiſe, der ihn zunächſt umgab, hätte wirken laſſen können, fanden ſich nunmehro unzählige Unterdrücker an allen Orten des unermeßlichen Reichs.

Caracalla gab allen freyen Einwohnern deſſelben den Nahmen und die Vorrechte römiſcher Bürger. Er untergrub dadurch vollends den Nationalgeiſt, raubte dem Römer den Stolz auf ſeine Abſtammung und ſeine Beſtimmung, und hob den Uebermuth des bezahlten Kriegsheers. Alexander Severus glaubte ſchon ſeine Soldaten durch die Benennung: Bürger! zu ſchmeicheln. Als in der Folge die Barbaren das römiſche Reich anfielen, einſchränkten, erniedrigten, und die Laſten der Unterthanen vermehrten; da zog ſich der Mensch immer mehr vom öffentlichen Leben ab, und genoß nur mit Unſicherheit ſein örtliches und häusliches Daſeyn.

Dreyerley Hauptideen mußten nun in den Sitten herrſchend werden, die aus einer Quelle entſpringen, leicht wieder zuſammenfloſſen. Entweder, man ſuchte dem irdiſchen Leben durch eine weichliche Ruhe, und den gänzlichen Genuß des gegenwärtigen Augenblicks noch einigen Reiz abzugewinnen: oder, man verachtete dieſe Welt, und richtete ſeine Blicke auf eine künftige, welche für die Leiden hienieden eine reiche Schadloshaltung darbieten würde. Beyde Denkungsarten gehören unterdrückten Menſchen an: beyde leiten zum leidenden Gehorſam: und der Ueberdruß, den Weichlichkeit und ausgelaſſene Sinnlichkeit bald hervorrufen, zieht Alles zum Glauben an ein beſſeres künftiges Reich, und zur Hoffnung auf daſſelbe hin.

Niedrigkeit und Schwulſt, Aberglaube und Verzweiflung, Sinnlichkeit und unnatürliche Beſchauungsſucht bezeichnen die Antike Denkungsart in dieſer unglücklichen Periode. Mehrere Beherrſcher, aus Syrien und Syrien entſproſſen, haben nebſt ihrem

Familien zur Ausbreitung derſelben beygetragen. Der Verfall des Geſchmacks in allen Künſten iſt gleichfalls bey dieſer Stimmung mit in Anſchlag zu bringen. Der gute Geſchmack verhindert die ſchiefe Richtung der Beurtheilungskraft, und hindert den Fortgang metaphyſiſcher Grübeleyen, welche die ſinnliche Welt bey Seite ſetzen. Er befördert menſchliche Empfindungen, kettet an den Genuß des Lebens, und erhält die Verbindung unſers höhern Weſens mit dem niedern.

Inzwiſchen bot ſich der Menſch, der vom öffentlichen Leben abgezogen, in ſeinem Privatleben zum Genuß einer verfeinerten Sinnlichkeit unfähig geworden, und überher vom orientaliſchen Aberglauben umnebelt war, den Eindrücken der neuplatoniſchen Philoſophie und des Chriſtenthums gern und willig entgegen.

Indem er einen Halt in dem Reiche des Uebersinnlichen ſuchte, blieb er entweder bey der Volksreligion ſtehen, und ſuchte dieſe den Bedürfniſſen ſeines reiferen Verſtandes anzupaſſen: oder er ſuchte in einer fremden Lehre den Troſt auf, den ihm die Lehre ſeiner Väter verſagte. Dem erſten gefiel die neuplatoniſche Philoſophie: dem andern die Religion der Chriſten. Jene fand zuerſt bey den Vornehmern Eingang: dieſe bey dem Pöbel: beyde kamen in gewiſſen Hauptgrundſätzen überein, und boten ſich am Ende, nach einigen Streitigkeiten, die mit aller Wuth der Sektenkriege geführt wurden, einander freundlich die Hände.

Der Neuplatoniker verſteckte die Ungereimtheit des Volksaberglaubens unter dem Schleyer der Alle-

gorie, und ſchuf die Vielgötterey in ein Syſtem von Dämonen um, die alle einem höchſten Weſen unterworfen waren. Dieſem ſuchte er ſich durch die Extaſe zu nähern. Während der Anſchauung dieſer Art verliert die Seele alle anderen Vorſtellungen, außer dem Angeſchaueten, der ſie mit unausſprechlicher Seligkeit erfüllt und ſie in die unüberſchwenklichſte Ruhe verſetzt, weil der Angeſchauete durchaus unveränderlich, mithin in ſteter Ruhe iſt. Man erblickt nichts als das herrlichſte Licht, weil in Gott nichts als Licht iſt.

Dieß Ineinanderfließen, dieſe Wiedervereinigung der von Gott in uns gefloſſenen Seele mit ihrem Urquell, verlangte viele leidende (aſcetiſche) Uebungen, Anſtrengung, Prüfung. Beſonders ward eine Vernachläſſigung aller menſchlichen Dinge, und eine Erhebung über alle Freuden der Sinnlichkeit dabey zum Voraus geſetzt. Aber dagegen ſchmeichelte man ſich auch bey Wegwerfung alles praktiſchen Wiſſens, und aller öffentlichen Thätigkeit, bey völliger Ruhe, und beſtändiger Kreuzigung des Fleiſches, die Seele ganz aus ihrem körperlichen Gefängniſſe zu löſen, und mit Dämonen und Geiſtern in einen vertraulichen Umgang zu bringen. So ward zu gleicher Zeit durch dieſe Philoſophie der Myſtik und der Magie der Weg gebahnt.

Die Chriſten der damahligen Zeit verſprachen ſich ſowohl eine Wiedervereinigung mit Gott und einen Umgang mit den Dämonen in dieſem Leben, als vielmehr eben dieſe Vortheile vermiſcht mit vielen gröberen Genußarten in einem künftigen nach dem Tode.

Die gegenwärtige Welt war nur ein Kampfplatz, auf dem man ſich die Freuden der Zukunft erringen konnte. Aber dazu bedurfte es gewiſſer Waffen, welche

die Moral erſt jetzt dem chriſtlichen Streiter in die Hände lieferte, und die von denjenigen, womit die Schüler des Sokrates nach Vollkommenheit gerungen hatten, völlig verſchieden waren.

Das Sittenſyſtem der Chriſten war nicht auf einen gewiſſen Staat, nicht auf gewiſſe Stände berechnet. Es empfahl Pflichten, die in jeder Verfaſſung, in jeder Lage galten. Ein leidender Gehorſam, der ſich ſelbſt unter Unterdrückung willig beuget; eine Achtung für jeden Menſchen, als ein Weſen, das den nehmlichen Anſpruch mit uns auf das Reich Gottes hat; eine Entäußerung alles eigenen Verdienſtes, eine Herabwürdigung unſers Selbſtes unter den geringſten und ſchwächſten unſrer Nebenmenſchen; eine Liebe zu Gott, die jede irdiſche Neigung hinrafft; — das ſind die Forderungen, welche das Chriſtenthum nach den damahligen Begriffen an den vollkommenen Menſchen machte.

Bald wurde das Syſtem der Neuplatoniker zu dem Chriſtlichen gemiſcht, und beyde kamen dahin überein, die Erhebung über die Sinnlichkeit, die geduldige Ertragung aller Schickſale, die Verachtung aller Mittel, wodurch ſich der Menſch Ruhm und Auszeichnung erwirbt, als den ſicherſten Weg anzuſehen, wodurch man ſich mit Gott und dem Reiche unſinnlicher Weſen vereinigen könne.

Obgleich dieſe Denkungsart nie ganz allgemein hat werden können, ſo hat ſie doch gewiß ſelbſt auf die gute Sitte eingewirkt, und dieſe in manchen Stücken modificiert. Man hat nicht mehr den nehmlichen Werth auf eine verfeinerte Sinnlichkeit, und auf alle diejenigen Leidenſchaften gelegt, die man ſonſt edel nannte.

Eine tapfere Selbſtvertheidigung gegen äußere Unterdrückung, der Muth, ſich das Leben freywillig zu nehmen, das Gefühl des Stolzes, und der Ruhmbegierde ſind geächtet worden. An ihre Stelle trat die Humilität: ein Wort, das beynahe alles dasjenige umfaßt, was ich unter den Hauptſtücken der chriſtlichen Moral aufgezählt habe.

Drittes Kapitel.

Einfluß der veränderten Denkungsart auf das wachſende Anſehn des Weibes: mitwirkende Urſachen.

Zur Kosmopolitiſchen Vollkommenheit, und zu allen denjenigen Tugenden wodurch der Neuplatoniker und die Chriſten der damahligen Zeit ſich der Annäherung an Gott, und des ewigen Lebens würdig zu machen glaubten, hat das Weib gleiche Anlagen mit dem Manne. Ja! es übertrifft ihn in mehreren derſelben. Weiber gerathen weit leichter in den Rauſch der Phantaſie, in Begeiſterung, in Extaſe: Weiber haben viel mehr Selbſtverläugnung, mehr Geduld, mehr leidende Stärke, und mehr Muth, ſich den Angriffen des Schickſals zu überlaſſen. Sie erhielten in dieſen Zeiten einen gerechten Anſpruch auf die Achtung des Mannes, und gleiche Rechte mit ihm auf Menſchenwerth.

Die chriſtliche Religion, welche den Schwachen ein vorzügliches Anrecht aufs Himmelreich verſpricht: die in ihrer Geſchichte mehrerer durch Heiligkeit, Wundergaben und Märterthum ausgezeichnete Weiber, Freundinnen

des Erlöſers und der Apoſtel, aufſtellt: die eine von ihnen als Mutter Gottes über alle Sterbliche ſetzt: dieſe Religion, ſag' ich, mußte das Anſehn des zärtern Geſchlechts noch vermehren. Die Humilität, welche ſie lehret, legte ohnehin dem Manne die Pflicht auf, ſich vor denjenigen zu demüthigen, welche von den Heiden nur mit gefälliger Schonung behandelt waren. Weiber trugen viel zur Ausbreitung dieſer ihnen ſo nützlichen Religion bey, und ihre Lehrer bewieſen ihnen dafür ihre Dankbarkeit durch Ausbreitung ihres Ruſs.

Mehrere hervorſtechende Fürſtinnen zeigten ſich an der Seite der Kaiſer in wenig unterbrochener Folge. Die Julia Domna, Mäſa, Soämias, Mammäa Zenobia, Helena, Euſebia, Placidia, Pulcheria, Eudocia, Theodora und andere mehr, hielten entweder das Ruder des Reichs in ihren Händen, oder thaten ſich durch beſondere Talente und den Ruf der Heiligkeit hervor. Weiber übten vermöge der ihrem Geſchlechte eigenen Gaben zur Intrigue eine deſto größere Gewalt über die Höfe aus, je mehr ſich dieſe nach den Zeiten des Diocletian auf morgenländiſche Weiſe von dem übrigen Reiche trennten, und dadurch heimlichen Ränken, und niedrigen Leidenſchaften immer mehr ausgeſetzt wurden.

Der ſchlechte Geſchmack legte dem Frauenzimmer ſeine Huldigungen mit der Niederwürfigkeit und dem Pompe der Aſiaten zu Füßen, und der Ausdruck der Achtung nahm den Schein der Anbetung und der Entzückung an. Jetzt ward das Weib oft über den Mann erhoben!

Viertes Kapitel.

Einfluß der Denkungsart über die Weiber, auf die Beurtheilung des Werths der Geſchlechtsverbindung und der Liebe.

Was das zärtere Geſchlecht an Anſehn bey dem Mann gewann, das verlor es vielleicht wieder an derjenigen Macht, welche ihm ſeine Reitze über das Herz des leztern ſichern. Wenigſtens gehörte es in das Syſtem der Vollkommenheit für das eine Geſchlecht dieſe Macht nicht einzuräumen, und für das andere, ſich ihrer zu entäußern.

Zur Erhebung über alle Sinnlichkeit, zur Selbſttödtung und vollkommenen Lauterkeit, ſcheint die Enthaltſamkeit von allen ſinnlichen, beſonders körperlichen, Freuden zu gehören. Die Neuplatoniker und die Chriſten glaubten beyde, daß jeder Genuß, der die ſinnliche Natur des Menſchen vergnügen könne, die geiſtige herabwürdige. Jungfräuliche Züchtigkeit war bey den erſten eine Hauptbedingung, wenn die Operationen der Myſtik und Magie gelingen ſollten, und bey den leztern war es eine Lieblingsmeinung, daß wenn Adam dem Schöpfer gehorſam geblieben wäre, er ewig im Zuſtande jungfräulicher Reinheit gelebt, und irgend eine unkräftliche Fortpflanzungsart das Paradies mit einem Geſchlechte unſchuldiger und unſterblicher Weſen bevölkert haben würde. Eine Abneigung vor der Ehe war davon die nothwendige Folge, und dieß heilige Band ward bloß als ein nothwendiges Mittel zur Fortſetzung der Menſchengattung, und als ein Damm gegen die zügelloſen Begierden unvollkommener Menſchen betrachtet.

Freundschaft ließen jedoch die strengsten Sittenlehrer zwischen beyden Geschlechtern zu, und wirklich konnte in dieser Zeit ihr wahrer Begriff auf diese Verhältnisse passen. Denn hier trafen Mann und Weib in dem Genuß einerley Lieblingsneigung, nehmlich der nach dem Unsinnlichen, zusammen. Und so war der heilige Hieronymus der Freund der Marcelle, Custochium und Pauline.

Aber in Leidenschaft durfte diese Freundschaft nicht ausarten! Keine Spur von jenem Vergleiche zwischen der Natur und den Forderungen einer eingebildeten Vollkommenheit, der den geistigen Genuß körperlicher Schönheit gestattet! Nichts von jener Vorbereitung zu der ekstatischen Liebe zu Gott, auf der Stufe der Begeisterung für sein Ebenbild in dem reitzenden Weibe! Nein! alle Liebe zur Kreatur war ein Raub an der Liebe Gottes und des Himmels begangen. Jede andre Leidenschaft war nach der Meinung derjenigen, die einem höhern Grade von Vollkommenheit nachstrebten, eine Geburt sträflicher Sinnlichkeit, und ein Werk des Teufels!

Doch zu diesem Grade konnten nur wenige gelangen; und der größte Haufe gab sich, im völligen Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Kräfte, nicht einmahl die Mühe, darnach zu ringen. Auch nahm man nach dem gangbaren Sittensysteme eine gemeine und eine höhere Tugend an, von denen die erste innerhalb der Regionen der Sinnlichkeit stehen blieb.

Für Menschen, welche sich mit dieser begnügten, behielt die leidenschaftliche Liebe zum Weibe noch ferner ihre Reitze. Aber sie gewann unstreitig durch die Bemühung ihr manche Züge zu leihen, welche dem Ideale

der höheren Vortrefflichkeit abgestohlen waren. Das Weib wird im schönsten Lichte dargestellt, geziert durch Keuschheit und jede feinere weibliche Empfindung. Der Mann beweist ihm die Achtung deren es würdig ist, die Liebe zu den Lieblingen verschwindet, und die Ehe wird entweder der Zweck des Liebesverständnisses, oder das Band, dessen treue und standhafte Bewahrung man an beyden Geschlechtern als eine Tugend verehete, und mit Interesse begleitete.

Bis jezt war die Klasse wohlerzogener und wohlhabender Bürger in ihren Begriffen über Zucht, Ordnung und Vortrefflichkeit, durch Rücksichten auf das Wohl des Staats, und die Gefühle einer verfeinerten Sinnlichkeit geleitet worden. Was jenem Vortheil brachte, das war gut; was in dieser den Genuß auf die Dauer erhöhete, das war anständig. Aber die Menschen, die in dieser Periode lebten, hatten keinen Staat mehr, sie hatten nur eine Welt, in der die Frommen Gesetze gaben, welche alle Sinnlichkeit verdammten. Die gute Sitte, welche nie ganz den Gesetzen widerspricht, suchte diese mit der Schwäche ihrer Anhänger zu vereinigen, und nahm so viel davon an, als nöthig war, keinen offenbaren Streit mit einer kosmopolitischen Tugend zu bestehen.

Fünftes Kapitel.

Denkungsart der Sophiſten und Grammatiker.

Seit den Zeiten des Septimius Severus bemächtigten ſich die Athaten der griechiſchen Litteratur, und ſeit dieſer Zeit war der gute Geſchmack verloren. Man begnügte ſich nicht mehr den Alten nachzuahmen, man plünderte ſie, und zierte mit den koſtbaren Flicken die man ihnen entriſſen hatte, ein Gewand, das eine regelloſe Phantaſie, und ein ſchwülſtiger Witz gewebt hatten. Von jetzt an, verdrängten die Schönredner (Rhetoren oder Sophiſten) den Dichter. Mit ihnen vereinigte ſich ein pedantiſches Heer von Kritikern, Kompilatoren und Kommentatoren der Alten, bekannt unter dem Nahmen der Grammatiker. Beyde bildeten zuſammen eine Zunft, die von Raub und Betrug lebte, und zugleich mit der religiöſeſten Anhänglichkeit an den Sitten und Gebräuchen des Alterthums hing. Eine wahre litterariſche Judenſchaft in jedem Betracht. Sie plünderten die Alten, ſie logen ihnen Werke von ihrer Art an, und ſahen den Glanz des Zeitalters des Perikles und Alexanders durch einen eben ſo dicken Nimbus ungewiſſer Traditionen, als wodurch der Jude den Flor des Iſraelitiſchen Staats unter den Richtern und Maccabäern betrachtet.—

Dieſe Zunft lebte gleichfalls in einer unſinnlichen Welt, aber es war nicht die der Gegenwart und der Zukunft, ſondern die der Vergangenheit. Sie wollten die Sitten der erſten Philoſophen und anderer berühmten Männer des Alterthums wieder hergeſtellt wiſſen, ob ſie dieſe gleich aus höchſt trüben Quellen kannten.

Die Sokratiſche Schule hatte Lieblinge geliebt, — darum mußten die Sophiſten und Grammatiker dieſer Liebe gleichfalls ergeben ſeyn. Sie laſen von einer Diotima, der Sokrates die Kunſt zu lieben abgelernt haben wollte, ſchnell ſetzten ſie eine Liebesintrigue zwiſchen beyden zuſammen. Epikur ſollte eine gute Freundin an der Leontium, Menander an der Glycere gehabt haben; nun mußte ſich jeder Philoſoph, jeder Dichter eine Beyſchläferin zulegen.

Die mehrſten Werke welche uns einige Aufklärung über die Sitten dieſer Zeit geben könnten, rühren von ſolchen Rhetoren und Grammatikern her. Es wird viel Behutſamkeit erfordert, um dasjenige, was Sitte ihrer Zunft iſt, von den Sitten ihrer übrigen Zeitgenoſſen, und Beydes wieder von demjenigen abzuſondern, was ſie uns für Sitte der Vorwelt verkaufen. Inzwiſchen bey aller Mühe, die ſie angewandt haben, ſich in die Periode des Flors von Griechenland hinein zu verſetzen, bricht doch die veränderte Denkungsart an unzähligen Stellen durch.

Sechſtes Kapitel.

Liebesbriefſteller in Proſa: Philoſtrat, Alciphron, Ariſtänet.

Zwey merkwürdige Erſcheinungen verdanken wir dieſer Periode: die Liebesbriefe und die Liebesgeſchichte, beyde in Proſa. Die erſten ſind an die Stelle der Heroiden und Elegien getreten, nachdem man keine Verſe mehr zu machen verſtand, oder ſie nicht mehr leſen mochte.

Unter den Gelehrten, welche Julia Domna um ſich hatte, war Philoſtrat: ein Mann deſſen ſchlechter Geſchmack auf die Produkte der Nachkommenſchaft den wichtigſten Einfluß gehabt hat. Außer dem Leben des Apollonius Tyanenſis, deſſen ich in der Folge noch weiter gedenken werde, verdanken wir ihm eine Sammlung von Liebesbriefen, in denen beynahe alle Ideen über die Verfeinerung der Liebe angetroffen werden, welche das Mittelalter aufweiſet. Beſonders aber ſcheint ſein geſuchter und ſchwülſtiger Styl ſeinen Nachkommen zum Vorbilde des Ausdrucks in den Darſtellungen der Liebe gedient zu haben.

Man kann die Briefe des Philoſtrat als Redeübungen anſehen, als Deklamationen, als Muſter, wie man in verſchiedenen Situationen an Lieblinge und Geliebte ſchreiben ſoll. Oft findet man über eine und die nehmliche Situation mehrere Briefe. Allemahl aber iſt ebendaſſelbe Sujet wenigſtens zweymahl behandelt: anders für den Liebling, anders für das geliebte Weib.

Schon hieraus läßt sich abnehmen, daß die Sitten beym Philostrat nicht rein sind, und mehrere Stellen beweisen den materiellen Zweck, den er bey der Verbindung mit den Lieblingen vor Augen hatte. [1] Die Verfeinerung der Liebe besteht darin, daß die körperlichen Freuden durch Schwierigkeiten, die sich ihrem Genuß entgegen setzen, erhöhet werden, und daß er dem Ausdruck der Begierde einen Schmuck zu leihen sucht, welcher der Einbildungskraft der Leser Unterhaltung gewähren soll. Man findet bey ihm zuweilen den Witz der Empfindung, [2] aber nie hort man das Herz reden.

Besonders merkwürdig wird Philostrat durch den Ton der Galanterie, der hier schon so ausgebildet angetroffen wird, als er nur nimmer in den Romanen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunders erscheinen kann. Gelehrte Anspielungen, gesuchte Vergleichungen, steife Antitheſen, abentheuerliche Gesinnungen, ungeheure oder ärmliche Bilder, machen den Charakter seines Styls aus.

„Verstohlne Freuden, sagt er, sind allemahl die süßesten, und die Gefahr, mit der sie erkauft werden, erhöht ihren Reitz.“ [3] „Augen, heißt es an einer andern Stelle, sind die Rathgeber der Liebe. Du aber liebst einen Jüngling der bloßen Beschreibung nach. Dieß können nur diejenigen thöricht finden, die nicht wissen, daß auch die Seele Augen hat.“ [4]

1) Der 54ste Brief und der 59ste

2) 44ste und 45ste Brief.

3) 28ste Brief.

4) 31er Brief.

„Du bist nicht aus der Luft zusammengesetzt, und aus Dingen, die sich mit dieser vermischen, sagt Philostrat zu seinem Lieblinge: Stein, Demant, und der Styx sind die Elemente aus denen du zusammengesetzt bist.“ [5]) — „Das Getränk das du credenzest, sagt er zu dem geliebten Weibe, wird mit Küssen gemischt, und die Gläser werden durch deine Berührung in Gold und Silber verwandelt.“

„Ich sende dir einen Rosenkranz, schreibt er an einer andern Stelle, nicht weil ich glaubte daß er dich schmücken könne, sondern damit du ihn schmücken mögest. Ich sende dir diese Blume nicht um dich zu ehren, sondern damit du ihnen die Gnade widerfahren lassest, an deiner Seite später zu vertrocknen.“ [6])

„Sende mir einen Theil der Rosen zurück, auf denen du geschlafen hast. Dann wird der Reitz ihres angebornen Duftes noch durch denjenigen vermehrt werden, den du ihnen mitgetheilt haben wirst.“ [7])

„Meine Rosen waren frisch, als ich sie dir zusandte. Woher kommt es, daß sie vertrocknet sind, nachdem sie bey dir angelangt waren? Ich weiß es nicht. Doch! ich errathe! Sie ertrugen es nicht, von dir an Schönheit übertroffen zu werden, und sie verloren ihren Duft, sobald sie deine duftendere Haut berühret hatten. So verlieren die Sterne ihren Glanz beym Aufgange der Sonne.“ [8])

5) 19ter Brief.

6) 20ster Brief.

7) 21ster Brief.

8) 23ster Brief.

„Laß mich nur ein Haar von deinem Kopfe nehmen. Dann wirst du mir Rosen geschenkt haben, die immer duften und nie ersterben.“ 9)

„Verlangst du meinen Tod, Grausamer! So nimm dein Schwert! Ich weigre mich nicht! Stoß zu. Ich bitte dich nur um eine Wunde.“ 10)

Der 50ste Brief übertrifft alle übrigen an abentheuerlichem und spielendem Witze.

„Vögel setzen sich in Nester, Fische in Felsenhöhlen, schöne Gestalten in Augen. Aber jene hausen nur auf kurze Zeit in dem eingenommenen Aufenthalte; die schöne Gestalt weicht niemahls aus dem ihrigen. So habe ich dich gleichfalls aufgenommen, und führe dich in dem Netze meiner Augen allenthalben mit mir herum. Gehe ich über Gras, so scheinst du daselbst zu weiden, und selbst die Steine, auf denen du sitzest, zu bewegen. Bin ich auf dem Meere, so steigst du wie eine Venus daraus hervor. Bin ich auf der Wiese, so ragst du über alle Blumen weg. Kein Gewächs ist dir ähnlich: denn so schön es erscheint, so dauert es doch nur einen Tag. Steh' ich am Flusse, so verschwindet er; du fließest an seiner Statt dahin: groß, schön, ansehnlicher als selbst das Meer! Seh' ich den Himmel an, so scheint mir die Sonne herabgefallen zu seyn, unter dir zu schweben, und du an ihrer Stelle zu leuchten. Kommt endlich die Nacht heran, so seh' ich zwey Sterne: den Hesperus und dich.“

Ungefehr mit gleichen Ideen über die Verfeinerung der Liebe angefüllt, aber gezüchtigter in den Reitzen, die er von der Einbildungskraft und dem Witze für sie

9) 18ster Brief.

10) 41ste Brief.

entlehnt, auch in näherer Vertraulichkeit mit den Forderungen des Herzens, zeigt sich Alciphron, wahrscheinlich in der nehmlichen Periode mit Philostrat. Ihm verdanken wir eine Anzahl von Liebesbriefen, die den berühmtesten Hetären und ihren Liebhabern aus den Zeiten des Perikles und Demetrius Phalereus beygelegt sind. Es würde wenig Kritik verrathen, diese Briefe für vollgültige Zeugnisse über den Charakter der nahmhaft gemachten Hetären und ihrer Lebensart gelten zu lassen. Alciphron hat zu einer Zeit gelebt, worin er über diese Weiber aus den blühendsten Zeiten Griechenlands nur nach unzuverlässigen Traditionen urtheilen konnte. Er hat sie so geschildert, wie er sie sich von seinem Standpunkte ab dachte, und er hat jene Ueberlieferungen auf die Erfahrungen zurückgeführt, die er über die Sitten seines Zeitalters gemacht hatte. Ueberhaupt aber ist es ihm gewiß weniger darauf angekommen, wahre Darstellungen der Hetären und ihrer Verhältnisse zu liefern, als vielmehr einen Stoff zu finden, an dessen Behandlung sich sein Rhetortalent üben konnte. Denn schön zu sprechen und zu schreiben, gleich viel worüber, darauf kam es den Rhetoren an: so wie noch jetzt beym Verfall der Italiänischen Poesie, die Kunst der Improvisatoren dahin geht, über alles Reime machen zu können. Der große Hause der Hetären erscheint bey ihm in dem Lichte, worin die Buhlerinnen aller Zeiten erschienen seyn müssen: als Weiber deren Gunst für Geld feil ist, und deren größtes Talent darin besteht, den Liebhaber durch Hoffnungen hinzuhalten, um desto mehr Gewinn von ihm zu ziehen. **) Neidisch auf ihre Nebenbuhlerinnen,

**) 14, 15, 4ster Brief des ersten Buchs. 1ster Brief des zweyten Buchs.

rachſüchtig, unbekümmert um das Wohl ihrer Liebhaber, iſt ihnen jedes Mittel gleichgültig das ſie zu ihrem Zwecke führt. [12]) Die Unterhaltungen die ſie unter ſich aufſuchen, zeugen von der niedrigſten Ausgelaſſenheit. [13]) Verfeinerte Lüſternheit, koſendes Geſchwätz, Geſang und Spiel ſind diejenigen, mit denen die gebildeteren ihre Liebhaber beluſtigen. [14])

Dieß Bild trifft ziemlich mit dem Charakter der heutigen Buhlerinnen in den größeren Städten von Europa zuſammen. Einige wenige zeichnen ſich inzwiſchen beym Alciphron durch Uneigennützigkeit, wahre Liebe, Treue und höhere Talente aus.

Zu dieſen gehört beſonders die Geliebte des Menander, Glycera. Der Brief, den ſie an ihren Liebhaber ſchreibt, [15]) iſt voll von den liebendſten Empfindungen, und verräth zu gleicher Zeit ſo viel wahre Weiblichkeit, daß er der Kenntniß des Verfaſſers von den verborgenſten Falten des menſchlichen Herzens wahre Ehre macht. Es iſt unmöglich, ihn zu leſen, ohne die Süßigkeit eines ſolchen Verhältniſſes für einen Mann von ſchönerem Genie zu fühlen. Es herrſcht ein Geiſt darin, wie er mehrere Jahrhunderte ſpäter über den Briefen der Heloiſe an Abelard gewebet hat. Ich ſetze ihn ſeinem Hauptinhalte nach hieher.

Die Veranlaſſung iſt folgende: Menander war vom Könige Ptolemäus eingeladen worden, nach Aegypten zu kommen, um dort einige ſeiner Schauſpiele vor ihm

12) 37ſter Brief des erſten Buchs.

13) 39ſter Brief des erſten Buchs.

14) 19ter Brief des erſten Buchs.

15) Der 4te im zweyten Buche.

aufführen zu laſſen. Er fragt ſeine Glycera um Rath, ob er den Ruf annehmen ſoll. Darauf antwortet Glycera: ſie habe den Brief gerade zu einer Zeit empfangen, als ſie Geſellſchaft zum Abendeſſen bey ſich gehabt habe. Auch die gute Freundin ſey bey ihr geweſen, die oft die Aufmerkſamkeit des Menander durch ihren attiſchen Ausdruck auf ſich gezogen habe. „Weißt du es noch, fragt ſie neckiſch, in welche Verlegenheit du bey dem Kobe kamſt, das du ihr ertheilteſt? Wie ich dich damit aufzog, und lächelnd Küſſe auf deinen Mund drückte? — Wie fein, wie gutherzig zugleich! wie abſtechend von der Verfahrungsart der mehrſten Weiber dieſer Art! Dieſer einzige Zug mahlt den ganzen Charakter.

„Alle Anweſende ſahen mich an, fährt Glycera fort, und wunderten ſich des frohen Eindrucks den dein Brief auf mich machte. Was erfreuet dich ſo ſehr? fragten ſie. Mein Menander iſt vom Könige Ptolomäus gefordert, rief ich laut, und ſchwenkte dabey den Brief mit dem königlichen Siegel.“ — Ein Zug der weiblichen Eitelkeit abgeſtohlen! — „Freueſt du dich denn, daß dein Geliebter dich verlaſſen wird, fragten die Gäſte. Gewiß nicht, ſagte Glycera, er wird mich nicht verlaſſen. Der König ſpielt in ſeinem Briefe auf unſre Verbindung an: und auch das freuet mich, daß die Nachricht davon nach Aegypten gekommen iſt. Aber wie kann er ſich vorſtellen, daß Athen zu ihm kommen werde. Denn was iſt Athen ohne den Menander, und was iſt Menander ohne Glycera? Bin ich ihm nicht zur Einrichtung ſeiner Schauſpiele nothwendig? Bin ich es nicht, die ihn auf den Beyfall, den ſie erhalten, aufmerkſam macht, und ihm in meinen Armen Muth und Erholung finden laſſe? Nein, lieber Menander, was

mich freuete, war, daß nicht bloß deine Glycera, sondern daß auch Könige jenseits des Meeres dich lieben, und daß dein Ruf sich allenthalben hin verbreitet. Mögen nun diejenigen, die dich sehen wollen, nach Athen kommen, dich bey deiner Glycera suchen, und mein Glück bewundern: hier diesen Menander anschauen, der durch seinen Ruf überall, mit seiner Person aber nur bey mir lebt! Wünschest du inzwischen die Merkwürdigkeiten Aegyptens zu sehen, o! so schiebe mich nicht vor, um deine Weigerung zu begründen. Sieh nicht zu, daß die Athenienser mich darum hassen; sie, die schon das Getreide messen, das der König ihnen um deinetwillen senden wird. Reise mit allen guten Göttern, aber auch mit deiner Glycera. Denn daß ich zurückbleiben sollte, darauf rechne nicht! Ich könnte es nicht, wenn ich auch wollte. Nein! Ich verlasse Mutter und Schwestern, um mit dir zu Schiffe zu gehen. Ich vertrage die Seereisen sehr gut, und ich will dich pflegen wenn du von der Seekrankheit leidest. Eine zweyte Ariadne, werde ich dich, zwar nicht den Bacchus selbst, aber seinen Diener und Priester, nach Aegypten führen. Und du wirst mich in keiner Einöde verlassen. Ich fürchte nicht von dir die Untreue eines Theseus. Jeder Ort, Athen und der Piräeische Hafen und Aegypten, wird unserer Liebe einen gleich festen Boden darbieten. Und sollten wir auf Felsen verschlagen werden, so wird auch da der Sitz der Liebe für uns bereitet seyn."

„Ich weiß, fähret sie fort, daß du weder Schätze noch Geld suchst. Du setzest dein Glück in mir und deiner Kunst. Aber du hast Verwandte, Vaterland, Freunde, die viel bedürfen, und durch dich reich werden wollen. Ich kenne dich! Du wirst mich nie eines

groſſen oder kleinen Unfalls wegen anklagen, den ich dir zugezogen haben könnte. Seit langer Zeit biſt du mir mit leidenſchaftlicher Liebe ergeben geweſen, und jetzt iſt Ueberlegung hinzugetreten. Dieß kettet mich noch mehr an dich, weil ich die kurze Dauer deiner Geſinnungen nicht mehr zu fürchten brauche." Denn eine Zuneigung, die nur auf Leidenſchaft beruht, iſt eben ihrer Heftigkeit wegen leicht vergänglich. Aber wenn das Band der Herzen ſich auf Vernunft gründet, dann iſt es unauflöslich. Es erhält dann neue Reitze durch die Uebereinſtimmung der Sitten, und wird über die Furcht der Auflöſung erhoben. Sprich du ſelbſt, du, der du mich dieß alles gelehrt haſt! Alſo wie geſagt: ich fürchte nicht deine Vorwürfe. Aber ich fürchte die Athenienſiſchen Weſpen, die mich anklagen werden, als ob ich ihnen durch meinen Rath einen Mann entzöge, der ihnen ſo viel Geld einbringt, daß ſie ihn als den Gott des Reichthums betrachten. Laß uns daher die Sache noch weiter überlegen, Freunde und Götter zu Rath nehmen. — Ich will mich unterdeſſen gewöhnen, mein Vaterland und mein Landhäuschen nach und nach zu vergeſſen. Ich begreife noch nicht, wie ich mich von dem Allen trennen werde. Aber du kannſt dich von mir nicht trennen. Du gehörſt mir ganz an. Und wenn alle Könige an dich ſchrieben, ich würde dir mehr werth ſeyn, als ihre Gunſt. Du biſt treu, eingedenk deiner Schwüre. Aber komm bald zur Stadt, damit du, wenn du reiſen willſt, die Schauſpiele ausſuchſt, die dem Könige am mehrſten gefallen werden. Ich rathe dir zu dieſem und jenem (hier folgen die Nahmen einiger Schauſpiele des Menander.) Doch bin ich nicht zu vermegen, daß ich dir im Urtheile über deine Stücke

vorgreife! Aber hat nicht deine Liebe dafür geſorgt, daß ich auch dieß beurtheilen kann! Du haſt mich belehrt, daß ein Weib mit einigen Anlagen leicht von ſeinen Liebhabern lerne: daß Liebe uns leicht etwas beybringe, und daß nur die Unempfindlichen ſich durch Ungelehrigkeit Eurer unwürdig machen. Ich bitte dich, lieber Menander, nimm auch diejenige Komödie mit, in der du mich aufgeführet haſt, damit ich mit dir zum Ptolomäus reiſe, wenn du mich zurücklaſſen ſollteſt. Er wird um ſo mehr fühlen, was er über dich vermag, wenn du nur das Bild deiner Geliebten mit dir nimmſt, und das Original zurückläßt. Doch! wird auch dieß nicht zurückbleiben, verlaß dich darauf. Ich will lernen, dein Steuermann zu ſeyn, und dich ſelbſt überführen u. ſ. w."

Ein dritter Schriftſteller, der die Liebe zum Stoff ſeiner Redeübungen in der Briefform genommen hat, wird Ariſtänet genannt, ſo ungewiß es iſt, ob die Sammlung die unter dieſem Nahmen geht, ihm wirklich gehöre. Wer aber auch der Verfaſſer ſeyn mag; ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß er nach dem Philoſtrat und Alciphron gelebt habe. Bey den vielen Unanſtändigkeiten, die in dieſen Briefen vorkommen, fällt es doch auf, daß der Männerliebe keine Erwähnung darin geſchieht. Ein Beweis, daß ſie aus Zeiten herrühren, worin man das Schändliche dieſer Ausgelaſſenheit immer mehr zu fühlen anfing. Auch zeigen ſich hin und wieder Spuren der Verſchämtheit bey den Weibern, die nicht zur Claſſe der Freudenmädchen gehören, welche frühern Zeiten nicht eigen ſind. So wird von der Cydippe geſagt, ſie habe die Liebeserklärung, die Acontius auf einen Apfel geſchrieben hatte, nicht ausleſen wollen:

„Denn wohlerzogene Mädchen erröthеten, wenn ſie nur von Heirath reden hörten. [16])

Es ſind im Grunde nur wenig Stücke in dieſer Sammlung, die den Nahmen von Briefen verdienen, wenn gleich die Perſonen, von denen ſie geſchrieben ſeyn, und die ſie empfangen haben ſollen, darüber ſtehen. Man könnte ſie beſſer abgeriſſene Stylübungen über die Liebe nennen. Einige enthalten Lobeserhebungen geliebter Perſonen: andere kleine Erzählungen u. ſ. w.

Ariſtänet verräth hin und wieder Geſinnungen wahrer Liebe. Der neunte Brief des zweyten Buchs ſcheint dem Tibull abgeſtohlen zu ſeyn. Der Liebende, der ihn ſchreibt, fürchtet die Strafe des Meineides für ſeine untreue Geliebte, und dieſe Beſorgniß kümmert ihn noch mehr als die Beleidigung, die er erfahren hat. Er entſchuldigt ſie, und klagt nur ſein Schickſal an. Er fleht die ewige Gerechtigkeit an, ſie nicht zu ſtrafen. Sollte ſie auch wieder fehlen, ſo will er ſie dennoch nicht geſtraft wiſſen, und leichter ſein Unglück, als das Bewußtſeyn des ihrigen tragen. —

An einer andern Stelle [17]) verräth er ſehr verfeinerte Begriffe von dem Genuß der Geſchlechtsſympathie. Der entzückte Liebhaber erhebet die Geſtalt ſeiner Geliebten, und fährt dann fort: „Nicht bloß ihre Geſtalt, auch ihre Sitten gefallen mir. Denn, ob ſie gleich zum Stande der Hetären gehört, ſo bewahrt ſie doch ihre natürliche Einfachheit. Ihr Charakter iſt tadellos, und ihr Betragen weit über ihrer Lage. Sie hat mich durch ihre Unſchuld gewonnen. Das geringſte Geſchenk das

16) Erſtes Buch. 10ter Brief und ebendaſelbſt 7ter.

17) 8ter Brief im erſten Buch.

ich ihr darbringe, nimmt ſie mit Dankbarkeit an, anſtatt daß andre Weiber ihres Standes alles mit Verachtung erwiedern. Der Reiz unſers traulichen Beyeinanderſeyns nimmt nie ab. Was ſoll ich von den heimlichen unnennbaren Freuden der Liebe ſagen? Wie weiß ſie meine Begierden zu entzünden! Wie angenehm, wie ſüß iſt der Duft, den ſie ausathmet! Oft ruhe ich ohne Schlaf ganze Nächte durch auf ihrer Bruſt, und küſſe jeden Schlag ihres Herzens auf! O wie irren diejenigen, die nur einen Weg zur Wolluſt kennen! Häßliche können keine wahre Freuden geben. Freylich ſtillt man bey ihnen ein Bedürfniß, wie man den Hunger mit Speiſe ſtillt; aber Schönheit giebt Nahrung und Wohlgeſchmack zugleich. Wie glücklich macht die Geliebte meine Tage! Man ſagt, daß Abweſenheit die Liebe ſchwäche, und das Sprichwort: wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn, iſt bekannt. Aber ich ſchwör' es bey den Reizen meiner Pythias! ich bin mit gleichem Verlangen, mit gleicher Liebe zu ihr zurückgekehrt. Ja! meine Liebe hat ſich durch Abweſenheit noch vergrößert: meine Sehnſucht nach ihr hat ſich verſtärkt. Ich danke dem Schickſal, daß ihr Andenken ſich immer lebhaft bey mir erhält! Und ſo kann man den Vers des Homers auf uns anwenden:

Freudig fügten ſie ſich in die Bande der dauernden Liebe."

Beym Ariſtänet finden wir die erſte Spur jener freywilligen Enthaltſamkeit vom unnennbaren Genuſſe, in der Abſicht, die körperliche Luſternheit zu erhöhen

und vor Sättigung zu bewahren. [18]) An andern Stellen wird der Grundsatz aufgestellt, daß Entbehrung das Vergnügen erhöhe und dauernder mache: [19]) daß die Vereinigung am süßesten sey, die durch Ueberwindung von Schwierigkeiten, Unruhe und Mühe erkauft wird: [20]) und daß die Liebe oft durch verstellte Untreue herbeygeführt werde. [21]) Kurz! die Grundsätze der Intrigue und der feineren Koquetterie finden sich hier bereits sehr ausgebildet. Natürliche Folge davon ist, daß diejenige Begeisterung bey dem Liebhaber entsteht, die den Hauptgenuß der Verbindung darin setzt, zu lieben und geliebt zu werden, die Schöne anzuschauen, und mit ihr zu reden. [22])

Ideen von Dienstleistung, Angehörung, Knechtschaft, dergleichen die Romane aus den Ritterzeiten so häufig aufweisen, erscheinen hier schon ganz bestimmt und klar. [23])

Ueberhaupt wird man die Uebereinstimmung der Galanterie des Mittelalters mit den Ideen des Aristänets über die Liebe nicht verkennen können. Eben so auffallend ist die Aehnlichkeit so vieler Züge bey unserm Verfasser, mit denen in den Romanen seiner Zeitgenossen. So wie in diesen wird das erste Entstehen der Liebe von den Zusammenkünften der beyden

18) Der 21ste Brief im ersten Buche.

19) 15ter Brief des zweyten Buchs. 16ter Brief in eben dem Buche. 20ster ebendaselbst.

20) 6ter Brief im zweyten Buche.

21) 22ster Brief im ersten Buche.

22) 21ster Brief im zweyten Buche.

23) 2ter Brief im zweyten Buche.

Geſchlechter in den Tempeln abgeleitet. [24]) So wie in dieſen iſt das Wechſeln des Bechers bey Trinkgelagen, als Symbol des Kuſſes, ein ſehr gewöhnlicher Genuß der Liebenden. [25]) So wie in dieſen werden die Liebenden oft bloß darum in gewiſſe Situationen hinein verſetzt, um Beſchreibungen anzubringen. [26]) So wie in dieſen endlich werden die Aeußerungen der Lüſternheit mit anſteckendem Feuer beſchrieben, [27]) ihr Genuß äuſſerſt fein gefühlt, [28]) und beſonders der Kuß als die unmittelbare Vereinigung der Seele geſchildert. [29])

Uebrigens findet man beym Aristänet manchen Beytrag zur Kenntniß der Hetären ſeiner Zeit. Nach der Schilderung, die er von ihnen liefert, müſſen ſie den hervorſtechenderen Buhlerinnen in Paris ziemlich gleichen haben. So findet man, daß einige unter ihnen von Neulingen ihres prächtigen Aufzugs wegen für vornehme Damen gehalten wurden, die ſich dennoch dem erfahrneren Auge des Kenners auf den erſten Blick verriethen. [30]) Der ganze Auftritt könnte ins Palais Royal, (ſo wie es vor der Revolution war) hinein verlegt werden. Einige unter den Hetären ſahen weniger auf Reichthum als auf Schönheit, und folgten ihren Launen. [31]) Einige waren auf dem Theater: machten

24) 2ter Brief im zweyten Buche.
25) 23ſter Brief im erſten Buche.
26) 1ſter, 7ter, 8ter Brief.
27) 16ter Brief des erſten Theils.
28) 6ter Brief im zweyten Theile.
29) 18ter Brief des zweyten Theils.
30) 4ter Brief des erſten Buchs.
31) 18ter Brief des erſten Buchs.

dort ihr Glück: gewannen durch die Celebrität ihrer Talente an Reitzen: hingen sich an einen Liebhaber, und wußten diesen so zu fesseln, daß sie durch ehliche Bande zum Range der Matronen erhoben wurden. Nun veränderte sich ihr ganzes Betragen, ja, sogar ihr Anstand, in Gang, Tracht und Reden. Sie nahmen einen Ton von Ehrbarkeit an, der ihnen so natürlich wurde, als ob sie ihn von Jugend auf beobachtet hätten. Sie veränderten ihren Nahmen, und konnten nicht empfindlicher beleidigt werden, als wenn man sie durch den Gebrauch des abgelegten an ihren vorigen Stand erinnerte. [11])

Ueberall zeigt sich Aristänet als einen sehr feinen Kenner der Welt und besonders des weiblichen Geschlechts. Wie wahr die Bemerkung, daß schöne Männer diesem oft durch den zu hohen Werth mißfallen, den sie auf ihre Figur legen, und daß sie durch das Gefühl beleidigt werden, daß der schöne Mann sie durch seinen Beyfall zu beehren glaubt. [12]) Aber wie viel beweiß dieß zugleich für das wachsende Ansehn des zärteren Geschlechts in der Gesellschaft!

11) 19ter Brief des ersten Buchs.

12) 23ter Brief des ersten Buchs.

Siebentes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über das Wesen der griechischen Liebesgeschichten, ihren Ursprung und ihre Arten.

Es ist bekannt, daß man unter dem Nahmen der griechischen Erotiker einige Schriftsteller des späteren Alterthums zusammengefaßt, deren Arbeiten mit unsern heutigen Liebesromanen eine große Aehnlichkeit haben, und wahrscheinlich die ersten Vorbilder derselben gewesen sind.

Man hat viel über ihren ersten Ursprung gestritten. Um ihn zu bestimmen, hätte vorher der Begriff dieser Liebesgeschichten näher festgesetzt werden sollen.

Das Charakteristische dieser Kompositionen beruht theils in ihrem Inhalte, theils in ihrer äußern Form.

1) Den Stoff geben immer Begebenheiten her, denen man ihrer außerordentlichen Ursachen, Folgen und Verkettung wegen, sogleich das Erdichtete anmerkt. Es sind wunderbare Geschichten. In so fern gehören sie ins Gebiet der Imagination, und müssen nach den Regeln der Wahrheit, die in diesem gelten, beurtheilt werden. Allein sie gehen doch nicht dergestalt aus dem Kreise der wirklichen Welt (vorzüglich nach den Ideen der Zeitgenossen, für die sie geschrieben waren) heraus, um uns in eine Ideenwelt hineinzuschieben, worin übernatürliche Kräfte eben so übernatürliche Wirkungen hervorbringen. Es sind also nicht unglaubwürdige, sondern nur erstaunungswerthe Begebenheiten, die den Stoff zu diesen Lie-

besgeschichten hergeben. Dieß unterscheidet sie denn ihrem Inhalte nach eben so sehr von der wahren Geschichte, als von der Fabel und dem Mährchen.

2) Die Einheit und das Hauptinteresse dieser Begebenheiten beruht allemahl auf Verwickelung und Auflösung des Schicksals eines liebenden Paars, durch Entstehung und Wegräumung derjenigen Hindernisse, die sich seiner Vereinigung entgegen setzten. Dieser Umstand unterscheidet die Liebesgeschichte dem Inhalte nach von der Epopoe, von dem Romane, der nicht die Liebe zum Gegenstande hat, von der Biographie, und von jeder Erzählung, deren Zweck nicht dahin geht, einen Knoten in den Schicksalen liebender Menschen zu schürzen und aufzulösen.

3) Die Absicht dieser Kompositionen ist nicht diese, eine Situation, eine Katastrophe, sondern eine Reihe von Begebenheiten zu erzählen, die durch ihren innern Zusammenhang mit dem Zwecke, der Ueberwindung großer Hindernisse zur Vereinigung zweyer Liebenden, ein Ganzes bilden. Dieß unterscheidet die Liebesgeschichte von der kurzen Erzählung, von dem Lustspiele, u. s. w. schon dem Inhalte nach.

4) Die Form ist nicht die der bildlichen Darstellung, wie der Dichter sie braucht: aber sie ist auch nicht die des Vortrags der Wahrheit, wie der Geschichtschreiber sie anwendet, um zu überzeugen, zu belehren und zu nutzen. Der Erotiker braucht den Ton des rednerischen Beschreibers, der die Neugier reizen, die Phantasie beflügeln, das Herz rühren will, um gegenwärtige Unterhaltung zu gewähren.

5) Aber er rechnet auf Unterhaltung in einem längeren Zeitraume, mehr für den Leser als für den

Zuhörer. Er ist umständlich, detailliert in seinen Beschreibungen, und überhaupt weitläuftiger, als man es dem bloßen Anekdotenerzähler, dem unterhaltenden Gesellschafter, selbst dem Volksredner auf der Bühne erlauben würde, welcher der Neugier einer gaffenden Menge durch wunderbare Geschichten Nahrung giebt.

Nach diesen Kennzeichen läßt sich der Begriff der griechischen Liebesgeschichte dahin angeben: Sie ist rednerische Beschreibung einer Reihe wunderbarer Begebenheiten innerhalb des Gebiets des gemeinen Lebens, deren Einheit und Hauptinteresse auf der Ueberwindung derjenigen Hindernisse beruht, die sich der Vereinigung eines liebenden Paares entgegen setzen.

Wenn man den Begriff der griechischen Liebesgeschichten so gefaßt hat; so wird man leicht einsehen, daß uns wenigstens keine Spur von einem solchen vor der Zeit der Antoninen verfertigten Werke übrig geblieben ist. Ganz etwas anders ist es, in andern Zusammensetzungen der Einbildungskraft dem Ursprunge der griechischen Liebesgeschichten nachspüren zu können; ganz etwas anders diese in ihrer vollständigen Form in früheren Zeiten vorfinden.

Die Milesischen Fabeln sind höchst wahrscheinlich Erzählungen unglaublicher Begebenheiten gewesen, zu denen die Liebe zuweilen, aber gar nicht ausschließlich, den Stoff hergegeben hat. Liebesgeschichten kann man sie eben so wenig nennen, als die Feenmährchen der neueren Litteratur.

Die Odyßee des Homer würde eher diesen Nahmen verdienen, wenn das Interesse, welches die Trennung des Ulysses von der Penelope und ihre Wiedervereinigung erweckt, die Axe wäre, um die sich das

Ganze drehte, und wenn der Vortrag mindern Anſpruch auf poetiſche Darſtellung machte. Aber Homer hat gewiß nicht die Abſicht gehabt, uns vorzüglich mit den Schickſalen der beyden Ehegatten, als eines liebenden Paars, zu unterhalten, und ſein Ton iſt keinesweges derjenige, eines redneriſchen Beſchreibers.

Unſtreitig hat die Tragödie des Euripides, die den Nahmen Helena führt, ſo vieles von der griechiſchen Liebesgeſchichte an ſich, daß ſie mit ſehr geringer Mühe dazu umgeſchaffen werden könnte. Eben dieß gilt von mehreren Komödien beym Terenz und Plautus. Aber es iſt auffallend, daß nur eine Hauptſituation, eine Kataſtrophe aus dem Leben des liebenden Paares, nicht die ganze Reihe der Schickſale ihrer Liebe dargeſtellt wird, und daß die dialogiſche Form der redneriſchen Beſchreibung völlig widerſpricht.

Viel näher liegen den griechiſchen Liebesgeſchichten die Geſchichten wunderbarer Begebenheiten, von denen uns Photius [34]) eine, unter dem Titel: von den wunderbaren Merkwürdigkeiten der Inſel Thula, im Auszuge aufbewahrt hat. Der Verfaſſer, Antonius Diogenes, hat kurz nach Alexander dem Großen gelebt. Nach dieſem Auszuge zu urtheilen, hat Diogenes im Tone des wahren Geſchichtserzählers geſchrieben, und ſeine Abſicht iſt dahin gegangen, die Neugier ſeiner Leſer durch umſtändliche Beſchreibungen zu ſpannen und zu befriedigen, die zugleich ihre Phantaſie in eine ungewöhnliche Thätigkeit verſetzen

34) Photii Myriobiblon sive bibliotheca p. 355. edit. Andreae Schottii de 1653.

sollten. Dieß hat viel vom Charakter des Romans. Es kommen sogar zwey Liebende, Dinias und Dercillis, darin vor. Demungeachtet kann man dieß Produkt für keine Liebesgeschichte halten. Dinias und Dercillis spielen bloß die Rollen leidender Wesen, denen viel Wunderbares begegnet, was aber mit ihrer Liebe in keinem unmittelbaren Verhältnisse steht. Die Ueberwindung der Hindernisse, die sich der Vereinigung des liebenden Paares entgegensetzen, war es nicht, welche den Leser hauptsächlich interessieren sollte. Der Roman schmückte nur die Reisebeschreibung.

Aus eben diesem Grunde kann man die Geschichten des goldenen Esels vom Lucius von Patras, vom Lucian und Apulejus nicht zu diesen Romanen rechnen: um so mehr da die Verfasser gleich durch den Inhalt ankündigen, daß sie Lachen erregen wollen, und auf Ueberzeugung und Rührung, selbst im Gebiete der Beschauung, keinen Anspruch machen.

Die Geschichte der Psyche beym Apulejus hat zwar Vieles, was sie den erotischen Produkten nähert; allein die Begebenheiten der beyden Geliebten gehen nicht allein aus dem Gebiete des gemeinen Lebens heraus, sondern ihre Darstellung ist auch zu kurz, zu gedrängt, als daß sie für etwas anders, als ein kurzes Mährchen gelten könnte.

Das Leben des Apollonius Tyanensis vom Philostrat hat den Geschmack an den Unterhaltungen der Neugier durch eine redneriſche Beſchreibung wunderbarer Begebenheiten sehr vermehren müssen. Es ist sogar zu glauben, daß die Zauberer, die im Heliodor, und weiterhin in den Romanen des Mittelalters

vorkommen, dieſem Apollonius Vieles von ihrer Entſtehung verdanken. Inzwiſchen ſieht ein Jeder ein, daß dieſe Biographie nichts von einer Liebesgeſchichte an ſich trägt.

So nahe nun der Gedanke zu liegen ſcheint, aus einer Epopoe, aus einem Schauſpiele, deſſen Intereſſe auf Liebe beruht, aus der kurzen Erzählung einer Liebſchaft, aus einer wunderbaren Geſchichte oder Lebensbeſchreibung, ein Produkt zuſammen zu ſetzen, das der griechiſchen Liebesgeſchichte gleicht; ſo gewiß es iſt, daß der erſte Verfaſſer einer Liebesgeſchichte durch alle jene vorgängigen Produkte der Einbildungskraft, des Witzes und der Empfindung, zu ſeiner Kompoſition gleichſam von ſelbſt hingeführt iſt; ſo läßt es ſich doch zugleich ſehr wohl begreifen, warum Werke dieſer Art erſt ſpäterhin, entſtanden ſind. Zweyerley ward dazu erfordert, um ein Publikum zu finden, das daran Geſchmack finden konnte. Größeres Intereſſe an der Intrigue der Liebe, und Verfall des Geſchmacks an Poeſie und wahrer Geſchichte.

So lange der Menſch kein ernſthaftes Geſchäft aus dem Beſtreben nach Vereinigung mit dem andern Geſchlechte macht; ſo lange wird ihm das Detail der Schwierigkeiten, die ſich der Vereinigung eines liebenden Paares entgegen ſetzen, und die Darſtellung ihrer Ueberwindung nie in der Maße intereſſieren können, um eine weitläuftige Geſchichte darüber mit Vergnügen zu leſen. Er wird an einer kurzen Erzählung, wozu die Liebe den Stoff hergiebt, an einer dramatiſchen Darſtellung einer hervorſtechenden Situation in den Verhältniſſen zweyer liebenden Vergnügen finden; aber eine Biographie des liebenden Paars, eine Epopoe

ihrer Schicksale zu lesen; dazu fehlt es ihm an Geduld.

Ferner: so lange der Dichter im Schauspiele, oder durch Deklamation der poetischen Erzählung dem Zuhörer den feineren und edleren Ausdruck der Liebe, und das Interesse zuführt, welches die Verwickelung der Schicksale zweyer Liebenden gewährt, so lange wird das Publikum dieß nicht in der Form einer redneriſchen Beschreibung lesen wollen.

Also erst in der Zeit als der Mensch, von allem politischen Interesse abgezogen, sich um die Verknüpfung der Weltbegebenheiten wenig bekümmerte, den Genuß des Lebens immer mehr in den Freuden der Geselligkeit und engerer Verbindungen suchte, und aus dem Bestreben nach dem Besitz eines Herzens ein ernsthaftes allgemein wichtiges Geschäft zu machen anfing; in der Zeit als zugleich der Geschmack an Wettrennen und Pantomimen das Schauspiel und die Deklamation der Dichter verdrängt hatte; erst da fing man an, die redneriſchen Beschreibungen einer Liebesintrigue mit Vergnügen zu lesen.

Nunmehr fanden sich Rhetoren und Sophisten, die Epopoen in wunderbare Liebesgeschichten umschufen, Schauspiele dazu ausspannen, und Idyllen, Lieder, Elegien, ja, jede Art von Redeübungen in dieselben einreiheten.

So entstanden die Erotiker.

Es sind gewiß eine Menge dieser Arten von Liebesgeschichten verloren gegangen. Die erste, von der wir eine gewisse Spur haben, ist im zweyten, die letzte von der wir die Zeit der Verfertigung angeben können, gegen Ausgang des zwölften Jahrhunderts geschrieben

worden. Wie vielfache Veränderungen mag der Geschmack unterdessen erlitten haben! Inzwischen sehen sich diejenigen, die uns übrig geblieben sind, noch so ziemlich ähnlich: und dieß hat manche zu der Behauptung verführt, daß der eine allemahl dem andern nachgeahmt habe. Heliodors Liebesgeschichte, Aethiopika, soll die allgemeine Quelle seyn, aus dem alle übrigen geflossen sind.

So wenig sich mit Gewißheit etwas darüber festsetzen läßt, wie die uns noch übrigen Erotiker (außer dem Jamblich, Heliodor und Prodromus) in der Zeitfolge hinter einander her gelebt haben; so sicher scheint es mir zu seyn, daß sie keinesweges einem und dem nehmlichen Vorbilde gefolgt sind. Sie lassen sich ziemlich bestimmt, dem Inhalte und der Form nach, auf drey Classen bringen, von denen die eine Spuren eines höheren Alters, die zweyte Spuren eines mittleren, die dritte Spuren der Jugend an sich trägt.

Unbekümmert darum ob Jamblich, Chariton und Xenophon früher gelebt haben als Achilles Tatius und Longus, und diese wieder früher als Heliodor und Prodromus; behaupte ich so viel, daß das Original, welches die ersten beyden vor Augen hatten, älter war, als dasjenige, dem die nachher genannten nacharbeiteten, und daß die zuletzt angeführten unstreitig den jüngsten Geschmack unter allen, in ihren Werken verrathen.

Ich werde dieß bey der Anzeige ihrer Werke näher auseinander setzen, und ich will hier nur vorläufig die dreyfachen Charaktere der uns noch übriggebliebenen Erotiker angeben.

Jamblich, Xenophon und Chariton haben in der älteſten Manier geſchrieben.

Das Intereſſe beruht auf der Trennung zweyer bereits vermählter Gatten, und ihrer Wiedervereinigung, nachdem ſie von den Verfolgungen mächtiger Nebenbuhler viel gelitten haben. Die Charaktere der Liebenden ſind heftig, vordringend, thätig geſchildert, und wirken wenigſtens eben ſo viel als die äußern Umſtände auf ihr Schickſal ein. Die Begebenheiten haben viel von den wunderbaren Begebenheiten der Mährchen des Lucians und Apulejus an ſich, und der Styl nähert ſich dem der Geſchichte.

Man kann die Liebesgeſchichte in dieſer Manier wunderbare Geſchichten der Standhaftigkeit und Treue zweyer Gatten nennen, etwa wie Menelaus und Helena beym Euripides erſcheinen. Trauerſpiele, und wie ich noch mehr vermuthe, Pantomimen, haben bey der Bearbeitung zum Grunde gelegen. Schon das Mährchen der Pſyche zeigt etwas von dem angegebenen Charakter, und hat wahrſcheinlich einer ähnlichen Veranlaſſung ſein Entſtehen zu verdanken.

Die zweyte, mittlere Manier finde ich im Achilles Tatius, und Longus.

Hier beruht das Intereſſe darauf, zwey nicht verheirathete Perſonen zur engſten Vereinigung in der Ehe zu bringen. Das Ziel der Intrigue iſt die Löſung des jungfräulichen Gürtels unter Sanktion der Geſetze. Die Schwierigkeiten liegen aber nicht in der Schamhaftigkeit der Geliebten, ſondern in äußern Umſtänden, in Unerfahrenheit, in der Furcht vor den Folgen. Der Charakter des Liebhabers und der Geliebten, beyde zeigen, ſich ſo träumend, leidend

und unthätig, als es nöthig ist, um sie zum baaren Falle des Schicksals zu machen. Die Phantasie der Verfasser ist eben so üppig in den Beschreibungen der äußern Verhältnisse, als lüstern in der Darstellung der Empfindungen des liebenden Paares. Der Styl hat alle Fehler der Sophisten und Rhetoren an sich. Die Erotiker aus dieser Classe, scheinen durch die Komödie vorzüglich zu ihren Kompositionen geleitet zu seyn.

Die dritte und jüngste Manier ist die des Heliodor, und seines offenbaren Nachahmers, des Prodromus.

Diese scheint durch die alte Epopoe, besonders durch die Odyssea, auf die Bahn ihrer Kompositionen geleitet zu seyn. Auch hier macht die Vereinigung der beyden Liebenden durch die Heirath das Ziel der Intrigue aus. Aber diese Liebenden sind Helden. Wahre Keuschheit, bey dem Jünglinge sowohl als bey der Jungfrau, Seelenadel, unverbrüchliche Treue und Standhaftigkeit zeichnen sie aus, und sie überwinden durch diese Tugenden alle Hindernisse, die sich ihrer gänzlichen Vereinigung entgegen setzen. Der Charakter des Mädchens wird noch über den des Jünglings emporgehoben, und zieht das Interesse besonders auf sich. Der Styl ist etwas gezüchtigter, als der des Tatius und des Longus, aber rednerischer als derjenige, der die früheste Manier bezeichnet.

Achtes Kapitel.

Jamblichius, Chariton Aphrodinenſis und Xenophon.

Der erſte Roman, von dem wir Nachricht haben, iſt vom Jamblichius. Er führt den Titel: Von den Schickſalen des Rhodanes und der Sinonis, und ſoll zu den Zeiten des Markus Antoninus geſchrieben ſeyn; alſo gegen das Ende der vorigen Periode. Ich habe aber bis hieher die Anzeige ſeines Daſeyns verſpart, um den Zuſammenhang nicht zu unterbrechen.

Wir kennen ihn bloß aus einem Auszuge den Photius [35]) uns davon geliefert hat. Es iſt ſchwer, den ganzen Lauf der Begebenheiten aus dem magern und unordentlichen Vortrage dieſes Epitomators klar zu überſehen. Aber ſo viel fällt auf:

1) Die Helden des Romans, Rhodanes und Sinonis, ſind verheirathet. Garmus, König von Babylonien, verliebt ſich in die Sinonis, und ſucht ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Das Intereſſe beruht auf den Gefahren, welche den beyden Gatten aus dieſer Verfolgung für ihre Vereinigung drohen, die jedoch am Ende erfolgte.

2) Die Begebenheiten erſcheinen theils an ſich ſelbſt, theils in ihrer Verkettung äußerſt wunderbar. Geſpenſter, Zauberer, Ungeheuer, kurz, eine Menge übernatürlicher Maſchinen ſpielen dabey ihre Rollen. Inzwiſchen liegen dieſe nach den Begriffen der damah-

35) Photii Bibliotheca p. 235.

ligen Zeit nicht außer dem Kreiſe des Glaubwürdigen, und

3) Die Charaktere der beyden Gatten zeigen eine Selbſtthätigkeit, die ihre Schickſale mit regiert. Die Eiferſucht der Sinonis geht ſo weit, daß ſie ſich ſogar mit einem andern Manne vermählt, und Rhodanes nimmt ſie ſeinem Nebenbuhler mit den Waffen in der Hand wieder ab. Endlich

4) verſichert uns Photius, daß der Styl des Jamblichius ſeiner Methode und ſeiner Würde wegen, ſich dem der wahren Geſchichte genähert habe.

Chariton Aphrodinenſis hat uns die Liebesgeſchichte des Chereas und der Callirrhoe geliefert.

Dieſe beyden Perſonen in Syrakus, und daſelbſt von den angeſehenſten Eltern geboren, ſehen ſich im Tempel der Venus, lieben ſich, und werden mit einander verheirathet. Die Nebenbuhler des Chereas, neidiſch über ſein Glück, beſtechen eine der Sklavinnen der Callirrhoe, ihren Liebhaber unter ſolchen Umſtänden ins Haus zu laſſen, welche den Verdacht erregen, als wenn er zu ihrer Gebieterin ginge. Chereas wird zu gleicher Zeit von der vorgeblichen Untreue ſeiner Gattin unterrichtet: ſieht, daß der Liebhaber in der Kleidung eines Mannes, der auf gut Glück ausgeht, in ſein Haus ſchleicht; ſtürzt ihm nach, und mißhandelt, da der Buhle ſeiner Verfolgung entwiſcht, das treue Weib auf eine ſo grauſame Art, daß es für todt hinfällt.

Callirrhoe wird begraben. Aber ſie erwacht im Grabe, und Räuber, die es plündern wollen, führen ſie gefangen mit ſich fort. Sie wird nach Milet gebracht, und einem reichen Jonier, Dyoniſius, verkauft.

Dieſer verliebt ſich in ſie. Sie nennt den Nahmen ihres Vaters, und ihren Stand: aber des Chereas und ihrer Verheirathung mit ihm erwähnt ſie nicht. Sie verwirft Anfangs die Anträge des Dyoniſius: bis ſie ſich ſchwanger vom Chereas fühlt. Aus Beſorgniß, daß ihr Kind in der Knechtſchaft geboren werden möge, giebt ſie dem Zureden der Sklavin Plangon Gehör, und dem Dyoniſius ihre Hand. Nach ſieben Monaten gebiert ſie ein Kind, das ihr zweyter Gemahl gutmüthig für das ſeinige erkennt.

Chereas erfährt unterdeſſen, daß Callirrhoe aus dem Grabmahle entführt, und nach Milet verkauft ſey. Er eilt dahin, und wird von ihrer Verheirathung unterrichtet.

Die Leute des Dyoniſius, die aus ſeinem Betragen Verdacht ſchöpfen, daß er etwas wider Callirrhoe unternehmen möge, rufen Perſer zu Hülfe, die ihn mit ſeinem Freunde Polycharmus fangen, und Beyde nach Carien an den Statthalter Mithridates verkaufen. Hier müſſen ſie die niedrigſte Sklavenarbeit verrichten.

Callirrhoe nennt im Schlafe des Chereas Nahmen. Dyoniſius geräth darüber in Eiferſucht, und ſie geſteht ihm, daß es der Nahme ihres erſten Gemahls ſey. Sie erfährt bald darauf, daß Chereas in Milet geweſen ſey. Dyoniſius wird dadurch in äußerſte Unruhe verſetzt. Allein die Nachrichten, welche ihm ſeine Leute gaben, daß Chereas todt, und ſein Schiff zu Grunde gerichtet ſey, beruhigen ihn wieder. Er giebt der Callirrhoe Nachricht von dem Tode ihres erſten Gatten. Dieſe bricht in die heftigſten Klagen aus, und will Anfangs ſterben. Sie läßt es aber

e dabey bewenden, ihrem Chereas zu Ehren ein
begängniß anzustellen, und ihm ein Denkmahl
ichten. Bey dem Leichenbegängnisse ist auch
err des Chereas, Mithridates, zugegen, der
fs heftigste in Callirrhoe verliebt.
urch einen Zufall erfährt dieser Mithridates,
hereas, der erste Gemahl seiner angebeteten
hoe, sein eigner Sklave sey. In der Hoffnung,
her zu kommen, wenn er sie nur dem reichen
ächtigen Dyonisius entrissen haben würde, be-
er die Absichten des Chereas. Er schickt
h jemanden ab, welcher der Callirrhoe einen
ihres ersten Gemahles einhändigen soll, worin
sie um Rückkehr ihrer Liebe zu ihm bittet.
lein dieser Brief fällt dem Dyonisius in die
, der bey dem Artaxerxes, dem Könige der
, eine Klage gegen den Mithridates darüber
gen läßt, daß dieser ihm seine Gattin habe
ren wollen.
er König fordert beyde nebst der Callirrhoe vor
Am Tage des Gerichts läßt Mithridates den Che-
ortreten, der sogleich von Callirrhoe für ihren
Gemahl anerkannt wird. Die Sache wird da-
äußerst verwickelt. Chereas hat die ersten Rechte
llirrhoe, aber er hat sie umgebracht, sie ist von
odten auferstanden, Dyonisius hat sie aus der
erey gerettet, und sie hat ihm einen Sohn ge-
Um die Schwierigkeiten zu häufen, muß Artaxer-
h noch dazu in die schöne Syrakusanerin verlieben.
iebt das Urtheil auf, und seine Gemahlin Statira
sie in ihr Gefolge auf. Callirrhoe verwirft stand-
ie Anträge, die ihr der König durch seinen Lieb-

ling Artaxates machen läßt. Verſprechungen und Drohungen vermögen nichts über ſie. Sie hängt mit Treue an ihrem Chereas. Unterdeſſen empört ſich Aegypten; der König zieht mit Weib und Schätzen gegen die Rebellen zu Felde, und Callirrhoe muß ihn unter dem übrigen Gefolge begleiten. Dyoniſius geht gleichfalls mit zu Felde: er iſt Unterthan des Königs, und hofft für die Dienſte, die er dem Könige leiſten würde, Callirrhoe zum Preiſe davon zu tragen.

Chereas, kein Unterthan des Königs, iſt zurückgeblieben. Dyoniſius hat die Nachricht ausſprengen laſſen, der König habe ihm Callirrhoen gegeben, um dadurch dem Chereas alle Hoffnung zu rauben, ſie jemahls zu beſitzen, und ihn von ſeinen Anſprüchen zurückzubringen. Chereas will ſterben: allein Polycharmus bewegt ihn, vorher Rache an dem Könige zu nehmen. Beyde gehen zu dem Feinde über. Chereas zeichnet ſich durch die Einnahme von Tyrus aus, erhält das Kommando der Flotte, erobert die Inſel Aradus, wohin der König ſeine Weiber und Schätze hatte bringen laſſen, und findet auch hier ſeine Callirrhoe und die Königin Statira. Unterdeſſen iſt der König zu Lande glücklicher geweſen, und hat die Rebellen mit Hülfe des Dyoniſius geſchlagen. Dieſer erhält dafür das Verſprechen, daß ihm Callirrhoe zurückgegeben werden ſoll. Allein Chereas kehrt mit ſeiner Gattin nach Syrakus zurück, nachdem er vorher dem Könige von Perſien ſeine Gemahlin wieder zugeſandt hatte.

Callirrhoe glaubt, daß Billigkeit und Erkenntlichkeit es fordern, dem Dyoniſius einige Nachricht von ihrer eigenen Hand zu geben. Sie thut es, ohne dem Chereas, deſſen Eiferſucht ſie kennt, davon zu benach-

ichtigen. Der Inhalt des Briefes bezeugt Dankbarkeit nd Anhänglichkeit wegen des gemeinschaftlichen Sohnes. Sie empfiehlt diesen seiner Sorge und Erziehung, und ittet, daß er ihm keine Stiefmutter geben möge. Sie unscht, daß wenn er erwachsen seyn würde, Dyonisius n mit der Tochter, die er aus der ersten Ehe hat, ver- eirathen, und ihn nach Syrakus senden möge, damit r seinen Großvater kennen lerne. — Lebe wohl, setzt e hinzu, und vergiß deine Callirrhoe nicht.

Dyonisius glaubt in diesem Briefe Spuren zu finden, aß Callirrhoe ihn ungern verlassen habe, und tröstet ch mit dem Sohne, mit der Erinnerung an das genos- ne Glück, und mit der Oberherrschaft über Jonien, ie ihm der König eingeräumt hat.

Der Stoff zu diesem Romane ist vortrefflich, und ewiß so dramatisch, als möglich. Aber freylich, er t in ungeschickte Hände gerathen, und die Behandlung ntspricht dem Gedanken nicht.

Der Hauptfehler beruht darin, daß Callirrhoe ihre erheirathung mit dem Chereas ohne alle Noth ver- hweigt, und daß auf diesem höchst unwahrscheinlichen mstande die ganze Verwickelung beruht.

Außerdem wird das Interesse zu sehr zwischen dem hereas und dem Dyonisius getheilt. Dieser erscheint s ein so würdiger Mann, als ein so zärtlicher Gatte, aß man ihm die Callirrhoe fast eben so sehr als dem hereas gönnt.

Vielleicht würden aber alle diese Fehler übersehen erden, wenn die Erzählung nicht so äußerst langwei- g und ermüdend wäre. Aber die ewigen Reden, die r Verfasser seinen Helden in den Mund legt, und die äufigen Wiederholungen der Begebenheiten, die wir

schon wissen, ermüden den Leser auf eine unausstehliche Art.

Mich dünkt, die Aehnlichkeit der Ideen in dem Romane des Jamblichus, und dem des Chariton sey unverkennbar. Es scheint mir, daß Chariton das Ende der Liebesgeschichte des Rhodanes und der Sinonis bey seiner Komposition vor Augen gehabt habe.

Gleich die Intrigue ist bey Beyden die nehmliche. Es sind Gatten, die getrennt sind, und deren Treue und Standhaftigkeit über die Hindernisse siegt, die sich ihrer Vereinigung entgegen setzen. Die Eifersucht spielt in beyden eine wichtige Rolle. In beyden ist sie ungerecht, aber nicht ohne Veranlassung und Entschuldigung.

In beyden werden die Gattinnen an einen dritten Mann verheirathet, aber durch die Tapferkeit des ersten Gatten wieder gewonnen. In beyden haben endlich die Schönen von den Verfolgungen mächtiger Könige zu leiden.

Wichtiger noch ist die Aehnlichkeit in der Anlage der Charaktere, und in dem Einflusse der Handlungsart der Liebenden auf ihre Schicksale. Sie sind thätig, rasch, und stürzen sich dadurch in Schwierigkeiten, die unabhängig von dem Zufalle, auf ihre Lage gegen einander wirken, die sie aber auch durch eigene Kraft überwinden.

Chariton hat in seinem Style nichts von dem Gekünstelten, und Blumenreichen der Rhetoren und Sophisten. Er nähert sich den älteren Geschichtschreibern, mit denen er vertraut gewesen seyn muß.

Es läßt sich nicht behaupten, daß Chariton unmittelbar auf den Jamblich gefolgt sey, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß der erste diesen zum Vorbilde genom-

men habe, oder daß sie Beyde nach einem noch früheren Muster gearbeitet haben.

Der Zweck beyder Geschichten scheint dieser zu seyn, zu zeigen, wie treue und standhafte Liebe endlich über alle Hindernisse, selbst über diejenigen siegt, welche die Liebenden durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaft, und durch Unvorsichtigkeit sich selbst entgegen setzen.

In beyden erscheint der Gatte treuer, und zu größeren Aufopferungen fähig, als die Gattin. Diese kann einen dritten heirathen, Simonis aus Eifersucht, Callirrhoe aus mütterlicher Zärtlichkeit. Rhodanes will gerne sterben, als er die Untreue seiner Gattin erfährt: es geht ihm nahe, daß er vom Kreuze abgenommen wird. Chereas ruft mitten unter seinen Besorgnissen, ob Callirrhoe nicht dem Dyonisius zu Theil werden wird, aus: Wohlan theure Gattin — noch nenn' ich dich mit diesem süßen Nahmen, wenn du gleich einen andern liebst — lebe glücklich! Ich will dich nicht im Genusse eines Schicksals stören, das du für günstig hälst! Nimm denjenigen zum Gemahl, der dir am besten gefällt! Laß mich sterben, und schenke nur meinem Tode eine Thräne!

Ueberhaupt hat Chariton den Charakter eines leidenschaftlich liebenden Jünglings sehr gut geschildert. Fähig, in der ersten Aufwallung der Eifersucht selbst gegen den geliebten Gegenstand zu wüthen, ist er zugleich im Stande, seinen Fehler durch langjährige Büßungen wieder gut zu machen, und sich sogar für das Glück der Gattin selbst aufzuopfern. Dyonisius hat dagegen bey reiferen Jahren zwar mehr sorgsame Aufmerksamkeit für die Callirrhoe, aber es scheint ein feiner Egoismus durch sein Betragen durch, der dem Glück der Geliebten alles,

nur nicht den Beſitz ihrer Perſon, ſollte er ſich dieſen auch wider ihren Willen aneignen, aufopfern kann.

Unanſtändigkeiten läßt ſich Chariton nicht zu Schulden kommen. Aber der Betrug, den Callirrhoe ihren beyden Gatten ſpielt, beſteht gewiß nicht mit Sittlichkeit.

Ich bin zweifelhaft, ob ich den Xenophon Epheſius vor oder nach dem Chariton ſetzen ſoll. Beyde haben viel Aehnlichkeit mit einander, ſelbſt in den einzelnen Schickſalen, die ſie ihren Helden widerfahren laſſen. Aber dem Xenophon hatte die Natur ein zärteres Herz, hatten die Muſen eine ſchönere Diktion gegeben. Er ſteht dem Chariton an Genie nach, aber an Geſchmack geht er ihm vor. —

Ich muß es mir zum Geſetz machen, von jeder Art der griechiſchen Liebesgeſchichten nur eine im Auszuge zu liefern. Ohnehin iſt der gegenwärtige dem Publiko durch eine gute Ueberſetzung von Bürger hinlänglich bekannt. Alſo nur einige Bemerkungen über das Ganze.

Die Bewerbungszeit der beyden Liebenden wird nur kurz, aber mit Wahrheit und intereſſant dargeſtellt. Die Idee, den Streit zwiſchen Liebe auf der einem, Stolz und Schamhaftigkeit auf der andern Seite darzuſtellen, iſt hier neu, und verräth das Zeitalter.

Die beyden Liebenden werden verheirathet. Die Beſchreibung der Hochzeitnacht hat die zarteſte Empfindung eingegeben. Ich widerſtehe nicht der Verſuchung, ſie hieher zu ſetzen. Sie zeigt, wie ſehr man damahls die Freuden der Sinnlichkeit durch das Herz, das ſie darbot, zu heben, und dadurch ihren Genuß zu erhöhen wußte.

, Beyde waren von gleichem Gefühl durchdrungen,
lange wollt' es keiner wagen, den andern anzure-
oder nur die Augen gegen ihn aufzuheben. Schmach-
vor Scham und Wonne lagen ſie da. Eine wol-
ge Ahnung hob ihre Buſen, und ſüße, nie gefühlte
uer durchdrangen ihr ganzes Weſen. Endlich er-
te ſich Abrokomas zuerſt, und ſchlang ſeine Arme um
ien, deren Gefühl in Thränen ausbrach. „O ſelige
t, rief der entzückte Jüngling, endlich, endlich biſt
ir doch einmahl erſchienen! O der traurigen, die
urchquälen mußte, waren ſo viel! Süßes, theures
chen, theurer mir als das Licht meiner Augen!
mir, biſt du nun auch von Herzen froh? Sey
beſtes Mädchen, du ſollſt an mir einen Gemahl
n, wie ein gutes Weib ihn nur immer wünſchen
!" — So ſprach er, und küßte ihre ſüßen Thrä-
weg. — „Ach Abrokomas, hub das ſchüchterne
chen an, findeſt du mich wirklich ſchön, du Schön-
Aber warum mußteſt du ſelbſt gegen deine Liebe
mpfen! Doch ich verzeihe dir gern. Meine eigne
ter zeigt mir, was du gelitten haben mußt. Nimm
dafür meine Thränen hin, und trockne ſie mit dei-
ſchönen Locken. Komm! wir wollen nun ganz eins,
aneinander ſchmiegen und umſchlingen, unſre Kränze
dieſen Thränen tränken, und ihnen unſere Liebe
heilen." So ſprach ſie, umſchlang ſchmeichelnd
en Nacken, und trocknete ihre Augen mit ſeinen
en. Nachdem ſie ihre Kränze wieder in Ordnung
acht hatten, fügten ſie küſſend Lippen an Lippen,
jeder Gedanke, jedes Gefühl ward aus der Seele
einen in die Seele des andern durch Küſſe geſendet.
hia rief, als ſie ſeine Augen küßte. „O wie oft

habt ihr mich betrübt! den ersten Pfeil der Liebe habt ihr in mein Herz geschossen! Aber ihr vormahls stolzen, nun so zärtlichen Augen, habt mir auch hernach die schönste Wohlthat erwiesen; ihr habt Liebe in des Abrokomas Busen eingelassen. O dafür küß' ich euch nun tausendmahl, und gebiete meinen Augen, auf jeden eurer Winke zu achten. Ach möchtet ihr immer nur mich anschauen, und eurem Besitzer nie eine andere Schönheit verrathen! Den meinigen soll gewiß nimmermehr ein Anderer schöner erscheinen als Abrokomas. Empfangt die Huldigung der Herzen, die ihr überwunden habt, und erhaltet sie im ewigen Gehorsam." So schmeichelten die beyden Liebenden einander, bis sie in eins geschlungen allmählich zur Ruhe sanken. Sie genossen der ersten Früchte der Liebe, und eiferten die ganze Nacht durch, um in die Wette zu zeigen, welcher von Beyden der zärtlichste wäre.

Eben so interessant ist das feyerliche Gelübde ewiger Treue, welches die beyden Gatten nachher im Angesicht der Inseln Cos und Gnidus ablegen. Es ist der Ausdruck der reinsten Zärtlichkeit.

Aber das feindliche Schicksal fängt bald an, die Liebenden zu verfolgen. Ihre Standhaftigkeit wird auf mannigfaltige Proben gesetzt. Merkwürdig, höchst merkwürdig ist es, daß Anthia selbst ihren Geliebten bittet, sich in den Willen einer mächtigen Nebenbuhlerin zu ergeben, um sein Leben zu retten, und nur ihrer noch ferner zu gedenken. Eine wahrhaft liebende Empfindung!

Anthia sucht ihre Unschuld auf verschiedene Weise zu bewahren. Einmahl nimmt sie Gift: aber der fromme Betrug eines Arztes hatte ihr einen Schlaftrunk unter-

eſchoben. Sie wird begraben, erwacht, und Räuber, die das Grab plündern, führen ſie mit ſich weg. —

Die Aehnlichkeit dieſer Situation mit derjenigen, welche Chariton darſtellt, beweiſet einen gewiſſen Kreis von Vorſtellungen, in dem ſich die Erotiker vorzüglich gern herumtrieben.

Ein anderes Mahl rettet ſich Anthia durch das Vorgeben, daß ſie der Göttin Iſis geheiligt ſey, und aus Ehrfurcht für die Göttin wird ihrer Keuſchheit geſchont. Dieß Mittel hilft noch einmahl in einem ähnlichen Falle. Mehrere Spuren deuten hin auf die Vermiſchung des Aegyptiſchen Aberglaubens mit Ideen von dem Werthe der Jungfrauſchaft.

Anthia wird ſelbſt durch die eingebildete Ueberzeugung von ihres Gatten Untreue nicht bewogen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. „Die Noth wird ihn gezwungen haben, ruft ſie aus; mögen die Götter ſeinen Meineid nicht rächen! Mir ziemt es demnach, keuſch zu ſterben.“ — Als ſie ſich einſt vor den Angriffen eines Unholds gar nicht weiter retten kann, ſo ſtößt ſie dieſem das Schwert durch die Bruſt.

Nicht minder treu, nicht minder zärtlich wird Abrokomas dargeſtellt. Sein Charakter iſt aber für ſein Geſchlecht zu duldend, zu weichlich. Anthia zieht mehr als er das Intereſſe auf ſich.

Was unſern Xenophon beſonders auszeichnet, iſt ſein Hang, die Männer durch eine ſchmelzende Empfindſamkeit und eine hinſchmachtende Beſtändigkeit intereſſant zu machen. Wir finden hier einen Hippothous, der aus Gram über den Verluſt eines Lieblings zum Räuber geworden iſt, nichts weiter von ihm übrig behalten hat, als ſeine Haarlocken, und dieſe noch lange

nachher mit ſeinen Thränen benetzt. Wir finden einen Fiſcher, der den zärtlichſten Umgang mit dem einbalſamierten Körper ſeiner Geliebten fortſetzt, und dem Abrokomas den Ausruf abpreßt: daß echte Liebe nie ältere. —

Auffallend, und nur aus der Vorliebe der Sophiſten für den Geſchmack des ältern Griechenlands zu erklären, iſt die Unbefangenheit, mit der von der ausgelaſſenen Liebe zu den Lieblingen, bey ſo vielen Spuren einer verfeinerten Sittlichkeit geredet wird.

Das Gedicht des Muſäus, Hero und Leander, gehört eigentlich nicht in die Claſſe der Liebesgeſchichten. Aber der Geiſt, der darin herrſcht, der Charakter und die Situation der Liebenden, gewiſſe hervorſtechende Ideen über das Entſtehen, den Zweck und den Genuß der Liebe, geben ihm eine auffallende Aehnlichkeit mit den Romanen in der Manier, die ich eben bezeichnet habe.

Neuntes Kapitel.

Achilles Tatius, Longus und Euſthatius.

In der zweyten mittleren Manier der Geſchichtſchreiber der Liebesſchickſale eines verbündeten Paares haben Achilles Tatius und Longus geſchrieben.

Der erſte hat uns die Liebesgeſchichte des Clitophon und der Leucippe geliefert.

Clitophon ſollte mit ſeiner Stiefſchweſter Calligone verheirathet werden, als ſein Onkle, Soſtratus, aus Byzanz, ſeine Gattin Panthea, mit ihrer Tochter, Leucippe nach Tyrus in das väterliche Haus des Clitophon ſandte. Dieſer verliebt ſich in ſeine Couſine. Die Darſtellung des erſten Erwachens der Leidenſchaft, und ihres allmähligen Fortſchreitens, iſt mit Wahrheit und Reitz geliefert.

Beſonders gehört hieher die artige, und ſo oft wiederhohlte Erfindung, durch welche Clitophon den erſten Kuß von ſeiner Geliebten erhielt.

Leucippe hatte eine Sklavin durch Beſprechen von einem Bienenſtiche geheilt. Clitophon erinnert ſich dieſes Vorfalls, als eine Biene um ihn her ſumſet. Er ſtellt ſich als ob er von ihr auf den Mund geſtochen wäre. Die gutherzige Leucippe will auch ſeine Wunde beſprechen; nähert ſich ſeinem Munde mit dem ihrigen, und er raubt ihr einen Kuß.

Möchten alle Bilder des Achilles Tatius ſo reitzend und zugleich ſo anſtändig ſeyn! Aber ſeine lüſterne und ausgelaſſene Einbildungskraft verführt ihn oft, die Grenzen der Ehrbarkeit zu überſchreiten.

Der Männerliebe wird bey ihm, als einer sehr gewöhnlichen Schwäche, gedacht: es wird ihr sogar eine Lobrede gehalten, die mit derjenigen, die wir beym Lucian finden, die größte Aehnlichkeit hat.

Bey alle dem läßt er die beyden Liebenden nicht zum unnennbaren Genusse mit einander kommen.

Freywillige Enthaltsamkeit liegt aber bey dieser Entbehrung nicht zum Grunde. Sie versuchen es oft, werden aber immer gestört, und endlich, als sie schon bey einander im Bette liegen, von der Mutter auseinandergejagt. Dieser Vorfall zwingt sie aber auch zur Flucht.

Bey einem Sturme, den sie auf ihrer Seereise erdulden, kommt nichts von wechselseitiger Aufopferung der beyden Geliebten für einander vor. Leucippe wird nicht einmahl genannt. Nur Clitophon bittet den Neptun, daß er mit der ganzen Gesellschaft entweder gerettet werden, oder mit ihr umkommen möchte.

Die beyden Geliebten entgehen inzwischen den Fluthen, aber um ein viel schrecklicheres Schicksal zu erdulden. Sie werden von Räubern gefangen. Im Gefängnisse bejammert Clitophon besonders dieß, daß er seine Leucippe unglücklich gemacht habe. Sie schweigt. Er fragt sie um die Ursach: „weil mich meine Stimme eher als mein Muth verlassen hat," ist die heroische Antwort, die ihr der Rhetor in den Mund legt.

Leucippe wird am folgenden Morgen vom Könige der Räuber zum Sühnopfer gefordert, und zu ihm abgeführt. Was thut Clitophon? Er will sie aufhalten, aber er bekommt Schläge, und so läßt er sie gehen. Er selbst wird von einem Haufen fremder Bewaffneter aus den Händen der Räuber befreyet.

Die Opferung der Leucippe geht vor sich. Im An-
chte des Clitophon wird ihr der Bauch aufgeschnitten.
re Eingeweide werden herausgerissen, und sie selbst
ein Grab gesenkt. Bey diesem gräßlichen Anblicke
t ihr Liebhaber wie versteinert. Aber die Kriegsvöl-
, die ihn gerettet hatten, greifen das Lager der Räu-
an, jagen sie heraus, und nehmen selbst davon
itz. Clitophon will sich auf dem Grabe seiner Ge-
ten erstechen. Aber das Grab öffnet sich, und Leu-
pe kommt lebendig heraus. — Der Priester der sie
te opfern sollen, war ein Freund des liebenden
ares, und hatte ihr einen falschen Bauch gemacht.

Jetzt müssen Diana und Venus den beyden Lieben-
erscheinen, um ihnen Enthaltsamkeit von den letzten
rtraulichkeiten zu gebieten. Clitophon giebt sich
ht darin, da nach seinem Systeme der Kuß der höchste
muß in der Liebe ist.

Leucippe wird mehreren Anfechtungen von Fremden
gesetzt, die sich in sie verlieben, denen sie aber allen
rch Standhaftigkeit und Klugheit entgeht. Endlich
rd sie wieder von Seeräubern entführt. Clitophon
folgt sie: schon ist er im Gesicht des Schiffes, das
fortführt, als er ihr den Kopf abhauen, und den
mpf ins Meer werfen sieht. Er begräbt diesen, und
rathet eine reiche Wittwe, Melite.

Allein er macht zugleich mit ihr aus, daß er sich
nach Ablauf einer gewissen Zeit in den völligen
sitz seiner ehelichen Rechte setzen wolle. Umsonst sucht
ne Gattin den Zeitpunkt früher herbeyzuführen. Er
ibt standhaft. Schon aber rückt die kritische Nacht
an, als er Abends vorher einen Brief von Leucippe
hält, die sich unter den Sklaven seiner Frau, auf

einem ihrer Landgüter befindet. Die Seeräuber hatten eine Sklavin statt ihrer enthauptet, um den Clitophon von ihrer weiteren Verfolgung abzubringen. Leucippe schreibt an Clitophon: „Ich habe alles für dich geduldet und gelitten: du bist in einer neuen Verbindung glücklich. Bewege deine Gattin, daß sie mich loslasse, und nach Byzanz zurückſende. Dadurch werde ich mich für alles, was ich für dich gethan habe, belohnt halten. Lebe wohl! Sey glücklich! Ich bin noch unberührt!"

Clitophon antwortet, daß er noch eben so rein sey als sie, und Leucippe wird bald darauf davon überzeugt, als ihre Gebieterin sich bey ihr, die im Rufe der Magie war, Raths erhohlet, wie sie die Kälte ihres Mannes besiegen solle. Die Verlegenheit in welche die beyden Liebenden dadurch kommen, wird durch die Wiederkunft des ersten Mannes der Gattin des Clitophon gehoben. Man hat geglaubt er sey im Schiffbruche umgekommen, aber er ist gerettet.

Der eifersüchtige Mann, Thersander ist sein Nahme, läßt den Clitophon als einen Ehebrecher in Fesseln legen. Bey dieser Mißhandlung geht der Brief verloren, den Leucippe an ihren Geliebten geschrieben hatte. Melite findet ihn, und wird nun über den Grund seiner Kälte aufgeklärt. Sie schleicht sich in das Behältniß des Clitophon: sie überhäuft ihn mit Vorwürfen; aber bald kehrt ihre Liebe zu ihm zurück. Sie bittet ihn nur um eine Gunst! Sie erinnert ihn an seine Versprechungen. Sie verspricht, ihn mit Leucippe zu vereinigen. Sie stellt ihm vor, daß die Erhaltung seiner Geliebten von ihr abhänge. Die Situation ist vortrefflich angelegt; die Beredtsamkeit der Melite hinreißend. Sie nimmt ihm die Bande ab: sie küßt seine Hände, und legt sie

n ihr klopfendes Herz. Wie wird sich Clitophon aus
ieser schlüpfrigen Lage herausziehen? Auf die natür-
ichste Art von der Welt! — Er gewährt, was Melite
erlangt: und zwar aus Gründen. Nach seiner Vor-
stellung beleidigt er nicht die Liebe zu Leucippe. Er
wurde vielmehr den Amor beleidigen, wenn er Meliten
ferner widerstände. Er hatte Leucippen wieder: und
Melite konnte seine Gattin nicht mehr werden. Was er
also that, konnte nicht als Vollziehung der Heirath
angesehen werden: es war eine Handlung des Mitleids:
s geschah, um sich Leucippen mehr zu nähern, und
zugleich das Schicksal des armen verliebten Weibes ein
wenig zu erleichtern. — Welche Begriffe!

Clitophon entwischt in den Kleidern der Melite,
wird aber vom Thersander wieder aufgefangen, und
damit die Sache noch verwickelter werde, muß dieser
letzte sich überher in Leucippe verlieben. Um den Cli-
tophon ganz von ihr abzubringen, wird er mit der fal-
schen Nachricht getäuscht, Melite habe die Leucippe um-
bringen lassen; Clitophon, der es abscheulich findet,
daß er sich mit der Mörderin seiner Geliebten abgegeben
habe, klagt sich selbst vor Gericht an, daß er auf Ge-
heiß der Melite die Leucippe umgebracht habe. Die
Richter haben bereits ihn zum Tode verdammt, als Leu-
cippe, und sogar ihr Vater Sostratus erscheinen. Nun
sollte man glauben, die Geschichte hätte ein Ende. Aber
die gerichtliche Verhandlung wird fortgesetzt, damit der
Verfasser mehrere sorgfältig ausgearbeitete Reden halten
lassen könne. Endlich wird eine Art von Vergleich ein-
gegangen: Thersander verlangt, daß Leucippe zum
Beweise ihrer Reinheit als Jungfrau, in die Höle des
Pan eingesperrt werden soll. In dieser hängt eine

Flöte, die einen angenehmen Ton von sich giebt, wenn die Unschuld des verdächtigen Mädchens bewährt befunden wird. Auch öffnen sich dann die Thüren von selbst, und lassen die Jungfrau unverletzt heraus. Im umgekehrten Falle giebt die Flöte einen traurigen Ton von sich: die Thüren bleiben verschlossen, und wenn man sie einige Zeit darauf wieder öffnet, so ist die Flöte abgefallen, und das schuldige Mädchen verschwunden. Man denkt sich leicht, das Leucippe die Probe besteht.

Melite muß auf Verlangen des Mannes sich einer andern Prüfung unterwerfen. Sie soll schwören, daß sie während der Abwesenheit ihres Mannes mit keinem andern zu thun gehabt habe, und dann zur Bestätigung dieses Schwurs in die Quelle des Styxes steigen. Bleibt das Wasser ruhig, so ist sie unschuldig: steigt es bis an den Hals, an dem sie eine Tafel mit der Inschrift des abgelegten Schwures trägt; — so ist sie meineidig. Melite, die sich bewußt ist, nicht während der Abwesenheit ihres Gatten, sondern erst nach seiner Wiederkunft, gegen die eheliche Treue angestoßen zu haben, unterwirft sich der Prüfung, und die Quelle ist gefällig genug, den Gedankenvorbehalt für gültig anzunehmen, und sie nicht zu verrathen. —

Die Heirath des Clitophon und der Leucippe wird darauf geschlossen.

Hier haben wir eine ganz andre Intrigue, als in den beyden vorher von mir angezeigten Liebesgeschichten: eine Intrigue, die sich mehr dem Gange der Komödie nähert. Das Ziel der Handlung, (gleichsam das Ilium, dessen Eroberung das Sujet der Epopoe ausmacht,) ist die Lösung des jungfräulichen Gürtels, nach geschlossener Ehe zwischen den beyden Liebenden. Sobald sie

durch dieß Band zuſammengebracht ſind, und der Liebhaber dadurch ein Recht erhalten hat, den Zweck ſeines Strebens zu erreichen; ſo hat die Intrigue ihr Ende erreicht.

Hieraus erhellet ſogleich, daß Achilles Tatius von der Liebe einen viel weniger geläuterten Begriff hatte, als Jamblichius, Chariton und Xenophon. Bey ihm heißt lieben: nach dem unnennbaren Genuſſe, und nach dem Beſitze der Perſon durch dieſen ſtreben. Standhaft lieben heißt bey ihm dieſen Genuß unausgeſetzt verfolgen.

Die Schwierigkeiten, welche ihm entgegengeſetzt werden, liegen nicht in dem Stolze des Weibes, nicht in ſeinen Gefühlen von Schamhaftigkeit, Pflicht, kurz! in inneren Bedenklichkeiten der Geliebten. Nein! nichts iſt leichter bey ihm, als die Eroberung des Herzens der Geliebten; nichts kürzer, als die Bewerbung um Gegenliebe. Es liegt auch nicht an der Leucippe, ſondern an äußern Verhältniſſen und Befehlen der Götter, wenn ſie ihm vor der Hochzeit nicht alles einräumt, was ſie einzuräumen hat.

Dieß hängt gewiß mit der Entſtehungsart dieſer Liebesgeſchichte zuſammen. Ich habe geſagt, daß wahrſcheinlich die alte Komödie das ferne Muſter dazu hergegeben hat. Vielleicht iſt ſogar der Stoff aus mehreren Komödien und Pantomimen zuſammen genommen. Im Schauſpiele kann mit der Bewerbung nicht viel Zeit verloren werden. Die jungen Leute lieben ſich ſchon, ehe der Autor ſie auf der Bühne erſcheinen läßt. Nun kommt es nur darauf an, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche Anverwandte, Nebenbuhler und andre äußere Verhältniſſe der Heirath entgegen ſetzen.

Aber wozu die Heirath? Aber woher die Idee, daß nun der jungfräuliche Gürtel vor der Ehe nicht gelöset werden darf? Aber woher jene andere von dem hohen Werthe der jungfräulichen Unschuld, die durch feyerliche Prüfungen bewährt wird?

An der Gewissenhaftigkeit und Zartheit des Autors kann es nicht liegen. — Es ist nicht möglich, laxere Grundsätze über den Anstand zu haben, als Achilles Tatius sie hat. Natürlich! das Ziel der Vereinigung ist der unnennbare Genuß, und wenn die Liebenden zu früh dazu gelangten, so wäre es mit ihrem Streben zu Ende, und die Leser verlören das Interesse, das sie an ihrem strebenden Zustande nehmen. Es muß also ein Hinderniß eintreten, das ihn aufschiebt, und dieß ist — Heirath. Diese Feyerlichkeit ist ohnehin dasjenige, was in der Komödie die Handlung schließt, und in derjenigen Komposition, die nach ihrem Muster geschaffen ist, sie gleichsam schließen muß.

Inzwischen gehört doch Einiges davon, und besonders die Prüfung der jungfräulichen Reinheit, gewiß dem Geschmack, und den herrschenden Ideen des Zeitalters, in die sich der Sophist, ungeachtet seiner Vorliebe für das ältere Griechenland, gefügt hat.

Achilles Tatius schildert also den Zustand der Bestrebung zweyer Liebenden nach der Heirath, um des unnennbaren Genusses willen.

Dieß giebt ihm Gelegenheit, die Entstehung der Leidenschaft, ihre Entwickelung, ihre Versagungen und ihren Genuß, jedoch mit Ausschluß des letzten unnennbaren, darzustellen. Die Geschlechtssympathie der Seele beschäftigt ihn dagegen sehr wenig. Alle jene Unterhaltungen der kosenden Vertraulichkeit, des heimlichen

Beyeinanderseyns, der Eitelkeit auf den ausschließenden Beyfall des Verbundeten, des Stolzes auf den Besitz des Herzens, scheinen seinen Liebenden fremd. Dagegen gefällt sich sein Pinsel bey den Schilderungen der Freuden der körperlichen Geschlechtssympathie, besonders des Kusses und der Umarmung. Hierbey zeigt sich die ganze Lüsternheit seiner Phantasie. Die Fülle von Bildern, die er mit diesen Liebkosungen verbindet, die Feinheit, die Leckerhaftigkeit, mit der er jeden Genuß aus ihnen herausschlürft, hängen genau mit den Erfahrungen der Alten über die Ausgelassenheit der Geschlechtssympathie zusammen, welche ihre Lieblinge erregten. Besonders zeigt diese ihren Einfluß bey dem hohen Werthe, den Tatius auf den Kuß legt. Er sagt an mehreren Stellen, daß er nie sättige, daß er aus der Seele seinen höchsten Genuß ziehe, und daß diese sich auf diesem Wege mit der Seele der Geliebten vereinige. Der unnennbare Genuß scheint ihm die Liebe zu endigen. Die Ausgelassenheit der Begierden gegen Lieblinge, scheint ihm darum so reitzend, weil ihre unvollständige Befriedigung die Lüsternheit erhöht, und dauernder macht.

Ideen dieser Art führen auf ein höheres Zeitalter hinauf als dasjenige ist, worin der züchtige Heliodor gelebt hat. Sie gehören den Rhetoren und Sophisten aus den Zeiten des Philostrat und Aristänet ar:, ja! es sind Ideen, die wir in ihrer völligen Ausbildung noch früher beym Lucian finden. So wenig ich behaupten mag, daß Tatius in dieser Zeit gelebt habe, so gewiß scheint es mir, daß die Muster,

nach denen er ſich gebildet hat, lange vor allen andern uns übrig gebliebenen Erotikern exiſtiert haben.

Die Charaktere beyder Liebenden ſind unthätig und träumend, und ganz dazu geſchaffen, leidende Subjekte äußerer Einwirkungen des Schickſals zu ſeyn. Außerdem, daß dieß dem Zuſtande der erſten Leidenſchaft bey allen Menſchen ziemlich angemeſſen iſt; ſo kommt es auch ganz mit den Charakteren der Liebenden in den Komödien der Alten überein, worin Jünglinge und Mädchen ſelten oder nie für ſich handeln, ſondern von liſtigen Knechten, und verſchmitzten Müttern in ihrer Intrigue geführt werden.

Der Plan des Werks iſt äußerſt fehlerhaft, voller Abentheuerlichkeiten, voller Unwahrſcheinlichkeiten, voller überflüſſigen Nebenvorfälle, welche die Handlung ohne Noth aufhalten. Tatius läßt keine Gelegenheit vorbey, pomphafte Beſchreibungen, blumenreiche Erzählungen, ſchwülſtige und ſophiſtiſche Reden, und Sentenzen, die Gemeinplätzen ähneln, anzubringen. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß er zu einer Zeit lebte, worin es ſehr gewöhnlich war, Kenntniſſe des Alterthums und der Sitten entfernter Länder, ſo wie Philoſophie und Rhetoriſche Kunſt dem Publikum unter dem Gewande der Liebesgeſchichten annehmlich zu machen.

Bey dem Allen herrſcht viel Genie in der Erfindung mancher Situation, und ein Detail, das oft äußerſt anziehend iſt. —

Dem Achilles Tatius reihe ich zunächſt den Longus bey, deſſen Werk unter dem Titel der Paſtoralien des Daphnis und der Chloe bekannt iſt.

Ich muß mich auch hier, um nicht zu weitläuftig
werden, eines förmlichen Auszuges enthalten. Es
der erſte Hirtenroman, den wir kennen, und der
allen folgenden nicht ſowohl das Vorbild, als die
dee hergegeben hat. Zwey Findlinge von reichen
nd vornehmen Eltern geboren, aber von dieſen aus-
eſetzt, wachſen unter Hirten auf, lieben ſich mit
ller derjenigen Naivetät, welche dieſem Stande in
er Dichterwelt beygelegt wird, beſtehen einige Gefah-
en, die ihrer Liebe drohen, werden aber endlich von
hren Eltern wieder erkannt, und mit einander ver-
eirathet.

In den Hauptmomenten kommen Longus und
atius mit einander überein. Bey beyden iſt das
iel der Handlung die Verheirathung eines liebenden
aares: bey beyden liegt der Knoten in den Schwie-
igkeiten, die ſich der Ehe entgegenſetzen: bey beyden
eſcheinen die Verliebten ohne Selbſtthätigkeit als
älle äußerer Umſtände: bey Beyden iſt das Mäd-
hen treuer als der Jüngling: bey beyden bietet
ndlich der Zuſtand der Bewerbung, oder vielmehr
er Verlobung der Herzen die bequemſte Veranlaſſung
u Schilderungen der Freuden der Geſchlechtsſympa-
hie an die Hand.

Daß der Gang des Schauſpiels beyde in ihrer
ntrigue geleitet habe, ſcheint mir außer Zweifel zu
eyn. Wahrſcheinlich hat Longus den Stoff eines
lten ſatyriſchen Dramas, eines Hirtenſpiels, zu die-
em ſeinen Hirtenromane ausgeſponnen.

Inzwiſchen zeigt ſich in der Behandlung eine
roße Verſchiedenheit zwiſchen dem Tatius und dem
ongus. Der Knoten, deſſen Auflöſung den Leſer

beſchäftigen ſoll, iſt auf gewiſſe Weiſe doppelt geſchürzt. Er ſoll zwar wünſchen, daß die beyden Liebenden ſich heirathen, und die Schwierigkeiten, die ſich ihnen in dieſer Rückſicht entgegen ſetzen, überwinden mögen; aber er ſoll zugleich fürchten, daß ſie dieſen Zeitpunkt nicht abwarten, und durch eine zu frühe Erreichung des endlichen Ziels der Ehe ſich um die ſchönſten Freuden der unſchuldigen Liebe, und den Leſer um den Genuß ihrer Schilderung bringen.

Platoniſche Ideen liegen hierbey gewiß nicht zum Grunde. Der Leſer ſoll nicht in das Intereſſe für eine edlere Liebe hineingeführt werden, die ſich körperlicher Freuden willkührlich enthält, um die Freuden der Seele und ihre Vortrefflichkeit zu erhöhen: Der Leſer ſoll nicht fürchten, daß das liebende Paar einen Verrath an ſich ſelbſt begehe, und ſich durch Sinnlichkeit erniedrige: er ſoll ſich auch nicht für Daphnis und Chloe wie für Hüon und Amanda intereſſieren, und den Streit zwiſchen Natur und Pflicht mit ihnen kämpfen; nein! Dieß Alles hat Longus bey der Enthaltſamkeit ſeiner Liebenden nicht vor Augen gehabt. Die den Rhetoren, und beſonders dem Ariſtänet, ſo gewöhnliche Idee, daß der unnennbare Genuß die Freuden der Liebe endige, daß der Zeitpunkt nach der Vereinigung der Herzen, und vor der völligen Vereinigung der Körper der reitzendſte in der Liebe ſey; und daß dieſer Zuſtand der lüſternen, nicht völlig befriedigten Begierde die Dauer und die Höhe der Leidenſchaft eben ſo ſehr befördere, als er Veranlaſſung zu lieblichen Schilderungen gebe; dieſe Idee iſt es, welche den Longus in ſeinem Plane geleitet hat. Darum ſtellt er zwey unerfahrne Herzen

den Rand eines Abgrunds, den sie selbst nicht
n, in den sie bemüht sind hineinzustürzen, und
dem sie allein durch ihre Unerfahrenheit gesichert
den. Ein Plan, der nach unsern heutigen Be-
fen den Anstand auf mannigfaltige Art beleidigt,
zugleich den doppelten Vortheil gewährt, eins
l, Gelegenheit zu einer Menge naiver Darstellun-
zu geben, dann aber auch den Leser für die
fernung des kritischen Moments zu interessieren,
dem glücklichen Zustande der Liebenden, und der
ilderung ihrer Freuden ein Ende machen wird.

Merkwürdig wird beym Longus die feyerliche
lobung der beyden Liebenden, die völlig gleiche
hte und Verbindlichkeiten für den Jüngling wie
das Mädchen festsetzt: noch merkwürdiger aber
r wahre Zug von Liebe, wenn Daphnis bereit
die Strafe, welche Chloe durch ihre Untreue ver-
ken konnte, für sie zu tragen. Uebrigens ist der
erung der Liebe beym Longus ganz sinnlich: ihr
licher Zweck, und der Begriff, den er von ihr
, unstreitig der eines leidenschaftlichen Strebens
h dem Besitze der Person. Die Verfeinerung, die
ihr giebt, liegt in der Erhöhung der Lüsternheit,
ch die Entbehrung, und durch die Anreizung der
uden der Geschlechtssympathie der Seele an die
neren Gewährungen der Geschlechtssympathie des
pers.

Aber in der Darstellung der Freuden der Ge-
echtssympathie der Seele ist nun Longus ausge-
hnet glücklich. Niemand vor ihm hat den Genuß
heimlichen Zusammenlebens, des kosenden Zeitver-
bs, und aller der kleinen geselligen Unterhaltungen,

welche nur die Vertraulichkeit junger Gemüther von verſchiedenem Geſchlechte herbeyführt, ſo umſtändlich und zugleich ſo lieblich beſchrieben. In dem ganzen Werke herrſcht eine Seelenuppigkeit, die den Leſer unwillkührlich mit ergreift. Hierin geht Longus einen Schritt weiter, als Tatius, deſſen Schilderungen des Genuſſes der Geſchlechtsſympathie ſich hauptſächlich auf körperliche Lüſternheit beſchränken.

Es kann übrigens meine Abſicht nicht ſeyn, das Werk in äſthetiſcher Rückſicht zu prüfen. Ich würde ihm ſonſt ſowohl in Rückſicht des Plans, als der Haltung der Charaktere viele und grobe Fehler vorzuwerfen haben.

Die Liebesgeſchichte des Iſmenias und der Iſmene wird gemeiniglich dem Euſtathius zugeſchrieben, der zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts gelebt hat. Allein es iſt höchſt ungewiß, daß ſie dieſem Kommentator des Homer gehöre. Andere nennen einen Eumathius als Verfaſſer.

Der Werth des Werks rechtfertigt nicht die Unterſuchung über die Perſon des Verfaſſers. Man kann ſich nichts Elenderes denken, als Erfindung und Ausführung in dieſem Romane. Eben ſo wie beym Achilles Tatius und beym Longus liegt die Verwickelung in den Hinderniſſen, welche ſich dem völligen Beſitze der Jungfrau vor der Ehe entgegen ſetzen.

Auch hier wird die Keuſchheit des Mädchens vorher in der Quelle der Diana geprüft. Merkwürdig iſt es dabey, daß Iſmene bereits den unnennbaren Genuß aus freyer Selbſtbeſtimmung weigert, weil ſie dieſen vor der Ehe für unerlaubt hält. Aber man darf ſagen, daß der Teufel wenig dabey verliert, und daß der

ngriff, den Jſmene gleich bey der erſten Zuſammen-
unft auf die Eitelkeit und Sinnlichkeit des rohen und
nerfahrnen Jünglings macht, den Anſtand auf man-
gfaltige Art beleidiget. Die Liebkoſungen des lieben-
n Paars liefern dem Rhetor in der Folge häufige Ge-
genheit, ſeiner lüſternen Phantaſie das freyeſte Spiel
laſſen. Vielleicht hat dieſer aber auch die ganze
eſchichte nur als einen Einſchlag gewählt, in welchen
recht viele Beſchreibungen einweben könnte, und dazu
ußten ihm jene ſchlüpfrigen Bilder äußerſt willkommen
on. Der Styl iſt gekünſtelt, blumenreich, wie der
iner Vorgänger, aber in jedem Betracht unter dem
rigen.

Uebrigens iſt der Charakter des Liebhabers hier wie-
r ganz ſo träumend, leidend und hinſchmelzend dar-
ſtellt, als es erfordert wird, um ihn zum Balle des
chickſals zu machen. Aber er erſcheint treuer als Cli-
phon und Daphnis.

Zehntes Kapitel.

Heliodorus und Prodromus.

Ich komme jetzt zu der dritten und jüngſten Manier,
orin die griechiſchen Erotiker geſchrieben haben. Sie
t eine Zuſammenſetzung der beyden vorigen, und eine
Veredlung derſelben. Ich wiederhohle aber nochmahls,
aß ich dadurch nichts über das Alter der Schriftſteller
ntſchieden haben will, die von dieſer Manier Gebrauch
emacht haben, ſondern bloß über das Alter der Manier
lbſt. Dieſe iſt allen Kennzeichen nach jünger als die-

jenige, welche die bisher angezeigten Erotiker gebraucht haben.

Heliodorus lebte zur Zeit Theodosius des Großen, ungefähr ums Jahr 370 nach Christi Geburt. Er war Bischof in einer Stadt von Thessalien. Ob er als Bischof, oder vorher, die Liebesgeschichte geschrieben habe, deren Inhalt ich jetzt anzeigen werde, ist ungewiß. Sie führt den Titel: Aethiopika, äthiopische Merkwürdigkeiten, und enthält die Schicksale des Theagenes und der Chariklea.

Der Verfasser setzt den Leser gleich mitten in den Lauf der Begebenheiten hinein, und läßt erst in der Folge den Anfang der Geschichte erzählen. Ich will aber der natürlichsten Ordnung folgen, um die Verständlichkeit zu erleichtern, und überhaupt nur dasjenige anführen, was unmittelbar zu meinem Zwecke gehört.

Chariklea ist die Tochter der Persina und des Hydaspes, der Beherrscher von Aethiopien. Nach einer langen unfruchtbaren Ehe wird die Königin von einer Umarmung ihres Gatten im Anblick eines Gemähldes der nackenden Andromeda schwanger, und gebiert, vermöge des Eindrucks dieses Bildes auf ihre Imagination, ein weises Kind. Die Furcht, daß die Verschiedenheit der Farbe den Verdacht des Ehebruchs erwecken könne, bewegt die Mutter den Tod des Kindes vorzugeben, und es mit Windeln, worauf seine Geschichte, und besonders die Lehre, daß die Keuschheit eine wahrhaft königliche Tugend sey, gestickt waren, auszusetzen. Das Kind kommt durch Schicksale, die uns hier weiter nicht interessieren, nach Delphi in den Tempel des Apollo, wo sich das erwachsene Mädchen dem Dienste der Diana weihet.

Bey einem Feste des Apollo verliebt sich Theagenes, ein Thessalischer Fürst, in die Chariklea, beym ersten Anblick, und auch sie empfindet sogleich den Eindruck der stärksten Leidenschaft. „Ihre Seelen, sagt der Verfasser, schienen sich wieder zu kennen, und im Gefühl ihrer gegenseitigen Würde und Vortrefflichkeit einander entgegen zu streben. Sie staunten sich an, sie lächelten sich zu, sie erröthteten und erblaßten."

Stark wird die Wirkung der Leidenschaft bey beyden Liebenden geschildert; aber doch weit heftiger noch bey Chariklea, nicht bloß weil sie ihre Neigung in sich verschließt, sondern weil sie überhaupt viel lebhafter dargestellt wird als Theagenes. Aber nicht bloß lebhafter, sondern auch thätiger, gefaßter, klüger, als der Liebhaber, ist die Geliebte. Ein wichtiger Zug zur Charakterisierung des Zeitalters: nicht minder wichtig jener andre, daß es dem Theagenes zum Verdienst gerechnet wird, bisher alle Weiber geflohen zu haben.

Bey einem öffentlichen Wettrennen empfängt Theagenes den Preis aus der geliebten Hand, die er küßt. Welch ein mächtiger Beweis der veränderten Sitten!

Calasiris, ein Priester der Isis, (und zwar ein echter Priester, der sich Lug, Betrug, Mord und Entführung erlaubt, sobald es darauf ankommt, den Willen der Götter in Erfüllung zu bringen,) wird der Vertraute der beyden Liebenden, und befördert auf die Autorität eines Orakels, das ihre Verbindung verkündigt, die Entführung der Chariklea durch den Theagenes. Doch muß dieser seiner Geliebten vorher schwören, daß er die Rechte des Gatten nicht eher ausüben wolle, als bis diese in ihrer Heimath auf eine gesetzliche Art bestätigt werden würden. Und nun verläßt Charis

klea ihren bisherigen Pflegvater und Wohlthäter, den Priester des Apollo, ohne das geringste Merkmahl der Traurigkeit und der Dankbarkeit zu zeigen.

Nach unzähligen Gefahren, welche die Unschuld der Chariklea von Land- und Seeräubern drohen, und denen sie theils durch List, theils durch den Gebrauch der Waffen entgeht: nach dem keuschesten Umgange mit ihrem Entführer, dem sie zwar Küsse und Umarmungen, aber weiter nichts erlaubt, und dessen Begierden sie immer durch die Erinnerung an seinen Schwur zu zügeln weiß, kommen beyde nach Memphis, wo ihnen denn erst die Hauptprüfungen ihrer Standhaftigkeit vorbehalten sind. Arsace, die Gattin des Orondates, Beherrschers von Aegypten, ein stolzes und wollüstiges Weib, verliebt sich in Theagenes. Sie läßt nichts unversucht, um ihn zu gewinnen. Aber nicht Wohlthaten, nicht Ehrenbezeugungen, nicht Gefängniß, und Marter, ja! nicht einmahl die Furcht seine Chariklea zu verlieren, und diese bald einer verhaßten Heirath, bald dem Scheiterhaufen überliefert zu sehen, können ihn in seiner Treue wankend machen. Endlich entkommen beyde Liebenden der Gewalt der grausamen Arsace, aber das Schicksal ist noch nicht müde, sie zu verfolgen. Sie fallen in die Hände des Hydaspes, des Königs der Aethiopier, und Vaters der Chariklea, und werden, da sie sich Beyde für Geschwister ausgeben, zu Menschenopfern für die Sonne und den Mond bestimmt.

Aber um dazu würdig gefunden zu werden, müssen sie Beyde die Probe ihrer jungfräulichen Lauterkeit bestehen, und zu dem Ende durchs Feuer wandern. Es versteht sich von selbst, daß dieser Vorzug

an ihnen bewährt gefunden wird. Nun soll Chariklea von der Hand ihrer Mutter sterben: aber sie giebt sich zu erkennen, und wird von ihren Eltern angenommen. Nur mit dem Theagenes setzt es größere Schwierigkeiten. Seine sonst so muthige Geliebte wagt es nicht, den Eltern zu gestehen, daß dieser Mensch ohne Nahmen ihr Verlobter sey. Ihr Bruder ist er nun einmahl nicht, und was er ihr seyn könne, nachdem sie so lange mit ihm umhergewandert ist, und dennoch die Keuschheitsprobe bestanden hat, das kann der grobe Verstand des Aethiopischen Hofes durchaus nicht begreifen. Endlich sagt sie, sie sey mit ihm verheirathet, aber der Vater glaubt, sie habe den Verstand verloren.

Theagenes bittet es sich zur Gnade aus, von Charikleas Hand zu sterben. Aber auch dieses wird ihm abgeschlagen.

Zuletzt entdeckt sich Chariklea ihrer Mutter, diese löset dem Vater das Geheimniß, und durch die Dazwischenkunft einiger Priester, die den Willen der Götter verkündigen, wird Theagenes nicht allein gerettet, sondern auch mit Chariklea verbunden.

Heliodor hat die Liebesgeschichte offenbar zur Epopoe erheben wollen. Seine Liebenden sind Helden in der Liebe. Ihre Schicksale zeichnen sich durch Ernst und Wichtigkeit aus, und die Form der Komposition hat die Feyer und die Oekonomie des Heldengedichts.

Die Sitten, welche uns Heliodor darstellt, unterscheiden sich auffallend von denen, die in allen bis jetzt von mir angezeigten Romanen vorkommen. Der Einfluß christlicher Ideen und des Standes des Ver-

faſſers auf ſeine Begriffe von der Würde des Charakters ſeiner Helden, und von dem Adel ihrer Liebe iſt unverkennbar. Wir kommen hier in eine ganz neue Welt, worin die Verhältniſſe der beyden Geſchlechter zu einander ſich von denjenigen völlig unterſcheiden, die wir bis jetzt in den Schriften der Römer und Griechen angetroffen haben.

Chariklea iſt ein hochherziges keuſches Mädchen, eine Art von Diana, aber mit einem zärtlichen leidenſchaftlichen Herzen. Heliodor verſäumt keine Gelegenheit, ſie ins Schöne zu mahlen. Gleich Anfangs erſcheint ſie muthig im Unglück, und bereit, ihr Leben zu endigen, wenn ſie an dem ihres Geliebten verzweifeln müßte. Bey allen Gefahren bleibt ſie voller Muth, Standhaftigkeit und Gegenwart des Geiſtes. Sie richtet gemeiniglich den Theagenes auf, ermuntert ihn zum Ausdauern, und windet ſich durch ihre Klugheit aus den verwickeltſten Lagen heraus. Ihre Keuſchheit geht ihr über alles, und ſie widerſteht den Begierden des Theagenes nicht aus Unerfahrenheit, nicht aus Sorge für ihren Ruf; ſondern aus Gefühl ihrer Pflicht und ihrer Selbſtwürde. Sie will nicht eher mit dem Theagenes allein bleiben, als bis er ihr ſchwört, ihre Unſchuld nicht zu kränken, und den unnennbaren Genuß nicht eher zu verlangen, als bis ſie in den Schooß ihrer Familie zurückgekehrt ſeyn würde. Sollte dieß nicht geſchehen, ſo ſoll er warten, bis ſie ihn freywillig geheirathet haben wurde, und wenn auch das nicht geſchehen ſollte, ſo ſoll er allen Anſprüchen dieſer Art entſagen. Ja, ſie geht in ihrer Zartheit ſo weit, daß ſie ſogar fürchtet, daß ein lüſterner Traum der Reinheit ihrer Seele nachtheilig werden könnte.

Dieſer jungfräuliche Sinn iſt auch dem Theagenes eigen. Er hat nie der Geſchlechtsſympathie gehuldigt: er findet es überflüſſig, daß er die Ehrfurcht, die er der Unſchuld der Chariklea unausgeſetzt beweiſen will, noch mit einem Schwure bekräftigen ſoll. Die geringſte Ermahnung ſeiner Geliebten zähmt ſeine Begierden mit leichter Mühe, und keine Verſuchung iſt im Stande, die Treue, die er ihr gelobt hat, im geringſten wankend zu machen.

Das Ziel der Intrigue iſt zwar gleichfalls die Heirath. Aber keine Spur davon, daß dieſe feyerliche Verbindung darum von den Liebenden geſucht würde, um den unnennbaren Genuß von einander zu erhalten, und daß der Verfaſſer dieſen Zweck der Leidenſchaft nur darum an die Form der Ehe gebunden hätte, um die Zeit der Bewerbung, als den glücklichſten in der Verbindung der beyden Geſchlechter länger auszudehnen. Nein! die Seelen der beyden Liebenden vereinigen ſich gleich bey ihrer erſten Bekanntſchaft, weil ſie ſich wechſelſeitig von dem Gefühle ihrer Würde durchdrungen fühlen. Sie ſuchen ſich vor einander auszuzeichnen, und alle ihre Unterhaltungen mit einander athmen den Geiſt der Frömmigkeit und wahrer Liebe. Auch wird ausdrücklich darauf hingewieſen, daß ihre Tugenden durch ihre Verbindung mit einander belohnt werden ſollen.

Man findet hier keine Darſtellungen lüſterner Liebkoſungen, oder eines kindiſchen Koſens. Die Liebenden ſättigen ſich mit keuſcher und ſchamhafter Liebe, vergießen dabey warme Thränen, und wechſeln reine Küſſe. Wenn Theagenes ſich ja einmahl vergißt, und über die Grenzen der Ehrbarkeit hinausſchreiten will, ſo hält ihn

Chariklea durch Erinnerung an ſeinen Schwur in Ordnung. Er läßt ſich aber leicht zurecht weiſen, da er der Liebe zwar unterthan, aber über ſeine Sinne Herr iſt.

Die Beobachtung des Anſtandes wird unter den beyden Liebenden ſo weit getrieben, daß Heliodor uns immer anzeigt, Theagenes und Chariklea hätten des Nachts verſchiedene Zimmer eingenommen.

Der Ausdruck ihrer wechſelſeitigen Gefühle hat immer etwas Ernſtes und Feyerliches. Völlig herrſchend iſt die Idee, daß gegenſeitige Aufopferung der beyden Liebenden für einander das Weſen der Liebe ausmache. Kurz, die Liebe erſcheint hier in ihrer wahren Geſtalt, und zugleich auf einer hohen Stufe ſittlicher Veredlung.

Bey allem dem hat ſie keinen begeiſterten, unternehmenden, rüſtigen Charakter. Es iſt ein ſchmelzender Enthuſiasmus, der die Liebenden zu einander hinzieht. Sie widerſtehen dem Schickſal, aber ſie wiſſen es nicht zu lenken.

Dieß geht der Kompoſition unſers Heliodor noch ab, um ihr den Charakter einer vollſtändigen Liebesepopoe zu ſichern. Uebrigens iſt in der Form dem Heldengedichte nachgeahmt. Der Leſer wird gleich in die Mitte der Handlung hineingeſetzt. Der Styl iſt zwar nicht frey von dem Schwulſte der Rhetoren, aber doch minder üppig, als der des Achilles Tatius.

Der Ausdruck der Liebe iſt nur ſelten ganz wahr, und fällt ſogar hin und wieder ins Läppiſche. So ruft Chariklea einmahl aus: „Dieß Opfer Theagenes bring' ich dir!" — und hierbey rauſte ſie ſich die Haare aus, und warf ſie aufs Bett. Dieſe Libation gieße ich aus den Augen, die dir ſo theuer ſind! — und hierbey

benetzte sie ihr Auge mit Thränen. — Heliodor hat mehr den wahren Begriff, als das wahre Gefühl der Liebe gehabt.

Ueberhaupt läßt sich in ästhetischer Rücksicht sehr viel gegen dieß Produkt sagen. Es fehlt sehr viel daran, daß es ein schönes Ganze sey. Kein einziger Charakter ist bestimmt, und mit Individualität gezeichnet. Dieser Vorwurf trifft selbst die beyden Helden der Geschichte. Chariklea geht aus ihrem Charakter heraus, wenn sie nach ihrer Wiedererkennung Anstand nimmt, ihren Eltern ihre Leidenschaft zum Theagenes zu erkennen zu geben, und diesen durch ihr Zaudern in Gefahr des Lebens bringt. Theagenes erscheint oft als ein Träumer, der die Hände ruhig in den Schooß legt, wenn er handeln soll. Calasiris soll eine Art von Ulysses seyn: Hydaspes ein großmüthiger König. Ueberall merkt man, daß die Natur nicht zu Rathe gezogen ist.

Die Begebenheiten sind sehr verwickelt, aber nicht gehörig verkettet, am wenigsten aber aus dem Betragen der handelnden Personen hergeleitet. Das lezte Buch ist das fehlerhafteste von allen, und es ist mir unbegreiflich, wie Huet [36]) habe sagen können: die Auflösung sey bewundernswürdig. Die Handlung stockt: der Verfasser häuft einen Vorfall auf den andern, bloß um die Handlung aufzuhalten. Anstatt die Tochter von der Mutter in dem Augenblicke wieder erkennen zu lassen, worin sie von ihr zum Altare geführt worden wäre; muß eine gerichtliche und ermüdende Beweisführung eintreten. Theagenes erscheint dabey wie ein Possenreißer, und Hydaspes wie ein Blödsinniger.

36) De l'origine des Romans p. 60.

Der Verfasser versteht sich nicht aufs Darstellen: er weiß nur zu beschreiben. Die geringsten Umstände werden mit ermüdender Weitschweifigkeit erzählt. Besonders sucht er seine Kenntnisse von Gebräuchen, Religionen, Ländern u. s. w. an den Tag zu legen.

Ueber dem Ganzen weht bereits ein mönchischer Geist, eine kindische mit Aberglauben angefüllte Phantasie. Sie äußert sich sogar in dem Kleide von Goldstoff, worin der Verfasser seine Chariklea wie ein Marienbild einkleidet, und das so oft vorkommt.

Doch, es darf hier nicht meine Absicht seyn, ein Urtheil über dieß Werk in ästhetischer Rücksicht zu liefern. Ich habe nur die Ideen des Verfassers über die Liebe zu entwickeln.

Eines muß ich aber doch noch anführen: nehmlich, daß mancher Zug in dieser Liebesgeschichte sich in den Romanen des vierzehnten, funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts wieder findet. Z. B. daß Theagenes als Sieger im Wettrennen den Preis aus der Hand der Chariklea empfängt: daß er ihre Hand küßt: daß die Liebenden die Feuerprobe bestehen müssen, um dadurch ihre Unschuld darzuthun: daß die Rechtmäßigkeit der Nachfolge in der Hohenpriesterschaft zu Memphis durch einen Zweykampf entschieden wird, u. s. w. Das Ansehn, welches das Werk eines Bischofs bey den Christen gewinnen mußte, hat unstreitig auf die Schriftsteller und Leser von dieser Religion großen Einfluß haben müssen.

Die Liebesgeschichte der Rhodanthe und des Dosikles ist eine auffallende Nachahmung der Aethiopika des Heliodorus. Sie gehört dem Theodorus Prodromus an, von dem wir bestimmt wissen, daß

er in der Mitte des zwölften Jahrhunderts gelebt hat.

Erfindung und Ausführung ſind in dieſem Romane gleich elend. Er hat nichts Eigenthümliches als dieß, daß er in Verſen geſchrieben iſt. Aber dieſe ſind ſo wäſſericht, und der Proſa ſo ähnlich, daß ſie dem Werke den Nahmen des Gedichts auf keine Weiſe ſichern konnen.

Eilftes Kapitel.

Athenäus.

Athenäus, ein Sophiſt aus dem dritten Jahrhunderte, hat uns im dreyzehnten Buche ſeiner philoſophiſchen Tiſchgeſpräche eine Sammlung ohne alle Kritik aufgerafften, und halb verſtandener Anekdoten über die Liebe zu die Hetären und den Lieblingen hinterlaſſen. Sie klärt nicht die Sitten ſeiner Zeit auf: ſie kann noch weniger zum Belege unſers Urtheils über die Vorzeit dienen; aber ſie iſt ein wichtiges Denkmahl des Geiſtes, der die Sophiſten und die Grammatiker bey den Vorſtellungen leitete, die ſie ſich von den Sitten Griechenlands wahrend ſeiner blühendſten Periode machten.

Athenäus legt den Hetären zur Zeit der Republik und unter den erſten Nachfolgern Alexanders einen großen Stolz auf ihre gelehrten Kenntniſſe und auf ihre Einſicht in den ſchonen Künſten bey, wodurch ihre Unterhaltung an Witz und leichtem Ausdruck gewonnen habe.

Es iſt möglich, ich habe es ſchon geſagt, daß ſich einige von dieſen Weibern durch Geiſt und Talent aus-

gezeichnet haben. Aber was Athenäus zum Beweise beybringt, iſt wahrlich nicht im Stande, einen hohen Begriff von ihrem Witze zu erwecken. Abgerechnet, daß ihre bons mots voller Unanſtändigkeiten ſind, laſſen ſie ſich auch mit demjenigen, was man in dieſer Art von den filles de Paris, und beſonders von der d'Armond erzählt, gar nicht in Vergleichung ſetzen. Und dann! Was rechnet Athenäus nicht alles zur Hetäre? Jedes Weib, das einmahl einer Leidenſchaft geduldigt hat: auch Sappho glaubt er mit dieſem Nahmen zu ehren.

Es iſt möglich, daß einige Philoſophen und andre berühmte Männer Schwächen für Weiber dieſer Art gehabt haben. Aber wird man es dem ſchmutzigen Grammatiker des dritten Jahrhunderts geradezu glauben, daß jeder berühmte Mann ſeine Beyſchläferin aus dieſer Claſſe gewählt habe, die Xenophon und die Komiker ſo verächtlich darſtellen? Plato eine Archeanaſſa, Ariſtoteles eine Herpyllis, Epikur eine Leontium, Diogenes in Gemeinſchaft mit dem Ariſtip eine Lais, Iſokrates eine Metaneira, (die jedoch Demoſthenes dem Lyſias beylegen ſoll) Praxiteles eine Phryne, Menander eine Glycera?

Sieht dieß Alles nicht der Anekdotenjägerey eines Troßbuben der Litteratur ähnlich, dem die Lebensumſtände eines bedeutenden Mannes wichtiger ſind, als ſeine Werke, der um recht viel von jenen zu wiſſen, jede Schmähbrede ſeiner Zeitgenoſſen, jede apokryphiſche Schrift, die ihm untergeſchoben wird, begierig aufrafft, und wohl gar aus der bloßen Nennung einer Perſon vom andern Geſchlecht, die darin beyläufig vorkommt, Veranlaſſung nimmt, ihm ein Liebesverſtändniß anzudichten?

Welches Vertrauen kann ein Kompilator verdienen,
ch oft wiederhohlt, oft widerspricht, den nehmli-
Vers bald dem Homer, bald dem Sophokles zu-
t, und die Ideen des Plato anführt, als ob er
n bloßen Hörensagen kennte!
s ist endlich möglich, daß einigen dieser Hetären
zeichnete Ehrenbezeugungen widerfahren sind.
Leiche Wollüstlinge können, besonders nachdem sich
siatischer Luxus durch die Eroberungen Alexan-
n Griechenland eingeschlichen hatte, jene Mittel
Vergnügens im Rausche der Leidenschaft auf eine
lose Art öffentlich geehrt haben. So mag ein Har-
mit schändlich erpreßten Geldern den Hetären Py-
ces und Glycera Denkmähler und Statuen haben
en lassen. So kann der Enthusiasmus einer höchst
chen Volksmenge der Lais auf einem Grabmahle
vernahmen der Mutter des Amors gegeben, und
den so schönen als verschwenderischen Phryne eine
e im Tempel zu Delphi aufgestellt haben. Aber
nicht auch möglich, daß der leichtgläubige Schön-
er die Ehre, deren ein Epigramm jene Weiber wür-
ielt, als ihnen wirklich wiederfahren, angesehen

Wie niedrig erscheinen sie bey ihm an andern Stellen.
unter ihnen hatte einen Vernahmer davon bekom-
daß sie sich vor der Thüre gewisse Thierchen ab-
, die selbst in Griechenland schwerlich zur guten
schaft gehört haben. Und welche Ideen hat end-
nser Sophist von dem Zwecke der Verbindung mit
Hetaren? Alles ging nach seinen Ideen auf den
en Genuß hinaus, und er findet es um nichts
er, von einer solchen Dame nach Andern für sein

gutes Geld Beſitz zu nehmen, als wenn man ein Haus oder ein Schiff kauft, das ſchon von Andern bewohnt und gebraucht iſt.

Merkwürdig iſt es, daß Athenäus bereits die Liebe zu den Lieblingen als eine grobe Ausgelaſſenheit betrachtet, ſie mißbilligt, die Philoſophen davor als vor ihrem Verderben warnt, und ſie dennoch den berühmten Männern, die den Gegenſtand ſeiner Bewunderung ausmachen, mit der größten Unbefangenheit zuſchreibt.

Zwölftes Kapitel.

Griechiſche Anthologie.

Die Sammlungen griechiſcher Epigramme, die Konſtantin Kephalas im zehnten, und Planudes im zwölften Jahrhunderte veranſtaltet haben, enthalten gleichſam eine Muſterkarte der verſchiedenen Empfindungen, welche Geſchlechtsverbindung und Liebe, ſeit den erſten Spuren der Kultur in Griechenland haben einflößen können. Inzwiſchen iſt gewiß die größte Anzahl dieſer kleinen Gedichte erſt in ſpäteren Zeiten, und in der Periode verfertigt, die ich hier umfaſſe.

Das griechiſche Epigramm iſt weiter nichts, als der kurze aber glückliche Ausdruck einer einzelnen Bewegung unſers Herzens. Dieß unterſcheidet es von der Idylle und der Elegie, die eine ganze Reihe von Bewegungen, eine Situation, eine ausgedehntere Stimmung unſers Herzens darſtellen. Das Glückliche des Ausdrucks liegt theils in der Form, vermöge der Naivetät der Darſtellung, und der Angemeſſenheit des Bildes; theils in dem

Auffallenden der Empfindung selbst, in der Wahrheit und dem Zutreffenden der Bemerkung über uns selbst und Andere. Die Liebe muß natürlich vielen Stoff zu diesen Epigrammen hergeben.

Die eheliche Liebe äußert in dieser Sammlung die zartesten Gefühle, und kleidet sich in die reitzendsten Bilder. Mehrere Epigramme deuten auf wahre aufopfernde Zärtlichkeit unter den Gatten von beyderley Geschlecht hin: auf den Wunsch nach ungetrennter Vereinigung, selbst nach dem Tode: auf Achtung für Frauenwerth: auf Schönheit der Seele bey dem Weibe, die der körperlichen noch vorgesetzt wird. Mädchen und verheirathete Frauen, die zu der Classe der Matronen gehören, bekommen hier Kränze für ihre Tugenden, für ihre Talente; und selbst ihre gelehrten Kenntnisse, in Fächern die sonst nicht zur Kompetenz des zärteren Geschlechts gehören, z. B. in der Rechtsgelehrsamkeit, werden ein Gegenstand des Lobes. Daneben finden wir aber auch Spott über Weiber und ehliche Verbindungen, wiewohl nur sparsam ausgetheilt.

Hin und wieder zeigt sich der Ausdruck der verzehrendsten Leidenschaft, — und gleich darauf der einer frostigen Galanterie. Oft enthalten diese Gedichte ein reitzendes Geschwätz traulich in einander eclagerter Herzen; — oft sieht das Bild einer zügellosen Ausgelassenheit zur Seite. Kurz! Alle Modifikationen der gröberen und feineren Geschlechtssympathie finden hier ihre Stelle: Lüsternheit, Begierde nach dem gröbsten körperlichen Genusse: Trieb nach kosender Unterhaltung, nach eitler Auszeichnung, nach dem Stolze auf den Besitz der Person, nach gänzlicher Vereinigung der Seelen zu einem Wesen; und alles dieß ist bald mit unverkennbaren

Spuren wahrer Achtung und Liebe vermiſcht; bald völlig davon entblößt.

Eben dieſe Verſchiedenheit zeigt ſich in der Darſtellung der Liebe zu den Lieblingen. Sie findet ihre Gegner, aber ſie flößt auch Empfindungen ein, die auf den ausſchweifendſten Begierden beruhen.

Auch den Hetären werden Blumen geſtreuet, aber aus Achtung für ihren Charakter ſind ſie nicht entſproſſen. Schönheit der Geſtalt, geſellige Unterhaltungsgaben, Geſchwätz, Muſik, und die Kunſt, bey Gelagen den Becher neckiſch darzubieten; das ſind die Vorzüge, die an ihnen gelobt werden!

Ende des dritten Theils.

Kurze Uebersicht
s Inhalts des dritten Theils.

Erste Abtheilung.

er Theil entwickelt die allmählige Bildung derjenigen
ffe über Geschlechtsverbindung und Liebe die noch heut zu
unter uns die gangbarsten sind, und setzt in Ansehung
Verhältnisse den Charakter und die Schicksale derjenigen
n auseinander, welche auf unsere jetzigen geselligen Ein-
ngen Einfluß gehabt haben, oder deren Kenntniß wenig-
zum bessern Genuß der schönen Künste wichtig wird.

ie Geschichte der Liebe nach diesem vorgesetzten Plane,
mit Entwickelung der Denkungsart der Griechen an.
r wird hier besonders wichtig. Aber um die Höhe genau
essen, auf der seine Begriffe in diesem Punkte stehen, muß
die untern Stufen kennen, auf der sich die Denkungsart
iedener Volker, in Rücksicht auf die Verhältnisse der bey-
Geschlechter zu einander, befindet. Die große Rohheit
ndelt das Weib als Sklavin, mit Härte und Erniedrigung:
Fortschritte der Kultur wird das Weib Mitglied der Fami-
aber einige Volker kerkern es ein, und behandeln es bloß
Schonung und Verzärtelung.

In einer solchen Lage kann Geschlechtsliebe der Regel
nichts weiter heißen, als leidenschaftliches Stre-
nach dem Besitze der Person: man sucht das
ib nicht ihm selbst, sondern den äußern Ver-
tnissen abzugewinnen, und bey der Bewer-
ng um Gegengunst kann keine Achtung für

Menſchenwerth zum Grunde liegen. Wenn Homer zeigt ſich hingegen das Weib bereits als Matrone, als Hausfrau und Mitglied der örtlichen Geſellſchaft, und es genießt diejenige Achtung, welche die treue Ausfüllung eines von dem Manne ihm vorgeſchriebenen Zwecks einflößt. Hier heißt Geſchlechtsliebe, der Regel nach, bereits ein leidenſchaftliches Streben nach Einwilligung der Schönen in den Beſitz ihrer Perſon, und in die Bewahrung ihrer Treue.

Dieſe Begriffe ſind wahrſcheinlich in allen griechiſchen Staaten bis zum Untergange ihrer freyen Verfaſſung, wiewohl mit einigen Modifikationen, die nehmlichen geblieben. Die Nachrichten welche wir von den Spartanern haben, verdienen eine nähere Kritik. Allein Anſehn nach haben ihre Weiber keiner aufgezeichneten Achtung und Selbſtändigkeit vor den übrigen Griechinnen genoſſen. Inzwiſchen iſt in der Zeit vom Homer bis zum Untergange der Freyheit Griechenlands die Geſchlechtsempfindung ſowohl des Körpers als der Seele ſehr verfeinert, und der Genuß, den man aus den Geſchlechtsverbindungen gezogen hat, vervielfältigt und erhöhet worden. — Die weitere Ausführung dieſer Ideen enthält das dreyzehnte Buch.

Die Denkungsart der Athenienſer verdient eine beſondere Prüfung. Man muß aber diejenige, welche das Geſetz dem großen Haufen vorſchreibt, von der guten Sitte des wohlerzogenen Menſchen, und dieſe wieder von der Anſchauungsart des einzelnen Philoſophen abſondern. Ferner kann die Matrone mit der Hetäre, oder dem Freudenmädchen, nicht in eine Claſſe geſetzt werden.

Der Geſetzgeber oder der Staatsmann, räumte dem Weibe keine bürgerliche, ſondern nur geſellſchaftliche Rechte ein, ſah in ihm nur das Werkzeug der Population, der Pflege und des

ndes des Bürgers, und hielt diejenige Gattin für die
mit der ſich die Sorge für die öffentliche Ruhe und Si-
am wenigſten zu beſchäftigen brauchte. Er verſtand
attenliebe nichts anders als ein geſetzliches Band, das
derzeugen und zum gemeinſamen Wirthſchaften einge-
ſey, und ſeine Feſtigkeit von der Ueberzeugung der
Verbündeten erhielt, daß ſie ſich einander zu Erfüllung
ecke unentbehrlich wären.

gute Sitte räumte aber der Matrone zugleich einen
h auf öffentliche Achtung für alle diejenigen Tugenden
e ein wirthſchaftliches, ſittſames, liebendes Weib im
ihrer Familie, und in ihren Verhältniſſen zu dem Gan-
menſchlichen Geſellſchaft zeigen kann. Ja ſie hat dem
Geſchlechte ſogar Anlagen zu männlicher Weisheit, zu
ſen, zur Seelenſtärke und zum Patriotismus zugetrauet,
einzelnen Weiber, die ſich dadurch auszeichneten, mit
Intereſſe und ihrer Bewunderung begleitet. Dieß bewei-
ſonders die Tragiker, und vor allen der wegen ſeines
haſſes ſo ſehr berufene Euripides.

zwiſchen, wahren Anſpruch auf Bürgertugend, und auf
ge was der weiberzeugene Athenienſer eigent-
del und ſchön nannte: ausgezeichnetes Verdienſt in
dem Wohl des Staats unmittelbar gewidmeten Leben,
ieſer der Matrone nicht bey, und darum ſchätzte er ſie
eniger als den Bürger. — Nach dieſem Verhältniſſe des
zum Manne, war die Liebe des Letztern zur Ma-
noch immer keine wahre Geſchlechtszärtlichkeit, keine
ſchaft, ſondern entweder ein leidenſchaftliches
ben nach ihrer Gunſt, um dadurch zu dem
ge ihrer Perſon zu kommen: oder eine lie-
e Anhänglichkeit wie ſie der Patron gegen
n Clienten empfinden mag. Von Seiten

der Matrone hieß Liebe ungefehr das nehmliche, nur daß ſie im Verhältniſſe des Klienten zum Patrone ſtand, und daß ihre Anhänglichkeit treuer, dienſtgefliſſener und aufopfernder erſchien.

Der Athenienſer intereſſierte ſich mehr für die liebende Gattin, als für den liebenden Gatten, und ſelbſt an jener hielt er die Kinder, Eltern und Geſchwiſterliebe für edler als die Gattenliebe. Der Grund war zwiefach: Einmahl ſtanden die erſten Arten der Liebe im genauern Verhältniſſe mit der uneigennützigen Vaterlandsliebe; zweytens konnte weniger davon auf die Mitwirkung gröberer Triebe geſetzt werden.

Dieß gilt im Allgemeinen. Wir finden aber auch Spuren, daß dem Athenienſer wahre Freundſchaft oder Zärtlichkeit zu der Gattin keine unbekannte Empfindung geweſen iſt, und völlig falſch iſt die Behauptung, daß er den moraliſchen Werth des Weibes verkannt, und gegen die Ehe eine von der guten Sitte gebilligte Abneigung empfunden habe.

Unter den Selbſtdenkern hat ſich Xenophon wenig von den Ideen ſeiner Landesleute entfernt. Plato mehr; aber eine Verachtung der Weiber, ihren Anlagen nach, iſt ihm nicht Schuld zu geben. Er war nur Verächter des zärteren Geſchlechts in ſeiner damahligen Lage, bey ſeiner vernachläſſigten Ausbildung; und dieſe kam ihm beſonders darum ſo tadelnswürdig vor, weil er das Weib fähig hielt, zum Range des Bürgers durch eine veränderte Erziehung hinaufgehoben zu werden.

Die Vorſtellungen die man ſich von den Hetären der Athenienſer zur Zeit des Flors ihrer Republik macht, ſind übertrieben. Sie kennen es in der Kunſt zu gefallen, nach allen zuverläßigen Nachrichten.

e wir darüber haben, nicht ein Mahl so weit gebracht haben, s die Freudenmädchen der ersten Classen in unsern grossen auptstädten. Die gute Sitte hat die engere Verbindung mit nen nie gebilligt. Liebe zur Hetäre hieß, der Regel ach, Begierde nach körperlichem Genuß, Trieb ach kosender Unterhaltung, und da wo diese auch ch so sehr verfeinert gewesen seyn mag, hat das Verhältniß cht sowohl allgemeinen Beyfall, als Nachsicht vor der Gesellhaft wohlerzogener Menschen in Athen gefunden.

Dieß ist der Inhalt des vierzehnten Buchs.

Wahre Zärtlichkeit, Freundschaft und besonders edle und schöne Liebe, hat der Athenienser vorzüglich in der Verbindung mit den Lieblingen aufgesucht.

Diejenige Ausgelassenheit der Begierden, welche Personen, ie äußern Kennzeichen nach zu einerley Geschlecht gehören, bey inander erwecken, kann nicht für eine Verirrung der thierischen Natur in südlichen Ländern gehalten werden. Sie hat in Griechenland lange vor Gründung der Gymnasien existiert. Man hat aber früh das Unanständige und Schädliche, das darin liegt, eingesehen. In einigen Staaten ist sie durch Gesetze verboten worden, in andern hat sie die Mißbilligung der guten Sitte auf sich gezogen. In Athen wo nur diejenigen Schwächen und Laster ein Gegenstand der Gesetze waren, die mit den Pflichten gegen den Staat im unmittelbarem Widerspruche standen, wurden auch nur diejenigen Ausschweifungen bestraft, welche die Rechte des Eigenthums und der Freyheit des Bürgers kränkten. In so fern die Ausgelassenheit der Begierden gegen Lieblinge diese Gefahr besorgen ließ, waren ihr Grenzen von dem Gesetze gesetzt. Um dasjenige, was heimlich und freywillig geschah, bekümmerte es sich nicht.

Die gute Sitte in Athen behandelte dieſe Ausgelaſſenheit nicht mit Gunſt, aber mit Nachſicht. Sie legte Werth auf Ehrbarkeit in dieſem Punkte, aber ſie ſah den Mangel daran nicht mit dem nehmlichen Abſcheu wie wir an.

Die Liebe zu den Lieblingen zog ihr Intereſſe keinesweges aus der leidenſchaftlichen Begierde nach Befriedigung dieſer Ausgelaſſenheit, ſondern aus dem Anſehen der Heldenfreundſchaften, deren Andenken die Mythologie, die frühere Geſchichte des Vaterlandes, und die Künſte theuer machten; verbunden mit den glücklichen Folgen, welche ſolche Verbindungen, und der rüſtige thätige Enthuſiasmus der die Liebenden beſeelte, für das Wohl des Staats in Krieg und Frieden haben konnten. Dieſe wurden dadurch angewehnet, ſich für des Mitburgers Werth zu begeiſtern, und ſich für fremdes Wohl aufzuopfern: die Grundlage des Patriotismus!

Zufrieden aus ſolchen Gründen den leidenſchaftlichen Charakter der dieſe Liebe allemahl von Freundſchaft unterſchied, erklären, und die groberen Triebe, die mit unterliefen, durch dieſen Schleyer bedecken zu lernen; ſah man Schwächen nach, die nicht in zügelloſe Brutalität ausarteten, und die, durch große Vortheile ausgetilgt, zur Verſtärkung des Bundes zwiſchen ausgezeichneten Bürgern dienten.

Xenophon und Plato ſuchten dieſe Art von Athenienſiſcher Lustbarkeit zu veredeln und zu verſchönern. Von beyden wird Sokrates als Beyſpiel und Lehrer in dieſem Stücke aufgeſtellt. Nach dem Xenophon, will Sokrates für ſeine Perſon an ſeinem Lieblinge mit einer Zuneigung hängen, die völlig rein vom Zuſatze körperlicher Triebe ſeyn ſoll.

Sogar die Gestalt ist ihm gleichgültig: glückliche Anlagen
s Geistes und ein edles Emporstreben nach Ruhm und Bürger-
rtrefflichkeit in dem Jünglinge sind die Gründe seiner Freund-
aft für ihn. Hingegen von seinen Schülern glaubt er diese
ärke nicht erwarten zu können, und er ist zufrieden, wenn
nur dem Andringen der Begierden kräftig widerstehen, und
n dem Eindrucke den die schöne Gestalt auf sie macht, sich
rch Pflicht und Anstand leiten lassen. Er rechnet sogar darauf,
ß die verhaltenen Triebe des Körpers die Begeisterung erhö-
n werden, und nutzt diese, um darauf Verbindungen zu
ünden, die das Wohl des Staats befördern, und sich endlich
bloße Freundschaft auflösen. Sokrates fühlt, beym
enophon, das Wesen der Liebe sehr gut, und
tzt es in der Anerkennung des Werths eines
ndern selbständigen Menschen, und in der
eförderung seines Wohls. Diese Liebe erhält
adurch ihre höchste Veredlung, daß die Lieben-
en sich einander das höchste Gut, Bürgertugend,
itzutheilen suchen, und in dem Genuß ihres
emeinschaftlichen Ruhms zusammen treffen.

Weniger richtig faßt der Sokrates beym Plato
en Begriff der Liebe. Er verwechselt sie, wo
r sie tadelt, mit leidenschaftlicher Begierde
ach Körperverbindung; wo er sie lobt, mit be-
eistertem Beschauungstriebe, und veredelter
elbstheit. Er ist auch nicht allemahl überein-
immend mit sich selbst in den Ideen, welche ihm der
rsatile Geist seines phantasiereichen Schülers an verschiede-
en Stellen in den Mund legt. Doch läßt sich Vieles in dieser
Verschiedenheit daraus erklären, daß er seine Grundsätze auf
erschiedene Lagen und Personen anwendet. Da wo er den
roßen Haufen, in den Staaten die wirklich

exiſtieren, durch Geſetze verbeſſern will, verbie-
tet er alle leidenſchaftliche Liebe zu den Lieb-
lingen. In ſeiner idealiſchen Republik ordnet er
Alles, ſelbſt die Sittlichkeit des einzelnen Burgers, dem
allgemeinen Beſten unter, und ſucht in der Ausgelaſ-
ſenheit der Begierden ein Verwahrungsmittel
gegen engere Verbindungen unter einzelnen
Perſonen. Hingegen in dem Phädrus und in ſeinem
Gaſtmahle betrachtet er den einzelnen auserleſenen
Menſchen, wie er in der Schule des Philoſophen
ausgebildet und bewacht werden kann.

In dieſen beyden letztern Geſprächen ſieht
Plato den Trieb nach der Urſchönheit als den
Grund an, warum uns das Schöne hienieden
anzieht, ſetzt den Zweck der Liebe zu den Lieb-
lingen in derjenigen Vollendung im Edeln und
Guten, die uns des Anſchauens der Urſchönheit
würdig macht, und preiſet die Erhebung über
die Sinnlichkeit als ein Mittel uns dem endlichen
Ziele unſerer Wünſche näher zu bringen. Eine
leidenſchaftliche Begeiſterung, die auf ſolchen
Gründen beruht, iſt ihm edel und verehrungs-
würdig.

Inzwiſchen findet ſich doch ſelbſt nach dieſen beyden Geſprä-
chen einige Verſchiedenheit in den Meinungen, die Plato dem
Sokrates beylegt. Im Phädrus wird der Schüler des Philo-
ſophen geſchildert, der noch nicht auf derjenigen Stufe der Voll-
kommenheit ſteht, die Sokrates im Gaſtmahle von ſich ſelbſt
fordert. Jener iſt noch nicht frey von den Anfällen der Sinn-
lichkeit, aber er weiß ſie zu unterjochen; dieſer braucht nicht
weiter dagegen anzukämpfen, er ſieht in der ſchönen Geſtalt
weiter nichts als ein ſchwaches Abbild der Urſchönheit, das

h dazu nur demjenigen, welches ihm die Schönheit des
ßes darbietet, gar nicht verglichen werden kann. —
Dieß iſt der Inhalt des funfzehnten Buchs.

Von der Zeit an, da die Republiken Griechen-
nds ihre Selbſtändigkeit verloren hatten,
ßt ſich kein zuverläſſiges Urtheil über die
enkungsart der guten Geſellſchaft in irgend
nem Staate dieſes Landes über Geſchlechts-
rbindung und Liebe fällen.

Man kann die Meinungen der philoſophiſchen Sekten, den
brauch den die Dichter von der Liebe gemacht haben, ange-
, aber die lokale gute Sitte läßt ſich ſchwer beſtimmen.

Indeſſen offenbart ſich allgemein eine ver-
derte Denkungsart nach veränderter Regie-
ngsform in folgenden auffallenden Zügen.

Mit den republikaniſchen Leidenſchaften ver-
r ſich auch die Achtung für die Liebe zu den
eblingen. Dagegen gewann die Liebe zu den
eibern an Intereſſe. Dazu trug nicht allein die abge-
andte Aufmerkſamkeit und Neigung von dem öffentlichen Leben
dem häuslichen und örtlich geſelligen: nicht bloß die Aus-
ichung beyder Geſchlechter durch die verminderte Wichtigkeit
s Mannes, als Staatsburgers bey; ſondern auch der Einfluß
r Höfe, beſonders in Alexandrien, und des daſelbſt herrſchen-
n Anſehns der Königinnen. Die Philoſophen ver-
nmten von nun an alle Leidenſchaft in der Liebe,
ſie nur unregelmäßigen körperlichen Trieben zuſchreiben
nnten, und drangen auf eine kältere Anhänglichkeit: die
ichter erweckten noch ferner Intereſſe durch die Darſtellung
ſer Leidenſchaft, aber an die Stelle des rußigen
nthuſiasmus, der die Liebe zu den Lieblingen in den

Freyſtaaten Griechenlands charakteriſiert hatte, trat eine leidende, hinſchmelzende, uppige Empfindſamkeit für Weiber und Weichlinge.

Dieſen Gründen iſt es zuzuſchreiben, daß die ſpäteren Platoniker die Lehren ihres Vorgängers bald mißverſtanden, und der thätigen mit republikaniſcher Tugend in genauer Verbindung ſtehenden Leidenſchaft für das Schöne, einen unthätig beſchauenden Vereinigungstrieb mit Gott untergeſchoben haben. Der Menſch der ſich von dem allgemeinen Wohl und von dem Aeußeren immer mehr zu ſeinem Innern, und zu demjenigen was ihm zunächſt liegt, wendet, verſteht unter Liebe kaum etwas anders als verſchleyerten Egoismus. Derjenige Egoismus der bey dem Stoiker in näher Verbindung mit dem geiſtigen Selze ſtand, lehrte nicht den Freund, die Perſon, ſondern die Freundſchaft, das Verhältniß, als etwas Schönes in ſich, und als einen Theil der Weisheit zu lieben; während daß bey dem Epikureer, derjenige Egoismus, der mit der Sinnlichkeit in näherem Verhältniſſe ſteht, den Freund als ein Mittel betrachtete, ſympathetiſche Wonne herbey zu führen. Ariſtoteles erkannte jedoch das wahre Weſen der Liebe, und ließ wirklich liebende Anhänglichkeit in der ehlichen Verbindung zu. Plutarch brachte ſogar platoniſche Leidenſchaft in die Liebe zu den Weibern, ohne dieſe mit der Befriedigung körperlicher Triebe unvereinbar zu halten.

Unter den komiſchen Dichtern dieſer Zeit ſind ſowohl Terenz als Plautus zu den Darſtellern griechiſcher Sitten zu zählen. Bey ihnen erſcheint die Hetäre in keinem günſtigen Lichte: die Matrone ſteht dagegen in Achtung. Beyde Schriftſteller fühlen ſehr gut das Weſen der

ebe, und ſchildern ſie in der Verbindung mit
eibern.

In Alexandrien, einer höchſt luxuriöſen Reſidenz und
ndelsſtadt, hat die verliebte Intrigue an Aus-
ldung gewinnen müſſen. Die Elegie welche im
unde nichts anders iſt, als die poetiſche Darſtellung der Lagen
d Empfindungen, welche das Liebesverſtändniß im gewöhnli-
n Leben herbeyführt, hat hier, nebſt der Heroide, (dem
besbriefe ausgezeichneter Perſonen in außerordentlichen La-
n,) wahrſcheinlich ihren Urſprung genommen. Die Hof-
chter fangen ſchon an die Königinnen mit froſti-
r Galanterie zu vergöttern, und der freyere geſellige
n in der Stadt leidet ſchon Aufmerkſamkeiten der
eundſchaft gegen die Gattin eines Andern.

Gegen das Ende dieſer Periode hat man bereits den Stoff
proſaiſchen Kompoſitionen zur unterhalten-
n Lektüre, von der Liebe und Geſchlechtsver-
ndung entlehnt. Lucian hat uns eine Redeübung hin-
laſſen, worin ein Ideal weiblicher Vollkommen-
it beſchrieben wird. Apulejus hat uns ein ver-
btes Mährchen geliefert. Auch datiert der erſte
man aus dieſer Periode.

Dieß iſt der Inhalt des ſechzehnten Buchs.

Bey den Römern zeigt ſich der nehmliche Einfluß
r Regierungsform auf die Begriffe von dem
erthe der Weiber und der engern Verbindung
t ihnen. Mit dem Falle der Republik, und des Anſehns
Mannes als Staatsburgers und Patriarchen in ſeiner Fa-
lie, ſteigt die Frau an Wichtigkeit, und wird unter den
onarchen den übrigen Unterthanen gleichgeſtellt, und ein
mittelbarer Gegenſtand der öffentlichen Fürſorge. Die gute

Sitte band das Frauenzimmer zu den Zeiten vor der Zerſtörung von Karthago an die nehmliche Eingezogenheit und Abſonderung von dem Manne, wie in Griechenland zu den Zeiten des Flors der dortigen Freyſtaaten. Nachher erhielten die Römerinnen mehr geſellige Freyheit, doch in die Unbefangenheit des Umgangs zwiſchen beyden Geſchlechtern nie bis zu dem Grade geſtiegen, welche ihm diejenigen Länder gegeben haben, die den Sitten des ehmahligen franzöſiſchen Hofes huldigen. Die Liebe zu den Lieblingen hat in Rom nie das Anſehn einer republikaniſchen Leidenſchaft erhalten können. Unter edlerer und ſchönerer Liebe zu dem Frauenzimmer hat die gute Sitte eine ſinnliche Leidenſchaft verſtanden, die zu groſſen Aufopferungen des einſamen Lebens für das Glück des Zuſammenlebens aufforderte, und dieſes Glück durch Feinheit und Fülle des Gefühls und des Witzes zu würzen wußte. Die Edelſten im Volke haben dieſer Liebe wenig Werth beygelegt.

Das Wichtigſte was uns der Römer in Rückſicht auf den Gegenſtand unſerer Unterſuchung liefert, iſt der Geiſt der Liebesverſtändniſſe und ihrer Behandlung nach der Darſtellung der Elegiker. Dieſer Geiſt ſcheint gutentheils echt römiſch zu ſeyn, und hat höchſt wahrſcheinlich nach einem Jahrtauſend den Geiſt der Galanterie des Mittelalters erweckt.

Der römiſche Elegiker ſchildert arme aber talentvolle Liebhaber, die um die Gunſt leichtfertiger Weiber buhlen, die gemeiniglich an Freygelaſſene verheirathet, oder von reichern Wollüſtlingen unterhalten ſind. Die Geliebten, wenig bekümmert um ihren Ruff, hängen deſto mehr von der Furcht vor der Wachſamkeit ihrer Hüter, von ihren Launen, und ihrer Hab-

ſucht ab. Dieß giebt der Sprache der Liebhaber den Ton einer leidenſchaftlichen Abhängigkeit von ihren Gebieterinnen als ſchwer zu gewinnenden Gegenſtanden ſinnlicher Begierden, ſelbſt da, wo ſie die leichtſinnigſte Verachtung für die Perſon in ihrem Herzen fühlen. Zu dem Genuß den die Verheimlichung des Verſtändniſſes vor den Augen der Aufſeher, und die Ueberwindung von Schwierigkeiten gewährt, geſellt ſich ein pikanter Reiz für die Eitelkeit. Die nicht erkaufte Auszeichnung, giebt den geringſten Kunſtbezeugungen einen höhern Werth, und dieſer wird durch den Antheil erhöhet, den das Publikum an dem Gange der Intrigue nimmt, den ihm der Dichter unter fremden Nahmen verſingt, oder den es an öffentlichen Oertern ſelbſt belauſcht.

So zeigen ſich bereits hier einige auffallende Züge der Galanterie, eine Sprache in der Nichts wie Alles klingt: eine Befriedigung der Eitelkeit, die oft einem Nichts den Werth von Allem beylegt.

Zu mehrerer Beſtärkung dieſer Bemerkungen wird der Charakter einiger Dichter, und der Gebrauch den ſie von der Liebe gemacht haben, entwickelt.

Dieß iſt der Inhalt des ſiebzehnten Buchs.

Mit der Einführung des militäriſchen Regiments und dem Verfall des Geſchmacks unter dem Septimius Severus fängt eine neue Periode an. Das Weib war bis jetzt, der guten Sitte nach, dem Manne im Ganzen wichtig, und einzeln ihm gleichgeachtet worden. Von jetzt an aber ward es, eben dieſer guten Sitte nach, im Ganzen dem Manne gleichgeach-

tet, und einzeln ſogar vorgezogen. Mehrere Gründe haben dazu mitgewirkt, und dieſe Denkungsart fort erhalten, bis ſich mit dem Untergange des Reichs ſowohl im Abend- als Morgenlande die Spur des Volkscharakters der Römer und Griechen verliert.

Nach dem Verluſte des Nationalſtolzes vermehrte ſich bey dem Römer die Abneigung gegen das öffentliche Leben, und bey der Unſicherheit des Eigenthums, bey der Abnahme der Künſte einer verfeinerten Sinnlichkeit konnte er ſelbſt aus dem Privatleben keinen befriedigenden Genuß ziehen. Er wandte ſich alſo zu einem Daſeyn in einem überſinnlichen Reiche, und legte beſonders Werth auf diejenigen Tugenden, die ihm ſeine Exiſtenz erträglicher machten und ihm in einem künftigen Leben Belohnung verſprachen. Die Neuplatoniſche Philoſophie und die Lehren der chriſtlichen Religion boten ihm dazu die Hände. Sie befahlen ihm Erhebung über die Sinnlichkeit, ſtete Rückſicht auf ein unſichtbares Reich, geduldige Stärke und Demuth bey allen noch ſo widrigen Schickſalen in dieſer Welt.

Gerade dieß aber waren Vorzüge, worin das Weib dem Manne nicht nur gleich kam, ſondern ihn auch übertraf. Die chriſtliche Religion hob beſonders das Anſehn des Weibes aus Gründen die in ihren Dogmen ſelbſt, und in der Geſchichte ihrer Ausbreitung liegen. Mehrere ausgezeichnete Fürſtinnen, der Einfluß, den das zärtere und zu Intriguen beſonders aufgelegte Geſchlecht an den Höfen bekam, die immer mehr nach aſiatiſcher Weiſe von der übrigen Geſellſchaft abgeſondert wurden; der pomphafte Ausdruck des morgenländiſchen Ceremoniels: die von den

Christen gelehrte Pflicht, sich vor dem Hülfsbedürftigen und Schwachen zu demüthigen; alles dieß trug zu dem wachsenden Ansehn der Weiber bey.

Die höhere Tugend der damahligen Edlen im Volke verwarf freylich alle leidenschaftliche Anhänglichkeit an einem Weibe, so wie jede weltliche Freude, und ließ die Ehe nur aus Noth zu. Aber sie gestattete doch Freundschaft unter beyden Geschlechtern, und man darf sagen, daß erst in dieser Zeit der Begriff dieses Verhältnisses auf die Verbindung zwischen den beyden Geschlechtern zutraf, die von nun an gleiche Vorzüge an einander anerkannten, und gleiche Lieblingeneigungen mit einander theilten.

Die gemeine Tugend, oder die gute Sitte des wohlerzogenen gröbern Haufens, behielt inzwischen noch Interesse an der leidenschaftlichen und mit Sinnlichkeit vermischten Liebe. Aber die Denkungsart jener Edlern wirkte doch so viel, daß sie in diese Liebe mehr Achtung für den persönlichen Werth des Weibes und mehr Züchtigkeit brachten. Die Liebe zu den Lieblingen verschwand, und die Ehe ward entweder das Ziel der Liebesverständnisse, oder doch ein Band, worin man gleiche Treue und Beständigkeit von Seiten beyder Gatten erwartete, und mit Interesse bemerkte.

Inzwischen bildete sich diese Denkungsart nicht auf einmahl und allgemein um. Die Zunft der Sophisten und Grammatiker blieb noch lange aus Vorliebe zu den Meisterstücken der alten Litteratur an den Vorstellungen hängen, die sie sich von den Sitten des alten Griechenlands zur Zeit seines Flors, oft nach sehr ungewissen Traditionen bildete. Aber selbst in den Darstellungen,

die ſie uns von dieſen liefern, zeigen ſich manche Spuren der Denkungsart ihres Zeitalters.

Zwey merkwürdige Erſcheinungen verdanken wir dieſer Periode: den Liebesbrief und die Liebesgeſchichte, beyde in Proſa. In der erſten Gattung haben ſich Philoſtrat, Alciphron und Ariſtäner ausgezeichnet. Ungeachtet ihrer Vorliebe für das Alterthum brechen doch die Sitten ihrer Zeit an unzähligen Stellen durch. Einige der Hauptideen, beſonders die, daß die Entbehrung des unnennbaren Genuſſes die Begeiſterung erhöhe, und die Verbindung dauerhafter mache; ferner die Sprache froſtiger Schmeicheley, werden hier beynahe in der nehmlichen Geſtalt wie im Mittelalter angetroffen.

Die griechiſchen Romane laſſen ſich auf drey Gattungen bringen. Die erſte enthält wunderbare Geſchichten der Standhaftigkeit und Treue bereits vermählter Liebenden. Die Charaktere dieſer Perſonen ſind thätig und einwirkend auf ihr Schickſal. Der Styl nähert ſich dem Ernſt der Geſchichte. Sie ſind wahrſcheinlich Trauerſpielen oder Pantomimen nachgebildet. Hieher gehören die Werke des Jamblichius, Chariton und Xenophon Epheſius.

Die zweyte Gattung ſetzt das Ziel der Intrigue in die Löſung des jungfräulichen Gurtels unter Sanktion der Geſetze, und das Intereſſe beruht auf der Ueberwindung der Schwierigkeiten, die ſich der Ehe widerſetzen. Die Idee, daß der Stand des Strebens und der Bewerbung glücklicher ſey, als der des Beſitzes, liegt dabey zum Grunde. Die Schwierigkeiten liegen aber nicht in dem Innern der handelnden Perſonen, ſondern bloß in äußern Verhält-

wiſſen. Sie ſelbſt werden bloß leidend, träumend und als Bälle des Schickſals vorgeſtellt. Die Komödie ſcheint den Romanenſchreibern dieſer Gattung zum Muſter gedient zu haben. Es gehören dazu Achilles Tatius, Longus, und Euſtathius. Der Styl hat alle Fehler und beſonders die Luſternheit der Sophiſten.

Endlich liefert die dritte Gattung wahre Liebesepopäen, und die Verfaſſer ſcheinen wirklich Heldengedichte zum Vorbilde gehabt zu haben; denn die Liebenden ſind Helden, die durch Seelenadel, Keuſchheit, Treue und Standhaftigkeit alle Hinderniſſe überwinden, die ſich ihrer ehlichen Verbindung entgegen ſetzen. Helioderus und Procomus müſſen hierher erzählt werden.

Dasjenige, was Athenäus von der Liebe zu den Hetären und den Lieblingen ſchreibt, hat nur darum berührt werden müſſen, weil es die Vorſtellungsart der Sophiſten und Grammatiker an den Tag legt. Die griechiſche Anthologie enthält eine Muſterkarte der Empfindungen, welche die verſchiedenſten Modifikationen der Geſchlechtsſympathie von der erſten Spur der Kultur unter den Griechen an, bis zum zehnten und zwölften Jahrhunderte herab eingegeben haben.

Dieß iſt der Inhalt des achtzehnten Buchs.

esſerungen zur erſten Abtheilung des dritten Bandes.

---

5 Zeile 16 von unten: dieſen für dieſer.
5 „ 8 „ „ das für ſad.
0 „ 14 „ „ mehrerer für unſerer.
5 „ 14 „ „ muß das aber weg.
8 „ 18 „ „ kein für keine.
2 „ 13 „ „ müſſen die Worte: eine Klaſſe — hergenommen wurden in einer ( ) ſtehen, und dagegen die ( ) vor und nach dem Worte Hetären, ſo wie vor Freudenmädchen weg.
1 „ 12 von unten: Theben für Troja.
4 „ 7 „ „ muß hinter Vettern ein (,) ſtehen.
5 „ 9 von oben: vor für von.
3 „ 11 von unten: muß hinter Gattin ein (,) ſtehen.
4 „ 3 von oben: nun für nur.
9 „ 3 von unten: muß hinter waren ein (,) ſtehen.
0 „ 8 von oben: muß es weg.
4 „ 11 von unten: das Klugheit und Muth mit Sittſamkeit paart, für: das Klugheit — gepaart.
4 „ 9 von unten: Pyrrhus für Perſeus.
1 „ 8 „ „ leidenſchaftlichen für leidenſchaftlicher.
5 „ 9 „ „ muß das (,) hinter entwickeln ein (:) ſeyn.
7 „ 7 „ „ ernſten für erſten.
2 „ 9 „ „ muß hinter Vermögen ein (,) geſetzt werden.
5 „ 7 von oben: Mikerates für Mikeratus.
6 „ 3 Ergötzung für Ergetzung.

. Abth.

Seite 126 Zeile 16 von oben: Ariſtenät für Ariſtenant.
" 126 " 19 " " trieben für treiben.
" 130 " 10 " " fehlt hinter der ein (,)
" 130 " 23 " " berühmteſten für berühmten
" 134 " 3 und 4 von oben: müſſen die (;) in (:) verändert werden.
" 135 " 5 von unten: Eindruck für Ausdruck.
" 185 " 11 von oben: boſen für boken.
" 237 " 7 von unten, muß zwiſchen den Worten: werden. — Denn — folgender Satz eingeſchaltet werden: Dieß ſind keine wahren Freunde.
" 259 " 1 von unten in der Note: Eudemiorum für Eudemiorum.
" 267 " 7 " " angeſehener für angeſeßener.
" 284 " 5 " " Charakteriſierung für Charakteriſierung.
" 289 " 16 " " fehlt hinter hatte das (,)
" 292 " 2 " " verſterbenen für verſtor.
" 306 " 12 " " wollen für wollten.
" 310 " 13 " " fehlt das (,) hinter Sinnlichkeit.
" 327 " 6 " " muß der weg.
" 328 " 6 " " endlich Reue über eine, für: endlich über eine.
" 337 in der Note 74: Carmen 6. v. 18. für Carm. 6. v. 8.
" 342 " 2 von unten: hinaufreichen für hinreichen.
" 354 " 17 " " verehrt für verehrte.
" 352 " 18 " " begleitet für begleitete.
" 362 " 4 " " mich für mir.
" 362 " 3 " " deine für deiner.
" 378 " 1 " " muß das (,) hinter zeigen weg.
" 380 " 6 " " erfolgt für erfolgte.
" 427 " 1 von oben: nicht einmahl für nicht ein Mahl.
" 429 " 14 und 15 von oben: in die für in der.
" 432 " 14 von oben: näherer für naher.
" 433 " 3 von unten: ſie für und.
" 433 " 3 " " muß das (,) hinter Wichtigkeit ein (.) ſeyn.

Venus Urania.

über die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verschönerung.

Dritten Theils zweyte Abtheilung.

Von

Fried. Wilh. Basil. von Ramdohr.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen. 1798.

Universitäts-
München
Bibliothek

Venus Urania.

Dritten Theils, zweyte Abtheilung.

Dritter Theil.

Neuere Geschichte der Geschlechtsverbindung und Liebe.

Neunzehntes Buch.

Denkungsart der Araber und Perser über Geschlechtsverbindung und Liebe.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Die Ideen der Orientaler über Liebe und Geschlechtsverbindung können mich nur in so fern interessieren, als sie von einer gewissen Bildung des Herzens und des Geistes zeugen, die wieder auf die Bildung des Ideenkreises, worin wir leben, Einfluß gehabt haben kann. Dieß ist der Gesichtspunkt, den ich gleich zu Anfang dieser Geschichte der Liebe und der Geschlechtssympathie angegeben habe, und den ich auch hier nicht verlasse. Wie die rohen Völker am Caucasus über ihr Verhältniß zu dem zärteren Geschlechte gehabt haben mögen; oder welche Begriffe der Bramine und der Mandarin in Indien und China darüber gedacht haben können; das sind für mich Gegenstände einer unfruchtbaren Neugierde. Ich verfolge die Schicksale der Kultur unserer Begriffe

über den wichtigen Theil der Sitten, dem dieſes Buch gewidmet iſt.

Nach dieſen Grundſätzen gehe ich bloß auf dasjenige ein, was die Araber und Perſer über Geſchlechtsverbindung und Liebe gedacht haben. Dieſen beyden Völkern legt man einen großen Einfluß auf die Kultur des Abendlandes überhaupt, und beſonders auf diejenige Sitte bey, welche wir unter dem Nahmen der Galanterie im nächſten Buche kennen lernen werden. In wiefern dieſer Einfluß anzunehmen, und wohin er zu beſchränken ſey, das muß vorzüglich aus derjenigen Unterſuchung erhellen, die wir jetzt anſtellen wollen.

Es iſt nicht von mir zu erwarten, daß ich die Arabiſche und Perſiſche Litteratur aus der Grundſprache kennen ſoll. Ich habe mich an Ueberſetzungen und an Auszüge halten müſſen. Schade daß dieſer bis jetzt nur wenige ſind! Aber dieß Wenige habe ich nach beſtem Fleiße genutzt. Ich wiederhohle hier den Dank, den ich ſchon in der Vorrede zum dritten Theile dem Herrn Profeſſor Tychſen gezollt habe. Ihm bin ich die Einſicht der Werke ſchuldig, die ich zu der folgenden Arbeit genutzt habe.

Zweytes Kapitel.

Ideen der ältern Arabiſchen Dichter über veredelte Geſchlechtsverbindungen.

Mich dünkt, Richardſon [1]) und Jones [2]) fehlen beyde darin, daß ſie bey der Darſtellung der morgenländiſchen Litteratur und Gebräuche zwey Hauptperioden nicht unterſcheiden, von denen die eine vor der nähern Bekanntſchaft dieſer Völker mit den Schätzen der Griechiſchen Litteratur und dem Aufleben der neueren Perſiſchen Poeſie, die andere nachher angenommen werden muß. Die erſte Periode geht vom ſiebenten Jahrhunderte bis zum zehnten: die zweyte vom zehnten bis zum funfzehnten herunter. Ich werde eine nach der andern einer genaueren Prüfung zu unterwerfen ſuchen.

Abu Temmam, oder eigentlicher Habib Ebn Aus hat im dritten Jahrhunderte nach Muhammed eine Sammlung alter Arabiſcher Gedichte verfertigt, die in zehn Rubriken oder Bab's vertheilt war, deren erſte von kriegeriſcher Tapferkeit (Hamasa) handelt, und der ganzen Sammlung den Nahmen gegeben hat. Das vierte Buch ſoll die Liebesgedichte, das zehnte das Lob und den Tadel der Weiber enthalten. Aber beyde ſind mir nicht bekannt geworden, und ſcheinen auch wenig unter den gelehrten Forſchern der orientaliſchen Litte-

1) Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenländiſcher Völker, aus dem Engliſchen überſetzt von Jedermann. Leipzig 1779.

2) Poeſeos Aſiaticae Commentariorum Libri ſex auctore Jones. Londini 1774.

ratur in Europa bekannt zu seyn. Schultens [3]) hat bloß aus den drey ersten Büchern dieses Werks einige Excerpte geliefert.

In diesen erscheint ein kriegerischer Geist, der durch die Blutrache, die steten kleinen Kriege einzelner Stämme und Familien, so wie durch die ganze Verfassung des meist nomadischen Volks genähret und ausgebildet wurde. Dieser Heldengeist ist mit Leidenschaft zum Geschlecht genau verbunden, und giebt dieser den Charakter eines rüstigen, wackern Enthusiasmus.

So singt einer von diesen Dichtern: „Dein dacht' ich, wenn Spieße zwischen uns geschleudert wurden, und schwarze Pfeile unser Blut tranken."

In eben diesem Geschmacke ist eine andere Stelle, die Jones anführt: „Gewiß! ich dachte deiner, wenn Spieße sich von meinem Blute sättigten, und indischer Stahl darin gebadet wurde. Begierig war ich, jene Schwerter zu küssen, die deinen Zähnen gleich, wenn du lächelst, blitzen." [4])

Unstreitig mußte diese rüstige Liebe dadurch noch einen thätigern, unternehmendern Charakter annehmen, daß der Liebhaber bey der eingezogenen Lebensart des Frauenzimmers große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ehe er sich mit seiner Geliebten vereinigen konnte. In einem Gedichte des Amralkeis rühmt sich dieser,

3) Excerpta Anthologiae veterum Arabiae Poetarum, quae inscribitur Hamasa Abi Temmam ab Alberto Schultens. — Hinter Erpenii Grammatica Arabica. Leyden, 1767.

4) Poeseos Asiaticae Commentarii. Londini 1774. p. 359.

ß er, um die Freuden der Liebe bey dem eingeschlosse-
n Mädchen zu genießen, Nachts durch die Haufen der
Wächter und anderer Menschen gedrungen sey, die alle
gierig nach seinem Tode gewesen wären. [5])

Ein heißes Blut, ein feuriger Geist, zeichnen ohnes
n den Araber aus. Jene Hindernisse, die sich seinen
egierden entgegen setzten, mußten seine Leidenschaft er-
hen, und seine Einbildungskraft doppelt entflammen.
ie meisten Gedichte dieser Nation enthalten das Lob
r Schönen unter Bildern, an denen die Phantasie
re ganze Wirksamkeit im Idealisieren äußert. Die
eliebte erscheint dem Araber unter den reitzendsten Ge-
alten die er kennt: nicht bloß in Blumen und Bäumen,
ndern auch in der lieblichen Ghazelle, in dem nützlichen
ameele, und sogar, wie wir eben gesehen haben, in
em Blitzen der Schwerter, die ihm, als Mittel seines
uhms, so theuer waren. Daher aber auch der elegis
he Ton in diesen Gedichten, der mit demjenigen so sehr
berein kommt, den wir bey allen Nationen antreffen,
e etwas mehr als die Befriedigung einer bloß körper-
chen Begierde in der Geschlechtsverbindung suchen.
er Liebhaber zeigt seine ganze Abhängigkeit von dem
eliebten Gegenstande durch Klagen, die seine Qualen,
engste, Sehnsucht und Verzweiflung ausdrücken. Oft
bt er nur in Erinnerungen an genossene Freuden, oder
n kühnen Hoffnungen; oft ruft er die Naturkräfte, und
esonders den Zephyr um Beystand in seinem liebenden
Bestreben an.

5) Caab ben Zoheir Carmen Panegyricum in laudem Muhammedis, item Amralkeisi Moallakah. edid. Lette. Angel. Batav. 17 [illegible]. Amralkeis lebte zu Muhammeds Zeiten.

„O meine Freunde, ſingt Ebn Feras, wo finde ich Schutz für meine Qual! Der Glanz der jungen Ghazelle, deren Euter von Milch ſtrotzen, hat mein Herz verwundet. Er verlängert meine Nächte und verkürzt meinen Schlaf!“

„O Nacht, ruft ein Anderer, nie vergeſſe ich deine Süßigkeit; du vereinigteſt alle Arten der Freude. Mein Mädchen lag an meiner Seite, und Amor war in unſerer Mitte, bis die Morgenröthe uns grüßte, und ich dir Lebewohl! ſagte.“

„Ach! wie ſüß, klagt ein Dritter, würde die Liebe zu ihr ſeyn, wenn ſie die Treue bewahrte, und meine aufrichtige Zärtlichkeit erkennte! Aber Kummer und Schmerz, Treuloſigkeit und Leichtſinn werden in der blutigen Liebe zu ihr gemiſcht!“

Ein Vierter redet den Zephyr an: „Ich beſchwöre dich bey Gott, du Duft der Morgenlüfte, bring meinen Gruß den Bewohnern jenes Thals!“

Dieſer Zephyr wird an einem andern Orte redend eingeführt: „Durch mich reifen die Früchte, durch mich glänzen die Blumen und wallen die Bäche, durch meinen Hauch werden die Geheimniſſe der Liebe verbreitet. Früh verkündige ich die Ankunft des Freundes. Ich bin der Geſandte der Liebhaber an ihre Geliebten, und der Tröſter derer, die unter Kummer erliegen!“ [6])

Der Arabiſche Dichter hat alſo unſtreitig ſeine Geſchlechtsverbindungen durch einen geiſtigen Genuß zu veredeln und zu verſchönern geſucht. Es fragt ſich: hat er einen Weg verfolgt, den andere Völker vor ihm noch

6) Jones hat dieſe Stellen geſammelt in Commentariis Poeleos Arabicae p. 361 ſeqq.

t gegangen waren? und wie hoch ist er darauf
egen?

Unstreitig würde es etwas Charakteristisches für seine
zu lieben seyn, wenn er die Idee gehabt hätte, sich
ch Heldenthaten auszuzeichnen, um seiner Geliebten
dig zu werden. Denn diese Erhebung des kriegeris
n Muths um der Achtung willen, die der Liebhaber
Weibe zollt, ist etwas der Vorwelt unbekanntes.
in darüber finden wir durchaus keine sichern Beweise.
viel dürfen wir annehmen, daß der Araber sich durch
nteuer auszuzeichnen gesucht habe, um seine Geliebte
merksam auf seinen Werth zu machen, und daß er
e Gefahren gescheuet habe, um zu ihrem Besitze zu
ngen. Diese Vereinigung des kriegerischen Muths,
Ruhmbegierde und des Unternehmungsgeistes mit der
e ist aber gar nichts Auszeichnendes für den Araber.
findet sich beynahe bey allen Völkern wieder, die zu
cher Zeit dem Kriege und den Weibern ergeben sind.
Bestrebung, sich durch die Vorstellung des Werths
er Dame über sein niedriges Selbst zu erheben, und
ch Bestehung außerordentlicher Gefahren ihrer würdig
werden, ist weit verschieden von dem Wunsche, die
wunderung der Schönen auf sich zu ziehen, damit sie
fern eiteln oder sinnlichen Wünschen dadurch geneigter
rde. Jenes setzt Achtung der Person, Ueberzeugung
n der unmittelbaren Wichtigkeit ihres Beyfalls zum
raus: diese Bemühung kann ein Wesen erwecken, das
verachten, und findet ihre Belohnung in dem weiter
genden Zwecke der Befriedigung einer höchst materiellen
gierde.

Nun scheint es allerdings, daß das Arabische Frauen-
mer zu den Zeiten Muhammeds ein gewisses Ansehn

genoſſen habe. Die Weiber zogen mit ihren Männern, Vätern, Brüdern auf die Streifereyen aus, welche dieſe unternahmen. Sie thaten ſich zuweilen durch ihren Einfluß auf die Krieger, durch Anfeurung derſelben zum Muth, ja, durch perſönliche Proben von Tapferkeit hervor. Man findet Beyſpiele von klugen Gattinnen und Müttern, die im Rahmen anderer, und von Fürſtinnen, die als Selbſtherrſcherinnen regiert haben. 7) Es iſt glaublich, daß der Araber dem Beyfalle der Weiber, die nicht bloß Zeuginnen ſondern auch Beurtheilerinnen ſeiner Thaten ſeyn konnten, mit doppelter Begierde nachgeſtrebt haben werde.

Aber woher kommt es, daß der kriegeriſche Muth der Frauen, ſo wie die Vorzüge ihres Geiſtes und ihres Charakters in den Gedichten der Araber ſo wenig geprieſen werden? Woher kommt es, daß das Lob, das ihnen ertheilt wird, ſich ſo ganz auf ihre Geſtalt einſchränkt? Findet man auch nur eine Stelle, worin der Dichter ſich um der Liebe, um der Würde ſeiner Schönen willen, zur Tapferkeit ermuntert und angefeuert hätte? Ich finde von allem dieſem nichts, und die ſehr geringe Rolle, welche die Weiber im Koran ſpielen, läßt mich kaum an die große Achtung glauben, in der das zarte Geſchlecht im Ganzen geſtanden haben ſollte. Einzelnen Perſonen konnte die höhere Stufe des Anſehens dennoch geſichert bleiben.

Aber zugegeben, der Araber ſey tapfer geweſen, weil er ſeiner Dame würdig ſeyn, und ihren Beyfall erwerben wollte, ſo iſt doch gewiß dieſer Beyfall nie Zweck

7) Richardſon über morgenländiſche Sprachen, u. ſ. w. S. 250. Deutſche Ueberſetzung. Er übertreibt aber die Sache.

ſeiner ganzen Verbindung mit ihr; ja, man darf es dreiſt behaupten, nicht einmahl Schadloshaltung für Verſagung einer engeren körperlichen Vereinigung geweſen. Seine Leidenſchaft hatte ſinnliche Zwecke, und die Befriedigung gröberer Begierden wird oft auf eine höchſt indelicate Art in ſeinen Gedichten geſchildert. [8]) Aber dieſe Sinnlichkeit ſtand mit ſeinem kriegeriſchen Enthuſiasmus in genauem Verhältniſſe; er ſah ſeine Tapferkeit als ein Mittel zum Beſitz der Schönen zu gelangen, und dieſen Beſitz als eine Belohnung ſeiner Tapferkeit an. Eine idealiſierende Phantaſie und die Fullung des Herzens traten außerdem hinzu, den körperlichen Genuß durch Beymiſchung von Freuden zu erhöhen, die mehr für die Seele gehören.

Dieſe Charakteriſtik der Liebe bey den ältern Arabern ſcheint mir um ſo richtiger zu ſeyn, als die Liebe im Koran gleichfalls ſinnlich dargeſtellt wird. Auch die morgenländiſchen Erzählungen, deren Sammlung wir unter dem Titel der Tauſend und eine Nacht beſitzen, kennen keine andere Art von Geſchlechtsverbindung.

8) Jam cum aliis, ut tecum, praegnantibus fui congressus,
Lactantesque averti a cura puerorum;
Ut cum pone eam vagiret (infans) sequo ad eam converteret,
Tamen latus ejus sub me non verteretur.

E. Amralkeisi Moallakah. Nach der Ausgabe des Lette. Leyden 1748. p. 55. Der Commentator liefert eine andere Stelle p. 177. die eben keine Schonung weiblicher Schamhaftigkeit und Zartheit verräth. Der Liebhaber überraſcht ſeine Schone im Bade und raubt ihr die Kleider, die ſie ſelbſt auslöſen muß.

Drittes Kapitel.

Ideen der spätern Araber und der neueren Perser über die Liebe.

Die spätern Araber sind mit den Griechischen Philosophen bekannt geworden, und haben Geschmack an den Dichtungen der Perser gefunden. Beydes scheint einige Revolution in ihren Ideen über die Liebe hervorgebracht zu haben. Wir können inzwischen die höhere Kultur nicht vor dem zehnten Jahrhunderte annehmen. Erst im neunten Jahrhunderte wurden die Araber mit der Philosophie und andern speculativen Wissenschaften bekannt. Der Kalif Al Mamum erstand Griechische Bücher mit ungeheuern Kosten, und ließ sie übersetzen. 9) Man kann sicher glauben, daß bey der großen Abneigung der Araber gegen eine Aufklärung, die sie nachtheilig für ihre Religion hielten, ein Jahrhundert habe vergehen müssen, ehe sich ihr Einfluß verbreitet habe. Im zehnten Jahrhunderte findet man die ersten Spuren der Persischen Poesie. 10) Die Verfasser der Persischen Liebesromane datieren aus einer noch spätern Zeit. Nezami lebte zu Ende des zwölften, Katebi im funfzehnten Jahrhunderte. 11)

9) Herbelot Bibliotheque orientale. Article. Mamon. Allgemeine Welthistorie zwanzigster Theil S. 194.

10) Richardsons Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenländischer Volker. Deutsche Uebersetzung. Leipzig 1779. S. 43.

11) Diese Bemerkungen verdanke ich dem Herrn Professor Tychsen.

Die Araber kannten den Plato, und nannten ihn den Göttlichen. 1. Sie kannten ein Werk des Ariſtoteles über die Liebe, das wir verloren haben. 2. Averroes, der ſelbſt verliebte Gedichte ſchrieb, 3. folgte den Peripatetikern, und commentirte über Schönheit und Liebe. 4.

Die erſte Veranlaſſung zur Vergeiſterung der Ideen über die Liebe zum Geſchlecht hat wahrſcheinlich die myſtiſche Liebe zu Gott gegeben. Die Schwärmerey, ſich von ſinnlichen Dingen gänzlich abzuziehen, und ſich in Gott zu verlieren, war die höchſte Stufe religiöſer Vollkommenheit. Wer dieß an Wahnſinn grenzende Beſtreben der Araber, ſich zu entkörpern, kennen lernen will, wird eine ſehr intereſſante Darſtellung darüber in dem Romane des Ebn Tofail finden. [12]) Der Held dieſes Romans ſaß unaufhörlich im Innerſten ſeiner Höhle, mit niedergeſenktem Haupte, mit verſchloßnen Augen, abgezogen von allen ſinnlichen Dingen und körperlichen Kräften, mit Seele und Gedanken auf das Weſen von nothwendiger Exiſtenz gerichtet. Er vergaß oft alles Andenken an andere Weſen außer dem ſeinigen. Endlich verlor er auch dieß, und er vernahm weiter nichts, als den Einzigen, Wirklichen, das Weſen ewiger Exiſtenz.

1. Herbelot. l. c. article Affiathoun.
2. Idem article Ketab Eschk.
3. Bayle Dictionaire histor. et critique Article Averroes.
4. Augustinus Niphus de Pulcro Liber cap. 28.

12) Der Naturmenſch, oder Geſchichte des Hai Ebn Jectan, ein morgenländiſcher Roman des Abu Dſchafar, Ebn Tofail, überſetzt von Eichhorn. Berlin 1782. Der Verfaſſer war ein Zeitgenoſſe des Averroes und lebte im zwölften Jahrhunderte.

Herbelot [13]) ſagt uns, daß die Araber fünf Stufen der göttlichen Liebe annehmen: die Freundſchaft, (amitié) die Liebe, (amour) das Verlangen, (desir) die Begeiſterung, (ardeur) und die Entzückung (extase.) Sie erklären, fährt er fort, die Liebe für die Zuneigung des einzigen und wahren Guts zu ſeiner höchſten Schönheit im Allgemeinen. Dieſe Liebe hat vier Arten:

1) des Allgemeinen zum Allgemeinen: ſo liebt Gott, wenn er ſein eigenes Weſen in dem Spiegel ſeiner eigenen Eſſenz ohne Mittel einer andern Subſtanz betrachtet, und dann bringt er von Ewigkeit an die erſte Liebe hervor.

2) Die zweyte Art iſt die Liebe des Allgemeinen zum Einzelnen: nehmlich, wenn Gott eine Unendlichkeit von Blicken auf den Glanz ſeiner Schönheit wirft, die ſich theils in der Vortrefflichkeit ſeiner Attribute, theils in der Vollkommenheit ſeiner Werke abſpiegelt.

3) Die dritte Art der Liebe findet zwiſchen dem Einzelnen zum Einzelnen Statt. Die Menſchen ſind es, die auf dieſe Art lieben. Sie betrachten den Abglanz der höchſten Urſchönheit an den vergänglichen Dingen, finden darin die Quelle ihrer liebſten Beſchäftigungen und ihres Glücks, freuen ſich, wenn ſie dieſe beſitzen, und trauern, wenn ſie ihnen entriſſen werden.

4) Endlich findet die vierte Liebe zwiſchen dem Einzelnen zum Allgemeinen Statt. Vermöge dieſer entäußern ſich die von Gott auserwählten Seelen aller Gedanken und Neigungen zu den irdiſchen Dingen, und bedienen ſich nur der Betrachtung ihrer Eigenſchaften,

13) Bibliotheque orientale par Herbelot. Paris 1697. Article Eschk Allah.

um ſich zu demjenigen zu erheben, der ihr erſter Urquell iſt, um ſich mit ihm zu vereinigen.

Dieſe Säze kommen ziemlich mit denjenigen überein, welche Proklus, Jamblichus, und überhaupt die neueren Platoniker lehren. Sie waren in den Myſticismus der Chriſten und Juden übergegangen, und muſten um ſo mehr gefallen, da ſie dem Geiſte der Religion und des Volkes, das ſie ausübte, ſo ſehr angemeſſen waren.

Nun fand man aber im Koran die Geſchichte Joſephs, oder Jouſouſs, und der Zoleikha, oder Zuleikah, Weibes des Potiphar, die mit jenen Ideen einer geiſtigen Liebe ſehr wenig Aehnlichkeit hatte. Man ſuchte dieſe Begebenheit auszubilden, und nach den Begriffen der zugenommenen Kultur zu veredeln. Amak, der im eilften Jahrhunderte lebte, ſezte aus dieſer Geſchichte einen Roman in perſiſchen Verſen zuſammen. Giami folgte ihm im funfzehnten Jahrhunderte nach. [14])

Es geht mir ſehr nah, daß ich von dieſem Romane weiter nichts ſagen kann, als was Herbelot uns darüber mittheilt. [15]) Er behauptet, daß ſich die Muſelmänner der Nahmen und des Beyſpiels der Helden dieſes Romans bedienen, um die Herzen der Menſchen über die gewöhnliche Liebe zu erhöhen, und daß ſie unter dem Bilde ihrer Verbindung die Erhebung der Seele zu Gott verſtehen. Er führt eine Stelle aus dem Hafiz an, worin dieſer ſagt: ich begreife ſehr wohl, wie die außerordentliche Schönheit Joſephs das Herz der Zoleikha über

14) Siehe die Artikel Amak und Giami beym Herbelot. Unter dem Artikel Zolaikha legt er dieſen Roman dem Nezami bey.

15) Artikel Iouſouf Ben Iacob.

die Grenzen einer gewöhnlichen Liebe emporrücken konnte.

Herbelot behauptet ferner, daß dieser Roman nebst einem andern unter dem Nahmen Megnun und Leile, oder Leileh, eine eigene Classe ascetischer Dichtungen über die göttliche Liebe ausmachen, deren Autorität außerordentlich groß ist, weil sie sich auf Begebenheiten beziehen, die im Koran vorkommen.

In wie fern dieß in Ansehung des letzten Romans wahr sey, kann ich nicht beurtheilen. Mir ist die Geschichte des Megnun aus dem Koran nicht bekannt. [16]) Dieser Nahme soll einer wirklichen Person eigen gewesen seyn, die unter dem Khalifen Moaviah, (der 667 — 679 regierte) und Kais el Ameri hieß. Leileh könnte man für die Schwester des Ibn Abu Leileh halten. [17])

Megnun bedeutet im Arabischen so viel als einen Besessenen, einen Begeisterten. [18]) Die wirkliche Person, welche diesen Nahmen führte, gehört so wie seine

16) Sadi verwechselt diesen Roman mit dem des Jousouf und Zoleikha's, und legt der Leileh bey, was der Zoleikha gehört.

17) Diese Nachrichten verdanke ich dem Herrn Professor Tychsen.

18) Herr Professor Tychsen versichert mich, daß Megnun im Koran in der Bedeutung eines Besessenen vorkommt, der von bösen Geistern (Ginn) begeistert wird. Es läßt sich aber sehr wohl begreifen, wie der Nahme eines Menschen in diesem Zustande auf den leidenschaftlichen Liebhaber von den spätern Mystikern übertragen sey; besonders da nach der Lehre der neueren Platoniker die Leidenschaft der Liebe als Wirkung der Dämonen betrachtet wurde. Unläugbar ist der Nahme Megnun späterhin ehrwürdig geworden.

Geliebte Leileh, in den Cyklus der ersten Begleiter und nächsten Nachfolger des Mahommed. [19]) Diese beyden Umstände haben, wie ich vermuthe, ihren Nahmen und Begebenheiten das große Ansehn unter den Mahommedanern zugezogen.

Ich halte aber die Vorstellung, welche uns Herbelot von der Natur der Liebe und ihrer Behandlung in diesen Romanen giebt, für irrig. Nach ihm sollen die Muselmänner darin eine Allegorie der Liebe der Kreatur zum Schöpfer finden; so wie wir etwas Aehnliches in unserm hohen Liede Salomonis suchen. Allein wenn wir mehrere Stellen, die er darüber anführt, zu Rathe ziehen, so scheint darin nicht bloß eine allegorische Darstellung der unmittelbaren Liebe des Menschen zu Gott, (oder, wie die arabischen Philosophen sich ausdrücken, des Einzelnen zum Allgemeinen:) sondern vielmehr die Darstellung einer Liebe des Menschen zum Menschen (des Einzelnen zum Einzelnen) zu liegen, wovon aber der Grund in mystischen Ideen vom Abglanze der Urschönheit an den vergänglichen Geschöpfen, von den Mystikern gesetzt seyn kann. Zoleikah wird durch die außerordentliche Schönheit des Jousouf über die Gränzen einer gewöhnlichen Liebe empor gehoben, sagt Hafiz an der von Herbelot angeführten Stelle. Diese erhält ihre nähere Bestimmung aus einer andern, worin eben dieser Dichter sagt: aus jener Schönheit, welche Joseph besaß, und die mit jedem Tage zunahm, habe ich erfahren, daß selbst

19) Moaviah war einer der ersten und angesehensten Nachfolger des Propheten, und Ibn Abu Leileh einer seiner vorzüglichsten Cadis. S. Herbelot unter diesen Artikeln.

die Liebe einer Zoleikah den Schleyer der Keuschheit abwirft. [20])

Herbelot [21]) führt persische Verse an, worin ein Dichter sagt:

„Deine Schönheit, o Gott, deren Glanz sich vergebens unter Schleyern verbirgt, hat eine Menge von Liebhabern und Geliebten hervorgebracht. Dein Reitz war es, den Leileh ausathmete, und der das Herz des Megnun hinriß. Die Begierde dich zu besitzen gab dem Vamek die Seufzer nach derjenigen ein, die er anbetete."

Deutlicher wird dieß noch aus der Stelle eines türkischen Dichters: [22])

„Wer seine Augen auf dich wendet, o Herr, der hält sich nicht länger dabey auf, Leileh zu betrachten. — Leb wohl! Leileh! Ich habe heute meinen Herrn gefunden: deine Liebe hat mich zur Liebe des wahren und einzigen Gutes geführt!"

Offenbar die Lehre der Platoniker! Die Liebe zur Kreatur erhebt zur Liebe Gottes! Dabey liegt weiter keine Allegorie zum Grunde: Jousouf und Leileh sind so wenig Symbole des höchsten Wesens, als Zoleikha und Megnun Symbole der Kreatur sind. Es sind wirkliche Personen, deren Leidenschaft durch den Zug der Kreatur zum Abglanze der Gottheit entschuldigt und veredelt wird.

Gentius liefert uns in seinem Kommentare über den Gulistan des Sadi eine Stelle aus den Auslegern der

20) Specimen Poeseos Persicae, sive Haphyzi Gazelae Vindob. 1771. Gazela 2.

21) Art. Esck Allah.

22) Idem Art. Leileh.

Geſchichte des Joſeph und der Zoleikha im Koran. Alle Weiber, ſagen dieſe Interpreten, verabſcheueten das Weib des Potiphar, daß es beſonders in dem Range, den es in der Welt behauptete, durch unanſtändige Liebkoſungen die Unſchuld eines Cananäiſchen Knechtes zu verführen ſuchte. Um ſeine Schwäche zu entſchuldigen, bat es dieſe Weiber zu ſich, und gab jedem von ihnen ein Meſſer und einen goldnen Apfel zu ſchälen in die Hand. In dem nehmlichen Augenblicke ließ es aber auch den Joſeph vortreten, und alle Weiber ſchnitten ſich, in der Beſtürzung über ſeine große Schönheit, in die Hand. Bey Gott! riefen ſie alle, dieſer iſt kein Menſch; er iſt der Schönſte unter den Engeln! Zoleikha ward entſchuldigt. [23])

Es läßt ſich nach Allem, was ich angeführt habe, nicht glauben, daß die Liebe, ſo wie ſie in dieſem Romane vorkommt, rein von Sinnlichkeit geweſen ſey. Schon Plato leitete den körperlichen Vereinigungstrieb aus dem Zuge zur Gottheit her. Bey dem Orientaler liegt aber zwiſchen dem Myſticismus und der Sinnlichkeit noch weniger Widerſpruch. Ueberall findet man bey ihnen, wenn ich ſo ſagen darf, Spuren einer verkörpernden Phantaſie, einer Vergeiſtigung der materiellesten Dinge. Die deutſche Bibliothek der Romane [24]) liefert einen Auszug aus dem Romane des Megnun und der Leileh, nach der Ueberſetzung des Cardonne. Ich kann nicht beurtheilen, in wie fern er mit dem Originale übereinkommt. Aber er beſtätigt völlig meine angegebene Vermuthung. Es iſt ein wahrer Liebesroman,

23) Gentii Speculum politicum. Lipsiae 1673. S. 332.

24) Im zweyten Theile. S. 221.

der ſogar Vieles von der Oekonomie des griechiſchen hat. Zwey Liebende, die ſich bald vereinigen, werden von ihren Eltern, die ſich ihrer Heirath widerſetzen, getrennt. Der Liebhaber verliert darüber den Verſtand, und erhält dieſes Umſtands wegen den Nahmen Megnun. Nach mehreren abwechſelnden Schickſalen, welche die Liebenden bald näher zuſammen führen, bald weiter von einander trennen, wird Leileh an Megnun's Nebenbuhler verheirathet. Aber ſie verweigert dieſem, treu ihrem erſten Gelübde, die Rechte der Ehe, und endigt ihr Leben vor Schmerz: Megnun folgt ihr bald nach, und die Gebeine des unglücklichen Paars werden neben einander begraben.

Man ſieht wenigſtens aus dieſer Darſtellung, ſo unbefriedigend ſie übrigens iſt, daß die Liebe hier auf keiner geiſtigen Vereinigung beruht. Der Zweck der beyden Liebenden iſt Ehe, und Leileh ſetzt den Begriff des Beſitzes ihrer Perſon in der Vereinigung der Körper. Megnun glaubt, daß die Treue, die ſie ihm geſchworen hat, dadurch gebrochen werde, daß ſie in den Armen eines andern ruht, und ſie glaubt dieſe dadurch zu bewahren, daß ſie ihrem Gatten die letzte Gunſt verweigert.

Wodurch aber kann ſich die Liebe, wie ſie in dieſem Romanen dargeſtellt wird, von der Liebe in den übrigen Romanen unterſcheiden, welche die Orientaler beſitzen? Ich glaube durch die Autorität, welche ihre Helden aus dem Zuſammenhange ihrer Begebenheiten mit dem Cyklus der heiligen Geſchichte der Mahommedaner ziehen. Es ſind verliebte Legenden!

Neben jenen Geſchichten geheiligter Liebesabentheuer beſitzen die Orientaler andere Romane, deren Sujets

aus der profanen Welt hergenommen ſind. Herbelot führt ihrer fünfe an:

1) Beſchir ve Hend von Nagibeddin, Biarbadh Kani.

2) Gemil ve Schemba oder Schambah.

3) Bahram ve Gul-Endam von Katebi,

4) Khosrou ve Schirin von Nezami, und

5) Vamek ve Adra.

Von allen dieſen Romanen wiſſen wir ſo gut wie nichts.

Gemil und Schambah ſollen unter Abdalmalek 684 biß 704 gelebt haben. Dieſer Khalife, der viel von dieſem Paare gehört hatte, forderte Schambah vor ſich. Er fand ſie ſchwarz und mager. Welche Reitze, rief er voll Verwunderung aus, kann Gemil in dir finden, um dir vor ſo vielen andern Weibern den Vorzug zu geben! Schambah antwortete ihm: „welches Verdienſt erkannten die Völker in dir, daß ſie dich unter allen zum Regenten wählten? Wiſſe, derjenige allein verdient die Achtung der Männer, deſſen Seele dem fehlerfreyen Diamanten gleicht.“

Dieſer Zug läßt auf eine Geſchlechtsvereinigung ſchließen, welche die Vorzüge der Seele für ein ſtärkeres Band als das der Schönheit hält.

Baharam war ein kühner Abentheurer, der ſeine Geliebte, Gulendam, eine Königstochter, durch ſeine Thaten erwarb. Seine Geſchichte hat viel Aehnlichkeit mit unſern Ritterromanen. Die Scene wird in die Zeiten Theodoſius des jüngern verſetzt.

Bey dem Romane Khosrou und Schirin ſoll die Geſchichte der Irene, der Tochter des Kaiſers Mauritius zum Grunde liegen, die an Khosroes Parviz, König

von Perſien, verheirathet wurde. Herbelot führt noch einen andern Roman an: Schirin und Ferhad, und den Vers eines perſiſchen Dichters, worin dieſer ſagt: „Die Liebe öffnete die Lippen Schirins, und raubte Herz und Verſtand dem Khosrou und Ferhad.“

Die Orientaler beſitzen viele Schriften über die Schönheit und Liebe, welche guten Theils religiöſen und metaphyſiſchen Inhalts ſeyn mögen. Andere ſcheinen mehr von praktiſcher Art zu ſeyn, und ſich mit der eigentlichen Geſchlechtsſympathie zu beſchäftigen. [25])

Viertes Kapitel.

Fortſetzung.

Das Wichtigſte, was wir über die Liebe der Orientaler haben, finden wir in dem Roſengarten des Saadi oder Sadi. [26]) Das fünfte Kapitel deſſelben handelt ganz von der Liebe und der Jugend. Der Ausdruck der ſinnlichen Begierde ſteht hier neben Ideen von einer vergeiſtigten Geſchlechtsverbindung.

25) S. die Artikel: Catebi, Nezami, Sahabat, Targeman, Vaslat, Vaschach, (Buch über die Ehe) u. ſ. w. beym Herbelot.

26) Meine Bemerkungen über den Guleſtan des Sadi ſind aus der Ueberſetzung genommen, die Georgius Gentius unter dem Titel: Speculum politicum geliefert hat. Ich habe eine Leipziger Ausgabe von 1673 vor mir. Sadi lebte zu Ende des zwölften und im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts.

Vieles wird deutlicher, wenn wir wiſſen, daß Sadi ein Religioſe, ein Sohn, war.

Hier fragt man: wie es zugehe, daß ein König, der die ſchönſten Jünglinge in ſeiner Begleitung hat, einen minder ſchönen liebe? Die Antwort iſt, weil dasjenige, was der Seele gefällt, auch den Augen ſchön erſcheint. — Ein vornehmer Mann liebt ſeine Magd mit anſtändiger Liebe. Einer ſeiner Freunde macht ihm Vorwürfe darüber: er antwortet: die Liebe hebt den Unterſchied der Stände auf. — Ein Religioſe iſt das Opfer einer Leidenſchaft zu einem Mädchen, die ruchtbar wird, und ihm die größten Quaalen und Unruhen zuzieht. Vergebens macht ihm Sadi Vorwürfe darüber. Er ſchützt die unwiderſtehliche Macht der Liebe vor: ſelbſt die augenſcheinlichſte Gefahr des Todes würde in ſeinen Geſinnungen keine Aenderung hervorbringen. — Ein junger Religioſe verliebt ſich in eine Königstochter. Auch hier ſind alle Ermahnungen ſeiner Geſellen umſonſt. Man hinterbringt der Prinzeſſin den unglücklichen Zuſtand des jungen Mannes, der ſich ſonſt durch ſeine Beredtſamkeit ſo ſehr ausgezeichnet hatte. Sie erräth den Grund, und als ſie ihn auf einem Spazierritte antrifft, wendet ſie ihr Pferd zu ihm, und redet ihn an. Anfangs findet er keine Worte, um ihr zu antworten; als ſie ihm aber ſagt, daß ſie ſelbſt eine Anhängerin und Dienerin der Religioſen ſey, hebt er ſein Haupt aus den Fluthen der Liebe, ſpricht: welch Wunder, daß ich in deiner Gegenwart mir ſelbſt gegenwärtig bin! und giebt freudig den Geiſt auf. — Ein Lehrer liebt ſeinen ſchönen Schüler. Er fühlt die Gefahr, aber er kann ſeine Augen nicht von der

Geſtalt des Jünglings abwenden. Dieſer bittet ihn, ihm ſeine Fehler zu entdecken. Der Lehrer antwortet: dem Feinde ſcheint die Tugend ſelbſt ein Fehler: der Freund ſieht, wenn ſein Geliebter bey ſiebzig Fehlern nur eine Tugend hat, nur dieſe Tugend. — Sadi erhält einen nächtlichen Beſuch von ſeiner Geliebten. Er ſtürzt ihr entgegen, und von dieſer ſchnellen Bewegung erliſcht ſeine Handfackel. Sie fragt ihn, warum er ſie bey ihrem Anblick ausgethan habe? „Weil ich glaubte, daß die Sonne aufgegangen ſey! antwortet Sadi ſehr galant.

Mehrere witzige Repartien ſcheinen anzuzeigen, daß die Perſer bey ihren Geſchlechtsverbindungen einen großen Werth auf die ſchönere Form des Ausdrucks ihrer Empfindungen legten. Sadi macht ſeiner Freundin Vorwürfe darüber, daß ſie ſo lange ſich ſeiner Sehnſucht entzogen habe. Beſſer Sehnſucht als Ueberdruß, iſt die Antwort. Ein andermahl wirft ſie ihm vor, daß er während ſeiner Abweſenheit ihr keinen Boten geſandt habe. „Ich ertrug es nicht, antwortete er, daß ein Anderer deines Anblicks genöße, während ich deſſelben entbehrte. Ich bin neidiſch, wenn dich Jemand bis zur Sättigung betrachtet: und dann ſag' ich mir wieder: Niemand kann von deinem Anblicke geſättigt werden.“ —

Ich habe, ſagt Sadi, einen Religioſen geſehen, der eine anſtändige Liebe hegte, und dem es genügte, mit ſeiner Geliebten zu ſprechen. Er ſtand unglaubliche Qualen aus, und zeigte eine außerordentliche Geduld. Ich ermahnte ihn. Ich weiß, ſagte ich, daß die Befriedigung der Lüſternheit nicht der Zweck deiner Leidenſchaft iſt, und daß keine ſchändliche

Absicht bey deiner Liebe zum Grunde liegt. Aber es ziemt sich demungeachtet nicht für den hohen Rang, den du unter den Lehrern einnimmst, dich verdächtig zu machen, und der Leidenschaft roher Menschen zu huldigen. O Freund! antwortete dieser, oft habe ich mir diese Ermahnungen selbst gegeben, aber ich habe gefunden, daß es leichter sey, jede Qual um der Geliebten willen zu erdulden, als das Auge ganz von ihrer Betrachtung abzuwenden.

Sadi liebt seine Geliebte um ihrer schönen davidischen Stimme und ihrer josephischen Schönheit willen. Aber es mißfällt ihm etwas an ihren Sitten, und er verstößt sie. Sie geht von ihm mit den stolzen Worten: Wenn gleich der Abendstern beym Glanze der Sonne nicht sichtbar ist, so wird dadurch der Werth dieses Glanzes nicht vermindert. Bald empfindet Sadi die Wahrheit dieser Worte durch die Entbehrung ihres Umgangs. „Kehre wieder, ruft er, und tödte mich! Es ist besser, in deiner Gegenwart zu sterben, als fern von dir ein elendes Leben hinzuziehen.“ Sie kehret wieder: aber Stimme und Schönheit sind verloren, und Sadi sieht sie: er liebt nur die Blüthe der Jugend.

Man legte einem Religiosen folgende Frage vor: Wenn Jemand mit dem schönsten Mädchen allein in einem Zimmer sitzt, die Thüren sind verschlossen, die Wächter schlafen, die Sinne sind gereitzt, und die Lüsternheit erwacht; kurz! wenn nach dem Ausdruck des Arabers die Dattel reift, und der Gärtner das Abbrechen nicht wehrt; Wie dann? Wird das fromme Gefühl der Pflicht den Sohn vor dem Falle bewahren können? Die Antwort ist: wenn ihn das Mädchen

unverſehrt läßt, ſo werden ihn die Zungen der Läſterer zerreißen.

Sadi hat in ſeiner Jugend ein Mädchen mit wahrer Liebe geliebt. Seine Schönheit war für ihn wie die Morgengegend, zu der man ſich beym Gebete wendet, und die Unterredung mit der Geliebten machte den ganzen Gewinn ſeines Lebens aus. Engel können vielleicht ſchöner ſeyn, aber Menſchen ſind es nicht. Keiner wird ihr gleich geboren. Die Liebe, die er für ſie empfunden hat, macht ihn unfähig, eine ähnliche für andere zu empfinden. Sie ſtarb! Mehrere Tage brachte er klagend auf ihrem Grabe zu. Von dieſer Zeit an floh er den Umgang mit der Jugend, und krümmte ſich in ſeinem Schmerze wie eine verwundete Schlange.

Einem arabiſchen Könige wird hinterbracht, daß Megnun alle Geſchäfte vernachläſſigt, ſeine Talente ruhen läßt, und nur für Liebe lebt. Er macht ihm darüber Vorwürfe. Ach! ſagt Megnun, du ſollteſt meine Leileh ſehen! Der König läßt ſie kommen, findet aber in ihr nur eine ganz gewöhnliche Geſtalt. Er ſchweigt. Megnun erräth ihn. Ach! ſpricht er, du müßteſt mit Megnun's Augen ſehen!

Ein Jüngling von guten Sitten liebte ein ehrliches und ſchönes Mädchen mit keuſcher Liebe. Sie fuhren übers Meer, und litten Schiffbruch. Ein Schiffer wollte den Jüngling retten. Aber dieſer bat ihn, ſeine Geliebte aus dem Waſſer zu ziehen, und ſank unter. Der Kommentator führt in den Noten an, daß ein Jüngling in Balſora ſich von einem Thurme herabgeſtürzt, und vorher gerufen habe: „Liebe wird erſt durch den Tod verſiegelt!“

Sadi ſagt am Schluſſe: er habe die Wege und die Weiſe zu lieben ſo gut gekannt, daß wenn Leileh und Megnun wieder auflebten, ſie von ihm die Geſchichte und die Kunſt zu lieben lernen könnten.

So weit Sadi!

Felecki, ein anderer perſiſcher Poet redet den Zephyr an, der ſeine Richtung nach dem Hauſe ſeiner Geliebten nahm: „Ich bezahle dich mit meinem Leben, wenn du in dem Augenblicke, worin du vor dem Hauſe meiner Geliebten vorbeyfliegſt, ihr ſagſt; ich habe an der Ecke dieſer Straße einen verzweifelnden Liebenden geſehen, der vor äußerſter Begierde nach deinem Anblicke in Begriff iſt, ſein Leben aufzugeben.“ — Ein andermahl ſagt er: „das Vergnügen, das ich empfunden habe, den Ton deiner Tritte zu hören, o du! die du auf öffentlichen Wegen den Verſtand deiner Anbeter raubſt; dieß Vergnügen hat mein Herz auf die Spitze meiner Augäpfel, und meine Seele an das Thor meiner Ohren gebracht.“ — Wieder ſingt eben dieſer Dichter: „Glaube nicht, o Geliebte, daß ich je einen Augenblick deine Abweſenheit mit Geduld ertragen könne! Aber, was ſag' ich! Iſt es nicht das Schickſal wahrer Liebenden, immer zu leiden?“ Und in dieſen Grundſätzen erhält ihn auch ſeine Dame. „Bis du ganz verloren ſeyn wirſt, ſagt ſie zu ihm, mußt du nie den Arzt um Hülfe anrufen, ſo tiefe Wunden die Liebe dir auch immer ſchlagen mag. Fürchte alſo kein Uebel, keinen Verluſt in der Liebe; erſt dann, wann du aufhören wirſt zu ſeyn, wirſt du ein vollkommener Liebhaber werden. [27])

27) Herbelot art. Felecki.

Ein anderer perſiſcher Dichter ſpricht ganz im Tone des Petrarka: [28] „Traurig und niedergeworfen fliehe ich zu unbewohnten Plätzen. Ohne dich wird mir die Stadt beſchwerlich. Ich ſuche die Einſamkeit der Wildniß. Seit ich deinen treuen Buſen verlaſſen habe, ſind mir alle angenehmen Empfindungen fremd geworden. Umgeben von hundert Freunden fühle ich mich allein, und in der trockenſten Einöde nicht einſam. Wo ich gehe, ſteht mir dein geliebtes Bild zur Seite: ich ſuche dich an allen Orten. Gefeſſelt von Liebe iſt es mir Elenden gleichgültig, auf Roſen und ſeidenen Teppichen zu wandeln; ſie würden zum dornigen, felſichten Pfade für mich werden, wenn mich der Weg nicht zu dir führte. Ich ſagte zu meinem Geiſte: verlaß mich! ich will kein längeres Daſeyn ohne diejenige, die ich liebe! Er antwortete: Sey ruhig, o Jami! Dein Leben iſt am Vorabend ſeiner Abreiſe!"

Zuletzt habe ich noch vom Haphyz oder Hafiz zu reden, dem Anakreon der Perſer, der um das Jahr 1394 geſtorben iſt. [29]

Dieſer Dichter hat die Liebe weniger ernſthaft als die bisher angeführten betrieben. Seine Ghazelen oder Oden ſind von munterer Natur. Er ſchließt aus der

28) Persian Miscellanies by William Ouſely. Das angezogene Gedicht habe ich im Critical Review. March 1796. gefunden.

29) Ich habe folgende beyden Ueberſetzungen dieſes Dichters zu Rathe gezogen: Reviczky Specimen Poeseos Persicae, sive Muhammedis Schems — eddini, notioris agnomine Haphyzi Ghazelae, sive Odae lexdecim ex initio Divani depromptae. Vindobonae 1771. und Select Odes from the Persian Poet Hafez, by John Nott. London 1787.

ürze des Lebens auf die Verbindlichkeit, keine Blume
esſelben auf die Erde fallen zu laſſen. Inzwiſchen ver-
ugnet er nicht den Geſchmack ſeiner Landesleute an
nem übertriebenen Ausdruck begeiſterter Liebe. Seine
Grundſätze in dieſem Punkte ſind nur in ſo fern leicht
u nennen, als man ſie mit denen vergleicht, die in den
Bruchſtücken anderer perſiſchen Dichter vorkommen.

Hafyz zeigt ſich überall als ein zügelloſer Der-
viſch, deſſen Hauptvorzug darin beſteht, daß er kein
Heuchler iſt. Er iſt der ausſchweifenden Liebe zu Lieb-
lingen ergeben, und an dieſe ſind alle ſeine Gedichte
gerichtet.

Das Merkwürdigſte in dieſen ſind die ſonderbaren,
weit hergeholten Bilder. „Die Liebe, ſagt er unter
andern, die mir anfangs leicht und unſchuldig erſchien,
iſt mir zuletzt beſchwerlich gefallen. Für wenig Mo-
ſchusduft, den das Haupthaar des Geliebten aus-
geduftet hat, und den die Zephyre aus ſeinem duftenden
Haupthaare herausblieſen, wie viel Blut iſt nicht aus
jedem Knoten ſeiner wohlriechenden Locken in das Herz
der Liebhaber gefloſſen!“ —

„Wenn der liebliche Mundſchenk mir hold wäre, ſo
würde ich mit den Haaren meiner Augenbraunen den
Boden ſeiner Behauſung kehren.“ —

„Der Wind berührte deine Haarlocken, und vor
Eiferſucht verfinſterte ſich die Welt über mir.“ —

„Der Vogel meines Herzens hatte ſich der Beute
meiner Faſſung bemächtigt; aber du entfalteteſt dein
Haar, und ſie entfiel ſeinen Klauen.“

„O Weinſchenk! entzünde meinen Becher mit blitzen-
dem Weine! Wißt ihr, warum ich ſo gern trinke? Ich

habe in meinem Becher den Wiederschein der Wangen meines Lieblings gesehen!" —

„O Hayhoz! Laß einen Tropfen von Thränen aus deinen Augen fallen, damit der geliebte Vogel, dadurch gelornt, in meine Netze falle!" —

Dieß sind Stellen, die in verschiedenen Oden vorkommen. In den wenigsten herrscht ein leichter Zusammenhang. Es sind mehrentheils abgebrochene Empfindungen, Sprüche u. s. w.

Eine von denjenigen, worin noch die mehrste Ordnung herrscht, setze ich ganz hierher: [30]) „O Liebling! Des Mondes Glanz leuchtet aus deinem Gesichte hervor, und in der Grube deines Kinns liegt ein Quell von Reitzen! Wann, o Herr, wird die Zeit kommen, in der meine Seele beym Fall deiner Locken ihre Fassung behalte! Meine Seele verlangt nach deinem Anblicke, und schwebt auf meiner Zunge! Von deinem Befehle hängt es ab, ob sie mich verlassen, oder zurückkehren soll. Mein Herz ist seinem Untergange nahe: sagt es ihm, meine Freunde, dem Geliebten, denn ihr theilt meine Empfindungen. Nimm, Geliebter den Saum deines Gewandes auf, wenn du bey mir vorübergehst, denn der Pfad, den ich wandle, trieft vom Blute deiner Opfer! Wer mag sich seiner Keuschheit rühmen vor deinem Anblick! Vielleicht erwacht mein schlafendes Glück, wenn deine Schönheit seine Augen mit Wasser bespritzt. Sende mir mit dem Zephyr einen Strauß von den Blumen deiner Wangen, damit ich den Duft deines Gartens einathme. Seyd lange glücklich, ihr Zecher an des Königs Tische, wenn gleich eure Becher leer vom Weine

30) Es ist die vierzehnte beym Revicky.

en. Zephyre! ſagt den Einwohnern der Stadt
, daß Undankbarkeit auf den Kopf der Undankbaren
kfalle. Selbſt entfernt von euch denke ich oft an
zurück! Ich diene einem Könige mit euch, und
ſche euch Heil! O König, geboren unter einem
lichen Geſtirne, gewähre mir durch Gott die
de, daß ich die Erde deines Palaſtes küſſe, und
in den Himmel verſetzt wähne. Haphyz bittet
m! Höre es Liebling! und ſprich Amen! Möge
ein Schickſal ſeyn, immerfort deinen zuckerſüßen
d zu küſſen!"

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung.

liche Beſtimmung des Charakters edlerer Liebe
unter den ſpätern Arabern und Perſern.

Man kann nach dieſen Proben an der Veredlung
Verſchönerung nicht zweifeln, welche die neueren
er und Perſer den Geſchlechtsverbindungen zu
geſucht haben.

Reine Seelenliebe, Beſchränkung der Wünſche auf
bloß geiſtigen Genuß, beſonders in der Vor-
etzung, daß körperliche Begierden entehren, darf
nicht geſucht werden. Alles, was dahin beym
i zu deuten ſcheint, findet ſeinen Grund in den
ein des Anſtandes und der Schicklichkeit, welche
Religioſen die Befriedigung ihrer Begierden unter
ffen Lagen um ſo mehr verbot, als dieſe oft von
Schönheit der Lieblinge angezogen wurden.

Also eine gezwungene Enthaltsamkeit war den Orientalern allerdings bekannt, und ihre strengeren Religionslehrer und Philosophen behaupteten unstreitig, daß alle Liebe zum einzelnen Abglanze der Gottheit, (zur Kreatur) der Liebe zum Allgemeinen, (zur Gottheit selbst,) nachstehen müßte. Aber der Regel nach scheint ihre edlere und schönere Liebe zum Menschen den Zusatz der Sinnlichkeit nicht ausgeschlossen, vielmehr als Grund und Zweck vorausgesetzt zu haben.

Das Charakteristische dieser Liebe scheint mir zuerst in der Begeisterung bis zum Wahnsinne zu liegen, welche die Lehrer derselben von dem Liebhaber forderten, dann in dem abentheuerlichen, bilderreichen, oft auch nur spitzfindigen Ausdruck der Empfindungen.

Jene Begeisterung stand mit dem religiösen Mysticismus der Orientaler in der genauesten Verbindung. Ihre größten Heiligen waren Schwärmer, die in ihrem Eifer, sich mit Gott zu vereinigen, bis zum Wahnsinn fortschritten. Die Dichter, deren Stellen ich angeführt habe, waren entweder Religiosen, oder sie beschäftigten sich doch mit der Theologie, welche bey den Muhammedanern mit allen ihren übrigen Kenntnissen, und besonders mit dem Talente der Dichtkunst in genauester Verbindung stand.

Im Koran fanden sie sinnliche Liebe. Der christliche Mysticismus, der alle Sinnlichkeit verdammt, würde diese geradezu zur göttlichen Liebe hinauf allegorisiert haben; so hat er es mit dem hohen Liede Salomonis gemacht. Der muhammedanische fand einen Mittelweg. Er entschuldigte diese Sinnlichkeit als die erste Stufe, um zur reinen göttlichen Liebe zu gelangen. Aber in wie fern konnte sie mit dieser

nlichkeit haben? In so fern beyde zur Erhebung
r die Selbstheit, zur Abhängigkeit von andern
sen, und zur Aufopferung für diese einladen, und
Zustand der Entzückung befördern. Der leiden-
ftliche Liebhaber menschlicher Schönheit ist eben so
hl bereit, sein ganzes Leben hindurch in Qualen
d Kummer hinzuschmachten, als der Derwisch, Fa-
, oder Sofi: beyde werden durch die Wonne einer
schmelzenden Begeisterung, durch den Stolz auf
e Niedergeworfenheit schadlos gehalten: beyde ent-
ßern sich Alles dessen, was das Leben angenehm
cht, und sind fähig, dieß Leben auf den Wink
es äußern Wesens hinzugeben: beyde empfinden
n höchsten Reitz in der Spannung ihrer Phantasie
t Bildern des Abwesenden, noch nicht Erreichten,
er Gehofften: beyde fühlen dadurch eine Erhebung
er sich selbst, und über das Gegenwärtige: beyde
rden an ihren Zusammenhang mit Wesen erinnert,
durch äußere und innere Schönheit selbständigen
erth haben: beyde leiden endlich einen innern
rand in ihrer Seele, der ein unauslöschbares Mahl
rin zurückläßt!

Der Zustand von Besessenheit, der dem leiden-
aftlichen Liebhaber menschlicher Schönheit so gut
gen ist, als dem entzückten Liebhaber Gottes, dieser
ar es, den die Orientaler so äußerst schätzten.
chon der Nahme Megnun, der einen Besessenen,
nen Wahnsinnigen bedeutet, und dem Modell der
ebhaber beygelegt wird, muß darauf zurückführen.
Der erste Schritt auf dem gefährlichen und mühsa-
en Wege, der zum Hause der Leileh führt, sagt
iami, besteht darin, Megnun zu werden;" das

heißt: man muß ſich ſelbſt vergeſſen und begeiſtert ſeyn, um durch vollkommene Liebe Gegenliebe zu verdienen. [31]) Die Tulpe Laleh iſt bey den Orientalern das Symbol eines leidenſchaftlich Liebenden, weil ihre rothen Blätter ſeinen Wangen, ihr ſchwarzer Samenſtöpſel dem verbrannten Herzen ähnelt. [32]) Beynahe alle Wörter, womit Liebe im Arabiſchen und Perſiſchen angezeigt wird, bedeuten zugleich Schwermuth Raſerey und Tod. [33])

Der übertriebene, oft abentheuerliche Ausdruck dieſer Leidenſchaft iſt ihrem innern Weſen völlig angemeſſen: es iſt die Sprache und die Handlungsart begeiſterter Menſchen.

So wie alſo die edlere Geſchlechtsliebe der ältern Araber mit ihrem Heldenenthuſiasmus in näherer Verbindung ſtand; ſo ſtand die der neueren mit ihrer religiöſen Schwärmerey in näherem Verhältniſſe.

Dieſe Schwärmerey nahm zuweilen durch verhaltene Begierden einen höheren Schwung: zuweilen war ſie nur der Ausdruck körperlicher Begierden: ſie ward zuweilen wirklich empfunden, zuweilen nur erlogen. Aber der Geſchmack der guten Geſellſchaft an ihrer Darſtellung war allgemein, und ſelbſt diejenigen, welche wie Haphyz ſich nur ein leichtes Geſchäft aus der Liebe machten, konnten nicht umhin in dieſen Ton mit einzuſtimmen.

31) Herbelot Article Joufouf Ben Jacob.

32) Herbelot, Article Laleh.

33) Richardſon's Abhandlung über Sprache, Litteratur und Gebräuche morgenländiſcher Volker. S. 231.

Sechstes Kapitel.

Ueber den Einfluß der griechiſchen Ideen über die Liebe auf die Denkungsart der Araber und Perſer.

Ich kann nicht behaupten, daß die Araber und Perſer die ſchönere Litteratur der Griechen gekannt haben, weil es mir darunter an hinreichenden Nachrichten fehlt; aber daß ſie die Philoſophen dieſes Volks, und beſonders den Plato und Ariſtoteles, gekannt haben, das iſt unläugbar. Es bleibt wieder zweifelhaft, ob die arabiſchen und perſiſchen Liebesdichter mit dieſen Philoſophen Griechenlands unmittelbar bekannt geweſen ſind. Aber gewiß iſt es, daß der muhammedaniſche Myſticismus auf ihre Ideen von der edleren Liebe zur Kreatur gewirkt hat, und daß dieſer aus den Schulen der griechiſchen Philoſophen herzuleiten iſt, wenn er auch vorher durch noch ſo unreine Kanäle der Kabbaliſten, u. ſ. w. zu den Orientalern hingefloſſen ſeyn mag.

Siebentes Kapitel.

Spuren der Rittergalanterie unter den Persern und Arabern.

Wenn man den Geiſt der Rittergalanterie darin ſetzt, daß die Achtung des zärteren Geſchlechts, oder wenigſtens die Begierde, ſich vor deſſen Augen auszuzeichnen, unmittelbarer Anreiz zu Heldenthaten für den Abentheurer geweſen ſey: daß dieſer zu Ehren der Schönen Zweykämpfe aufgeſucht, Unholde bekämpft, den Preis in Tournieren davon getragen habe: und daß er endlich die Hingebung für ſeine Gebieterin mit einer Art von ceremoniöſer Anbetung öffentlich zu erkennen gegeben habe; ſo wird man von dieſer Galanterie ſehr wenig oder gar keine Spuren bey den Orientalern finden.

Jene Vereinigung von kriegeriſchem Muthe mit ſinnlicher Liebe, wovon die älteren arabiſchen Gedichte zeugen, können für keine Rittergalanterie gehalten werden. Man findet ſie bey allen nomadiſchen Völkern wieder, welche die erſte Stufe der Kultur verlaſſen haben.

Dasjenige, was Herbelot unter dem Artikel Motaſſem anführt, verdiente eher hierher gezogen zu werden. Eine Frau von der Familie der Abaſſiden ward von einem griechiſchen Ritter entführt. Sie rief aus: Motaſſem, hilf mir! Der Entführer antwortete aus Spott: Da kommt er auf ſeinem Schecken! und führte ſie mit ſich weg. Man hinterbrachte dem Motaſſem dieſe Geſchichte. Er ſchwur, das Weib zu erretten, und hielt Wort. — Allein dieſer durch den

Spott des Griechen gereizte Ehrgeiz setzt nicht einmahl Mitleid mit der Unglücklichen, viel weniger Achtung für ihr Geschlecht, oder ihre Person zum voraus.

Unter dem Artikel Baharam meldet Herbelot, daß dieser persische König auf Abentheuer ausgegangen sey, ohne seinen Stand zu erkennen zu geben, und daß er durch seine Heldenthaten sich dergestalt im Dienste eines Königs ausgezeichnet habe, daß dieser ihn durch seine Tochter belohnen zu müssen glaubte. Es ist Schade, daß wir den Liebesroman nicht besitzen, zu dem diese Geschichte den Stoff hergegeben hat, und der oben unter dem Titel Baharam ve Gulendam von mir angeführt ist. Allein gesetzt auch, daß hier die Liebe den Abentheurer beseelt hätte, so würde doch eine so einzelne Erscheinung — die auch dem Heldenalter der Griechen nicht fremd war, — nichts für eine allgemeine Sitte beweisen.

Die Heldenromane der Orientaler scheinen übrigens nach demjenigen, was uns Herbelot darüber mittheilt, nur sehr wenig von Liebe zu enthalten. Unter dem Artikel Manougeher finde ich ein Liebesverständniß zwischen Zal, dem Vater des Rostam, und Roudabah. Diese beyden Personen verlieben sich in einander auf den bloßen Ruf von ihrer wechselseitigen Schönheit und ihren übrigen Vorzügen. Sie kommen heimlich zusammen, geben sich einander ein förmliches Heirathsversprechen, und vollziehen dieß mit Einwilligung ihrer Eltern nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten.

Einige andere Züge, woran Liebe Antheil hat, trifft man unter dem Artikel Caikaus an. Dieser

perſiſche König verliebt ſich in Saudabah, Tochter des Königs Zulzogar, auf den Ruf von ihrer Schönheit. Er überzieht ihren Vater mit Krieg, und die Geliebte iſt der Preis des Friedens. Sie wird die zweyte Gemahlin des Caikau, verliebt ſich in deſſen Sohn Siaresch, der ihre Anträge mit Abſcheu zurückweiſt, und beſchuldigt dieſen bey ſeinem Vater, daß er ihr habe Gewalt anthun wollen. Aber eine Feuerprobe befreyet ihn von dem Verdachte und ſtellt Saudabah als die Schuldige dar. — Dieß macht eine kurze Epiſode in einem langen Heldenromane aus.

Ueberhaupt dürfte das Inſtitut der Ritterſchaft und ihr Geiſt ſchwerlich aus dem Oriente herzuleiten ſeyn. Daß es dort kühne Abentheurer gegeben habe, deren Ruf auf die Abendländer gewirkt habe, daß ſolche Abentheurer ſich zu einzelnen Korporationen gebildet haben können, das wird Niemand läugnen [34]) Aber eines Theils wird dadurch die zunftmäßige, an ein gewiſſes Ritual gebundene Verfaſſung nicht erwieſen; zweytens fragt es ſich noch ſehr, ob die Abendländer ihre Ideen über die Pflichten und Gebräuche der Ritterſchaft nicht den Orientalern mitgetheilt haben? Es iſt wahr, die Zweykämpfe waren unter den Arabern ſehr gewöhnlich: [35]) aber ſie ſind auch den Alten nicht unbekannt geweſen. Es iſt ferner wahr, daß das Ringelrennen bereits im Jahre der Hegire 295 unter den Orientalern bekannt geweſen

34) Herbelot, Article Bathal, und Douaz deb Rokh. Vergleiche Richardſon a. a. O.

35) Richardſon a. a. O. S. 240 — 248 der Deutſchen Ueberſetzung.

[36]) allein ein Tournier ſteht einem bloßen Ka-
ßel nicht ähnlicher, als den gymnaſtiſchen Spielen
Alten. [37]) Wir wiſſen beſtimmt, daß die La-
er die Tourniere zuerſt nach Konſtantinopel ge-
cht haben, [38]) und daß ſie lange vor den Kreuz-
en bekannt geweſen ſind.

Uebrigens finden wir keine Spur davon, daß der
aber die Huldigungen, welche er der Schönen dar-
achte, öffentlich, und unter dem Schutze der
ten Sitte ihr habe darbringen dürfen, wenn er
cht durch die bevorſtehenden Bande der Ehe dazu
rechtigt war. Oeffentliche Verbindungen mit ver-
iratheten Frauen von Stande waren gewiß nicht
duldet, wenn dieſe auch bloß auf Ruhmbegierde
gründet und beſchränkt worden wären. Wir treffen
chts von jenem Hofmachen, von jenen Verſtänd-
ſſen an, die, wenn auch noch ſo materielle Abſich-
n dabey zum Grunde liegen, äußerlich den Schein
ner bloßen geſelligen Unterhaltung, eines bloßen
ustauſches von Eitelkeitsgewährungen, oder auch
ner begeiſterten Verehrung der Schönheit und der
Tugenden einer vornehmen Dame annahmen, und
nter dem Schutze dieſes Scheins von der guten Ge-
ellſchaft gebilligt werden. Kurz! von Allem demjeni-
en, was wir in der Folge Charakteriſtiſch in der
Galanterie der Abendländer finden werden, liefern

36) Herbelot Article Mostader.

37) Du Cange Dissertations sur l'histoire de St. Louis. Diss. VIII.

38) Ibidem Diss. VII.

die Gedichte und Romane der eigentlichen Orientaler keine Spur.

Was die Mauren in Spanien von einer ähnlichen Sitte zeigen, und was gemeiniglich als die glänzendste Art der Galanterie bezeichnet wird, ist auf das eigentliche Morgenland, auf die urſprünglichen Beſitzungen der Saracenen gar nicht anwendbar. Wenn die Spanier, und durch dieſe das übrige Europa, viel von den Mauren angenommen haben, ſo haben dieſe hingegen den Einfluß ihrer Nachbarn gleichfalls empfunden, und ein großer Beweis dafür, daß die Galanterie von ihnen nicht zu den Abendländern hinüber gekommen iſt, iſt der gänzliche Mangel einer Beziehung auf mauriſche Sitten bey den älteſten Schriftſtellern des Mittelalters über Liebe und Geſchlechtsverbindung.

Ich will daher dasjenige, was Richardſon [39]) von der ungemeinen Hochachtung ſagt, welche die Mauren in Granada dem ſchönen Geſchlechte bey ihren Ringelrennen bewieſen haben ſollen, nicht abläugnen, ſo unſicher auch die Quelle ſcheint, aus der er geſchöpft hat; [40]) Aber die Sitten dieſes Stamms der Saracenen beweiſen nichts für die übrigen, und ohnehin beſchränkt ſich ſein Beweis auf den Umſtand, daß bey den Carouſels oder Fertas de las Canas die Bildniſſe der Geliebten des Mantenadors, oder des Herausforderers, aufgehangen ſind. Daß die Frauenzimmer ſelbſt, unverſchleyert, als

39) Am a. O. S. 249 der Deutſchen Ueberſetzung.

40) Historia de las Guerras Civiles de Granada.

Richterinnen und Austheilerinnen der Preise dabey zugegen gewesen wären, wird dadurch um so weniger bewiesen, als es mit den übrigen Sitten der Orientaler, besonders zu der damahligen Zeit, im Mißverhältnisse steht.

Zwanzigstes Buch.

Denkungsart des Abendlandes über Liebe und Geſchlechtsverbindung im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte. Erſter Keim der Galanterie.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Nächſt derjenigen Veredlung, welche die Schule des Sokrates den geſelligen, auf Geſchlechtsſympathie beruhenden Verhältniſſen gegeben hat, hat keine ſo viel Anſpruch auf unſere Aufmerkſamkeit, als diejenige, die wir als eine Geburt des Inſtituts der Ritterſchaft anſehen, und mit dem Nahmen der Galanterie bezeichnen.

Dieſe Galanterie lebt noch, wiewohl in einem hinſterbenden Zuſtande, in der Cicisbeatura der Italiäner und Spanier fort, und wir ſuchen in ihr, vielleicht nicht mit Unrecht, den Grund zu den Regeln des Anſtändigen und Schicklichen im Umgange zwiſchen beyden Geſchlechtern, die wir von allen kultivierten Ländern heut zu Tage angenommen finden.

Inzwischen scheint der Begriff, den man mit dies
Galanterie verbinden muß, bis jetzt nicht hinreis
nd aufgeklärt und bestimmt zu seyn. Die Züge,
liche uns die Geschichte davon aufbewahrt hat, sind
geringer Anzahl, schwankend, unbefriedigend.
dermann ist berechtigt, nach der Anlage seines Her
ns, in Gemäßheit seiner Erfahrungen, nach dem
nflusse seiner Launen, sich ein eigenes Bild von
eser geselligen Einrichtung zu entwerfen, und bald
r übertriebener Lobredner, bald ihr eben so unbillis
r Tadler zu werden.

„Nie, ruft der eine, ist das weibliche Geschlecht
sehr verehrt worden, als in den Zeiten des Mit
lalters. Nie erschien die Liebe in einer edleren
estalt! Damahls entschied der Ausspruch edler Frauen
ber den Werth des Mannes, und ihr Beyfall war
e höchste Belohnung der Thaten des Helden! Lieben
eß achten: und un geachtet zu werden, mußte man
eben! Jeder Ritter wählte eine Dame seiner Gedanken,
er er, gleich dem höchsten Wesen, alle seine Gefühle, alle
ine Handlungen zum Opfer darbrachte. Diese war sinn
cher Antrieb für ihn zu allem Edlen und Schönen:
e war eine Heilige, sie war die verkörperte Tugend
lbst! Ihrem Dienste war sein ganzes Leben geweiht:
it Aufopferung des Liebsten, was er hatte, gehorchte
r ihren Wünschen! Ihrer werth zu seyn, im Rufe
einer Thaten bis zu ihr zu dringen, ihren Stolz
urch seine Anbetung zu heben, ihren Nahmen zu
leich mit dem seinigen im Munde des Volks und
er Höfe, bey Tournieren und Gelagen, preisen zu
ören, und so sich in ihr, sie in ihm doppelt geschätzt,
oppelt schätzungswerth zu fühlen, — das waren die

letzten Wünsche, die äußersten Hoffnungen des Liebhabers! Niedrige, sinnliche Begierden schwiegen, und wenn sie sich meldeten, wurden sie edel bekämpft, und glücklich überwunden. Darum zogen auch diese Verbindungen den Antheil, die Billigung, die Bewunderung aller wohlerzogenen Menschen an sich. Man gab sich Beweise ausgezeichneter Achtung und Zärtlichkeit unter den Augen des Gatten, in Gegenwart der versammelten Menge, unter dem Schutze des Anstandes, und der Gesetze! Kurz! die Liebe war damahls, wie Montaigne sagt, die Unternehmerin großer Thaten, und ihr Ausdruck trug den Charakter des Erhabenen, der Unbefangenheit, und der Feinheit der Gesinnungen an sich, die dem ganzen Institute der Ritterschaft eigen waren!"

Während daß einige Enthusiasten die Phantasie des Unerfahrnen durch solche Darstellungen von der Galanterie entflammen, suchen andere bald aus Mangel eines Herzens und einer Einbildungskraft, die sich in fremde Zeiten und Sitten hinein zu versetzen weiß, bald aus Unmuth über betrogene Erwartungen, bald endlich in der Schwäche träger Sinnlichkeit, den Glauben an das Gute in dieser Sitte des Mittelalters möglichst zu untergraben, oder gar ihr Daseyn selbst abzuläugnen.

„Nein! sagen diese letztern, jene Anbetung des weiblichen Geschlechts war weiter nichts, als der Ausdruck einer steifen und ungebildeten Höflichkeit: ein nichts bedeutendes Ceremoniel, eine nichts sagende Etiquette, die für die innere Achtung des Mittelalters für die schwächere Hälfte unserer Gattung eben so wenig zeugen mögen, als die Formulare des soge-

nten guten Tons, für allgemeine Menschenliebe, Anerkennung des Menschenwerths in unserm ßtischen Jahrhunderte. Jene excentrische Liebe hat existiert, außer in Romanen, und sollten einige wärmer sie in der wirklichen Welt zur Anwendung racht haben, so giebt dieß mehr einen Beweis von Verirrung ab, zu der sich der menschliche Ver- nd hinreißen lassen kann, als von der Veredlung, en das Herz und die Liebe fähig sind. Spitzfin- gkeit der Ideen ward mit Zartheit der Gefühle, enthenerlichkeit der Gesinnungen mit Größe ver- chselt; Schwulst im Ausdruck galt für Erhabenheit, lattheit für Naivetät. Die Natur ward in einen schwerten Streit mit einer konventionellen Tugend rwickelt, deren Blende beyde das Laster und die chwäche nutzten, jenes um die Unschuld desto sche- r zu berücken, diese um das Willkührliche des Fehl- eiets von sich abzuwälzen."

Gleich entfernt von Schwärmerey und Spottsucht, uche ich Billigkeit und Behutsamkeit bey der Beur- heilung dieses geselligen Verhältnisses zu üben! Ich unterscheide die Zeiten: ich unterscheide die Denkungs- art des Pöbels von der guten Sitte, und beyde von dem Ideale, das einige Edle in ihrem Umgange und in ihren engeren Verbindungen mit dem schönen Ge- schlechte vor Augen gehabt haben: ich unterscheide besonders das Bestreben, sich diesem Ideale zu nähern, von der wirklichen Ausfüllung desselben. [1])

1) Ich habe über den ersten Ursprung des Worts Galan- terie aller Nachforschung ungeachtet keinen Aufschluß erhalten können. Ich selbst habe es in keinem Werke gefunden, dessen Verfertigung über das sechzehnte Jahrhundert hinauszusetzen

Zweytes Kapitel.

Unſichere Spuren einer charakteriſtiſchen Denkungsart über Liebe und Geſchlechtsverbindung im nördlichen Europa vor dem zwölften Jahrhunderte.

Zu allen Zeiten hat es gewiſſe Begriffe von dem Sittlichen und Anſtändigen in dem Umgange zwiſchen beyden Geſchlechtern, ſowohl in ihrem allgemeinen

ware. Herr Hofrath Eſchenburg, an den ich mich um eine Aufklärung über dieſen Punkt gewandt habe, hat mir folgende intereſſante Antwort ertheilt:

„Ueber die eigentliche Entſtehungszeit des Worts „Galanterie" weiß ich Ihnen doch, nach allem Nachſuchen, keine gewiſſe Auskunft zu geben. In der Provenzalſprache aber war es wohl ganz gewiß nicht" (Millot braucht es in einigen Ueberſetzungen der provenzaliſchen Gedichte; da er die Originale aber nicht beyfügt, ſo kann man nicht beurtheilen, ob es ſich in dieſen findet.) „Auch habe ich, fährt Herr Eſchenburg fort, des bekannten Alain de Chartrier Gedichte durchblättert. Von Courteoisie und Loyauté fand ich genug darin; aber das Wort Galanterie nirgends; ſelbſt das Wort galant nicht. Dieß letztere ſoll indeß nach Patru in einer Note zu den Remarques de Vaugelas T. 3. p. 150. im Roman de la Rose vorkommen. Er führt zum Beweiſe die Stelle gegen das Ende des Romans an: Quand la douce saison viendra, Seigneurs galants qu'il conviendra. In meiner Ausgabe dieſes Romans (Amstr. 1735 3 vol. 8.) ſteht aber seigneurs varlets — — Menage hat Allerley über den etymologiſchen, nicht aber hiſtoriſchen Urſprung des Worts. Von dem ſel. Reiske ſteht eine Abhandlung vom Urſpr. des Worts Gala in den Schriften der Leipz. Geſ. d. fr. Künſte B. 3. S. 3. ff. wo er das Wort für arabiſch hält, und von Challah, Feyerkleid, herleitet. Möglich indeß, daß gala und galant nichts mit einander gemein haben.

rkehre, als in ihren engeren Verbindungen mit ander gegeben. Wenn man wenige, und außerdem ht hinreichend bekannte Nationen ausnimmt, ſo en weibliche Schwäche, weiblicher Reiz, weibliche ege und Emſigkeit überall Schonung, Beyſtand, fälligkeit bey dem Manne gefunden: ſo haben männ- er Muth, männliche Geſchicklichkeit in eben dem aße Dankbarkeit und die Bewunderung des Weibes f ſich gezogen. Ueberall iſt Schonheit der Anreiz d der Preis der Tapferkeit des Mannes; ſein Schutz, ne Werthſchätzung für die Sittſamkeit des Weibes lohnung geweſen. Die älteſten Urkunden des Men- engeſchlechts zeigen uns Hirten, die durch beharr- he Dienſtleiſtungen das Herz der Hirtentöchter wonnen; Helden, die durch beſtandene Abentheuer die Hand der Heldentöchter geworben haben.

Die Völker brauchen nicht weit über die erſte tufe der Kultur hinaus geſchritten zu ſeyn, um den erth der Treue, der Aufopferung, und des Genuſ- , den die Seele, neben dem Phyſiſchen, aus den geren Verbindungen zwiſchen beyden Geſchlechtern ht, zu fühlen. Hinderniſſe, welche die Schamhaf- gkeit und das Schickſal der gänzlichen Vereinigung eyer Liebenden entgegen ſetzen, verengen die Bande iſchen dieſen ſelbſt, und erhöhen das Intereſſe für re Verbindung bey andern, die darum wiſſen.

Eben ſo wenig wird ein hoher Grad von Verfei- erung der Sitten erfordert, um die Beweiſe des

us den Ritterzeiten hat dieß letztere Wort wohl gewiß ſeinen rſprung. Im Engliſchen hat ſich der Begriff tapfer von allant als Hauptbedeutung erhalten."

Schutzes und der Gefälligkeit, die der Mann dem zärteren Geschlechte in seinen entfernteren Verhältnissen mit ihm darbringt, an eine gewisse Form zu binden, wodurch er sich artig zeigen, daß heißt, Gefühle des Schönen neben denen des Guten erwecken will. Die bloße herumschweifende Begierde ist bereits bey Thieren mit dem Wunsche, durch kosende Geschmeidigkeit zu gefallen, verbunden, und Niedlichkeit der Formen, so wie Hülfsbedürftigkeit der Lagen, laden sogar die rohesten Männer zu einem schmeichelnden Betragen, nicht bloß gegen das zarte Weib, sondern gegen Kinder ein.

Diese natürliche Folge einer aus der ersten Rohheit entwickelten Geschlechtssympathie mag, wenn man will, Galanterie genannt werden, und dann haben alle Völker im Süden und im Norden gleichen Anspruch auf ihre Hervorbringung. Simson und Herkules sind dann Paladine; die Delila's und Omphalen die Damen ihrer Gedanken, der Erzvater Jakob ist ein Celadon, und seine Rahel eine Astrea.

So lächerlich diese Behauptung klingt, so hat sie doch ihre Vertheidiger gefunden, [2]) und uns wird sie wichtig, weil sie die Nothwendigkeit lehrt, der Galanterie nicht eher ein Daseyn einzuräumen, und den besondern Ursachen ihrer Entstehung nachzuspüren, als bis wir in den Aeußerungen der Zärtlichkeit und der Urbanität der Abendländer im Mittelalter etwas so charakteristisch Verschiedenes von den Sitten anderer Völker und Zeiten in eben diesen Verhältnissen antreffen, um jene als etwas für sich Bestehendes zu erkennen, das sich aus

2) Ueber den Geist und die Geschichte des Mittelalters. Gotha 1796.

allgemein wirkenden, in der Natur der Sache selbst liegenden Gründen nicht erklären läßt.

Vor dem Anfange des zwölften Jahrhunderts läßt sich schwerlich unter den Abendländern in Europa irgend ein charakteristischer Zug in dem Betragen der beyden Geschlechter gegen einander auffinden, der dieß von dem Betragen aller übrigen Völker unterschiede, die in der Kultur der Geschlechtssympathie die erste Stufe überschritten haben. Wenn er aber vorhanden gewesen ist, wovon ich das Gegentheil nicht zu behaupten wage, so entgeht er, bey dem Mangel aller Nachricht, gänzlich unsrer Kenntniß.

In dem zehnten und eilften Jahrhunderte war die Verdorbenheit der Sitten aufs Höchste gestiegen. Besonders übte man die äußersten Gewaltthätigkeiten gegen das zärtere Geschlecht aus. Dieß war damahls überhaupt sehr verachtet. [1]) Man legte den Weibern etwas Unheiliges und Verunreinigendes bey, verbot ihnen, das Altartuch zu berühren, und machte es ihnen zur Pflicht, beym Empfang des Abendmahls Handschuhe anzuziehen. Es war den Ehemännern durch Gesetze erlaubt, ihre Weiber zu stäupen, und sie sogar zu verwunden, wenn sie nur nicht an ihren Gliedmaßen durch Verstümmelung oder gänzliche Lähmung litten. Der Vater durfte seine Tochter selbst nach der Verheirathung thätlich züchtigen, und die Statuten der Stadt Bourdeaux setzten fest, daß wenn der Ehemann im Zorn oder in der Heftigkeit des Schmerzes seine Gattin umbrächte, aber nachher schwören würde, daß es ihn von Herzen

1) Auf dem Concilio zu Mäcon, (im sechsten Jahrhunderte) stritt man noch weitläuftig darüber: ob die Weiber Menschen wären.

reue, alsdann die Strafe ihm erlassen seyn solle. [4]) Der Weiberraub war äußerst häufig. In weniger als funfzig Jahren wurden allein drey Königstöchter gewaltsam entführt. [5]) Ehemänner, die ihrer Gattinnen überdrüssig waren, verschmähte Liebhaber, eifersüchtige Stiefmütter und Nebenbuhlerinnen verläumdeten die Unschuld, welche sogar Otto der Erste an seiner einzigen Tochter durch einen Zweykampf mußte rechtfertigen lassen. [6]) Dazu kamen die häufigen Streifereyen der Normänner, Hunnen, Saracenen, wobey die Weiber wie andre Beute fortgeschleppt wurden.

In solchen Zeiten wird es schon Tugend, des allgemein Bedrängten zu schonen, und der Beystand, den einige Wenige der gekränkten und wehrlosen Unschuld leihen, giebt diesen den höchsten Anspruch auf allgemeine Verehrung, so wie auf die besondere des weiblichen Geschlechts. Wer also in diesen Zeiten die Geraubte befreyete, die Bedrohten und Angeklagten mit Gut und Leben schützte, der weigernden Schamhaftigkeit schonte, der war ein sittlich ausgezeichneter, ein edler Mann, in Beziehung auf sein Betragen gegen die zärtere Hälfte der Menschen.

Folglich gab es unstreitig bereits in diesen Jahrhunderten einige Helden, deren Muth von sympathetischen

4) S. Alexander history of Woman T. 1. Fabliaux et Contes du douxieme et troisieme Siecle par le Grand. T. II. p. 354.

5) Schmidts Geschichte der Deutschen. Drittes Buch 7tes Kap. Menzels Geschichte von Frankreich: Allgemeine Weltbistorie Th. 35. S. 139. 151.

6) Schmidt a. ang. O. im 8ten Kap.

Gefühlen geleitet, der Barbarey vieler Räuber und Unholden Einhalt that. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihre Denkungs- und Handlungsart bereits an eine gewisse charakteristische Form gebunden gewesen sey, die sie von den Halbgöttern des alten Griechenlands und ihrem Betragen gegen die Dejaniren, Ariadnen, u. s. w. deutlich unterschieden haben.

Der Halbgott tritt unter einer ganz rohen Nation auf, bestimmt selbst die Form und den Zweck seiner Denkungs- und Handlungsart; sein Betragen ist also der Natur angemessen, und hat keinen andern Charakter als denjenigen, der in der Sache selbst liegt. Nicht so der Edle, der unter Nationen hervorgeht, die ehemahls kultiviert gewesen sind, und in deren Barbarey sich allemahl noch Spuren einer ehmahligen Kultur zeigen. Solche Völker sind nicht sowohl roh, als entartet. Bey ihnen finden sich bereits religiöse Gebräuche, eine bürgerliche Organisation, Konventionen über Angelegenheiten des geselligen Lebens, gewisse Methoden in der Erlernung, gewisse Manieren in der Behandlung der Wissenschaften und Künste: alles dieß freylich einzeln, und von dem großen Haufen wenig ausgeübt, und schlecht beobachtet. Aber der Edle, der sich auszeichnet, tritt doch nicht so unbefangen auf, als bey einer ganz rohen Nation: er erkennt einige wenige andere Edle als Richter seiner Handlungen und sogar ihrer Formen an: seine Ueberzeugung von dem Zweckmäßigen und Schmückenden ist nicht seine einzige Führerin; Nein! er schmiegt sich in die herrschenden Ideen seiner Zeit hinein, denkt und handelt edel und schön, in Gemäßheit der Begriffe seines Zeitalters über Adel und Schönheit.

Ich wiederhohle es daher: es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts gewiſſe Regeln des Sittlichen und Anſtändigen, ſo wie gewiſſe Ideale des Edeln und Schönen für den Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern mögen feſtgeſetzt geweſen ſeyn. [7]) Allein ſichere Zeugniſſe haben wir darüber gar nicht, und wenn wir uns nicht an bloße Hypotheſen halten wollen; ſo müſſen wir eingeſtehen, den Charakter der Galanterie vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts gar nicht angeben zu können. [8])

Diejenigen, welche behaupten, die Galanterie, ſo wie ſie das Mittelalter zeigt, ſey im Norden immer einheimiſch geweſen, und habe daſelbſt von frühen Zeiten an geherrſcht, ſcheinen ihre Behauptung nicht rechtfertigen zu können. [9])

7) Dieß iſt um ſo glaublicher, da Europa durch die griechiſche Prinzeſſin Theophania, die Gemahlin Otto des Zweyten, mit dem griechiſchen Hofceremoniell bekannt geworden war. An dieſem Hofe waren die Damen wegen ihrer Kultur in großem Anſehn. Mehrere Fürſten nahmen das Ceremoniel des kaiſerlichen Hofes an.

8) Und nicht bloß den Charakter der Galanterie, ſondern auch der Ritterſchaft überhaupt, ihrer Erziehung, Pflichten, Beſchäftigungen, Tourniere, u. ſ. w. kann man vor dem angegebenen Zeitpunkte nicht beſtimmen. Alles, was man von Zeugniſſen über ihr früheres Daſeyn beybringt, beweiſet weiter nichts, als daß es zu allen Zeiten eine gewiſſe militäriſche Erziehung und Adoption, (Wehrmachung,) gewiſſe Grade im Militair, und gewiſſe kriegeriſche Vorübungen im Frieden gegeben hat.

9) Mallet histoire de Dannemarc. St. Foix Essays historiques sur Paris. Rolland Prerogatives des Dames

Es sey wahr, daß deutsche Weiber an der Seite
rer Männer gestritten, diese, wenn sie flohen, in die
chlacht zurückgetrieben, und gefangen vom Feinde,
re Unschuld und Freyheit mit Aufopferung des Lebens
kauft haben; finden wir nicht ähnliche Beyspiele von
eiblichem Edelmuth unter den Spartanern und andern
dlichen Völkern? Es sey wahr, daß Weiber unter
nsern Voreltern, den Deutschen, geweissagt, dem
ottesdienste vorgestanden, gerichtliche Händel entschie-
en, Krankheiten geheilt, Völker regiert haben; finden
ir nicht Beweise einer eben so rühmlichen Bestimmung
inzelner Weiber bey dem Homer, jenem Dichter, der
o oft wegen der Herabwürdigung des zärteren Geschlechts
ngefeindet ist? Wie viel muß außerdem von der Glaub-
würdigkeit der Zeugnisse solcher Schriftsteller abgerechnet
werden, die vor ihrer eigenen, in ihren Sitten ausgear-
eten Nation die benachbarte zum Muster oder zum Vor-
wurf aufgestellet haben? Wie viel muß von dieser an-
scheinenden Achtung gegen das weibliche Geschlecht auf
Rechnung des Aberglaubens abgesetzt werden, der unter
wenig kultivierten Völkern in dem schwächern Wesen,
und in seiner reitzbaren Phantasie, die mit der Gottheit
vertrautere Seele ahndet!

Die Liebe, wie sie beym Ossian erscheint, ist treu,
ist zärtlich bis zur Aufopferung, besonders bey den Weis-
bern. Aber gesetzt, die Gesänge dieses Dichters wären
in ihrer ursprünglichen Echtheit bis zu uns gekommen;
sollten dann die Penelopen, die Andromachen, die Pan-
theen, die Thisben, und so viele griechische und asiatische

chez les Gaulois. Warton's History of Englisch Poetry,
Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts, und Mehrere.

Weiber, die unſers liebenden Antheils, unſerer Bewunderung ſo würdig ſind, den Lorma's, Dar — Thulas, den Cuthonas und Minonas weichen müſſen?

Mit mehrerem Anſcheine würden die Sagen der Nordländer für den erſten Urſprung der Galanterie in dieſen Gegenden angeführt werden können, wenn ihr Alter höher hinaufgeſetzt werden möchte. [10]) Aber es iſt jetzt ausgemacht genug, daß ſie aus einer Zeit herrühren, worin dieſe Inſel ſchon mit dem übrigen Europa in Verbindung ſtand, und den romantiſchen Geſchmack von dieſem bereits angenommen hatte. [11])

Doch! geſetzt, dieſe Sagen wären völlig glaubwürdig; geſetzt, ſie reichten wirklich in die Zeiten hinauf, worin die Normänner durch ihre Streifereyen noch nicht mit den romantiſchen Ideen bekannt waren, die im ſüdlichen Europa herrſchten; wie wenig gallant, ja! wie grauſam in ihrer Behandlung des weiblichen Geſchlechts zeigen ſich nicht eben dieſe Normänner überall, wo ſie in der früheren Geſchichte erſcheinen? [12]) Und was können dann jene einzelnen Sagen beweiſen? Weiter nichts,

10) Dahin gehören die Erzählungen von Regner Ladbrog, Prinzen von Dännemark, und von Harald mit den ſchönen Haaren, beym Mallet introd. dans l'histoire de Dannemarc chap. 12. p. 293. Edit. de Geneve 1763. in 12.

11) Herrn Hofraths Eichhorn Allgemeine Geſchichte der Kultur und Litteratur, erſter Band. S. 231. u. ff.

12) Als Beyſpiele mögen Königs Magnus Ladulás Weiberfriede gegen die in Schweden ſo häufigen Entführungen, und die ebendaſelbſt hergebrachten Brautbegleiter dienen, welche das junge Ehepaar bewaffnet zur Kirche hin und zurückführen, und vor der Kirche Wache halten mußten, weil die Entführungen junger Frauenzimmer ſo häufig waren.

dieß, daß im Norden so wie im Süden die Schön-
zuweilen der Preis der Tapferkeit gewesen, daß
Liebe überall zuweilen den Muth zu entflammen,
rnte zu entwickeln im Stande sey, und daß Eigen-
, Herrschsucht und kluge Vorsicht der Geliebten die
enschaft des Liebhabers überall auf die Probe gesetzt
en.

Drittes Kapitel.

errschende Denkungsart im zwölften Jahrhunderte.

Erst im zwölften Jahrhunderte finden wir bey den
endländern Spuren einer Denkungsart über die Liebe,
d über den geselligen Umgang zwischen beyden Ge-
lechtern, die sich auffallend von derjenigen unterschei-
, die wir in früheren Zeiten angetroffen haben. Ein
sammenhängendes System, ein bestimmtes Ganze,
rfen wir jedoch nicht erwarten. Um aber diesen ein-
nen Zügen besser auf die Spur zu kommen, müssen
r ein Bild der herrschenden Ideen in diesem Zeitalter
erhaupt entwerfen.

Vom eilften Jahrhunderte an führt Alles auf ein
estreben hin, eine bessere Ordnung der Dinge einzu-
hren, oder, wie ich es nennen möchte, die menschliche
esellschaft in ihren Verhältnissen gegen Kirche, Staat,
itten und Wissenschaften zu organisieren. Den nächs-
n Stoß zu dieser Bewegung hat wahrscheinlich Gregor
r Siebente dem menschlichen Geiste durch seine plans

mäßigen Bemühungen gegeben, die Gewalt der Kirche auszubreiten, und die weltliche Macht zu untergraben. Allein die entferntere Veranlassung dazu mag in der aufs Höchste gestiegenen Unordnung und Anarchie gelegen haben. Wenn diese zu dem Gipfel gelangt, daß sie alle geselligen Bande aufzuheben, und eine völlige Ungewißheit in den Grundsätzen des Betragens, und des Beurtheilens nach sich zu ziehen drohet; so findet sich der Mensch von selbst gedrungen, gewisse Regeln seines Verhaltens gegen andere Menschen festzusetzen, und der Vernunft eine gewisse Methode vorzuschreiben, die sie bey ihrem Wirken beobachten soll.

Deutlich erhellet dieß aus der in diesem Jahrhunderte aufgekommenen Treuga dei, oder Gottesfrieden, wodurch Hülfsbedürftige gegen die Gewaltthätigkeiten der Beschädigungen der Mächtigern unter einander von der Kirche in Schutz genommen wurden. Es erhellet aus der Organisation, welche die Hierarchie in diesem Zeitraume erhielt; es erhellet aus der häufigen Entstehung von Sekten und einzelnen Verbindungen, welche zur Verbesserung der Religionslehre und der Sitten gestiftet wurden; [13]) endlich aus den Spuren einer zunftmäßigen Einrichtung, der die Stände der Geistlichen, der Ritter, der Gelehrten, der Künstler, und der Handwerker, besonders gegen das Ende dieses Jahrhunderts, unterworfen wurden. [14])

13) S. Eichhorns Geschichte der Kultur. S. 435.

14) S. Fischers Geschichte des deutschen Handels. Hannover 1785. Erster Theil. S. 381. Schon im Jahre 1106 zeigen sich landesherrlich bestätigte Innungen in Deutschland.

Vielleicht ist zu allen Zeiten dieß Bestreben nach
ner bessern Ordnung der Dinge mit Schwärmerey ver-
nden gewesen, und vielleicht ist diese wieder eben so
nzertrennbar vom Geschmack an dem Abentheuerlichen,
s die Ausübung einer neuen Sitte von Pedanterey.

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts aber kamen
och einige besondere Ursachen hinzu, welche diesen eben
ngedeuteten Geist unterstützten.

Ueberall war die Idee ausgebreitet, daß der Mensch
nter der unmittelbaren Führung der Gottheit stände,
aß seine guten Handlungen durch ihren unverkennbaren
chutz bereits in diesem Leben belohnt, seine bösen durch
re Rache schon hiernieden bestraft würden. Diese
dee, welche damahls so nothwendig war, um ausgear-
ete Menschen bey dem Mangel angewöhnter Anerkennung
ürgerlicher Gesetze, und bey der Schwäche ihrer Hand-
aber, zur Befolgung gesellschaftlicher Pflichten anzu-
halten, ward durch eine Menge von Wundergeschichten
nd Ceremonien unterstützt, welche auf die Sinne wirk-
ten, und die Einbildungskraft spannten. Die Entschei-
dung streitiger Rechtsfälle, sogar Die streitiger Rechts-
fragen, ward dem Ausspruche Gottes überlassen, der
durch den Ausfall der Duelle, der Wasser- und Feuer-
proben und anderer Gottesgerichte verkündigt wurde.
Hier mußten feyerliche und schreckenvolle Vorbereitungen
das Gewissen rühren, den Muth des verhärteten Ver-
brechers schwächen, und den reuigen zum Geständnisse
seiner Schuld bringen. Frömmigkeit bestand in unbe-
dingtem Glauben an diese wunderbare Führung der
Gottheit, und in ängstlicher Beobachtung sinnlicher An-
dachtsübungen, nach einer vorgeschriebenen Form. Der
Tempeldienst war mit Ceremonien überhäuft, die zum

Theil aus dem heidnischen Ritus aufgenommen, zum Theil aus den Gebräuchen der orientalischen Kirche entlehnt waren. Jene hatten ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, und ließen daher der Imagination freyes Spiel, ihr Mythen von eigener Erfindung unterzulegen: diese trugen sofort den Stempel excentrischer Schwärmerey der morgenländischen Phantasie an sich.

Der Heilige der damahligen Zeiten war derjenige, der sich unter dem unmittelbaren Schutze der Gottheit, unter ihrer besondern Leitung befand, und gleichsam von ihr begeistert ward: der Gottgeweihete, der Inspirierte. Aberglauben und Andächteley waren die einzigen Mittel, diesen Vorzug zu erwerben. Was opferte man nicht auf, um sich dem Himmel angenehm zu machen! Welche Gefahren konnte man fürchten, welche Mühseligkeiten scheuen, welchen Verlust an Gut und Blut bedauern, um dahin zu gelangen! Nein! um Gottes Auserwählter zu seyn, bekämpfte man Ungläubige und Ketzer, wallfahrtete ins gelobte Land, verschenkte seine Güter an die Kirche, und endigte sein Leben unter Bußübungen und Enthaltsamkeit von Allem, was den Sinnen schmeichelt! Aber dann machte man auch diesen Vorzug vor seinen Brüdern geltend, und die theuer erkaufte Eitelkeit, der Liebling des Himmels zu seyn, fand auf dieser Erde bereits einen Vorschmack der Seeligkeit in der Erhebung über den größern Haufen durch sinnliche Zeichen der Absonderung von den übrigen Mitgliedern der Kirche. Daher die eigenthümlichen Trachten gewisser Orden: daher die dem Körper eingeprägten Merkmahle der Gottesweihe!

So stand es mit dem Begriffe von den Pflichten des Menschen in seinen Verhältnissen gegen das höchste

Weſen. Derjenige, den man ſich von Bürgertugend machte, war ihm nicht unähnlich. Eigentlicher Gemeingeiſt war nirgends anzutreffen. Die verſchiedenen Glieder eines Staats machten kein Ganzes unter ſich aus: ſie gehörten nur in ſo fern zuſammen, als ſie einen gemeinſchaftlichen Oberlehnsherrn anerkannten, dem ſie alle zum Gehorſam, oder zur Dienſtleiſtung verpflichtet waren. Ein König hatte mehrere Herzoge, Grafen, oder andere mächtige Vaſallen von verſchiedenen Rahmen unter ſich, und dieſe wieder andere minder mächtige Vaſallen, und ſo weiter herab bis zum Leibeigenen. Dieſe Stufenleiter von Ständen brachte eine Menge einzelner Staaten im Staate hervor, die ſich unter einander oft bekriegten, oft ſich gegen ihren Oberlehnsherrn auflehnten, oft durch keine äußere Zwangsmittel zur Ruhe und Ordnung zurückgeführt werden konnten. Daher wurden die Gefühle der Ehre, der Treue, des Biederſinns, eben ſo wichtig als ſie ſelten waren. Daher ſuchte man aber auch dieſe Gefühle recht tief einzuprägen, die Gelübde, deren Erfüllung auf ihrer Stärke beruhte, ſo feyerlich, ſo ſinnlich, und demjenigen, der ſie einmahl übernommen hatte, ſo gegenwärtig als möglich zu erhalten. Daher die umſtändlichen Gebräuche bey den Lehnsinveſtituren, bey den Huldigungen: daher die Aufwartungen bey Hofe, die geſchenkten Paniere, Wappenſchilder, Gnadenzeichen, das Tragen der Farben des Lehnsherrn. Auch hier Formen, Ceremonien in Menge, die für uns den Schein des Schwärmeriſchen, des Abentheuerlichen, des Pedantiſchen annehmen.

Wo die Beobachtung der Pflichten gegen den Staat und gegen die Menſchheit bey Ermangelung

hinreichender Zwangsmittel dem moraliſchen Gefühle eines Jeden überlaſſen bleiben muß, da pflegt zwar der große Haufe oft dagegen zu fehlen, aber die Wenigen, welche ſeine innere Stimme hören, ſind um ſo gewiſſenhafter in ihrer Befolgung, werfen eine größere Verachtung auf diejenigen, die ihr zuwider handeln, und ſuchen durch eine ängſtliche Aufmerkſamkeit auf ihre Handlungen den Verdacht der Unredlichkeit, bis auf den geringſten Schatten, zu entfernen. Daher die ſpitzfindige Gewiſſenhaftigkeit der Edlen der damahligen Zeit, gewiſſe Pflichten der Ehre und des Biederſinns gegen den Lehnsherrn und Waffenbruder zu beobachten, während daß ſie andere, durch Geſetze verpoente Verbrechen, ohne Scham und innern Vorwurf begingen. Daher aber auch die repräſentierende Anmaßung, mit der ſie Tugenden, die von ihrer Willkühr abzuhängen ſchienen, in Worten, Geberden und Handlungen äußerten.

Die Pflichten gegen die örtliche Geſellſchaft, die Regeln des Betragens im geſelligen Umgange, konnten keine große Beſtimmtheit, Leichtigkeit und Ungezwungenheit bey der Ausübung in Ländern erhalten, wo alle Einwohner entweder ſehr reich, oder ganz arm waren: wo die Vornehmern den größten Theil ihres Lebens auf ihren weit aus einander liegenden Burgſchlöſſern, oder auf Kriegszügen zubrachten, und die Städter ihre Beſtimmung auf die Vertheidigung ihrer Mauern, oder auf den Handel, oder auf Handwerke beſchränkten. Die Urbanität, das ſtädtiſche Weſen der Alten, verſchwand, und ward zur Courteoiſie, zur höfiſchen Sitte. Dieſe war ſteif, abgemeſſen, übertrieben in Geberden und Worten. Achtung

ußerte ſich durch Knechtſchaftsbezeugung, und Wohl-
ollen kleidete ſich in ſinnreichen Ausdruck. — Nur
Wenige waren im Beſitz dieſer Bildung.

Die Gelehrſamkeit war ein Gewebe von Vorur-
heilen und Spitzfindigkeiten, durch deren dichten
Schleyer die Wahrheit nur wenige ihrer Strahlen
urchſchimmern laſſen konnte. Die Lehrmethode war
unſtmäßige Umſtändlichkeit, die Behandlung der Wiſ-
enſchaften ſelten praktiſch, und nie rein von pedan-
iſcher Charlatanerie. Aber auch dieſer Vorzug, ſo
ering er war, ward nur Wenigen zu Theil.

Je unbeträchtlicher die Bildung für die Geſell-
chaft und die Maſſe der Kenntniſſe iſt, um derent-
willen der Menſch, der ſie beſitzt, von einem noch
ngeſitteteren und unwiſſendern Menſchen angeſtaunt
wird, um deſto mehr ſucht er ihren Gehalt durch ein
äußeres Gepränge zu heben, und andern den Weg,
ich ihm an die Seite zu ſtellen, durch Vorſchriften
unnützer Vorübungen und Formen bey der Anwen-
dung zu erſchweren. Wie erklärbar wird dadurch
die ſteife Förmlichkeit, die Pedanterey, das Aben-
theuerliche der damahligen Hofleute, Gelehrten, Künſt-
ler, Handwerker, u. ſ. w.

Und dieſer Geiſt der Unbehülflichkeit, der Ueber-
ſpannung, der Eitelkeit, der iſt es nun, der das
Mittelalter in allen Verhältniſſen, und ſo auch in
denen der beyden Geſchlechter gegen einander aus-
zeichnet.

Viertes Kapitel.

Entwickelung des Ganges, den die Veredlung der Begriffe über Geschlechtsverbindung und Liebe im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte nach dem herrschenden Charakter des Zeitalters hat nehmen müssen.

Ich werde mich aber bey der Denkungsart des Pöbels über Geschlechtsverbindung und Liebe nicht weiter aufhalten, da diese zu allen Zeiten und in allen Ländern beynahe die nehmliche ist. Ich werde dagegen die Denkungsart der guten Gesellschaft über den angezeigten Punkt desto sorgfältiger entwickeln.

Ehe ich zu den bestimmten Nachrichten übergehe, die aus diesen Zeiten auf uns gekommen sind, will ich den Gang zu zeichnen suchen, den die Denkungsart der damahligen guten Gesellschaft über die angezeigten Gegenstände nach der Lage der Dinge überhaupt, und der beyden Geschlechter gegen einander besonders, hat nehmen müssen.

So wenig Spuren einer ausgezeichneten Achtung für das weibliche Geschlecht im Ganzen das zwölfte Jahrhundert liefert, so gewiß ist es doch, daß einige Edle den Werth einzelner Weiber geschätzt haben, welche sich durch Tugenden, die der Geist des Zeitalters anerkennen konnte, auszeichneten. Diese einzelnen außerordentlichen Weiber mußten um so stärker auf die Imagination der Männer wirken, da die

ſelligen Zuſammenkünfte zwiſchen beyden Geſchlech-
rn höchſt ſelten waren, kaum anders als bey öffent-
chen Feſten Statt fanden, und die Damen, welche
aſelbſt erſchienen, größtentheils verheirathet, und von
ohem Stande waren. Dieſe Lage war der Begeiſte-
ung äußerſt förderlich: ſie hinderte aber auch die
olitur der Sitten im geſelligen Umgange. Die Ver-
unft ward nicht genug durch Erfahrung unterſtützt,
m das Zweckmäßige im Betragen gegen das zärtere
Geſchlecht auszufinden: und die Anwendung der Ge-
ètze, die ſie vorſchrieb, konnte nicht das Schlanke,
Ungezwungene, Leichte, erhalten, das zur Grazie ſo
nothwendig iſt, und das ohne frühe und häufige An-
wendung ſo ſchwer zu erreichen ſteht.

Wie begreiflich wird es nun, daß der beſchir-
mende Beyſtand, die menſchenfreundliche Schonung,
Gefälligkeit, Achtung, welche die hülfloſe Unſchuld,
die reitzende Sittſamkeit zu allen Zeiten, und die
ausgezeichnete Fürſtin beſonders in der damahligen
Periode von dem gebildeteren Manne erfuhren, den
allgemeinen Charakter der ſittlichen Verfeinerung ange-
nommen haben, nehmlich den der Ueberſpannung und
unbehülflicher Förmlichkeit.

Wie begreiflich wird es ferner, daß dieſer Geiſt
ſich auch in die engeren Verhältniſſe zwiſchen beſtimm-
ten Perſonen eingeſchlichen habe; daß die Aeußerun-
gen der Liebe gleichfalls überſpannt und förmlich ge-
worden ſind, und daß die Geſchlechtsſympathie einen
Hauptgenuß in befriedigter Eitelkeit durch Auszeich-
nung vor andern Männern von Seiten der ſchönſten,
ſittigſten, und vornehmſten Weiber geſucht habe!

Und wodurch ſollte der Edle dieſe Auszeichnung von Seiten eines Geſchlechts verdienen, das er ſelten anders, als bey feyerlichen Gelegenheiten ſah, das folglich durch eine an einander hängende Reihe von Aufmerkſamkeiten, Dienſtleiſtungen, Befriedigungen einer kleinlichen Eitelkeit, und einer unbeſtimmten Sucht nach Beluſtigung und Zerſtreuung, nicht ſo wie heut zu Tage gewonnen werden konnte? Er hat ſuchen müſſen, auf die Imagination der Schönen durch den Ruf ſeiner Thaten, durch ſolche Talente, die zum allgemeinen Vergnügen größerer und feyerlicher Zuſammenkünfte dienten, und endlich durch den abentheuerlichen Ausdruck, einer ihn ganz verzehrenden Leidenſchaft, zu wirken.

Muth im Kriege, Geſchicklichkeit in Waffenübungen, das ſind Vorzüge, welche zu allen Zeiten von dem zärteren Geſchlechte geachtet ſind. Aber in dieſen unpolicierten Zeiten mußten ſie den Schönen unmittelbar und doppelt wichtig werden. Der Ritter errettete oft ihre Perſonen aus der Hand der Räuber, oder vertheidigte ihre Unſchuld im gerichtlichen Zweykampfe. Nicht ſelten waren dieſe Damen zugleich durch ihren hohen Stand ausgezeichnet, oder gar Erbinnen reicher Häuſer, deren Beſitz zunächſt die Folge und die Belohnung des Sieges ward; und ſo mußte die an ſich ſchon natürliche Idee, daß das Weib den Mann vorzüglich um der Tugenden willen ſchätzt, die ihm unter ſeinem eigenen Geſchlecht Gewicht und Anſehn geben, durch alle diejenigen beſondern Gründe unterſtützt werden, welche den Hülfsbedürftigen an den Helfer, und dieſen an das Mittel ſeines Ruhms, ſeines Glücks, und der Spannung

ſeiner Kräfte knüpfen. So konnte der Grundſatz entſtehen, daß der Held durch außerordentliche Beweiſe von Tapferkeit, im Dienſte ſeiner Dame abgelegt, am ſicherſten den Weg zu ihrem Herzen finde: ſo konnte ſich mit der Liebe jener rüſtige, wackere Enthuſiasmus vereinigen, der den Gefahren des Lebens trotzt, und durch Beharrlichkeit und Muth ſein eigenes Schickſal lenkt: ſo konnte mit einem Worte Ruhmſucht und jede feinere Art der Selbſtheit auf Geſchlechtsſympathie geimpft, und aufs genaueſte mit ihr verbunden werden.

Oft aber ſetzen ſich dem tapfern Liebhaber Schwierigkeiten entgegen, die ſein leidenſchaftliches Streben nicht überwindet. Das Zeitalter legt einen beſondern Werth auf den ledigen Stand, auf das abgelegte und beobachtete Gelübde ewiger Keuſchheit: die Ungleichheit der Geburt, verbotene Grade, der verheirathete Stand derjenigen Damen, denen er ſich noch am mehrſten nähern kann, ſetzten ihm andere Hinderniſſe entgegen. Die Natur iſt mehr als jemahls im Streite mit der Pflicht: die Leidenſchaften erhalten eine ungewöhnliche Spannung. Wallfahrten und Kreuzzüge, Bekanntſchaft mit fremden, zum Geſchmack an übernatürlichen Kräften und Begebenheiten ſo geneigten Völkern, erhöhen die Imagination. Der Menſch fühlt, daß ſelbſt in dem Zuſtande des Strebens, und in der Begeiſterung, die dieſer Zuſtand ihm einflößt, ein hoher Genuß und etwas Edles liegt. Er trotzt nicht bloß den Gefahren des Lebens, nein! er entäußert ſich alles Anſpruches auf ein einſeitiges Glück für den Wunſch, mit ſeiner Geliebten glücklich zu ſeyn. Sein Herz wird dadurch für ſympathetiſche Empfindungen erweicht, und für Menſchenliebe und Sittlichkeit überhaupt empfänglicher. Das Beſtre-

ben, der eingeschlossenen Geliebten seine Gesinnungen zu erkennen zu geben, macht ihn sinnreich: flößt ihm neue Talente ein, und bildet ihn zum Dichter und zum höflichen Manne: die Bilder, die er sich in der Abwesenheit von seiner Dame entwirft, füllen seine Phantasie: das Interesse, welches seine Leiden bey andern erwecken, erhöht ihn vor seinen eigenen Augen: Der Geist, damahls so arm an Stoff zum Nachdenken, gewöhnt sich an die unterhaltende Beschäftigung der Intrigue, das Herz an die Spannung einer hinschmelzenden Begeisterung! Die vollkommene Liebe zu Gott, so lehrte es der religiöse Mysticismus, bestand in Niederwürfigkeit, Zerknirschung, Entäußerung aller Freuden des Lebens! Sollte der Dame, diesem vergötterten Wesen, nicht ein gleicher Dienst gefallen? Sollte die Vollkommenheit der Liebe zu ihr nicht nach gleichen Aeußerungen abgemessen werden?

Wie nah dieß Alles! Wie natürlich die Idee, daß selbst in Qualen unerhörter Liebe Wollust liege, und daß derjenige Mann der edelste und der vollkommenste Liebhaber sey, der nicht bloß im Kriege sein Leben, sondern auch im Zustande der Muße und des Friedens jeden Anspruch auf Genuß des Lebens für ein angebetetes Wesen hinopfern könne!

Tapfer und empfindsam zugleich genannt zu werden, die doppelte Seelenerhöhung zu erreichen, welche die Erhebung über unsere niedrige Sinnlichkeit, und die Unterwerfung unserer ganzen Selbstheit unter ein anderes verehrtes Wesen gewährt; das mußte nothwendig das Ideal eines Mannes werden, an dem das Zeitalter, das zwischen Kultur und Barbarey schwankte, den größten Antheil nahm.

Neben dem Anſpruch auf dieſe zugleich rüſtige und
nſchmelzende Begeiſterung beſteht auch der, durch
che Talente zu gefallen, welche durch ihren Einfluß
fördert werden, und bey öffentlichen Gelegenheiten
r Unterhaltung des großen Haufens, aber auch zur
rbreitung des Ruhms der Geliebten, und zur Ver-
ndigung einer Leidenſchaft des Liebhabers dienen, die
rigens wenig Gelegenheit findet, ſich verſtändlich zu
achen. Es iſt begreiflich, daß die Geſchicklichkeit bey
urnieren, die Poeſie in Verbindung mit der Muſik,
er die ſogenannte muntere Kunſt, und überhaupt die
urteoiſie, oder die Fertigkeit, ſich nach den Begriffen
r damahligen Zeit höflich, oder artig im geſelligen
ngange zu zeigen, Talente ſeyn mußten, welche mit
dem Begriffe des vollkommenen Liebhabers gehörten.

Was ſollte aber dieſer edle Liebhaber wohl bey ſei-
r Geliebten geſucht haben? Läßt es ſich von dieſen, in
rer geiſtigen Bildung ſo ſehr vernachläßigten Menſchen
warten, daß ſie ihre Verbindung willkührlich auf den
enuß der Seele beſchränkt, und die Freuden des Kör-
rs, wenn ſie Gelegenheit dazu fanden, als entehrend
r die höhere Würde des Menſchen verſchmäht haben
llten? Gewiß nicht! Aber läßt es ſich nicht denken,
ß dieſe Edeln, wenn ſie an verheirathete Frauen von
hem Stande hingen, oder wenn andere unüberwind-
he Hinderniſſe ſich ihren Wünſchen nach gänzlicher Ver-
nigung entgegen ſetzten, in dem Bewußtſeyn, wieder-
liebt zu werden, in der Befriedigung ihrer Ruhmſucht
nd Eitelkeit, endlich in der Unterhaltung und Span-
ung, welche ihnen Intrigue und Begeiſterung gaben,
chadloshaltung gefunden haben mögen?

Allerdings! Ohne Beſorgniß, ſich zu weit von der Wahrheit zu entfernen, wird man den Begriff einer Verbindung zwiſchen beyden Geſchlechtern annehmen können, die auf Ruhmſucht beruhte, deren Zweck, in Ermangelung einer näheren Vereinigung, in einer wechſelſeitigen Auszeichnung, in einem Austauſche von Titelleitegewährungen lag, und deren Form denjenigen ſteifen und pedantiſchen Charakter an ſich trug, der damahls alle Sitten auszeichnete. Nach dieſem Begriffe hat der höchſt tapfere und zugleich höchſt empfindſame Liebhaber — (oder, was einerley iſt, der Mann, der gleich edel im Kriege und im Frieden geſinnt war,) — die Gunſt einer Dame von hohem Stande und unverſehrtem Rufe durch abentheuerliche Unternehmungen, und einen eben ſo abentheuerlichen Ausdruck ſeiner Leidenſchaft zu erringen, ſeine Huldigung mit einer Art von religiöſer Verehrung und lehnsmäßiger Aufwartung darzubringen, und durch die Talente der Courtoiſie, der Poeſie und Muſik angenehm zu machen gewußt. Nach dieſem Begriffe hat die Dame die Kunſt verſtanden, den Dienſt ihres Liebhabers lange mit zurückhalten der Hoheit zu erwiedern, und den endlichen Sieg, den er durch das Bewußtſeyn erhielt, vor allen andern Dienern ihrer Schönheit ausgezeichnet zu werden, deſto koſtbarer zu machen.

Dieſen Schwung in der Denkart über die Liebe darf man von der damahligen Ausbildung des menſchlichen Geiſtes erwarten. Aber man darf ihn nicht außerhalb der Höfe ſuchen, wo damahls der einzige Sitz der guten Geſellſchaft war. Man darf ihn auch hier nicht zu allgemein annehmen, und am wenigſten vorausſetzen, daß Verbindungen, welche dieſem Begriffe angemeſſen waren,

häufig in der wirklichen Welt angetroffen wurden.
n! man darf nur so viel vermuthen, daß es im Ge-
nack des Zeitalters lag, an solchen Idealen einer
eren Liebe Gefallen zu finden: daß Dichter und Ro-
nenschreiber, die sie in ihren Werken nutzten, das
teresse vermehrt haben, welches die gute Gesellschaft
an nahm: und daß einige schwärmerische Köpfe sie
realisiren gesucht, und die Zeitgenossen zur Nachah-
ng mit der ganzen Gewalt hingerissen haben, welche
e gespannte Phantasie, und ein ausgefülltes Herz
in zu gründen im Stande sind. Da, wo dieser
enschaftliche Charakter nachließ, da hat der Geschmack
dieser Art von Verbindungen noch alle diejenige
acht beybehalten können, welche eine angewöhnte
tte und die Verbindlichkeit, gewisse Förmlichkeiten zu
bachten, über Menschen ausübt, die bey einer ein-
nigen Lebensart wenig gesellige Zerstreungen kennen:
e Macht, die um so erklärbarer in denjenigen Lagen
rd, wo jener Geschmack mit gewissen Ideen von sittli-
m Adel, und eitler Auszeichnung vor dem rohern
ufen zusammenhängt, und zu prächtigen Festen,
unkvollen Aufzügen, und sinnreichem Zeitvertreibe
en wichtigen Beytrag liefert.

So hat nach und nach diese Art, über die Liebe zu
ken und sie zu behandeln, eine höfische Gesinnung
d Sitte, eine Ausfüllung der Langenweile werden
nnen, die man in der Nähe der Großen immer
pfindet. Und hier hat sie erst im engsten Sinne eine
n Galla gehörige gesellige Einrichtung, oder Galan-
erie werden müssen. Hier hat erst der Angriff des
rzens, seine Vertheidigung, seine Uebergabe, seine
ßergreifung, seine Erhaltung, kurz! Alles, was in

den engeren Verhältniſſen zwiſchen zwey Liebenden vorkommen kann, einen beſtimmten Gang, eine gewiſſe Form erhalten, und bald mit dem Ernſt einer wahren Beſchäftigung, bald mit der ſpielenden Leichtigkeit eines bloßen Zeitvertreibes betrieben werden mögen.

So läßt ſich der Gang der Denkungsart des Mittelalters über die edlere Liebe bis zu der höchſten Stufe der Ausbildung verfolgen, die wir ihr zutrauen mögen. Ihr Weſen würde in Ruhmſucht und Befriedigung des Triebes nach Spannung und Unterhaltung beſtanden haben: ihre Form eine ceremoniöſe und abentheuerliche Huldigung des zärteren Geſchlechts geweſen ſeyn. In ſo fern erſchiene die Verbindung, welche ſie empfiehlt, als geiſtig, und mit den Vorſchriften einer ſtrengeren Sittlichkeit beſtehend. — Laßt uns dieſe Vorſtellungs- und Behandlungsart die ruhmſüchtig geiſtige Galanterie nennen!

Aber neben dieſer höheren Art über die Liebe zu denken darf man eine etwas niedrigere, wiewohl von zügelloſer Ausgelaſſenheit und verworfenem Leichtſinn noch ſehr entfernte annehmen, welche zwar die körperliche Vereinigung nicht ausſchließt, aber ſich dieſer durch lange Aufwartung, Treue, und Verſchwiegenheit würdig macht. Man wird dieſe mit gutem Fuge als die gewöhnlichere annehmen und ſie unter dem Nahmen der anſtändig ſinnlichen Galanterie, von der erſten unterſcheiden dürfen.

Eine völlige Enthaltſamkeit von körperlichen Freuden, eine Beſchränkung auf bloße Gewährungen der Ruhmſucht und des Triebes nach geſelliger Unterhaltung läßt ſich nur von wenigen Menſchen erwarten, und kaum ſcheint ſie bey einer längeren Dauer der Verbindung

unbedingt von der guten Sitte gefordert werden zu können. Es ist daher genug, wenn nur des äußeren Anstandes geschont, und der Fall mit der Schwierigkeit des Kampfs und mit glänzenden Folgen entschuldigt wird, um der ungesetzlichen Verbindung Nachsicht, und sogar Interesse bey der guten Gesellschaft zu sichern.

Dieß scheint der Fall zu seyn, wenn der Liebhaber sich um die letzte Gunst einer Dame von hohem Stande bewirbt, und sein Glück tapfern Thaten, achtungsvollen Huldigungen und langen Prüfungen seiner Beharrlichkeit, Aufrichtigkeit und Verschwiegenheit verdankt. Dann gewinnt das heimliche, und auf Sinnlichkeit beruhende Verständniß eben so sehr an Reitz für die Liebenden selbst, als es an Sträflichkeit vor den Augen der guten Gesellschaft verliert. Diese wird durch die Bürgertugenden, die eine solche edlere Intrigue hervorbringen kann, und durch den Einfluß, den sie auf die Vervielfältigung, Verfeinerung, Erhöhung der geselligen Vergnügungen, so wie auf die Milderung der Sitten überhaupt haben mag, versöhnt: jene, die Liebenden, genießen neben der Befriedigung gröberer Begierden, die ganze Spannung und Unterhaltung des Geistes, welche die Ueberwindung grosser Hindernisse, die Besorgung einer heimlichen Verbindung, und das Interesse, was sie an sich selbst nehmen, und andern einflößen, mit sich führen.

Der Geist solcher Geschlechtsverbindungen würde sich von der Denkungsart der Griechen, Römer und Araber über diesen Gegenstand hinreichend unterscheiden. Nach diesen Begriffen würden die edleren Verhältnisse zwischen beyden Geschlechtern den Schein eines auf Befriedigung der Ruhmsucht und des Triebes nach Begeiste-

rung und geſelliger Unterhaltung abzweckenden Verſtändniſſes mit Damen von hohem Stande und unbeſcholtenem Rufe an ſich tragen, und unter Bewahrung dieſes Scheines würden dieſe Verbindungen ſogar öffentlich zur Schau ausgeſtellet werden können. Wir wollen nun ſehen, ob die Begriffe der damahligen Zeit wirklich mit derjenigen Darſtellung übereintreffen, die wir jezt nach der bloßen Wahrſcheinlichkeit entworfen haben.

Fünftes Kapitel.

Ideen der provenzaliſchen Dichter über dieſen Gegenſtand. Vorläufige Unterſuchung der Frage: woher ihr Geſchmack ſeine Bildung zunächſt erhalten habe.

Die nördlichen Länder von Europa haben eben ſowohl wie die ſüdlichen von frühen Zeiten her Dichter gehabt, die bald mehr bald weniger dieſen Nahmen verdient haben. Sie bewahrten die Thaten der Vorzeiten in ihren Gedichten auf, ermunterten zum Streit in der Schlacht und zur Fröhlichkeit bey Gelagen. Oft vereinigten dieſe Dichter alle diejenigen Talente in ſich, die zur Beluſtigung roher Völker dienen: Sie deklamierten mit einer gewiſſen Mimik: ſie waren Muſikanten, Poſſenreißer, Taſchenſpieler, u. ſ. w. Oft aber hatten ſie auch beſondere Perſonen in ihrer Begleitung, welche die Deklamation ihrer Gedichte durch Ausübung dieſer Künſte unterſtützten. [15])

15) Daher ihre verſchiedene Nahmen. Sie hieſen bald Inventores, Trubadores, Trouverres, (eigentliche Dichter,)

Dieſe Dichter nun ſind keinesweges zuerſt in denjenigen Gegenden erſchienen, in denen die provenzaliſche Sprache herrſchend war; aber hier haben ſie ſich zuerſt zu demjenigen Grade von Vollkommenheit gehoben, der ſie unſrer Aufmerkſamkeit würdig macht. Fragt man

bald ioculatores, Mimi, Cantores, Chanteurs, Conteurs, Jongleurs, Singer, — (eigentliche mimiſche Declamateurs) — bald Miniſteriales, Menestriers, Minstrells, Fiedler, (eigentliche Muſiker, welche die abgeſungenen Lieder mit blaſenden und Saiten-Inſtrumenten begleiteten.) S. histoire litteraire des Troubadours, vom Abbé Millot, T. 1. discours preliminaire, und dann beſonders den Article Giraud Riquier im dritten Theile p. 329. worin dieſer Troubadour ſelbſt die verſchiedenen Nahmen angiebt, und ſie nach Rang und Würden ordnet.

Im gemeinen Leben nannte man ſie bald mit dieſem bald mit jenem Nahmen, welches aber die eigentlichen Troubadours ſehr ungern ſahen. Die älteſten Geſchichtſchreiber nannten ſie Mimos, Mimen. Witichind S. 636. benm Schmidt, Geſchichte der Deutſchen p. 373. Es iſt eine ganz unerwieſene Behauptung, welche der Herr Hofrath Eichhorn in der Geſchichte der Kultur des neuern Europa in den Erläuterungen und Beweiſen p. 49. äußert, daß ſie von Adel geweſen, und ihren Nahmen „Menestriers, Minstrells," von der lateiniſchen Benennung des Dienſtadels, „Ministeriales," erhalten hätten. Die hist. des troubadours zeigt, daß ſehr viele unter ihnen von geringem Stande geweſen ſind, und die Benennung „Menestrier," welche offenbar davon herkommt, daß ſie dem Talent der Declamateurs und Singer behülflich waren, dieſen accompagnierten, (ministrare,) war an ſich verächtlich, und ward von den Troubadours nicht gern angenommen.

S. den angeführten Giraud Riquier in der hist. des troubad. T. 3. p. 329. und Velly hist. de France. T. 3. p. 439. Du Cange Dissert. V. sur Joinville nennt ſie quasi parvos ministros, — petits officiers de l'hôtel du Roi.

daher: ob die provenzaliſchen Dichter ihre Kunſt von den Morgenländern entlehnt haben? ſo kann dieß weiter nichts heißen, als: ob ſie den höhern Grad an Ausbildung, den wir in ihren Gedichten bemerken, der Bekanntſchaft mit der arabiſchen und perſiſchen Poeſie verdanken? Die Bejahung dieſer Frage hat viele anſcheinende Gründe für ſich. Ich ſelbſt habe lange in dieſer Meinung geſtanden. Allein bey der genauern Prüfung ſcheint wenigſtens ein ſo vertrauter Umgang der Troubadours mit den morgenländiſchen Muſen nicht Statt gefunden zu haben, daß ihre Werke ihnen zu Vorbildern hätten dienen können.

Geſetzt, daß die Erlernung fremder Sprachen auch nicht mit den Schwierigkeiten verknüpft geweſen wäre, die man damahls, beſonders bey Völkern von ganz verſchiedenen Stämmen, annehmen muß; ſo zeigt dennoch die grobe Unwiſſenheit der Abendländer in allem, was die Sitten und die Religion der Muhammedaner anbetrifft, wie wenig ſie ſich mit dieſen bekannt gemacht haben müſſen. Ueberall, und ſelbſt bey den Troubadours, werden die Saracenen mit den Heiden verwechſelt, und der Glaube an Muhammed als Gott, ja! an mehrere Götter, von denen einige ſogar aus der alten Mythologie der Griechen und Römer entlehnt ſind, wird ihnen an mehreren Stellen beygelegt. [16])

Viel wichtiger aber iſt der Grund, daß der Geiſt, der in den Gedichten der Perſer und Araber herrſcht, ſo ganz von demjenigen abweicht, den wir in den

16) Hist. des troubadours, article Guillaume de Bergedan. Dieſer Troubadour, der die Muhammedaner der Vielgötterey beſchuldigt, war noch dazu aus Catalonien.

edichten der Provenzalen antreffen. Jene ersteren
ben einen Ueberfluß an poetischen Bildern und Gleich-
ssen, die von einer mit der stärksten Sinnlichkeit ver-
andten Phantasie zeigen. Alles was sie denken, alles
as sie empfinden, nimmt einen Körper an. Die
Vernunft zügelt so wenig ihre Einbildungskraft als ihr
Herz. Ordnung, Regelmäßigkeit, Zusammenhang,
werden oft in dem Gange ihrer Ideen und Empfindun-
gen vergebens gesucht. Ihre Lieder bestehen gemeiniglich
aus einzelnen Strophen, die jede für sich als eine abge-
rissene moralische Sentenz, als ein einzelnes Gemählde,
als Ausdruck eines augenblicklichen Affekts bestehen
könnten. Uns Abendländern kommt ihre Poesie pomp-
haft, schwülstig, mit Bildern überladen vor. In
Prosa übersetzt würde sie zum Theil für die Sprache
eines Besessenen oder Fieberkranken gelten.

Bey den Troubadours ist dieß Alles anders. Sie
haben mehr Witz als Phantasie: mehr Herz als Sinn-
lichkeit: mehr Leichtigkeit und Feinheit als Energie.
Der Morgenländer kleidet simple Ideen und Gefühle in
abentheuerliche Bilder ein: der Provenzale sucht nach
abentheuerlichen Ideen und Gefühlen, und drückt sie
matt und kraftlos aus. Es herrscht in den Kompositio-
nen des letztern eine Ordnung, eine Verständlichkeit,
die mehr Geschmack aber weniger Begeisterung anzeigt.
Seine besten Gedichte in Prosa übersetzt, können durch
den wahren und naiven Ausdruck rühren, der jede
Aeußerung zärterer Gefühle und richtiger Beurtheilung
in ungebundener Redeform dem Herzen und dem Ver-
stande schätzbar macht. Diese Nüchternheit der Phan-
tasie, diese Mäßigung im poetischen Ausdrucke, wider-
spricht aber ganz der Vermuthung, daß die Troubadours

Vorbilder vor Augen gehabt haben, die ſich durch einen pomphaften, bilderreichen Styl auszeichneten. Denn für Völker, die durch Nachahmung ihre Poeſie kultivieren, iſt dieſer Schimmer in ihren Vorbildern äußerſt verführeriſch, und es liegt in der Natur des Nachahmers, daß er überall, und mit doppelt grellen Farben mahlt.

Der eben angegebene Grund erhält dadurch ſeine größte Stärke, daß ſich eine näher liegende Quelle angeben läßt, aus welcher die Troubadours ihre Bildung geſchöpft haben. Dieſe floß zunächſt aus den lateiniſchen Gedichten der damahligen Zeit, und dieſe floſſen wieder aus den klaſſiſchen Autoren der Römer, beſonders aus dem Ovid. Es iſt eine ganz falſche Vorſtellung, wenn wir glauben, daß die klaſſiſche Litteratur der Römer jemahls ganz in Vergeſſenheit gerathen ſey. Es läßt ſich dieß nicht einmahl von der griechiſchen Litteratur mit Gewißheit behaupten. Ausgebreitet war dieſe Kenntniß freylich nicht, aber einzelne Gelehrte beſaßen ſie, beſonders in Klöſtern. [17])

17) S. was Deutſchland anbetrifft: Schmidts Geſchichte der Deutſchen Th. 2. S. 370. ff. Edition von 1784. Daß die deutſche Aeneide des Heinrich von Veldek, der 1170 lebte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſey, und dieſe franzöſiſche Ueberſetzung wieder aus einer provenzaliſchen herſtamme, zeigt Bodmer in den neuen kritiſchen Briefen S. 89. Adenes, ein franzöſiſcher Romanendichter überſetzte ſogar den Aeſop aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche. Eichhorns Geſchichte der Kultur. S. 86. Die Italiäner liebten beſonders das Studium der ältern Autoren. Wilgard, ein Lehrer der Grammatik zu Paris, behauptete, daß die klaſſiſchen Autoren den Schriften der heiligen Väter vorzuziehen waren. Schmidts Geſch. d. Deutſchen, Th. 3. S. 189. Daß die Mönche den Minſtrells vorgearbeitet

Daß unter den Dichtern der damahligen Zeit, die in ihrer Landesſprache Verſe machten, mehrere mit der Litteratur der Alten vertraut geweſen ſind, beweiſt ſchon das Beyſpiel Abälards, der zu Ausgang des eilften, und im Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte. Es iſt bekannt genug, daß ſeine Gedichte in Jedermanns Munde waren, und die Schriften, die bis zu uns gekommen ſind, zeugen für ſeine Kenntniß der alten Litteratur. Unter den Troubadours ſind mehrere Geiſtliche geweſen, die folglich die Kloſtererziehung, und den Unterricht in der lateiniſchen Sprache genoſſen haben müſſen. Pierre de Corbian rühmt ſich, die Mythologie aus dem Ovid zu kennen, und Anſpielungen auf dieſe Mythologie, ſo wie auf die alte Geſchichte, ſind häufig bey allen Troubadours anzutreffen. Ja! ganze Steüen aus dem Ovid ſind

haben, darüber ſiehe Herrn Hofrath Eſchenburgs Geſch. der engliſchen Poeſie in den Beyträgen zum Sulzer, im erſten Bande, 2ten Stücke. Vergl. Sprengels Geſchichte von Großbrittanien: Allgemeine Weltgeſchichte 47ſter Theil. S. 270. u. ff. Bayle Dict. hist. critique, Artikel Averroes. Schon 1209 wurden auf einem Concilio zu Paris einige Bücher des Ariſtoteles zum Feuer verdammt, die aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche überſetzt waren. Ich hatte bereits dieſe Note ausgearbeitet als ich des Herrn Profeſſors Heeren Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Litteratur. Göttingen 1797 zu Geſicht bekam. Ich finde darin nicht allein meine Vermuthung, daß die klaſſiſche Litteratur nie ausgeſtorben ſey, beſtätigt, ſondern ich werde ſogar durch die von ihm angegebenen Data auf die Vermuthung geführt, daß der ganze Geiſt der ſpäteren Sophiſten und Grammatiker ſich fortdauernd in den Schulen des Abendlandes erhalten, und von Konſtantinopel aus immer neue Verſtärkung bekommen habe.

in ihre Gedichte übertragen. Besonders aber bürgt für die Behauptung, daß die Troubadours die römischen Elegiker vor Augen gehabt haben, jene Nüchternheit des Geschmacks, von der ich oben geredet habe.

Wenn die Poesie eines unkultivierten Volkes eine gewisse Herrschaft der Vernunft über die Phantasie verräth, so läßt sich dieß nicht gut anders, als aus der Nachahmung solcher Muster erklären, die von einem gebildeten Geschmack hervorgebracht sind. Die Folge pflegt aber dann zu seyn, daß die Nachahmung der regelmäßigen, wohlgeordneten Originale, eben weil die Phantasie dadurch gezügelt wird, matt und kraftlos ausfällt. Dieß ist der Fall bey den Troubadours. Ihre Werke haben wenig dichterischen Geist. Dagegen ist ihnen die Gabe, sich mit Klarheit, Ordnung, Zusammenhang der Ideen auszudrücken, und mit wohlklingenden Worten zu mahlen, nicht abzusprechen: Vorzüge, die das Talent des Nachahmers geschmackvoller Muster leichter erreicht, als der Nachahmer genievoller, aber unregelmäßiger Produkte.

Endlich enthält die Art, wie die Troubadours die Liebe in ihren Gedichten behandeln, wirklich nur eine Ausbildung derjenigen Intrigue, aus welcher die römischen Elegiker ihre mehrsten Situationen hernehmen.

Beyde haben das mit einander gemein, daß sie lose, auf keine gesetzmäßige Verbindung abzweckende Liebesverständnisse zu den Situationen ihrer Darstellungen wählen. Beyde setzen daher freye Willkühr des Herzens, aber zugleich Hindernisse zum Voraus, welche sie zu überwinden haben. Beyde hängen

wöhnlich an verheiratheten Weibern: beyde sind zu
ner heimlichen Besorgung ihres Liebesverständnisses
rebunden. Aber Beyde sehen auch ihre Geliebten
ey größeren geselligen Zusammenkünften, und finden
aselbst eben sowohl die Gelegenheit, ihren Schönen
nter den Augen der Männer ihre Huldigungen dar-
ubringen, als einen Genuß für die Eitelkeit und die
eselligе Unterhaltung. Beyde scheinen in ihren Kla-
gen oft von der uneigennützigsten Liebe beseelt zu
seyn, die sich in dem Dienste einer Gebieterin ganz-
lich aufzuopfern im Stande ist, und zur Belohnung
nur daß Bewußtseyn fordert, daß die Grausame mit
ihren Qualen Mitleiden empfindet. Ruhmsucht, Span-
nung der Phantasie, Beschäftigung des Witzes sind
also bey Beyden Mittel, um die Befriedigung gröbe-
rer Begierden reitzender zu machen. Besonders haben
Beyde von der eigentlichen Kunst zu lieben, oder von
dem Inbegriff der Vorschriften, wodurch ein Herz
besiegt, erhalten, und der Genuß des heimlichen Ver-
ständnisses vervielfältigt wird, die nehmlichen Begriffe.
Bey den Troubadours sowohl als bey den römischen
Elegikern finden wir die doppelten Sekten, von denen
die eine die Liebe als eine ernste Angelegenheit, die
andere wie ein Spiel behandelt.

Wenn wir den Umstand gehörig in Anschlag brin-
gen, daß der römische Elegiker an den Weibern der
Freygelaßenen hing, daß hingegen der Troubadour
seiner Fürstin, oder doch den Gattinnen der Großen
seine Huldigungen darbrachte; wenn wir nicht ver-
gessen, daß der Römer nur den Eigensinn und die
Habsucht der Schönen, allenfalls die Wachsamkeit des
Mannes, der Anverwandten, und der Nebenbuhler

zu beſiegen hatte, daß hingegen der Troubadour auch gegen Begriffe von innerer Würde und äußerem Anſtande bey ſeiner Dame ankämpfte; ſo laſſen ſich die Abweichungen, die wir in der Denkart Beyder über die Liebe antreffen, beynahe alle erklären. [18])

Haben denn die Morgenländer gar keinen Einfluß auf den Geſchmack der Troubadours und ihre Ideen über die Liebe gehabt? Ich wage dieß nicht zu verneinen. Aber Alles, was man Aehnliches unter ihnen entrifft, läßt ſich aus den Verhältniſſen der Abendländer für ſich erklären, ohne daß man nöthig hätte, auf die Sitten der Orientaler zurückzugehen. Niemahls wird man doch die Aehnlichkeit ſo ſtark finden,

18) Vielleicht aber haben die Troubadours auch gar keine beſtimmten Muſter unter den klaſſiſchen Autoren vor Augen gehabt; vielleicht hat ſie nur der Ton geführt, der aus den Schulen herausſchallete. Dieß iſt gar nicht unwahrſcheinlich. Ihre Ideen, ihr Ausdruck haben viel Aehnlichkeit mit demjenigen, was wir beym Philoſtrat, Ariſtenät, Alciphron und den griechiſchen Erotikern antreffen. Wie wenn die Nachfolger dieſer Sophiſten, die neueren Rhetoren, welche den Schulen vorſtanden, die einmahl darin angenommene Vorſtellungs- und Darſtellungsart, ſelbſt nach dem Verluſt der Originale, beybehalten, ſie in die Redeübungen wozu ſie Anleitung gaben, übertragen hätten, und dieſe wieder durch einen oder mehrere ihrer Schüler, die ſich in der Landesſprache verſuchten, nach der beſondern Lage des Troubadours und ſeines Publikums verarbeitet, dieſem letzten überliefert wären! Es iſt damahls gewiß Mehreres aus den Schulen in die wirkliche Welt übergegangen, als wir gemeiniglich glauben. Die Briefe der Heloyſe an Abeilard, ſind ſicher nach einer nahen oder fernern Kenntniß der Liebesbriefe im Geſchmack der Sophiſten verfertigt; und höchſt wahrſcheinlich ſind die ſogenannten Tençons Nachbildungen gewöhnlicher dialektiſcher Uebungen in den Schulen.

um eine genaue Bekanntſchaft mit der ſchönen Litteratur der Araber und Perſer, eine Nachahmung ihrer Meiſterſtücke, vorauszuſetzen. Es iſt hinreichend, wenn wir eine gewiſſe allgemeine Kenntniß von den Sitten des Orient, welche auf die Imagination und das Herz der Abendländer im Ganzen wirkten, annehmen, um den gleichgeſtimmten Ton in den Liebesgedichten beyder Nationen zu erklären. Eben ſo wird es nur mündlicher Ueberlieferungen, und einer oberflächlichen Kenntniß fremder Ideen bedurft haben, um den Troubadour mit gewiſſen Dichtungsarten, und mit dem Stoff zu manchen Erzählungen, Bildern, Mythen, fabelhaften Weſen, u. ſ. w. [19]) der Orientaler bekannt zu machen. Auffallend bleibt es jedoch, daß wir von den arabiſchen und perſiſchen Fabeln nur ſo wenig Spuren bey den provenzaliſchen Dichtern antreffen: auffallend ferner, daß die myſtiſch religiöſe Idee der ſpäteren Orientaler, nach welcher der Liebende ſich durch die Liebe zur Kreatur näher mit Gott verband, — eine Idee, die dem Troubadour in ſeinen Verhältniſſen ſo ſehr brauchbar geweſen wäre, — ſo viel ich weiß, nirgends von ihm genutzt ward.

Woher kam es aber, daß die Provenzalen, welche die nächſten Nachbarn der Araber in Spanien waren, die Poeſie gerade zuerſt zu einer höheren Stufe der Ausbildung gebracht haben? Man kann darauf antworten, weil ihre Sprache, welche unter allen damahls lebenden der lateiniſchen am nächſten kam, am ausgebildetſten war: weil überhaupt in den Ländern, worin ſie geſprochen wurde, ein großer Wohlſtand,

19) Eichhorns Geſchichte der Kultur. S. 29.

und eine mehr aufgeklärte Denkungsart als in dem übrigen Europa, sowohl in Rückſicht der religiöſen als politiſchen Denkart herrſchte; weil in Spanien, dem ſüdlichen Theil von Frankreich, und dem obern Theile von Italien die klaſſiſche Litteratur ſelbſt in den finſterſten Jahrhunderten mehr als anderswo getrieben wurde; [20]) und weil endlich der Hof der Berengarn die Muſen liebte und unterſtützte. Man kann auch mit gutem Grunde zweifeln, ob nicht das übrige Frankreich und andere Länder, welche von den arabiſchen Beſitzungen in Spanien noch entfernter lagen, eben ſo gute Dichter aufzuweiſen gehabt haben, deren Werke nur nicht bis zu uns gekommen ſind. Doch! wir wollen gern einräumen, daß die Politur der Mauriſchen Höfe in Spanien zu derjenigen, die wir an den benachbarten Höfen um dieſe Zeit bemerken, beygetragen haben könne. Nur wird uns dieſe mitwirkende Urſach um ſo weniger hinreichend ſcheinen, die orientaliſche ſchöne Litteratur als ein unmittelbares Vorbild der provenzaliſchen zu betrachten, als ſich ſonſt ſchwerlich begreifen ließe, warum erſt im zwölften Jahrhunderte dieſe Mittheilung des Geſchmacks eingetreten ſey, da die morgenländiſche Poeſie ſchon lange vorher geblühet hatte.

20) Z. B. Es traten hier die erſten Reformatoren der Kirche auf: die Albigenſer, u. ſ. w.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung.

Nach dieser Einleitung, welche über den Geist der provenzalischen Dichter bereits einige Aufschlüsse geben wird, wende ich mich jetzt zu der Prüfung ihrer Ideen über Liebe und Geschlechtsverbindung.

Wir müssen uns wohl hüten, die Nachrichten über die Lebensumstände der einzelnen Dichter, die uns der Abbé Millot [21]) geliefert hat, unbedingt für wahr anzunehmen. Sein Werk ist zwar mit mehr Kritik geschrieben, als diejenigen, welche uns frühere Schriftsteller über diese Materie geliefert haben; demungeachtet ist es mit großer Behutsamkeit zu gebrauchen. Die mehrsten Lebensumstände der Dichter beruhen auf ungewissen Traditionen, die oft keinen andern Grund für sich haben, als die Situationen, in welche der Dichter sich bey der Verfertigung seines Gedichts hineinversetzt hatte. Dieses darf nur an irgend eine Gräfin oder Fürstin gerichtet seyn, um dem Verfasser sogleich ein Liebesverständniß mit ihr zuzuschreiben, dessen Begebenheiten die Imagination des Biographen zum Theil mit Zügen ausgefüllt hat, die in Zeiten hineingehören, worin die Sitte der Galanterie bereits ihre völlige Festigkeit und eine Art von systematischem Zusammenhange erhalten hatte. Wir wollen uns bloß an die Stellen der Dichter selbst halten, welche uns Millot aufbewahrt hat.

Inzwischen ist doch so viel im Allgemeinen für gewiß anzunehmen, daß wenn auch einige Personen

21) Hist. litt. des Troubadours. Paris 1774.

von dem höchsten Range und den größten Reichthümern, ja Könige und Fürsten sich damahls mit der Poesie abgegeben haben, bey weitem der größte Theil der Dichter aus Personen bestand, die von der Freygebigkeit der Fürsten lebten, an deren Höfen sie sich aufhielten. Ihre Talente machten das einzige edlere Unterhaltungsmittel der damahligen Zeit aus. Das Frauenzimmer in den höhern Ständen nahm besonders einen großen Gefallen daran, und empfand den Eindruck und die Wirkung ihrer Kunst in einem Grade von Stärke, wovon wir uns kaum einen Begriff machen können. Keine Sorgen, keine Beschäftigungen, welche die Führung des Hauswesens bey beschränkteren Umständen auflegt, raubte ihnen die Muße und den Wohlstand, welche zur Befriedigung des Geschmacks an geselligen Vergnügungen nothwendig sind. Aber kein Taumel anhaltender Zerstreuung hinderte auch den Eingang zärterer und edlerer Gefühle zu ihrem Herzen. Ihre Sittsamkeit durfte an den Gelagen der Männer keinen Theil nehmen: ihr Geist konnte aus den gewöhnlichen Gegenständen der Unterhaltung des stärkern Geschlechts, Jagd und Krieg, keine Nahrung schöpfen, und ihrer Zartheit ekelte vor seinen muthwilligen Scherzen.

Unter allen Völkern, bey denen der Geschmack an den schönen Künsten hervorgeht, pflegen es die Gattinnen der Großen zu seyn, welche ihnen den Eingang zum geselligen Zeitvertreibe bahnen. Nichts war daher natürlicher, als daß der Troubadour den Damen huldigte, die Antheil an seinen Talenten nahmen, und daß das Lob, welches er ihnen ertheilte, mit aller der Uebertreibung und Förmlichkeit gezollt

wurde, die dem Geiſte des Zeitalters und dem Ceremoniel der Höfe eigen waren.

So mußte ſchon der bloße Ausdruck der Dankbarkeit und der Ehrfurcht den Schein einer Bewunderung und Anbetung annehmen, die ſonſt nur Wirkung der Leidenſchaft zu ſeyn pflegt. Aber wie natürlich war es nun auch, daß wirklich zärtere Gefühle in dem Herzen der Troubadours für die Damen gegründet wurden, um deren Unterhaltung ſie ſich ſo weſentlich verdient machten. Das Herz des ſchönen Genies iſt ohnehin ſo weich und ſo empfänglich für zärtere Empfindungen, und Eitelkeit pflegt eine ihm ſehr gewöhnliche Schwäche zu ſeyn. Wie war es möglich, von Liebe vor ſchönen Prinzeſſinnen zu ſingen, ihr Lob mit dem Ausdrucke der Abhängigkeit und Anbetung in dieſe Geſänge einzuweben, ohne daß der Dichter ſich unvermerkt an die Stelle des Liebenden, die Dame an die Stelle der Geliebten geſchoben hätte! Dadurch erhielten ja erſt ſeine Werke den mächtigen Zauber der Wahrheit und der Individualität. Wie leicht ward auf der andern Seite der Beyfall, den die Dame dem unterhaltenden Talente des Troubadours ſchenkte, mit der Wirkung eines intereſſantern Eindrucks verwechſelt, und dem armen Troubadour, der ihn durch ſeine Perſon hervorgebracht zu haben glaubte, vollends der Kopf verrückt! Kurz! Beynahe alle Troubadours waren entweder wirklich in die Damen verliebt, an deren Höfen ſie von Liebe dichteten, oder ſchienen es wenigſtens zu ſeyn.

Hier aber mußten ſie in ihren Aeußerungen eine Behutſamkeit, in ihren Wünſchen eine Beſchränkung

zeigen, welche diesen Gedichten oft den Anstrich der platonischen Liebe gab. Unverheirathete Damen wurden selten zu den Festen zugelassen, bey denen die Dichter erschienen. Es waren gemeiniglich gebundene Frauen, nicht selten die Gemahlinnen ihrer Wohlthäter und Beschützer, an welche sie ihre Verse richteten.

Man fühlt sehr leicht den Einfluß, den die Absonderung des Standes, und das Verhältniß zu der gebundenen Lage der Dame auf den Ausdruck und die Behandlungsart der Liebe haben mußte. Hatte man vielleicht im gemeinen Leben der Liebe darum eine abentheuerliche Gestalt gegeben, weil es im Geschmack des Zeitalters lag, sie allem zu geben, was man veredeln und verschönern wollte, so mußte der Dichter es darum thun, weil die Dame, die er sich als den Gegenstand seines Gedichts dachte, nicht auf die gewöhnliche Art verehrt werden durfte. Liebe und Eitelkeit wurden erfinderisch in den Mitteln, eine geheime Leidenschaft oder ihren Schein zu äußern, und sich einen nicht gefährlichen Genuß zu sichern. Worte, die nichts zu sagen schienen, weil sie zu viel sagten, wurden von denen, die sie brauchten, und die sie anhörten, nach Gefallen ausgelegt; der Ernst erschien als Spielerey, die Spielerey als Ernst; Allegorien und Symbole verdeckten oft geheime Wünsche, waren oft Zeichen ihrer Erhörung, und konnten doch für die Sache selbst ohne weitere versteckte Bedeutung angenommen werden. Daher muß man es sich erklären, daß Folquet und der Mönch von Fossan von der heiligen Jungfrau als von einer Geliebten spre-

chen, und ihre Devotion in das Gewand der Leidenschaft kleiden konnten. [22])

Der innere Gehalt dieſer Verbindungen war unſtreitig ſehr verſchieden. Eitelkeit und Trieb nach einer dem Zeitalter angemeſſenen Unterhaltung lag wohl vor allen Dingen dabey zum Grunde. Die Damen wollten beſungen ſeyn, und beyden war wahrſcheinlich die Spannung und die Beſchäftigung angenehm, welche Einbildungskraft und Geiſt dadurch erhielten.

In denjenigen Verhältniſſen, welche auf ſolchen Gründen beruhen, werden oft die geringſten Merkmale einer auszeichnenden Gunſt wichtiger als die engſte phyſiſche Vereinigung es für denjenigen werden könnte, der nur die Befriedigung gröberer Begierden zum Zweck hätte.

Guillaume de St. Gregory wirft in einem Wettſtreite die Frage auf: wer den Vorzug verdiene, eine vornehme Dame, die einige Freuden der Liebe ausnehme, oder ein Frauenzimmer von geringem Stande, das alle ohne Ausnahme gewähre? „Die Leiden der Liebe, die ich erdulde," ſagt Savary de Mauleon, „würden mir lieblich ſcheinen, wenn meine Dame mir nur ihren Handſchuh ſchenken wollte!" — „Sie wird mich ſterben laſſen," ſang ein Anderer, "und doch könnte ſie mir mit einem Faden aus ihrem Handſchuhe, mit einem Haare ihres Pelzes das Leben retten!" [23])

22) S. Hist. des Troubadours unter dieſen beyden Artikeln.

23) Aehnliche Ideen liefern ſchon Philoſtrat und Ariſtenät. S. das 1ſte Buch.

Bald mußte nun auch die Idee entstehen, daß man nur durch ausgezeichnete Vorzüge die Gunst der Dame verdienen, und wenn die Verbindung einmahl gegründet wäre, sie durch Ausbildung dieser Vorzüge ehren müsse. Pierre Roger führt in einem seiner Gedichte die Liebe redend ein; sie ermuntert ihn, durch ausgezeichnete Vorzüge sich den Reitzen einer Dame würdig zu machen, die an Rang und Verdiensten so weit über ihn erhaben sey. Vaqueiras, Sohn eines armen Ritters, liebt eine Dame von großem Stande. „Seyd mir willkommen," läßt er die Dame in einem seiner Gedichte zu ihm sagen, „seyd mir willkommen; sucht immer mehr Werth zu erlangen in Worten und Werken! Habt ihr jemahls gesucht liebenswürdig zu seyn, um geliebt zu werden, so verdoppelt jetzt eure Bemühungen!" Blancas spricht in eben diesem Geiste: „das Verdienst allein giebt ein Recht, von der schönsten Dame geliebt zu seyn!" „Wenn ich einigen Werth habe," sagt Carbonel, „wem verdank' ich es, als meiner Dame?"

Ganz nahe lag nunmehro auch die Idee, daß der Liebhaber, der den Ruhm seiner Dame beförderte, und durch ihre Auszeichnung berühmt wurde, sich mit diesem Lohne begnügen, und ihr nicht solche Gunstbezeugungen abfordern dürfe, die ihrer Unschuld und ihrem Rufe gefährlich werden könnten. „Du, der du nach Verdienst strebst," singt Montagnogout, „baue deine Hoffnung auf Liebe; sie erhebt uns zu großen Thaten, sie ladet uns zu einer anständigen Aufführung ein: sie verscheucht den Verdruß und ermuntert zur Freude. Wer liebt, der hintergeht nicht! Du liebst nicht, du verdienst keine Gegenliebe,

wenn du der Dame deines Herzens Gunstbezeugungen abforderst, welche die Tugend verdammt. So brennend deine Begierden immer seyn mögen, so fordre nie etwas, was gegen die Ehre deiner Geliebten anstößt. Liebe ist eine mit dem Willen des geliebten Gegenstandes übereinstimmende Neigung nach allem demjenigen, was seinen Ruhm vermehren kann. Wer etwas anders sucht, verläugnet den wahren Charakter der Liebe. Der edle Liebhaber liebt mit Vernunft, und überläßt sich nicht der Leidenschaft. Die Vernunft hält die Mittelstraße zwischen dem zu vielen und zu wenigen. Dieß ist der Weg, den wahre Liebhaber wandeln; wer ihn geht, den segnet Gott: wer ihn verläßt, betrügt! Nie kam mir der Wunsch ein, etwas zu thun, was der Schönen, der ich mein Herz geschenkt habe, zuwider seyn könnte. Ich kann kein Vergnügen genießen, das ihre Ehre befleckt. Der wahre Liebhaber wünscht hundertmahl mehr das Glück der Geliebten, als sein eigenes!" [24])

Diese edle Sprache führen die Troubadours noch an mehreren Stellen. Inzwischen dürfen wir daraus keinesweges auf eine Denkungsart schließen, nach welcher sie den körperlichen Genuß als erniedrigend für die Würde des Menschen und der Verbindung, worin sie mit ihren Damen standen, betrachtet hätten. Vielmehr ging der Sinn ihrer Enthaltsamkeit nur dahin, daß der Liebhaber nicht wider den Willen seiner Geliebten auf Kosten ihrer Unschuld und ihres Rufs

24) Im Grunde sind alle diese Ideen den christlichen Griechen nicht fremd gewesen. Man sieht dieß aus den Aethiopicis des Heliodorus.

die letzte Gunſt fordern dürfte. „Ich liebe eine Dame," ſingt Jordel, „die an Werth über alle andere erhaben iſt; ich diene ihr lieber ohne Lohn, als einer andern, die mir ihre ganze Gunſt ſchenken würde. Aber was ſag' ich, ohne Lohn? Derjenige iſt genug belohnt, der ſein Herz an eine Dame voller Ehre und Tugend hängt. Das Vergnügen, ihr zu dienen, iſt mir ſtatt alles Gewinnſtes! Mehr verlang' ich nicht! Aber gäbe ſie mir mehr, wie gerne würd' ichs nehmen!" [25])

Häufig ſind die Klagen dieſer dem Anſchein nach ſo rein liebenden Dichter über zu lange Prüfungen und einen zu lange hinausgeſetzten Lohn treuer Liebe. „Meine Dame, ſchreibt Rudel, unterwirft mich einer ſtrengen Diät; ich gehe dabey zu Grunde!" Giraud de Calanson liebt ſeine Dame mit mehr Treue, ohne die letzte Gunſt zu erhalten, als ihr Ehemann, der ſie genießt. Aber er bittet ſie, ihm ihre zarten Blicke zu erſparen, die ihn vor Verlangen, ſie zu beſitzen, berſten laſſen. Ein Glück, das er den Freuden des Paradieſes vorziehen würde. Vidal ſingt: „wenn ich viel um meiner Dame willen litt, ſo werde ich end-

25) Der Marquis Malaſpina verlangt Proben der Liebe und der Treue von ſeiner Geliebten. „Freund, antwortet ihm dieſe, durch Geduld und Unterwerfung gelangt man zum Ziele!" Er beklagt ſich über die Unerträglichkeit ſeines Uebels; ſie giebt ihm einen Kuß auf Abſchlag. Allein der Liebhaber bittet in Demuth und mit gefalteten Händen um etwas Höheres. „Marquis," ſagt ihm die Dame, „ihr treibt die Anmaßung zu weit!" — „Das rührt von dem Uebermaße meiner Liebe her! Ich ſterbe vor der Begierde euch zu beſitzen," erwiedert der Liebhaber. — „Ich will mich wohl hüten," antwortet die Dame.

lich von der Liebe erhalten, was man von ihr erhalten kann: Blatt, Blüthe und Frucht!" Elias de Barjols klagt sich seiner Verwegenheit wegen an: „Meine Dame hat mir eine Gunst gewährt, warum habe ich größere verlangt?"

Es findet sich kein Beyspiel einer willkührlichen Enthaltsamkeit in den Werken der Troubadours. Schwierigkeiten, die in der Sorge der Damen für ihren Ruf, oder in dem Gefühle ihrer gebundenen Lage zu suchen sind, flößten den Dichtern ihre Genügsamkeit ein. Clara d' Anduse sagt: „Verläumder, Auflaurer und Mißgünstige, zwingen mich durch üble Nachreden, mich von dir zu entfernen. Liebe, die mich ganz für dich beherrscht, befiehlt mir, mein Herz die allein aufzubewahren. Wie gern gehorch' ich ihr! Könnt' ich meinen Körper stehlen, so würde der, der ihn hat, ihn niemahls besitzen!" Aimeri de Péguilain, dessen Gedichte sonst viel von jener reinen, uneigennützigen Liebe enthalten, kann demungeachtet die Frage aufwerfen: ob der Schwur der Enthaltsamkeit gebrochen werden dürfe, wenn die Dame dem Liebhaber durch unvorsichtige Annäherung Gelegenheit giebt, ihn zu brechen?

Dieß ist die edelste Gestalt, welche die Liebe in den Werken der Troubadours annimmt, und wornach sie in Ermangelung einer engeren körperlichen Vereinigung sich auf Befriedigung der Ruhmsucht und des Triebes nach Spannung der Phantasie, und Unterhaltung des Witzes, als letzten Zweck, zu beschränken scheint. Es ist nicht unmöglich, daß eine solche Liebe in der wirklichen Welt zwischen dem Troubadour und der vornehmen Dame, der er mit seinen Gedichten

huldigte, hin und wieder Statt gefunden habe. Es ist begreiflich, daß der Regel nach der Gemahl so wenig wie das Publikum bey Verhältnissen dieser Art etwas zu erinnern haben konnte. Die Verschiedenheit des Standes flößte damahls eine natürliche Abneigung gegen eine zu enge Verbindung zwischen den Frauen der Großen mit dem Manne ein, der an Geburt oder Rang weit unter ihnen war. Die Gelegenheiten, sich ohne Zeugen zu sehen, waren selten. Die Anbetung, welche der Troubadour der Dame zollte, deren Reize er besang, ward für eine Dichtung, für eine sinnreiche Erfindung gehalten, welche den Ruhm ihrer Schönheit bey allen kultivierten Nationen der damahligen Zeit verbreitete. Sie schmeichelte der Eitelkeit des Gatten, und trug zur allgemeinen Unterhaltung bey. Der Mann von Talent und exaltierter Phantasie hat ohnehin das Vorrecht, nach einem eigenen Maßstabe gemessen zu werden, und die Auszeichnungen, die ihm von Seiten der Damen widerfahren, werden auf Rechnung eines bloßen Antheils an ihren Talenten gesetzt.

Allein wir würden sehr irren, wenn wir in der damahligen Zeit schon eine völlig organisierte Galanterie, Cicisbeatur, oder eine Sitte annehmen wollten, nach der eine jede Dame unter den Augen des Mannes und mit seiner Einwilligung einen Liebhaber haben durfte. Gewiß gehören die mehrsten Gedichte der Troubadours, worin sie ihre Empfindungen für Damen schildern, zu denen sie ihre Wünsche nicht erheben dürfen, und noch mehr diejenigen, worin sie von dreisten Hoffnungen und beglückter Liebe reden,

zu fingierten Situationen der Dichterwelt, die schwerlich auf wahren Verhältnissen beruhen.

Noch weniger dürfen wir annehmen, daß es allgemeiner Ton gewesen sey, so geistig zu lieben, als es von mir bis jetzt geschildert ist. Schon früh im zwölften Jahrhunderte, von der ersten Zeit an, worin wir Spuren von den Werken der Troubadours finden, klagen diese bereits darüber, daß wahre Treue und edle Liebe aus der Welt verschwunden sey, und diese Klagen dauern fort, so lange uns noch Ueberbleibsel von ihren Gedichten aufbewahrt sind; zum sichern Beweise, daß diese Liebe wohl hauptsächlich in einzelnen Fällen, oder gar nur in der Dichterwelt Statt gefunden habe.

Neben jenen Zügen einer edleren Liebe finden wir Spuren der größten Ausgelassenheit der Sitten, und, einer völligen Vernachlässigung des Anstandes, und was höchst merkwürdig ist; wir finden sie gerade da, wo der Liebhaber durch seinen Stand berechtigt zu seyn glaubte, sich über Sittlichkeit und Achtung für das zärtere Geschlecht hinauszusetzen. Die Fürsten aus dieser Zeit, welche sich mit der Poesie abgaben, sind äußerst zügellos in ihren Gedichten. [26]) Es war daher den Damen von geringerm Stande nicht rühmlich, mit vornehmern Herrn in Verbindung zu stehen. Azalais de Pourçairagues sagt: „die Weiber sind Thörinnen, die sich mit großen Herren einlassen. Solche Verbindungen sind eine Quelle von Demüthigung und Verachtung!"

26) Guillaume IX. Comte de Poitou — Rambaud d'Orange.

Verſchiedene Stellen deuten auf einen Unterſchied zwiſchen den Verbindungen mit vornehmern Damen und denen mit Weibern aus einer niedrigern Klaſſe hin. Guillaume de St. Gregory wirft in der ſchon angeführten Stelle die Frage auf: welche Perſonen den Vorzug in der Liebe verdienen, eine vornehme Dame, die gewiſſe Freuden ausnimmt, oder ein Frauenzimmer von gewöhnlichem Stande, das Alles, ohne Einſchränkung hingiebt? Deudes de Prades ſagt von ſich: er ſey in eine Dame verliebt, von einer Perſon aus dem Mittelſtande geliebt, und er finde noch außerdem ſein Vergnügen bey den Freudenmädchen. Peyrols rühmt ſich ſeiner Weisheit, ſeinen Ehrgeiz beſchränkt, und ſich von einer vornehmen Dame zurückgezogen zu haben. Er findet ſich weit behaglicher bey einer Frau von niedrigem Stande, die oft von ihrem Manne Schläge bekommt, und dann Troſt in ſeinen Armen ſucht.

Nur unter der eben angenommenen Vorausſetzung, daß nehmlich jene edlere Liebe hauptſächlich zur Unterhaltung der Höfe diente, und den Stoff zu denjenigen Gedichten hergab, die unmittelbar an die Fürſtinnen und an andere Damen von hohem Stande gerichtet waren, oder wenigſtens als an ſie gerichtet angeſehen werden konnten, läßt ſich die außerordentliche Verſchiedenheit der Grundſätze in den Gedichten eines und des nehmlichen Troubadours erklären. Es mußte nehmlich in den verliebten Gedichten bald eine eigene Gattung von Situationen ausmachen, wenn der Dichter ſich in die Stelle eines Liebhabers von geringem Herkommen ſetzte, der eine Dame von höherm

Stande anbetete. [27]) Neben dieſem Liebhaber beſtand derjenige, der durch keine anderen Hinderniſſe von einer gänzlichen Vereinigung mit ſeiner Geliebten abgehalten wurde, als diejenigen, welche ihm die Sprödigkeit ſeiner Geliebten und die Sorge für ihren Ruf entgegen ſetzte.

In den Gedichten, welche dieſe letzte Art von Situationen wirklich eingab, oder einzugeben ſchien, findet man nun diejenige Denkungsart über die edlere Liebe wieder, die ich oben die anſtändig ſinnliche Galanterie genannt habe, und welche auf einer verfeinerten Sinnlichkeit beruht.

Allgemein war die Idee, daß ein zu leichter Sieg der Liebe ſchade, und ihren höchſten Reitz abſtumpfe. „Eine Dame, die ſich zu leicht entflammt," ſagte Savary de Mauleon, „weiß nicht zu lieben, und fehlt eben ſo ſehr gegen die Klugheit als gegen die Pflicht der Liebe." — „Eine Dame, die durch lange Prüfungen ihres Liebhabers ſich von der Aufrichtigkeit ſeiner Leidenſchaft überzeugen will, iſt bey gleichen Vorzügen einer andern vorzuziehen, die Alles gewährt, ohne ſich lange bitten zu laſſen," ſagt Guillaume de la Tour. — Nach eben dieſen Grundſätzen ſagt Hugo Brunet: „der allzubald befriedigte Liebhaber verliert die Reitzungen ſeiner Begierden. Warum? Weil ein Geſchenk, das die anſtändige Liebe lange zurückhält, tauſendmahl mehr werth iſt, als dasjenige, welches die andere Liebe verſchwendet." [28])

27) So konnte ſogar der König Alphonſus von Aragonien ſagen: qu'il avoit mis son coeur en trop haut lieu.

28) Aehnliche Grundſätze habe ich aus dem Ariſtänet im achtzehnten Buche angeführt. Sie liegen auch bey den mehrſten griechiſchen Romanen zum Grunde.

Man ſetzte den höchſten Werth der Liebe in jene Spannung der Phantaſie, in jene Beſchäftigung, welche die Ueberwindung eines weiblichen Herzens und ſeiner Bedenklichkeiten hervorbringt. Daher rührt auch die Meinung, daß der körperliche Genuß die Liebe tödte, und daß der Stand des Liebhabers unendlich glücklicher ſey, als der des Mannes. [29])

Bald mußte die Intrigue nach dem Geiſte der Zeit eine gewiſſe regelmäßige Form, wenigſtens in der Dichterwelt, erhalten. Es wurden die Regeln beym Angriff, bey der Vertheidigung, bey der Dauer des Verhältniſſes feſtgeſetzt; kurz! es entſtand eine Art von Taktik der Liebe. Es ward ſogar die Zeit feſtgeſetzt, wie lange der Liebhaber harren dürfe, ehe er die letzte unnennbare Gunſt zu fordern berechtigt ſey. Sieben Jahre mußte er warten nach dem Beyſpiele des Erzvaters Jakob, der ſieben Jahre um Rahel gedient habe. Ließ ihn aber ſeine Dame alsdann unbelohnt, ſo durfte er brechen, und ſich an eine andere wenden. [30]) Unterdeſſen ward ſeine Treue, und beſonders ſeine Verſchwiegenheit auf die Probe geſetzt. Dieſe Lehren wurden zuweilen in ſinnreichen Allegorien vorgetragen, und lange ehe Guillaume Loris ſeinen Roman von der Roſe in Frankreich ſchrieb, [31]) hatte Pierre Vidal eine Kunſt zu lieben in einem ſinnreichen Geſpräche zwiſchen ſich und dem Amor, in Begleitung der Dame Mercy, der Demoi-

29) Artikel: Gui D'uiſel, Alamanon, und Peyrols.

30) Artikel: Comteſſe de Die, und Raimond Vidal de Besodin.

31) 1229.

feße Pudeur, und dem Ecuyer Loyauté entwickelt. „Die Liebe, sagt er darin," entsteht im Herzen, wo sie vom Willen ernährt wird, wenn der Gedanke sie geboren hat. Sie lebt von Freude und Frohsinn: sie entzündet sich, und geräth in Flammen durch die Verfolgungen treuloser Nebenbuhler. Sie wächst und vervollkommnet sich, wenn die Falschheit dieser letzten aufgedeckt wird. Sie verdankt dem zärtlichen Blicke ihr Daseyn, und wenn Freude und Zufriedenheit hinzutreten, ist sie in ihrem größten Wachsthume. Der Schildknappe der Liebe, Loyauté durchbohrt den träumenden, nachdenkenden Liebhaber mit seinem Pfeile. Er dringt mit den Seufzern zwischen Ohren und Augen ein, und, o Wunder! der Streich trennt nicht die Herzen, er vereinigt sie, und bildet aus zweyen eins. Aber seine Pfeile können unter Männern und Weibern nur diejenigen erreichen, die ein offenes, biederes Herz haben. Menschen, die für Geld Weiber nehmen, Weiber, die sich für Geld hingeben können, sind keine Unterthanen der Liebe. — Der Ritter ist berechtigt, seine Dame zu verlassen, und sich nie wieder mit ihr auszusöhnen, wenn sie nach dem Geschenke der unnennbaren Gunst noch für einen andern die nehmliche Gefälligkeit hat. Dieß Laster kann nicht abgewaschen werden. Denn so wie die Tugend den höchsten Reiz der Frauen ausmacht, so giebt es nichts Schändlicheres, als ihre Ausschweifung. Die Damen sind das Modell der Courteoisie. Man muß sie außerordentlich ehren, wenn ihre Aufführung untadelhaft ist."

Giraud de Calanson sagt in den Vorschriften, die er den Troubadours giebt: „Lehre die Regeln der Liebe, ihre Privilegien, ihre Gegenmittel. Erkläre ihre ver-

ſchiedenen Stufen: wie ſie ſchnell wächſt, wovon ſie lebt, wie ſie abnimmt, wie ſie betrügt und ihre Diener verzehrt!"

In dieſe Kunſt zu lieben brachte man die Förmlichkeit der damahligen Zeit. Man weihte ſich dem Dienſte der Damen, und ward von ihnen darin aufgenommen, unter gewiſſen Ceremonien, die von der Lehnsinveſtitur entlehnt waren. [32]) Man trug Gürtel, Ringe, Aermel der Dame, und ſie nahm wieder ſolche Zeichen der Liebe von ihrem Liebhaber an. [33]) Man ließ Meſſen leſen, und brannte Kerzen, um die Spröde zu erweichen. [34]) Man ließ ſich, wenn man brechen wollte, durch einen Prieſter die Abſolution geben, [35]) oder die neue Geliebte forderte wenigſtens eine Erlaſſung des Schwurs von der Verlaſſenen, [36]) ehe ſie die Aufwartung des vorhin gebundenen Liebhabers annahm.

So erſcheinen die edleren Geſchlechtsverbindungen von der gewöhnlicheren Art in der Dichterwelt der Troubadours, und beſtehen neben denen von der höheren, geiſtigeren Art. Sie geben Veranlaſſung zu einer Menge von elegiſchen Situationen. Es fragt ſich: waren ſie in die wirkliche Welt übergegangen? und dann: waren ſie allgemein verbreitet?

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer oder jener Ritter oder Troubadour mit ſeiner Dame wirklich in ſolchen Verbindungen geſtanden habe. Aber häufig

32) Raimond Jordan, Vicomte de St. Antoni und Guillaume de St. Didier.

33) Raimond Vidal de Besodin

34) Arnaud Daniel.

35) Guillaume de Balaun

36) Bertrand de Born.

ſind ſie gewiß nicht geweſen, dieſe Verbindungen, und nirgends finden wir ſichere, aus den Werken der Troubadours ſelbſt genommene Beweiſe, daß dergleichen Verhältniſſe zwiſchen einer verheiratheten Dame und ihrem Liebhaber unter Autorität der Sitten, und mit Genehmigung des Gatten beſtanden hätten. [37]) Vielmehr finden wir häufige Klagen über die Eiferſucht der Männer, und die Verläumdung der Auflaurer.

Alle Schilderungen der Sitten der damahligen Zeit, womit die Sirventen der Troubadours ſo häufig angefüllt ſind, beweiſen ihre Verdorbenheit. Jene langen Prüfungen der Liebhaber, ihre Beharrlichkeit, Treue, Diſcretion, werden vom Anfange des zwölften Jahrhunderts an, bis zu Ende des drenzehnten hin, als längſt veraltete Vorzüge geſchildert. Häufige Satyren auf die Weiber ſtellen dieſe in dem ſchlechteſten Lichte dar: einem Jeden feil für Geld, ausſchweifend in ihren Begierden, ausgelernt in den Künſten der Koquetterie. Eben ſo häufig ſind die Klagen über Ehebruch, und die Ungewißheit der Väter, ob die Kinder, welche ihre Gattinnen ihnen zuſchieben, auch die ihrigen wären. [38])

Kein Wunder alſo, wenn jene edleren Verbindungen ſelbſt den Dichtern, die ſie zum Stoffe ihrer Kom-

37) Was Millet unter dem Artikel: Guillaume de St. Didier anführt, beweiſet gerade das Gegentheil. Der Vicomte de Polignac ſang ſeiner Gattin Verſe vor, worin der Mann in die Intrigue einwilligt, aber ohne zu wiſſen, daß ſie für ihn gemacht waren. Ohnehin iſt das Ganze offenbar eine Dichterfiktion.

38) S. beſonders die Artikel: Arnaud de Carcasses, Pierre de Corbian, Cavaulin le vieux, Vaqueiras, Savary de Maulcon, Folquet, und andere mehr.

poſitionen brauchten, oft lächerlich wurden; wenn Scherz und Ernſt zuweilen in ein und das nehmliche verliebte Gedicht gemiſcht wurden! Manche Elegien haben einen ſo ſkurriliſchen Anſtrich, [39]) daß man den Schalk, der im Herzen lacht, während Mund und Auge weinen, nicht verkennen kann. Daher denn auch jene dritte Art, über die Liebe zu denken, die wir neben den beyden erſten zuweilen in den Werken eines und deſſelben Troubadours antreffen. Denn wenn er bald von einer bloß auf Ruhm und Ehre gebaueten Liebe begeiſtert zu ſeyn ſcheint, ſo wird er bald darauf von den kühnſten Hoffnungen, oder von Dankbarkeit für die genoſſene Frucht ſeiner Beharrlichkeit belebt; und endlich verſichert er: „man müſſe in der Liebe die Sache nicht zu ernſthaft nehmen, darüber lachen und ſcherzen, nie bitten, ohne zugleich zu nehmen, und beſonders jene Verwegenheit nicht vernachläſſigen, ohne welche in der Liebe nichts auszurichten ſey!“ [40])

Unſtreitig hat es alſo damahls bereits Ketzer gegeben, welche an der Wirklichkeit der hohen Beſtimmung der Liebe gezweifelt, und in ihr eine bloß ſinnliche Leidenſchaft, einen durch Vermiſchung von etwas Witz und Gefühl zur geſelligen Unterhaltung dienenden Zug zwiſchen beyden Geſchlechtern geſehen haben. Daher die häufigen Tenzons über die Fragen: ob eine Dame, die Allen gefällig wäre, derjenigen vorzuziehen ſey, die nur die Aufwartung eines einzigen Liebhabers leide, aber

39) S. beſonders Bernard de Ventadour, und Doria, und Cigala.

40) Giraud de Borneil, Deudes de Prades, Faidit, u. a. m.

en dieſen grauſam ſey? [41]) ob der Ruhm, den man
den Augen der Geliebten gewinne, den leicht zu
erbenden ſinnlichen Genuß aufwiege? [42]) Ob das
ge Harren, oder der leichte Sieg den Vorzug ver-
ne? [43]) u. ſ. w. Daher die höchſt ſittenloſen Ge-
hte, die ſehr ſchlüpfrigen Erzählungen und Paſtorellen
rin berückte Männer und leicht errungene Siege ge-
ldert werden: Granet, Folquet, Marcabas,
igues de St. Cyr, Guillaume de Bergedan,
naud de Carcasses, Pierre de Corbian, Figuie-
, u. a. m. Daher endlich jene ruhmredigen eitein
fzählungen von beſiegten Damen, unwiderſtehlichen
rzügen, und Verführungskünſten der Troubadours.
rdel und Arnaud de Marsan.

Kurz! Alles beweiſet, daß wenn die edlere Art über
Liebe zu denken den Stoff zu einer höheren Gattung
rliebter Gedichte hergab, dieſe dennoch keinesweges
ein herrſchender Ton in der Dichterwelt, und noch
niger in der wirklichen geweſen ſey. Nirgends aber
den wir die Idee, daß der ſinnliche Genuß entehrend
r die Würde des Menſchen und der Liebe ſey, und daß
r edlere Menſch, wenn die Umſtände es geſtatteten,
h dennoch deſſelben freywillig enthalten müſſe. —

41) Folquet.
42) Sordel.
43) Guillaume de la Tour.

Siebentes Kapitel.

Ideen der Dichter unter den übrigen Nationen von Europa über Liebe und Geschlechtsverbindung.

Im nördlichen Frankreich finden wir die Spuren derjenigen Denkungsart, wornach die Liebe eine bloß auf geistigen Genuß beschränkte Verbindung seyn sollte, viel weniger häufig. Dagegen ist diejenige, wornach die Liebe in einer verfeinerten Sinnlichkeit gesetzt wurde, hier ausgebildeter als im südlichen Frankreich anzutreffen. Ihr Wesen ist besonders von Wilhelm Loris in dem Roman der Rose, der ums Jahr 1260 geschrieben wurde, auseinander gesetzt worden. Er enthält eine allegorische Darstellung der Schicksale einer auf Galanterie gegründeten Verbindung, und er hat einen zu großen Einfluß auf den Geschmack seiner Zeitgenossen und der nachfolgenden Generationen gehabt, um nicht eine kurze Idee davon zu geben. [44])

Ein Jüngling wird beym Anblick einer Rose von Amors Pfeilen durchbohrt. Er sinkt ohnmächtig hin, aber bald ermuntert er sich wieder, und stürzt voll schnöden Verlangens durch die verwachsene Dornenhecke, um die Rose zu pflücken. Vergebens! Seine Verwegenheit wird mit unzähligen Stichen bestraft. Er würde auf immer geflohen seyn, aber Amor will den Vasallen nicht fahren lassen; er durchbohrt ihn mit einem neuen Pfeile beau semblant. Dieser schlägt

44) S. Corps d'extraits des Romans de Chevalerie par le Comte de Tressan. Paris 1782.

war eine neue Wunde, führt aber auch einen Bal-
am mit sich, der ihre Schmerzen lindert.

D'une part m'oingt, d'autre me cuit,
Ainsi il m'aide, ainsi me nuit.

Amor gesellt ihm einige Gehülfen bey: doux pen-
ser, doux regard, doux parler. Zugleich öffnet
ihm bel accueil, fils de Courtoisie, den Weg durch
die Dornenhecke zur Rose, aber unter der ausdrück-
lichen Verwarnung, sie nicht zu pflücken, nicht ein-
mahl ein Verlangen darnach zu äußern. Unnütze
Vorsicht! Kaum hat sich der Liebhaber der Rose bis
auf einige Schritte noch genähert, so streckt er schon
die Hand nach ihrem Besitze aus. In dem nehmli-
chen Augenblicke stürzt ein Ungeheuer auf ihn los,
mit Nahmen Dangier, und verjagt bel Accueil
und den Liebhaber. Zitternd flieht bel Accueil, und
sein Freund zieht sich verzweiflungsvoll in einen Win-
kel, woraus seine Augen kaum den Ort entdecken
mögen, der seine Geliebte umschließt. Dame Raison
unternimmt es, ihn von seiner Liebe zu heilen; aber
umsonst! Williger leiht er sein Ohr dem Trost und
dem Rath eines jungen Mannes, Nahmens Ami.
Dieser ermuntert ihn, zum Dangier zurückzukehren,
und das Ungeheuer zu besänftigen, durch reuige Thrä-
nen, und heilige Versicherungen mehrerer Enthaltsam-
keit wieder Eingang zu gewinnen. Der Liebhaber
folgt dem Rathe. Dangier empfängt Anfangs Beyde
mit Vorwürfen und schrecklichen Drohungen: aber
auf die Länge widersteht er nicht ihren vereinigten
Bitten. Franchise und Pitié, zwey sanfte, liebens-
würdige und überredende Nymphen sprechen endlich

den Dangier ganz zur Ruhe. Er zieht ſich zurück, und läßt den Liebhaber unter den Händen des bel Accueil, der nur auf dieſe Gelegenheit gelauert hatte, um ſeinen Liebling bey der Roſe wieder einzuführen. Der Liebhaber findet ſie ſchöner als jemahls. Geblendet von ihrem Glanze, ſenkt er ſeine Augen nieder, erhebt ſie bald aber zu neuer Bewunderung. Eine Zeitlang ſteht er in ſich ſelbſt verloren. Sein Herz ſchlägt hoch auf, und dem halbgeöffneten Munde entfahren brennende Seufzer. In dieſem Augenblicke fährt Venus in ihrem mit Tauben beſpannten Wagen vorüber. Die Schönheit, die Lage des Jünglings rühren die gutherzige Göttin. Sie nimmt ihn unter ihren Schutz, führt ihn ſelbſt zum Roſenbuſch, beugt ihm den Zweig, der die Roſe trägt, entgegen, und der Glückliche drückt den feurigſten Kuß auf ihre Blätter. Noch kleben ſeine Lippen darauf, ſchon röthet eine höhere Farbe die Roſe, — als ein widriges Geſchrey zu früh dieſes himmliſche Entzücken ſtört. Es iſt die Verläumdung Malebouche, die es erhebt. Sie hat das Glück der Liebenden mit ſchelem Blicke belauſcht: Venus flieht erſchrocken davon. Drey Ungeheuer, Furcht, Scham, Neid, angezogen durch die Loſung ihrer Gefährtin Malebouche, eilen dagegen heulend herbey. Sie ſchleifen den Liebhaber, der ohnmächtig zu den Füßen des Roſenſtocks niederſtürzt, zugleich mit Bel Accueil in die Höhle, welche Dangier auf immer bewacht. Hier bauen ſie für Beyde einen Thurm zum ewigen Gefängniß: hier beladen ſie den Liebhaber mit Ketten. Verdammt zu unendlichen Qualen liegt er hier, und fleht vergebens den Himmel um Vernichtung an. Gramvolle Erinnerung,

hmerz, Vorwürfe, martern ihn mit jedem Augen-
ke zu Tode, um ihn im folgenden zu noch härtern
alen wieder zu erwecken.

So weit der erste Verfasser dieser ingenieusen Alle-
rie, die in der Folge von einem andern mit minderem
ücke geendigt ist.

Ihr Sinn geht dahin, den Gang, den ein edleres
beverständniß zu nehmen pflegt, zu beschreiben. Die
chönheit zieht an, und erweckt sinnliche Begierden.
ber der Liebhaber zieht sich bey den Schwierigkeiten,
e sich ihrer Befriedigung entgegen setzen, zurück. Ein
ntiger Blick der Dame giebt ihm neue Hoffnungen, und
sucht ihre Gunst durch ein einnehmendes Betragen
nd längere Aufwartungen zu gewinnen. Diese öffnen
m auch den Weg zu ihrem Herzen, jedoch unter der
edingung, daß er ihrer Unschuld schonen soll. Die
Sinne verleiten ihn bald zu verwegenen Angriffen, und
ie Furcht vor den Folgen bewegt seine Geliebte, ihn
us ihrer Gegenwart zu vertreiben. Er ruft seine Ver-
unft zu Hülfe; aber umsonst! Ein Freund räth ihm,
u seiner Geliebten zurückzukehren. Seine Reue, sein
Biedersinn, bewegen die Schöne zum Mitleid, ihre Be-
orgnisse verlieren sich, sie schenkt ihm ihre vorige Freund-
chaft wieder, zu der sich bald Gegenliebe gesellet. Die
ngste Vereinigung erfolgt: aber sie wird auch bald von
ber Verläumdung wieder gestört, und beyde Liebende
werden ein Raub dauernder Qualen. [45])

Die Grundsätze dieser Art über die Liebe zu denken
waren in der Dichterwelt des nördlichen Frankreichs

45) Das Original dieses Romans enthält mehrere Stellen, welche den Anstand auf das gröblichste beleidigen, die Tressan aber verwischt hat.

die nebulichen, wie in der des südlichen. Der Liebhaber muß sich durch ruhmwürdige Thaten vor den Augen seiner Geliebten auszuzeichnen suchen: dafür darf er öffentliche Beweise ihrer Gunst fordern, die seiner Eitelkeit schmeicheln, dem tapfern Ritter darf sich die Schöne ergeben: er muß aber seiner Seits verschwiegen, und von unverbrüchlicher Treue seyn. [46])

Daneben bestand eine sehr leichtsinnige Art, über die Liebe und über den Werth der Weiber zu denken. [47]) Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Grundsätze, welche Gujart, ein Dichter aus dieser Periode, in seiner Kunst zu lieben vorträgt, hierher zu setzen, da sie die Aehnlichkeit mit denjenigen, welche in der Kunst zu lieben des Ovid enthalten sind, beweisen. [48])

46) Beweise findet man beym Le Grand, Fabliaux, ou Contes du douxieme et troisieme Siecle: in den Geschichten: die drey Ritter mit dem Hemde: das Gespenst: das Lied von Laval: und das Thal der Ungetreuen. Ganz in diesem Sinne sind auch die Regeln der Liebe, die uns St. Palaye aufbewahrt hat. Es heißt unter andern darin: „Je freygebiger die Dame mit ihrer Gunst gegen euch ist, um so eifriger muß ihr versichern, daß sie euch nichts gewährt. Laßt euch nie durch das Anringen eurer Freunde zur Verrätherey bewegen. Rühmt um so lauter die Tugend der Dame, je williger sie ist, euch damit ein Opfer zu bringen." S. 3ter Th. S. 399. in der deutschen Uebersetzung.

47) Diese Denkungsart ist bey den Fabliers die häufigere. Man sehe die Erzählungen: das bezauberte Schwert: der übelgeschnittene Mantel: der Scharlachrock: die Franciskanerhosen u. s. w.

48) Fabliaux et Contes du douxieme et troisieme Siecle par le Grand T. II. p. 61.

„Ihr müßt, sagt der Autor, der Dame euer Leiden klagen, sprechen: ich ziehe den Tod durch eure Strenge dem Glück durch die Güte jeder andern vor. Vielleicht ergiebt sie sich nicht gleich auf diesen ersten Angriff, und zeigt einigen Stolz. Laßt euch nicht abweisen, seht sie oft, verliert sie nicht aus den Augen: die Weiber sind leichtsinnig: es bedarf nur eines Augenblicks, um das Andenken langer Dienste auszulöschen. Vor allen Dingen empfehle ich euch nichts zu verlangen, als bis ihr von ihrer Gegenliebe überzeugt seyd. Aber sobald das süße Bekenntniß über ihre Lippen gekommen ist, so legt alle eure Talente aus, und denkt ernsthaft daran, Land zu gewinnen. Grüßt ihre Nachbarinnen, begegnet ihren Gespielinnen mit Artigkeit, gewinnt die Dienstboten mit Geschenken und Versprechungen: Vernachlässigt Keinen! Wenn die Dame von Jedermann euch loben hört, so wird sie sich ihrer Wahl freuen, und euch stärker lieben. Sicher von ihren Gesinnungen, späht den Augenblick aus, worin sie allein ist. Geht zu ihr: fordert einen Kuß. Sie wird ihn abschlagen: raubt ihn, und seyd versichert, in ihrer Seele weiß sie euch Dank dafür. Kehrt am folgenden Tage wieder zurück, und nehmt einen zweyten. Diesen wird man euch willig geben. Nehmt einen, zwey: sucht sie so schmackhaft, (savoureux,) als möglich, zu geben. Dieß entflammt die Sinnen der Weiber am stärksten. — Habt ihr endlich die letzte Probe der Liebe empfangen, so werdet ihr sehen, daß sie sich noch enger an euch hängt. Findet ihr sie von eurer Seite offenherzig, sanft, kurz! so wie sie euch gefällt; so hängt euch gleichfalls an sie, dient ihr mit Treue, sieht allenfalls nicht an, sie zu heirathen.

Aber wenn ihr Charakter, ihr Verſtand, ihre Aufführung euch mißfällt, ſo verlaßt ſie, u. ſ. w.“

Bey den Deutſchen iſt der nehmliche Geiſt ſichtbar, den wir bey den Provenzalen finden, deren Dichter höchſt wahrſcheinlich auf den Geſchmack unſerer Minneſinger Einfluß gehabt haben. [49])

Wir finden auch hier Spuren jener uneigennützigen Denkungsart, die ſich auf einen geiſtigen Genuß beſchränkte. Bodmer [50]) hat mehrere Beyſpiele davon zuſammengeſtellt, die aber dasjenige, was er daraus folgert, nehmlich willkührliche Bezähmung der Begierden, um des Stolzes der Selbſtbeherrſchung willen, [51]) nicht beweiſen.

König Wenzel von Böheim ſagt zwar: [52]) „Die Minne darf auf mich ſtolz ſeyn. Ich hatte ſie umfangen, und küßte ihre klaren, zarten, ſüßen Lippen. Aber mein Wille lehnte ſich nicht wider ihre Keuſchheit auf, obgleich das vielgeliebte Weib mein Herz mit ganzer Liebe eingenommen hatte. Mein Wille war den Augen und dem Herzen leid. Mein Leib zürnte, daß ich den Genuß der Liebe mied. Dieß machte die Vollkommenheit meiner Liebe, und ihre keuſche Vortrefflichkeit. Nun habe Dank, der ſeine Dame, (Frowe) ſo pflegt, wie ich der reinen ſanften Frucht. Ich brach die Roſe nicht, und hatte ſie doch in meiner Gewalt u. ſ. w.

49) Bodmers neue kritiſche Briefe. Zürich 1763. 13ter und 14ter Brief.

50) In den eben angeführten neuen kritiſchen Briefen. S. 381.

51) Er nennt es Meiſterſchaft uber die Gedanken.

52) Nach dem Originale in Gleims Gedichten nach den Minneſingern. Berlin 1773.

Dieſe Verſe ſchildern die Empfindungen eines Mannes, der mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, daß er ſeine Pflicht gethan, und Begierden unterjocht hat, deren Befriedigung auf Koſten der Unſchuld ſeiner Dame hätte erkauft werden müſſen: eine Empfindung, die über eine fanatiſche Enthaltſamkeit eben ſo weit erhaben iſt, als ſie noch unter der platoniſchen Seelenliebe ſteht.

Eben dieſer Wilhelm von Böhmen ſingt, als er zwey Liebende ſieht, die ſich umarmen und küſſen: „da das erging, da iſt auch mehr ergangen!“ [33]) Man ſieht daraus, welches Vertrauen er in die Selbſtbeherrſchung der mehrſten Liebhaber ſetzte.

Die übrigen von Bodmer angeführten Beyſpiele beweiſen gerade das Gegentheil von demjenigen, was ſie beweiſen ſollen. Der Graf von Rottenlaube beklagt ſich über die Sprödigkeit ſeiner Dame: „das Liebesſchickſal ſpottet meiner, ſagt er. Es gab mir etwas, das ich nicht habe. Was nützet mir Gold in Indien? Mir ſcheint das Glück der Liebe, wie dem Kaiſer der Karfunkel in ſeiner Krone. Er hat ihn ſo, daß man ihn auf ſeinem Haupte nicht ſchimmern ſieht. Mein Mädchen iſt ſo wohl verwahrt, als dieſer Stein, der zu Aachen im Rheine liegt.“ Dieſe gezwungene Enthaltſamkeit kann dem Liebhaber nicht zum Ruhme gereichen. — Die letzte Stelle endlich, die Bodmer aus dem Dietmar von Aſt anführt, iſt ein ſehr unſittliches Geſpräch zwiſchen dem Liebhaber und ſeiner Dame. Er hat geſchwatzt, und darüber ſeinen Abſchied erhalten. „Was er den Leuten von mir geſagt, das verdrießt mich heute und immerdar. Er verliert damit meine Huld.“ So

33) Gleims Gedichte nach den Minneſingern. S. 26.

ſpricht die Dame, und dieß iſt die Veranlaſſung zu dem Gedichte. Der Liebhaber ſingt: „Was war es nöthig, daß ich wegen eines Weibes um Freyheit und um den Verſtand kommen ſollte. Es iſt nicht ſo ſtark verwahrt! — Eine Sache wollte ich gerne der Dame in Erinnerung bringen, wäre ſie nicht ein Schlag auf ihre Stirne: ſie ſollte daran denken, ob ſie jemahls wie eine Närrin bey mir gelegen habe.“

Dieſe nicht anſtändige Aeußerung enthält offenbar den Vorwurf einer Schwachheit der Dame, den ihr der Dichter macht, um ihre jetzige Sprödigkeit in ein unvortheilhaftes Licht zu ſetzen. Darauf antwortet die Dame mit einem noch unanſtändigern Vorwurfe. „Was half es, daß er wie ein Narr bey mir gelegen hat? Ich ward doch niemahls ſeine Frau!“ — Dieſe Worte können nie auf eine willkührliche Enthaltſamkeit, ſondern nur auf ein phyſiſches Unvermögen hindeuten.

Laſſen wir daher die Idee an eine fanatiſche Enthaltſamkeit, oder gar an eine platoniſche Seelenliebe ganz fahren. Der deutſche Dichter fühlte ſo wie ſeine Nachbaren, daß Pflicht und äußere Umſtände dem Beſtreben nach gänzlicher Vereinigung zuweilen Grenzen ſetzten, und daß dieß beſchränkte Verhältniß zu vielen, für die Dichtkunſt brauchbaren Situationen, Anlaß gab. Hat es auch einen Robert d' Arbrissel unter ihnen gegeben; ſo iſt ſein Geſchmack gewiß nicht der herrſchende geweſen, und die Tugend hat unſtreitig nichts dabey verloren. [54])

Uebrigens finden wir bey den Minneſingern neben jenen edleren Grundſätzen auch eine ſehr leichtſinnige Art, über die Liebe zu denken.

54) Bayle Dict. phil. et crit. Article Fontevraux.

In England ſchrieben die Dichter des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts franzöſiſch und lateiniſch: [55]) in Italien provenzaliſch. [56]) Sie treffen mit den Dichtern des nördlichen und ſüdlichen Frankreichs zuſammen. In den nordiſchen Sagen finden wir Spuren eines ähnlichen Geiſtes, die aber wenig ausgebildet ſind. [57])

Achtes Kapitel.

Ideen der Romanenſchreiber aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte über Galanterie und Liebe. Romane vom Hofe Karls des Großen.

Es iſt beynahe unmöglich, dem Alter der Romane und der Zeitfolge, worin ſie verfertigt ſind, auf die Spur zu kommen. Wir beſitzen noch keine diplomatiſche Prüfung der äußern Form derjenigen Handſchriften, welche für die älteſten angegeben werden. Außerdem wiſſen wir nicht, ob dieſe Handſchriften den Roman, ſo wie er in Umlauf gekommen iſt, und uns in unſern Exemplaren vorliegt, enthalten. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß der Stoff zu den mehreſten Werken dieſer Art, die wir jetzt in Proſa, und in

55) Warton's History of english Poetry. London 1774. p. 39. und Eſchenburgs Geſchichte der engliſchen Poeſie. Nachträge zum Sulzer B. 3. St. 2. S. 267.

56) Eichhorns allgemeine Geſchichte der Kultur. Erläuterungen. S. 97.

57) Mallet Introduction à l'histoire de Dannemarc.

verschiedene Sprachen übersetzt, besitzen, aus älteren kürzeren Gedichten des nehmlichen Inhalts, oder wenigstens aus lateinischen Legenden, entlehnt sey. Aber die Uebersetzer haben gemeiniglich ihr Original durch Zusätze verlängert, welche das Urtheil über die Sitten der Zeit, worin das Gedicht verfertigt seyn kann, äußerst zweifelhaft machen. Bey jeder neuen Auflage, welche der Roman erhalten hat, ist beynahe immer etwas verändert. Sagt man uns daher gleich, dieser oder jener Roman sey der älteste: sey in diesem oder jenem Jahrhunderte verfertigt; so fragt es sich immer wieder: ist das Exemplar, was wir in Händen haben, eine getreue Abschrift, oder ein genauer Abdruck desjenigen, den der Zeitbestimmer vor sich hatte?

Der Ursprung der Romane des Mittelalters ist unstreitig in den Legenden zu suchen, welche im zehnten und eilften Jahrhunderte häufig verfertigt wurden, um den Verlust derjenigen zu ersetzen, welche die fast allgemeine Zerstörung der Klöster durch die Normänner vernichtet hatte. Man legte mündliche Sagen dabey zum Grunde, ließ aber zugleich eine Menge eigener Erfindungen mit einfließen, um die Gemüther durch das Wunderbare desto mehr anzuziehen, und die Ehre der Heiligen und Reliquien zu verherrlichen. Dieß Zeitalter war überhaupt sehr aufgelegt zu frommen Betrügereyen. [58])

Einmahl gewöhnt, zu Erreichung gewisser Absichten die heilige Geschichte mit abentheuerlichen Erfin-

58) Die falschen Dekretalen, die Briefe Christi, u. s. w. dienen zum Beweise. Man nannte diese Verfahrungsart sehr naiv: pro pietate mentiri. Schmidts Gesch. d. Deutsch. 2. T. S. 375. Edit. 1784.

dungen zu schmücken, wandte man diese Kunst bald auf die weltliche Geschichte an, wenn die Hierarchie ihre Rechnung dabey fand, den Gemüthern eine gewisse Richtung durch falsche Ideen, und Uebersp[a]nnung der Phantasie zu geben. Die Mönche hatten den Hauptantheil an Werken dieser Art. Sie legten Sagen dabey zum Grunde, die sich durch Volkslieder auf ihre Zeitgenossen fortgepflanzt hatten. Die Geschichtbücher in der heiligen Schrift, und die Chroniken der Zeit waren ihre nächsten Vorbilder, aber die Geschichtschreiber der Römer, die alte Mythologie, und verschiedene orientalische Ideen, waren ihnen nicht unbekannt. Die ersten Romane sind weiter nichts, als wunderbare Geschichten, bey denen wahre Begebenheiten und Personen zum Grunde liegen. Je mehr sich der Roman der Legende nähert, und ascetische Absichten verräth: je weniger ausgesponnene Liebesintriguen er enthält: je unausgebildeter die Begriffe von irrender Ritterschaft darin erscheinen: endlich, je roher sich die Gefuhle von Humanität, Courtoisie, und Galanterie, je ungebändigter sich die Leidenschaften darin äußern, um desto älter ist der Roman. Schon nach diesen Bestimmungen würde des: Joannis Turpini de vita Caroli Magni et Rolandi historia, (die Geschichte Karls des Großen und Rolands von Turpin) eines der ältesten Werke dieser Art seyn. Im Jahre 1094 ward ein Zug gegen die Saracenen in Spanien unternommen, und zwey Jahre darauf fingen die Kreuzzüge an. Um diese Zeit zog man die Volkssagen von Karl dem Großen, und Roland, dessen Schlachtgesang damahls noch in Jedermanns Munde war, hervor, und verfertigte davon eine

legende, die dem Erzbischoff Turpin beygelegt wurde. Es ist ausgemacht, daß dieß Werk zu Anfange des zwölften Jahrhunderts geschrieben sey. Es ist das älteste dieser Art, das wir besitzen. Daß kein älteres existiert habe, läßt sich darum nicht behaupten. Die Absicht dieser wunderbaren Geschichte geht dahin, zur schwärmerischen Tapferkeit gegen die Saracenen zu entflammen, und zu gleicher Zeit vor aller Ausgelassenheit der Sitten zu warnen, welche den Kreuzfahrern so sehr vorgeworfen wird.

In diesem Werke, welches bey weitem nicht so weitläuftig als die spätern Romane ist, wird auf die Bücher der Richter, der Könige, der Maccabäer, eine unverkennbare Rücksicht genommen. Der Riese Ferracutus ist offenbar nach Goliath, Roland nach Simson, Josua oder David geformt. In einer Schlacht, die Karl der Große den Saracenen liefert, und worin viertausend Mann auf dem Platze bleiben, muß die Sonne drey Tage lang still stehen. Simson und die Maccabäer werden als Heldenmuster aufgestellt.

Der Verfasser hat aber auch Kenntniß von der profanen Geschichte gehabt. Wenn er von der Schlacht von Ronceval spricht, eifert er gegen die Gewohnheit, Weiber in den Krieg und in die Läger mit zu nehmen, und beruft sich auf die Beyspiele des Darius und Antonius, die durch ihre zu große Anhänglichkeit an ihre Frauen unglücklich geworden sind.

Von orientalischen Ideen findet man nur schwache Spuren. Rolands Schwert, Duranda, das Felsen

durchschneidet, und sein gewaltiges Horn, könnten vielleicht allein dahin gerechnet werden. [59])

In diesem Romane finden wir nicht die geringste Spur von Galanterie. Es herrschen vielmehr darin Mönchsideen von dem Werthe der Enthaltsamkeit von aller Liebe zur Kreatur.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Reihe von Romanen, wozu die Geschichte Karls des Großen den Stoff hergegeben hat, zunächst auf diese Legende von Turpin gefolgt ist. Denn das große Ansehn, welches sie sogar durch päbstliche Sankzion erhielt, hat ihr wahrscheinlich Nachahmer verschafft.

In diesen Romanen vom Hofe Karls des Großen treffen wir gar nichts von jener höheren Denkungsart über die Liebe an, die sie als eine auf geistigen Genuß beschränkte Verbindung zwischen beyden Geschlechtern betrachtet. Selbst die veredelte Liebe der zweyten Art, die verfeinerte Sinnlichkeit, ist sehr wenig darin ausgebildet. Ueberhaupt sind die Liebesabentheuer den ritterlichen sehr untergeordnet, und dienen höchstens dazu, der Erzählung der Kriegesbegebenheiten einige Abwechselung zu geben.

Im Ogier le Danois [60]) verliebt sich der Held in die Tochter eines Chatellain, — mithin in eine Person

59) Und diese lassen sich gleichfalls weit leichter aus der heiligen Schrift erklären. Z. B. aus Josuas und Gideons Posaune, aus Simsons Instrumente, womit er den Philistern vorgespielet hat, und welches noch jetzt in der Kunstgeschichte als ein Horn dargestellt wird, u. s. w.

60) Ich habe diesen Roman in einer Edition, mit gothischen Lettern in Oktav zu Paris bey der Wittwe Bonfons ohne Jahrszahl gedruckt, vor mir. Ich halte ihn für einen der älteren,

von geringerem Stande, als er war, — und sie wird ohne weitere Umstände schwanger von ihm. [61]) Ogier tröstet sie, indem er ihr die Ehe verspricht, wenn er sich vorher durch tapfere Thaten würde ausgezeichnet haben. [62]) Aber er hält nicht Wort. Nach seiner Wiederkunft meldet ihm seine Geliebte, daß sie einen Sohn geboren habe, und bittet ihn, zu ihr zu kommen. Aber Ogier begnügt sich, ihr mehrere Gewänder von Wolle und Seide zu senden, und den Sohn zu sich zu nehmen. Der Mutter wird nicht weiter gedacht.

Bey dem Zweykampfe zwischen Ogier und dem saracenischen Helden Carabeu läßt ihn der erste mit den Worten herausfordern: que je lui devancerai pour aller en France, et que sa Dame conquesterai au tranchant de l'epée, (daß er ihm

und vermuthe, daß er unter Ludwig dem Siebenten oder Philipp dem Zweyten, (1068 — 1181.) verfertigt ist. Es hat aber offenbar ein älteres Gedicht dabey zum Grunde gelegen, dessen auch am Ende erwähnt wird.

61) Der Auszug, der in der Bibliothek der Romane steht, weicht ganz von der Edition ab, die ich vor mir habe. In dieser steht ganz kurz: Cependant qu'il étoit prisonnier, avoit fortifié leurs loyales amours, et par tant de fois, que la Dame se trouva grosse d'enfant. Jener Auszug schiebt hier Umstände ein, um den Fall des Mädchens zu beschönigen.

62) Ha! Dame, disoit Ogier, laissez ces paroles; car Vous pouvez cognoître la loyauté, qui est en moi, et tant que Dieu me donnera vie, je ne Vous oubliérai. Mais pour l'amour de Vous ferais de beaux faits d'armes, quelque part que je sois, et moi retourné, s'il plaist à Votre pere, je Vous épouserai, et prendrai à femme.

den Weg abgewinnen würde, um ihn abzuhalten, in Frankreich einzudringen, und daß er ihm seine Dame mit der Schneide des Schwerts abgewinnen wolle.) Carahieu willigt sehr gern in die Bedingung, daß die schöne Gloriande dem Sieger bleiben solle. Denn sie macht sein höchstes Gut aus, und er kann sie keinem Bessern lassen. Er bittet darauf den Vater seiner Geliebten, sie mit ihrem schönsten Putze bekleidet als Zeugin des Kampfs auf das Schlachtfeld zu senden. „Denn, sagt er, ein so edles Bild und so süßes Konterfay ist das beste Mittel, Muth einzuflößen.“ 63) Er kündigt ihr auch selbst die Bedingung lachend an, und versichert sie, ihre Ehre würde dabey nichts verlieren, der Preis eines so tapfern Helden, wie Ogier, zu werden. Gloriande antwortet, daß sie ihm nichts abschlagen könne, und läßt es sich nicht merken, wie unangenehm ihr diese Lage ist.

Eine solche Bestimmung über eine Geliebte, die zum Preise des Kampfs ausgesetzt wird, wie man ein jedes kostbares Meubel dazu aussetzen würde, beweiset sehr wenig Achtung für das Geschlecht, und erinnert an die Zeiten der griechischen Helden. Ogier beträgt sich seiner Seits sehr wenig galant gegen die Dame. Während des Kampfs nähert er sich ihr zuweilen, um ihr mit Lachen zu sagen: Ihr sehet, wie's geht; bald werdet Ihr mit mir fort müssen! Ich will nicht eher ruhen, als bis ich Euch gewonnen haben werde, und dann will ich Euch nach

63) Car toute force surmonte à voir si noble image et si douce portraiture.

Frankreich führen, Euch taufen laſſen und heirathen! Ogier hatte Glorianden vorher noch nie geſehen. Ich glaube nicht, daß Ajax ſich hätte ungalanter ausdrücken können!

Gloriande erſcheint in demjenigen ſchönen Lichte der Beſtändigkeit, Treue und Hingebung für ihren Carahen, das auch eine Briſeis bey den Griechen auszeichnet. Sie hat nichts von dem Stolze und der Hoheit an ſich, die wir gemeiniglich den Damen des Mittelalters beylegen. Ogier hatte den Carahen beſiegt: war aber von den Saracenen aus einem Hinterhalte überfallen, gefangen fortgeführt, und der ſchönen Gloriande zur Bewahrung anvertrauet. Carahen, ohne auf das Intereſſe der Liebe Rückſicht zu nehmen, hört nur den Ruf der Ehre, und ſtellt ſich im Lager der Chriſten als Geißel. Darüber wird Glorianden's Vater ſo aufgebracht, daß er ſeiner Tochter verbietet, weiter an ihn zu denken. Dieſe iſt äußerſt betrübt darüber. „Iſt es nicht ſchön von Carahen, ſagt ſie zu Ogier, daß er aus Liebe zu euch ſich aufopfert! Ach! wo ſind ſie hin, die ſüßen Küſſe, und die Umarmungen, die wir ſo oft genoſſen! die lieblichen ſüßen Blicke, die wir oft mit einander wechſelten! Ach! lieber Freund Carahen, Mahommed nehme dich in ſeinen Schutz!"

Ihr Vater befiehlt ihr, einem andern Fürſten ihre Hand zu geben. Aber ſie verſichert, daß ſo lange er leben wird, ſie lieber ſterben, als das ihm gegebene Verſprechen brechen will. Der Vater wirft ihr ſein Trinkgefäß an den Kopf. Der Nebenbuhler des Carahen will ihr Gewalt anthun, und als ſie ihm widerſteht, klagt er ſie eines verrätheriſchen Einver-

ständnisses mit den Feinden an. Der Vater schlägt sie unter den niedrigsten Schimpfwörtern [64]) zur Erde nieder, und zieht sie bey den Haaren herum.

Inzwischen vertheidigt Ogier ihre Unschuld, und König Karl siegt über ihren Vater. Man sucht den Caraheu zur Annahme des christlichen Glaubens zu bewegen. Er lehnt es ab. [65]) Glorianden werden ähnliche Anträge gemacht, unter dem Versprechen, daß Ogier sie heirathen solle. Sie antwortet, daß wahre Liebe dieß nicht litte, obgleich Ogier schöner und besser sey, als sie es verlangen könne. Sie danke inzwischen dem Helden, der mit Gefahr seines Lebens so viel Muth für sie bewiesen habe. Ogier antwortet lachend: „Der Dank sey Gott! Aber ihr habt mir Ehre und Dienst erwiesen, als ich euer Gefangener war!"

Es herrscht in diesen Unterredungen eine rührende Einfalt, Wahrheit und Unbefangenheit. Aber gewiß sehr wenig von jener Courtoisie und Galanterie, wovon wir in den Werken der Troubadours bereits so deutliche Spuren angetroffen haben.

Ogier, unzufrieden mit Karln dem Großen, flieht zum Könige Disier nach der Lombardey. Die Königin verliebt sich in ihn. Sie bewegt ihren Gemahl, ihn seinem Feinde auszuliefern, und dieserhalb einen Brief an Karln zu schreiben. Sie fängt diesen auf, nachdem sie die Boten hat erschlagen lassen, und geht nun mit dem Beweise der Treulosigkeit ihres Gatten

64) Fauce putain, fauce paillarde.

65) J'aimerai mieux endurer grand tourment, que de laisser ma loi.

zum Ogier. Sie thut ihm einen ſehr materiellen Liebesantrag, den aber Ogier abweiſet, indem er die Dankbarkeit vorſchützt, die er dem Könige ſchuldig ſey. Die Königin hebt ſeine Bedenklichkeiten durch Vorzeigung des Briefes, und es folgt nun eine Vereinigung, deren Beſchreibung den Anſtand aufs äußerſte beleidigt. Ogier bedankt ſich beym Weggehen für den guten Zeitvertreib. [65])

Die Königin wird des Ehebruchs und der Verrätherey angeklagt. Ogier ſchickt einen ſeiner Ritter ab, ihre Unſchuld in einem Zweykampfe zu vertheidigen. Die Königin hält bey dieſer Gelegenheit eine Anrede an ihren Vertheidiger, die zu merkwürdig iſt, um ſie nicht hieher zu ſetzen. „Ihr wißt, edler Ritter, was an der Sache iſt. Ich glaube, daß ich keinen Meineid begehe, wenn um der Liebe und des Lebens willen der Mund auf die eine Seite ſpricht, und das Herz ſeine eigenen Gedanken hat. Gott verlangt nicht den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich beſſere und bekehre: und darum mein Vertheidiger, fürchte ich keine Gefahr für euch!“ Nein, nein! antwortet der Ritter; laßt mir die Sorge! — Die Königin wird gerechtfertigt. Ihr Ankläger, ſagt der Autor, ward beſiegt, ſo ſehr das Recht auch auf ſeiner Seite war.

Bey der Gelegenheit, als der ſchönen Gloriande Gewalt angethan werden ſoll, ſchlägt ſie ihrem Räuber dergeſtalt ins Geſicht, daß ihm die Zähne aus dem Munde fallen.

Nach dem Tode des Königs Archer von England, der Lehnsträger Karls des Großen war, läßt

65) Bons passetemps.

Univ. Bibl. München

eſer deſſen Tochter aus England kommen, um ſie ach ſeiner Willkühr zu verheirathen. [67]) Er giebt ſie em Ogier. Beyde ſagen, ſie wollen ſich in den Wil- n des Königs fügen, und damit trauet ſie Turpin.

Ogier wird als ein wüthender, rachſüchtiger, aber ußerſt religiöſer Menſch geſchildert. Er wird zum traſſenräuber, um ſich das nöthige Geld zur Beſoldung ner Armee anzuſchaffen, mit der er Karln den Großen ekriegen will. Als ihm endlich ſein Beleidiger, Karls ohn, ausgeliefert wird, ſo will er dieſem den Kopf bhauen. Alle Fürſten bitten ihn um Gnade für den ohn ihres Lehnsherrn. Aber er verſichert, daß ihn as nicht kümmere, und daß er ſich rächen wolle. Er ürde ihn auch wirklich umgebracht haben, wäre nicht in Engel vom Himmel erſchienen, der ihm befohlen ätte, ſeines Feindes zu ſchonen.

Ogier geräth durch eine Verrätherey der Tempel- erren in die Gefangenſchaft der Saracenen. Sein Neffe, Gauthier, befreyet ihn. Dieſer verliebt ſich in die Tochter des Sultans von Mecca auf den bloßen Ruf von ihrer Schönheit. Bey der erſten heimlichen Zu- ſammenkunft ſiegt Gauthier über ihre Unſchuld. Er übernimmt nachher einen Zweykampf für die Chriſten, die großes Vertrauen in ihn ſetzen, weil er nicht bloß ſehr tapfer, ſondern auch ſehr verliebt war. Bey dem Zweykampfe giebt ihm der Anblick ſeiner Geliebten neuen Muth. Als er einmahl ſtrauchelt, richtet er ſich mit dem Gedanken wieder auf, daß es ihm große Schande bringen würde, wenn ſeine Geliebte ihn fallen ſähe, und daß ſie ihn nie lieben würde.

67) Pour la marier à son plaisir.

Ogier wird nachher von der Fee Morgue, Schwester des Königs Artus, in das ieɔische Paradies verſetzt, wo er zweyhundert Jahre bleibt. Er zeugt mit ihr einen Sohn, trinkt aus der Fontaine Jouvenze, und erhält von der Fee Morgue einen Holzſchnitt, an deſſen unverſehrter Aufbewahrung die Dauer ſeines Lebens hängt; außerdem aber einen Ring, der ihn in Jugend und Kraft erhält, ſo lang' er ihn am Finger trägt. Er kehrt nach Frankreich zurück, wo ihm die Königin das Geſtändniß thut, daß ihr Mann bey ſeinem hohen Alter nicht mehr geſchickt zu den Freuden der Liebe, dabey ſehr eiferſuchtig ſey, und ihr wenig Freyheit laſſe. Sie müſſe daher ein anſtändiges Verſtändniß haben, [63]) und bitte ihn, bey ihr zu bleiben. Ogier ſchlägt dieß zwar aus, will ſich jedoch nach des Königs Tode mit ihr trauen laſſen, als er von der Fee Morgue in den Himmel entrückt wird.

So viel über den Inhalt des Romans, in ſo weit er zu meinem Zwecke dient. Man trifft hier keine irrenden Ritter an, die auf Abentheuer ausgehen, keine Tourniere, keine Gefechte zur bloßen Ehre einer Dame. Es ſind Kriegs- und Staatsaktionen, Schlachten, Zweykämpfe, die das Schickſal von Ländern und Städten entſcheiden, oder doch zur Rettung der Unterdrückten und Hülfloſen unternommen werden. Darauf hat ſich auch gewiß die Ritterſchaft im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte beſchränkt. Unſer Roman ſpricht von drey Orden: dem Orden der Prieſterſchaft, der Ehe und der Ritterſchaft, vermöge welches letztern man in der Welt herumreiſet, den Glauben an Jeſum Chriſtum

63) Pourquoi m'est necessaire d'avoir quelque noble entendement.

aufrecht zu erhalten, und die Kirche, Armen, Witwen und Waisen zu vertheidigen.

Die Weiber erscheinen als geschonte, aber untergeordnete Geschöpfe, über die der Tapfere nach Willkühr disponiert. Dieser findet Muth im Anblick seiner Schönen, und sezt Werth auf ihren Beyfall und ihre Bewunderung; aber er hat keinen andern Zweck bey seiner Liebe als Sinnlichkeit, und die Grundsätze seiner Treue sind nichts weniger als streng. Die Heiligkeit der Ehe wird eben so wenig als die Unschuld des Mädchens geachtet. Dieses fällt, ohne die Niederlage durch innern Kampf, oder durch längeres Zögern mit Anstand und Sittlichkeit zu versöhnen. Die Tugenden der edleren Weiber sind Duldung und Treue: die Ausschweifungen der übrigen, selbst ihre Laster, werden mit einer Art von billigender Schonung erzählt. Ueberhaupt aber sind die Sitten roh, die Leidenschaften ungebändigt, und die Ritter zeigen nur diejenigen Tugenden, welche auch den wildesten Völkern, ja! verbrüderten Spitzbuben eigen zu seyn pflegen.

Der Einfluß orientalischer Ideen auf diesen Roman ist so auffallend, daß ich sagen möchte: es herrschte ein morgenländischer Geist darin. [69]) Allein die Bekanntschaft mit der alten Geschichte und Fabel der Griechen und Römer ist gleichfalls darin unver-

69) Dahin gehört vorzüglich: die Fee Morgue, das irdische Paradies, die Wundergeschichten in dem Gefängnisse des Königs Artus, der Brunnen der Jugend, und mehr als Alles das, das ganze Benehmen der Helden gegen ihre Freunde und Feinde, die Anhänglichkeit Caraheus an seinem Glauben u. s. w.

kennbar, [70]) und die Sagen ſeiner Zeit ſind dem Verfaſſer auch nicht unbekannt geblieben. [71])

Die übrigen Romane vom Hofe Karls des Großen ſcheinen in der Form, worin ſie mir zu Geſicht gekommen ſind, jünger als Ogier zu ſeyn. Aber es herrſcht doch der nehmliche Geiſt darin: keine irrenden Ritter, wenig Ideen von veredelter Liebe!

Im Doolin von Mainz gewinnt dieſer Held ſehr bald die letzte Gunſt Nikolettens, unter dem Verſprechen der Ehe, und der Romanenſchreiber läßt ſie ſterben, um ihn davon zu entbinden. Er heirathet nachher Flandrine, die Tochter eines Königs der Seſſenen, die ihm von ihrer Mutter zugeführt wird, und mit der ihn Turpin ohne viele Weitläuftigkeiten trauet. Unterdeſſen heirathete ein anderer Held, Roboaster, gar nicht. Er trieb ſein Weſen mit einem Fräulein, das, (ein ſehr ſprechender Nahme,) Plaiſante hieß.

Der Roman Magis und Vivian zeigt gleichfalls nichts als einige ſehr gewöhnliche, und höchſt materielle Liebesverſtändniſſe, welche der Erzählung der Kriegsbegebenheiten beygemiſcht ſind, um dieſe anziehender zu machen. Magis, der Hauptheld, lebt mit der Fee Orlande, ſeiner Beſchützerin, in der größten Vertraulichkeit: er verführt aber auch nebenbey die Königin von Toledo, und lebt mit ihr im fortgeſetzten Ehebruche.

70) Unter andern der Umſtand mit dem Holzſchnitt, der aus der Fabel des Meleager genommen iſt.

71) Lancelot, Artur, Morgane und andere Perſonen aus dem Cyclus der Tafelrundemythen werden angeführt.

Die vier Aymonds Kinder ſind in dem nehmlichen Geſchmack. Die Helden, in ewigen Fehden mit Karln dem Großen begriffen, haben zuweilen bonnes fortunes.

Der Roman Karl und die zwölf Pairs von Frankreich enthält eine Intrigue zwiſchen Balduin und der Frau Wittikinds, die gewiß nicht viel Achtung für Sittlichkeit und verfeinerte Liebe anzeigt.

Im Huon de Bourdeaux wird dieſer zwar geſtraft, als er ſich mit der ſchönen Esclarmonde vor ſeiner Trauung mit ihr zu tief eingelaſſen hatte, allein das Unglück widerfährt ihm hauptſächlich dafür, daß er ſich mit der ſaraceniſchen Prinzeſſin vor der Taufe abgegeben hat.

Eben ſo wenigen Antheil hat die edlere Liebe an dem Romane Valentin und Orson. Inzwiſchen wird doch in dieſem und dem zuletzt genannten Romane die Treue der Liebhaber erprobt, und bewährt gefunden.

Ich unterſtehe mich inzwiſchen nicht, einen der zuletzt genannten Romane in dieſe Zeit mit Gewißheit zu verſetzen. [72])

72) Der Graf Treſſan ſetzt ſogar in dem Discours preliminaire zu dem Corps d' extrait de Romans de Chevalerie auch den Ogier ins vierzehnte Jahrhundert und nach allen Romanen von der Tafelrunde. Allein nach dem Grade der Kultur, die darin herrſcht, zu urtheilen, muß er für älter gehalten werden.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung: Romane vom Hofe des Königs Artus, oder der Tafelrunde.

Die fabelhafte Geschichte Brittaniens von Gottfried von Monmouth wird gemeiniglich als eine Nachahmung der Geschichte Karls des Großen von Turpin, und als die Quelle der Romane vom Hofe des Königs Arthur oder Artus, angesehen. Aber Gottfried von Monmuth ist hauptsächlich den römischen Dichtern und Historikern gefolgt, und die Helden der Tafelrunde sind weder mit ihrem Nahmen noch mit ihren Begebenheiten bey diesem Schriftsteller anzutreffen.

Wenn man dieß Werk des zwölften Jahrhunderts liest, [73]) so überzeugt man sich immer mehr von der geringen Kenntniß, welche die ersten Romanenschreiber von orientalischen Ideen gehabt haben, und von dem wahren Ursprunge der mehrsten ihrer Dichtungen.

Gottfried hat die Lücke ausfüllen wollen, die er in den Jahrbüchern seines Vaterlandes fand, und die Geschichte der Könige der alten Britten vor und nach Christi Geburt bis zu der völligen Unterwerfung Brittaniens unter die Oberherrschaft der Sachsen geliefert. Er hat die wenigen Nachrichten, welche uns die Römer von dieser Insel aufbewahrt haben, zum Grunde gelegt, und diese nicht ohne Witz zum Ruhme seiner

73) Ich habe folgende Ueberſetzung zu Rathe gezogen: The britisch History, translated into English from the Latin of Jeffrey of Monmouth, by Aaron Thompson. London 1718. Das Original iſt lateiniſch geſchrieben.

Nation auszubilden, und mit einer Menge von erdichteten Begebenheiten zu erweitern und auszufüllen gesucht. Nach dem Beyspiele Roms ist Brittanien von Helden, Trojanischen Ursprungs, bevölkert und angebauet worden. Ihr Anführer Brutus hat ihm den Nahmen gegeben. Die Insel ist, (so wie nach der alten Mythologie die ganze Erde,) von Riesen bewohnt gewesen, deren schrecklichster Goëmagot, (ein anderer Typhon,) vom Brutus besiegt wird. So wie Romulus mit seinem Bruder Remus über die Anlegung der ersten Stadt in Streit gerathen ist, so auch Brutus mit seinem Bruder Nennius. Ueberhaupt läßt sich der größte Theil der Begebenheiten, die hier vorkommen, in den Klassikern nachweisen. Nur wenige scheinen auf ältern Sagen zu beruhen. Aus dem Lucan und Juvenal werden Verse citiert: die genauere Bekanntschaft mit dem Virgil kann Niemand entgehen. Was mir aber am merkwürdigsten gewesen ist, ist dieß, daß die beyden Hauptmaschinerien der Ritterromane, die Riesen und die Zauberer, in derjenigen Gestalt, worin sie hier erscheinen, aus den Werken der Alten entlehnt sind.

Von dem Ursprunge der Riesen habe ich schon geredet. Die Giganten der griechischen und römischen Mythologie liegen dabey zum Grunde. Die Zauberer aber sind aus dem Apulejus genommen, dessen Werk vom Dämon des Sokrates ausdrücklich citiert, und zum Beweise angeführt wird, daß gewisse Dämonen, Incubi, sich mit Menschen vermischen und Zauberer zeugen könnten.

Es ist mir mehr als wahrscheinlich, daß der Zauberer Merlin nach dem Vorbilde des Apollonius von

Tyane, oder des Apulejus selbst, die beyde aus dem gelesensten der Kirchenväter, dem heiligen Augustin, bekannt waren, gebildet sey. Feen kommen inzwischen beym Gottfried noch nicht vor.

Die Ideen von Ritterschaft, von Tournieren, von Galanterie und Courteoisie liegen hier noch im Keime. Irrende Ritter giebt es gar nicht: nur ein Paar Zweykämpfe finden wir, um das Schicksal einer Belagerung von Paris zu entscheiden, und eine geraubte Schöne zu erretten. Bey dem Krönungsfeste des Königs Arthur wird eine große Vorliebe für pomphafte Aufzüge, und ein abgemessenes Ceremoniel gezeigt. Die Verfeinerung der Sitten, und der gute Geschmack in der Kleidung an diesem Hofe werden gelobt. Die Damen begehen ihre festlichen Zusammenkunfte getrennt von den Männern, „und darin, sagt der Verfasser, folgen die Britten bis auf diesen Tag der Sitte der Trojaner. Die Weiber, fährt er fort, waren wegen ihres Verstandes berühmt. Sie hielten keinen Mann ihrer Liebe würdig, der nicht in dreyen Schlachten Beweise seiner Tapferkeit abgelegt hatte. So forderte die Tapferkeit des Mannes das Weib zur Sittigkeit auf, und seine Liebe war für jenen ein Sporn zur Tapferkeit."

Nach dem Banquet, erzählt Gottfried weiter, gingen die Männer aufs Feld vor die Stadt hinaus, um sich dort mit einer Nachahmung der Gefechte zu Pferde zu belustigen. Die Damen standen als Zuschauerinnen auf den Wällen, und warfen auf eine unterhaltende Art ihren Anbetern geliebte Blicke zu, um ihren Muth zu entflammen. Der König Arthur theilte die Preise aus.

Dieß ist Alles, was man entfernter Weise zur Galanterie rechnen könnte, und was sich bey allen Völkern auf der nehmlichen Stufe der Kultur ungefähr in ähnlichem Maße wieder finden läßt. Die Liebe wird übrigens ganz sinnlich dargestellt. Uther Pendragon verliebt sich in die schöne Igerna, die Gattin des Herzogs Gorlois von Cornwallis, als er sie bey einem Feste sieht, und macht sie zum einzigen Gegenstande seiner Gedanken. Er bedient sie beständig mit neuen Gerichten, und sendet ihr durch seine Vertrauten goldne Becher zum Geschenke. Er wirft ihr freundliche Blicke zu, und redet sie mit muntern Worten an. Der Mann wird eifersüchtig und führt sie weg. Der König beklagt sich gegen seinen Vertrauten, daß seine Leidenschaft ihn um Gemüthsruhe und Gesundheit brächte, und daß ihn seine innern Qualen tödten würden, wenn seine Begierden keine Befriedigung fänden. Der Zauberer Merlin hilft ihm dazu, indem er ihm die Gestalt des Gatten der Dame giebt: eine Nachbildung der Intrigue zwischen Jupiter und Alcmene.

Von dem Orden der Tafelrunde kommt kein Wort in dieser Geschichte vor, so wenig wie von einem der Helden, die in dem Cyclus ihrer Fabeln eine Hauptrolle spielen. Hoel und Guerin sind die einzigen Namen, die man in beyden antrifft. Die Schwester des Arthur wird hier Anna genannt: seine Gemahlin Guanhumara: sein Schild heißt Prirven, sein Schwert Caliburn, seine Lanze Ron: alles anders als in den Romanen. Er wird als der tapferste aller Helden vorgestellt, der in einer Schlacht allein 470 Sachsen erschlägt. Sein Hofstaat besteht aus

den tapferſten Männern aller Nationen, und iſt ein Muſter der Politur für alle übrige.

Vielleicht haben dieſe Lobeserhebungen des Königs Arthur und ſeines Hofes die nachfolgenden Romanenſchreiber bewogen, ihre Helden daher zu entlehnen, und ihre Abentheuer dahin zu verlegen. Möglich bleibt es aber auch, daß ihre Dichtungen auf gewiſſe Sagen gebauet ſind, die unabhängig von der Geſchichte des Gottfried von Monmouth im Munde des Volks waren. [74]) Gewiß iſt es, daß bereits die älteſten Romane vom Hofe Karls des Großen, und die Troubadours von Arthur, Lancelot, der ſchönen Genevieva, Triſtan und Yſeult reden. Wie es aber zugeht, daß Gottfried davon keinen Gebrauch gemacht, ob er vielleicht gefürchtet hat, ſeiner Geſchichte dadurch ein zu fabelhaftes Anſehn zu geben? — das vermag ich nicht zu entſcheiden.

So viel bleibt gewiß, daß die Romane von der Tafelrunde, die wir in Proſa beſitzen, deutliche Spuren enthalten, daß ſie aus mehreren ältern Gedichten zuſammengeſetzt ſind, deren Situationen mit vielen Zuſätzen vermehrt in eine annaliſtiſche Form gebracht ſind. Wahrſcheinlich ſind ſie erſt dann verfertigt, als der Geſchmack an der Dichtkunſt zu ſinken anfing. Sie unterſcheiden ſich von den Romanen vom Hofe Karls des Großen und von der Geſchichte Gottfrieds von Monmouth durch den Geiſt der irrenden Ritterſchaft, der in ihnen herrſcht.

Ich vermuthe, daß ſie gröſtentheils in demjenigen Theile von Frankreich verfertigt ſind, der normänni-

74) Sprengel, Geſchichte von England, (Allg. Weltgeſch. 47ter Theil.) S. 91. behauptet, dieſe Sagen wären lange vor Gottfried bekannt geweſen.

schen Fürsten unterworfen war, und seit 1087 mit England in näherer Verbindung stand. Von den normännischen Abentheurern sind, wie ich glaube, die ersten Ideen von irrender Ritterschaft entlehnt, und die Kultur, welche wir früh im nördlichen Frankreich und in England antreffen, darf ich dem Zusammenfluß der Normänner aus diesen Gegenden mit den Griechen und Saracenen im untern Italien zuschreiben.

Doch ohne hier diese Vermuthungen weiter zu verfolgen und zu vertheidigen, will ich den Geist eines der ältesten Romane von der Tafelrunde in Beziehung auf meinen Zweck zu entwickeln suchen. Ich wähle dazu den Tristan de Lionois [75]) und habe davon eine sehr alte Ausgabe vor mir. Der vollständige Titel lautet: Tristan Chevalier de la table ronde, nouvellement imprimé à Paris. Sie ist in Quart mit gothischen Lettern, bey Michel le Noir 1520 gedruckt. In der Bibliotheque des Romans par Mr. le C. Gordon de Percel wird

75) Der Graf Treſſan behauptet in ſeinem Corps d'extraits de Romans, er ſey zwiſchen 1110 — 1120 lateiniſch geſchrieben. Le Grand ſetzt ihn ans Ende des zwölften Jahrhunderts, und behauptet, er ſey der erſte, der urſprünglich in Proſa geſchrieben worden. Ich weiß nicht, worauf ſich dieſe Behauptung gründet. Aber ich halte ihn, nach dem geringern Grade von Ausbildung der Rittergebräuche zu urtheilen, für älter als die übrigen Romane von der Tafelrunde: z. E. Lancelot du Lac, Perceforeſt, u. ſ. w. Aber wohl verſtanden, in ſo fern wir dieſe in Proſa und weitläuftiger Ausdehnung beſitzen. Denn kürzere Gedichte, welche ſich mit den Begebenheiten dieſer Helden, ſo wie auch Triſtans, beſchäftigt haben, ſind gewiß ſchon früher vorhanden geweſen, da unſer Roman darauf, als auf etwas Bekanntes, Beziehung nimmt.

keine gedruckte Ausgabe vor 1589 angezeigt. Ein deutsche, von dem Originale sehr abweichende Bea beitung dieses Romans ist mir gleichfalls zu Gesich gekommen. Sie ist ohne Jahrszahl bey Hofmann i Worms gedruckt, und aus den Reimen des Filhard von Oberet, der Angabe nach, gezogen.

In diesem Romane hält die Liebesgeschichte m der Geschichte der Heldenabentheuer gleichen Schrit Es sind die Begebenheiten zweyer Liebenden, ihre unglücklichen Leidenschaft, ihrer Standhaftigkeit un Treue. Ihre Vereinigung geschieht sehr bald, sel leicht, durch einen Liebestrank, den die Liebenden au Versehen zu sich nehmen. Die Darstellung des Kamp der Liebe gegen Pflicht, oder einer langen Bewerbun giebt nicht das Interesse her. Es liegt in den äußer Schwierigkeiten, welche die Liebenden bey dem G nusse ihrer Liebe finden, da die Dame Yseult bleue an den König Marc verheirathet ist.

Es ist merkwürdig, daß die Romanenschreiber un die ihnen vorher gegangenen Dichter das Interes ihrer Liebesgeschichten gerade in der Verbindung ihre Helden mit einer verheiratheten Frau gesucht, un aus diesem Umstande die Hindernisse hergeleitet haben die sich der Liebe entgegen setzten. Die Gründe di ser ziemlich allgemeinen Erscheinung sind jedoch obe entwickelt. Die Situation ist unmittelbar aus de damahligen geselligen Verhältnissen der beyden G schlechter gegen einander gezogen. Sie gewährt de Romanenschreiber dasjenige Interesse, das wir all mahl an den Schwächen der Sinnlichkeit nehmen wenn diese durch Umstände und Leidenschaft entschu

digt werden, und glänzende Folgen ihre Fehltritte bedecken.

Die irrende Ritterschaft erscheint hier in ihrem vollen Glanze. Die Ritter kämpfen nicht bloß im Kriege zwischen Nationen in gedrängten Haufen, in der Schlacht, sondern sie suchen einzeln Abentheuer auf, und messen ihre Kräfte mit denen anderer Abentheurer, ohne allen weitern Zweck als den, Proben ihres Muths, ihrer Stärke und ihrer Geschicklichkeit abzulegen.

Der Nahme Galanterie kommt nirgends vor. Die Weiber werden ziemlich so geschildert, wie wir sie bey Völkern auf der ersten Stufe der Kultur antreffen. Die Prinzessin Yseult von Irland versteht sich auf die Arzneykunst: sie wartet den Rittern bey Tische, ja! sogar in Begleitung ihrer Mutter im Bade auf. Wir finden mehr als ein Beyspiel von Prinzessinnen, die den Rittern zuerst Liebesanträge thun, und diese Liebe hat überall sehr materielle Zwecke. Der Vater hat ein unbedingtes Recht, die Hand seiner Tochter zu vergeben, und diese wird gar nicht um ihre Einwilligung gefragt. So verheirathet der König von Irland seine Tochter an den König Marc, und der König von Klein-Bretagne die seinige an Tristan. Die Söhne der Königin Dorcanie, Gauvain und Gabieriet, drohen ihre Mutter umzubringen, wenn sie ihr Liebesverständniß mit Lamoral de Galles fortsetzt. Telemach kann sich beym Homer gewiß nach unsern Begriffen nicht unanständiger gegen seine Mutter Penelope ausdrücken, als es hier diese beyden Ritter gegen die ihrige thun.

Die Damen sind nur selten bey den Tournieren zugegen, und wenn sie es sind, so stehen sie in der Entfernung an den Fenstern, verhüllt, und ohne den Antheil öffentlich zu zeigen, den sie an ihren Rittern nehmen. Diese empfangen nicht den Dank aus ihren Händen, tragen nicht ihre Farben, nicht die Geschenke, welche als Merkmahle ihrer Gunst gegeben sind. Alles das scheinen Ideen neuerer Zeiten zu seyn. Die Ritter schlagen sich um des Vorzugs der Schönheit ihrer Damen willen, wie sie sich darum schlagen, wenn einer dem andern seinen Nahmen nicht nennen, oder nicht aus dem Wege gehen will. Diese Veranlassung zum Streit scheint mehr dem Muthwillen der Kraft, als der Liebe anzugehören. Der Charakter der Hauptheldeu des Stücks wird bloß durch den Ausdruck ihrer Leidenschaft, durch ihre Standhaftigkeit und Treue interessant. Diese werden jedoch nicht sonderlich auf die Probe gesetzt. Yseult steht im Schatten gegen Tristan. Sie zeigt sehr laxe Begriffe von Sittlichkeit. Sie hat dem Gatten ihre treue Begleiterin, Brangien, in der ersten Hochzeitsnacht untergeschoben, damit dieser den Verlust ihrer Unschuld nicht bemerken solle, und sie zettelt nachher einen Plan an, diese treue Freundin umbringen zu lassen, und dadurch die Spuren ihres Betrugs völlig zu vertilgen. Sie ist es, die ein fortgesetztes heimliches Verständniß, wobey ihr Ruf nicht gefährdet wird, einer Entführung, wozu ihr Geliebter räth, vorzieht. Sie ist es, welche nachher, als dieser aus Rechtschaffenheit sich verheirathet, ihn seiner Gattin abspenstig macht. Sie ist es, die dem Schwager ihres Tristans durch einen heimlich an ihn geschrie-

denen Brief Hoffnungen giebt: sie ist es endlich, die ihrem Gemahl, als sie sich verrathen sieht, ihre Leidenschaft frech gesteht, und ihn sogar verläßt, um mit Tristan in einem doppelten Ehebruche öffentlich zu leben.

Tristan ist das Modell eines vollkommenen Liebhabers nach den Begriffen der damahligen Zeit, d. h. er ist höchst unternehmend zum Ruhm seiner Dame, und zugleich höchst empfindsam (langoureux.) Seine Bekanntschaft mit Yseult fängt damit an, daß diese ihn von seinen Wunden heilt. Inzwischen macht dieß keinen zärtlichen Eindruck auf sein Herz. Erst durch Eifersucht gegen Palamedes, der sich vor ihren Augen auszuzeichnen sucht, wird ihm der bloß eitle Gedanke eingeflößt, ihm den Rang abzugewinnen. [76]) Als er gesiegt hat, wird er gefragt, wer den Preis davon getragen hätte? „Die schönste Demoiselle, antwortet er, die ich je gesehen habe!" Als er nachher Irland verlassen muß, vergißt er ihrer bald, wie der Autor sagt, und verliebt sich in die Frau des Segurades, mit der er auch eine sehr materielle Intrigue durchführt. Als er nachher seinem Onkle Marc schwört, daß er ihm die schöne Yseult als Gattin zuführen will, zeigt er keinen Schmerz darüber, sieht sie ohne Gemüthsbewegung wieder, reiset gleichgültig mit ihr ab, und wird nur gemeinschaftlich mit ihr durch einen Liebestrank, den Beyde aus Versehn mit einander leeren, von Liebe entflammt. Der Autor hat durch diese Maschinerie dem Interesse seines Werks unstreitig

76) Son coeur monta en orgueil et en bombant pour la Demoiselle.

geſchadet; aber er hat ſie für nöthig gehalten, um das Unſittliche in dem Verſtändniſſe ſeines Helden zu mildern.

Von dieſer Zeit an lebt Triſtan mit Yſeult in der engſten Vertraulichkeit, die aber durch die Eiferſucht des Königs Marc oft unterbrochen wird. Endlich entſchließt ſich Triſtan im Gefühl der Unrechtmäßigkeit ſeiner Verbindung, ſich zu verheirathen. Allein er lebt mit ſeiner Gattin, ohne die Ehe zu vollbringen, und kehrt bald zu ſeiner Geliebten zurück. Der Verdacht einer von ihr begangenen Untreue ſtürzt ihn in Verzweiflung, und bringt ihn um ſeinen Verſtand. Er erhält dieſen endlich wieder, ſetzt den König Marc gefangen, und zieht mit ſeiner Dame zum König Artus. Allein unterdeſſen, daß er den St. Graal ſucht, wird Yſeult mit dem Könige Marc durch Vermittlung des Königs Artus wieder ausgeſöhnt. Triſtan ſieht ſeine Dame noch einmahl, und da er nach Bretagne zurückkehren muß, nimmt er mit ihr die Abrede, daß ſie lebendig oder todt wieder zuſammen kommen wollen. Schiffe mit ſchwarzen Segeln ſollen ihre Leichen überbringen. Weiße Segel aber ſind das Zeichen ihres Lebens.

Triſtan wird einige Zeit darauf, als er einen ſeiner Freunde auf einem verliebten Abentheuer begleitet, mit einem giftigen Pfeile verwundet. Er läßt ſeine Dame bitten, überzukommen, um ihn zu heilen. Seine Frau, die ſein Verhältniß mit ihrer Nebenbuhlerin, und die zwiſchen ihnen getroffene Verabredung erfahren hat, bringt ihm die Nachricht, daß ein Schiff mit einem ſchwarzen Segel ankomme.

Triſtan, der ſeine Geliebte für todt hält, ſtirbt vor Gram, und Yſeult folgt ihm bald nach.

Ich übergehe eine Menge von Epiſoden: die Nebenbuhler, die Triſtan an Palamedes und ſeinem Schwager Kehedin findet, von denen der letzte vor Liebe ſtirbt, der erſte aber überall durch Heldenthaten um den Beſitz des Herzens ſeiner Dame mit ihm wetteifert, ſich aber weit weniger tapfer und edel darſtellt u. ſ. w.

Das Charakteriſtiſche der Form, welche die Liebe in dieſem Werke annimmt, iſt die Miſchung des Unternehmungsgeiſtes des Liebhabers und ſeiner Ruhmſucht mit der hinſchmelzenden, weinerlichen Stimmung ſeines Gemüths. Man ſieht, daß der Verfaſſer ſeine Helden beſonders dadurch intereſſant zu machen ſucht, daß er ihnen eine doppelte Art des Edelmuths: den rüſtigen, wackern, und den hinſchmelzenden, beylegt.

Inzwiſchen finden wir bereits einen Charakter, der über den Ernſt in der Liebe ſpottet, und ſie als ein Mittel zum geſelligen Vergnügen betrachtet. Dieſer Ritter heißt Dinadam. Er wird zwar nicht als der erſte unter den Helden dargeſtellt, aber er iſt doch Triſtans Freund und Waffenbruder. Dieſer Charakter kommt nachher in mehreren Romanen wieder vor. 77) Er beweiſt, daß es auch in der Welt der irrenden Ritter zwey Arten über die Liebe zu denken

77) Dinadam ſagt unter andern: Onques certes pour Dames ne pour Demoiselles ne me penay armes porter. Amours ne me poignent pas de si dures aiguilles, que j'en mette à mort mon corps pour elles. — Comment, ſagt Yſeult, Vous êtes Chevalier errant, et si n'aimez pas par amours?

gab, und daß selbst die leichtere nicht völlig getadelt wurde. Der Ausdruck der Leidenschaft ist übrigens äußerst naiv und wahr, und die Situationen haben zum Theil eine ergreifende Individualität.

Merkwürdig bleibt es zu gleicher Zeit, wie ausgebildet die Begriffe von Humanität und Courteoisie in diesem Romane, in Vergleichung mit den ältern Romanen vom Hofe Karls des Großen erscheinen. Hier ist der Held immer bescheiden: hier streiten Tristan und Lancelot um den Vorzug, ihr Verdienst dem Verdienste des Andern nachsetzen zu können: hier entläßt der Wirth seinen Gast, den er als den Mörder seines Verwandten erkennt, weil er die Rechte der Gastfreundschaft ehrt: hier befreyet der Ritter seinen Feind, der ihm den Tod geschworen hat, und nimmt Abrede mit ihm, sich an einem andern Orte auf Leben und Tod zu schlagen: hier endlich beweint der Nebenbuhler den Tod des begünstigten Liebhabers, um des Verlustes willen, den die Ritterschaft an ihm leidet.

Auffallend ist neben diesen Zügen von Edelmuth der Mangel an sittlichem Gefühle in so manchen andern Dingen. Tristan macht sich kein Gewissen daraus, seinen Freund auf einem verliebten Abentheuer zu begleiten, und den Gatten, der ihn verfolgt, über den Haufen zu stoßen. Yseults Verrätherey an Brangien wird mit der größten Gleichgültigkeit erzählt, u. s. w. Ueberhaupt erhalten alle Vergehen, zu denen die Liebe Veranlassung giebt, den Schein leicht zu verzeihender Schwächen.

Ungeachtet eine gewisse ferne Bekanntschaft mit verschiedenen Ideen der Morgenländer nicht zu ver-

ennen iſt, ſo ſcheint mir doch ein vertrauterer Umgang mit den Werken der Römer noch mehr hervorzuſcheinen. Verſchiedene Situationen ſind offenbar aus der alten Fabellehre entlehnt. So iſt die Epiſode des Apollo, der ſeine Mutter Chlorinde heirathet, und ſeinen Vater Sadoc erſchlägt, offenbar nach der Geſchichte des Oedipus gebildet: ſo iſt in dem Ausgange des Romans, dem Tode des Triſtan, der durch die Verwechſelung der Segel veranlaßt wird, die Geſchichte des Theſeus nicht zu verkennen. Was aber am allerſonderbarſten iſt, jene Enthaltſamkeit, die Triſtan gegen ſeine Frau aus Liebe zu ſeiner Geliebten beobachtet, iſt ganz im Geiſte der griechiſchen Romane, und eine ähnliche Situation findet man namentlich im Achilles Tatius.

Ich wage es nicht, irgend einen der übrigen Romane von der Tafelrunde in das zwölfte und dreyzehnte Jahrhundert zu ſetzen. Die Gebräuche und Sitten der Romane Perceforeſt, Lancelot du Lac, Bliomberis, und einiger andern, deuten, wie mich dünkt, auf eine ſpätere Zeit hin.

Inzwiſchen bin ich aller angewandten Mühe ungeachtet nicht ſo glücklich geweſen, irgend einen davon im Originale einzuſehen. Ich kenne ſie bloß aus Auszügen, welche St. Palaye und die Bibliothek der Romane davon liefern. Nach dieſen zu urtheilen herrſcht im Lancelot eine ähnliche Intrigue wie im Triſtan. Aber die Gebräuche der Ritterſchaft haben ſchon eine gebildetere Form erhalten, und die Huldigungen, welche der Muth der Schönheit bringt, nähern ſich mehr den Lehnsgebräuchen. Lancelot erſcheint als Dienſtmann der Königin Genevieva; er wirbt um ihre Gunſt durch Heldens

thaten, und wird förmlich von ihr zum Ritter angenommen.

In dem Romane Bliomberis ist die Intrigue noch um einen Grad mehr veredelt. Der Ritter steht in einem geheimen und verbotenen Verständnisse mit der unverheiratheten Tochter des Königs Pharamund. Diese verspricht demjenigen ihre Hand zu geben, der sich binnen zwey Jahren am mehrsten auszeichnen würde. Natürlich muß dieß Bliomberis seyn, und die Gefallenen richten sich dadurch wieder auf, daß die Dame demjenigen öffentlich angehören darf, der schon lange vorher das Recht gehabt hatte, ihr im Geheimen anzugehören.

Zehntes Kapitel.

Spuren einer edleren Denkungsart über die Liebe in der wirklichen Geschichte im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte.

Gehen wir auf die wirkliche Geschichte zurück, so finden wir im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte nur sehr schwache Spuren einer edleren Denkungsart über die Liebe, wie sie in den Werken der Troubadours erscheint.

Der Glaube an unschuldige Verbindungen zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte außer der Ehe kann gewiß nicht ausgebreitet gewesen seyn, da wir so viele Satyren, so viel lustige Erzählungen aus diesen Jahrhunderten besitzen, die betrogene Ehemänner und Eltern zum Gegenstande haben. Gewiß ist auch die Idee, daß eine ungesetzliche Verbindung Nachsicht ver-

ne, wenn nur der äußere Anstand bewahrt würde, ht allgemein angenommen gewesen. Die Verdorbens t der Sitten war zu groß, und die gesellige Kultur geringe, als daß der große Haufe auf diesen Vergleich ischen dem sittlichen Gefühle und der Sinnlichkeit hätte athen sollen. Durch die Kreuzzüge ward ein sehr chtheiliger Tauschhandel von Ueppigkeit und Lastern ischen Europa und Asien eingeführt. Selbst der heilige dwig war genöthigt, durch gesetzliche Vorschriften den ndel einzuschränken, den Ehemänner mit der Keusch= t ihrer Weiber trieben. [78])

Von der Verehrung, welche dem weiblichen Ge= lechte bey öffentlichen Gelegenheiten gezollt seyn soll, den wir in diesen Jahrhunderten gar keine Spur. lbst in der Romanenwelt erscheinen sie nicht öffentlich Tournieren, theilen nicht den Preis aus, und sind ht Schiederichterinnen des Kampfes. Alles dieß gehört spätere Zeiten.

Sicher hat man dem Ritter bey der Ertheilung seiner ürde die Verehrung des zärteren Geschlechts nicht iter zur Pflicht gemacht, als in so fern dessen bedräng= Zustand seine Hülfe und seinen Schutz verlangte.

Wir haben noch die Formel, wornach Graf Wilhelm n Holland die Ritterwürde erhalten hat: [79]) wir ben noch die Beschreibung der Feyerlichkeiten, mit nen die Ritter des heiligen Grabes und anderer Orden

78) St. Palaye nach der deutschen Uebersetzung im zweyten eile S. 265 bis 276. Meiners Geschichte der Weiber 246 und ff.

79) Klübers Uebersetzung des St. Palaye S. 230 des ersten eils.

aufgenommen wurden. Alles erſtreckt ſich auf die Verbindlichkeit, hülfloſe Wittwen und Waiſen zu beſchützen. [80])

Ich finde nur einen einzigen Zug beym Joinville, der auf den Einfluß ſchließen läßt, den das Frauenzimmer auf den kriegeriſchen Muth der damahligen Zeit gehabt haben kann. Joinville, der bekanntlich im Gefolge des heiligen Ludwigs war, vertheidigte mit dem Grafen von Soiſſons eine Brücke gegen die Saracenen. Bey dieſer Gelegenheit ſagte der Graf von Soiſſons: „Bey Gott! von dieſem Tage wollen wir vor den Damen ſprechen, wenn wir erſt wieder daheim ſind!“ [81]) Dieſe Eitelkeit, die nichts für Liebe zu einer beſondern Dame zeugt, legt der Denkungsart des Zeitalters nichts Charakteriſtiſches bey.

In das zwölfte Jahrhundert gehören die berühmten Briefe der Heloyſe an Abeilard. Man findet in ihnen den Ausdruck der heftigſten und dauerndſten Leidenſchaft, aber nichts, was ihre Form, als dieſem Zeitalter beſonders angehörend, auszeichnete. Was ſie mir merkwürdig macht, iſt die auffallende Nachahmung der Alten, und beſonders der Heroiden des Ovid, die ſich ſo deutlich zeigen. Auffallend, und mit dem Geiſte der in

80) Dieſe waren befriedete Perſonen. In dem allemanniſchen und ſächſiſchen Landrechte werden Geiſtliche, Frauenzimmer und Juden darunter gerechnet, und in eine Klaſſe geſetzt. S. Fiſchers Geſchichte des deutſchen Handels erſter Theil S. 363.

81) Et par la Creſſe Dieu, encore parlerons nous, Vous et moy, de ceste Journée en chambre devant les Dames. Histoire du Roi St. Louis par Joinville, Edit. de du Cange à Paris 1668. p. 47.

n Werken der Troubadours herrscht, übereinstimmend,
auch die Aeußerung Heloysens, daß sie lieber in unge-
ndener Liebe mit Abeilard leben, als seine Gattin
tte werden wollen, theils, um mehr von ihm geliebt
werden, theils, um seinem Ruhme weniger zu schaden.
n Gedanke, den man zwar schon bey den Alten findet,
r aber Vieles in der Denkungsart des damahligen
ahrhunderts aufklärt. Endlich scheint auch der Um-
nd bemerkungswerth, daß Heloyse an ihrem Geliebs
n besonders zwey Vorzüge unwiderstehlich gefunden
t: seine Beredtsamkeit, und sein Talent für Dichtkunst
d Musik. „Seine Gedichte, sagt sie, wären in
dermanns Munde, und hätten ihr Lob und ihre Liebe
en so allgemein verbreitet, als Neid und Mißgunst
ter ihrem Geschlechte erweckt.“

Wie sehr widerlegen aber auch diese Briefe die Mei-
ung derjenigen, welche sich die edlere Liebe der damah-
gen Zeit rein von aller Sinnlichkeit vorstellen! Helo-
s Liebe überlebte den Verlust körperlicher Freuden,
er sie beweinte ihn, und sehnte sich oft nach ihnen
rück.

Laßt uns aus allen diesen Zügen, welche die Welt
r Dichtung, so wie die wirkliche im zwölften und drey-
hnten Jahrhunderte liefern, so viel schließen: daß nur
enig Menschen daran gedacht haben, ihre engeren Ge-
lechtsverbindungen zu veredeln: daß selbst von diesen
enigen kein Zusammenhang, keine Uebereinstimmung
ihrer Denkungsart über die Liebe zu erwarten sey:
aß man bey ihnen keine Begriffe von reiner Seelenliebe
nehmen dürfe: daß aber der Geschmack im Ganzen
hin gegangen sey, sich die Leidenschaft der Geschlechts-
mpathie als die Nährerin des kriegerischen Muths und

der Ruhmbegierde, und als die Beförderin des ſympathetiſchen Edelſinns, der feineren Sitten, und der geſelligen Unterhaltung zu denken, und daß man endlich dieſe Vorzüge beſonders von einem eheloſen Verſtändniſſe mit Damen von hohem Stande erwartet, und ihnen entweder unvermeidliche Fehltritte nachgeſehen, oder vorausgeſetzet habe, daß dieſe letzten, äußerer Hinderniſſe wegen, nicht leicht Statt finden könnten.

Darſtellungen der Liebe unter dieſer Geſtalt haben beſonders in Gedichten und Romanen gefallen. Hin und wieder, aber gewiß nicht häufig, ſind wirkliche Verbindungen auf ähnlichen Grundſätzen gebauet geweſen.

Verſteht man nun unter dem Worte Galanterie eine allgemein ausgebreitete und feſtgegründete Sitte, wornach der Einfluß edlerer Geſchlechtsverbindungen auf das wirkliche Leben anerkannt und gebilligt würde, ſo läßt ſich in dieſen beyden Jahrhunderten nur der Keim dazu antreffen.

Ein und zwanzigſtes Buch.

Denkungsart des Abendlandes über Geſchlechtsverbindung und Liebe, im vierzehnten, funfzehnten, ſechzehnten Jahrhunderte, und zu Anfang des ſiebzehnten. Weitere Ausbildung der Galanterie.

Erſtes Kapitel.

Einleitung.

Ich halte mich berechtigt, mit dem vierzehnten Jahrhunderte eine neue Periode angehen, und dieſe bis in die erſte Hälfte des ſiebzehnten fortdauern zu laſſen. Die nähere und mehr ausgebreitete Bekanntſchaft mit den Werken der Alten, und beſonders mit denen des Plato, der romantiſche Hof Eduards des Dritten, die beginnende Ausbildung der Landesſprachen unter den mehrſten Nationen von Europa, das Erſcheinen des Petrarka und der ſpaniſchen Romane machen hier Epoche, in ſo fern eine ſolche ſich in der Geſchichte der Sitten annehmen läßt. Von nun an fängt das Beſtreben an, dem Abentheuerlichen in den Geſinnungen des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts einen excentriſchen Adel,

der Förmlichkeit ihres Ausdrucks in den Verhältniſſen des geſelligen Lebens Grazie beyzulegen. Sowohl in dieſer Periode als in der vorigen entfernten ſich die Menſchen von dem Natürlichen und Geſchlanken. Aber die früheren aus Ueberſpannung und Unbehülflichkeit: die letztern aus Anmaßung und Ziererey. Die Sitten behielten in ihren Grundzügen die nehmliche Geſtalt, welche ihnen die vorigen Jahrhunderte gegeben hatten, aber die nachfolgenden arbeiteten ſie aus dem Rohen aus. Dieß hat den Irrthum befördert, diejenige Denkungsart, welche im vierzehnten, funfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte herrſchend war, bereits dem zwölften und dreyzehnten, ja! dem ganzen Mittelalter beyzulegen.

Bis zur Majorennität Ludewigs des Vierzehnten in Frankreich ſcheinen die Sitten, ihrem Hauptcharakter nach, ziemlich die nehmlichen geblieben zu ſeyn, und bis dahin laſſe ich auch die jetzt angefangene Periode fortdauern. Beſonders hat die Galanterie in dieſem Zeitraume ihren Rahmen, eine beſtimmtere Form, und ihren höchſten Wachsthum erhalten. Man darf jedoch auch hier keinen ununterbrochenen Zuſammenhang, keine Allgemeinheit der Grundſätze, und noch weniger Stätigkeit in ihrer Befolgung bey der Menge annehmen. Die Galanterie hat oft in einem und dem nehmlichen Jahrhunderte verſchiedene Wechſel des Flors und des Verfalls erfahren. Sie iſt nach Verſchiedenheit der Länder und Nationen ſehr verſchieden modificiert worden. Dieſer letzte Umſtand unterſcheidet die gegenwärtige Periode beſonders von der vorigen, worin eine verfeinerte Art, über Geſchlechtsverbindung und Liebe zu denken, nur auf wenig kulti-

vierte Länder eingeschränkt war. Noch aber muß man die Galanterie hauptsächlich unter den obersten Ständen aufsuchen, und selbst hier nicht erwarten, daß ihr Ansehen völlig unbestritten gewesen sey. Es gab selbst unter den Hofleuten mehrere Indifferentisten, Ungläubige und Spötter ihrer Würde und ihrer Lehren. Was die Dichter und Historiker der damahligen Zeit — und diese letzten waren vermöge ihrer Liebe zu dem Wunderbaren oft bloße Romanenschreiber, — von der Achtung gegen das feine Geschlecht erzählen, darf nicht unbedingt als wahr, und allgemein eingeführt angenommen werden. Kurz! bey dem Sittengemählde, das wir von dieser Periode aufzustellen haben, ist vielleicht mehr als irgend sonst die höchste kritische Behutsamkeit, und eine genaue Unterscheidung der Länder, Zeiten, Stände und Quellen unserer Nachrichten nöthig.

Zweytes Kapitel.

Philosophie des gemeinen Lebens, schöne Litteratur, Geist der Ritterschaft, geselliger Ton überhaupt, in dieser Periode.

Der Zeitraum, den ich hier umfasse, hat also diejenigen Sitten, wozu das zwölfte und dreyzehnte Jahrhundert die Anlage geliefert hatten, weiter ausgebildet.

Auffallend ist es, daß der wiederauflebende Geschmack in den schönen Künsten, in der Philosophie, und den Verhältnissen des geselligen Lebens, beynahe

in eben der Gestalt wieder erscheint, worunter er zu den Zeiten des Verfalls des Römischen Reichs allmählig vor unsern Augen verschwunden war. Die Gründe sind nicht schwer zu errathen. Er war nie ganz untergegangen: weder in den occidentalischen Schulen, noch unter der guten Gesellschaft von Konstantinopel: und der menschliche Geist versuchte fortwährend seine Kräfte gegen den Druck des Aberglaubens und politischer Despotie.

Nachdem auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Vienne im Jahr 1311 verordnet war, daß auf den berühmtesten Universitäten des Abendlandes Lehrstühle der griechischen und arabischen Sprachen angesetzt werden sollten; nachdem die Gelehrten immer mehr anfingen, in ihrer Landessprache zu schreiben; so ward die Bekanntschaft mit den Werken der Alten, mit ihrer Philosophie und ihrem Geschmack immer genauer und ausgebreiteter. Aber die Scholastik, der Mysticismus, die Autorität der Kirche, hemmten den Flug des forschenden Geistes, und zogen ihn größtentheils vom Nachdenken über Angelegenheiten des praktischen, besonders des geselligen Lebens ab. Die Versuche dieser Zeit, über die Sitten zu philosophieren, enthalten spitzfindige Untersuchungen über die Natur und die Bestimmung des menschlichen Willens, wobey man die Lehren der ältern Philosophen, der Araber und der Kirchenväter zu vereinigen suchte; alle bemühen sich, den Menschen von den Dingen dieser Welt zur Vereinigung mit Gott zurückzuführen. Ein unnützer Prunk mit Citaten, Grübeleyen, allegorischen Bildern und Deklamationen zeichnet sie eben so sehr

aus, als die Ueberspannung der Begriffe von menschlicher Vollkommenheit.

Man findet also gleich hier den allgemeinen Charakter der Zeit wieder: eingebildeten Adel, falschen Schmuck. Der Mensch sollte von der Sinnlichkeit abgezogen, und schon hier ins Reich der Geister eingeführt werden, und man nutzte diese Lehre, um Gelehrsamkeit, Erfindungskraft, Witz und Wohlredenheit an den Mann zu bringen. Die mehrsten Dichter der damahligen Zeit machten Anspruch auf tiefe Kenntniß der Philosophie, und die Philosophen auf Dichter- oder wenigstens auf Rednertalent. Citate aus der Bibel und aus den Kirchenvätern wechselten mit andern aus den Dichtern und Philosophen der Alten, und die Mythen des Plato dienten so gut wie die Schöpfungsgeschichte des alten Testaments und die Astrologie zur Erklärung unserer Triebe.

Zweyerley Hauptarten gab es damahls unter den Philosophen, welche über die Natur des Menschen und seine Bestimmung nachdachten. Die eine vertiefte sich in spitzfindige und metaphysische Spekulationen: die andere hing einem religiösen Mysticismus nach, der in frommer Einfalt und mit einem brennenden Herzen an Gott hing, und die Wirkungen, welche die Leidenschaft zum Geschlecht einflößen kann, auf die Liebe zu dem höchsten Wesen übertrug.

Nur einzelne Philosophen warfen späterhin die Fesseln ab, welche ihnen ihr Zeitalter anlegte. Aber ihre Untersuchungen waren entweder nicht auf Angelegenheiten des geselligen Lebens gerichtet, oder, so wie beym Montaigne, nicht mit demjenigen Enthu-

ſiasmus vorgetragen, der die Herzen ihrer Zuhörer mit ſich hätte fortreißen mögen.

Die ſchöne Litteratur nahm Vieles von dem Geiſte der damahls herrſchenden Philoſophie in ſich auf: Beſonders die metaphyſiſche Wendung in der Betrachtung der Leidenſchaften, und die excentriſchen Ideen über die Beſtimmung des Menſchen. So wie ihre Schweſter, — und in dieſem Zeitraume zeigt ſich zuerſt im Mittelalter die Anerkennung ihrer Verwandtſchaft — ſo wie die Philoſophie, ſag' ich, prunkte auch die Dichtkunſt mit einem unnützen Aufwande von Gelehrſamkeit. Das Beſtreben, fremde Muſter und einheimiſche Vorgänger an poetiſchem Schwunge und Ausdruck zu übertreffen, verbunden mit falſchen Begriffen von Politur und Leichtigkeit, brachte weit hergeholte Allegorien, überſpannte Empfindungen, hyperboliſche Redefiguren, und zugleich die Sucht hervor, überall elegant und witzig zu erſcheinen.

Inzwiſchen gewannen doch die einheimiſchen Sprachen an Bildung, und die dichteriſchen und redneriſchen Kompoſitionen erhielten mehr innern Zuſammenhang, Ordnung und Wahrſcheinlichkeit. Italien brachte im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte auf gothiſchem Grunde Früchte hervor, welche der Geiſt der Alten genähret und gewartet hatte; England und Spanien lieferten Werke, in denen das Genie den Mangel an gutem Geſchmack oft überſehen läßt. Aber dieß letzte Land ward auch vermöge des ausgebreiteten und ſtarken Gewichts, das es in allen Ländern von Europa hatte, eine der Haupturſachen, wodurch das Uebertriebene, Abentheuerliche, Pomp-

hafte, das Inhalt und Styl der spanischen Dichter und Romane auszeichnet, und das sie wahrscheinlich den Arabern zu danken hatten, den bescheidenern Glanz der Italiäner, und die Wahrheit, Natur und Einfachheit der Alten verdrängte. Ueberhaupt waren die Spanier und Italiäner die Lehrer der übrigen Nationen, deren Nachahmungssucht zwischen dem Geschmack beyder schwankte, und sich bald mehr zu dem einen, bald mehr zu dem andern hinneigte.

Man darf sich den Einfluß der schönen Litteratur auf die untern Stände in diesen Zeiten lange nicht so stark denken, als bey uns, wo die Gelegenheit, Bücher zu erhalten, durch die Buchdruckerkunst so sehr erleichtert, und die Neigung zur Lektüre so allgemein verbreitet ist. Die Bildung für das gesellige und handelnde Leben, welche durch Bücher erhalten werden kann, schränkte sich hauptsächlich auf die obern Stände, auf die Höfe, und die reicheren Bürger großer Städte ein.

In den Sitten dieser Klasse ist der Einfluß einer durch die genauere Bekanntschaft mit den Alten verbesserten Litteratur nicht zu verkennen. Das, was man den Geist der Ritterschaft nennt, hat ihn besonders empfunden, und sein Wesen in dieser Periode verdient um so mehr eine nähere Beleuchtung, da er mit der Galanterie in so genauem Verhältnisse steht.

Man hat unstreitig von sehr frühen Zeiten an den Stand der wehrbaren Männer, die zu Pferde stritten, von demjenigen der Soldaten, die zu Fuße kämpften, unterschieden. Man hat die Aufnahme in jenen ersten Stand mit Ceremonien begleitet, und ihm gewisse besondere Pflichten vorgeschrieben. Diese förmliche Wehrbarmachung ist um so wichtiger gewesen, da sie gemeinig-

lich mit der Belehnung über gewisse Güter verbunden gewesen ist. Es haben sich in diesem Stande früh einige Personen als kühne Abentheurer ausgezeichnet, und sich dadurch ein gewisses Ansehn bey den übrigen, einen gewissen Vorzug vor ihnen erworben, der in der Folge gesetzlich bestätigt, und unter gewissen Feyerlichkeiten als eine öffentliche Würde, und als ein Rang im Staate ertheilt ist. Dadurch sind gewisse Ordnungen in den berittenen Soldatenstand eingeführt, der sich bald wie eine jede andere Zunft organisiert, und sich in Lehrlinge, (Knappen) und Meister, (Ritter) als Stufen, getheilt hat. Endlich sind gewisse besondere Korporationen unter dieser organisierten Zunft gebildet worden, welche sich durch besondere Pflichten und Gebräuche auszuzeichnen gesucht haben; und von den Regenten bald mehr bald weniger begünstigt sind.

Daher die verschiedenen Bedeutungen des Worts, Ritter, das bald nur einen berittenen und wehrhaft gemachten, bald einen durch Belehnung zum Roßdienst verpflichteten Soldaten, bald einen zünftigen Krieger dieser Art, bald einen zünftigen Reuter von der ersten Rangstufe, bald endlich das Mitglied einer besondern Korporation von Abentheurern andeutet.

Dreist darf man nun annehmen, daß die zunftmäßige Einrichtung unter den berittenen Kriegern vom eilften, höchstens zwölften Jahrhunderte an bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein in den mehrsten Ländern von Europa bestanden hat: nur mit der Bestimmung, daß ihre innere Einrichtung keinesweges in allen Ländern die nehmliche gewesen, darüber unter einigen Regenten strenger als unter andern gehalten, und daß ihr Ansehn in eben diesem Verhältnisse gestiegen und

gefallen iſt. Dagegen haben die beſonderen Korporationen der Ritter, und beſonders jene Art von Abentheurern, die man unter den Nahmen der irrenden Ritterſchaft kennt, nur zuweilen, und gar nicht allgemein exiſtiert.

Dieſe Bemerkungen ſind äußerſt wichtig, wenn man das Ritterweſen des Mittelalters darſtellen, und aus den Gebräuchen und Sitten deſſelben ſeinen Geiſt entwickeln will. Sie ſind von St. Palaye ganz überſehen, und bey allen Verdienſten, die er als Sammler hat, kann man ihm nur ſehr wenige als kritiſchem Geſchichtsſchreiber beylegen.

Die Pflichten, die Rechte, die Denkungsart, die Gebräuche der Ritterſchaft ſind in keinem einzigen Lande, und am wenigſten den ganzen Zeitraum hindurch, worin ſie geherrſcht hat, die nehmlichen geweſen. Man kann nicht behaupten, daß der Geiſt dieſer oder jener beſondern Korporation der ganzen Zunft eigen geweſen ſey, ja! man muß ſich beſonders hüten, den Charakter, den dieß oder jenes Mitglied entweder wirklich gehabt hat, oder der ihm von ſeinem Lobredner beygelegt iſt, dem ganzen Orden, oder auch nur dem größeren Haufen unter ihm zuzuſchreiben. Man kann ferner dreiſt annehmen, daß gewiſſe Gebräuche, daß ein gewiſſes Betragen, daß gewiſſe Vorrechte und Pflichten bloß bey feyerlichen Gelegenheiten, beſonders bey Tournieren, nicht ſelten als Ingredienzen eines pomphaften Schauſpiels beobachtet ſind, oder überhaupt mehr in den Vorſchriften und in den aufgeſtellten Idealen, als in der Ausübung und in der Wirklichkeit exiſtiert haben.

Es ist hier nicht der Ort, dieß alles weiter auszuführen. Genug! die glänzendsten Perioden der Ritterschaft sind unstreitig die Regierung Edwards des Dritten in England, und nachher Karls des Sechsten und Siebenten in Frankreich gewesen.

In diesen Zeiten findet man einen romanhaften Pomp an den Höfen, kühne Abentheurer und besondere Korporationen von Rittern. Zu gleicher Zeit zeigt sich aber auch ein bestimmteres Ritual bey der Aufnahme in die kriegerische Zunft, bey der Haltung der Tourniere, und bey den Huldigungen, welche dem schönen Geschlechte dargebracht wurden. Auf dieß Ritual hat unstreitig die zunehmende Geistescultur Einfluß gehabt; und der Geschmack an Allegorien, Pomp, und umständlicher Förmlichkeit, der die Werke der schönen Litteratur in diesen Zeiten auszeichnet, findet sich zugleich mit der zunehmenden Ordnung und Ahnung des Anständigen und Schicklichen in den Gebräuchen der besonderen Ritterorden jener Höfe wieder.

Von diesen Zeiten gilt das Mehrste, was St. Palaye über den Charakter des Ritterwesens anführt, und es gilt nur von der Verfassung einzelner Korporationen, von demjenigen, was bey feyerlichen Gelegenheiten beobachtet ist, oft nur von dem Betragen und den Gesinnungen einzelner ausgezeichneter Helden, die dasjenige, was die Romane ihren excentrischen Idealen beylegten, zu realisiren suchten.

Wie unsittlich erscheinen nicht die Höfe Karls des Sechsten und Siebenten in Frankreich! Wie klagte der Ritter de la Tour im Jahre 1371 über die Abnahme der Rittertugenden! Wie waren im Jahre 1389 die

Gebräuche der Ritterschaft schon wieder so sehr in Vergessenheit gerathen, daß der große Haufe die Gebräuche, welche Karl der Sechste wieder hervorsuchte, lächerlich fand!

Laßt uns ohne Vorurtheil sehen! Ein allgemeiner Geist der Ritterschaft hat entweder nie, oder wenigstens nicht in der Maße existiert, wie er gewöhnlich angegeben wird. Könnte man der ritterlichen Zunft in allen Ländern von Europa während der ganzen Dauer ihrer so oft veränderten Verfassung einen Esprit de corps beylegen: so würde es der einer tollkühnen Tapferkeit, und der eifersüchtigen Anhänglichkeit an Gesetzen einer eingebildeten und zunftmäßigen Ehre seyn, die viel weniger auf dem Gefühle sittlicher Selbstwürde, als auf Uebermuth, Folge der Absonderung von den übrigen Ständen, beruhte.

Aber dieß ist es nicht, was St. Palaye und Andre als den Geist des Ritterwesens darstellen. Es ist der Begriff aller Vorzüge und Tugenden, welche den vollkommnen Ritter bilden sollen: ferner der Gebräuche, der Gesetze, der Pflichten, welche dieser Held beobachten soll. Diesen Inbegriff haben sie aus den Vorschriften gewisser einzelner Korporationen, aus den Idealen gewisser Romane und panegyrischer Lebensbeschreibungen einzelner hervorstechender Ritter zusammengesetzt, und für den allgemeinen Geist der Ritterschaft ausgeben wollen.

Das war er nie! Aber merkwürdig sind diese Ideale, weil sie die excentrischen Begriffe von Sittlichkeit derjenigen, die sie aufstellten, und ihre Ziererey in Rücksicht auf Anstand und feine Lebensart beweisen. Merkwürdig sind sie ferner, weil sie in

denjenigen Zeiten, worin die Ritterschaft längst abgekommen war, noch auf die Imagination der Nachkommen um so stärker wirkten, als sie das Ansehn des grauen Alterthums gewonnen hatten, und ihre Wahrheit und Zweckmäßigkeit nach ihrer Uebereinstimmung mit der damahligen Ordnung der Dinge in der Gesellschaft nicht mehr geprüft werden konnte. Aber wir, die wir mit kaltem Blute beobachten, wir finden darin weiter nichts, als die Arbeit müssiger, schwärmerischer und spitzfindiger Köpfe, die, so wie es noch heut zu Tage bey jeder Einrichtung einer zunftmäßigen Gesellschaft geht, alle Kardinaltugenden zu Gesetzen für die Mitglieder des Ordens machten, seine Einweihung an eine Menge kleinlicher und allegorischer Gebräuche banden, und bey den Darstellungen, die sie von dem vollkommenen Bruder liefern, diesen mit allen dem Prunke und der Charlatanerie auftreten lassen, der die Wirkung des glücklichen Abentheurers oder Virtuosen auf den großen Haufen sichert.

Daß der Geist, der zuweilen in den edleren Korporationen der Ritterschaft herrschte, auf das gesellige Verkehr, besonders bey Höfen, eingewirkt habe, das ist im Ganzen nicht zu läugnen. Aber sein Einfluß ist immer periodisch und theilweise anzunehmen. Die größte Ausschweifung der Sitten, die ungebändigsten Leidenschaften, eine beynahe unbegreifliche Rohheit in der Wahl der Vergnügungen, und eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Gefühlen der Sympathie und des Anstandes, zeigen sich neben der strengsten Ehrbarkeit, und den höchsten Aufopferungen der Selbstheit. Die Liebe zu pomphaften Aufzügen,

Festen, Jagden, Ritterschlag, Tournieren und dramatischen Schauspielen ward immer allgemeiner, je mehr der Wohlstand und das Bedürfniß nach Unterhaltung zunahm, und die Mittel dazu im engeren Zirkel kärglich blieben.

Der gesellige Ton gewann an Politur. Aber die unbehülfliche Förmlichkeit der vorigen Jahrhunderte wechselte nur mit einem eben so steifen Ceremoniel ab, das schöneren Formen nachstrebte. Man sprach besser, man geberdete sich reitzender. Aber alles war dabey auf das Verhältniß von Menschen berechnet, die sich selten, und nur bey feyerlichen Gelegenheiten sehen. Man konnte die Linie nicht treffen, wo sich Unbefangenheit von Ausgelassenheit, Zuvorkommung von andringlicher Schmeicheley, Selbstvertrauen von repräsentierender Anmaßung scheiden. Darum war man aufmerksamer auf sich selbst und Andre, als der tägliche Umgang es erlaubt. Man sann zu sehr darauf, sich in Geberden und Ausdrücken schön, und wohlgefällig zu zeigen: hielt methodische Gespräche, wo man Gefühle des Herzens und Gedanken des Augenblicks mit einander austauschen wollte, verwechselte Lobreden mit Höflichkeitsbezeugungen, und übertrieb aus ängstlicher Besorgniß, bey Andern widrige Empfindungen zu erregen, oder sich selbst etwas zu vergeben, die Beziehungen und Rücksichten auf die Verhältnisse um sich her. [1])

1) Die ersten Anleitungen zur Wohlerzogenheit rühren von den Mönchen her. Sie waren Frucht des Nachdenkens, nicht der Erfahrung in der größeren Welt. Ich habe ein Buch vor mir, das in dieser Rücksicht sehr interessant ist. Bienseances de la Conversation entre les hommes, eine Uebersetzung des

Hieraus entstand ein Ceremoniel, das nicht allein den Fehler an sich trug, das Zweckmäßige und Schöne im geselligen Umgange, (wie wir es etwa bey feyerlichen Gelegenheiten billigen würden) auf eine schwerfällige und steife Art im gewöhnlichen Leben auszuüben, sondern der zunftmäßige Geist der Höfe und der Ritterschaft vergrößerte diesen Fehler noch durch eine Menge willkührlicher Formen, die keinen andern Zweck haben konnten, als den, sich durch etwas Besonderes und Auffallendes im äußern Betragen sogleich als Mitglied einer abgesonderten und hervorragenden Gesellschaft anzukündigen.

Außerdem wurden die Gesetze der Sittlichkeit mit den Vorschriften dieses Ceremoniels in den Anleitungen zur Wohlerzogenheit zugleich vorgetragen, und der Begriff von beyden wurde beynahe immer verwechselt. Eine natürliche Folge davon war diese: daß die Aeußerungen der Courtoisie, der Höflichkeit, die ganze Form der Ausübung einer Tugendpflicht annahmen, und daß ein Ritter, oder höfischer Mann, der nach den Regeln der Courtoisie seinem Kameraden, oder einer Dame die natürlichen Gesinnungen der Gefälligkeit, der Aufmerksamkeit, der Menschenliebe und Achtung bezeugen wollte, sich dabey mit einer Wichtigkeit geberdete, als ob er dem höchsten Wesen in der tiefsten Niederwürfigkeit seine Huldigung darzubringen hätte.

Diese Bemerkung scheint mir sehr wichtig. Vieles, was in dem Ausdrucke geselliger Gesinnungen dem

Lateinischen Communis vitae inter homines seita Urbanitas. Lyon 1623.

Herzen und dem Gefühle anzugehören ſchien, war zunftmäßige Loſung des Ritters oder höfiſchen Mannes: Ceremoniel, Courteoiſie.

Drittes Kapitel.

Lage der beyden Geſchlechter zu einander in den weiteren Verhältniſſen des geſelligen Umgangs.

Unſtreitig haben die Romane und Gedichte der beyden vorher gegangenen Jahrhunderte dazu beygetragen, dem Frauenzimmer einen höheren Begriff von ſeiner Wichtigkeit einzuflößen, und den Männern mehr Achtung für daſſelbe beyzubringen. Inzwiſchen ſcheint mir doch von dem immer wachſenden Anſehn des zärteren Geſchlechts vieles auf Rechnung derjenigen Damen geſetzt werden zu müſſen, welche ſich am Hofe Eduards des Dritten durch ihre männliche Entſchloſſenheit, durch ihren kriegeriſchen Muth, in Verbindung mit allen weiblichen Tugenden, auszeichneten. Denn dieſer Hof hat unſtreitig damahls den Ton an den mehrſten übrigen angegeben, und ſo wie er ſelbſt nach dem Muſter älterer Romane gebildet war, wieder den neueren Romanen, in denen das Frauenzimmer eine weit wichtigere Rolle zu ſpielen anfängt, zum Muſter gedient. Unter den Regierungen der nachfolgenden Könige von England und von Frankreich zeigt ſich eben dieſer heroiſche Geiſt unter dem Frauenzimmer, ſo wie ihr Einfluß auf die Regierung der Länder. Beynahe zu der nehmlichen Zeit ſtanden in Italien einige gelehrte Damen auf, und in den nachfolgenden Jahrhunderten zeigten ſich beynahe in

allen Ländern von Europa Frauenzimmer, die sich durch ihre Talente und Kenntnisse einen Nahmen erwarben. Mehrere von ihnen strebten durch ihren unverheiratheten Stand, und mittelst des Rufs ihrer Unempfindlichkeit gegen die Liebe der Selbständigkeit ihres Geschlechts, der Gleichheit desselben mit dem unsrigen, ja! dem Vorzuge vor diesem nach. Die Königin Elisabeth von England ist eines der auffallendsten Beyspiele solcher Heroinen. *)

Aber was mehr als dieß das Ansehn des schönen Geschlechtes hob, war das Bestreben des unsrigen nach einer höheren geselligen Politur. Wenn alle gesittete Völker die Weiber mit Schonung und Gefälligkeit behandelt haben, wenn im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte diese Behandlung eine unbehülfliche und eben darum umständliche Form angenommen hatte, so glaubte das Zeitalter, von dem wir reden, daß die höchste Stufe von Sittlichkeit, Menschenliebe und Bescheidenheit darin bestände, den schwächeren Theil des menschlichen Geschlechts zu vergöttern. Zu gleicher Zeit kleidete es seine excentrischen Gesinnungen, aus einem falschen Begriffe von Eleganz, in so hyperbolische Ausdrücke, daß man mit Recht von der Art, sich gegen das Frauenzimmer zu benehmen, sagen konnte, nichts klang in ihr wie Alles, und Alles wie nichts.

In diese Zeiten gehören eigentlich die öffentlichen Huldigungen, die dem Frauenzimmer bey allen feyerlichen Gelegenheiten dargebracht wurden. In diesen Zeiten wurde es den Rittern gewisser Korporationen zur Pflicht gemacht, nicht bloß hülfsbedürftige Weiber zu

*) Man vergleiche Thomas sur les femmes, p. 72 seq.

ſchützen, ſondern für die Ehre der Damen Blut und ben aufs Spiel zu ſetzen. In dieſen Zeiten endlich urden ſie Austheilerinnen des Preiſes bey Tournie n, Schiedsrichterinnen der Spielgefechte und über nahmen die Rollen allegoriſcher Perſonen, perſoni cierter Tugenden u. ſ. w. bey den pomphaften Aufz ügen, woran das Zeitalter ſo viel Geſchmack hatte. Von nun an fangen ſie auch an, bey Ritterſchlägen ewiſſe Beſorgungen zu übernehmen.

Aber wenn gleich dem ſchönen Geſchlechte dieſe ffentliche Ehre oft widerfuhr, wenn es zum guten Tone gehörte, ſie ihm nicht ſtreitig zu machen; ſo war es doch gewiß nur eine eitle Ehre, die auf die Behaglichkeit des häuslichen Lebens, auf das Vergnü gen des geſelligen Umgangs, und auf ihre innere Zufriedenheit und das Anſehn bey ihren Gatten nur ſehr wenig Einfluß hatte.

In keinem einzigen Lande von Europa, Frank reich ſeit der Zeit Franz des Erſten allein ausgenom men, kamen die beyden Geſchlechter in gemiſchten Geſellſchaften anders als durch Zufall oder bey öffent lichen Gelegenheiten zuſammen. Aber auch alsdann waren ſie von eiferſüchtigen Männern und Anver wandten bewacht. Ueberall legen die Moraliſten dem Manne die Oberherrſchaft über die Frau bey. *) Aus mehreren Zügen erhellet, daß der Gatte dieſe ſehr deſpotiſch ausgeübt, und die Theilnehmerin ſei ner Schickſale gemeiniglich auf die Sorge für ihren Putz und künſtliche Handarbeit eingeſchränkt habe. Ungeachtet ſich einige Weiber durch höhere Geiſtesbil

*) Z. B. Charron, Montaigne u. ſ. w.

dung auszeichneten, so war doch diese bey dem größeren Theile sehr kärglich, und erstreckte sich selbst bey jenen Virtuosinnen selten auf Dinge, die zur Ausfüllung ihrer Bestimmung und zur angenehmeren Unterhaltung in geselligen Zirkeln hätte dienen können.

Aber selbst jene dem zärteren Geschlechte öffentlich bewiesene Vergötterung war keinesweges allgemein. Man fand viele Spötter seines Ansehns, selbst unter den höheren Ständen, auf welche sich doch, wie wir schon oft bemerkt haben, die gesellige Kultur beynahe ausschließend beschränkte. Der Zustand der Weiber aus den untern Ständen verschwindet ganz in der Geschichte.

Von Franz des Ersten Zeiten an kamen die Damen des Hofes in Frankreich häufiger in Gesellschaft, und unter seinen Nachfolgern, besonders unter der Minorennität Ludwigs des Vierzehnten, in den damahligen bürgerlichen Kriegen, stiegen sie zur höchsten Stufe des Einflusses auf politische Angelegenheiten, die wir in der Geschichte kennen. Ihr Charakter war damahls im Ganzen stolz, intriguant, und nicht selten rauh und grausam; aber ihr Geist besaß eine seltene Bildung.

Viertes Kapitel.

Von den Lobeserhebungen der Weiber, und dem Streite über den Vorzug ihres Geschlechts vor dem der Männer.

Von dem vierzehnten Jahrhunderte an, ward es besonders in Italien Mode, dem schönen Geschlechte im Ganzen und im Einzelnen durch Lobschriften zu huldigen. Boccaz machte vielleicht den Anfang durch sein Werk, über die berühmten Weiber. Er fand eine Menge von Nachfolgern. Thomas [4]) giebt uns eine Notiz von den Hauptschriftstellern, die sich in dieser Materie ausgezeichnet haben.

Bald warf man nun auch die Frage auf: ob das zärtere Geschlecht nicht den Vorzug vor dem stärkeren verdiene, oder mit diesem letzten nicht wenigstens gleichen Werth habe? Agrippa soll der erste gewesen seyn, der die Superiorität des Frauenzimmers zu behaupten wagte. [5])

Dieß Werk ist freylich kein bündiges philosophisches Raisonnement, aber es ist mit vielem Witz geschrieben. Man muß den Scharfsinn des Verfassers bewundern, der aus den Zügen der heiligen und profanen Geschichte, welche dem Ansehn des zärteren Geschlechts am nachtheiligsten zu seyn scheinen, Seiten hervorzuheben weiß, die es in dem vortheilhaftesten

4) In seinem Essais sur les femmes, p. 91. et seqq.

5) Henrici Cornelii Agrippae ab Nettesheym de nobilitate et praecellentia feminei sexus, ejusdemque supra virilem Eminentia. Libellus lectu jucundissimus. Ich habe eine Ausgabe vor mir, die zu Haag 1633 gedruckt ist.

Lichte darſtellen. Ich kann dieß kleine Buch, das ich mit Vergnügen geleſen habe, für nichts anders als für ein Spiel des Witzes halten, und nicht glauben, daß der Verfaſſer die ernſthafte Abſicht zu überzeugen damit verbunden habe.

Unſtreitig iſt ein großer Theil der Schriften, die ſich in der Folge mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt haben, aus dem Geſichtspunkte zu betrachten, daß ihre Verfaſſer einen Stoff zu Redeübungen ſuchten, worin ſie ihre Gelehrſamkeit und ihren Scharfſinn, zur Schau legen konnten, und Gelegenheit zu Deklamationen fanden. Alle Materien, worüber ſich viel für und viel gegen ſagen, und woben ſich viele Citate anbringen ließen, wurden in dieſen Zeiten, worin Dialektik, und Rhetorik herrſchten, begierig aufgeſucht. Inzwiſchen möchte ich nicht läugnen, daß einige Kämpfer für die Ehre der Damen im wahren Eifer für die Gerechtigkeit der Sache die Feder geführt haben. Sie hatten zwey große Argumente für ſich, deren eines ihnen die heilige Geſchichte, das andere die platoniſche Philoſophie darbot. Die Mutter Gottes, das erſte Weſen unter allen Sterblichen, iſt ein Weib geweſen; und wenn die Schönheit ein Abglanz der Gottheit iſt, wer zeigt dann mehr davon, wer iſt dadurch der höchſten Vollkommenheit näher, als das Frauenzimmer? [6])

6) Thomas Essais sur les femmes liefert S. 100 u. f. ein Verzeichniß mehrerer Schriftſteller uber dieſe Materie, die ſich noch leicht durch andere vermehren ließen. So habe ich ein Werk vor mir. La bella e dotta difesa delle Donne in Verso e Prosa di Messer Luigi Dardano, Gran Cancelliero dell' Illustrissimo Senato Veneziano. In Venetia 1554.

Neben jenen Schriften zur Ehre der Damen findet man aber auch eine Menge, worin ihnen Hohn gesprochen wird. Schon Boccaz, ihr Lobredner, schrieb selbst ein Buch voll der unanständigsten Invektiven gegen Weiber und Liebe. [7]) Er fand eine Menge von Nachfolgern. Eine der pöbelhaftesten Satyren wider die Weiber ist das Wörterbuch ihrer Bosheiten und Unvollkommenheiten. [8]) Es verbindet mit der Unbündigkeit des Raisonnements die geschmackloseste Behandlung.

Man sieht hieraus, daß wenn es zum guten Ton gehörte, den Weibern öffentlich zu huldigen, dieß für die allgemeine und innere Achtung, deren sie genossen, sehr wenig beweiset. Ueberhaupt war es diesen Zeiten, worin die gesellige Bildung beynahe ganz auf die Höfe eingeschränkt war, mehr als allen andern eigen, den Schein von der Wirklichkeit, den Anstand von der Tugend, und besonders das öffentliche Leben von dem häuslichen und täglichen zu unterscheiden.

7) Il labirinto d'Amore.

8) L'Alphabet de la Malice de femmes à Paris 1716. par Jaques Olivier Licentié en droit. Es ward in dem nehmlichen Jahre widerlegt in der Schrift la defense des femmes par le Capitaine Vigoureux. Darauf folgte sogleich von dem Verfasser der ersten Schrift, der sich nunmehr nannte, La reponse aux impertinences de l'aposté Capitaine Vigoureux. Im folgenden Jahre trat der Chevalier de l'Escale mit einem Werke hervor unter dem Titel: le Champion des femmes!

Fünftes Kapitel.

Begriffe und Grundsätze über die Liebe und engere Geschlechtsverbindung in diesem Zeitraume. Zuerst von den Ideen der Philosophen über diesen Gegenstand.

Ich glaube nunmehr alles vorbereitet zu haben, um zu dem eigentlichen Gegenstande dieses Werks übergehen zu können. Ich mache den Anfang mit Entwickelung der Ideen der Philosophen über Geschlechtsverbindung und Liebe. Denn von dieser Periode läßt es sich mit Gewißheit behaupten, daß die Schulen einen großen Einfluß auf den Geschmack in der schönen Litteratur, und durch diese auf das gesellige Leben gehabt haben.

Die Untersuchungen über die Natur der Liebe scheinen in Abendlande sehr früh ihren Anfang genommen zu haben. Equicola, 9) der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte, sagt uns, daß seit drey Jahrhunderten ein gewisses System darüber auf der Pariser Schule angenommen sey. Auch finde ich beym Millot in seiner Histoire des troubadours, daß Riquier, der zwischen 1254 und 1294 blühete, bereits eine methodische Eintheilung der Liebe, in die himmlische, natürliche, und körperliche angenommen habe, die mit der Lehre der Philosophen seiner Zeit, nach demjenigen was Equicola davon sagt, ziemlich übereinkommt.

Es ist nicht zu verwundern, daß dieser Gegenstand die Aufmerksamkeit der damaligen Weltweisen auf sich gezogen hat. Unsere Religion bauet ihre Moral auf

9) Mario Equicola d'Alueto, Di natura d'Amore, Venetia 1507. L. II. cap. 8.

Liebe; sie nimmt dieß Wort mit in den Begriff auf, den sie uns von dem höchsten Wesen giebt: die Kirchenväter, besonders Augustin, hatten viel über Liebe und Schönheit gesagt; Aristoteles hatte dieser Materie ein eignes Werk gewidmet, und die Araber machten sie zu einem Gegenstande ihrer spitzfindigsten Spekulationen.

Inzwischen scheinen sich diese Untersuchungen der Philosophie wenig mit der Geschlechtsliebe beschäftigt zu haben, die sie für eine schädliche Neigung, und für eine Geburt der Lüsternheit und der Faulheit hielten. Sie betrachteten die Liebe als den Grund des Zusammenhangs der Kreaturen mit Gott und unter sich: als die Aeußerung unserer Reitzbarkeit: als die Wirkung des Nützlichen, Guten, Angenehmen, Schönen auf unser Begehrungsvermögen: Kurz! die Lehre von der Entstehung der Welt, die Lehre vom menschlichen Willen, und ein großer Theil der Physik ward unter dieser allgemeinen Rubrik mit abgehandelt. Besonders aber suchte man mystische Ideen von der Beschauung Gottes und der Vereinigung mit ihm aus der Natur der Liebe herzuleiten, und das Bestreben darnach zur Pflicht zu machen. 9)

9) Nichts ist in dieser Rücksicht merkwürdiger, als ein kleines Werk des Raymundus Lullius: Blanquernae Anachoretae interrogationes et responsiones 365. de Amico et Amato Raymundo Lullio Eremita auctore claruit circa annum Domini 1311. Libellus omnibus viris spiritualibus non minus jucundus quam utilis Parisiis 1585. Hieraus sind für alle Tage des Jahrs kurze Unterredungen zwischen dem Menschen und Gott enthalten, die hier in dem Verhältnisse von Liebhaber und Geliebten erscheinen. Es herrscht der höchste Ausdruck der Leidenschaft darin, und es leidet bey mir keinen Zweifel, daß die Niederwürfigkeit, Zer-

Nachdem jedoch Plato bekannter geworden war, und Petrarca seine Laura besungen hatte, fing man an, die Geschlechtsliebe mit in diese Erörterungen hinein zu ziehen. Man gab sich zu gleicher Zeit Mühe diesen Trieb zu veredlen, und ihn mit den Begriffen, welche man von der Würde des Menschen hatte, zu vereinigen. Von dieser Zeit an erhielten die Ausführungen über die Liebe zugleich den Reitz unterhaltender Deklamationen, über die interessantesten aller Leidenschaften, und über den Philosophen und den Dichter, die sie am erhabensten und feinsten in ihren Schriften dargestellt hatten.

Wir können inzwischen aus diesen Schriften wenig andern Gewinn erhalten, als den, zu erfahren, wie man damahls über diesen Gegenstand gedacht habe. Die Kenntniß des Wesens der Geschlechtsliebe ist, ich darf es dreist behaupten, wenig dadurch befördert worden. Es stand den Forschungen darüber geradezu im Wege, daß man den Beschauungshang und die Selbstheit niemahls von der Sympathie unterschied, und daß der Eindruck, den das Schöne und das Nützliche und Gute auf uns machen, von der Liebe nicht gehörig abgesondert wurde. Diejenigen, welche den Unterschied fuhlten, wußten ihm dennoch nicht auf die Spur zu kommen, weil sie immer von der Idee ausgingen, daß das Schöne der Grund der Liebe sey, und daß der Zweck derselben im Genuß dieses Schönen liege. Selbst das Wahre, das in den ältern Philosophen, und besonders im Aristoteles zu finden ist, verdunkelte sich vor ihren

Entsagung, und Selbsttödtung, welche nach den Ideen der Mystiker der höchste Beweis der Liebe gegen Gott ist, auf die Art, wie man die Liebe zum Geschlecht zu veredlen gesucht hat, von dem größten Einflusse gewesen ist.

Augen, weil ſie allemahl myſtiſch religiöſe Gründe und Zwecke bey dem liebenden Zuge der Menſchen zu einander vorausſetzten.

Ich kann mich jedoch nach dem mir einmahl vorgeſetzten Zwecke um ſo weniger der Pflicht entledigen, meinen Leſern Einiges von den Ideen der Schriftſteller aus der damahligen Zeit vorzulegen, als ihre Lehren gewiß auf die Ausbildung der Galanterie den gröſten Einfluß gehabt haben.

Der wichtigſte iſt Marſilio Ficino oder Ficinus. Man darf ſagen, daß dieſer Kommentator des Plato beynahe alle ſeinen Nachfolgern den Stoff zu ihren Ideen geliefert habe. In ſeinem Kommentare über das Gaſtmahl des Plato [11]) erklärt er die Liebe für das Verlangen nach Schönheit. „Die Vereinigung des Mannigfaltigen nennt er Schönheit, und ſetzt drey Arten derſelben feſt, die geiſtige, welche aus der Vereinigung mehrerer Tugenden entſteht, die körperliche, die ihren Grund in der Vereinigung der Farben und Linien hat, und endlich die Schönheit der Töne, die in der Vereinigung der Konſonanzen und Accorde beſteht. Dieſe drey Arten der Schönheit werden durch den innern Sinn, und durch die äußern des Auges und des Ohres erkannt und genoſſen. Wenn wir mit den übrigen Sinnen begehren, ſo iſt dieß nicht Liebe, ſondern eine übelgeordnete Neigung oder Wuth. Die Liebe flieht die Wolluſt des Geſchmacks und der Berührung. Jeder wahrhaft Liebende iſt gerecht

11) Ich habe eine franzöſiſche Ueberſetzung vor mir gehabt, die von Symon Silvius, dit J. de la Haye, valet de Chambre de Marguerite de France Royne de Navarre verfertigt und zu Poitiers 1546 heraus gekommen iſt.

und gut. Wo der Körper allein schön ist, müssen wir nur wenig lieben: wo der Geist schön ist müssen wir standhaft lieben. Wo aber beydes zusammen schön ist, dürfen wir uns ganz der Liebe überlassen."

„Was liegt aber bey unserm Zuge zur Schönheit zum Grunde? Die Lust an der himmlischen Schönheit. Diese findet sich theils in der göttlichen Intelligenz, oder in den göttlichen Ideen, die sich nicht mit der Materie verbunden haben, theils in der Welt, oder in Allem, was nach jenen Ideen von Gott geschaffen ist. Die Lust an der Erkenntniß jener ersten Schönheit ist die himmlische Venus; die Lust an der Zeugung solcher Formen, welche einen Abglanz der himmlischen Schönheit an sich tragen, ist die zweyte Venus. In beyden ist also Liebe vorhanden: in der ersten ein Verlangen, das Geistige anzuschauen, in der zweyten ein Verlangen, das Schöne hervorzubringen. Beyde Arten zu lieben, sind ehrbringende: beyde folgen dem göttlichen Bilde. Wenn aber Jemand die körperliche Zeugung der geistigen, oder die Gestalt des Körpers der Schönheit des Geistes vorzieht; so ist dieß ein tadelnswürdiger Mißbrauch der Liebe."

„Es giebt eine einfache und eine wechselseitige Liebe. In der ersten stirbt sich der Liebende selbst ab, um für den Andern zu leben. In der zweyten leben zwey Liebende einer für den andern. Diejenigen, die sich wechselseitig lieben, suchen Schönheit an einander zu genießen. Aber nur den innern Sinn und durch das Auge. Das Verlangen nach Berührung ist nicht Liebe, sondern ungeordnete Begierde, Perturbazion eines knechtischen Gemüthe. Der Genuß der Schönheit des Geistes ist viel edler, als der der Schönheit der Körper."

„Die Schönheit an sich ist nichts Körperliches. Man darf ihren letzten Grund nicht in der Uebereinstimmung der Theile suchen, sondern darin, daß diese Uebereinstimmung ein Abglanz der Einheit Gottes ist. Die Materie sucht sich nach dem Bilde ihres Urhebers einzurichten. Weil ein Körper mehr als der andere von dem Abglanze Gottes enthält, (eben so wie ein Gebäude mehr als das andere den Charakter und den Geist des Baumeisters ausdrückt) so liegt auch darin der Grund, warum ein Mensch besser gefällt, als der andre.

„Die Liebesgötter (amores) sind Mittelgötter, Engel, Dämonen, Diener Gottes und der Ideen, die in dem göttlichen Geiste sind. Der Mensch hat ihrer zwey in sich: einen guten und einen bösen. Dieß sind beständige Grundneigungen, Anlagen zum Wollen und Handeln, vermöge deren der Mensch sich auf der einen Seite zur Beschauung der himmlischen Schönheit, auf der andern zur Begattung hingezogen fühlt. In der Mitte liegen drey veränderliche Stimmungen des Willens, Affektionen, von denen die eine sich mehr dem Vergnügen der Beschauung der himmlischen Schönheit und dem kontemplativen Leben, die andere mehr der Wollust der Berührung, dem grobsinnlichen Leben, nähert. In der Mitte liegt die Stimmung zum aktiven, geselligen Leben, vermöge deren wir uns begnügen am Anblicke der Schönheit, und am Umgange mit ihr Vergnügen zu nehmen, ohne uns zur Betrachtung der himmlischen Schönheit dadurch zu erheben. Alle Liebe wird uns folglich durch das innere oder äußere Auge zugeführt: aber bey dem kontemplativen Menschen steigt sie zu einem Verlangen nach demjenigen, was nur der Verstand genießen und begreifen kann; bey dem wollüstigen sinkt

sie zu demjenigen herab, was die gröberen Sinne genießen, und bey dem aktiven Menschen bleibt sie beym Genuß des geselligen Umgangs, und der gegenwärtig angenehmen Empfindungen für die edleren Sinne stehen. Also giebt es eine dreyfache Liebe: die erste heißt die göttliche, die zweyte die thierische, die dritte die menschliche."

Dieß sind die hauptsächlichsten Ideen des Ficinus, in so fern sie in meinen Plan gehören.

Mario Equicola D'Aluetto liefert uns in seinem Werke Di Natura d'Amore, [12]) im ersten Buche einen Auszug aus den Systemen mehrerer Philosophen und Dichter, die vor ihm geschrieben haben. Dieser Auszug ist aber größtentheils sehr mangelhaft, und dadurch unverständlich. So viel sieht man inzwischen daraus, daß die platonischen Ideen in dem freylich ziemlich entstellten Bilde, welches Ficinus davon geliefert hatte, beynahe allgemein angenommen, und nur mit einigen Zusätzen verbrämt waren.

Ein paar herrschende und mit Eigenthümlichkeit dargestellte Ideen in diesen Systemen will ich heraushaben. Es giebt eine doppelte Welt. Eine intellektuelle, und eine sinnliche. Die erste, die auch Welt der Engel genannt wird, wird so erklärt: „Gott, als Baumeister der Welt, entwirft in seinem Geiste die Form derselben, und dieser Entwurf oder diese exemplarische Form ist immer vollkommener als die Ausführung, oder die Welt der Materie. Wer sich nun zu der Schönheit jener intellektuellen Welt zu erheben sucht, der empfindet

12) Ich habe eine Ausgabe vor mir die 1587 zu Venedig herausgekommen ist.

ie göttliche Liebe; wer hingegen bey der geschaffenen Schönheit stehen bleibt, der empfindet entweder die menschliche oder die thierische Liebe. Denn in so fern eine Vernunft über die edleren Sinne wacht, daß sie ihn nicht zum gröberen Genuß verführen, empfindet er menschliche Liebe; in so fern er aber nach Berührung strebt, wird er zum Thiere. Das vernünftige Wesen im Menschen hat also eine doppelte Bestimmung; theils die göttlichen Ideen zu beschauen, theils über die Beschäftigung mit den Geschaffenen die Aufsicht zu führen."

Die menschliche Liebe rührt von einer feinen Bewegung des Bluts her, diese Bewegung fordert die Phantasie auf, sich Bilder zu schaffen. Wir suchen die Schönheit nicht bloß zu genießen, sondern auch darzustellen. Darüber verliert der Liebende das Bewußtseyn seiner selbst, indem er sich bloß mit dem Schönen außer sich beschäftigt. Der Wunsch, wieder geliebt zu werden, ist nur das Bestreben, den verlornen, in den Geliebten übergegangenen Geist wieder zu erhalten."

Dieß ist das Wenige, was mir aus den Lehren des Giovanni und Francesco Pico della Mirandola, und Francesco Catani da Diacetto verständlich geworden ist. Man sieht, daß bey ihnen die menschliche Liebe in keinem großen Ansehn gestanden hat, und daß am Ende alles dahin abzweckt, uns von der Kreatur abzuziehen, und zur Beschauung der übersinnlichen Dinge hinzuleiten. Battista Fregoso ist, nach dem Zeugnisse des Equicola, sogar so weit gegangen, alle Liebe eine ungezähmte Begierde zu nennen, die mit Wollust verbunden von der Muße und Lüsternheit gezeugt wird. Ja einer von den Unterrednern, die er auf-

führt, nennt sie eine Krankheit der Vernunft, und ein anderer einen bloß physischen Drang nach Entledigung eines niedrigen Bedürfnisses. Platina [13]) und Pier Hedo di Fortuna haben gegen die Liebe geschrieben.

Mario Equicola hat die fünf übrigen Bücher seines Werks über die Liebe dazu angewandt, uns sein eigenes System zu entwickeln. Man lernt besonders daraus, wie die unbestimmten Begriffe der Kirchenväter über die Liebe den Kredit der Platonischen Lehren über diesen Gegenstand gehoben, ihren wahren Sinn aber ganz haben verdunkeln müssen. Das Werk enthält außerdem mehrere interessante Nachrichten über die Art, wie verschiedene Nazionen der damahligen Zeit über die Liebe gedacht haben. Endlich hat Equicola bey einer Menge von unnützen Citaten, und nichtsbedeutenden Deklamationen doch auch Manches, was ihm eigenthümlich ist, und, in so fern es die Geschlechtsliebe betrifft, hier angeführt zu werden verdient.

„Die Liebe, sagt er, ist im Allgemeinen das Verlangen nach dem Guten, das wir immer haben möchten, und der Wunsch, es immer bey uns zu behalten. Sie ist so vielfach, als es Güter giebt. Der Verfasser nimmt aber nur eine Art heraus: das Verlangen, im Schönen zu zeugen, und zu gebären. Er theilt diese Liebe in zwey Hauptarten ab: in die himmlische, und in die menschliche."

13) Von dem Werke des Platina habe ich eine Ausgabe vor mir. Der Titel lautet: Venetes et Cupidines venales, Augustini Niphi Itali. Accedit Baptista Platina de Remedio Amoris. Lugd. 1636.

„Die himmlische empfinden theils Gott gegen die Kreatur, theils die Engel gegen Gott und die Geschöpfe.“

„Die menschliche ist entweder die Instinktartige, die wir mit allen unvernünftigen Geschöpfen gemein haben, oder diejenige, welche von der Selbstbestimmung des Willens abhängig ist. Diese letzte ist entweder anständig, indem sie auf Tugend beruht, oder unanständig auf dreyfache Art: erstlich, wenn wir das Schlechte anstatt des Guten lieben, zweytens wenn wir uns der Neigung zu demjenigen, was wir nicht lieben sollen, zu sehr überlassen, drittens endlich, wenn wir dasjenige, was wir über alles lieben sollten, zu wenig lieben.“

Equicola nennt nur dasjenige Schön, was durch das Gesicht und durchs Gehör gefällt. Durch diese beyden Sinne erheben wir uns bis zur Ahnung der Gottheit, in der alles wahre Schöne liegt, das wir erst nach dem Tode ganz erkennen werden.

Inzwischen sucht der Verfasser doch den Grund aller Affekte, und so auch der Liebe zu andern Menschen, in der Selbstliebe. „Der Zweck aller unserer Neigungen ist Vergnügen. Dieß hat zwey Arten: Seelenvergnügen, Ruhe ohne Beschwerde; und Vergnügen der Sinne. Glücklich seyn heißt: seiner Natur gemäß leben. Wir lieben folglich um glücklich zu leben, und vergnügt zu seyn.“

„Diejenigen, welche behaupten, man könne die Seele ohne den Körper lieben, sprechen wie Thoren. Der Mensch besteht aus Körper und Seele. Die

letzte wirkt durch den erſten. Der ganze Menſch äußert Affekte, nicht bloß die Seele. Durch die Sinne, durch das Auge ſchleicht ſich die Liebe bey uns ein. Wer daher ein ſchönes Weib liebt, irrt ſehr, wenn er nur die Seele zu lieben glaubt. Aber wer nur den Körper genießen will, der hat einen völlig irrigen Begriff von der Liebe. Kurz! wer wahrhaft liebt, muß nothwendig Körper und Seele zugleich lieben. Beydes läßt ſich nicht von einander trennen. Die Sinne des Liebhabers verlangen von dem geliebten Körper ſinnliches Vergnügen, ſeine Seele von der Seele der Geliebten Gegenliebe, um den Sinnengenuß angenehm zu machen. Alſo iſt Sinnengenuß, durch Gegenliebe dargeboten, wahrer endlicher Zweck der Liebe, die dann auch nicht abnimmt, wenn der Liebhaber gleich mit jenem begünſtigt wird. Um dieſe Liebe zu veredeln, muß man ſich an vornehme Damen halten, weil dieſe den Mann anfeuern, durch ausgezeichnete Vorzüge die Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich der Vereinigung entgegenſetzen. Die Damen müſſen ihrer Seits behutſam in der Wahl ihrer Liebhaber ſeyn, und nicht zu viel und zu leicht gewähren. Zuletzt ermahnt er zur Liebe Gottes, als zu demjenigen Weſen, das am würdigſten iſt geliebt zu werden, und bey dem wir am ſicherſten auf Gegenliebe rechnen können."

In dieſem Syſteme wird alſo nicht bloß die Liebe zum Geſchlecht, ſondern ſogar die ſinnliche Liebe unter gewiſſen Beſtimmungen in Schutz genommen. Eben dieſe Anſicht finden wir von nun an ziemlich allgemein ausgebreitet, nur daß der ganz geiſtigen Liebe der Vorzug eingeräumt wird.

Man hat eine Philoſophie der Liebe von Leone. [14]) Nach ihm iſt Liebe das Verlangen, ſich bey der Vereinigung in den geliebten Gegenſtand zu verwandeln. Mit dem geſtillten Verlangen der niedern Sinne hört die Liebe zu den Gegenſtänden auf, welche dieſe reitzen. Nicht aber ſo bey den Sinnen des Auges, des Ohres und dem innern Sinne. Der Liebhaber des Weibes kann inzwiſchen den Genuß der niedern Sinne mit dem der obern verbinden. Weil die Geiſter vereinigt ſind in geiſtiger Liebe; ſo ſuchen auch die Körper ſich zu verbinden, um die Vereinigung ſo vollkommen als möglich zu machen. Ja! durch dieſe letzte Verbindung nimmt die geiſtige Liebe zu, wie die Weisheit durch die Ausübung guter Werke.

„Die vollkommene Liebe des Mannes zum Weibe iſt die Verwandlung des Liebenden in die Geliebte, verbunden mit dem Wunſche, daß ſich die Geliebte wieder in den Liebenden verwandle. Lieben beyde Theile ſich wechſelſeitig, ſo kann man vollkommene Liebe die Verwandlung zweyer Perſonen in einander nennen.“

„Dieſe Liebe iſt von zweyerley Art. Die eine nimmt ihren Urſprung in der Sinnlichkeit, und hört mit dem Genuſſe auf, weil das Verlangen geſättiget wird. Die andere führt das Verlangen nach dem körperlichen Genuſſe nur in ihrem Gefolge. Dieſe

14) Ich habe eine franzöſiſche und ſpaniſche Ueberſetzung vor mir. Die franzöſiſche heißt: Philosophie d'amour de Mr. Leon Hebreu, par le Seigneur du Parc Champenois. Paris 1577. Die ſpaniſche: Los Dialogos d'Amor de Maestre Leon Abarbanel medico e filosofo. En Venetia 1568.

Liebe dauert nach der Befriedigung des Wunſches nach körperlicher Vereinigung fort, weil ihr Grund nicht in den niedern Sinnen, ſondern in der Erkenntniſskraft lag. Man ſchätzt die Vorzüge der Geliebten, und möchte mit ihr nur eine Perſon ausmachen, aus zwey Geiſtern eine Seele zuſammenſetzen, die einen Körper belebe und regiere. Bey der körperlichen Vereinigung ſucht man weniger das ſinnliche Vergnügen, als die möglichſte Vermiſchung der Geiſter, die aus den angenäherten Körpern in einander übergehen."

„Aber beſteht es denn mit der Vernunft, einen ſolchen Wunſch zu hegen, und einen Andern mehr als ſich ſelbſt zu lieben? Freylich! edle Liebe wird nicht von Vernunft geleitet! Sie bereitet große Leiden zu, um ſo mehr, da die Freuden des Körpers ihr keine Erleichterung verſchaffen. Reine Geiſter können in einander fließen, aber Geiſter die an Körper gebunden ſind, können es nicht, und das macht ihr Leiden aus. Wie kann man aber dasjenige gut heißen, was die Vernunft nicht regiert? Die Antwort iſt: es giebt eine doppelte Art von Vernunft: eine gewöhnliche, (ordinaria) die den Menſchen lehrt, für ſich ſelbſt glücklich zu ſeyn, und eine außerordentliche (extraordinaria) die uns die Vollkommenheiten des Geliebten anzueignen gebietet. Dieſer Zweck iſt viel edler. Der Liebende opfert ſich auf, um dem beſſern Theile ſeines Selbſtes, dem Geliebten, wohl zu thun. Dieß muß bey aller Liebe zum Grunde liegen."

„Der allgemeine Vater aller Liebe iſt das Schöne, ihre Mutter iſt die Kenntniß des Schönen, mit dem

Gefühle unſerer Mängel vermiſcht. Sie wird in dem Gedanken deſſen, der das Schöne kennt und fühlt, empfangen. Dieſer Gedanke wird von dem Bilde der Schönheit befruchtet, und ſucht nun eine ähnliche Frucht hervorzubringen. — Die Schönheit beſteht nicht in der Proportion: ſie iſt Abglanz der Gottheit, von dem aber wohl proportionierte Gegenſtände mehr als andere an ſich tragen. Die Schönheiten der intellectuellen Welt ſind höher zu ſchätzen, als die der ſinnlichen; doch bahnen dieſe letzten den Weg zur Kenntniß der höhern Schönheiten. Der Zweck aller menſchlichen Liebe iſt Vergnügen, aber geiſtiges Vergnügen: Genuß der Vereinigung mit der geliebten Schönheit." — Das Buch endigt ſich damit, daß die Dame Sophie, welche Philo zu gleicher Zeit zu belehren, und für ſeine Neigung empfindlich zu machen geſucht hat, ihm verſichert, daß ſie die Vereinigung ihrer Gedanken wünſchet, und zwar nicht der ſeinigen mit den ihrigen, ſondern der ihrigen mit den ſeinigen, als den vollkommeren. Was aber die andere körperliche Vereinigung anlange, ſo glaube und wünſche ſie nicht, daß ſie beyde Verlangen darnach tragen möchten.

Benedetto Varchi hat mehrere Lezzioni d'amore herausgegeben, wobey er verſchiedene Sonnets des Petrarka zum Grunde gelegt hat. Sie ſind in verſchiedenen Akademien Italiens gehalten, und erſt einzeln, nachher in einer Sammlung herausgekommen. [15])

15) Ich habe Due Lezzioni di M. Benedetto Varchi, l'una d'amore, l'altra della Gelosia, con alcune utili e dilettevoli quistioni, da lui nuovamente aggiunte. In

Er theilt die Liebe der Menſchen zu einander ein, in die himmliſche oder Seelenliebe, in die thieriſche, und in die zuſammengeſetzte, wenn Körper und Seele zugleich geliebt werden. „Dieſe letzte Liebe hat mehrere Stufen. Erſtlich: man liebt vorzüglich die Seele und den Körper in untergeordneter Maße, als einen Abglanz der Seele, durch die edleren Sinne. Dieß iſt die anſtändige und tugendhafte Liebe (amore cortese o honesto, virtuoso, gentile.)

„Oder man liebt die Seele zuerſt, und dann den Körper, aber den letztern mit allen Sinnen. Hält man ſich nun hier in den Grenzen der Ehrbarkeit und der Mäßigung, ſo iſt dieß eine gut bürgerliche Liebe: (amore civile.) Liebt man aber hauptſächlich den Körper, und die Seele nur beyher, ſo iſt dieß eine gemeine pöbelhafte Liebe (amore volgare o plebejo)“

„Varchi hält in der himmliſchen Liebe den Liebenden für edler als den Geliebten. In der gewöhnlichen hingegen hat nach ſeiner Meinung der Geliebte den Vorzug. In der erſten findet der Liebende immer Gegenliebe, ſeine Neigung ſchränkt ſich auf einen Gegenſtand ein, zieht dieſen ſeiner eigenen Perſon vor, und iſt keinem Wechſel und keinem Ende unterworfen. Alles, was der Körper an Reizen verliert, wächſt der Seele zu!“

„Die Liebe überhaupt erklärt er für das Verlangen, das Schöne im Schönen hervorzubringen, entweder in

Lione 1560, und dann Lezzioni d'amore di Benedetto Varchi; Fiorenza 1561 vor mir.

einem ſchönen Geiſte, oder in einem ſchönen Körper. Eiferſucht nennt er die Furcht, daß ein Anderer die Schönheit genieße, oder Neid aus Liebe. Wir verlangen entweder den Genuß der Schönheit für uns ſelbſt: Eiferſucht der Verliebten; oder wir verlangen, daß ſie ein Anderer nach unſerer Beſtimmung genießen ſoll: Eiferſucht der Anverwandten. Die Verliebten empfinden drey Arten der Eiferſucht. Sie wollen nicht, daß ein Anderer genieße, was ſie genoſſen haben, oder was ſie zu genießen hoffen, oder was ſie nicht haben genießen können. Die Begierden nach Vergnügen, Beſitz, Eigenthum und Ehre liegen dabey zum Grunde. Man kann nicht ohne Eiferſucht lieben; ſie iſt eine natürliche Leidenſchaft, an der nur der Mißbrauch zu tadeln iſt."

Die Azolani [16]) vom Bembo enthalten drey Dialogen, die im Schloſſe Azolo gehalten ſind. Im erſten deklamiert Perotino gegen, im zweyten Gismondo für die Liebe: Im dritten muß Lavinello zeigen, daß die Liebe bald gut, bald ſchlecht ſeyn könne. Am Ende wird ein Einſiedler eingeführt, der die Liebe zum Ueberirdiſchen als die einzige gute und lobenswürdige empfiehlt. Es ſind die platoniſch religiöſen Ideen, die wir ſchon aus dem Ficino und Andern kennen. Eben dieſem Syſteme iſt Dominichi [17]) ergeben, imglei-

16) Ich habe eine franzöſiſche Ueberſetzung vor mir: Les Azolains de Bembo. 1555. en douze.

17) Dialoghi di M. Ludovico Dominichi. Venezia 1562.

chen Vito di Gozze [18]) Agnolo Firenzuola, [19]) und Zoppio in ſeinem Pſafone. [20])

Auguſtinus Niphus [21]) hat dagegen mehr Eigenthümliches. Er verwirft alle früheren Definitionen von der Liebe. „Eine allgemeine Definition, ſagt er, kann davon nicht gegeben werden. Aber die Geſchlechtsliebe (Kupido) iſt Begierde nach Begattung mit dem Geliebten oder der Geliebten. Dieſer Umſtand, daß das begehrte Weſen geliebt werden muß, unterſcheidet die Liebe von dem Begattungsinſtinkt der Thiere. Der Menſch wählt; der Menſch erkennt das Schöne. Geliebt iſt derjenige Menſch zu nennen, den wir vermöge der Schönheit ſeines Körpers und ſeiner Seele mit allen Sinnen zu genieſſen wünſchen. Die Vollkommenheit dieſer Liebe beſteht in dem Streben der Seele, in den Körper des Geliebten überzugehen, und ſich endlich ſelbſt in ihn zu verwandeln. Dazu wird Gegenliebe erfordert. Das ſicherſte Zeichen

18) Dialogo della Bellezza, detto Antos, secondo la Mente di Platone. In Venezia 1581.

19) Prose di M. Agnolo Firenzuola Fiorentnio 1552. In Firenza.

20) Psafone Trattato d'Amore del Melchiore Zoppio. In Bologna 1590. Eine vermehrte Auflage iſt 1627 herausgekommen. Pſafone iſt ein afrikaniſcher Prinz, der in den Gärten der Heſperiden lebt, um göttliche Ehre zu erlangen, mehrere Vögel abrichtet: il Gran Psafone zu rufen, und durch dieſe nachher ſeinen Ruf in der ganzen Welt ausbreiten läßt. Dieſer Pſafone iſt Amor. Eine erbärmliche Allegorie!

21) Augustini Niphi Medici de pulcro et amore Libri II. Lugduni 1549 eine zweyte Ausgabe iſt von 1641.

er gelungenen Vereinigung iſt der gleiche Wille, und e Uebereinſtimmung der Gefühle.

Romei [22]) nennt die Liebe eine wackere rüſtige gagliarda) Bewegung des menſchlichen Gemüths, eiche von der Erkenntniß der Schönheit, vermöge ner verborgenen Uebereinſtimmung zwiſchen den Na uren des Liebenden und des Geliebten, erweckt wird, nd ſich in das Verlangen auflöst, ſich mit wechſel itiger Liebe im Schönen zu vereinigen."

„Dieſe Liebe iſt dreyfacher Art. Die göttliche ringt uns die Schönheit Gottes ins Gedächtniß, von er die Schönheit des Weibes ein bloßer Abglanz iſt. Sie iſt Religiöſen, Mönchen, unverheiratheten Perſonen, urz! allen denjenigen erlaubt, die das Gelübde der Keuſchheit auf ſich genommen haben. Die bloß keu che Liebe begnügt ſich mit Sehen, Hören, Unterreden, nd beſchränkt ſich auf die Freuden des geſelligen Umgangs. Aber ſie erhebt ſich nicht bis zu Gott. Sie betrachtet das ſchöne Weib nicht als ein Eben ild Gottes, ſondern als eine wahre für ſich beſte hende Schönheit. Einer ſolchen Liebe iſt der Kuß erlaubt, weil dieſe Liebkoſung mehr eine Vereinigung der Seelen als der Körper iſt. Die dritte Liebe ſucht ſich zugleich mittelſt der Körper zu vereinigen, aber auf eine erlaubte Art, in der Ehe.

Von den ſpaniſchen Philoſophen, welche die Ma terie wahrſcheinlich nicht unberührt gelaſſen haben werden, iſt mir keiner zu Geſicht gekommen.

Unter den Franzoſen hat Montaigne die Geſchlechts liebe für eine bloß ſinnliche Begierde gehalten, von

22) Discorsi del Conte Annibale Romei Gentilhuomo Ferrarese. In Venezia 1619.

der er ſogar die Freundſchaft ausſchließt, und die er bloß durch die Intrigue ſchmackhafter und dauernder zu machen anräth. [23]) Nach der Darſtellung die er uns von der Denkungsart ſeiner Landesleute über dieſe Materie giebt, ſcheint die Galanterie damahls in Frankreich nicht ſehr im Schwange geweſen zu ſeyn. Er lebte von 1533 bis 1592.

Petrus Godofredus [24]) ſchrieb ungefehr um die nehmliche Zeit eine Rhapſodie über die Liebe, bald moraliſchen und bald juriſtiſchen Inhalts. Im erſten Buche handelt er von der Liebe zu Gott, im zweyten von der ehlichen Liebe, und im dritten von der unerlaubten Liebe und den Mitteln, ſich gegen die letzte zu verwahren.

Alles beweiſet, daß man im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte an den metaphyſiſchen Spekulationen über die Liebe wenig Intereſſe genommen habe.

Mit dem ſiebzehnten Jahrhunderte fing aber dieſer Geſchmack daſelbſt zu herrſchen an. In dieſer Zeit ſchrieb Veyries eine Genealogie der Liebe. [25]) Er theilte ſie ein in die eigentliche Liebe, den inſtinktartigen Trieb, und in Dilection, welche Auswahl vorausſetzt. In der letzten unterſcheidet er wieder Charité, Zuneigung die auf Werthſchätzung beruht, und Amitié, angewöhnte Stimmung zur perſönlichen Zuneigung. Er

23) Essays de Montaigne. Liv. I. ch. 27. Liv. III. ch. 5.

24) Petri Godofredi Carcasonensis Ieti. Proc. Reg. in sede Dialogus de amoribus. Antwerpiae 1553.

25) Genealogie de l'amour par Jean de Veyries, Docteur en Medicine. Paris 1610.

will, daß die Geſchlechtsliebe mit dieſer amitié verbunden ſeyn ſolle, und hält es für einen Mißbrauch, wenn man die bloße Lüſternheit mit Wohlwollen verwechſelt.

Man hat aus dieſer Zeit mehrere praktiſche Werke über die Liebe. [26]) Hauptſächlich aber iſt dieſer Gegenſtand in den Romanen einer häufigen Erörterung unterzogen.

Merkwürdig iſt es, daß Charron, in ſeinem über Verdienſt berühmt gewordenen Werke de la Sagesse, von einer zwiſchen der ehelichen Liebe und den Ausſchweifungen der Sinnlichkeit in der Mitte ſtehenden erlaubten Galanterie keine Kenntniß hat. Wäre, (ſo kann man billig ſagen,) dieß Sitteninſtitut damahls ſehr ausgebreitet und allgemein gebilligt geweſen, ſo hätte der Moraliſt es unmöglich übergehen dürfen.

Sechſtes Kapitel.

Ideen der Romanenſchreiber, und zwar zuerſt der ſpaniſchen, aus dieſer Zeit.

Ich glaube die Romanenſchreiber der Spanier von denen der Italiäner und beſonders der Franzoſen in dieſer Zeit abſondern zu müſſen.

Auf die Spanier ſcheint mir der Geiſt der Mauren, ihrer Nachbaren, gewirkt zu haben. Ich finde in ihren Werken jene bis zum Wahnſinn fortſchreitende Begeiſte-

26) Z. B. Traité de la Jalousie, ou Moyens d'entretenir la paix dans le Mariage. Paris 1632. Exercices de Josias Macherault de Chalons sur Marne, touchant l'amitié. Geneve 1611 etc.

rung, verbunden mit dem abentheuerlichen, bilderreichen, oft auch nur spitzfindigen Ausdrucke der Empfindungen wieder, der die edlere Liebe der Orientaler auszeichnet. Dieser Charakter ist auf den Rittergeist gepfropft, und durch die Bekanntschaft mit den Werken der Alten, sogar auch mit den griechischen Romanen weiter ausgebildet.

Der berühmteste unter den spanischen Romanen, die wir kennen, ist der Amadis des Gaules. Die Scene ist wahrscheinlich nach Frankreich und England verlegt, weil der Verfasser französische Muster, und besonders den Triſtan vor sich hatte. [27])

Inzwischen kommt in diesem Romane kein Verständniß mit einer verheiratheten Frau vor. Es ist eine Verbindung mit einer unverheiratheten Prinzessin, welche das Interesse auf sich zieht, und der Zweck ist Heirath. Aber das Verständniß wird heimlich gehalten, und die körperliche Vereinigung geht vor der Ehe vor sich. Die Beschreibungen dieser Scenen sind zum Theil so schlüpfrig, daß Crebillon dafür erröthet haben würde, sie zu schildern.

Die Bekanntschaft mit den griechischen Romanen ist unverkennbar. Die Prüfungen der treuen und biedern Liebenden in der Isle ferme durch den Bogen, die verbotene Kammer, und nachher durch den Degen und die Haube, sind daher entlehnt. Der Verfasser ist übri-

27) Ich habe das Original, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht einsehen können, und ich zweifle, daß es im nördlichen Deutschlande aufzutreiben sey. Die göttingische und wolfenbüttelsche Bibliothek enthalten es nicht. Die Uebersetzung, die ich zu Rathe gezogen habe ist von des Vasans, Nicolas de Herberay. Ausgabe von 1530.

gens mit der klaſſiſchen Litteratur ſehr bekannt, und er läßt nicht leicht eine Gelegenheit vorbey, dieſe Kenntniß durch Citate zu zeigen.

Der Geiſt der irrenden Ritterſchaft iſt hier bereits mehr ausgebildet, als in den früheren Romanen. Die Gebräuche bey der Aufnahme in den Orden dieſer Ritterſchaft haben eine beſtimmtere Form erhalten: die Ritter weihen ſich dem Dienſte der Damen mit mehrerer Förmlichkeit, und geben ihnen öffentlichere Beweiſe ihrer Huldigung. Der Ausdruck der Leidenſchaft iſt bey den Männern bis zum Ekel ſchmelzend und weinerlich empfindſam. Die Helden fallen in Ohnmacht bey dem bloßen Gedanken an ihre Damen: ihre Seele quillt unter häufigen Thränen aus ihren Augen heraus, und ſelbſt in den Augenblicken, worin ſie die größten Beweiſe von Gegenliebe erhalten, glauben ſie im Gefühl ihrer Unwürdigkeit verzweifeln zu müſſen. Aber ſo abhängig die Liebhaber von ihren Geliebten dargeſtellt werden, ſo eiferſüchtig dieſe darauf ſind, den Werth der Damen über ihr eigenes Verdienſt zu ſetzen; ſo wenig intereſſant werden doch die Weiber geſchildert. Die beſten ſind gutherzige Geſchöpfe: viele ſind ausſchweifend, grauſam und undankbar. Die Gräfin von Solandra dringt ſich unter andern ſelbſt dem König Perion auf, und erlangt ſeine Umarmung durch die Drohung, ſich im Weigerungsfalle ſelbſt zu erſtechen. Schön iſt die Stelle, worin Oriane ihrem Amadis die Erlaubniß giebt, ein neues Abentheuer zu beſtehen. Es iſt billig, ſagt ſie, daß ich eure Ehre meinem Vergnügen vorziehe. Dagegen zeigt ſie ſich höchſt ungerecht in ihrer Eiferſucht, und unterſchreibt den Brief, worin ſie ſich von ihm

trennt, mit den Worten: Diejenige, der der Tod nur darum zuwider iſt, weil ihr der Mörder ſeyd!

Der Charakter der Liebe in dieſem Romane iſt leidenſchaftliches Streben nach ſinnlichem Genuß, das aber durch ſchmelzende Schwärmerey und durch bewährte Treue im Leiden und im Genuß veredelt wird. Amadis zeigt die tiefſte Unterwürfigkeit gegen ſeine Dame, und keine Aufopferung iſt ihm zu ſchwer, wenn er ihren Ruf dadurch ausbreiten kann. Der Ausdruck ſeiner Leidenſchaft iſt förmlich, übertrieben, und oft orientaliſch ſchwülſtig.

Neben dieſem Muſter einer vollkommenen Liebe zeigen ſich aber mehrere andere Helden, die dem Amadis an Treue und Edelmuth in der Liebe nicht ähneln. Unter andern iſt der Bruder des Amadis, Galaor, nichts weniger als gewiſſenhaft in dieſem Punkte. Ob er gleich an einer beſtimmten Geliebten hängt, ſo läßt er ſich doch jede Hülfe, die er den Schönen leiſtet, durch ihre Gunſtbezeugung auf eine ſehr materielle Art bezahlen. —

Eben dieſer Geiſt zeigt ſich in den Fortſetzungen des Amadis, welche ſich mit der Geſchichte ſeiner Familie beſchäftigen: im Eſplandian, Perion und Liſuart, Amadis de Grece, Don Floriſel di Nichea und Anaſtarte, u. ſ. w. Ueberall die nehmliche weinerliche Empfindſamkeit, derſelbe ſchwülſtige Ausdruck: nur daß beydes noch ſteifer und unnatürlicher wird! Immer noch die nehmliche ſinnliche Liebe und ihre Befriedigung vor der Ehe: immer noch die ſchlüpfrigen Beſchreibungen, die Prinzeſſinnen, die ſich ſelbſt antragen, und

die Ritter, welche die verliebten Abentheuer ohne Bedenken mit verheyratheten und unverheyratheten Damen zu Ende bringen. Auch erscheinen die Enkel nicht mehr so treu als ihr Aeltervater. Amadis de Grece verläßt seine erste Dame Lucelle, um Niquee zu heyrathen.

Merkwürdig aber ist es, daß in den jüngern Fortsetzungen des Amadis nun auch Heldinnen vorkommen, die sich durch kriegerische Thaten auszeichnen, und daß man anfängt, sich bey der Darstellung des Kampfs zwischen Sinnlichkeit und Pflicht bey den Damen zu gefallen. Inzwischen triumphiert die erste jedesmahl, wenn ein Versprechen der Ehe von Seiten des Ritters den Fall bedeckt.

Zu den Romanen der Spanier rechne ich diejenigen, deren Helden aus Griechenland und Konstantinopel hergenommen sind: Primaleon, Platir, den Sonnenritter, und Palmerin von Oliva. Der Geist des Amadis ist darin unverkennbar, ob er gleich hier mit schwächeren Schwingen schwebt.

So wie die Kultur durch bessere bürgerliche Einrichtungen und durch eine ausgebreitetere Bekanntschaft mit den Künsten und Wissenschaften zunahm, so fiel der Geschmack an der Beschreibung der Ritterabentheuer, denen nur die Liebesabentheuer, als ein untergeordnetes Interesse, zur Abwechselung beygemischt wurden. Man verfertigte nunmehr eigentliche Liebesromane, in denen die Geschlechtsverbindung das Hauptinteresse auf sich zog, und denen man eine epische Einheit gab. Dahin gehören denn besonders zwey, die mir zu Gesicht gekommen sind: Il Carcel d'amore, das Gefängniß der Liebe, und la Diana di Montemajor.

Der erſte iſt eines der abentheuerlichſten Geſchöpfe der Imagination. [28]) Ein Herzog, Conſtante, verliebt ſich in die Prinzeſſin Rigoroſa, [29]) und befindet ſich im Gefängniß der Liebe. Der Autor rettet ihn daraus, und führt ihn an den Hof des Vaters ſeiner Dame. Hier wirbt er um ſie durch jede Art der Aufopferung. Aber umſonſt: Rigoroſa wird nicht erweicht. Conſtante ſtirbt, und findet keine andere Belohnung für ſeine treuen Dienſte, als die, daß ſeine Geliebte ihn den Reſt ihres Lebens durch betrauert.

Außer dem abentheuerlichen Ausdruck einer weinerlichen Empfindſamkeit und melancholiſchen Schwärmerey, den dieſer Roman mit den früheren Ritterromanen gemein hat, zeigt er als etwas Unterſcheidendes die unbezwingliche Sprödigkeit der Damen, eine gröſſere Sparſamkeit in den Begebenheiten, und dagegen die Einmiſchung mehrerer Erörterungen über Gegenſtände, die mit der Liebe in Beziehung ſtehen. Unter andern findet man hier eine weitläuftige Rede, worin der Vorzug des weiblichen Geſchlechts vor dem männlichen bewieſen wird.

Die Diana di Montemajor iſt ein Schäferroman, der nach den Paſtoralen des Longus gedichtet zu ſeyn ſcheint, und unſtreitig der Astrée von d'Urfé zum Vorbilde gedient hat. Hier findet man zuerſt Begriffe

28) Ich habe zwey Ueberſetzungen vor mir: eine italiäniſche, die 1537 von Messer Lælio di Manfredi, Ferrarese, verfertigt, und zu Venedig herausgekommen iſt. Die letzte deutſch vom Freyherrn Rhueſteiner 1660. Dieſe iſt viel weitläuftiger als die erſte.

29) So nennt ſie der deutſche Ueberſetzer. Der Italiäner anders.

von Seelenliebe zwiſchen beyden Geſchlechtern, wie ſie von den Philoſophen aus der damahligen Zeit gelehrt wurde. „Die wahre Liebe, heißt es darin, hat keinen andern Zweck, als den, unſre Seele mit der geliebten Perſon zu vereinigen, und ihre Tugend zu ehren, ohne andere Belohnung unſrer Leidenſchaft zu erwarten, noch unſer Verlangen nach unerlaubtem Genuß zu befriedigen. Dieſe Liebe iſt nicht die Wirkung derjenigen Vernunft, die uns zur Selbſtliebe auffordert.“

Die Unterredungen der Schäfer und Schäferinnen in dieſem Romane enthalten häufige Erörterungen metaphyſiſcher und praktiſcher Fragen über die Liebe. Allerwärts leuchtet eine gröſſere Kultur der Sitten und des Geſchmacks hervor; aber an Genie ſteht das Werk weit unter dem Amadis.

Ich verweiſe auf die Bibliothek der Romane, um noch mehrere ſpaniſche Romane kennen zu lernen, in denen die Vollkommenheit der Liebe in einer hinſchmachtenden Begeiſterung geſucht wird. Neben dieſen giebt es aber auch eine Menge anderer, welche dieſe Leidenſchaft als eine ſinnliche Begierde darſtellen, die ihren Reiz für die Seele bloß durch die Beſorgung einer heimlichen Intrigue erhält. Je verwickelter dieſe angelegt wird, um deſto mehr glauben ihre Verfaſſer den Leſer zu intereſſieren.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung. Romanendichter der Franzosen.

Bey den Franzosen hat der Geschmack an den Helden des Hofes Carls des Großen und des Königs Arthur noch eine Zeitlang fortgedauert. Sehr viele von denjenigen Romanen, die ich unter der vorigen Periode mit aufgeführt habe, dürften, wie schon oben bemerkt ist, hieher gehören.

In der Folge haben die Franzosen wirkliche Personen aus ihrer Geschichte zu Helden ihrer Romane gemacht. Dahin gehören Bertrand du Guesclin, Clissor und le petit Jehan de Saintré, u. a. m.

Diese Romane haben noch nicht die Form eines epischen Gedichts: keine Einheit der Handlung. Es sind Lebensgeschichten der Helden. In den mehrsten spielt die Liebe nur eine sehr untergeordnete Rolle. Le petit Jehan de Saintré zieht hingegen sein Hauptinteresse aus einer Intrigue mit einer schönen Wittwe, la Dame des belles Cousines genannt.

Diese Intrigue trägt alle Charaktere an sich, mit denen ich oben die anständig heimliche Galanterie bezeichnet habe: ein heimliches, auf Sinnlichkeit beruhendes Verständniß, das aber durch das Verdienst des Liebhabers, durch seine bewährte Treue, die Sorge der Dame für ihren Ruf, und die Bewahrung des äußeren Anstandes veredelt wird. —

Diese Art der Galanterie erscheint hier sehr ausgebildet, und sogar auf gewisse Grundsätze gebauet. Unter andern sagt die Dame des belles Cousines: „die Sünde der Sinnlichkeit muß von den wahrhaft

Liebenden aus allen Kräften gemieden werden. Sollten ſie jedoch durch den zu heftigen Drang der Minne darein verfallen, ſo haben doch treue Liebhaber mit ſo viel nagender Unruhe und ſo vielen Gefahren zu kämpfen, daß es ihnen unmöglich zur Todſünde angerechnet werden kann!" Zugleich befiehlt ſie dem Saintré die größte Verſchwiegenheit und Treue an.

Auffallend iſt es, daß dieſe Dame nachher in einem ſehr ſchlechten Lichte dargeſtellt wird, ihren Ritter mit Undank lohnt, und ſich den gröbſten Ausſchweifungen mit einem Prälaten überläßt, der nichts für ſich hat, als das Talent, ihre Sinnlichkeit in hoher Maße zu befriedigen. Saintré rächt ſich, und dieß Betragen des Ritters ſowohl als der Dame zeigt hinlänglich, wie wenig man damahls an die allgemeine unverrückte Befolgung der Regeln der Galanterie geglaubt habe.

Dieſer Roman, ſo wie die übrigen mit ihm genannten, gefallen ſich bey der Darſtellung der ausgezeichneten Achtung, welche der tapfere Held von Damen von hohem Stande erhalten hat. Sie ſchildern mit Umſtändlichkeit die Ceremonien, unter denen die Ritter von ihren Damen die Liebesweihe erhalten, und die Huldigungen, welche dieſe, ihre Diener, ihnen bey jeder Gelegenheit darbringen. Inzwiſchen iſt es auffallend, daß noch immer die Weiber in Vergleichung mit den Männern zurück und im Schatten ſtehen, und daß reine Seelenliebe, oder auch nur eine Liebe, welche die Moral und die Geſetze ganz unbeleidigt läßt, vergebens geſucht wird. Auch hier zeigen ſich zwar Spuren von weinerlicher Empfindſamkeit, aber ſie ſind nur vorübergehend, und die Liebe wird viel leichter behandelt, als in den ſpaniſchen Romanen.

Ich finde das Bestreben, sich der Sittlichkeit, dem Interesse des Liebesabentheuers unbeschadet, möglichst zu nähern, zuerst in der Geschichte des Pierre de Provence, und der belle Maguellonne. Dieser Roman, dessen Stoff wahrscheinlich aus dem Arabischen entlehnt ist, hat zugleich in seiner Oekonomie viel von den griechischen Romanen: einen zusammenhängenden Plan, einen Knoten, der geschürzt und aufgelöst wird. Zwey Liebende werden durch einen Zufall getrennt, und nach mehreren Gefahren endlich wieder vereinigt. Der Liebhaber schwört seiner Geliebten, die letzte Gunst nicht vor eingegangener Ehe zu fordern, und er hält Wort, ob er sich gleich — ganz im Geiste der griechischen Erotiker, — kein Gewissen daraus macht, während sie in seinen Armen schläft, sie aufzuschnüren, und sich der lüsternen Beschauung ihrer geheimeren Schönheiten zu überlassen.

Beynahe in dem nehmlichen Geiste ist Gerard de Nevers, oder der Chevalier de l' Epervier, gedichtet. Auch hier ziehen zwey Verlobte das Interesse auf sich, indem sie, durch Mißverständnisse getrennt, eine Menge von Gefahren und Versuchungen bestehen, ihre Treue bewähren, und endlich wieder vereinigt werden. Die Oekonomie des griechischen Romans ist hier gar nicht mehr zu verkennen. Sogar einzelne Züge sind daraus entlehnt. Ueberhaupt zeigt dieser interessante Roman eine Kultur, die mich berechtigt, ihn hinter alle bisher genannte zu setzen, obgleich die Scene ins zwölfte Jahrhundert verlegt ist.

Die Franzosen scheinen sich nunmehr eine Zeitlang mit Uebersetzungen und Nachahmungen aus dem Spanischen und Italiänischen beholfen zu haben. Selbst d' Urfé

hat in seiner Astr'e die spanische Diane di Montemajor zum Vorbilde gehabt. Allein er hat es weit hinter sich gelassen.

Dieser Roman ist 1610 zuerst erschienen. Ich glaube, die Denkungsart des Verfassers über die Liebe nicht besser schildern zu können, als wenn ich die zwölf Gesetze über diesen Gegenstand, welche darin aufgestellt werden, hieher setze.

1) Der vollkommene Liebhaber muß ohne Maß und Ziel lieben: wer anders liebt, macht sich der Untreue schuldig.

2) Er muß nur einen und den nehmlichen Gegenstand lieben, und in ihm sein einziges Glück finden.

3) Er höre auf sich selbst zu lieben, oder er liebe sich nur in Beziehung auf den geliebten Gegenstand.

4) Wenn er nach höherem Glück strebt, so sey es bloß in der Hoffnung, daß die Geliebte dadurch an Ehre gewinne.

5) Nie verlange er den Besitz der Geliebten auf Kosten ihrer Ehre und der seinigen.

6) Eher sterbe er, als daß er den geliebten Gegenstand in seiner Gegenwart ungestraft lästern höre.

7) Er finde Alles vollkommen in derjenigen, die ihm Liebe eingeflößt hat, und derjenige, der dieß bezweifelt, erscheine als Verbrecher vor seinen Augen.

8) Unter Seufzern möge er zwischen Leben und Tod hinschmachten, ehe er sagt, was er will, oder was er nicht will.

9) Er lebe nur in Derjenigen, die er anbetet, und in ſie verwandelt, ehre und liebe er nur dasjenige, was ſie ehrt und anbetet.

10) Er ſehe alle Tage, die er entfernt von ihr zubringt, für verloren an, und er ſey im Geiſte bey ihr, wenn er körperlich von ihr getrennt iſt.

11) Bey allen ſeinen Qualen, bey allen ſeinen Leiden erwarte er keine andere Belohnung, als allein die Ehre, zu lieben.

12) Nie ſtelle er ſich die Möglichkeit vor, daß ſeine Leidenſchaft endigen könne. Ein ſolcher Gedanke wäre Verrath an der Liebe. [30])

Nach dem Geiſte dieſer Geſetze handeln die hervorſtechenden Liebhaber in dieſem Werke, während daß ihre Damen bey der ſtärkſten Leidenſchaft im Herzen ihnen mit dem ſprödeſten Stolze begegnen.

Der Kampf der Neigung mit den Pflichten, welche das Gefühl der Selbſtwürde und der Anſtand dem zärteren Geſchlechte auflegen; die Zartheit, womit das ſtärkere ſeine Wünſche äußert; geben den Darſtellungen der Liebe in dieſem Romane einen Reitz, der den früheren größtentheils unbekannt war. Zu gleicher Zeit trägt die engere Verbindung unter den Geſchlechtern zur Unterhaltung bey größeren Zuſammenkünften bey, und wenn gleich der geſellige Ton noch nicht das Ungezwungene und die Biegſamkeit zeigt, die er in ſpäteren Zeiten erlangt hat; ſo iſt er doch in Ver-

30) L'Astrée de Mr. d'Urfé à Paris 1733. T. II. p. 189.

gleichung mit den früheren Romanen bereits zu einer hohen Stufe der Kultur gediehen.

Obgleich die Sittlichkeit in diesem Romane auf keine grobe Weise beleidigt wird, und die Hauptpersonen vor der Ehe nicht vereinigt werden; so weht doch über das Ganze ein feiner Geist von Lüsternheit, der sich mit den Gesetzen der Moral und selbst des Anstandes nicht ganz vereinigen läßt.

Die Romane der Scudery stellen die Liebe als das ernsthafteste Geschäft des Lebens dar, und suchen in ihr den stärksten Antrieb zu heroischen Thaten, so wie das schönste Mittel zur geselligen Unterhaltung. Man kann die Begriffe von Pflicht und Anstand in den Verhältnissen beyder Geschlechter gegen einander nicht höher treiben, als es hier geschehen ist. Es ist nicht zu läugnen, daß herrliche Situationen in den Werken dieser Dame vorkommen, und daß überall die Gesinnungen der handelnden Personen durch Feinheit der Empfindungen und Seelenadel ausgezeichnet werden.

Aber alles dieß ist mehr von dem Witze ausgedacht, als von dem Herzen eingegeben. Den Charakteren der Helden fehlt es an individueller Wahrheit. Es sind Menschen, die nach den Grundsätzen der Moral erschaffen sind, keine Fehler und lauter Tugenden besitzen. Die Verfasserin legt ihnen einen Edelmuth bey, dem oft der Vorwurf des Uebertriebenen und Abentheuerlichen gemacht werden kann, und der Ausdruck ist nüchtern, schwülstig oder matt. Kurz! das höchste Lob, das man ihren Darstellungen beylegen kann, ist dieß, daß sie sehr ingeniös erfunden sind, und manche feine Bemerkung über die Verhältnisse des geselligen Umgangs enthalten.

Die Scudery hat von der Liebe keinen andern Begriff gehabt als den, daß sie eine feinere egoistische Neigung sey, die sich bald in dem edleren Stolze, durch außerordentliche Tugenden und Heldenthaten vor den Augen der Geliebten zu glänzen, bald in geselliger Eitelkeit, und in dem Triebe nach Beschäftigung und Unterhaltung äußert. Die Selbstheit nutzt bey ihr die Geschlechtssympathie zur Befriedigung ihrer edleren und feineren Neigungen. Daher setzt sie das Wesen der Liebe in steter Unruhe des Geistes: daher findet sie nichts langweiliger, als die Unterhaltung zweyer Liebenden, von denen der eine oder der andere nichts zu wünschen, oder sich über nichts zu beklagen hat: daher legt sie besonders einen so großen Werth auf die Galanterie. Diese ist nach ihrer Darstellung nichts weiter als die Kunst, den Empfindungen, welche die beyden Geschlechter sich gegenseitig einflößen, den witzigsten und zugleich nach den Begriffen der Zeit artigsten Ausdruck zu leihen. Die Artigkeit der Scudery und ihr Witz scheinen uns aber steif, umständlich und pretiös zu seyn. —

Ihre Romane so wie die des Calprenede und einiger anderer enthalten mehrere Darstellungen einer Liebe, die sich auf geistigen Genuß beschränkt, und sich in dem Bewußtseyn der gelungenen Vereinigung der Seelen glücklich fühlt. Nirgends werden die Gesetze des strengsten Anstandes beleidigt.

Unstreitig haben diese Werke besonders zu der irrigen Idee beygetragen, daß die Galanterie vom eilften bis zum achtzehnten Jahrhunderte eine reine, oder wenigstens anständige und gesetzmäßige Verbindung zwischen beyden Geschlechtern gewesen sey.

In der nehmlichen Zeit, worin die d'Urfé, die Scudery, u. ſ. w. die Liebe zu veredeln ſuchten, behandelten ſie andere ſehr leicht, oder lieferten die ausgelaſſenſten Produkte einer lüſternen Einbildungskraft. [30]

Achtes Kapitel.

Fortſetzung. Romane der Italiäner.

In den Romanen der Italiäner finden wir früh eine höhere Kultur der Sitten und des Geſchmacks, vermöge ihrer genaueren Bekanntſchaft mit der alten klaſſiſchen Litteratur.

Sie hatten früh neben dem Ritterromane den bürgerlichen, deſſen Stoff aus den Begebenheiten des gemeinen Lebens hergenommen war.

In der Theſeide des Boccaz ſind die Helden des Alterthums ſämmtlich als Ritter dargeſtellt, die Turnier halten, Lanzen brechen, ſich aus Liebe zu ihren Damen abhärmen, und um ihren Beſitz ſich auf Leben und Tod ſchlagen.

Dieſer Roman hat eine epiſche Einheit. Zwey Nebenbuhler, Arcitas und Palemon, ſtreiten ſich um

30) Man erinnere ſich an die Contes de la Reine de Navarre und an Rabelais aus dem ſechzehnten Jahrhunderte. Ihre Nachahmer dauerten im ſiebzehnten Jahrhunderte fort. Man vergleiche: Gordon de Percel de l'Usage des Romans T. II. p. 254 und 310. Uebrigens herrſchte in den aſiatiſchen Produkten dieſer Zeit eine Plattheit, welche den guten Geſchmack eben ſo ſehr wie die Sitten beleidigt. Brantome iſt gleichfalls hierher zu rechnen.

den Beſitz Emiliens. Dieſe wird als ein harmloſes Geſchöpf dargeſtellt, das zwar die Eitelkeit eines jungen Mädchens, aber keine beſtimmte Neigung für den einen oder den andern ihrer Liebhaber empfindet. Sie wünſcht hauptſächlich ſich dem Dienſt der Diana widmen, und unverheyrathet bleiben zu können: ſie läßt es ſich aber auch gefallen, demjenigen zu Theil zu werden, der den andern überwinden wird, und ſo bald ſich der Sieg für den Arcitas erklärt hat, hängt ſie dieſem mit voller Seele an. Allein da er bald nachher an ſeinen Wunden ſtirbt, ſo willigt ſie auch in die letzten Wünſche deſſelben ein, und heyrathet ſeinen Freund Palemon.

Ein unnützer Aufwand von Gelehrſamkeit macht die Leſung dieſes Romans um ſo widriger, da die neueren Sitten mit denen des Alterthums auf die lächerlichſte Art vermiſcht ſind, und oft mitten in der Darſtellung der Empfindungen lange Einſchiebſel aus der Mythologie vorkommen. Die Liebe erſcheint hier geſetzmäßig und ſittlich; aber von einer reinen Seelenliebe findet man keine Spur.

Ein anderer Roman des Boccaz, L'amorosa Fiammetta, enthält die Intrigue zwiſchen einer verheyratheten Dame und einem jungen Mann. Die Handlung iſt äußerſt einfach. Fiammetta verliebt ſich in den Pamfilo auf den erſten Anblick: bekämpft ihre Leidenſchaft, unterliegt ihr aber am Ende. Die körperliche Vereinigung (l'ultimo termino d'amore) erfolgt, und der Liebhaber verläßt die Gefallene. Fiammetta geht durch alle Wechſel und Kriſen einer unglücklichen Liebe durch.

Dieß iſt der höchſt ſimple Stoff, den Boccaz behandelt hat. Eine wahre Darſtellung der Empfindungen und ein ſchöner Styl würden dieß Werk äußerſt ſchätzbar machen, wenn es nicht durch eine zu große Weitſchweifigkeit und einen unnützen Aufwand von Gelehrſamkeit langweilig würde.

Die Bekanntſchaft des Verfaſſers mit den griechiſchen Romanen iſt übrigens nicht darin zu verkennen, und überhaupt ruht der Geiſt des Alterthums auf der ganzen Behandlung. Mir iſt das Werk beſonders darum wichtig, weil es das erſte Beyſpiel eines bürgerlichen Romans iſt, den ich aus der neueren Zeit kenne, und weil es die Eingezogenheit des italiäniſchen Frauenzimmers im vierzehnten Jahrhunderte, und die Art der damahls herrſchenden Intriguen, die gewiß nichts weniger, als rein von Sinnlichkeit waren, ſo auffallend darſtellt.

Ganz im Geſchmack dieſes Romans iſt ein anderer, der vom Aeneas Sylvius im Jahre 1444 unter dem Nahmen: Historia de Euryalo et Lucretia, geſchrieben iſt. [32]) Lukretia, eine verheyrathete Dame aus Siena, verliebt ſich in den Favoriten des Kayſers Siegismund, während der Anweſenheit dieſes Fürſten in dieſer Stadt. Die beyden Liebenden haben außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden, um ſich nur zu ſprechen. Denn die Italiäner, ſagt der Verfaſſer, haben den Fehler, ihre Weiber wie Schätze zu verbergen, und zu verſchließen. Inzwiſchen gelingen doch einige Zuſammenkünfte unter unendlichen

32) Man findet ihn in des Hilarii Prudonis Practica artis amandi. Amstelodami 1654.

Gefahren. Die Beſchreibung der lüſtigen Anſchläge, wodurch ſie zu Stande gebracht ſind, giebt dieſem Romane das Hauptintereſſe. Endlich muß Curvalus abreiſen: Lukretia ſtirbt vor Gram, er aber heyrathet, nachdem er ſie eine Zeitlang betrauert hat, eine Dame aus fürſtlichem Geſchlecht, die ihm der Kayſer giebt. — Auch in dieſem Romane iſt die Liebe ſinnlich dargeſtellt.

Späterhin haben die Italiäner viel aus dem Spaniſchen überſetzt, und der Geſchmack an den Ritterromanen im Geiſte der Amadis, der Primaleonen u. ſ. w. hat überhand genommen. Mir ſind aber weiter keine Originalromane dieſer Art in Proſa zu Geſicht gekommen. Der Stoff zu den Heldengedichten iſt aus den älteren Ritterromanen entlehnt.

Ihre Novellendichter haben die Liebe im Geſchmack des Boccaz behandelt: d. h. leicht und oft ausgelaſſen.

Neuntes Kapitel.

Fortſetzung. Ueber die Romane der Engländer und Deutſchen.

Ich bin außer Stande über die Romane der Engländer etwas mehr zu ſagen, als was ich in den Reliques of ancient English Poetry finde. Nach dieſen zu urtheilen, dürften die Engländer ſchwerlich vor dem vierzehnten Jahrhunderte Romane in ihrer Sprache geſchrieben aufzuweiſen haben: und ſelbſt nach dieſer Zeit iſt ihr Geſchmack wahrſcheinlich mit dem

r Spanier, Italiäner und Franzoſen zuſammen gangen. [33])

Die Deutſchen haben ſich gleichfalls dieſen Natios n in ihren Romanen genähert. Ich finde in den enigen Ritterromanen, die ich, in Ermangelung weis rer Nachrichten, für original halten muß, ſehr viel üchtigkeit und Biederſinn in der Liebe, bey einem enig gebildeten Ausdrucke. [34])

Die ſpäteren Romane Lohenſteins, Buchholzens, . ſ. w. ſind Nachahmungen der gleichzeitigen franzöſiſchen, nur in einem noch pomphafteren, geſchmackloſeren Style.

33) S. unter andern den Auszug aus dem Libius Disconius, den Percy in den Reliques V. III. Introd. p. XVII. liefert.

34) Außer dem Ritter Wigoleis vom Rade, den die deutſche Bibliothek der Romane anführet, nenne ich hier noch eine andere Kompoſition dieſer Art, die wenig bekannt iſt, und ſich auf der Wolfenbuttelſchen Bibliothek befindet: Eine ſchöne und liebliche Hiſtori von dem edeln und theuren Ritter Galmien und von ſeiner züchtigen Liebe, ſo er zu einer Herzogin getragen hat, welche er in eines Mönchs Geſtalt von dem Feuer und ſchändlichen Tod erlöſt hat, zuletzt zu einen gewaltigen Herzogen in Brittannien erwählt, und mit ſchönen Figuren angezeigt. Am Ende ſteht: Gedruckt zu Straßburg bey Jacob Frölich im Jahre 1548. Ich ſtehe inzwiſchen nicht dafür ein, daß der Roman auf deutſchem Boden gewachſen ſey. Der Plan iſt ſehr gut angelegt. Schade daß ihm die Ausführung nicht entſpricht.

Zehntes Kapitel.

Ideen der italiäniſchen Dichter, und beſonders des Petrarka, über Liebe und Geſchlechtsverbindung.

Dante, der noch im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte, liebte Beatrix, die Tochter des Falco Portinari, die in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb. Die Betrübniß unſers Dichters über ihren Verluſt war ſo groß als ſeine Liebe. In den Gedichten, die er auf ſie machte, herrſcht der Ton der Troubadours. Ausſchweifende Lobeserhebungen, Klagen über Grauſamkeit, Ermahnungen zur Geduld, Hoffnungen auf den Tod, als das Ende aller Leiden, machen ihre Hauptgegenſtände aus.

Uebrigens aber lehrt er an mehreren Stellen ſeines Inferno, daß alle übermäßige Liebe zur Kreatur Laſter ſey, und daß Gott als das einzige und höchſte Gut über Alles geliebt zu werden verdiene. Ob er gleich von der Geſchlechtsliebe keinen andern Begriff gehabt zu haben ſcheint, als den, daß ſie eine ſinnliche Leidenſchaft ſey; ſo mißbilligt er ſie doch nicht, wenn ſie in den Grenzen der Mäßigkeit erhalten wird. Er ſieht ſogar in ihr den Antrieb zu hohen Tugenden. Ja! er legt in ſeinem Paradiſo der geliebten Beatrice, die er dort wieder antrifft, das Lob bey, daß ſie ſeine Seele über das Irdiſche erhoben habe.

Ganz im Style der Troubadours haben nun auch die übrigen italiäniſchen Dichter vor dem Petrarka, Guido Guinicelli, Cino da Piſtoja, Guido Cavalcanti, und andere mehr gedichtet. Es ſind die gewöhnlichen Sujets verliebter Gedichte oft in einem höchſt excentriſchen und

hyperbolischen Style ausgedrückt, die uns weiter nicht interessieren können, als in so fern sie über den Geschmack des Zeitalters, worin Petrarka auftrat, einen nähern Aufschluß geben.

Der Nahme dieses Dichters ist noch jetzt in Italien die Losung derer, die durch ihren Glauben an den geistigen Genuß der Liebe in ihrem Dienste eine eigene Sekte bilden. Es ist höchst interessant, die Natur seiner Leidenschaft zu lauren, und die Verhältnisse, unter denen sie sich geformt hat, kennen zu lernen, um daraus seine Begriffe über die veredelte Liebe näher zu entwickeln, und wo möglich zu bestimmen.

Petrarka ward im Jahre 1304 zu Arezzo geboren: ein Italiäner mit aller Anhänglichkeit, mit aller Vorliebe für sein Vaterland, die dieser Nation so eigen, und in Rücksicht dessen, was die Natur für dieses Land gethan hat, so gegründet ist. Sein Vater ward aus Florenz vertrieben, und ging mit seinem noch jungen Sohne nach Avignon, dem damahligen Sitze des päbstlichen Hofes. Hier ward er erzogen: hier wählte er den geistlichen Stand, um darin sein Glück zu suchen.

Dieser Umstand ist aus mehreren Gründen wichtig. Die mittäglichen Theile von Frankreich waren der Sitz der Galanterie und der Poesie der Troubadours, deren Charakter ich in dem vorigen Buche entwickelt habe. Nichts natürlicher, als daß Petrarka den Geschmack daran mit den Ideen, worauf sie beruhen, früh eingeflößt erhielt. Avignon selbst war allen Italiänern äußerst zuwider. Päbste von französischem Herkommen hatten den heiligen Stuhl aus Rom hieher verlegt, und haßten die Italianer. Diese hingen mit schwermüthigem Zurücksehnen an ihrem Vaterlande, und waren über den

Vorzug, der einem fremden Volke am päbſtlichen Hofe widerfuhr, äußerſt erbittert. Nach ihrer Beſchreibung war dieſer ein Zuſammenfluß von Abentheurern und Glückrittern, die aus allen Theilen der Welt dahin ſtrömten, eine völlige Sittenloſigkeit einführten, und durch die niedrigſten Mittel zu den erſten Stellen der Hierarchie hinaufzuſteigen trachteten.

Vieles von den früheren Sitten des Petrarka, vieles von ſeiner nachherigen Stimmung muß aus der Lage derjenigen großen Welt erklärt werden, worin er zuerſt auftrat.

Petrarka wußte früh durch ſeine Leibesgeſtalt und ſeine Talente die Aufmerkſamkeit des großen Haufens auf ſich zu ziehen: er wußte ſich Freunde und Gönner zu machen, die er lebenslang behielt. Petrarka hatte von der Natur einen unbeſtimmten Trieb nach Hervorragung erhalten. Er war eitel auf ſeine Figur und auf die Gaben ſeines Geiſtes. Noch in ſeinem Alter gefällt er ſich dabey uns mit zweydeutiger Beſcheidenheit zu ſagen, daß die Vorübergehenden, durch ſeine körperliche Schönheit angezogen, ſtehen geblieben, und, ihm zum Ueberdruß und Ekel, mit Fingern auf ihn gewieſen hätten. Er klagt ſich an, Tagelang mit dem Schmuck ſeiner Haare zugebracht, die Reinlichkeit ſeiner Kleidung ängſtlich beſorgt, und ſich den Beſchwerlichkeiten gewiſſer Trachten zur gröſsern Zierde ſeines Aeußeren unterworfen zu haben. Das Gefühl ſeines Werths, welches durch eine aſtrologiſche Prophezeihung noch verſtärkt wurde, gab ihm ein Selbſtvertrauen, vermöge deſſen er ſich der gröſsten Ehrenſtellen würdig, und fähig hielt, auf Alles Anſpruch zu machen. Er verſuchte das, was man in der Welt ſein Glück machen nennt, und trat

in den geiſtlichen Stand, den einzigen, jedoch damahls ziemlich ſichern Weg, bey einigen Talenten, zu Macht, Anſehn und Reichthümern zu gelangen.

Aber Petrarka hatte nicht die nöthigen Anlagen, um ſich in der politiſchen Laufbahn auszuzeichnen. Er ſuchte daher einen andern Ausweg für ſeine Ruhmſucht, und ſtrebte nach litterariſchem Ruf.

Was gemeiniglich verbunden zu ſeyn pflegt, er war zugleich eitel und ſinnlich. Noch in ſeinem ſpätern Alter klagt er über ein beynahe unbezwingbares Temperament. Inzwiſchen erhielt eine ſehr religiöſe Erziehung ihn lange in den Grenzen der Zucht und der Ehrbarkeit. In Avignon riſſen ihn böſe Beyſpiele hin, er ward ausſchweifend, und um dieſe Zeit war es, als er Lauren kennen lernte.

Wir wiſſen wenig von Lauren. Man hat ſogar ihre Exiſtenz bezweifelt: man hat ſie für eine allegoriſche Perſon gehalten, für den Lorber, den Preis der Dichtkunſt, mit dem Petrarka in Rom gekrönt wurde, und dem er lange nachſtrebte. Allein die Wirklichkeit ihrer Perſon, als Geliebten des Petrarka, ſcheint außer Zweifel zu ſeyn, wenn gleich die Aehnlichkeit der lateiniſchen und italiäniſchen Benennung des Lorbers, (Laurus, Lauro) und des poetiſchen, aus Blättern dieſes Baums geflochtenen Kranzes, (Laurea) mit dem Nahmen der Geliebten, für den nach Liebe und Ruhm gleich ſtrebenden Dichter kein unbedeutender Zuſatz geweſen ſeyn mag. Vielleicht iſt es ſchon dem Genius der Zeiten angemeſſen, daß witzige Verbindungen entfernter Verhältniſſe nicht bloß gedacht, ſondern gefühlt wurden. Hier lag ohnehin das Verhältniß ziemlich nah. Apollo, der Gott

der Dichtkunſt, hatte Daphnen geliebt: er war nicht erhört worden: er hatte kalten Lorber ſtatt eines warmen Herzens gefunden; aber der Baum war ſeit der Zeit dem Gotte und Allen, die er begeiſtert, geheiligt geweſen. Petrarka liebte Lauren: auch er erwärmte nicht ihr Herz; aber die Gedichte, die er auf ſie machte, erwarben ihm den Lorberkranz. Und gewiß! manches Gefühl, das ihm Ehrgeiz einflößte, ward auf Rechnung der Liebe geſetzt: manche Empfindung der Liebe unterſtützte den Ehrgeiz. Man hat mit Recht geſagt, Petrarka würde nicht berühmt ſeyn, wenn er nicht geliebt hätte. Man kann vielleicht mit eben dem Rechte ſagen, er würde nicht ſo geliebt haben, wie er that, wenn er nicht ruhmſüchtig geweſen wäre.

Wahr bleibt es inzwiſchen, Petrarka hat eine Dame, die er unter dem Nahmen Laura beſang, wirklich gekannt, und bey ſeinen Gedichten vor Augen gehabt: eine verheirathete Dame von Stande, nach der Sitte der Troubadours. Aber haben bey ſeinen Gedichten lauter wahre Situationen zum Grunde gelegen: waren ſeine Poeſien lauter Ausbrüche wahrer Empfindungen? Schwerlich! In ſeinem Verhältniſſe zu Lauren muß allerdings die Veranlaſſung zu der verliebten Stimmung ſeiner Muſe, nicht aber der Grund zu jedem einzelnen Sonett, zu jeder einzelnen Canzone geſucht werden.

Petrarka zeichnet ſeine Geliebte ſchön von Körper und Seele. Inzwiſchen erhellet aus einigen Stellen ſeiner Gedichte und Schriften, daß Fremde die Höhe ſeiner Leidenſchaft durch die perſönlichen Vorzüge des Gegenſtandes nicht völlig gerechtfertigt gefunden haben. In ihrem Betragen gegen ihn erſcheint ſie als eine

Frau, der Mangel an Leidenſchaft die Sorge für ihre Ehre erleichterte; über den Vorwurf einer eitlen Gefallſucht nicht völlig erhaben. Durch Anziehen und Zurückſtoßen (hor benigne accoglienze id hora Idegni) hielt ſie den nicht erhörten Liebhaber zwanzig Jahre lang in ihren Feſſeln.

Dieſer entbrannte nicht gleich für ſie von einem heiligen Feuer. Er ſuchte Befriedigung gewöhnlicher Triebe. Aber Laura war verheirathet: ſie hielt auf Anſtand und Tugend, und wieß den andringenden Jüngling zurück mit den Worten: ich bin nicht diejenige, für die du mich hältſt.

„Die Weigerungen der Keuſchheit, ſagt Montaigne, mindern die Liebe nicht. Gewiß nicht bey Seelen, die Gefühl für das ſittliche Schöne haben! Und am wenigſten bey Männern von feuriger Imagination, bey Dichtern aus der Periode, worin Petrarka lebte. Hatten nicht die Troubadours, ſeine Vorgänger, Damen ihres Herzens gehabt, deren Bild, Vorzüge, Strenge, der Gegenſtand ihrer Verſe geweſen war? War nicht der Grundſatz unter ihnen allgemein, daß ein zu leichter Sieg der Liebe alle ihre Reitzungen nehme? Petrarka fing an zu achten, anzubeten, zu beſingen: Seine Leidenſchaft erhielt eine neue Spannung.

Es war die Spannung der Eitelkeit, ſich geliebt zu wiſſen, und den äußern Umſtänden, nicht dem Herzen, diejenige Weigerung verdanken zu wollen, welche ſeine gröberen Begierden erfuhren. Ein unzweydeutiges Zeichen des innern Kampfes der Leidenſchaft mit der Pflicht, wie ſelig würde es ihn gemacht

haben! Aber auch dieſe Forderung ward nicht gewährt, und nun will er brechen, eine Leidenſchaft aus ſeinem Herzen vertilgen, die nicht einmahl durch Hoffnung auf Gegenliebe genährt wird. Er ſteht auf dieſem Punkte, und ein minder ernſter Blick, ein halbfreundliches Wort hält ihn auf: ja! beflügelt ihn zu den verwegenſten Wünſchen. „Daß ich nur eine Nacht mit ihr zubringen könnte, ruft er in einer ſeiner Seſtinen aus, nur eine Nacht beym Schein des Mondes in der Dickung des Gehölzes, und daß dann nie die Morgenſonne wieder für mich aufgehe!“

Vergebliche Hoffnungen, vergebliche Wünſche! Laura liebt ſeine Aufwartung, nicht ſeine Perſon. Er klagt, er klagt in Verſen. Die Liebe findet keine Erhörung, aber des Dichters Ruhm wird verbreitet: ſeine Sonnets gehen von Munde zu Munde, ſie ſind die Unterhaltung aller Menſchen von Gefühl und Geſchmack. Die unglückliche Liebe bringt alſo doch Früchte, giebt doch Genuß, freylich nicht für ſich ſelbſt, aber für die Ruhmſucht des verliebten Dichters, deſſen andere beynahe gleich ſtarke Leidenſchaft ſie war!

Und dieſer litterariſche Ruf wird unſerm Petrarka doppelt intereſſant, da er auf ſeiner politiſchen Laufbahn lauter Verſagungen findet. Er wirbt um den Dichterkranz, der ihn für die aufgegebene Bürgerkrone ſchadlos halten ſoll. Er fühlt, daß er zu dieſem Kranze durch ſeine Gedichte an Laura die ſchönſten Blätter flicht, und daß er wieder dieſe der Begeiſterung für ſeine Dame verdankt. So findet er in ſeiner Liebe zu gleicher Zeit Mittel, ſich für die Verſagungen einer Art des Ehrgeizes zu tröſten, und eine andere Art deſſelben zu befriedigen.

Aber nicht bloß den Schriftſteller machte die unglückliche, und eben daher der Begeiſterung günſtigere Liebe intereſſanter. Auch der Menſch im gemeinen Leben zeichnete ſich aus durch den hinſchmachtenden, ſchmelzenden Zuſtand der Leidenſchaft, beſonders nach den Begriffen des damahligen Zeitalters. Man ſahe die begeiſterte Empfindſamkeit als ein Zeichen des Edelſinns an. Man fand in der Zurückgezogenheit von Zerſtreuungen und rauſchenden Freuden, in der Beſchränkung ſeiner Wünſche, in der Aufopferung für eine geſellige Leidenſchaft, eine Erhöhung über die niedere Sinnlichkeit, und über den gröberen Egoismus. Selbſt in Thränen unerhörter Liebe Wolluſt zu finden; ihre Qualen jedem Vergnügen, das ſie nicht giebt, vorzuziehen; lieber für ſeine Dame ſterben, als bey einer andern das höchſte Glück genießen wollen; das waren Ideen, welche die damahlige Zeit bewunderte, ſchön fand, und welche die Werke der Troubadours und die Romanciers ausgebreitet hatten. Petrarka war mit ihrem Geiſte vertraut.

Unzufriedenheit mit ſeiner Lage, Kränklichkeit, Launen, zwangen Petrarka oft, die Welt und ſeine Verhältniſſe zu ihr in der Einſamkeit zu vergeſſen. Hier ward es ihm beſonders wichtig, ein Bild mit ſich herumzutragen, das ſeine Phantaſie füllen, und dieſe zur verſchönernden Schöpfung auffordern konnte. Die Hemmung ſeines Triebes nach Vereinigung mit ſeiner Geliebten leiſtete ihm hier mehr Dienſte, als ihre Begünſtigung, und die Entfernung ließ ſeiner Imagination ein freyeres Spiel, als die Annäherung.

Petrarka war ſinnlich: aber er hatte Gefühl für Zucht und Reinheit der Sitten. Sein Stand und

ſein Herz legten ihm Keuſchheit als Pflicht auf. Er verachtete ſich ſelbſt, wenn er gefallen war, ſo ſagt er es ſelbſt, und es iſt zu glauben. Seine Leidenſchaft zu Lauren ſchlug ſeine Begierden nieder: ſie bewahrte ihn vor groben Ausſchweifungen. So erleichterte ſie ihm die Mittel, ſich ſelbſt zu achten, und ſeine Leidenſchaft veredelte ſich vor ſeinen Augen durch ihre Folgen.

Petrarka war devot. Alle zärtlichen Seelen, alle reizbaren Imaginationen ſind es, aber er ward dazu als Geiſtlicher und nach der Denkungsart ſeines Zeitalters doppelt aufgefordert. Freunde und Feinde machten ihm Vorwürfe über ſeine Liebe zur Kreatur. Der Kampf, den ſeine Seele empfand, verſtärkte ſeine Leidenſchaft: er ſuchte ſeine Schwäche mit ſeinem Gewiſſen auszuſöhnen. Was er war, war er ja durch Lauren! Sie hatte ihn von gröſſeren Laſtern befreyet! Sie hatte ihn das Eitle ehrgeiziger Wünſche kennen gelehrt! Und ſeine Triebe zu ihr ſind ſo rein! Was er an ihr liebt, ſind ihre Vollkommenheiten, ihre Tugenden! Religiöſe Schwärmerey geſellt ſich zur Liebe: Er verehrt das höchſte unſinnliche Weſen in dem vollkommenſten ſeiner ſichtbaren Werke.

Petrarka war ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des Alterthums. Er ſtrebte unaufhörlich, die Denkungsart der Griechen und Römer zu ſeiner eigenen und zu der ſeines Zeitalters zu machen. Als er im Plato Ideen fand, die mit ſeiner Lage und mit ſeiner Denkungsart im Verhältniſſe ſtanden; wie reizend mußten ſie ihm nicht ſchon darum ſeyn, weil ſie das Ehrwürdige des Alterthums für ſich hatten!

Aus diesen Zügen läßt sich die Natur des Verhältnisses erklären, worin Petrarka mit Lauren stand. Es war nicht Liebe: es war begeisterte Empfindsamkeit, die sie ihm einflößte. Er strebte, seine Phantasie mit einem Ideale zu täuschen, wozu ihm Laura bloß den Stoff hergegeben hatte, theils um in dem Zustande der Spannung seiner edelsten Kräfte zu schwelgen, theils um den Stolz zu nähren, sich selbst so außerordentlich liebend zu fühlen, und seine Ruhmsucht zu befriedigen, von Andern für den lieblichsten Sänger der Liebe gehalten zu werden. Laura's Bild in der idealisierten Gestalt, die er ihm gegeben hatte, fing am Ende an, ihn völlig zu besitzen. Aber mehr aus einem angewohnten Bedürfnisse, als aus anhaltender Leidenschaft. Diese hat nun wohl Petrarka überhaupt für Laurens Person nicht empfunden: und wenn gleich einzelne leidenschaftliche Aufwallungen darauf schließen lassen; so bemerkt man doch im Ganzen eine Nüchternheit des Herzens, welche die Oberherrschaft des Triebes, seinem Kopfe eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen, über die sympathetischen Neigungen deutlich zu erkennen giebt.

Mit einem Worte: Petrarka's Liebe zu Lauren war eine angewöhnte begeisterte Empfindsamkeit, vermöge deren er das Bild ihrer Person und seines Zustandes im Verhältnisse zu ihr zu idealisieren, und dadurch die Vorstellung von seinem Selbst zu verschönern suchte.

Nur dadurch wird es begreiflich, wie Petrarka den größten Theil seines Lebens in einer Stimmung habe zubringen können, die, wenn sie Folge einer Leidenschaft nach Vereinigung der Personen gewesen

wäre, ihn um den Verſtand hätte bringen müſſen. Nur dadurch wird es begreiflich, wie er in ſeinen gelehrten Schriften ſo ruhig, ſo kalt, ſo überlegt, und in ſeinen verliebten Gedichten ſo ſchwärmeriſch erſcheinen kann. Seine Neigung zu Lauren hatte nie ſein ganzes Weſen eingenommen. Sie beherrſchte nur ſeine Phantaſie, und ließ ihn kalt, wo er von dieſer keinen Gebrauch machte. Lächerlich iſt es, ihn als das Modell des uneigennützigſten Liebhabers aufzuſtellen. Er war ſo eigennützig als möglich; aber ſeine Selbſtheit war von feinerer Art: ſie war auf ſympathetiſche Neigungen geimpft. Man kann ihm kein Verdienſt aus ſeiner Beſtändigkeit und ſeiner Geduld machen. Er verzärtelte ſich in ſeinem leidenden Zuſtande wie gewiſſe Kranke, die das krankhafte Mißbehagen, das ſie vor ihren eigenen und fremden Augen intereſſant macht, gegen das Bewußtſeyn der vollkommenſten Geſundheit, das ſie in die Reihe gewöhnlicher Menſchen zurückverſetzen würde, nicht vertauſchen möchten.

Den Beweis dieſer Behauptung liefern alle Schriften des Petrarka, liefern alle Nachrichten, die er uns von ſeinem Leben hinterlaſſen hat.

Es iſt ſchwer, einzelne Stellen auszuheben, die völlig beweiſend ſind, da der Charakter ſich aus einer Menge kleiner Züge am beſten zuſammenſetzen, und aus dem Geiſte, der das Ganze belebt, am ſicherſten herausahnen läßt. Inzwiſchen will ich doch Einiges anführen. Er ſelbſt geſteht, daß er ſeine Laura nie reitzender gefunden habe, als in der Abweſenheit von ihr: daß ſeine Imagination ſie um ſo reitzender ausgemahlt habe, je entfernter ſie von ihm geweſen ſey.

Er ſagt uns, daß er jene wollüſtigen Schauer geliebt habe, welche eine Miſchung von heftiger Erſchütterung der Lebensgeiſter und nachdehnender Mattigkeit zum Freunde hätten! — Eine deutliche Bezeichnung jener Lüſternheit der Seele, die in der Spannung einer ſüßen Melancholie ihre größten Freuden ſucht!

Auf einer Reiſe, die ihn von Laura entfernte, wirft er in einem Sonnet die Frage auf: wie es möglich ſey, daß er, als der Körper, von Lauren, ſeiner Seele, entfernt leben könne? und er beantwortet dieſen Zweifel mit der Bemerkung: es ſey das Vorrecht der Liebenden, entbunden von allen menſchlichen Eigenſchaften zu leben.

Ich gebe es gern zu: in den Zeiten, worin Petrarka lebte, lag Vieles, was uns jetzt weit hergeholt, und bloße Sache des Kopfs zu ſeyn ſcheint, dem Herzen näher, und ward nicht bloß bemerkt, ſondern gefühlt. Ich will daher gern unſern Dichter von dem Vorwurfe frey ſprechen, dieſe entfernten Verhältniſſe mühſam herbeygezogen zu haben, um witzig zu ſcheinen. Aber wahre Weſenverwirkung, Leidenſchaft der Liebe, oder auch nur der Geſchlechtsſympathie wirft ſolche Zweifel nicht auf, und beantwortet ſie nicht auf dieſe Art.

Beynahe in allen ſeinen Sonnets und Canzonen liegt etwas Spielendes, das freylich nicht auf einen Mangel an wahrer Empfindung, wohl aber auf einen Mangel an jenen ſympathetiſchen und liebenden Neigungen ſchließen läßt, die ſich mehr mit der Perſon, als mit ihren Zufälligkeiten zu vereinigen ſuchen. Alles, was Lauren umgiebt, Alles, was von ihr ausgeht, wird zu einem Stoffe, der ſeine Phantaſie zur ſinnlichen Verſchönerung, oder zur Vergeiſtigung auffordert. Er ruhet auf dieſer Beſchäftigung und Sorge mit einer Be-

nügſamkeit, mit einer Muße, welche mit der einſeitigen Beluſtigung eines angenehm Träumenden, und zuweilen eines Entzückten die größte Aehnlichkeit hat. Seine Schwermuth hat nicht den zärtlichen Ausdruck eines Tibull, nicht die Energie einer Sappho: ſie gleicht ganz der Stimmung eines Weichlings, der in der Auflöſung und hinſchmelzenden Abſpannung ſeiner Kräfte das ſicherſte Mittel zu einem üppigen und behaglichen Zuſtande findet. Nie überſchreitet er in ſeinen Klagen und Vorwürfen die Grenzen der Ehrfurcht und Demuth: er genießt in ſeiner Niederwürfigkeit vor dem angebeteten Gegenſtande die ganze Süßigkeit, welche dieſen Zuſtand den Schwärmern in ihren Verhältniſſen zu Gott ſo angenehm macht. Darum ladet er uns auch nie zu peinlichen Empfindungen des Mitleidens ein. Wir halten es gern mit ihm aus, uns mit einiger Miſchung von Schmerz anzapfen und dehnen zu laſſen, und der Eindruck, der nachbleibt, iſt im Ganzen ſanfte Spannung, ſüße Melancholie!

Wie leicht konnte Petrarka in einer ſolchen Stimmung die Abweſenheit von ſeiner Geliebten ertragen! Beym Anblick der ſchönen Ufer der Loire, welche die Mauern Avignons, ihres Wohnorts, beſpühlt, geräth er in die höchſte Bewegung: er eilt ſich ihr zu nähern. Aber kommt nur bis Lyon, und obgleich nur wenige Meilen von Avignon entfernt, bleibt er an dem erſten Orte die heiße Jahreszeit über ruhig liegen.

Petrarka fürchtet ſeine Geliebte durch Krankheit zu verlieren. Ueberläßt er ſich verzweiflungsvoll den Empfindungen ſeines Unglücks? Nein! er unterſucht den Platz, den ſie unter den Sternen am Himmel einnehmen würde. „Stellt ſie ſich zwiſchen der Venus und dem

Mars, ſagt er, ſo wird ſie die Sonne verdunkeln; denn alle auserwählten Seelen werden ſich zu ihr drängen, ihre unendliche Schönheit zu bewundern. Stellt ſie ſich unter der Sonne hin, ſo verfinſtert ſie alle Planeten, und ſie allein wird man nennen. Im fünften Zirkel wird ſie nicht wohnen wollen; aber ſteigt ſie noch höher; ſo wird ſie, das weiß ich gewiß, alle andern Sterne auslöſchen."

Welcher Froſt, welcher Schwulſt, welche Koſtbarkeit, wird man ausrufen! Und mit Recht, ſobald man bloß die Lage eines Verliebten betrachtet. Aber man darf deßhalb nicht annehmen, daß Petrarka ſich in die Gefühle, welche ſolche Bilder hervorbringen, willkührlich hineingelogen habe. Sie liegen nicht dem Herzen, wohl aber dem Beſchauungshange ganz nahe, ſobald man das Zeitalter des Petrarka, und den Werth, den er auf den platoniſchen Mythus, nach welchem reine Seelen nach ihrem Tode irgend einen Stern beleben, in Anſchlag bringt. Die verweilende, beynahe ins Kindiſche fallende Spielerey mit dieſem Bilde gehört freylich nicht dem Manne, der mit der Perſon ſeiner Geliebten Alles auf dieſer Welt zu verlieren fürchtet; aber ſie iſt demjenigen eigenthümlich, der an ihrem Bilde hängt, und in deſſen Verſchönerung ſeinen ſüßeſten Genuß findet.

Einſt als er an den Küſten von Toskana nach einer Seereiſe aus der Provence ausſteigt, iſt das erſte, was ihm in die Augen fällt, ein Lorberbaum. Bey dieſem Anblicke ſinkt er ohnmächtig zu Boden, und in eine Quelle, die zu den Füßen des Baumes rauſcht. Was iſt ſeine Empfindung dabey? Er erröthet vor ſich ſelbſt: er freuet ſich, daß nun ſeine Füße naß geworden ſind, ſtatt daß ehmahls ſeine

Augen weinten, und hofft, daß ein anderes Klima dieſe trocknen werde.

Gewiß hat Petrarka ſeine Phantaſie mit vielen Bildern unterhalten, welche der gute Geſchmack nicht billigen kann. Aber daneben finden wir auch andere, (und dieſer iſt gewiß die größte Anzahl,) welche auch die kälteſten Seelen zur Bewunderung und zum Antheile an ſeinen Schönheitsgefühlen einladen, und zugleich einen erhöheten Reiz durch die ſympathetiſchen Züge erhalten, die ihnen beygemiſcht ſind.

Seine Sonnette und Kanzonen ſind zu bekannt, als daß ich ſie hier anführen ſollte. Aber ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, eine der rührendſten Stellen aus ſeinem Trionfo della morte auszuheben. Nach dieſem Gedichte erſchien ihm ſeine Laura an eben dem Tage, als ſie zu einem beſſern Leben überging. Sie preiſet ſich glücklich: ſie fängt nunmehro erſt an zu leben, und Petrarka iſt noch todt, wird todt bleiben, bis die letzte Stunde kommt, die ihn von dieſer Erde weghebt. Sie geht eben ſo gern zum Himmel über, als der Verwieſene, der nach einem langen Elende wieder in ſein Vaterland zurückkehrt. Ihr einziger Kummer iſt, daß ſie den Petrarka zurücklaſſen muß. — „Iſt es möglich? ruft dieſer. O ſage mir, ich beſchwöre dich darum bey der treuen Liebe, die ich ſo lange für dich gehegt habe, und die dir nicht zweydeutig ſeyn kann, hatt du wirklich Mitleiden mit meiner Marter gehabt? Hab' ich mich nicht betrogen, wenn ich in deinen Blicken und Worten bey mancher Aeußerung von Strenge auch Güte habe durchblicken ſehen, und dadurch lange Jahre in Zweifel über deine wahren Geſinnungen geblieben

hin?" — Ein ſanftes Lächeln überglänzte hier der Geliebten Antlitz. „Du haſt ſtets mein Herz gehabt, ſprach ſie. Aber das Uebermaß deiner Leidenſchaft erlaubte mir nicht, mich dem Ausbruch der meinigen zu überlaſſen. Ich mußte dir den wahren Zuſtand meines Herzens verhehlen, um unſern Ruf und unſere Seelen zu retten. Tauſendmahl war der Ausdruck des Zorns auf meinem Geſichte, und brennende Liebe in meinem Herzen. Ach! die Gefühle, welche die Vernunft zu verhehlen befiehlt, ſind nicht ſelten gewaltſamer, als diejenigen, die man ausläßt! Wie oft warf ich dir einen Blick voll Güte zu, wenn ich dich der Verzweiflung nahe ſah! Wie oft drückten ſich Schmerz und Furcht über deinen Zuſtand in meinen Mienen aus! Erinnre dich des Tages, da wir allein waren, und ich die Verſe gütig aufnahm, die du mir mit den Worten überreichteſt:" das iſt Alles, was die Liebe ſagen darf! „Durfte die meinige mehr ſagen? Nichts mißfiel mir in deiner Leidenſchaft, als das Uebermaß. Deine Aufführung machte ſie der ganzen Welt kund. Ich wechſelte oft mit ſtrenger und ſanfter Behandlung ab; aber dieſer Kunſtgriff war nöthig, um dich und meine Tugend meinem Herzen zu ſichern. Beydes nehm' ich mit mir von der Erde weg, und das macht mein Glück und meinen Stolz aus. Mein Nahme iſt durch deine Gedichte überall hin verbreitet: er wird mich überleben. Ich danke dem Schickſal: nur hätte ich in deinem Italien geboren werden mögen! Doch ſollte mir das Land nicht gefallen, worin ich dir habe gefallen können? Wer weiß, ob nicht dein Herz, das jetzt meinen ganzen Stolz ausmacht, an dieſem Aufenthalte deiner Jugend für einen andern Gegenſtand ent-

brannt seyn würde! — Nie! rief Petrarka, nie! Die Natur schuf mich, um dich anzubeten!" — Der Morgen brach an, und Laurens Gestalt verschwand in den Lüften. —

Ein Paar Züge in Petrarka's Charakter scheinen mir noch merkwürdig, um die Natur seiner Schwärmerey und seiner Liebe zu entwickeln. Das Außerordentliche, das Seltene, das Alte beflügelte leicht seine Imagination, und riß sein Herz mit sich fort. Er liebte den Aufenthalt in Mayland, mit aus der Ursach, weil er nahe an der Kirche des heiligen Ambrosius lebte. Der leidenschaftliche Antheil, den er an der Revolution des Rienzi nahm, der die römische Republik wieder herstellen wollte, gehörte weit mehr dem Reize, den das Bild des wiederkehrenden Alterthums für ihn hatte, als der Ueberzeugung von der innern Güte der Sache selbst. Denn mit gleichem Enthusiasmus sehen wir ihn in der Folge für die Wiederherstellung der römischen Monarchie durch den Kayser Karl den Vierten, und sogar für die Wiederkehr des Sitzes der päbstlichen Hierarchie in den Mauern Roms sich interessieren. Ja! der schwärmerische Republikaner hing sich sogar an den größten Despoten von Italien, Johannes Visconti, trat in seinen Rath, und nahm Theil an den Planen, die Genua's Freyheit untergraben sollten. Warum? weil, wie er selbst sagt, Johann Visconti ihm mehr Ehre erwies, als er verdiente, erwartete, und wünschte.

Ueberhaupt ist Eitelkeit, oder vielmehr Ruhmsucht, ein Hauptzug in seinem Charakter gewesen. Er schreibt an einen Griechen, daß er dem Kayser von Konstantinopel eben so bekannt zu seyn wünsche, als dem Kayser des Abendlandes. Auch Beweise einer enthusiasti-

ſchen Bewunderung von Perſonen niedern Standes reih-
ten ihn durch das Ungewöhnliche in der Hingebung.
Ein Goldſchmidt, dem die Liebe zu den Wiſſenſchaften
den Kopf verrückt hatte, opferte ſich auf um der Ehre
willen, mit Petrarka in Verbindung zu ſtehen. Er
bewies ihm eine Art von Abgötterey, und Petrarka
ward ſo ſehr dadurch gerührt, daß er Gefälligkeiten
gegen ihn hatte, die er für keinen Großen der Erde
gehabt haben würde.

Was mit einer lebhaften Imagination leicht ver-
einigt zu ſeyn pflegt, Veränderlichkeit in den Neigun-
gen, zeichnete beſonders unſern Petrarka aus. Er ward
von einer beſtändigen Unruhe getrieben, ſeinen Wohnort
zu verändern, und kaum war er an dem neuen ange-
langt, ſo ſehnte er ſich wiederum nach demjenigen
zurück, den er verlaſſen hatte. Würde, fragt man
billig, dieſer Mann nicht eben ſo mit Herzen gewech-
ſelt haben, wenn er dasjenige wirklich eingenommen
hätte, nach deſſen vollkommenem Beſitz er vergebens
ſtrebte? „Das Einerley, ſagte er, iſt die Mutter der
Langenweile. Ich ſuche beyden zu entgehen, indem ich
oft meinen Aufenthalt verändere.“

Er hing ſich mit unendlicher Wärme an ſeine
Freunde. Wenn er ſie nicht ſah, ſo nahm er, wie
er ſelbſt ſagt, ſeine gewöhnliche Zuflucht zu ſeiner Ein-
bildungskraft, und dachte ſie ſich, als wenn ſie gegen-
wärtig wären. Die Beſorgniß, ſie zu verlieren, war
ihm peinlicher, als der Schmerz über ihren Verluſt.

Er war über mehrere Vorurtheile ſeiner Zeit erha-
ben, ohne ſich ganz von den Feſſeln ſeiner Erziehung
frey machen zu können. Er glaubte, wenigſtens in den
letzten Jahren ſeines Lebens, weder an aſtrologiſche

Weiſſagungen, noch an die Unfehlbarkeit des Pabſtes; aber deſto mehr an Träume, an Vorahnungen, und ſogar an die Kraft der Steine, den Menſchen, der ſie trüge, unüberwindlich zu machen.

Noch ein Zug, der das Verhältniß ſeiner Vernunft zu ſeiner Einbildungskraft beweiſet: er liebte die Karthauſen und ihre Bewohner. Er hatte einen Bruder, der ſelbſt dieß Gelübde auf ſich genommen hatte. Auch lebte er gern in ihrer Nachbarſchaft, füllte ſeine Phantaſie gern mit den Bildern, die ſie bey ihm erweckten; aber das Gelübde ſelbſt auf ſich zu nehmen, dazu fehlte es ihm an Muth. Er liebte die Einſamkeit, aber keine völlige Abgezogenheit von der Welt, und ſeine Freyheit ging ihm über Alles.

Dieſe Züge rechtfertigen alſo gewiß den Charakter, den ich vorhin unſerm Petrarka und ſeiner Liebe beygelegt habe. Weich, ſinnlich, eitel von Natur, nicht ohne Anlagen zu wohlwollenden geſelligen Neigungen überhaupt, und zu zärtlicher Anhänglichkeit und Angewöhnung an beſtimmte Perſonen, war er dennoch zu einer anhaltenden, ſich aufopfernden Leidenſchaft urſprünglich nicht geſchaffen. Das Verhältniß, worin er zu Lauren ſtand, beruhte nicht auf Leidenſchaft nach Vereinigung der Perſonen; es war eine angewöhnte geſpannte Lage, eine zur Natur gewordene begeiſterte Empfindſamkeit. Will man dieſen Zuſtand Leidenſchaft nennen, ſo war es Leidenſchaft der Selbſtheit, die den Geſchäftigkeitshang und die ſympathetiſchen Neigungen dazu nutzte, den Geiſt in einer üppigen, hinſchmelzenden Spannung zu erhalten. Seine Schwärmerey war nicht von finſterer und wilder Art. Sie war auch nicht von der Stärke, um ihm das richtige Urtheil über

die Verhältniſſe zu ſeiner Sinnlichkeit und Vernunft zu rauben. Er würde ſich gewiß nicht wie eine Sappho ins Meer geſtürzt, oder wie ein Nance in ein Karthäuſerkloſter geworfen haben. Er vergaß ſich ſelbſt und ſein Verhältniß zu den Dingen um ihn her nie weiter, als es nöthig war, um ſeiner Imagination ein freyes Feld zu lieblichen Schöpfungen zu laſſen. Er liebte nicht Lauren ſelbſt, ſondern die Bilder, die er von ihrer Perſon und ihren Beſchaffenheiten aufnahm, und vermittelſt ſeines Schönheitsſinnes verarbeitete.

Das Außerordentliche in dieſer Stimmung iſt bloß die Dauer derſelben, der Reichthum und die Vortrefflichkeit der Bilder, die ſie ihm eingab. Aber die Dauer läßt ſich aus den Lagen und Umſtänden erklären, die ich vorhin entwickelt habe. Der Reichthum gehört großen Theils ſeinen Vorgängern, den Alten und den Troubadours. Die mehrſten ſeiner Bilder findet man ſchon bey dieſen. Petrarka hatte weit mehr Talent als Genie, weit mehr Kunſt, zu bearbeiten und auszuſchmücken, als zu ſchaffen. Seine Bekanntſchaft mit den Alten, und beſonders mit den Ideen des Plato, hatte aber ſeinen Geſchmack gebildet, und erhob ihn über die Dichter ſeines Jahrhunderts und der beyden vorhergegangenen. Daher finden wir ſo viel ſchönere und ſo viel erhabenere Bilder bey ihm als bey ſeinen Vorgängern.

Es läßt ſich nach dem Charakter des Petrarka und nach der ganzen Art ſeines Genies kaum erwarten, daß er ein völlig zuſammenhängendes Syſtem über die Liebe gehabt habe. Diejenigen, welche ihm das Syſtem des Plato beylegen, haben wahrſcheinlich das Charakteriſtiſche des letzten nicht völlig begriffen.

Es läßt sich kaum von Petrarka erwarten, daß er völlig in die Ideen dieses Philosophen der Vorzeit eingedrungen seyn sollte, um so mehr, da dieser sich darüber nicht völlig einstimmig mit sich selbst in allen seinen Schriften äußert.

Es läßt sich nicht läugnen, daß beyde aus der Vereinigung mit den Gegenständen ihrer Anhänglichkeit einen geistigen Genuß zu ziehen gesucht haben. Eben so wahr ist, daß beyde behauptet haben, das Geistige verdiene in der Liebe den Vorzug vor dem Körperlichen, oder sey vielmehr einzig würdig, geliebt zu werden. Endlich kommen beyde darin überein, daß sie in der Liebe einen Anreitz zur Tugend finden, und sich durch die Bewunderung der physischen Schönheit zur geistigen, und von dieser sogar zu dem übersinnlichen und höchsten Wesen erheben wollen. Aber dieser anscheinenden Aehnlichkeit ungeachtet trifft man bey genauerer Prüfung dennoch eine große Verschiedenheit unter ihnen an.

Petrarka dachte über die Liebe ganz anders als Dichter und als Laurens Liebhaber, ganz anders als Moralist. In dieser letzten Eigenschaft verdammte er alle Liebe zur Kreatur, und glaubte, daß alles falschen Adels ungeachtet, welchen man dieser Leidenschaft beyzulegen suche, sie allemahl auf Sinnlichkeit beruhe, von der Liebe zu Gott und von der Religion abziehe, die besten Kräfte des Menschen verzehre, und folglich sowohl den Pflichten gegen das höchste Wesen, als gegen uns selbst und die Gesellschaft entgegen sey. Das Beste, was sie allenfalls einflöße, sey die Begierde nach Ruhm, mit der der Mensch aber gleichfalls nicht weit reiche.

Dieß erhellet ganz deutlich aus seinen Unterredungen mit dem heiligen Augustin, worin dieser Kirchenvater offenbar die Rolle des bessern Selbstes unsers Petrarka übernimmt. Es erhellet aus seinen Briefen an den Pater Dionysius, und es liegt in den Begriffen seiner Zeit über Tugend und Religiosität.

Schon hier eine auffallende Verschiedenheit vom Plato, nach dessen sittlichen Begriffen die Liebe wirklich ein Weg zur Tugend, und ein Mittel zur Veredlung des Geistes und des Herzens war.

Wir können also bloß die Denkungsart des Petrarka als Dichter mit dem Systeme des Plato vergleichen. Hier fällt es wieder auf, daß die Ideen, welche dieser dem Sokrates in seinem Gastmahle in den Mund legt, mit den Schwärmereyen des Petrarka gar keine Aehnlichkeit haben. Jener Zug zur Urschönheit für ewige Harmonie und Vollkommenheit genommen, aus dem Plato dort den Zug zur Schönheit überhaupt, und weiter hinunter zur Unsterblichkeit, ja! sogar zur physischen Zeugung erklärt, war gewiß für den Petrarka zu abstrakt, als daß er ihm auf die Spur hätte kommen sollen. Auch findet man davon bey genauer Prüfung keine Spur in seinen Schriften. Näher kommt er mit den Ideen des Plato in seinem Phädrus zusammen, worin dieser die erhaltenen Begierden als ein Mittel zur Begeisterung für das Edle und Schöne, nach den Begriffen seiner Zeit, betrachtet.

Allein die Begeisterung, welche Plato von der Unterjochung der Begierden erwartet, war rüstig, unternehmend, wacker. Hingegen ist diejenige, auf welche Petrarka rechnet, hinschmelzend und träumend. Auch waren sie in ihren Begriffen von der Art der Vereini-

gung, von dem Genuſſe des Geiſtigen, und von Tugend, Edelſinn und Schönheit ſehr von einander abweichend.

Plato's Liebhaber ſtrebt nach Annäherung an den geliebten Gegenſtand, um mit ihm gemeinſchaftlich nach Bürgertugend zu ringen, ſich dadurch über eine niedere Sinnlichkeit zu erheben, und mittelſt dieſer Vorbereitung der Wiedererlangung des verlornen Platzes in der Oberwelt würdig zu werden. Von der Ahnung einer ſchönen Seele aus einem ſchönen Körper iſt dem Plato nichts bekannt, noch weniger ſucht der Liebhaber, den er darſtellt, ſeinen Liebling unter idealiſchen Geſtalten zu ſehen, ſich Träume von ihren glücklichen Verhältniſſen zu bilden, und überhaupt Genuß aus einer unglücklichen Liebe zu ziehen. Am wenigſten denkt er an die religiöſen Ideen der neueren Zeit, den Werkmeiſter in ſeinem ſchönſten Werke zu bewundern, und in den Sitten ſeines Lieblings ein Bild des himmliſchen Lebens zu finden. Ja! das ganze Verhältniß, welches zwiſchen dem griechiſchen Liebhaber und ſeinem jüngeren Lieblinge Statt fand, ließ die Ideen der neueren Galanterie, die Niederwürfigkeit vor ſeinen höhern Verdienſten, der Ausgleichung ſeines Werthes und Ruſs, überall nicht zu.

Beym Petrarka iſt die edlere Liebe ganz auf das Verhältniß eines unglücklichen Liebhabers zu einer Dame, die an Stand und innerer Würde über ihn erhaben iſt, berechnet. Nach ihm beruht jede zärtliche aber leidenſchaftliche Anhänglichkeit an einer Perſon von verſchiedenem Geſchlechte auf der Begierde, wieder geliebt zu werden, und durch den Beſitz ihres Herzens zugleich einen Anſpruch auf Alles zu erhalten, was Seele und Körper in der engſten Verbindung ſich einander geben

können. Wenn aber äußere Umstände, oder gar Mangel an Gegenliebe, eine völlige Vereinigung hemmen; so bleibt dem Liebhaber in seiner unglücklichen Liebe dennoch ein Genuß übrig. Petrarka drückt dieß so aus: „Hoffnung und Liebe nisten sich zusammen im Herzen ein. Aber wenn auch jene verschwindet, so bleibt doch diese zurück!“

Diese Liebe des unerhörten Liebhabers bildet sich dann die Person des Geliebten und alle seine wirklichen und möglichen Verhältnisse unter den schönsten Gestalten. Schon diese Beschäftigung der Imagination ist ein geistiger Genuß. Aber er wird dadurch noch mehr vergeistiget, daß diese Formen wieder Bilder unsinnlicher Vorzüge, ja! des höchsten aller Wesen erwecken. Man ahnet daher aus einem schönen Körper eine schöne Seele: man bewundert den Schöpfer in dem Schönsten, was man auf der Welt sieht. Das Herz wird dadurch zur Anbetung gegen ein so vollkommenes Wesen, und zur fernern Nacheiferung seiner Tugenden aufgefordert. Ob der Liebhaber gleich auf Gegenliebe nicht mehr Anspruch machen darf; so strebt er doch noch dahin, die Geliebte mit einem Bilde seines Wesens zu erfüllen, das demjenigen gleich sey, was er von ihr in seinem Herzen trägt. Sein Ruf, seine Tugenden, sollen ihn ihr interessant machen, und indem sie sich sagen kann: durch mich ist er dasjenige geworden, was er ist, soll sie fühlen, daß er würdig sey, von ihr geliebt zu werden, wenn gleich Pflicht und Anstand ihr verbieten, diese Gesinnungen in diesem Leben zu entdecken. In einem künftigen sind sie dann sicher, frey von allen Banden, die hier ihre verschwisterten Seelen trennten, auf immer vereinigt zu werden.

So sehr ich zweifle, daß dieß System je so zusammenhängend in Petrarka's Kopfe existiert habe: so sicher bin ich, daß er es unterschrieben haben würde, wenn es ihm vorgelegt wäre. Denn es leuchtet aus allen seinen Schriften hervor.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung. Italiänische Dichter nach dem Petrarka.

Petrarka hat in und außer seinem Vaterlande viele Nachfolger gefunden. Inzwischen ist seine Denkungsart über die Liebe bey weitem nicht alleinherrschend geworden. Schon neben ihm stand Boccaz, der diesen Gegenstand nicht bloß leicht, sondern sogar ausgelassen in mehreren von seinen Schriften behandelt hatte. Luigi Pulci, Bojardo, Arioſto, Teofilo Folengo, und mehrere Andere folgten seinem Beyspiele, und stellten die Geschlechtsverbindungen als Verhältnisse dar, bey denen Sinnlichkeit und geselliges Vergnügen zum Grunde lägen.

Ueberhaupt konnte sich bey dem zunehmenden Geschmack an der klassischen Litteratur der Alten die metaphysische und excentrische Wendung der Ideen des Petrarka nicht halten. Selbst diejenigen, welche auf eine edlere Art von der Liebe dachten, Sannazaro, und Taſſo, Vater und Sohn, strebten bey ihren Darstellungen von der Liebe einem natürlichen Ausdruck

von Gefühlen nach, die mehr mit dem Herzen als mit der Imagination in Verbindung ſtanden. Eine feinere Sinnlichkeit miſchte ſich mit ein. Man behielt aus den Ideen der Vorzeit nur dieß bey, daß der höchſte Reiz der Geſchlechtsverbindung in der Beſchäftigung liege, die ſie dem Geiſte giebt: daß die Seele allein lieben könne, und daher allein der Liebe werth ſey: daß dieſe die Freuden des Körpers hauptſächlich ſchätzbar mache: daß ſelbſt in den Qualen unerhörter Liebe eine geheime Wolluſt liege: und daß endlich Treue, Aufopferung und Beſtändigkeit die einzigen zuverläſſigen Beweiſe einer wahren und edlen Zärtlichkeit wären.

So erſcheint die Liebe noch beym Guarini und Marino. Aber ihr Ausdruck hat ſich ſchon wieder von der Natur entfernt, und den bald pomphaften, bald ſchmelzenden, und bald witzigen Ton angenommen, deſſen Entſtehung theils dem Beſtreben, die Vorgänger an poetiſchem Schwunge und an tönender Sprache zu übertreffen, theils dem Einfluß der ſpaniſchen Litteratur zuzuſchreiben iſt.

Zwölftes Kapitel.

Liebe bey den spanischen, französischen, englischen und deutschen Dichtern.

Die Spanier haben wahrscheinlich von den Troubadours und Arabern zu gleicher Zeit gelernt.

Ihre erotischen Gedichte zeichnen sich durch den abgemessenen steifen Ausdruck einer schwärmerischen Verehrung der Schönheit aus. Es ist nicht genug, daß der Liebhaber traure; er muß in Verzweiflung gerathen, wenn er vollkommen lieben soll. Der Witz der Spanier braucht nicht bloß Seufzer und Thränen, sondern Feuer, Brand und Tod, um die Leidenschaft zu bezeichnen. Dabey mischt sich ihr religiöser Fanatismus allerwärts mit ein. Einige Dichter haben die Klaglieder der Propheten, andere den Psalm de profundis auf ihre Leiden parodiert. Andere haben diejenigen als Märtyrer kanonisiert, die aus Mangel an Gelegenheit, ihre Damen zu sehen, gestorben sind. Man hat kaum einen Begriff von den abentheuerlichen Bildern und dem falschen Witze, wodurch sie ihre Bewunderung der Schönheit, und ihre Leidenschaft auszudrücken suchen. „Seitdem ihr geboren seyd, sagen sie, ist die Schönheit aus der Welt verschwunden, ihr allein habt sie hingenommen.“ — „Ihr entfernt das Gegenwärtige, und vergegenwärtigt das Entfernte; denn euer Anblick raubt zu gleicher Zeit alle Erinnerung an das Abwesende, und alle Empfindung des Nahen.“ — „Wer eure Größe mit weltlichen Dingen vergleichen wollte, würde die Vernunft brauchen, um die Geheimnisse des Glaubens

zu erklären. Es ist unmöglich, euch zu lieben, weil das Wahre das Unwahre brauchen müßte, um sich deutlich zu machen, und die Vernunft dasjenige, was sie für vernünftig erkennt, verwerfen muß. Demungeachtet verdiene ich Entschuldigung wegen meiner Schuld, weil mich meine große Schuld entschuldigt." — „Ich fühle mich frey in meinem Gefängnisse, sicher in meiner Gefahr, im Widerspruche mit mir selbst bey meiner Entschlossenheit. Die Liebe ist für mich ein freudiger Schmerz, eine unvernünftige Vernunft, eine muthige Furchtsamkeit, ein langweiliges Vergnügen, ein finsteres Licht, ein unbelobter Ruhm, ein kränkliches Wohlseyn. Sie hört nicht auf, mich zu verbrennen, und verwandelt mich doch nicht in Asche." u. s. w.

Eine solche fade Uebertreibung der Abhängigkeit von dem geliebten Gegenstande, verbunden mit der Begierde, durch Witz zu glänzen, wo die Empfindung reden sollte, ist der Hauptcharakter der spanischen Galanterie, die sich sogar in ihr Theater eingeschlichen hatte, und die sich bald über alle Länder von Europa ausbreitete.

Inzwischen findet man auch unter ihnen Spuren einer leichteren Behandlungsart der Liebe, und besonders sehr viel List, und sehr viel pomphafte Intrigue, als Mittel gebraucht, um aus den Geschlechtsverbindungen eine gesellige Unterhaltung zu ziehen. Von einer willkührlichen Beschränkung auf geistigen Genuß findet man wenig oder nichts in ihren Dichtern; allein der Zustand eines unglücklichen und verzweifelnden Liebhabers nimmt jenen Genuß als eine Schad-

loshaltung an, und als ſolcher wird er natürlicher Weiſe oft von ihnen dargeſtellt.

Bey den Franzoſen nahm die Dichtkunſt mit dem vierzehnten Jahrhunderte ſehr ab. Gegen das Ende deſſelben traten die ſogenannten Chants royaux, die Balladen, Rondeaux und Paſtoralen an die Stelle der Provenzalpoeſie, und wurden zuſammen mit der Benennung neuer Poeſie bezeichnet. In dieſer herrſchte viel Gelehrſamkeit, viel Allegorie, ein ſchwerfälliger, geſchraubter Witz, und ein ſchwülſtiger, hyperboliſcher Styl. Clement Marot, der unter Ludwig dem Zwölften und Franz dem Erſten lebte, hat in ſeinen Elegien noch ganz den Ton der Troubadours und des Petrarka. In ſeinen Contes iſt er ſchmutziger wie Boccaz.

Dieſe Italiäner waren damahls die Muſter und Lehrer aller Nationen. Marot hat ſehr viel Leichtigkeit des Witzes, und hin und wieder wahres Gefühl in ſeine verliebten Gedichte gebracht. Inzwiſchen hat er doch im Ganzen die Geſchlechtsverbindungen mehr als ein Mittel zum ſinnlichen Vergnügen und zur geſelligen Unterhaltung, als wie ein ernſtes Geſchäft behandelt. Der afotiſchen Gattung hat er ſeinen Ruf hauptſächlich zu verdanken, und hierin iſt ihm auch wohl allein etwas Eigenthümliches beyzulegen. Dieſer Ton ſcheint ſich unter den Nachfolgern Franz des Erſten bis zu Ludewig dem Dreyzehnten herunter erhalten zu haben. Unter dem lezten ſchlich ſich die ſpaniſche Galanterie und der falſche Geſchmack der neueren Italiäner in die franzöſiſche Poeſie ein, und die Liebe erſchien auf dem Theater, in Gedichten, und in den Werken der Beredtſamkeit als das Hauptge-

ſchäft des Lebens. Abentheuerliche Empfindungen wurden in geſuchte Ausdrücke eingekleidet. Selbſt der große Corneille huldigte dieſem Aberwitz, und ſchilderte Helden, welche die Liebe dem Ehrgeiz vorziehen, und Weiber, welche den Ehrgeiz über die Liebe ſetzen. Doch war dieſer Geſchmack nicht allgemein. Einige Schriftſteller wollten die Liebe mit Leichtigkeit darſtellen, aber ſie wurden matt, gemein, und zugleich geſchroben.

In England hat Chaucer diejenigen Ideen über die Liebe verbreitet, welche ſeine Vorbilder, die Troubadours, Boccaz, und die Verfaſſer des Romans de la Roſe darüber hatten. Er vermiſcht oft ſeine Darſtellungen der Liebe mit abſtrakten, metaphyſiſchen Begriffen, und giebt ihnen einen pedantiſchen und ſcholaſtiſchen Anſtrich, oft aber behandelt er ſie auch mit einem Leichtſinn, der bis zum Muthwillen geht. Unter ſeinen Zeitgenoſſen ſoll ſich Gower in ſeiner Beichte eines Verliebten ausgezeichnet haben, in der jene pedantiſchen Spielereyen und Ziererenen mit der Liebe und allen ihren Abſtufungen vorkommen ſollen, welche dazumahls den franzöſiſchen und italiäniſchen Dichtern geläufig waren, und wozu die Troubadours den Ton angegeben hatten. Ich habe ſein Werk nicht geleſen.

Späterhin, im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, ſoll ſich Heinrich Howard Graf Surrey durch ſeine Gedichte auf die ſchöne Geraldine berühmt gemacht haben, in denen, wie man behauptet, die Gedanken natürlich und ungezwungen ſind, auch Natur verrathen. In den Reliques of ancient Poetry findet man mehrere Stücke, von denen ſich das nehmliche ſagen läßt. Dem Zeugniſſe des Warton zu Folge trugen ſonſt die

Liebesgedichte unter der Königin Elisabeth alle Fehler an sich, die ich oben an den spanischen gerügt habe. „Wenn ein Liebhaber seine Dame pries, so geschah es in Deklamationen, die weder das Verdienst der Feinheit noch der Stärke hatten, ohne Eleganz und ohne Zärtlichkeit. Sie ward nicht in einem verständlichen, sondern bloß künstlichen Panegyrikus beschrieben, nicht mit echten Farben und natürlichen Vorzügen dargestellt, sondern als ein excentrisches Ideal aus einem andern Weltsystem, das Empfindungen einflößte, die eben so unverständlich hyperbolisch als unnatürlich waren."

Mit Recht behauptet Warton, daß die Unterredungen zwischen beyden Geschlechtern in Shakespear den Fehler der steifen Galanterie an sich tragen, der eine Folge ihres wenigen Umganges mit einander war. Inzwischen müssen die Gespräche zwischen Julia und Romeo davon ausgenommen werden, in denen wahres Gefühl herrscht. Richtig ist dagegen die Bemerkung, daß die Weiber beym Shakespear, so wichtig sie auch in der Handlung sind, allemahl in den Hintergrund gestellet werden.

Nach dem Verfalle der schwäbischen Poesie in Deutschland kamen die Meistersänger ungefehr in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf. Ich bin außer Stande, etwas von dem Charakter zu sagen, den die Liebe in ihren Gedichten angenommen hat. Doch läßt sich nach dem platten Tone, der im Ganzen darin herrscht, kaum eine Veredlung in diesem Punkte erwarten.

Die schlesischen Dichter, besonders Hofmannswaldau und Lohenstein, haben den falschen Geschmack der Spanier und neueren Italiäner noch übertrieben, und

Schwulst für Erhabenheit, abgeschmackte Bilder, Gleichnisse und Antithesen für den Ausdruck wahrer Empfindungen und Leidenschaften verkauft.

Dreyzehntes Kapitel.

Ueber die sogenannten Cours d'amours, und andere gesellige Unterhaltungen, zu denen die Liebe den Stoff geliefert hat.

Mit der Poesie, besonders mit der erotischen, stehen die sogenannten Cours d'amours, Cours amoureuses, Parlamens d'amours in Verbindung. Sie verdienen eine nähere Untersuchung, weil man so viel über sie geschrieben, so viel aus ihnen hergeleitet hat, ohne hinlängliche Kenntnisse von ihrer Einrichtung und Bestimmung zu haben.

Man setzt ihre Entstehung in das zwölfte Jahrhundert, aber ohne allen hinreichenden Beweis. In den Werken der Troubadours kommt keine Spur wirklich angeordneter Gerichtshöfe der Liebe vor. Diese Dichter warfen zuweilen Zweifel über die Pflichten der Liebe auf, oder untersuchten den Werth, den gewisse Gesinnungen oder Handlungen in Rücksicht auf Vollkommenheit der Liebe hatten: Sie vertheidigten die eine oder die andere Meinung gegen einen andern Troubadour, den sie in ihren Gedichten redend einführeten, und riefen am Ende ihrer poetischen Komposition eine oder mehrere vornehme Damen zu Schiedsrichterinnen auf. [33]) Aber

33) Millot hist. des Troubadours T. 2 p. 103 Article Savary de Mauleon

man würde sehr Unrecht haben, in einer poetischen Idee, die vielleicht die Veranlassung zu den Gerichtshöfen der Liebe gegeben haben mag, bereits eine förmlich eingerichtete und geordnete Gesellschaft zu suchen. [36] Man führt einen Gerichtshof der Liebe an, der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts von Maria Gräfin von Champagne zu Troyes soll gehalten seyn. Man will sogar die Erkenntnisse dieses Tribunals kennen. [37] Allein die ganze Nachricht beruht auf der Autorität eines italiänischen Manuscripts vom Jahre 1408, welches die Akademie della Crusca in ihrem Wörterbuche anführt, das wir gar nicht weiter kennen, und dem viel frühere Schriften vorausgegangen waren, worin man unter dieser Form dialektische Erörterungen über die Liebe vorgetragen hatte.

Es ist möglich, daß hin und wieder Gesellschaften zusammengetreten sind, die, nach Art der heutigen Akademien der Dichtkunst, unter dem Vorsitze eines Fürsten, oder einer Dame von Stande, welche die schöne Kunst beschützten, gewisse Aufgaben festgesetzt, und die beste Ausführung derselben in Versen mit ausgelobten Preisen belohnt haben. Da der gewöhnliche Gegenstand der Dichtkunst damahls Liebe

36) Dieß thut der Präsident Rolland, Recherches sur les prerogatives des Dames chez les Gaulois, sur les cours d' amours etc. à Paris 1787. Herr Kluber hat, meiner Einsicht nach, mit Unrecht dieser höchst unkritischen Kompilation sein Vertrauen geschenkt. Uebers. von St. Palaye T. II. 260.

37) Crescimbeni della volgar poesia. Memoires de la vie de Petrarque par l'Abbé de Sade in den Noten.

war, ſo iſt es ſehr möglich, daß dergleichen Hofhaltungen Cours d'amours genannt ſind. Aehnliche geſellige Inſtitute wurden plaids et gieux sous l'Ormelle genannt, und in der Piccardie gehalten. [38]) Dieſen gab man gleichfalls oft den Nahmen Parlement. [39])

Nichts natürlicher nun, als daß in dieſen der verliebten Dichtkunſt gewidmeten Zuſammenkünften auch zuweilen Streitfragen, zweifelhafte Fälle in der Liebe, Gegenſtände der Aufgaben geweſen ſind, und daß die Dichter ſich in verſchiedene Meinungen getheilt, der eine dieſe, der andere jene vertheidigt haben. Es iſt nicht weniger wahrſcheinlich, daß man nach dem ganzen Geiſte der Förmlichkeit, der damahls ſelbſt in den geſelligen Beluſtigungen herrſchte, und dem Jünglingsalter der Menſchheit ſo angemeſſen iſt, Partheyen habe auftreten laſſen, daß Advokaten beſtellt ſind, und daß endlich der vorſitzende Fürſt, Prince d'amour, oder die vorſitzende Dame ein förmliches Erkenntniß, Arrêt, ausgeſprochen haben. Ja! es iſt am allerwahrſcheinlichſten, daß in dieſem Zeitalter, worin Dialektik und Rhetorik ſo ſehr zu Hauſe waren, und worin die ganze Philoſophie und Theologie beynahe allein darauf ausging, Streitfragen aufzuſuchen, und darüber für und gegen zu diſputieren, dieſes ernſte Geſchäft der Schulen zum Vorbilde einer geſelligen Unterhaltung gedient habe. Mir iſt es ſehr

38) Velly hist. de France. T. III. p. 248.

39) Fauchet hist. des anciens poetes François. T. II. p. 578.

glaublich, daß die sogenannten Tençons der Troubadours hierin ihren Ursprung finden.

Es können dergleichen Gesellschaften zu Pierre feu, zu Romanin und zu Signes häufiger als an andern Orten gehalten seyn. Ich will ferner glauben, daß die Personen, welche man gemeiniglich als Theilnehmer dieser Cours d'amours anführt, wirklich gewisse Aemter dabey verwaltet, und sich darnach haben nennen lassen. Eben dieß trifft man bey den neueren poetischen Gesellschaften in Deutschland, Frankreich und Italien an.

Aber haben die Aussprüche dieser Cours d'amours wirklich eine anerkannte Autorität, ich will nicht sagen in der bürgerlichen, sondern nur in der guten örtlichen Gesellschaft gehabt? Sind es wahre Sittengerichte gewesen, deren Ansehn auf Uebereinkunft, Anstand, allgemeiner Mode beruhte: deren Erkenntniße mit derjenigen Gewissenhaftigkeit befolgt wurden, womit wohlerzogene Menschen sich den Gesetzen der Ehre unterworfen glauben? Ward der Ungehorsam, der Widerstand gegen ihre Entscheidungen mit Ausstoßung aus der guten Gesellschaft, oder wenigstens mit ihrer Verachtung bestraft?

Hierüber haben wir schlechterdings keine anderen Data, als diejenigen, welche die Kenntniß des Menschen überhaupt, und besonders in den damahligen Zeiten liefert.

Diese macht es nicht unwahrscheinlich, daß sich gewisse Schwärmer in der Liebe jenen Cours d'amours wirklich können unterworfen, ihre Sache vor denselben vertheidigt, und ihren Ausspruch befolgt haben. Möglich, und wahrscheinlich! Wir finden in den

Werken der Troubadours, daß ſich Freunde und Freundinnen zuweilen als Vermittler der Sache entzweyter Liebenden annehmen, oder daß dieſe in ihren Streitigkeiten einen Schiedsrichter wählen. Sehr leicht können ſie auch auf eine Geſellſchaft von Freunden und Bekannten, allenfalls unter gehöriger Beobachtung der Verſchwiegenheit, compromittiert haben. Es iſt auch möglich, daß die Reſultate der Verhandlungen verliebter Materien in dieſen Cours, in der Folge unter den Liebenden im gemeinen Leben ein gewiſſes Anſehn erhielten, und daß man ſich zur Vertheidigung ſeines Betragens in einzelnen Fällen gegen den Verbündeten und gegen die Geſellſchaft darauf berief. Aber das liegt nicht in jenen Fragen! Es kommt vielmehr darauf an: hatten jene Cours d'amours eine Autorität, welche von der ganzen guten Geſellſchaft anerkannt wurde! Haben ſie eine beſtändige und anhaltende Gerichtsbarkeit ausgeübt, und hat man der Regel nach in Sachen, welche die Sicherheit und den angenehmen Genuß des geſelligen Lebens betrafen, vor ihnen plaidiert, ihre Erkenntniſſe abgewartet und befolgt: Kurz! ſind es wahre Sittengerichte geweſen?

Dieß läßt ſich nicht allein gar nicht beweiſen, ſondern widerſpricht vielmehr allen Nachrichten, die wir von den Sitten der damahligen Zeit übrig behalten haben.

Zuerſt iſt es unbegreiflich, daß die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber von dieſen Cours d'amours entweder gar nicht, oder nur im Vorbeygehn, und als von einem Spiele ſprechen. Die Troubadours erwähnen ihrer gar nicht. Der Roman von der Roſe

läßt freylich den Liebesgott ein Parlament von seinen Baronen zusammenrufen; aber diese poetische Fiktion beweist nichts für ihr wirkliches Daseyn, und vielmehr gegen ihre festgesetzte Organisation. Die Romanenschreiber, welche einen so vortheilhaften Gebrauch von dieser Sitte hätten machen können, nutzen sie gar nicht. Petrarka behandelt sie nicht mit demjenigen Ernste, den ein so ehrwürdiges Sitteninstitut erfordert haben würde, und deutet ganz offenbar auf eine gesellige Belustigung hin. Die Jeux floreaux, die im Jahre 1324 zu Toulouse errichtet wurden, haben sehr vieles mit den sogenannten Cours d'amours gemein, sind aber offenbar eine poetische Akademie, die sich in die Angelegenheiten der wirklichen Welt gewiß nicht mischte. Johann Boccaz, der im vierzehnten Jahrhunderte neben dem Petrarka lebte, hat uns die Auflösung von dreyzehn Streitfragen über die Liebe aufbewahrt. [40]) Sie dient zur Unterhaltung einer Gesellschaft, die zufällig zusammenkommt, und des Dichters Geliebte, Fiametta, zur Königin wählt. Jedes Mitglied der Gesellschaft erzählt einen Fall, und wirft eine Frage zur Entscheidung auf. Die Königin giebt diese, der Erzähler macht Einwendungen, und zuletzt erfolgt das Endurtheil. Die Fragen sind höchst allgemein, und die Fälle betreffen nicht die Personen der Anwesenden. [41])

40) Ich habe eine französische Uebersetzung vor mir. Treizes elegantes Demandes d'amours premierement composées par le tresfaconde Poete Jehan Bocace et depuis translatées en François 1541 à Paris in 16.

41) Z. B. Es wird gefragt, wer den Vorzug in der Liebe verdiene, der Tapfere oder der Weise? Wer die größten Auf-

Man hat ein fablian aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, welches auch le Grand anführt, worin der Liebesgott einen Gerichtshof von Vögeln zusammensetzt, welche über die Frage urtheilen müssen: ob der Gelehrte, (le Clerc,) oder der Ritter in der Liebe den Vorzug verdiene? Es ist mir unbegreiflich, wie man diese poetische Spielerey zum Beweise eines ernsthaften Sittengerichts anführen könne.

Ohne alle Kritik bezieht sich Rolland [42]) auf einen Ausspruch, der in Sachen Guillaume de Cabestaing gefället seyn soll. Dieser Cabestaing ist ein Troubadour aus dem zwölften Jahrhunderte, dem man sehr viele fabelhafte Geschichten und Situationen angedichtet hat. [43]) Der Proceß, in den er verwickelt gewesen seyn soll, gehört unter die Erfindungen der späteren Zeiten. Und von welcher Art ist er? Wie wird er entschieden? Cabestaing wird der Untreue gegen seine Dame angeklagt, weil er sich mit einer Bäuerin abgegeben hatte. Die Bäuerin übernimmt seine Vertheidigung, und versichert, daß sie ihm freywillig ihre Gunst geschenkt hätte. Das Tribunal erkennt, daß Cabestaing Recht gehabt habe, von der Gelegenheit Gebrauch zu machen. — Wenn die vornehmen Damen, welche dieses Sittengericht hielten, wirklich ein solches Erkenntniß gefället haben, so muß man gestehen, daß die weiblichen Censoren wenigstens nicht die strengsten Grundsätze hatten.

opferungen in der Liebe mache, derjenige, der seine Ehre oder der sein Leben, oder seine Güter hingiebt? u. s. w.

42) Recherches sur les prérogat. des Dames p. 130.

43) Millot hist. des Troub. T. I. article Cabestaing.

Eine völlig von der Geſchichte bewährte Nachricht iſt die von der Cour amoureuse, die unter Carl dem Sechſten in Paris gehalten wurde. 44) Sie iſt offenbar eine Nachahmung der vorigen Cours d'amours, und von dieſem gewiß dem Weſen nach nicht verſchieden geweſen: eine geſellſchaftliche Einrichtung zur Unterhaltung und Beluſtigung eines müßigen Hofes! Sie trägt alle Charaktere einer lächerlichen Förmlichkeit, und eines ſteifen Hofceremoniels an ſich, welche alle Beluſtigungen der damahligen Zeit auszeichneten. 45) Im funfzehnten Jahrhunderte ſchrieb Martial d'Auvergne, (er ſtarb erſt 1508) arrets d'amour, et l'amant Cordelier à l'observance d'amour. Dieſe arrets ſollen aus den Werken der Troubadours ausgezogen ſeyn. Aber dieſe Meinung würde geradezu beweiſen, daß es poetiſche Fiktionen ſind. Denn es iſt ausgemacht, und ſowohl Millot als Payon 46) kommen darin völlig überein, daß die Troubadours keine Sittengerichte der Liebe anerkannt haben. Allein es iſt auch ganz klar, daß ſie von neuerer Erfindung, und wahrſcheinlich das Machwerk eines müßigen und galanten Prokurators ſind.

44) Villaret hist. de France. T. XII, p. 97. Memoires de l'académie des inscriptions T. VII. p. 487. Melanges tirés d'une grande Bibliotheque. T. IV. p. 244.

45) Denn Rolland Recherches S. 163 findet man nähere Nachrichten. Er behauptet aber ohne Grund, daß dieſe Cour amoureuse ihrer Einrichtung nach von den älteren Cours d'amours verſchieden geweſen ſey, weil jene den Charakter des Ernſtes an ſich getragen hätten. Dieſer Ernſt läßt ſich nicht erweiſen, und wird willkührlich vorausgeſetzt.

46) Hist. de Provence. T. II. Livre 3. p. 216—219.

Ich habe ein Werk vor mir, [47]) in dem alle diejenigen Erkenntniſſe vorkommen, welche Rolland aus dem Martial d'Auvergne anführt. Auch den Prozeß wegen der Maskenfreyheit, und das Edikt, das ihre Rechte und Freyheiten beſtimmt, (welche nach Rolland von Benoit de Court, dem Kommentator des Martial unter Nr. 52 hinzugefügt ſeyn ſollen,) finde ich hinten angehängt, und die von Rolland ausgezogenen Stellen ſtehen wörtlich darin. Ich vermuthe daher mit Recht, daß dieß Werk die arrets d'amour vielleicht nur mit einigen Abkürzungen enthält. Es läßt ſich nichts abgeſchmackteres denken, als dieſe Sammlung. Zugleich fehlt es nicht an Obſcenitäten, und höchſt ekelhaften und gemeinen Scherzen. Es wird z. B. darüber geſtritten, ob der Liebhaber das Recht habe, eine Wachtel vom Fenſter ſeiner Dame wegzunehmen, die allemahl Lärm mache, wenn er zu ihr komme? Welche Strafe eine Dame verdiene, die bey einem zu hart aufgedrückten Kuſſe ihren Geliebten verwundet habe? Die Entſcheidung der erſten Frage fällt dahin aus, die Wachtel ſolle

47) Der vollſtändige Titel heißt: Droits nouveaux publiez de par Messieurs les Senateurs de Cupido, sur lestat et police Damour pour avoir entendu le plusieurs amoureux et amoureuses. Avec Privilege. Am Ende heißt es: Lecta, publicata et registrata in parlemento amoris audito procuratore generali in vigilia Regum 1530. Es iſt möglich, daß dieß Werk eben daſſelbe ſey, welches Rolland p. 47. von Coquillart unter dem Titel droit nouveaux d'amour anführt. Allein dann iſt dieß letzte eine Abkürzung der arrêts d'amour von Martial d'Auvergne, die mir nicht zu Geſicht gekommen ſind. Rolland ſelbſt ſcheint es nur aus der Description de l'arc de triomphe d'Aix zu kennen.

hängen bleiben: die der zweyten, die Dame solle bis zur Besserung die Wunde mit ihrem Speichel bestreichen. Erben eines Liebhabers, den seine Dame aus Furcht vor ihrem Manne nackend in einen Hünerstall geschlossen hatte, und der darin von dem Hünervieh todt gebissen war, fordern Gerechtigkeit. Ein Liebhaber beklagt sich, daß seine Dame ihm einen Eimer mit Wasser, ein anderer, daß die seinige ihm Blut beym Vorbeygehen vor ihrem Hause auf den Kopf geschüttet habe. Den Pastetenbäckern wird verboten, ihre Backofen nicht in der Nähe der Kirchen anzulegen, damit der Rauch die Liebhaber nicht verhindere, ihre Damen beym Ein- und Ausgehen aus der Kirche zu sehen. Ein Liebhaber, der sich an seiner Dame wegen eines gesellschaftlichen Spaßes thätlich vergriffen hat, wird verdammt, von vier Waschweibern in einer Decke voller Ungeziefer getreilt, und dann nackend auf einem Felde voller Disteln und Nesseln gewälzt zu werden. Den Masken wird endlich alle mögliche Freyheit gestattet. (*)

Uebrigens kommen auch hier juges ecclesiastes d'amour, und religieux de l'observance d'amour vor; kurz! Alles zeigt, daß hier eine gesellige Unterhaltung, und noch dazu für eine ziemlich schlechte Gesellschaft zum Grund liege.

Ungefähr von der nehmlichen Art ist eine Sammlung von Streitfragen über die Liebe, unter dem Titel: le Pourquoi d'Amours, welche Rolland nicht gekannt

(*) Il est permis à tous Masques tater, baiser, accoler, et passeront laisement, sauf aux demoiselles leurs defenses au contraire.

at. 49) In der Vorrede wird dieß Büchelchen für inen Auszug aus den Kommentaren des Nikolas Leonique aus Padua über die Ethic des Ariſtoteles ausgeeben. Die Fragen gehen auf Ergründung der Natur nd Eigenſchaften der Liebe, z. B. warum die Liebenden durch Blicke gefangen werden? warum die Liebenden des Nachts nicht ſchlafen können? u. ſ. w. Die Ausführung iſt ärmlich; inzwiſchen zeigt der Ton der Decenz, der darin herrſcht, daß dergleichen Fragen in der guten Geſellſchaft haben aufgeworfen und beantwortet werden können.

Es iſt bekannt, daß in ſpätern Zeiten in Frankreich, Deutſchland, und beſonders in Italien dergleichen Gerichtshöfe der Liebe zur Beluſtigung der Höfe bey feyerlichen Gelegenheiten, eben ſo wie die Tourniere, Carouſſels, u. ſ. w. gedient haben. Auch Privatgeſellſchaften haben ſich oft damit unterhalten. Mehrere italiäniſche Schriftſteller haben die Erfindung eines verliebten Hofes genutzt, um durch Darſtellung der Unterhaltungen, die daran gewöhnlich waren, für die Beluſtigung der Leſer zu arbeiten. 50) Andere haben Pri-

49) Der vollſtändige Titel heißt: le Pourquoy d' Amours, auquel sont contenus plusieurs questions, demandes, ou problemes de ceste matiere desquelles s'ensuyvent les solutions et reponses, deduites par authoritez de raison naturelle, matiere fort joyeuse et delectable a ceulx principalement qui ont suyvi, suyvent, et ont desire de suyvir la triumphante Court du Seigneurial prince Cupido 1575. à Lyon chez Morice Roy et Louys Pesnol mit gothiſchen Lettern in 16mo.

50) Dahin gehören z. B. die Ragnagli di Amore e di Cipro. Venetia 1636. eine Sammlung von Erzäh-

vatgesellschaften von Damen und Herren bey Landpartien dargestellt, die sich über die Natur der Liebe und ihre Pflichten unterreden. Andere haben verliebte Zweifel aufgeworfen und erörtert. 51)

Wenn im siebzehnten Jahrhunderte im Hôtel de Rambouillet zu Paris unter Mitwirkung des Kardinals von Richelieu und der Scudery noch eine Cour amoureuse gehalten wurde; so war dieß keinesweges etwas Ungewöhnliches, keine Erneuerung einer längst abgekommenen geselligen Unterhaltung; sondern eine der letzten Spuren von einer vorher sehr gewöhnlichen Belustigungsart. Man findet in der Astree vom d'Urfe und in den Romanen der Scudery, des Calprenede, und anderer Verfasser aus dieser Zeit sehr viele Questions d'amour, die mit der damahls gewöhnlichen Förmlichkeit in geselligen Zusammenkunften erörtert und entschieden wurden.

Genug! ich glaube bewiesen zu haben, daß die sogenannten Cours d'amours nie zum Range fest organisierter Sittengerichte erhoben, sondern allemahl in der Klasse litterärischer Institute oder geselliger Belustigungen geblieben sind.

lungen, Aufzügen, Gerichtshaltungen, witzigen Unterredungen, u. s. w. die zum Zeitvertreib am Hofe der Venus beygetragen haben sollen.

51) Dahin gehören unter den ältern die Dubbi amorosi di Gio Giacomo Caulandra Mantovano, welche bereits Equicola anführt: die Quistioni und Dubbi d'amore von Varchi, Zeppius, M. Agn. Firenzuola, Dominichi, Romei, die den von dieien Verfassern angezeigten Werken angehängt sind: Dubbi amorosi di Gio Franc. Loredano in Venezia 1652. u. s. w.

Das Merkwürdige liegt alſo bloß darin, daß man ch in dieſen Jahrhunderten mit Spitzfindigkeiten belu igen konnte, die uns jetzt die größte Langeweile machen. llein man muß Vieles darauf abrechnen, daß dergleiſ hen Gegenſtände der Dialektik damahls Stoff zu Dekla nationen abgaben, und in der Geſellſchaft abgehandelt, on einem gewiſſen Ceremoniel begleitet waren. Es aren jeux d'esprit, woran aber in früheren Zeiten erz und Imagination mehr Antheil nahmen, als ſie ey uns daran nehmen würden.

Die Liebe diente damahls o[illegible]endliche Art zur nterhaltung: ſie machte Alles ſchmackhaft und intereſ ant, was ohne ſie trocken und langweilig geweſen äre. Man ſchrieb Pacht- und Kaufbriefe, deren Gegenſtand das Herz war. Calliere ſchrieb eine Logik er Liebe: eine wahre Logik, worin aber die Beyſpiele ur Erläuterung der vorgetragenen Sätze aus der Galan erie hergenommen ſind. [52])

52) Man findet ſie auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek. Rolland ſpricht davon, als wenn er das Werk nur vom Hörenſagen kennte.

Vierzehntes Kapitel.

Einfluß der Liebe und der Geſchlechtsverbindungen auf das handelnde Leben in dieſer Periode.

Aus Allem, was ich bis jetzt geſagt habe, erhellet ſo viel unwiderſprechlich, daß die Liebe und die engeren Verbindungen mit dem zärteren Geſchlechte in der gegenwärtigen Periode der Lieblingsgegenſtand der ſchönen Litteratur geweſen ſind, und den Hauptſtoff zur geſelligen Unterhaltung hergegeben haben. Es erhellet ferner daraus, daß ſie oft mit einem excentriſchen Schwunge und mit einer Ziererey behandelt ſind, welche der Geſchmack des Zeitalters liebte, und daß man in dieſer Art, ſie zu behandeln, ihre Veredlung geſetzt hat.

Menſchen, die zwiſchen Kultur und Rohheit ſchwanken, und ihren Zeitvertreib auf eine ſo ernſthafte und umſtändliche Art ſuchen, machen nicht ſo wie wir einen beſtimmten Unterſchied zwiſchen dem Reiche der Fictionen und der wirklichen Welt, zwiſchen Beluſtigung und dem handelnden Leben. Bey ihnen iſt die Luſt, zu realiſieren, mit jedem Ideale verbunden, das ihre Phantaſie lebhaft rührt, und der Zeitvertreib wird für ſie ein ernſthaftes Geſchäft.

Es iſt daher höchſt wahrſcheinlich, daß ſie die Grundſätze über die edlere Liebe, die in ihren philoſophiſchen Rednern, in ihren Romanenſchreibern und Dichtern angetroffen wurden, im wirklichen Leben anzuwenden geſucht haben. Es iſt nicht minder wahrſcheinlich, daß ſie diejenigen Formen, welche ihnen bey feyerlichen Gelegenheiten in ihrem Betragen gegen das Frauenzimmer vorgeſchrieben waren, auch im

gewöhnlichen Umgange aus der Idee beybehalten haben, daß ſie ſich dadurch recht wohlerzogen zeigen würden.

Dieß beſtätigt denn auch die Geſchichte völlig. Die Geſchlechtsverbindungen haben einen ſehr großen und wichtigen Einfluß auf das handelnde Leben der Männer und auf die Begebenheiten der damahligen Zeit gehabt, und es hat unſtreitig einen Theil der Wohlerzogenheit ausgemacht, dieſen Einfluß öffentlich zur Schau zu legen.

Die Data darüber ſind zu oft angeführt und zu bekannt, als daß ich ſie hier wieder aufzählen ſollte. [51]) Wichtiger wird es mir, die Grenzen und die Natur dieſes Einfluſſes ſo wie den Charakter der Verbindungen, denen man ihn zuſchrieb, zu beſtimmen.

Die Höfe Eduards des Dritten, und der Eliſabeth in England, Karls des Sechſten und Siebenten, Franz des Erſten, Heinrichs des Vierten, Ludewigs des Dreyzehnten, und der Minorennität Ludewigs des Vierzehnten in Frankreich, ſtellen eine Menge von Helden auf, die ſich zu Ehren ihrer Damen in die gefährlichſten Unternehmungen eingelaſſen haben, unter dem Ausruf ihres Nahmens Mauern erſtiegen, und ihrer Leitung bey der Ausführung der wichtigſten Plane in Krieg und Frieden gefolgt ſind. Andere Zeiten zeigen weniger von dieſem Einfluſſe, und man darf daher annehmen, daß er nicht immer gleich geweſen ſey. Er erſtreckte ſich auch nicht auf alle Stände, und ward in keinem

51) Vergleicht Thomas Essay sur les femmes. Meiners Geſchichte der Weiber. St. Foix Essays historiques sur Paris. Rolland sur les Prerogatives des Dames Gauloises, St. Palaye, u. ſ. w.

allgemein empfunden. Dieß laſſen ſchon die ſehr verſchiedenen Grundſätze in der Denkungsart über Liebe und Weiber, die wir bey Philoſophen, Dichtern und Romanenſchreibern antreffen, vermuthen. Die Geſchichte lehrt uns aber auch, daß zu den nehmlichen Zeiten, worin ſo viel zu Ehren der Damen geſchah, die ausſchweifendſten Sitten herrſchten, und das ſchwache Geſchlecht auf mancherley Art bedrückt wurde. Wenn man behauptet, daß jeder Ritter eine Dame ſeiner Gedanken gewählt habe, der er, gleich dem höchſten Weſen, alle ſeine Gefühle, alle ſeine Handlungen zum Opfer darbrachte, ſo iſt dieß eine Uebertreibung, der kein Kenner des Menſchen und der Geſchichte Glauben beymeſſen wird. [56]

56) Merkwürdig iſt die Anekdote eines deutſchen Ritters von großem Nahmen und ausgebreitetem Rufe, Reinhards von Weyerburg. Er war beſtändig im Gefolge des Kayſers Ludwigs des Bayern, und zeichnete ſich zu gleicher Zeit durch ſeine Ritterthaten und ſeine Gedichte aus. Als er einſt nach einer Niederlage der Bürger zu Koblenz mit dem Kayſer ritt, machte er folgende Verſe:

Ich dürfte den Hals mir brechen, wer rächet mir den Schaden dann?
So hätt ich niemand der mich räche, ich bin ein ungefreundter Mann.
Auf ihr (der Weiber) Gnad' acht' ich kleine Sach,
Das laß ich ſie verſtahn, u. ſ. w.

Erſt als er auf Befehl des Kayſers das Gedicht „zu Ehren der Frauen" beſſern mußte, ſang er:

In Jammers Nothen ich gar verbrinn
Durch ein Weib ſo mannigfalten, u. ſ. w.

worauf der Kayſer ſagte: Weyerburg hat es wohl gebeſſert. S. Kinders Ueberſetzung des St. Palaye Th. 2. S. 38.

Ferner hat sich dieser Einfluß der Geschlechtsverbindungen auf das handelnde Leben gewiß nicht weiter, als innerhalb der Klasse der Höflinge gezeigt, bey denen es Ton und Mode war, ihn, oft auf die abentheuerlichste Art, an den Tag zu legen.

Es gehörte nehmlich zum Ideale eines vollkommenen Ritters, für Liebe Alles dulden, Alles überwinden zu können. Dieß Ideal hatten die Romane aufgestellt: es ging in den allgemeinen Charakter der pomphaften Unterhaltungen über, wozu die Höfe den Stoff aus jenen Romanen entlehnten. Dazu kam die natürliche Folge des excentrischen Schwunges, den die Begriffe von Sittlichkeit und Anstand im Betragen gegen das schwächere Geschlecht nahmen, indem man Anbetung mit schonender Gefälligkeit, Wegwerfung mit Bescheidenheit verwechselte. Bey Tournieren, bey andern öffentlichen Gelegenheiten mußte der Höfling einer Dame dieses Hofes, die durch Stand und durch persönliche Vorzüge sich auszeichnete, seine Geschicklichkeit, seinen Muth, seine Talente zum Opfer bringen, die Zeichen seiner Weihe aus ihren Händen nehmen, sie öffentlich tragen, und endlich den Preis von ihr empfangen. Dieß Spiel, das mit dem größten Ernste betrieben wurde, ging bey mehreren Personen in Wahrheit über, und ward von ihnen selbst in den gefährlichsten Angelegenheiten des Lebens beybehalten. Man trug fortwährend die Merkzeichen, die Unterpfänder, welche die vornehme Dame ertheilt hatte, mitten im Kriege. Man ermunterte sich zur Tapferkeit durch den Gedanken an den Beyfall dieser Dame, und stritt sich um der Ehre willen, ihre Farben zu tragen. Fleuranges rief, indem er zuerst die Mauern einer belagerten Stadt

erſtieg: Ach wenn mich meine Dame ſähe! [55]) Walter Manny, ein engliſcher Ritter, rief: daß ich nie Gnade vor meiner Dame erlange, wenn ich dieſen Streit ausſchlage! [56]) Galeaz von Mantua zog in der Welt umher, um zwey Ritter zu überwinden, und dieſe der Königin Johanna als Gefangene darzuſtellen, weil ſie ihn zum Tanz aufgefordert hatte.

Das Frauenzimmer bey Hofe durfte dieſe öffentlichen Huldigungen annehmen. Sie waren bloßes Spiel bey Tournieren und andern feyerlichen Luſtbarkeiten, und den Ernſt, den ihre Diener daraus machten, konnten ſie als Wirkung einer bloßen Courteoiſie betrachten.

Natürlicher Weiſe aber waren dieſe Verbindungen von ſehr verſchiedenem Gehalt. Gewiß ſehr ſelten lag bloßer Austauſch von Eitelkeitsgewährungen dabey zum Grunde: oft Beluſtigungstrieb, oft Mode, oder zunftmäßige Loſung. Zuweilen aber ſtiegen ſie zu einem hohen Grade von Schwärmerey. Agnes von Navarra, Gemahlin des Grafen Phöbus de Foix, war eine der tugendhafteſten Prinzeſſinnen ihres Zeitalters, und ſie genoß allgemein dieſes Ruſs. Aber dieß hinderte ſie nicht, einen der beſten franzöſiſchen Dichter aus dem vierzehnten Jahrhunderte, Wilhelm Machault, zu lieben. Sie machte Verſe auf ihn, welche Leidenſchaft athmeten: ſie erlaubte ihm, in den ſeinigen von Zärtlichkeit zu ihr zu ſprechen. Er ward eiferſüchtig ohne Grund, und ſie wandte ein ſonderbares Mittel an, um ihn zu beruhigen. Sie ſandte ihm ihren Beicht-

55) St. Foix T. IV. S. 13.

56) Warton Geſchichte der engliſchen Dichtkunſt. S. 236

vater mit dem Auftrage, ihn durch Eröffnung des Inhalts ihrer Beichte von der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen und der Ungerechtigkeit seines Verdachts zu überzeugen. [57])

Aber vieles von dieser Schwärmerey gehörte nicht sowohl der Liebe, als einer thörichten Jactanz, und dem Stolze, die abentheuerlichen Begebenheiten und Gesinnungen der Ritterromane zu realisieren. Geniesüchtige hat es zu allen Zeiten gegeben. Zu diesen würde allenfalls die Brüderschaft der verliebten Bußfertigen gehören, die unter dem Nahmen Galois und Galoises bekannt ist, wenn nicht ihre wirkliche Existenz auf dem höchst verdächtigen Zeugnisse des Ritters de la Tour beruhte. [58]) Diese Thoren sollen nach dem Grundsatze, daß die Liebe hinlänglich erwärme, allen Schutz gegen Kälte verschmäht haben, und im Winter erfroren seyn.

So wenig sich die Natur dieser Verbindungen im Einzelnen bestimmen läßt, so sicher darf man die pomphaften Beschreibungen der allgemeinen Denkungsart darüber, welche neuere Schriftsteller aufgestellt haben, für unwahr erklären. Auffallend unwahr ist es, daß der Ausspruch der Frauen über den Werth des Mannes je in der Maße entschieden habe, daß ihr Urtheil von dem Publiko erwartet, und unbedingt angenommen sey. Eben so auffallend unwahr ist es im Allgemeinen, daß die Geschlechtsverbindungen rein

57) Memoires de l'academie des Inscr. et belles lettres. T. XX. p. 405.

58) St. Palaye nach der Klüberschen Uebersetzung 2. Th. S. 262.

von ſinnlichen Begierden geweſen, oder auch nur allgemein dafür gehalten ſind. Alles dieß widerſpricht nicht nur der Kenntniß des Menſchen überhaupt, ſondern auch der herrſchenden Denkungsart, die wir in den Werken der ſchönen Litteratur aus dieſer Zeit antreffen, und welche gewiß den ſicherſten Maßſtab für dasjenige abgiebt, was die gute Geſellſchaft für anſtändig und edel gehalten hat.

Funfzehntes Kapitel.

Begriff der Galanterie; ihre Entſtehungsurſachen und ihre Arten, nach Verſchiedenheit der Länder.

Demungeachtet läßt ſich eine gewiſſe ziemlich allgemeine Denkungsart in Europa nicht verkennen, nach welcher man den Einfluß der Geſchlechtsverbindungen auf das Betragen des Mannes, unter Beobachtung einer gewiſſen Form, für edel und für einen weſentlichen Beſtandtheil der Wohlerzogenheit gehalten hat.

Dieſe Form hat, ich weiß nicht genau wann, aber ſicher in dem Zeitraume, mit dem ich mich jetzt beſchäftige, [a] den Nahmen der Galanterie erhalten. So verſchieden ſie in verſchiedenen Ländern modificiert geweſen ſeyn mag, ſo hat ſie dennoch im Weſentlichen überall die nehmlichen Züge an ſich getragen. Dieſe

a) Ein anonymiſcher Schriftſteller behauptet in den Essays sur divers Sujets interessans de Politique et de Morale 1761. T. 1. Essay II. der Nahme Galanterie ſey unter Franz dem Erſten aufgekommen.

ſetze ich in die wahre oder ſcheinbare Unterwürfigkeit unter den Willen des ſchönen Geſchlechts, in der lauten Bewunderung ſeiner Vorzüge, und in der öffentlichen Darſtellung dieſer Geſinnungen, unter dem Schutze der guten Sitte, in Fällen, worin Moral und Geſetze die Bewerbung um die Gunſt eines Weibes nicht billigen.

Unſtreitig ſondern dieſe Züge die Galanterie von allen ähnlichen Sitteninſtituten ab, welche die Vorzeit gekannt hat. Keines geſtattete dem Manne, dem Weibe eines Andern öffentlich zu huldigen: keines verlangte den Schein einer vergötternden Verehrung, einer gänzlichen Niederwürfigkeit gegen das zartere Geſchlecht. Die Galanterie zeigte eine enge auf Leidenſchaft beruhende Verbindung zwiſchen den Geſchlechtern, welche nicht Ehe war, ja! die ſich nach den herrſchenden Begriffen nicht einmahl mit der Ehe vertrug. Denn allgemein war die Idee, daß dieſe geſetzliche Verbindung das Grab der Galanterie ſey, wenn ſie vorhin Statt gefunden habe, und daß ſie beſonders in der Aufwartung beſtehe, welche man verheyratheten und ſolchen Damen brächte, mit denen eine Vereinigung durch ein eheliches Band nicht zu hoffen war.

Ihre Entſtehung iſt nicht einem Umſtande allein beyzulegen, und hat ſich erſt nach und nach gebildet.

Der erſte Keim hat in den Werken der Troubadours und der Romanenſchreiber des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts gelegen, deren Geiſt im vorigen Buche entwickelt iſt. Dieſer iſt in den Pomp übergegangen, mit dem die Tourniere und andere Feyerlichkeiten der Höfe, wozu der Stoff aus jenen Romanen genommen wurde, gehalten wurden. Aus dieſen mit Ernſt getriebenen Beluſtigungen haben einige Abentheurer von An-

ſehn, die zugleich Schwärmer waren, die ceremonieuſe Verehrung des ſchönen Geſchlechts und den prunkenden Ausdruck der Begeiſterung für Damen von großem Stande ins gemeine Leben übertragen. Ihr Beyſpiel hat auf ganze Korporationen von Rittern gewirkt, und da es bereits in ihrem Gelübde lag, des Schwachen zu ſchonen, und das bedrängte Frauenzimmer zu ſchützen, ſo haben ſie, vermöge eines in den damahligen Zeiten ſehr natürlichen Schwunges, dieſe Schonung in eine Entäußerung alles Selbſtgefühls, und dieſen Schutz in gänzliche Aufopferung verwandelt. Myſtiſche Ideen über die Vollkommenheit der Liebe zu Gott, welche nach dieſen in Zerknirſchung, Leiden und Duldung bis zur gänzlichen Selbſttödtung beſtehen ſoll, ſind auf die Vollkommenheit der Geſchlechtsliebe übertragen. Die Bemühungen der neueren Platoniker haben dieſe Begriffe noch weiter ausgebildet, und ihre Lehren von dem geiſtigen Zweck der Liebe haben den Kredit der Galanterie immer weiter ausgebreitet. Endlich haben zufällige Umſtände, die Denkungsart einiger Regenten, die Würde einiger Frauenzimmer, und der zurückwirkende Einfluß der Litteratur zu ihrer Ausbreitung und Herrſchaft beygetragen, bis ſie endlich zu einem Theile der Courtoiſie, der Weltlerzogenheit bey Höfen, geworden iſt.

Der Hauptgrund, welcher dieſer Galanterie, ungeachtet aller Mißbräuche und aller Thorheiten, wozu ſie die Veranlaſſung geben konnte und mußte, dennoch den Schutz der guten Geſellſchaft ſicherte, war unſtreitig der beträchtliche Nutzen, den die geſellige Unterhaltung daraus zog. Wir können uns keinen wahren Begriff davon machen. Wir haben einen Ueberfluß an Mitteln

zum Zeitvertreib und zu Zerstreuungen. Lektüre und angenehme Talente machen uns fast die Vergnügungen des Umgangs mit andern Menschen ganz entbehrlich. Wir brauchen uns mit keinem genau zu verbinden, um an Schauspielen, Bällen, Assembleen und andern öffentlichen Gelagen Theil zu nehmen. Wir wissen durch die Art, wie die gewöhnlichsten Vorfälle des Tages in der Unterredung behandelt werden, und vermöge unserer Kenntniß allgemein interessanter Wahrheiten aus dem Umgange mit den unbekanntesten Menschen die leichte Nahrung für unsern Witz und unsern Verstand zu ziehen, die wir zur Erholung oder zum Zeittödten aufsuchen. Das Herz und die Einbildungskraft haben nach unserm Klima und nach unserer Erziehung wenig Bedürfnisse, und über diejenigen, welche uns übrig bleiben, werden wir durch Geschäfte und Zerstreuungen betäubt. Weiber gehen jetzt mit Weibern um, verbinden sich sogar unter einander, ohne Furcht, durch den unbewachten Ausbruch beleidigter Eitelkeit in steter Zwietracht zu leben. Die Männer, gleichfalls mehr gewöhnt, ihre Leidenschaften zu unterdrücken, sammeln sich mehr unter einander in Haufen zusammen, haben mehr blosse Bekanntschaften, ohne Besorgniß, daß ein unvorsichtiges Wort, eine unüberlegte Handlung, Ungezogenheit, ängstliche Begriffe von Ehre, oder andere Triebe des Eigennutzes zur Selbstwehr oder zur Rache auffordern. Männer tändeln mit Weibern: Weiber lassen sich den Beyfall unsers ganzen Geschlechts genügen. Wie so ganz anders war damahls Alles! Man kannte Gelage, man kannte Horden von Menschen, die zusammen kamen, um pomphaften Festen beyzuwohnen bey feyerlichen Gelegenheiten. Aber bestimmte Gesellschaften in

Privathäusern, Beluſtigungen für alle Tage, Zuſammenkünfte zu einer Unterhaltung, wozu Jeder einen perſönlichen Beytrag durch ſolche Talente lieferte, die ungefehr von jedem Menſchen aus den höheren Ständen zu erwarten ſind; die kannte man nicht. Der Stoff zur Unterredung war äußerſt mangelhaft. Für die höheren Stände waren außer dem Kriege wenig Geſchäfte. Jagd ward die Unterhaltung des Friedens, und wenn man Lektüre ſuchte, ſo beſtand ſie in Ritterromanen. Die Gattinnen der Großen ſaßen zwiſchen ihren Hofdamen, beſchäftigt mit der Sorge für ihren Putz und mit Handarbeit, unterhalten durch Muſik und durch eben jene Romane. Feſte der feyerlichen Gelegenheiten waren die einzigen Gelegenheiten, um mit Männern zuſammen zu kommen. Franz der Erſte führte zuerſt die Damen ſeines Hofes in die Zirkel ein, wo ſich beyde Geſchlechter zum Spiel und zur Unterredung in größeren Haufen an beſtimmten Tagen vereinigten. *) Wie förderlich war dieſe ganze Lage der Neigung nach Verbindungen, woran das Herz und die Imagination Antheil nehmen können! Schon das Klima fordert die ſüdlichen Nationen dazu auf, wenn nicht durch fremde Sitten ihre urſprüngliche Anlage verderbt wird. Einſamkeit und Muße befördern dieſe Anlage, und noch mehr die Wahl ſolcher Unterhaltungen, welche entweder der Imagination freyen Spielraum laſſen, oder ſie gar noch mehr beflügeln. Welche Beſchäftigung lag nicht darin, auf die Mittel zu ſinnen, eine wahre oder angenommene Leidenſchaft ſinnreich an den Tag zu legen! Welche Plane die

*) Vergl. St. Palaye und Alexanders history of Women.

Eitelkeit entworfen haben mag, an dem kommenden Feste einen möglichst starken Eindruck auf den Gegenstand ihrer Bemühungen zu machen! Wie wichtig müssen die Gewährungen und die Versagungen der Wünsche dieser Eitelkeit damahls gewesen seyn! Welche Unruhen nach der Entzweyung, welche Freuden nach der Wiederversöhnung! Kurz! welch eine unversiegliche Quelle von interessanterem Zeitvertreib in der Besorgung einer galanten Intrigue, nach einer ohnehin von gewissen Regeln vorgeschriebenen Form, deren Kenntniß und Anwendung schon allein ein gewisses Studium und einige Fertigkeit erforderte! Selbst das Publikum war bey dieser Sitte interessiert. Sie vervielfältigte die Feste, jene Gelegenheiten für die Liebenden, sich häufiger zu sehen, und sich ihre Gesinnungen zu erkennen zu geben: sie gab ihnen neues Leben. Erfindung, Pracht, Geschicklichkeit vereinigten sich zur Hervorbringung der Mittel, der angebeteten Dame zu huldigen, und der große Haufe nutzte sie entweder zu ähnlichen Zwecken, oder zum gaffenden Zeitvertreib.

Unstreitig hat sich auch die Natur dieser Verbindungen nach Verschiedenheit des Charakters der Nationen und ihrer Lagen besonders modificiert. Die Italiäner wurden bald ein Raub kleiner Fürsten, welche die Republiken, die sich auf kurze Zeit zwischen ihnen gebildet hatten, unterjochten. Diejenigen Freystaaten, welche sich erhielten, seufzten unter der zunehmenden Macht der Aristokratie. Die päbstliche Hierarchie schlug wieder ihren Thron in Rom auf. Auswärtige Mächte stritten um die Oberherrschaft und um die Eroberung einzelner Provinzen dieses Landes. Wenn

der Trieb nach Freyheit und nach kriegerischem Ruhme in der Brust seiner Einwohner nicht ganz erstarb, so sank doch die Energie des Charakters und der Muth, welche nöthig sind, ihn zu befriedigen.

Dagegen wuchs bey diesem Volke der Geschmack an der Ruhe, am süßen Nichtsthun, an einer Muße, die durch die Reize der Phantasie, der Sympathie, und einer zwanglosen angenehmen Beschäftigung erheitert wird. Zu dieser feinen Sinnlichkeit gesellte sich eine gewisse Melancholie über ihren bürgerlichen Zustand, und Beydes brachte einen Geist der Behutsamkeit, der Eingezogenheit, der Intrigue hervor, wodurch sich ein Jeder für sein Individuum die möglichst glückliche Lage in der allgemeinen Bedrückung ohne vordringende Aktivität zu verschaffen suchte.

Die Galanterie der Italiäner hatte allerdings einen gewissen Prunk, aber es war nicht der Prunk eines rüstigen, muthigen Egoismus, und er diente nur zum Schutzmantel eines weiter liegenden heimlichen Genusses. Der Italiäner verdeckte mehr als er zeigte. Er gab sich freylich das Ansehn einer hinschmelzenden Empfindsamkeit, welche selbst aus der Spannung des Leidens Genuß zieht, viel wünscht, wenig hofft, und nichts verlangt, sich mit der bloßen geselligen Unterhaltung, mit dem bloßen Anschauen begnügen läßt; er verbreitete den Ruhm seiner Dame durch Deklamationen und geschmackvolle Verse; aber sein Hauptgenuß bestand in der Besorgung einer geheimen Intrigue, die ihn angenehm beschäftigte, und zur engeren Vereinigung führte; und blutige Auftritte, welche Eifersucht und Ueberdruß hervorbrachten, offenbarten oft den wahren Gehalt jener anscheinend geistigen Verständnisse.

Der Spanier ſuchte in ſeiner Galanterie überall das Pomphafte und Abentheuerliche auf. Dahin führte ihn ſein eigener Charakter, und die Bildung, die er von den Mauren erhalten hatte. Sein Anſehn in Europa nährte ſeinen Stolz, und häufige Siege hatten ſeinen angebornen Muth erhöhet. So wie der Italiäner fand er Vergnügen an heimlichen Intriguen, denen er das Anſehn einer edlen Leidenſchaft zu geben ſuchte. Aber er liebte das Heimliche, nicht ſowohl um deſto ſicherer zu ſeinem Zwecke zu gelangen, als vielmehr, um deſto mehr Schwierigkeiten zu überwinden zu haben, und ſeinen Stolz durch das Bewußtſeyn ſeines Unternehmungsgeiſtes und ſeiner Feinheit zu befriedigen. Dieſer mit einem hervorſtechenden Zuge zur Melancholie und einer finſteren Schwärmerey gepaart, bewog ihn, die Martern, welche ihm die Liebe erdulden ließ, möglichſt zur Schau zu tragen, ſich vor dem Fenſter der Geliebten bey öffentlichen Prozeſſionen doppelt zu geißeln, um ihr Mitleiden zu erwecken, klagende Guitarren zur Nachtzeit hören zu laſſen, und überall darauf auszugehen, daß ſeine Dame ihn bey ſeiner Unterwürfigkeit unter ihren Willen bewundern ſollte. Dabey war ſeine Ruhmſucht rüſtig und muthvoll. Er warf ſich vor den Augen ſeiner Dame dem Stiere entgegen, und trotzte in ihrer Abweſenheit den Gefahren des Zweykampfs und des Getümmels im Kriege für die Ehre, von ihr beweint oder bewundert zu werden. Vielleicht kam es ihm bey allen ſeinen Tollheiten auch nur darauf an, ſich ſelbſt bewundern zu können.

Der Italiäner gab folglich ſeiner Verbindung, die heimlich auf feinerer Sinnlichkeit und Beſchäftigungstriebe beruhte, den äußern Anſchein einer ſüßen Empfind-

samkeit zur Erhöhung der Freuden eines geselligen und kontemplativen Lebens. Der Spanier, der heimlich neben einer gröberen Sinnlichkeit die Befriedigung seines geistigen Stolzes suchte, gab seiner Liebe den Schein einer auf Heldenmuth im Dulden und Handeln beruhenden Leidenschaft.

Die nördlichen Nationen nahmen von der Galanterie der Spanier und Franzosen eine Mischung an, die sie noch mit einigen Eigenthümlichkeiten ihres Nationalcharakters vermischten. Die Liebe als eine auf Ruhmbegierde gebauete Leidenschaft zu betrachten, welche Sinnlichkeit nicht ausschloß, aber ihre Befriedigung auch nicht wesentlich voraussetzte, und die gesellige Unterhaltung beförderte, scheint die gewöhnlichste Ansicht an den Höfen Johannes des Zweyten, Carls des Sechsten und Siebenten in Frankreich gewesen zu seyn. Aber auch damahls schon zeigt sich in diesem Reiche die eitle Anmaßung, durch die Galanterie und mit der Gunst der Damen zu glänzen.

Franz der Erste zog die Damen seines Hofes öfterer in Gesellschaft, und unter ihm nimmt die Galanterie den unsichern schwankenden Charakter an, der den Regenten bezeichnete. Sie war zu gleicher Zeit edel und verworfen, kriegerisch und gesellig, ernsthaft und spielend. Man trifft Eifersucht, Haß, Rache, schreckliche Verbrechen, Heldenthaten und Verschwörungen im Gefolge der Liebe an, und dann erscheint sie wieder als ein petrarchischer Beschauungshang, oder als die Beförderin geselliger Freuden.

Unter Heinrich dem Vierten hatte sie nur diese letzte Bestimmung, und die Sinnlichkeit nahm sich nicht ein-

mahl die Mühe, ſich zu verſtecken. Alles, was von der älteren Galanterie übrig blieb, war ein gewiſſer äußerer Schein von ceremonieuſer Verehrung des Geſchlechts, und ein kriegeriſcher Muth, der ſich mit der Sucht nach Vergnügen verband. Beydes wurde mit der dieſem Volke eigenen prahlenden Eitelkeit geltend gemacht. [61])

Unter Ludewig dem Dreyzehnten und während der Minorennität Ludewigs des Vierzehnten erreichte aber die Galanterie in Frankreich ihre größte Höhe, durch die Verpflanzung ſpaniſcher Sitten auf einen Boden, wo die Weiber weit mehr Freyheit hatten, die Huldigungen der Männer öffentlich anzunehmen, und auf ſie einzuwirken.

Die Damen des franzöſiſchen Hofes bekamen in dieſer Zeit ein Gefühl ihrer Wichtigkeit, das ſie auf alle mögliche Art durch ihre perſönlichen Eigenſchaften begründeten. Sie zeichneten ſich durch Talente und Geiſtesbildung aus, und da ihrem Geſchlechte beſonders diejenige Klugheit zu Theil geworden iſt, die zu Führung von Hof- und Stadtintriguen dient; ſo fanden ſie in einem Lande und zu einer Zeit, wo dieſe ſo häufig waren, ein geräumiges Feld zum Wirken und Handeln. Damahls waren Weiber an der Spitze jeder Parthey: damahls geſchah alles durch und für ſie. Die Huldigungen, die ihnen dargebracht wurden, nahmen den Charakter der Pflicht an, und die geringſte Gunſtbezeugung von ihrer Seite ward als die merkwürdigſte Begebenheit in dem

61) Wie leichtſinnig, wie ausgelaſſen die Franzoſen damahls über die Galanterie dachten, ſieht man aus des Brantome femmes galantes.

Leben des Höflings betrachtet. Galant ſeyn, hieß damahls, für ſeine Dame Könige und Götter bekriegen. [62] Zu gleicher Zeit that man alles, um ſeine Leidenſchaft möglichſt laut werden zu laſſen. Jedermann wollte für verliebt gehalten werden. Man bediente ſich der hyperbolischen Sprache der Spanier, des glänzend sentimentalischen Ausdrucks der neueren Italiäner, und miſchte beyden noch einen ſchalen und geſchrobenen einheimiſchen Witz bey. Daß bey dieſen Verbindungen geiſtige Liebe untergelegen habe, wird keiner glauben, der die Memoiren der Zeit geleſen hat: aber man ſchonte des Anſtandes, und ſprach nur von dem Ruhme, Gegenliebe zu gewinnen, und ſchönen Augen zu gefallen.

An dem Hofe Edwards des Dritten in England zeigt ſich in der Verbindung dieſes Königs mit der Gräfin von Salisbury eine Galanterie, die anfangs auf Sinnlichkeit von Seiten des Liebhabers ausging, aber von der Dame zurückgewieſen, auf Ruhmbegierde und geſelliger Unterhaltung beruhen blieb. In den nachherigen Kriegen mit Frankreich erſcheinen die engliſchen Helden wie die franzöſiſchen, nur etwas ſchwerfälliger, und drükkender anmaßend. Dieſer Charakter bleibt ihnen unter der Königin Eliſabeth eigen, und ſpaniſche Aufgeblaſenheit und Schwulſt ſcheinen ſich in ihre Galanterie eingeſchlichen zu haben. Unter Jakob dem Erſten und Carl dem Erſten nahm ſie mehr von dem italiäniſchen und

62) Der Duc de la Rochefaucault richtete folgende Verſe an Mad. de Longueville.

Pour meriter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux Rois, je l'aurois faite aux Dieux.

S. Thomas sur les femmes p. 163.

französischen Charakter an. Unter dem Protektor hatte die Galanterie ihr Ende erreicht. Alles verfiel in eine schwärmerische Devotion.

Den Deutschen scheint der Charakter der Nachahmung aller Nationen in der Galanterie, wie in ihren Sitten überhaupt, in dieser Periode eigen gewesen zu seyn, und schwerlich haben sie sich durch etwas anders als durch ihre Steifigkeit ausgezeichnet.

Zwey und zwanzigstes Buch.

Denkungsart der letzten Hälfte des vorigen und unsers Jahrhunderts über Liebe und Geschlechtsverbindung bis zum Anfange der französischen Revolution.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Es bleibt mir nun noch übrig, die Denkungsart der letzten Hälfte des vorigen und unsers Jahrhunderts über Geschlechtsverbindung und Liebe zu entwickeln. Aber vielleicht läßt sich diese im Allgemeinen gar nicht angeben. Wir haben beynahe keinen einzigen von den Begriffen fahren lassen, welche die Vorwelt mit diesen Gegenständen verbunden hat, und wir haben sie noch mit einigen vermehrt. Vielleicht ist es gerade das Charakteristische unserer Sitten, daß sie keinen auffallend allgemeinen Charakter an sich tragen.

In der vorigen Periode rechneten es wenigstens die Höfe zur guten Sitte, über Geschlechtsverbindung und Liebe einerley Grundsätze, nehmlich die der Galanterie, anzunehmen. Aber jetzt ist die Gesellschaft, mithin auch die gute Sitte, nicht mehr auf die Höfe ein-

geschränkt; jeder etwas größere Ort macht darauf Anspruch, sich seinen Ton selbst anzugeben, und die Politur hat so sehr zugenommen, daß man kaum die Seite zu finden weiß, an der das Unterscheidende in den Gewohnheiten einer Gesellschaft von der andern aufgefaßt werden könnte.

Ohne es mir anzumaßen, die herrschende Denkungsart unserer Zeiten zu bestimmen, will ich die Hauptbegriffe und Behandlungsarten der Geschlechtsverbindungen und der Liebe angeben, und mich dabey theils an die Darstellungen unserer schönen Litteratur, theils an die Ideen unserer Philosophen, theils an meine eigenen Bemerkungen über die Sitten meiner Zeit halten.

Da die Quellen, welche ich nutzte, größtentheils bekannt sind, so werde ich mich im Ganzen kurz fassen können, und nur da etwas länger verweilen, wo ich dem Bekannten eine neue Ansicht geben zu müssen geglaubt habe.

Die südlichen Nationen des kultivierten Europa scheinen von den nördlichen abgesondert werden zu müssen. Zwar haben die Sitten von Versailles und Paris überall hin, folglich auch über Spanien und Italien, ihren Einfluß verbreitet; inzwischen ist dieser in den zuletzt genannten Ländern weniger merklich, und diese hängen fortwährend stärker an den Sitten der vorigen Periode.

Die Regierung Ludwigs des Vierzehnten macht unstreitig in der Geschichte unserer geselligen Gebräuche Epoche, und ihre Wirkungen werden sich wahrscheinlich über die, noch zur Zeit unzuberechnenden, Folgen der französischen Revolution hinerstrecken. Ich habe

jedoch geglaubt, mit dem Eintritt dieſer letzten Begebenheit, meinen Unterſuchungen ein Ziel ſetzen zu müſſen.

Das Gemählde, welches ich von dem geſelligen Menſchen überhaupt in der gegenwärtigen Periode liefere, gleicht auffallend dem Bilde eines einzelnen Menſchen, der nicht mit ganz gewöhnlichen Anlagen geboren, lange eingezogen gelebt hat, in ſeiner Eingezogenheit den Verirrungen der Phantaſie ausgeſetzt geweſen iſt, nun aber mehr unter Menſchen kommt, und durch Reiſe und Erfahrung ſein Herz und ſeinen Verſtand ſtärkt und ausbildet. Anfangs pflegt er den ſympathetiſchen Trieben und einer feineren Sinnlichkeit unter Leitung der Vernunft zu huldigen, und Anſtand und Geſchmack in die Freuden zu bringen, die er aus dem größeren geſelligen Verkehre zieht. Aber bald wird er keck auf ſeine vermehrten Einſichten, überläßt ſich zu ſehr den geſelligen Zerſtreuungen, und egoiſtiſche Klugheit tritt an die Stelle derjenigen Weisheit, die alle unſere Triebe im Gleichgewicht zu erhalten ſucht; oberflächliche Anmaßung, alles aus den gröbſten Urſachen zu erklären, oder völliger Unglaube verbannt die beſcheidene Forſchung: Zügelloſigkeit aus Grundſätzen, Abneigung gegen die ſchönen Künſte der Geſelligkeit nehmen den Platz der Schamhaftigkeit und einer feineren Sinnlichkeit ein.

Zweytes Kapitel.

Einfluß der Regierung Ludewigs des Vierzehnten auf die Verhältniſſe des geſelligen Lebens, beſonders in dem weiteren Verkehre zwiſchen beyden Geſchlechtern.

Unter Ludewig dem Vierzehnten gewann die gute Geſellſchaft an Umfang. Vorher hatten nur diejenigen Perſonen dazu gehört, welche zum Hofe gerechnet wurden. Aber bey dem zunehmenden Luxus der Großen mußten dieſe die Mittel, ihn zu beſtreiten, durch Verheirathung mit den Töchtern der reicheren Financiers, Negocianten, und anderer Perſonen aus den mittleren Klaſſen zu ergänzen ſuchen. Dieſe letzten fingen an, ihr Geld zum Genuß des Lebens anzuwenden, und mit den Hofleuten gemeinſchaftlich eine Geſellſchaft in der Stadt zu bilden, die ſich von dem Hofe, beſonders nachdem dieſer Verſailles zur Reſidenz gewählt hatte, trennte. Im Ganzen blieb der Ton der Stadt abhängig von demjenigen, welchen der Souverain angab; aber in mehreren Stücken hatte er doch etwas Eigenthümliches, das ſich auch wieder bey Hofe einſchlich. Kurz! das höfiſche Weſen, die Courtoiſie, ward nach und nach wieder zum ſtädtiſchen, zur Urbanität.

Denn dadurch, daß die gute Geſellſchaft wohlerzogener Menſchen nicht unmittelbar unter den Augen des Hofes ihr Verkehr trieb, ward ſie von demjenigen Zwange befreyet, den ihr die Etiquette und ein eitles Ceremoniell aufgelegt hatten. Sie ſonderte mehr das Ueberflüſſige, bloß Prunkende von dem Zweckmäßigen

und Schönen ab; durch die Vermehrung ihrer Mitglieder, und durch ihre Verstärkung mit Männern, die sich den Wissenschaften und Künsten gewidmet hatten, gewann das Urtheil über die gute Sitte an Vielseitigkeit der Ansicht, an Richtigkeit und an Bestimmtheit; dadurch, daß die Menschen sich häufiger sahen, mithin öfterer Gelegenheit fanden, die Regeln des guten Tons in Anwendung zu bringen, mußten sie an Fertigkeit und Ungezwungenheit gewinnen.

Die beförderte Mittheilung der Ideen, die vermehrten Mittel zu einem angenehmen Lebensgenuß, die häufigeren Zerstreuungen schwächten die Gewalt der Imagination, machten den falschen Witz fühlbar, und sicherten der Vernunft eine freyere Wirkung. Dadurch, und unter Mitwirkung einiger guten Köpfe, welche die Schätze der Alten unter einem neueren Gepräge als vorhin in Umlauf setzten, gewann der gute Geschmack und jene feinere Sinnlichkeit, ohne welche er nicht bestehen kann.

Von nun an verschwanden nach und nach jene übertriebenen Höflichkeitsbezeugungen im gemeinen Leben, die ihrem innern Gehalte nach frostig unwahr, und ihrer äußern Form nach lächerlich tadelbar waren. Von nun an setzte man den Adel der Seele nicht mehr in excentrischen Gesinnungen, und die Schönheit einer Handlung nicht mehr in marktschreyerischem Prunke. Von nun an verwechselte man die unterhaltende Unterredung nicht länger mit dialektischen Wortstreiten, und hielt nicht weiter metaphysische Dissertationen für Ergießungen des Herzens.

Sogleich wurden freylich die Fesseln alter Sitten und Gewohnheiten nicht abgeworfen. Vieles von der

hemahligen Courteoiſie, von dem Mauriſch-Spaniſchen Bombaſt, von dem ſentimentaliſch witzigen Schimmer der Italiäner ging mit in die neue geſellige Organiſation und ihren Styl über, und klebt noch jetzt daran mit unvertilgbaren Spuren. Allein im Ganzen nähern ſich doch dieſe Zeiten der Natur und der Vernunft.

Dieſe Stimmung hat nun beſonders auch auf das Betragen gegen das Frauenzimmer, auf die Achtung und Gefälligkeit eingewirkt, die man ihm im weiteren geſelligen Verkehre bewies. Die excentriſchen Ideen von ſeiner Superiorität über unſer Geſchlecht, und die davon abhängende Niederwürfigkeit vor ihm haben nachgelaſſen. Das zärtere Geſchlecht hat immer mehr gelernt, den wahren Gehalt der Huldigungen, die ihm dargebracht werden, zu wägen. Es hat ſich nicht mehr mit dem äußern Scheine einer Verehrung begnügt, die eben darum beleidigend ſeyn mußte, weil ſie den Stempel der Unverſchämtheit, einer Lüge, oder einer Aufwallung von Lüſternheit an ſich trug. Es hat gleiche Anſprüche auf Menſchenwerth mit dem unſrigen, und ſolche Aufmerkſamkeiten verlangt, die keine Herabwürdigung der Dame zu ſchönen Kindern oder zu eitlen Werkzeugen des Vergnügens verrathen. Von dieſer Zeit an iſt es eine Kunſt geworden, zu loben, ohne in den Fehler der Schalheit und des Abenteuerlichen, oder in den Verdacht verwegener Wünſche zu fallen.

Inzwiſchen iſt in die Urbanität gegen das Frauenzimmer gleichfalls vieles von der alten Courteoſie übergegangen; d. h. vieles, was nach einem richtigen Urtheil über das Wahre und Schöne im geſelligen

Umgange übertrieben, unzweckmäßig und unangemeſſen erſcheint.

Alle Nachrichten kommen dahin überein: daß es Ton unter dem Frauenzimmer wurde, einer gewiſſen geſelligen Liebenswürdigkeit nachzuſtreben, die in früheren Zeiten wenig bekannt geweſen war, und auch bald darauf wieder ſelten geworden iſt. Frankreich hatte Damen aufzuweiſen gehabt, die ſich durch höhere Geiſtesbildung ausgezeichnet hatten. Aber dieſe war entweder nicht zum Vortheil der geſelligen Unterhaltung angewandt worden, oder bloß auf einen eitlen Glanz, der nie ohne Koſtbarkeit, Gemeinheit und Demüthigung anderer erlangt zu werden pflegt, berechnet. Die Geißel des Lächerlichen vertrieb dieſe Anmaßung. Man fing an, ſich ihrer zu ſchämen, und konnte doch der Kenntniſſe und der Kultur des Verſtandes zur Unterhaltung nicht mehr entbehren. Das zärtere Geſchlecht ſuchte daher dieſe Kultur mit ſeinem ſchönſten Vorzuge, mit dem Herzen, in ein näheres Verhältniß zu ſetzen: es fühlte, daß diejenige Eigenthümlichkeit, welche es ſeiner Gabe im Beobachten und Darſtellen des Gegenwärtigen, Einzelnen, und Zunächſtliegenden verdankt, ihm zum wahren Vorzuge angerechnet werden müßte: es ſah ein, daß das mühſam Erworbene und Geſuchte in der Bildung und den Aeußerungen ſeines Geiſtes ihm weniger kleide, daß hingegen eine Aufklärung, die ſo natürlich geworden iſt, daß ihre Spuren ſich gleichſam von ungefähr und unwillkührlich ankündigen, ſich für jedes Geſchlecht ſchicke: daß die Beſtimmung höherer Talente bey dem Weibe vorzüglich auf die Behandlung desjenigen Stoffs gerichtet werden müſſe, der zur Unterhaltung der örtlichen

Gesellschaft dient; und daß endlich die Superiorität des Geistes alsdann leicht geduldet, und sogar geliebt wird, wenn sie mit anspruchloser Liebe gepaart, niemand zurückschreckt, und den großen Haufen zu keiner anhaltenden Spannung seiner Aufmerksamkeit verpflichtet.

Zartheit der Empfindungen, Feinheit der Bemerkungen, Lebhaftigkeit des Ausdrucks, leichte Behandlung aller Gegenstände, die im täglichen Leben vorkommen, unter Leitung des Geschmacks, des Anstandes, und der Bescheidenheit zeichnen die Werke einer Sevigne, la Fayette, la Sabliere, la Suze, Lambert, Desboutieres und anderer aus. Sie konnten nur das Produkt einer Gesellschaft seyn, die sich oft genug sah, um das Abentheuerliche, Excentrische, Steife und Unnatürliche abzuschleifen, und nicht so viel, um das Neue, Auffallende, Hervorstechende bloß zur Verscheuchung der Langenweile herbeyzuhohlen.

Drittes Kapitel.

Folgen, welche die veränderte Denkungsart unter Ludewig dem Vierzehnten auf engere Geschlechtsverbindung und Liebe gehabt hat.

Diese veränderte Stimmung der Gesellschaft überhaupt und der Weiber insbesondere mußte Einfluß auf die engeren Geschlechtsverbindungen und die Art, sie darzustellen, haben. Das Natürliche und Vernünftige bekam auch hier die Oberhand. Der Glaube an wahre Freundschaft unter beyden Geschlechtern

breitete ſich immer mehr aus, und der Werth der Anhänglichkeit an einer beſtimmten Perſon von verſchiedenem Geſchlechte ohne allen weitern Zweck als den, anzuhangen, ward immer fühlbarer. Vorhin hatte man geliebt, um ſinnliche Begierden, um die Triebe nach Ruhm, nach Eitelkeit, nach Beſchäftigung, zu befriedigen. Jetzt liebte man, — um zu lieben; wenigſtens ſuchten die Dichter, die Romanenſchreiber, die Weltphiloſophen der Leidenſchaft dieſen Zweck beyzulegen, und ſie von jeder andern weiterliegenden Abſicht abzuſondern. Von nun an durfte der Liebhaber mit dem Zuſtande ſeines Herzens nicht mehr prunken, und ſeine Huldigungen, ſo wie die Beweiſe der Auszeichnung, die er erhielt, nicht mehr öffentlich zur Schau ausſtellen. Der Anſtand verbot heimliche Verſtändniſſe zur Befriedigung der Sinnlichkeit: er ließ aber geheime Verbindungen der Herzen zu. Da das Intereſſe ihrer Darſtellung nicht mehr in der Ueberwindung äußerer Hinderniſſe geſucht werden konnte; ſo ſetzte man innere an ihre Stelle, und ſchilderte forthin die edelſte Leidenſchaft im Streite mit der Pflicht. Die Spannung, die Beſchäftigung der Liebenden, lag nicht mehr in dem Kampfe wider Schwierigkeiten, welche Riegel, Hüter, höchſtens Stolz und Rückſicht auf den Anſtand hervorbrachten; er lag in dem Kampfe der Liebe gegen Tugend und Furcht vor innerer Unruhe. Der Sieg der einen oder der andern ward immer durch Thränen und Verzweiflung verkümmert. Der Liebhaber konnte das Herz, den edelſten Theil der Sinnlichkeit ſeiner Geliebten, ihrem noch edleren Selbſt, ihrer Moralität, nicht abgewinnen, ohne ſeine ſtolze Freude durch die Aeußerungen ihrer Gewiſſensangſt

übt zu ſehen. Die edle Frau konnte weder über ſelbſt den Sieg erkämpfen, noch ihrem Herzen unter- en, ohne ihren Triumpf und ihren Fall auf gleiche iſe zu bereuen!

So erſcheint die Liebe bey der Princeſſe de Clever, em Romane der la Fayette, worin die Sitten ihres talters einem früheren beygelegt werden, und worin rſt Wahrheit in die Charaktere, in die Verknüpfung Begebenheiten, in die Empfindungen, und in ihren edruck gebracht wird. [1]) Nach ſolchen Grundſätzen mmentiert die Marquiſe de Lambert über die Freund- aft zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte.

Neben den Darſtellungen ſolcher Herzensverbindun- n giebt es andere, worin die Leidenſchaft ſinnlicher d vielleicht darum ſtärker ausgedruckt wird. Sie chnen ſich aber von den früheren Produkten immer rch Wahrheit und Geſchmack aus. Die Lettres une Religieuse Portugaise, die theatraliſchen Werke s Racine und Quinault verdienen hier beſonders nannt zu werden.

Die Galanterie nahm jetzt eine Geſtalt an, die dem eiſt der Zeiten angemeſſen war. Sie verließ ihren nſpruch an die Imagination und die Ruhmſucht, mit ren Hülfe ſie ſonſt das Herz der Schönen zu rühren ſucht hatte, und wandte ſich an den Witz und die itelkeit, um dadurch einen vorübergehenden Eindruck uf den Geiſt der Damen zu machen. Schon die Scudery, die Voiture, Balzac, Cyrano de Bergerac, nd andere, hatten dieſen Ton angeſtimmt, aber er

1) Ihr früheres Werk, Zaide, hat lange dieſen Werth acht.

erhielt ſpäterhin durch Buſſy, Bourſault, Fontenelle, u. ſ. w. mehr Ausbildung. Die Galanterie ward in der Folge von der Liebe und Zärtlichkeit ganz abgeſondert, und beym Richelet findet man die lettres tendres, und die lettres galantes unter zwey verſchiedenen Rubriken.

Das auffallendſte in der früheren Galanterie war die öffentliche Huldigung des verheiratheten Frauenzimmers, die unbefangene Anerkennung ſeines Einfluſſes auf die Geſinnungen und Handlungen des Mannes geweſen, der nicht durch Bande der Ehe mit ihm verbunden war. Der Ernſt, womit dieß war betrieben worden, fiel natürlicher Weiſe ins Lächerliche, nachdem die geſelligen und die bürgerlichen Verhältniſſe ſich verändert hatten. Die repräſentierende Anmaßung, womit der excentriſche Verehrer der Schönen das Panier ſeines Dienſtes geſchwenkt hatte, konnte bey geläuterten Begriffen über Schicklichkeit und Anſtand nicht weiter geduldet werden, und der Einfluß der Weiber auf die öffentlichen Angelegenheiten verſchwand vor der Alleinherrſchaft Ludewigs des Vierzehnten.

Man behielt den Begriff der loſen, ungebundenen Aufwartung des ſchönen Geſchlechts bey, aber man verwandelte den Ernſt in ein Spiel, in eine geſellige Beluſtigung. Den Damen ward noch ferner öffentlich gehuldigt, aber nur in dem engeren Zirkel der guten Geſellſchaft, nicht vor den Augen der ganzen Welt; und die Huldigungen ſelbſt waren ganz aus dem Kreiſe der geſelligen Unterhaltungsmittel hergenommen. Es waren Verſe, kleine Geſchenke, Komplimente, und beſonders Billets und Briefe, welche dazu genutzt wurden. Sie waren als ein Tribut anzuſehen, den man der über

alles gebietenden Schönheit brachte, und der kein beſonderes Verſtändniß vorausſetzte. Der Verſtand mußte daran noch mehr Antheil haben, als das Herz, und vor allen Dingen mußte ein leichter, munterer, glänzender Witz, der mit dem Ausdruck wahrer Zärtlichkeit ganz unvereinbar iſt, daraus hervorleuchten.

Dieſe Galanterie, die oft ſehr vorübergehend gegen jede Dame von hohem Range, ausgezeichneter Schönheit, und hervorſtechenden Talenten angewandt wurde, a) machte auch zuweilen den Grundſtoff dauernder und engerer Verbindungen aus. Weiber, die ihren Verſtand und ihre Kenntniſſe geltend machen wollten, und die Cenſur des gröſseren Haufens bey einer öffentlichen Ausſtellung ihrer höhern Geiſtesbildung fürchteten, vereinigten ſich mit Männern von Talent, wechſelten mit ihnen im Geheimen witzige Ideen in Briefen und in der mündlichen Unterredung aus, und gaben dieſen Unterhaltungen zur Erhöhung ihres Reitzes oft einen zärtlicheren Anſtrich. Das Artigſte, was dieſe Verbindungsart hervorgebracht hat, ſind die lettres de Babet an Bourſault.

In unſern Tagen nennt man ähnliche Verhältniſſe liaisons d'esprit.

a) Voiture rühmte ſich: d'en avoir conté depuis le Sceptre jusqu' a la houlette, et depuis la Coronne jusqu' a la cale.

Viertes Kapitel.

Einfluß der Regentschaft und der nachfolgenden Regierungen in Frankreich auf die Denkungsart über die nehmlichen Gegenstände.

Seit Ludwig dem Vierzehnten stand die Denkungsart über Geschlechtsverbindung und Liebe mit dem bürgerlichen Leben weiter in gar keinem Verhältnisse, sondern bloß mit dem Privatleben in der örtlichen Gesellschaft.

Die übertriebene Devotion, in welche Ludwig der Vierzehnte in den letzten Jahren seiner Regierung verfallen war, veränderte zwar den Ton, den die Stadt einmahl angenommen hatte, nicht völlig, aber sie ließ ihm doch einen gewissen Zwang fühlen. Sobald der Regent an seinem Hofe aller Sittlichkeit und allem Anstande Trotz bot, suchte die gute Gesellschaft in Paris die wiedererhaltene Freyheit doppelt zu nutzen, und verfiel in Ausgelassenheit. Durch die gänzliche Umwälzung der Glücksgüter, welche das System des Law hervorbrachte, ward der äußerste Luxus und das höchste Elend erzeugt, und beydes hatte sehr nachtheilige Folgen für die Sitten. Wenn es auch nicht allgemeiner Ton wurde, sich gänzlich über allen Anstand wegzusetzen, so zeigte sich doch ein Leichtsinn, der zugleich mit vielen unnützen Formen der alten Courtoisie und Galanterie auch viele wesentliche Bestandtheile der Urbanität wegwarf.

Die Geschlechtsverbindungen erhielten ganz sinnliche Zwecke, und diejenigen, welche die Liebe zu

schönern suchten, schränkten sich darauf ein, die
bsten Begierden durch kurze Hindernisse und Bey-
schung solcher Verzierungen, woran der Verstand
hr Antheil hatte als das Herz, schmackhafter und
uernder zu machen. Das Wort Galanterie nahm
n eine ganz andere Bedeutung an. Zu Anfange
s Jahrhunderts hatte Richelet noch von der Des
rdins ohne Vorwurf sagen dürfen: daß sie sich
ach dem Verluste zweyer Gatten in die Galanterie
worfen hätte: d. h. den Umgang mit unserm Ge-
hlechte nur zur Unterhaltung ihres Geistes aufgesucht
abe. In der Mitte des nehmlichen Jahrhunderts,
nd schon früher, würde dieser Ausdruck eine sitten-
ose Aufführung bezeichnet haben, die sich nur von
er Ausgelassenheit gemeiner Buhlerinnen durch Beobach-
ung solcher Formen unterscheidet, welche zur Erhö-
ung des Vergnügens und zur Bewahrung des Scheins
er Achtung für das Publikum, der Selbstschätzung,
nd der Verehrung für die Damen dienen.

Die verworfenen Weiber, welche uns Crebillon
und einige andere Schriftsteller aus diesen Zeiten
schildern, geben sich bey aller Bereitwilligkeit zu den
stärksten Gefälligkeiten immer das Ansehn, als ob sie
gegen ihre Schamhaftigkeit und gegen Rücksichten auf
ihren Ruf zu kämpfen hätten, und nur der Ueber-
zeugung von der Stärke und Dauer der Leidenschaft
ihrer Liebhaber wichen. Diese geben sich gleichfalls
den Schein der Achtung für das begehrte Weib, des
Glaubens an die Schwierigkeit des Siegs, des Feuers
und der Beständigkeit. Dieß konventionelle Benehmen, wobey man von beyden Seiten auf Wahrheit
und Ueberzeugung keinesweges rechnete, hieß von nun

an Galanterie, und bezeichnete eine Art von Buhlerey, welche die gute Gesellschaft dulden zu können glaubte, weil der äußere Anstand geschont wurde. Jetzt wie ehmahls bestand ihr Wesen in einer ungebundenen Aufwartung des schönen Geschlechts, die auf Rechnung einer bloß geselligen Unterhaltung und unschuldigen Verehrung der Alles beherrschenden Schönheit gesetzt werden konnte. Nur mit dem Unterschiede, daß ehmahls diese Form, eben weil sie durch Uebertreibung und Umständlichkeit zu viel verkündigte, nur wenig sagte: jetzt, da sie unter einer leichten Behandlung zu wenig errathen lassen wollte, alles vermuthen ließ.

Ein entnervtes, leichtsinniges, eitles Volk begnügt sich überall mit dem Schein, und läßt sich leicht bewegen, bey ähnlichen Wirkungen gleiche Ursachen anzunehmen. Das Feuer, das Schüchterne, die Gefälligkeit, die Beharrlichkeit der Begierde, gilt ihm für Stärke und Wahrheit liebender Empfindungen, für Zärtlichkeit und Standhaftigkeit. Aber wo sollte es selbst jene Vorzüge unter Personen finden, die von Jugend auf angelernt sind, Gesinnungen zu heucheln, die sie nicht haben, und die sich willkührlich betrügen, um nur dem gröbsten Vergnügen nicht alle diejenigen Reitze zu entziehen, die ihm der Anstand leiht? Seht alle Darstellungen nach, welche uns die Marivaux, die Riccoboni, die Graffigny, die Crebillon, die Voltaire, die Bernard und selbst noch die Marmontel von wahrer und schöner Liebe liefern! Woher nehmen sie ihre Helden? Aus dem Stande der Neulinge unter den Jünglingen und der uner-

ahrnen Mädchen! Wohin verlegen ſie ihre Situa-
ionen? Aufs Land, zwiſchen die meiſt rohe Natur!
Es iſt nicht mehr der Streit zwiſchen Liebe und Tu-
gend, der ihre Pinſel beſchäftigt; es iſt das Mißver-
ſtändniß zwiſchen Begierde und Unerfahrenheit, zwi-
ſchen niederer Sinnlichkeit und inſtinktartiger Scham!
Und wie erlogen, wie geziert iſt demungeachtet oft der
Ausdruck der Naivetät, aus dem ſie die größten Reize
für die Liebe zu ziehen ſuchen!

Ganz im Geiſte der Zeit nahm man zwey Liebes-
götter an, die beyde von der himmliſchen Venus ver-
läugnet worden wären. Der eine war der Sohn
der Venus Pandemos, und ganz ſo ſchmutzig und
niedrig, als Sokrates ihn beym Plato ſchildert: er
ſprach allem Anſtande und ſelbſt den Vorſchriften des
wahren Vergnügens Hohn. Der andere hatte dem
wahren und edleren einen fremden Schimmer abge-
ſtohlen, der aber mit ſeiner Geſtalt nicht mehr Aehn-
lichkeit hatte, als die Porcellainfigur aus der Fabrik
von Seve mit den Meiſterſtücken von Marmor, die
uns das Belvedere aufbewahrt.

Dieß brachte die größte Verwirrung in die Be-
griffe. Bernards Kunſt zu lieben iſt davon der
ſicherſte Beweis. Dieſe Parodie des ovidianiſchen Ge-
dichts gleiches Nahmens ſchwankt beſtändig zwiſchen
Unanſtändigkeit und Rückſicht auf den Anſtand, zwi-
ſchen Witz und wahrer Empfindung, zwiſchen der
eigennützigſten Begierde und liebender Aufopferung.
Der herrſchende Begriff bricht aber allerwärts durch;
Liebe iſt Begierde nach Vergnügen der Sinne, unter-
ſtützt von den Annehmlichkeiten, welche eine feinere

Reizbarkeit, eine feurige Imagination und ein glänzender Witz ihm geben können. [1])

Neben dieser leichten und unbeständigen Art von engeren Geschlechtsverbindungen gab es aber auch andere, die dauernder waren, und an denen das Herz bald mehr bald weniger Antheil hatte. Amours platoniques, Interêts oder Liaisons de Societé, Commerces d'habitude, u. s. w. Die ersten kamen besonders auf, seitdem Rousseau die Ideen der älteren Italiäner wieder in Umlauf gebracht hatte. Man verstand darunter eine Verbindung, worin gegen die Gewalt der Sinne zum Vortheil der Begeisterung angekämpft wurde. Aber oft ward dieser Streit bloß geführt, um den vorausgesehenen Fall zu beschönigen, und den Sieg kostbarer zu machen. Oft trotzte man auf Unschuld und Unsträflichkeit der Verbindung, wenn nur die Gesetze nicht Verbrechen strafen konnten, und überließ sich mit schamloser Verstocktheit und verruchtem Uebermuthe nahmenlosen Sünden, die dem Charakter nachtheiliger sind, als Schwächen, welche die bürgerliche Ordnung stören.

Die Interêts de Societé waren Verständnisse, die auf Eitelkeit und Belustigungesucht beruhten, nebenher

1) Es ließe sich eine interessante Vergleichung zwischen Bernard und Ovid in Rücksicht ihrer Begriffe von Sittlichkeit und Anstand anstellen. Im Allgemeinen herrscht doch mehr Egoismus, mehr Frivolität, mehr wahre Verdorbenheit bey dem Franzosen als bey dem Romer. Dieser kennt wenigstens dauernde Anhänglichkeit: er lehrt das Mädchen, das uns gefallt, erweichen, (exorare,) und wenn wir seine Gunst erhalten haben, diese zu bewahren. Der Franzose hingegen sucht sein Mädchen zu entflammen, und zu genießen. (enflammer et jouir.)

auch die Sinnlichkeit körnten und befriedigten, und mit gutem Tone und Geſchmack verbunden unſtreitig viel zur Unterhaltung und Belebung geſelliger Zirkel beytrugen: eine Art von Cicisbeatura, aber leichter, kürzer, und minder langweilig!

Die Commerces d'habitude wurden als eine Art von eheligen Verbindungen zwiſchen Perſonen angeſehen, die ſich ehmahls mit Leidenſchaft geliebt hatten, und nunmehro, nachdem der längere Genuß des ungetrennten Zuſammenlebens die Heftigkeit ihrer Neigung abgeſtumpft hatte, durch die Bande einer ſüßen Gewohnheit vereinigt blieben. Sie flohen einige Unannehmlichkeiten der Ehe, um ſich einer Menge anderer, die ihr fremd ſind, auszuſetzen.

Männer, die vermöge eines dieſer Verhältniſſe häufigern und freyeren Zutritt zu verheiratheten Damen hatten, wurden unter dem Nahmen der amis de la maison von der guten Sitte gelitten und anerkannt.

Unter den höheren Ständen waren die Liebeshändel mit unverheiratheten Mädchen ſehr ſelten, weil dieſe gemeiniglich in Klöſtern, oder unter ſehr ſtrenger Aufſicht, ausgeſchloſſen von verführeriſchen Zerſtreuungen der größern Welt, auferzogen wurden. Die franzöſiſchen Romanenſchreiber haben daher den Zuſtand der Bewerbung um die Hand des vornehmeren Mädchens, welches dieſe zugleich mit ſeinem Herzen verſchenkt, minder häufig zu ihren Darſtellungen genutzt.

Fünftes Kapitel.

Denkungsart über die Verbindungen mit den anerkannten Buhlerinnen (femmes entretenues et filles) in Frankreich.

Die anerkannten Buhlerinnen in Frankreich sind allemahl vor der Revolution von der guten Gesellschaft ausgeschlossen gewesen, und die gute Sitte hat die engeren Verbindungen mit ihnen nie gebilligt, sobald sie öffentlich zur Schau ausgestellet sind. Der sittenlose Umgang mit einer Frau, die sich nicht bezahlen läßt, kann geduldet werden, so lange der äußere Schein nichts Sittenloses zeigt; aber der nähere Umgang mit einer Person, von der es bekannt ist, daß sie ihre Gunst feil bietet, kann den Anstand nie ungekränkt lassen, weil er durch sich selbst schon auf sittenlose Begriffe führt.

Der allgemeine Charakter der Weiber aus dieser Classe lag in der Ueberzeugung, die das Publikum von ihnen hatte, daß sie ihren Unterhalt durch ihre Gefälligkeiten erwerben. Sie waren übrigens von sehr verschiedener Art. Einige unter ihnen verkauften diese nur einem Einzigen, und zwar auf Lebenszeit: oft ohne allen Eigennutz, und bloß gegen einen Ersatz für die Aufopferung, die sie dem Verbündeten mit ihrem Rufe und der Ausschließung von aller guten Gesellschaft brachten. Unter diesen waren Personen von guter Herkunft und Erziehung, die aber durch die gewählte Lebensart auf das Ansehn, das sonst diese Stücke gaben, Verzicht leisten mußten. Andere verkauften sich gleichfalls nur einem Einzigen,

nach mehreren anderen, und nur auf einige
Wieder andere beschränkten sich mit einer Mäßi
, welche Ehrgeiz, Laune, und Eigennutz vor
ben, auf vorübergehende Gefälligkeiten gegen
hme, liebenswürdige, talentvolle oder reiche
ner. Derjenigen, welche ihre Gunst für jeden
hatten, der den gesetzten Preis bezahlte, war
größere Menge; und endlich bestand die größte
hl aus solchen, die nicht bloß aufgefordert gaben,
ern sogar die Gelegenheit aufsuchten, mit ihren
en einen kärglichen Wucher zu treiben.

Alle diese Weiber, von derjenigen an, welche die
ste Nachsicht verdient, bis zu dem Auswurf des
blechts herunter, unterschieden sich von ähnlichen
dern in andern Ländern durch die Gabe, den
sten sinnlichen Genuß durch Geschwätz und andere
ste der Unterhaltung zu erhöhen, und durch eine
sse Aufmerksamkeit auf ihr Betragen, vermöge
sie, selbst bey der sittenlosesten Aufführung, einer
gen Erniedrigung vorbeugten, und dadurch das
gnügen noch zu würzen wußten. Die vornehmes
Buhlerinnen, (les filles hupées) strebten sogar
Anstande vornehmer Damen nach, suchten Män
, die durch gesellige Liebenswürdigkeit, oder als
nstler ausgezeichnet waren, in ihre Gesellschaft zu
en, und legten in ihren Häusern einen Luxus
, der den Künsten Beschäftigung, und der feines
Sinnlichkeit einen ausgesuchten und seltenen Ge
verschaffte. Einige von ihnen waren durch einen
z berühmt, der selbst in der guten Gesellschaft
derhohlt, überall und selbst bis zu den spätesten
ten hin Stoff zur Unterhaltung geben wird.

Dennoch bin ich durch eine oberflächliche eigene Erfahrung, und durch das Zeugniß solcher Männer, die lange in den Zirkeln der berühmtesten Weiber dieser Art gelebt haben, überzeugt worden, daß eine große Abstumpfung der Empfindungen, ich will nicht sagen der Sittlichkeit, sondern nur des Anstandes und der Urbanität, dazu gehört haben muß, um sich im engeren Umgange mit diesen französischen Hetären auf die Dauer zu gefallen. Mitten durch ihr Bestreben, den feineren Ton der großen Welt anzunehmen, brachen bäurische Ausgelassenheit und zwangvolle Verlegenheit allenthalben durch. Schmutzige, ungezogene Scherze, die sogar die Würze der Zweideutigkeit verschmähten: Stellungen und Geberden, welche die ekelhaftesten Ideen erweckten, und überhaupt ein Ton von offenbarer Vertraulichkeit, der die geheimere ahnen ließ, die kurz vorher eingetreten war, oder gleich darauf eintreten sollte: ein Ton, der es laut verkündigte, daß hier für Geld alles zu haben, alles erlaubt sey; hoben in den Augen des Mannes von Gefühl die Reize einer minder unterhaltenden, aber sittsamen Gesellschaft bey der geringsten unter den ehrliebenden Frauen. Und wie leer von innerem Gehalte war zugleich die Unterredung mit diesen Weibern! Wie so ganz auf das Bedürfniß vornehmer und reicher Weltleute berechnet, die entweder, an Geistesbildung vernachlässigt, ein jedes Geschwätz als eine Zugabe zu der Befriedigung des materiellen Hauptzwecks betrachten, oder absichtlich Gesellschaften dieser Art aufsuchen, um sich von der kleinen, aber für sie immer erschöpfenden, Anstrengung zu erholen, in der bessern Gesellschaft zu

nzen! „Warum leben Sie zwiſchen dieſen Perſo-
?“ fragte ich einen Mann von vielen geſelligen
lenten. „Weil mein Geiſt hier im Schlafrocke fern
n!“ war die Antwort.

Sechſtes Kapitel.

enkungsart einiger franzöſiſchen Philoſophen, und ſonders Rouſſeau's, über Geſchlechtsverbindung und Liebe.

Die herrſchende Denkungsart der guten Geſell-
haft unter einer Nation hat immer einigen Einfluß
af die Grundſätze der Selbſtdenker. Keiner der
anzöſiſchen Philoſophen hat ſich von dieſem Einfluſſe
Rückſicht ſeiner Ideen über Geſchlechtsverbindung
nd Liebe frey erhalten, ſelbſt da nicht, wo die herr-
chenden Grundſätze gemißbilligt werden. Alle ſehen
ie engeren Verhältniſſe zwiſchen beyden Geſchlechtern
ls die Wirkung eines verfeinerten Egoismus an.

Ein anonymiſcher Schriftſteller hat in einem Auf-
atze über Liebe und Eiferſucht einige obenher abge-
chöpfte, aber übrigens vernünftige Bemerkungen vor-
getragen. Er erklärt die Liebe für eine Zuſammen-
ſetzung des phyſiſchen Bedürfniſſes, an welches der
Schöpfer die Fortpflanzung der Gattung gebunden
hat, mit dem allgemeinen Zuge der moraliſchen Welt
zur Gründung einer engeren Geſellſchaft mit einer
beſtimmten Perſon. Das Glück der Häuslichkeit,
verbunden mit der Befriedigung körperlicher Triebe,

mithin bloß egoiſtiſche Gründe, ſollen uns zur Liebe einladen. *)

Helvetius hat in ſeinem Buche sur l'esprit, (einer Sammlung von Paradoxen und Anekdoten, deren Berichtigung nur darum ſchwer iſt, weil ſie zu weitläuftig werden würde, und beynahe jeden Perioden umfaſſen müßte,) die Freundſchaft geradezu für die Wirkung des gröbſten Eigennutzes, und die Liebe für den Trieb nach phyſiſchem Vergnügen erklärt. Leider! muß man ſagen, daß nach der Art, wie beydes unter dem großen Haufen in Frankreich getrieben wurde, viel Lokalwahres in dieſen Behauptungen liegt.

Rouſſeau wird der Plato unſers Jahrhunderts genannt. Möglich! Man ſagt, er ſagt es ſelbſt von ſich: er ſey der Liebendſte der Menſchen geweſen! Unmöglich!

Rouſſeau kannte den Rauſch der Sinne und der Imagination: er kannte den Trieb nach engerem traulichem Zuſammenleben mit der Gattin: hinreißende Stellen in ſeinen Schriften ſchildern den Einfluß der Geſchlechtsverbindung auf Seelenerhebung; aber — wahre Liebe und Zärtlichkeit hat er nie gekannt.

Rouſſeau's Lebensgeſchichte liefert eine Gallerie von Gemählden, worin alle verſchiedenen Wirkungen der Geſchlechtsſympathie, alle verſchiedenen Arten der Vereinigung mit Weibern, bis auf die einzige noch, die auf wahrer Liebe beruht, vorkommen. Aus ihr

*) Essays sur divers sujets interessans de Politique et de Morale 1761 ohne Druckort. T. I. Ess. 2. sur l'amour et la Jalousie.

nd zugleich ſeine Grundſätze über dieſen Punkt zu klären.

Er war in früheren Jahren Weib, der ganzen Reizbarkeit ſeines Körpers und ſeiner Seele nach, nd weit mehr dazu geſtimmt, leidend und einneh: end, als angreifend und vordringend Luſt oder Un: uſt zu empfinden. Gleich die erſte Regung ſeiner üſternheit unter den Händen der Mademoiſelle Lem: ercier gehört der Sinnlichkeit eines Mädchens, und icht der eines Knaben. Daher auch ſein Geſchmack n dem Gefühle, ſich verzärtelt zu wiſſen, mit dem anzen Anhange, den die Eitelkeit hinzufügt.

Dieſer Geſchmack lag bey der Neigung zum Grunde, ie er als Kind für die Demoiſelle Vulſon empfand: ingegen Regung körperlicher Triebe, und der Reiz er erſten Intrigue bey ſeinen Vertraulichkeiten mit er kleinen Goton. Rouſſeau nennt beyde Verhält: iſſe ſeiner Kinderjahre Liebe. Mit welchem Rechte, n welchem Widerſpruche mit ſeinen übrigen Grund: äzen, das wird die Folge lehren. Das Schoßhünd: hen kann ſchon dasjenige empfinden, was ihm Ma: emoiſelle Vulſon einflößte; und der kleine Affe, 'ami des Dames, kann gegen eine Behandlung, wie diejenige war, die er von der kleinen Goton erfuhr, gleichfalls empfindlich ſeyn.

Eitelkeit, Sucht zu glänzen, war es, die in frü: heren Jahren nur Damen und Demoiſellen ſeiner Aufmerkſamkeit werth machte, die ihm die Hoffnung gab, die Augen der Prinzeſſinnen am Turiner Hofe auf ſich zu ziehen, und ihm verliebte Neigungen zu allen Frauenzimmern einflößte, denen er ſich als Dienſtbothe oder als Zögling nahte. Wenn ſeine

Aufwartungen nicht angenommen wurden, so erkaltete sein Eifer, sie fortzusetzen. In den kleinen Roman, den er mit Madame Bazile spielte, und den schon mehr als ein Page gegen seine Königin gespielt hat, mischte sich der Stolz, ein Herz auf eine feine Weise zu erobern. Aber wie wenig dieser vorübergehende Affekt auf Rechnung der Liebe zu setzen sey, das beweiset schon der Umstand, daß er während seines ferneren Aufenthalts an dem nehmlichen Orte mit ihr, sie sobald für andere Weiber vergaß.

Rousseau's Verhältniß mit Madame de Warens verdient eine besondere Beleuchtung. Es würde uns viel erklärbarer seyn, wenn die Schilderung, die er uns von ihr geliefert hat, treuer wäre. Aber wir finden hier Züge zusammengestellt, die nach aller Erfahrung nicht zusammen gehören. Das Bild kann nicht ähnlich seyn: es ist verzeichnet; die Verhältnisse sind nicht in der Natur.

Madame de Warens soll nach R. wenig körperliche Geschlechtssympathie gehabt haben. Allein es kommt auf die Maße an, womit er mißt. Immerhin mag ihre Schwäche von dieser Seite nicht bis zur höchsten Ausgelassenheit gegangen seyn; aber warmes Blut hatte sie unstreitig, und zwar so gut als eine. Die übrigen Eigenschaften ihres Charakters scheinen es zu beweisen. Jene sorglose Gutherzigkeit und Weichheit, jener Leichtsinn in allen ihren Handlungen, jene Leichtgläubigkeit, mit der sie jedem Abenteurer folgte, jene Blindheit in der Verfolgung thörichter Projekte; — alles dieß bürgt für die Richtigkeit meiner Behauptung, da es nicht allein oft den galanten Frauen angetroffen wird, sondern auch

e jenem warmen Temperamente ein beynahe unzer-
rnnliches Ganze ausmacht. Noch mehr aber beweiſt
ihre Aufführung. Sie liefert ſich mehreren Lieb-
abern, und endlich ſogar ihren Dienſtbothen nach
er Reihe in die Arme. Rouſſeau behauptet, dieß
o ein bloßer Fehler ihres Verſtandes geweſen: ſie
abe die Sache ſelbſt für ganz gleichgültig gehalten,
nd aus dem Grunde, weil die Männer einen ſo
roßen Werth darauf legten, ſie als ein Mittel ge-
raucht, diejenigen, die ihr angehörten, ſich deſto
nger zu verbinden. Wer wird, wer kann dieß glau-
en, da R. ſelbſt denjenigen für einen Dummkopf
ält, der ähnlichen Verſicherungen trauet! *)

Sicherer geht man, wenn man der Frau von
Warens ſehr wenig Anlagen zur zärtlichen und lei-
denſchaftlichen Anhänglichkeit, und zugleich ſehr grobe
Grundſätze über den Werth des unneunbaren Genuſ-
ſes beylegt. Dieſer wird dann zum ſinnlichen Be-
dürfniſſe, oder zu einem Vergnügen, woran Seele
und Herz keinen, oder ſehr geringen Antheil nahmen.
Weiber, die ſich viel mit Wiſſenſchaften, Geſchäften,
Experimenten und Künſten abgeben, welche eigentlich
außer dem Kreiſe ihres Geſchlechts liegen, kommen
ſehr leicht zu dieſer Denkungsart. Ihre Seele iſt,
wie ſie glauben, zu etwas Wichtigerem beſtimmt, als
der Leidenſchaft der Liebe zu huldigen, und ſie ſuchen

s) Man vergl. eine Note im 5ten Buche des Emil: Je sais, que les femmes, qui ont ouvertement pris leur parti sur un certain point, prétendent bien se faire valoir de cette franchise, et parent, qu'a cela près il n'y a rien d'répréhensible, qu'on ne trouve en elles. Mais je sais bien aussi, qu'elles n'ont jamais persuadé cela qu'a des Sots.

der Störung, die ſie durch Bekämpfung körperlicher Begierden erfahren würde, durch die leichte Art auszuweichen, mit der ſie ihre Befriedigung behandeln. Darum legen ſie auch auf die Untreue, welche ſie gegen ihren Liebhaber begehen, einen ſehr geringen Werth. Als Rouſſeau ſich über eine ſolche von Seiten der Madame de Warens beklagte, und verſicherte, ſie würde ihn das Leben koſten, ſo antwortete dieſe: davon ſtürbe man nicht, er ſey ein Kindskopf, darauf ſo viele Wichtigkeit zu legen. Mit dieſer Denkungsart beſteht übrigens ein weicher, mit dem Wohl und dem Leiden anderer Menſchen ſympathiſirender Charakter ſehr gut. Sie ſchließt ſogar ein gewiſſes Gefühl von Anſtand und Stolz nicht aus. Madame de Warens, die ſich ihren Bedienten um geringen Preis gab, nahm es doch ſehr übel, als der Abentheurer Venture einen zu freyen Ton in ihrer Gegenwart annahm.

Weil aber ſolche Frauen in dem unnennbaren Genuſſe gerade nur ſinnliches Vergnügen von der vorübergehendſten und gröbſten Art ſuchen; ſo ſind ſie auch über die Art, wie ſie dieſes finden, weniger gleichgültig als zärtlichere Seelen. Und ſo kann man es erklären, wie N. nicht in den Fall kam, über die Lüſternheit der Warens ein vollgültiges Urtheil zu fällen. Er für ſeine Perſon ſcheint ſie weder jemahls ſehr rege gemacht, noch ſehr befriedigt zu haben. Als er zu ihr kam, war er das, was man im Deutſchen nicht gut ausdrücken mag, ein Nigaud. Sie war vor der Hand mit Claude Anet von einer gewiſſen Seite verſorgt, und ſie litt unſern N., weil ſie gutherzig und ſorglos war: weil es ſie beluſtigte,

weil es ihr ſchmeichelte, ihn an ſich hängen, ſich lieben zu ſehen, ohne daß der Knabe wußte, wie und warum?

Leidenſchaftl.[he] Liebe hat ſie nie für ihn empfunden. Wie hätte ſie ſonſt ihn fortſchicken, und gerade dieſe Zeit nutzen können, ſich zu entfernen, ohne ihm die geringſte Nachricht von ihrem Aufenthalte zu geben. Wie hätte ſie ihn zum zweyten Mahle, nachdem ſie ihm bereits den Beſitz ihrer Perſon eingeräumt hatte, fortſenden, und ſich unterdeſſen einem andern ergeben können! Es iſt vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß ſie des Jünglings, den ſie ſich unvorſichtiger Weiſe aufgehalſet hatte, gern mit guter Manier wieder los geweſen wäre.

Dieß zum Voraus, ehe wir zur näheren Beleuchtung der Art von Neigung übergehen, die er, Rouſſeau, für Madame de Warens empfand. Das, was er darüber ſagt, iſt eben ſo unzuverläſſig, als die Schilderung ihres Charakters.

Der erſte Augenblick, worin er Madame de Warens ſah, iſt, ſeiner Behauptung zu Folge, der einzige geweſen, worin er eine leidenſchaftliche Bewegung für ſie empfunden hat. Dieß iſt falſch, wie wir gleich ſehen werden. Aber gewiß iſt es, dasjenige, was er in dieſem Augenblicke empfand, war nicht Liebe. Es war Verwunderung, untermiſcht mit Eitelkeit und geheimer Neigung der Sinnlichkeit. Er hatte ſich die Wohlthäterin, an die man ihn gewieſen hatte, als ein altes, grämliches, einzeſchrumpftes Mütterchen gedacht, und er fand eine junge Dame, die ihn mit Freundlichkeit und einer gewiſſen Art von Achtung aufnahm. Die Empfindung, welche ſie ihm

einflöße, war nicht von langer Dauer. Nie ſie ihm Ausſichten zu ſeinem weiteren Fortkommen in Turin eröffnete; wie gern verließ er ſie: wie bald war ſie über andere Weiber dort vergeſſen!

Nach ſeiner Wiederkunft geriet er wirklich in eine Art von leidenſchaftlicher Spannung, welche zu intereſſant zu meinem Zwecke iſt, als daß ich ſie nicht etwas näher auseinander ſetzen ſollte:

„Dasjenige, was ich für Madame de Warens empfand, ſagt er, war nicht Liebe. Wer nur dieſe fühlt, empfindet noch nicht den ſüßeſten Genuß des Lebens! Ich kenne ein anderes Gefühl, das vielleicht weniger heftig, aber tauſendmahl köſtlicher, oft mit der Liebe verbunden, und oft davon getrennt iſt. Dieß Gefühl iſt nicht bloße Freundſchaft: es iſt wollüſtiger, zärtlicher. Ich glaube nicht, daß es eine Perſon unſers Geſchlechts uns einflößen könne!“

Rouſſeau geſteht ſelbſt, dieß ſey nicht klar; aber in der Folge, wenn er die Wirkungen dieſer Liebe beſchreiben würde, werde es deutlicher werden. Wir müſſen alſo die Wirkungen kurz anführen.

Er behauptet bey der Vergleichung ſeines nachherigen Aufenthalts bey Madame de Warens zu Chambery mit dem früheren zu Annecy, er ſey an dem letzten Orte in einer wollüſtigen Trunkenheit geweſen. Und ſo war er wirklich. Bey den kleinſten Abweſenheiten von ihr, bey jeder Störung in dem unbefangenen Zuſammenſeyn mit ihr, geriet er in die lebhafteſte Unruhe, fühlte das heftigſte Nachſehnen nach ihr hin, eine unbeſtimmte Traurigkeit, und den lebhafteſten Vereinigungstrieb mit allem, was der Freundin nur von fern angehörte.

Wer erkennt hierin nicht jene Lüsternheit der Seele,
ich schon oft berührt habe, bey der die Lüsternheit
Körpers unstreitig mit wirksam ist, aber ohne daß
sie sich durch gröbere Symptome und deutliche,
stimmte Begierden ankündigt! Diese Lüsternheit, ver-
bt mit dem Geschmack am traulichem Zusammenleben,
d an der Verzärtelung einer an Einsicht, Jahren
d Stande über den Jüngling erhabenen Frau,
klärt das ganze Räthsel. Rousseau hat hier leiden-
aft empfunden. Aber freylich, keine Herzensliebe!
war Begeisterung, Rausch der Imagination, der
ld verschwand, und sich von einem ähnlichen späteren
stande, in den ihn Madame d' H. versetzte, dadurch
terschied, daß in dem letzten Falle der Aufruhr der
ysischen Lüsternheit in deutliche Begierde nach Körper-
reinigung überging, der in dem ersten nur seine
densgeister überhaupt erhöht hatte.

Warum aber verhallete diese leidenschaftliche Stim-
ung so bald? Weil die Frau von Warens die Sache
natürlich, zu gleichgültig, zu tändelnd nahm. Sie
tte dieser Leidenschaft nur Schwierigkeiten in den
eg legen mögen, oder sie wichtig behandeln können;
würde zu einer dauernderen Flamme Nahrung gege-
n haben. Aber sie betrachtete ihn als ein Kind,
nd seine Neigung als eine Kinderey. Rousseau ward
ld zur Vernunft zurückgebracht, und eine Abwesen-
it that das Uebrige.

Jene arglose, unbefangene, tändelnde Behandlung,
elche Rousseau von Madame de Warens erfuhr, ver-
unden mit dem Respekt, worin sie ihn demungeachtet
halten wußte, schlug nun zugleich seine Begierden
ach dem unnennbaren Genusse um so mehr nieder, als

er die sonderbarsten Begriffe von diesem hatte, und längst gewohnt war, mehr durch Bilder der Imagination, als durch sinnliche Eindrücke in körperliche Bewegungen einer gewissen Art zu gerathen.

Es ist aber auch sehr zu zweifeln, ob die Frau von Warens gerade diejenigen Reitze besessen oder genutzt habe, welche stark auf die gröberen Sinne wirken. Schon die sorgfältige Verhüllung gewisser Theile, welche sonst die Lüsternheit am leichtesten aufrühren, ist bey dem Neuling von grosser Wichtigkeit. Und dann ihre Kränklichkeit in dem Grade, nicht einmahl den Geruch der Speisen vertragen zu können, die ekelhafte Beschäftigung mit ihren Quacksalbereyen; — kurz! gewisse Eigenheiten an ihr müssen, den Annehmlichkeiten ihrer Person unbeschadet, die Begierden der Männer niedergeschlagen haben. Eine sehr gewöhnliche Erfahrung bey sonst schönen, aber durch Mangel an Gesundheit, durch die Art der Beschäftigung, Wahl der Kleidung, und Vernachlässigung der Reinlichkeit zurückstoßenden Weibern! Unmöglich hätte auch sonst Claude Anet den Besitz ihrer Person so ruhig mit Rousseau in der Folge theilen, unmöglich hätte Winzenried sich durch die Reitze einer alten häßlichen Kammerjungfer so leicht zur Untreue gegen sie verleiten lassen können; unmöglich würde sonst Rousseau selbst den Genuß, den er späterhin bey einer älternden Frau fand, demjenigen, den ihm Madame de Warens gegeben hatte, vorgezogen haben.

Fünf Jahre nach der kurzen Aufwallung von Leidenschaft, die R. für Madame de Warens empfunden hatte, räumte sie ihm den Besitz ihres Körpers ein, zu einer Zeit, als er für sie gewiß nichts als kalte

hänglichkeit empfand. Warum erſt jetzt? Aus Phan-
ie, aus gereizter Eitelkeit und Mißgunſt. R. war
ſer geworden; die Weiber zu Chambery fingen an
zu bemerken, und ein Frauenzimmer beſonders ſchien
Bemühung auf ſich nehmen zu wollen, ihn völlig
g zu machen. Dieß Vorrecht ließ ſich die Warens
ht nehmen. Man hätte glauben ſollen, daß dieſe
unſt ihn wieder ſtärker an ſeine Wohlthäterin geknüpft
ben würde; denn es iſt eine ziemlich allgemeine Erfah-
ng, daß Neulinge für das Frauenzimmer, daß ſie
dieſem Punkte zuerſt aufklärt, wenigſtens etwas der
idenſchaft Aehnliches empfinden. Allein dieß war
y R. nicht der Fall; und zwar ganz natürlich. Bey
Madame de Warens war es, wie geſagt, bloß Sache
er Eitelkeit und der Mißgunſt, allenfalls der Phan-
aſie, den Neuling zuerſt zu haben. Sie genoß alſo
anz egoiſtiſch, und unbekümmert um die Entzückung,
n welche ſie den Jüngling ſetzen würde. Ja! da ſie
he Vergnügen ſogar vorzüglich in einer Vorſtellung
uchte, welche er gar nicht theilen konnte, ſo erhielt
r nicht einmahl den Genuß, den ſonſt das Gefühl,
Vergnügen in einem hohen Grade zu geben, hervor-
ringt. Sie nahm, und gab nichts, und noch dazu
uf eine Art, woraus allenthalben die Sorge hervor
ſcheint, ſich von ihrem Anſehn bey ihm nichts zu ver-
geben. R. hatte die Vereinigung nicht gewünſcht: ſie
ward ihm aufgedrungen, und zwar als Sache der
Vernunft, als ein Mittel, ſich vor gröberen Ausſchweif-
ſungen zu bewahren, mit allen pedantiſchen Vorbereit-
tungen einer Tugendübung. Der Antrag war mehr
dazu gemacht, ſeine Phantaſie zu ſchrecken, und ſeine
Eitelkeit zu beleidigen, als ihn mit wollüſtigen Bildern

anzufüllen. Es war eine Pflicht, die ihm aufgelegt, es war kein Vergnügen, nach dem er lüstern gemacht wurde. Auch verfehlte Madame de Warens das Wesentliche ihrer Absicht; sie lehrte ihn nur die Form des höchsten sinnlichen Vergnügens kennen; ihn das wahre Gefühl desselben zu geben, war späterhin der Madame de Larnage vorbehalten, und genau genommen ist es diese, welche zuerst den Neuling in die Mysterien der Wollust eingeführet hat.

Ohnehin war R. damahls durch seine schönen Schülerinnen in Chambery zu sehr zerstreut, seine Eitelkeit fand bey ihnen zu viel Nahrung, als daß er einen Genuß, den er außerdem mit Claude Anet theilte, sehr hoch hätte schätzen können. Fünf Jahre früher würde er einen ganz andern Eindruck auf ihn gemacht haben.

In der Folge kam R. gegen Madame de Warens in diejenige Stimmung, welche er im Emil l'affection naturelle de l'homme pour sa compagne nennt. Er lebte ganz behaglich mit ihr im Genuß ihrer wechselseitigen Vertraulichkeit. Leidenschaftlich war dieß Verhältniß durchaus nicht, und man darf sagen, es war nicht einmahl zärtlich. Wie kalt sind die Briefe, die er nach einer kurzen Abwesenheit von Besançon an sie schrieb! Er will nur dann zu ihr wiederkehren, wenn er sicher seyn kann, in der Stadt Chambery eine gute Aufnahme zu finden.

Seine Unzufriedenheit nach seiner Zurückkunft enthält eine Menge von Beweisen, daß der Umgang mit seiner Freundin ihn vor der Furcht einer bedrängten ökonomischen Lage nicht bewahren, und für die Versagungen seines Ehrgeitzes nicht schadlos halten konnte,

und seine nachherige Reise nach Montpellier steht nun gar mit aller Zärtlichkeit im offenbarsten Widerspruche.

Daß er sich von einer älternden koquetten Frau zur Untreue verleiten ließ, läßt sich entschuldigen. Aber daß ihn diese Schwäche nicht gereuete, daß er mit der größten Ruhe genoß, sich dergestalt in Wollust berauschte, daß er seiner bisherigen Wohlthäterin, wie er selbst sagt, völlig vergaß, die Verbindung fortzusetzen dachte, die Unterstützung an Gelde, die ihm Madame de Larnage (so hieß die galante Dame,) darbot, aus Eitelkeit ausschlug, und von Madame de Warens, deren bedrängte Umstände er kannte, Geld zur Fortsetzung dieses Verhältnisses fordern mochte; dieß alles ist mit Zärtlichkeit unvereinbar.

R. lernte hier zuerst die Freuden der —— kasciviität kennen: Körperliches Vergnügen, vereint mit dem eitlen Gefühle, es theilen zu sehen, und es zu geben. Die Beschreibung, die er von seinem Zustande macht, ist sehr richtig: „Wenn das, was ich für sie empfand, keine Liebe war, sagt er, so war es wenigstens eine Empfindung, die ihr sehr nahe kam. Ich war so zärtlich dankbar für die Liebe, die sie mir bezeugte, meine Sinnlichkeit war so brennend in dem Augenblicke des Vergnügens selbst, es herrschte eine so süße Vertraulichkeit in unsern Unterhaltungen, daß dieß Verhältniß alle Reize der Leidenschaft, und nichts von der Raseren mit sich führte, welche den Kopf verdreht, und uns unfähig macht zum Genusse. Bey Madame de Larnage war ich stolz, mich als Mann und zugleich glücklich zu fühlen. Ich überließ mich meiner Sinnlichkeit mit Freude und Vertrauen. Ich theilte den Eindruck, den ich auf die ihrige machte. Ich hatte

mich genug in meiner Gewalt, um meinen Triumpf mit eben so vieler Eitelkeit als Wollust zu betrachten, und für diese letzte doppelte Reitze herzunehmen." — „So, fährt er fort, berauschte ich mich mit dem süßesten Vergnügen. Ich genoß es rein, lebhaft, ohne Mischung von Leiden. Es ist das erste und das einzige, was ich genossen habe, und ich kann sagen, daß ich es Madame de Larnage schuldig bin, nicht ohne Kenntniß desselben gestorben zu seyn!"

Welch ein Beweis, daß N. nie die Freuden kennen gelernt hat, welche selbst auf diesem Wege das Herz bereitet! Wie gesagt, was er kennen lernte, war nur Lascivität, war nur Genuß einer damit genau verbundenen Eitelkeit, Mann für ein Weib von heftigen Begierden zu seyn. Aber ach! welch' eine ganz andre Wollust, für das einzige Weib in der Welt der einzige Mann, der einzige Geber solcher Freuden zu seyn, deren höchster Genuß in der Empfindung der genauesten Vereinigung liegt, zu der Menschen gelangen können!

Ich übergehe billig die vorübergehenden Anwandlungen von Enthusiaemus, Eitelkeit und Sinnlichkeit, die N. schon früher für die Mädchen im Schlosse Toune empfunden hatte, und die ihn nachher noch für eine Madame de Mably, Demoiselle de Serre, Juliette, und Madame Dupin anwandelten. Das alles ist sehr interessant in der Art, wie er es in der Folge vermöge seiner schöpferischen Phantasie ausgemahlt und dargestellt hat, aber unter die Fackel der Menschenkenntniß gebracht, von sehr geringem inneren Gehalte. Die Liebeserklärung, die er der Demoiselle de Serre schrieb, und die wir noch haben, ist ein so weitschweifiges Romanengeschwätz, ein Produkt, woran das Herz, und sogar

die Begeiſterung ſo wenig Antheil haben, daß es unbegreiflich ſeyn würde, wie der Verfaſſer der neuen Heloiſe ſo hätte ſchreiben können, wenn wir nicht billig vorausſetzen müßten, daß Eitelkeit allein ihm dabey die Feder angeführet habe.

Jetzt verbindet ſich N. mit Thereſen, und dieſe Verbindung wird zur dauernden Anhänglichkeit.

Er behauptet, nie Leidenſchaft für ſie empfunden zu haben; und dieß iſt in einer gewiſſen Rückſicht wahr. Er nahm ſie aus Bedürfniß, um traulich mit einem weiblichen Geſchöpfe zuſammen zu leben, und den Gefahren gröberer Ausſchweifungen, wozu ihn ſein Temperament hätte verführen können, auszuweichen. Seine Abſicht war gar nicht, ſich mit ihr auf die Länge zu verbinden. Er behielt ſie in der Folge bey aus Gewohnheit, und weil er fühlte, daß dieſe Häuslichkeit ihm zur Verfolgung ſeiner litterariſchen Plane nützlich wurde. Es war die Neigung des Mannes zur Gehülfin und Gefährtin ſeines Lebens, die N. an Thereſen fand.

So ſehr alſo dieſe Verbindung auf Eigennutz beruhte, und weder durch Ideale, noch durch Eitelkeit, oder gehemmte Begierde einen hohen Schwung von Begeiſterung erhielt; ſo gerieth er doch dabey Anfangs in eine geſpanntere Stimmung, die von allem demjenigen, was N. unternahm, nicht zu trennen war. Er fühlte mit jedem Tage mehr, wie ſehr ſie und er für einander gemacht waren. Die geringſten häuslichen Freuden wurden durch den Reiz ihrer Vertraulichkeit gehoben. Es iſt gewiß, daß N. hier der Zärtlichkeit näher als jemahls ſtand.

Aber Thereſe war, das einzige abgerechnet, daß ſie ſich in ihn zu ſchicken, und die Qualen der Einſamkeit ihm zu verſüßen wußte, übrigens ein höchſt unbedeutendes Geſchöpf. Und ſo konnte keine Achtung für ihren ſelbſtändigen Werth in ihm entſtehen. Er ließ ſie an ſeinen Schickſalen Theil nehmen, weil er ihrer Geſellſchaft nicht entbehren konnte, um ſich zufrieden zu fühlen. Der Wunſch, ihr Wohl zu befördern, kam nur in untergeordneter Maße dabey in Betrachtung. Wo ihr Glück mit dem ſeinigen kollidierte, da ward das erſte ohne Bedenken aufgeopfert. Wie hätte er ſonſt ihre Kinder wider ihren Willen, und ihrer Thränen ungeachtet, ins Findelhaus ſchicken mögen! Wie hätte er die Penſion des Königs anſchlagen können, die ihre häusliche Lage verbeſſert haben würde, bloß um ſeinem Stolze und ſeiner Begierde nach Unabhängigkeit Nahrung zu geben! Wie hätte er ihren kranken Vater ins Hoſpital ſenden, und ihr dadurch den Gram bereiten können, den Greis entfernt von ſeiner Tochter, beraubt ihrer Hülfleiſtung und ihres Troſtes, ſterben zu ſehen!

Nichts bleibt alſo ſicherer, als daß nicht Thereſens Perſon, ſondern ſein Verhältniß zu ihr ihm theuer war. Hundert andere Weiber des nehmlichen Charakters hätten ſie erſetzen können: ſo deutet er es ſelbſt an.

Aber einmahl hat Rouſſeau doch geliebt. Wenigſtens ſagt er es. Wir werden ſehen, was an dieſer Behauptung Wahres iſt.

Rouſſeau's frühere Eitelkeit hatte ſich in ſpäteren Jahren in geiſtigen Stolz verwandelt. Das Wahre, Gute, und Schöne, rührte ihn darum ſo ſtark, weil

es ihn vor seinem eigenen Augen erhob, es so stark fühlen und darstellen zu können. Er opferte diesem Bewußtseyn alle Triebe eines niedrigen Egoismus auf, und gerieth wirklich durch Selbstdünkel und Ehrgeiz in jene leidenschaftliche Stimmung, welche er selbst so treffend la folie de la vertu nennt. Aber diese Schwärmerey dauerte nur so lange, als er sich in Paris unter Menschen befand, in deren Gesellschaft er sich auszeichnete. Auf dem Lande, wohin er sich nachher begab, ward er ein Mensch, wie andere, und noch dazu wie einer von jenen Weichgeschaffenen, zu deren Klasse er seiner ursprünglichen Anlage nach gehörte. Aber dieser Zustand ward ihm unerträglich. Er suchte nach einem andern, worin er wenigstens den Vorzug, durch die Idee des Außerordentlichen gespannt zu werden, wieder erlangen könnte. Aeußere Verhältnisse traten hinzu. Der Reitz der schönen Natur, die ihn umgab, und ihn zur Zärtlichkeit einlud: die Langeweile, die er bey Theresen empfand, bey der er sich zwar von einem gespannten Zustande, den er anderwärts herhohlte, ausruhen, die ihn aber nicht darein versetzen konnte. Gerade die Verfaßung von dieser Seite scheint ihn auf die Spur eines bessern Ausweges geleitet zu haben. Er fiel darauf, daß ihm in Rücksicht der Liebe noch etwas fehle, um alle die gespannten Lagen durchgemacht zu haben, in welche eine reitzbare Phantaße, verbunden mit feiner Sinnlichkeit und Anlagen zu sympathetischen Empfindungen, uns versetzen könne, und daß gerade dieß auch wieder das wirksamste Mittel seyn würde, den Begriff, den er sich von seinem außerordentlichen Charakter machen wollte, zu vollenden, und die Menge selbst in seiner Einsam-

keit zu intereſſieren. Denn an dem Intereſſe für ſeine Perſon lag ihm vielleicht noch mehr, als an dem für ſeine Schriften. Beydes ließ ſich aber mit einander vereinigen; ja! beydes konnte ſich wechſelſeitig unterſtützen. Er mußte einen Roman von der Liebe ſchreiben, und dieſer Roman mußte einen Mann zeigen, der ſo zu lieben verſtand, wie kein anderer. Bey dieſer Bemühung würde er ſich ſelbſt, vermöge ſeiner Imagination, in eine leidenſchaftliche Stimmung verſetzen, und man würde ihm die Gefühle beylegen, die in ſeinem Buche vorkämen, und noch mehr, ſogar die Begebenheiten.

Daß ich R. hierin gar nicht Unrecht thue, beweiſet die ganze Art, wie er ſelbſt die Entſtehung ſeiner Heloyſe angiebt. „Zuerſt fühlte ich, daß mir noch etwas zur Ausfüllung meiner Beſtimmung fehlte, daß ich begabt mit ſo entzündbaren Sinnen, mit einem Herzen, ſo zur Liebe geformt, noch nie eine Leidenſchaft für einen beſtimmten Gegenſtand empfunden hätte. Ich wollte nicht ſterben, ohne das erſte Bedürfniß meines Lebens befriedigt, ohne geliebt zu haben.“

Aber Liebe von der gewöhnlichen Art, die würde ihn nicht befriedigt haben. Er ſchuf ſich alſo ein imaginäres Weſen, und verliebte ſich in dieß. Verhältniſſe, unter denen er ſich mit ihm vereinigen konnte, mußte er gleichfalls haben, und ſo entſtand ein Roman: zuerſt in ſeinem Kopfe, dann auf dem Papier, dann in der Abſicht ihn ins Publikum gehen zu laſſen, endlich verbunden mit dem Zweck, die Vermuthung zu erwecken, daß ihm ſelbſt die darin dargeſtellten Begebenheiten wiederfahren wären. Mithin ſetzte er auf das Titelblatt der erſten Ausgabe ſeiner neuen Heloyſe folgende zwey Verſe aus dem Petrarka.

„Die Welt kannte ſie nicht während ihres Lebens; aber ich kannte ſie, ich, der zurückblieb, um ſie zu beweinen.“ Er fügte auch eine Vorrede hinzu, worin er eine ſo zwendeutige Sprache über die Wahrheit der Geſchichte führte, daß ſie die Vermuthung nur beſtätigte, daß dieſer Roman eine verſchönerte Erzählung der eigenen Schickſale ſeines Herzens ſey.

Alles dieß verſetzte ihn in eine der Liebe ähnliche Spannung. Er war begeiſtert: er war es in der ſchmelzenden Art, welche der Liebe eigen iſt. Während dieſer Stimmung erſchien eine Dame, die er vorher mit Gleichgültigkeit geſehen hatte. Sie erſchien aber jetzt zu zweyen Mahlen unter etwas ungewöhnlichen Verhältniſſen und Aufzügen. Sie entflammte ſeine Imagination; ſie machte ihn zum Vertrauten ihrer Liebe für St. Lambert; er hörte vielleicht zum erſten Mahle in ſeinem Leben den Ausdruck eines wahrhaft gerührten Herzens; — — und Rouſſeau ſetzte Madame d' Houvetot an die Stelle ſeiner Julie, legte ihr alle Reitze ſeines Traumbildes bey, und liebte nun das lebendige Weſen.

Billig fragt man: war denn dieß Liebe des Herzens: Zärtliche, dauernde Anhänglichlichkeit an der Perſon der Madame d' Houvetot? R. weiß ſich dieß ſelbſt nicht recht zu erklären. Seine Sinne waren in Aufruhr; ſeine Begeiſterung war aufs Höchſte geſtiegen. Er ſtrebte nach ihrer Gegenwart, nach ihrer unſchuldigen Umarmung, nach der Unterredung mit ihr, auf eine ſo leidenſchaftliche Art, daß ſelbſt ſein Körper aufs Höchſte dadurch angegriffen wurde. Und dennoch liebte Madame d' Houvetot einen Andern, und er war es zufrieden. Er verlangte nichts von ihr, als daß ſie

ſich lieben laſſen möchte. Er fand es eben ſo ſüß, der Vertraute, als der Gegenſtand ihrer Liebe zu ſeyn. Nie betrachtete er ihren Liebhaber als ſeinen Nebenbuhler, ſondern nur als ſeinen Freund. „Man wird ſagen, ſetzt R. hinzu, auch das war nicht Liebe. Wohl, ſagt er, ſo war es mehr!“

Mehr und weniger kann man antworten! Es war allerdings Leidenſchaft; aber war es liebende Leidenſchaft? War es ihm zur Natur, zum Charakter geworden, das Wohl der Madame d' Houvetot, ſchon für ſich betrachtet, als unentbehrlich zu dem ſeinigen anzuſehen? Nein! Von allem dieſen war es nichts. Es war Wuth, Wahnſinn, wenn man will, das Bild, das in ſeiner Seele lag, realiſiert zu ſehen, und den einſeitigen Genuß, den er von dieſem nahm, möglichſt zu verſinnlichen. So haben oft Wollüſtlinge, welche gröbere Begierden bey einem beſtimmten Gegenſtande nicht befriedigen konnten, feile Dirnen umarmt, indem ſie ſich das Bild der nicht erreichbaren Geliebten darunter dachten.

Rouſſeau ſagt: „wenn ſchon nicht getheilte Liebe ſo glücklich macht, welche Freuden muß nicht Gegenliebe geben!“ Schwerlich würde dieſe ihm wahre Freuden gewährt haben. Eben der Umſtand, daß er liebte, ohne wieder geliebt zu werden, gab dem Verhältniſſe den höchſten Reitz; er machte das Ungewöhnliche, Außerordentliche aus, was er in allen ſeinen Schickſalen, Geſinnungen und Handlungen ſuchte: er gab ihm die Spannung, die Aufforderung zum Streben nach der Ueberzeugung, daß er hätte geliebt werden können, wenn das Herz der Madame d' Houvetot nicht vorher eingenommen geweſen wäre; eine Ueber-

zeugung, woran ihm in seinem Alter vielleicht eben so viel, und vielleicht mehr lag, als an dem Besitz eines Herzens. O gewiß! wäre er wieder geliebt worden, sein Streben hätte aufgehört, seine Imagination wäre erkaltet, alles wäre natürlich geworden, und er hätte sich wieder in dem Falle befunden, worin er schon so oft gewesen war, die Wirklichkeit unter der Vorstellung zu finden!

Diese Kenntniß des Charakters und der Schicksale Rousseau's wird uns der Entwickelung seiner Ideen über die Liebe näher bringen. Einzeln darf man seine Schriften nicht lesen, um den gehörigen Zusammenhang dazwischen herauszubringen. Da R. nie wahre Herzensliebe empfunden, und, so viel wir wissen, diese nie eingeflößt hat, so sind seine Begriffe von dieser Art der Liebe bloße Ahnungen, denen er ohnehin nicht mit Stätigkeit gefolgt ist.

In seinem Discours sur l'inégalité entre les hommes scheint er nur zwey Empfindungen zu kennen, welche das zärtere Geschlecht dem Manne einflößt: den körperlichen Vereinigungstrieb und die Eitelkeit, von demjenigen Individuo vorgezogen zu werden, das wir vor andern durch Schönheit und Verdienst ausgezeichnet sehen. Ja! im Grunde nimmt er nur eine Empfindung, nehmlich die physische an, welche durch Eitelkeit besonders modificiert wird, und die Seele mit ins Interesse zieht.

In seinem Emil bezieht er sich auf diese früher geäußerte Meynung, giebt ihr aber eine andere Deutung. Er unterscheidet hier die süße Gewohnheit des Zusammenlebens mit der Gattin, die er noch natürliche Liebe nennt, von der zügellosen Aufwallung der

Phantaſie, die den Mann mit chimäriſchen Reizen eines Gegenſtandes berauſcht, den er nicht mehr ſieht, wie er iſt. Die letzte Leidenſchaft, ſagt er, iſt nur darin von der Eitelkeit verſchieden, daß dieſe eine höchſt unbillige Neigung iſt, jene hingegen eben ſo viel giebt, als ſie verlangt, mithin höchſt billig iſt.

Nach dieſer Stelle zu urtheilen, die auch mit mehreren in ſeinen übrigen Schriften übereinkommt, hat er in ſpäteren Jahren zwey Arten der Liebe angenommen. Die eine beruht auf der Gewohnheit, mit einem Gegenſtande zu leben, der unſre körperlichen Begierden befriedigt, und uns im traulichen Zuſammenleben, in der Häuslichkeit, die ſtillen, ruhigen, aber ſüßen Freuden der Pflege und des Koſens bereitet: affection de l'homme pour sa compagne. — Die andere ſucht er in dem Aufruhre der Seelenlüſternheit, in der Begeiſterung. — Zu einem deutlichen Begriffe von der letzten ſcheint er erſt durch ſeine Verbindung mit Madame d' Houvetot gekommen zu ſeyn.

Aber offenbar giebt es doch noch eine andere Art der Liebe, welche ich vorher die Liebe des Herzens genannt habe, und auf die mehrere Stellen in der neuen Heloyſe hinweiſen. So ſagt Julie zu St Preux: „Ich weiß in Ihnen ſehr wohl die Gewalt des Herzens von dem Rauſche einer erhitzten Einbildungskraft zu unterſcheiden.“ *) So wird auch ganz richtig bemerkt, daß jene nur vorübergehend ſey, mit der Zerſtörung

6) Je sais fort bien distinguer en Vous l'empire, que le coeur a su prendre, du delire d'une imagination echauffée.

des Idols, und nach der gelungenen körperlichen Verbindung endige: daß sie einseitig genieße: daß hingegen diese ausdauernd sey unter allen Verhältnissen, und daß das Glück des Geliebten eigentlich den höchsten Genuß für den Liebenden ausmache. N. bemüht sich auch, die Helden dieses Romans so handeln zu lassen, als wenn ihr Herz gerührt, nicht bloß ihre Imagination erhitzt sey. Aber deutlich fühlt man demungeachtet, daß die Kenntniß, die er von dieser Liebe hatte, weniger Sache der Erfahrung als des Verstandes war: daß sie mehr auf Ahnungen und Bildern von anhaltender und gänzlicher Hingebung beruhte, welche die Begeisterung zuweilen herbeyführt, als auf wahrer Ueberzeugung von ihrer Wirklichkeit. Darum widersprechen so viele andre Handlungen denjenigen, aus welchen wahre Liebe hervorleuchtet: darum ist die Sprache, welche die Liebenden führen, noch so sehr von der Sprache des Herzens verschieden.

St. Preux schreibt in den mehrsten seiner Briefe wie ein Begeisterter. Aus andern guckt der Autor hervor: es sind Aufsätze des Poeten und des Philosophen. Julie handelt in dem ersten Theile wie ein höchst leidenschaftliches Mädchen, und schreibt sehr oft wie eine kalte Vernünftlerin, die überher ganz vergißt, daß ihr Wandel sie zu solchen Tugendlehren gar nicht berechtigt. Kein Weib, das wahre Liebe empfunden hat, wird sich überzeugen können, daß diese ihre Feder geführt habe. Der Brief, den sie ihrem Geliebten nach dem Tode ihrer Mutter schreibt, enthält Vorwürfe, die nicht einmahl mit der Zartheit eines weichgeschaffenen Herzens, viel weniger mit der Liebe bestehen. Diese nimmt von den Vergehen, zu

denen sie durch Leidenschaft hingerissen ist, allemahl die größte Schuld auf sich selbst. Juliens spätere Handlungsart läßt sich nur dann als möglich denken, wenn man nicht mehr liebt. Aber so, wie R. sie schildert, unfähig, ihre Leidenschaft aus ihrem Herzen zu reißen, noch auf ihrem Todbette Liebe für ihn bekennend; wie war es möglich, daß sie so schnell, so ruhig das Glück der Verbindung mit einem andern Manne fühlen konnte! Die Liebe kann sich der Pflicht und dem Glück des Geliebten aufopfern. Aber das Herz bricht: es ist unfähig jeder weiteren Freude. Es geht nicht mit dem Liebhaber als mit einem Freunde um, und thut ihm nicht aus kluger Vorsicht, sich selbst den Stand der Versuchung zu erleichtern, wohlüberlegte Vorschläge, sich freywillig in die Arme eines andern Weibes zu werfen!

Und St. Preux! Ja! ich weiß auch, was Liebe zu ertragen im Stande ist; aber den Anblick des geliebten und ehemahls besessenen Gegenstandes in den Armen eines Andern zu dulden, — ruhiger Zeuge, zufriedener Theilnehmer der häuslichen Freuden zu seyn, welche die Familie der Gebieterin giebt, die man nicht sein nennen kann; — Nein! es ist nicht möglich! Man kann fliehen, man kann sich des Glücks des Geliebten freuen; man kann, wenn es erforderlich ist, selbst gegenwärtig dazu beytragen; aber es ist kein Zustand der Zufriedenheit, des Genusses; es ist Aufopferung, es ist Qual; man geht dabey zu Grunde! Nach dem Laufe der Natur hätte St. Preux sterben müssen, und nicht Julie.

Laßt es uns daher gestehen: R. legte seinen Personen Sprache und Handlungen bey, die nicht immer

mit dem Charakter ihrer Leidenschaft übereinstimmen, und dieser Charakter selbst war seinem Systeme von der Liebe, und seiner Ueberzeugung von ihrer wahren Natur zuwider. Gleich in der Vorrede sagt er: „Die Liebe ist nur Illusion: der Enthusiasmus ist ihr höchster Gipfel.“ — Uebereinstimmend mit der Denkungsart des Autors, nicht mit derjenigen, welche Julien in seinem Buche beygelegt wird, ist die Stelle, worin Liebe von der Ehe ausgeschlossen wird. „Wenn die Schönheit verschwindet, und das Alter herannaht, heißt es daselbst, so vergeht auch die Liebe. Früh oder spät hört man auf, sich anzubeten, zertrümmert das verehrte Idol, und sieht sich, wie man ist. Dann sucht man erstaunt und vergebens den geliebten Gegenstand. Man findet ihn nicht, und das, was übrig bleibt, wird uns doppelt zuwider. Die Einbildungskraft entstellt es eben so sehr, als sie es vorher verschönert hatte. Es giebt wenige Menschen, die nicht dann beschämt seyn sollten, sich geliebt zu haben, wenn sie sich nicht mehr lieben!“

Wie kontrastierend mit den Hoffnungen eben dieser Liebenden im ersten Theile! Doch! wer wird Konsequenz bey R. suchen? Hundertmahl behauptet er: Liebe bestehe nur mit Achtung, ja mit Begeisterung: sie endige mit dieser! Und doch liebt Eduard Bomston mit unüberwindlicher Leidenschaft ein Weib, das er selbst verachtet, und das seine Sinne nicht mehr in Bewegung setzt. Die Aufführung des Emil gegen die untreue Sophie ist eben so unerklärlich, eben so unharmonierend mit seinen Grundsätzen.

Diejenige Art der Liebe, welche R. wirklich und ganz gekannt hat, ist folglich diejenige, welche auf

Begeiſterung beruht. Hierüber ſind ſeine Ideen wahr und edel. Im Emil ſind ſie am zuſammenhängendſten und vollſtändigſten vorgetragen, und dieſem werde ich daher bey der Entwicklung ſeines Syſtems am mehreſten folgen.

Liebe iſt folglich ein leidenſchaftliches Verhältnik, welches die Schönheit und das Verdienſt eines beſtimmten Gegenſtandes in uns erweckt. Unſre Sinne kommen dabey in Aufruhr, und die Imagination wird erhitzt. Dadurch entſteht der Zuſtand von Begeiſterung, worin wir den Geliebten zu einem Ideal der Vollkommenheit erheben, und uns zugleich mit ihm vor unſern eigenen Augen. Es iſt Eitelkeit, aber eine ſehr edle, die dabey zum Grunde liegt. Wir wollen von demjenigen, was wir anbeten, geſchätzt ſeyn. Alles iſt Illuſion in der Liebe; nur nicht die hohe Empfindung des wahren Schönen, welche ſie uns einflößt. Dieß Schöne liegt nicht in dem Gegenſtande: es liegt in dem Wahnbilde, das wir uns ſchaffen. Allein darauf kommt es nicht an. Man opfert dieſem Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft darum nicht weniger alle ſeine niedrigen Neigungen auf: man erfüllt darum nicht weniger ſein Herz mit den hohen Tugenden, welche man dem Geliebten beylegt, und erhebt ſich darum nicht weniger über ſein niedriges Ich! Wo iſt der wahre Liebhaber, der nicht gern ſein Leben für die Geliebte aufgeopfert hätte; und wo hat je das niedrige Verlangen der Sinne eine ſolche Aufopferung hervorgebracht!

Eine Wirkung dieſer Begeiſterung, worin wir unſer niedriges Selbſt vergeſſen, iſt nun auch das Ankämpfen gegen körperliche Begierden. Man fürchtet, durch die

Beymiſchung ſinnlicher Freuden das ſchöne Bild und den Genuß der Seele zu beflecken. Die Verſagungen, die man ſich hierunter auflegt, erhöhen uns noch vor unſern Augen. Inzwiſchen früh oder ſpät gewinnen doch die Sinne die Oberhand, und mit dieſem Siege, oder wenigſtens mit dem ungeſtörten Beſitze der Perſon, endigt die Begeiſterung. Darum muß dieſer Zeitpunkt ſo ſehr als möglich entfernt werden. „Wenn ich meinen Emil den höchſten Gipfel des Glücks erreichen laſſe, ſagt R., ſo zerſtöre ich den Zauber. Es iſt unendlich viel ſüßer, den letzten Genuß zu hoffen, als ihn zu erhalten. Sein Reitz beſteht hauptſächlich in der Erwartung. Darum, guter Emil, liebe, und werde geliebt! Genieße lange, ehe du beſitzeſt! — — Ach! dieſer Zauber muß bald aufhören; aber er ſoll dir wenigſtens immer in der Erinnerung theuer bleiben!“

Eben ſo drückt er ſich auch in der Anrede an den Emil ſelbſt aus. „Das Glück der Sinne iſt vorübergehend: allemahl verliert das Herz dabey. Du haſt unendlich mehr in Hoffnung genoſſen, als die Wirklichkeit dir gewähren kann. Die Einbildungskraft, welche den Gegenſtand während der Begierde ſchmückt, erkaltet bey dem Beſitze. Außer dem einzigen Weſen, das für ſich exiſtiert, giebt es nichts Schönes, als dasjenige, was nicht wirklich iſt.“ —

Dieß war Rouſſeau's moraliſche, auf der Einrichtung unſerer bürgerlichen Verfaſſung beruhende Liebe in ihrer edlern Geſtalt. Nun urtheile man, ob das wahre Liebe, Liebe des Herzens war!

Siebentes Kapitel.

Denkungsart der Engländer, Deutſchen und übrigen Nordländer über Geſchlechtsverbindung und Liebe, von der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts an, bis jetzt.

Auf die Bigotterie und die Eingezogenheit Cromwells folgte der Unglaube und die Ausgelaſſenheit Carls des Zweyten in England. In dieſen Zeiten zeichnen ſich die Sitten der Großen und die Produkte des ſchönen Genies durch Leichtſinn und ſelbſt durch Schmutz aus.

Es iſt zu vermuthen, daß dieſer Ton nur bey Hofe herrſchend geweſen ſey. Nach der Revolution, welche Wilhelm den Dritten auf den Thron ſetzte, gewann die Sittlichkeit auch bey dieſem die Oberhand, ohne die franzöſiſche Höflichkeit, welche Carl der Zweyte mit nach England herübergebracht hatte, zu verbannen. Die Regierungen der Königin Anna, und der Könige aus dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg haben diejenigen Romane hervorgebracht, welche Muſter für alle kommende Jahrhunderte in dieſer Gattung abgeben werden: die Meiſterſtücke Richardſons und Fieldings.

In einem Staate, deſſen Verfaſſung ſich der republikaniſchen nähert; unter einem Volke, das ſich viel mit dem Handel und öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt, die jungen Mädchen nicht bis zu ihrer Verheirathung in Klöſter eingeſperrt, und dabey ſehr religiös iſt; müſſen die Begriffe über den Anſtand ſtrenger, der Umgang unter beyden Geſchlechtern minder häufig, mithin auch das Betragen gegen das zärtere zurückhal-

tender seyn, und dieß im Ganzen vielleicht mehr innere Achtung, aber weniger äußeres Ansehn als in dem monarchischen Frankreich genießen. Folgen davon sind, daß die weiblichen Ideale mit einer Verschämtheit, mit einer Zartheit der Empfindungen, und zugleich mit einem zurückhaltenden Stolze in jenen Romanen dargestellt werden, die an Schüchternheit, Hinschmelzung, und zuweilen an Eigensinn grenzen; daß die Helden unter den Liebhabern weit weniger leidenschaftlich als vernünftig zärtlich handeln, und daß die edleren Geschlechtsverbindungen allemahl auf Ehe, unter allen von den Gesetzen vorgeschriebenen Bedingungen, abzwekken müssen. Man findet also hier keinen Streit zwischen Liebe und ganz entschiedener Pflicht, wie ihn die Franzosen bey dem verheiratheten Frauenzimmer schildern; sondern es ist der Streit, den ein unverheirathetes und liebendes Mädchen wider den Willen unbilliger Aeltern, wider Vorurtheile der Religion, wider das Mißtrauen in den Charakter des Liebhabers, oder gar nur wider die Besorgniß führt, sich einer Neigung zu überlassen, die keine Erwiederung finden, oder deren Stärke seiner natürlichen Schamhaftigkeit, und dem Gefühle seiner moralischen Selbstwürde widersprechend und nachtheilig werden dürfte.

Hieraus bildet sich ein eigener Begriff von edlerer Geschlechtsverbindung bey dem Engländer, den wenigstens vor ihm keine andere Nation zur ästhetischen Darstellung genutzt hat. Er entspringt aus der Lage der Bewerbung eines Biedermannes, (oder eines Verführers, der diese Maske annimmt,) um das Herz und die Hand eines sittigen Mädchens, das nicht sowohl gegen vollkommene Pflicht und Ruf, als viel

mehr gegen ſeine Weiblichkeit ankämpft, ehe es dem Geliebten den Beſitz ſeiner Perſon unter Autorität der Geſetze zuſichert. Die Engländer nennen dieſes Verhältniß Courtship, Hofmachen; aber die Helden ſind nicht Hofleute, und handeln nicht bey Hofe, oder in der großen Welt. Sie gehören vielmehr zu der bürgerlichen Welt, zu derjenigen Ordnung des wohlhabenden und wohlerzogenen Landadels und der vornehmeren Städtebewohner, die zwiſchen dem Hofe und den untern Ständen ſteht. Es ſind die unverdorbenen und dennoch gebildeten Sitten der Mittelklaſſen, welche ihre Erotiker hauptſächlich ſchildern. Der Begriff wahrer Liebe iſt bey ihnen häufiger als irgendwo vorher anzutreffen. Da ſie aber weniger Müſſiggang und geſellige Zerſtreuung kennen; ſo wiſſen ſie weniger von der franzöſiſchen Galanterie in allen ihren Bedeutungen. Aeußerſt bemüht ſind ſie, diejenigen Stände, für deren Bildung ſie hauptſächlich arbeiten, vor der Anſteckung der verdorbenen Sitten der Großen zu bewahren. Sie ſtreben eben ſo ſehr nach Belehrung als nach Unterhaltung.

Engliſche Philoſophen, welche die Geſchlechtsliebe zum Gegenſtande eigener Unterſuchung gemacht hätten, ſind mir unbekannt geblieben.

Da ich England nicht ſelbſt bereiſet habe, da ich, wenn ich es bereiſet hätte, ſchwerlich die gute Geſellſchaft genau genug würde kennen gelernt haben, um über das wahre Weſen der engeren Verbindungen, die dort Statt finden, urtheilen zu können; ſo begnuge ich mich damit, den hervorſtechenden Charakter angegeben zu haben, den die Liebe in den Werken der ſchönen Litteratur dieſer Nation annimmt.

n Deutſchland war die gute Geſellſchaft bis tief
nſer Jahrhundert hinein hauptſächlich auf die
eingeſchränkt. An dem Wiener Hofe herrſchten
Sitten des ſüdlichen Europa: an den übrigen
mehr die franzöſiſchen eingeführt. Die Galan-
Ludwigs des Vierzehnten ward mit einer Steif-
der freye Ton des Regenten mit einer Derbheit
eahmt, die Lachen und Ekel erregen. Die Schrif-
der Pöllnitz, Bielefeld und anderer geben nur
ſchwachen Begriff von der Rohheit, womit der
von beyden Geſchlechtern an den Höfen von
n, Dresden, u. ſ. w. unter ſich zur Befriedi-
der ausgelaſſenſten Lüſte zuſammenlief, während
er gegen die untern Stände mit einem falſchen
ich franzöſiſcher Artigkeit prunkte.

Ungefähr gegen die Mitte dieſes Jahrhunderts
der Begriff der guten Geſellſchaft an, ſich über
Mittelklaſſen auszudehnen. Seit dieſer Zeit hat
der Geſchmack an der engliſchen Litteratur, und
ders an engliſchen Romanen gewonnen. Eine
ſe Gleichheit der Lagen zwiſchen der leſenden und
benden Klaſſe bey uns und derjenigen, welche in
Romanen als handelnd dargeſtellt wird, hat
n Geſchmack ſehr befördert. Allein da unſre bür-
he Welt, (ich nenne ſie ſo in Vergleichung mit
Welt der Höfe,) gegen die engliſche an Origina-
, vernünftigem Freyheitsſinn und independenter
lhabenheit noch ſehr zurückſteht: da die mehrſten
er Schriftſteller nicht einmahl die gute Geſell-
t der Mittelklaſſen kennen; ſo haben ſich in die
lderungen, welche unſere ſchöne Litteratur von
und Geſchlechtsverbindung liefert, alle Fehler

eingeſchlichen, welche ſchlechte Erziehung, Nachäffung, Unbändigkeit und Aermlichkeit der äußeren Lagen nach ſich ziehen. Ausnahmen, auf die wir ſtolz ſeyn können, und die uns die Achtung auswärtiger Nationen zugezogen haben, giebt es allerdings. Aber der herrſchende Ton in unſern Romanen, Schauſpielen, Liebesgedichten, u. ſ. w. zeigt Männer, die wie verliebte Schüler ſprechen und handeln, und Mädchen, die den Stand der Rätherinnen nicht verläugnen. Einige dieſer Erotiker haben die Veredlung der Liebe in einer ankelnden Empfindſamkeit, andere in den Aeußerungen einer ungezügelten Heftigkeit geſucht, die noch mehr den Wahnſinn der Begierde, als den Rauſch der Imagination bezeichnet. Noch andere haben die Eleganz und die feinere Lüſternheit der Franzoſen verdeutſchen wollen, und ſind in die lächerlichſte Ziererey verfallen.

Die gute Geſellſchaft in den Mittelklaſſen, und ſelbſt hin und wieder bey Höfen, ſchwankt zwiſchen der engliſchen Courtship, der franzöſiſchen Galanterie, der italiäniſchen Cicisbeatura, und der deutſchen Romanenempfindſamkeit. Aber mit wahrer Freude und nicht geringem Stolze kann ich zugleich ſagen, daß in meinem Vaterlande unter den höheren Ständen vielleicht mehr wie in jedem andern Lande, etwa Dännemark ausgenommen, viele glückliche Ehen angetroffen und geſchätzt werden: Ehen, worin wahre Zärtlichkeit, Anerkennung eines gleichen Anſpruchs auf Menſchenwerth und Menſchenwohl von Seiten beyder Gatten herrſcht: Ehen, in denen der Mann in ſeiner Frau um ſo mehr die Freundin aufſucht, als in unſern egoiſtiſchen Zeiten das Zutrauen zu dem Freunde

von ſeinem Geſchlechte eine immer ſeltnere Erſcheinung wird.

Deutſchland hat verſchiedene philoſophiſche Abhandlungen über die Liebe aufzuweiſen, von denen jedoch nur wenige ſich mit der Geſchlechtsliebe beſchäftigt haben. [7])

Die Dänen nähern ſich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, in ihren Ideen hauptſächlich den Engländern. Die Unverderbenheit der Sitten, die unter ihren erſten Ständen herrſcht, läßt wenig ungebundene Liebesverſtändniſſe zu, und die gute Sitte ſcheint ſie kaum zu dulden.

Die höheren Stände unter den Pohlen, Ruſſen, Schweden und Holländern neigen ſich mehr zu den Franzoſen hin. Die untern entgehen meiner Kenntniß, ſo wie ich denn überhaupt dieſe Länder nicht ſelbſt bereiſet, und über ihre Sitten wenig eigene Beobachtungen habe anſtellen können. Der holländiſche Philoſoph Hemſterhuys hat einen Aufſatz über das Verlangen geſchrieben, deſſen Grundſätze von mir im erſten Theile dieſes Werks beſtritten ſind.

7) Ueber die Liebe gegen das andere Geſchlecht, ein Leſebuch für Jünglinge und Mädchen. Winterthur 1783. Ueber die Liebe, allen liebenden Jünglingen und Mädchen gewidmet. Leipzig 1795. Herder und Schloſſer haben über die Liebe in einer weiteren Bedeutung geſchrieben: Der erſte in ſeinem Aufſatze: Liebe und Selbſtheit; letzterer in der Fortſetzung des platoniſchen Geſprächs von der Liebe. Hannover 1796. Die Beurtheilung dieſer Schriften liegt außer den Grenzen, die ich mir geſetzt habe. Doch kann ich mich nicht enthalten, Herdern für die ſchönen Blumen zu danken, die er nach ſeiner Weiſe über dieſen Gegenſtand ausgeſtreuet hat.

Die Schweiz kenne ich gleichfalls nicht. In den Schriften des Major Weiß kommen Stellen über die Liebe vor, worin Rouſſeauiſche Ideen mit Aeußerungen der eitlen Intriguenſucht vermiſcht ſind, welche die Langeweile in den ehemaligen franzöſiſchen Garniſonen ſo leicht erzeugte.

Achtes Kapitel.

Denkungsart der ſüdlichen Nationen von Europa über Geſchlechtsverbindung und Liebe: Italiäniſche Cicisbeatur.

Die ſüdlichen Nationen des kultivierten Europa weichen in ihren Sitten in Rückſicht auf ihre Geſchlechtsverbindungen merklich von den nördlichen ab. Bey ihnen hat die frühere Galanterie, wie ſie im vorigen Buche geſchildert iſt, zwar eine andere Form angenommen; aber ſie dauert im Weſentlichen noch in der Cicisbeatur der Italiäner und Spanier fort.

Das Auffallende in dieſem Sitteninſtitute iſt dieß, daß eine Verbindung zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte, die durch keine Bande der Ehe vereinigt ſind, nicht bloß von der guten Sitte geduldet, ſondern für anſtändig, ja! auf gewiſſe Weiſe für die verheirathete Frau als nothwendig angeſehen wird, um mit gehörigem Anſehn in der guten Geſellſchaft aufzutreten. Unverheirathete Mädchen erſcheinen darin noch weniger als in Frankreich.

Es iſt für jeden, der ſich nicht in der Lage befunden hat, dieſe Verhältniſſe genauer zu beobachten

ahe unbegreiflich, mit welcher Wichtigkeit ſie
ndelt werden. Zuerſt iſt gemeiniglich die Einwil-
ng des Gatten, entweder ſtillſchweigend oder aus-
klich vorhanden, daß die Frau ſich einen Cavaliere
vente, Patito oder Cicisbeo zulegen dürfe. *)
an iſt es beyden Theilen erlaubt, ſich oft allein
ſehen, ſich öffentlich ohne Begleitung des Mannes
eigen, und ſich Beweiſe einer ausgezeichneten Ach-
g und Zärtlichkeit, ja! ſogar der Leidenſchaft vor
Augen einer ganzen Geſellſchaft zu geben. Ich
e in Genua bey Gelegenheit des Krönungsfeſtes
Doge geſehen, daß der Cicisbeo aus der nehmli-
Taſſe mit ſeiner Dame Choccolade trank, und
en Mund ſorgfältig an die Stelle anſetzte, die
Mund berührt hatte: Ich habe in Rom geſehen,
eine Dame im Unmuth über das Betragen eines
laten, der ihr erklärter Aufwärter war, in großer
ellſchaft vor ihm hin trat, und ihm in theatrali-
e Stellung und mit deklamatoriſcher Stimme Vor-
ſe machte. Er ſelbſt hörte dieſe mit demüthigem
llſchweigen, die übrige Geſellſchaft aber mit gerühr-
Herzen an. Ich habe geſehen, wie Freunde,
wandte der Verbündeten, über ihren anſcheinen-
Bruch in Furcht geſetzt, alles angewandt haben,
vorzubeugen, und wie ſie, nachdem die Ausſöh-
g erfolgt war, dieſe mit allgemeiner und freudi-
Theilnahme feyerten. Ich habe endlich geſehen,
allgemein dieſe Verhältniſſe als eine Art von
betrachtet wurden; und einmahl auf meine an

*) Die Bedeutung des erſten Worts iſt von ſelbſt klar. Patito
t ein Beliebter. Cicisbeo ein Ohrenflüſterer.

einen gewiſſen Herrn gerichtete Frage: wer die Dame ſey, die ich ihm in der Geſellſchaft bezeichnete, die Antwort erhalten: Ich habe die Ehre, ihr zu dienen! *) Nicht andere, wie bey uns ein Gatte ſagen würde: ſie iſt meine Frau!

Sobald die Dame des Morgens ſichtbar iſt, findet ſich der Cicisbeo bey ihr ein: ihr Zimmer iſt ihm zu jeder Stunde des Tages offen: er begleitet ſie des Morgens zur Kirche, des Nachmittags auf den Corſo, und des Abends ins Schauſpielhaus, wo er in ihrer Loge den Platz gegen ihr über einnimmt, und die Honneurs bey den Beſuchen macht, die ihr in den Zwiſchenakten gegeben werden. Endlich folgt er ihr gegen die Nacht in die Konverſationen, wo er der Regel nach nicht von ihrem Platze weicht. In Venedig ruht er an ihrer Seite in der Gondel, deren Gardinen zugezogen ſind, und folgt ihr in die Caſinos und Kaffeehäuſer. Kurz! Ueberall iſt er ihr Schatten!

Was hat dieſer Sitte ihre Entſtehung geben können? Sie iſt ein Ueberbleibſel der alten Galanterie, die nach und nach durch den franzöſiſchen Ton eines freyeren Umgangs zwiſchen beyden Geſchlechtern beſonders modificiert, unterſtützt von dem Glauben an die Beſchränkung der Liebe auf einen bloß geiſtigen Genuß, die Geſtalt einer engeren Vereinigung angenommen hat. Sie verdankt ihre Ausbreitung dem Charakter der Südländer, der geſelligen Einrichtung der Italiäner, und der politiſchen Verfaſſung einiger ihrer Staaten.

Jene alte Galanterie der vorigen Jahrhunderte erlaubte die öffentlichen Beweiſe der Achtung, welche

*) Io ho l'onore di ſervirla.

in den Verhältnissen eines weitern Umgangs den Schö-
nen, und von diesen wieder tapfern und talentvollen
Männern bey seltenen feyerlichen Gelegenheiten vor den
Augen vieler Menschen gegeben wurden. Diese Beweise
nahmen nach dem Geiste der Zeit sehr oft die Gestalt der
Zärtlichkeit und Leidenschaft an. Aber die Personen,
welche sich auf solche Art wechselseitig auszeichneten,
kamen selten in engeren Zirkeln ausgesuchter Bekannten
zusammen, und sahen sich nicht allein. Die Dame
ward entweder eingeschlossen, oder sie erschien nicht
anders, als in Begleitung ihres Gatten, bejahrter oder
naher Anverwandten.

Auf diese Eingezogenheit des Frauenzimmers, auf
diese ängstliche Sorge der Gatten für die Tugend und
den Ruf ihrer Frauen ward ein lächerliches Licht gewor-
fen, als die Sitten des französischen Hofes von dem
übrigen Europa angenommen wurden. Man fand
darin mit Recht einen Beweis des geringen Vertrauens,
das die Männer in die Liebe und die Stärke ihrer Wei-
ber setzten, sich selbst zu bewachen.

Man suchte sich also den herrschenden Ideen bey den
Nordländern mehr zu nähern; aber sie ganz anzuneh-
men, litt der verschiedene Charakter des Volks und des-
sen abweichende Lage nicht.

Die Weiber in den höhern Ständen von Italien
gehen wenig oder gar nicht mit einander um. Noch
seltener sind Freundschaften oder genauere Bekanntschaf-
ten unter ihnen. Von häuslichen Geschäften sind sie
ganz abgezogen, und viel seltener, als man gemeinig-
lich glaubt, mit den Talenten geschmückt, deren Aus-
übung die Muße auf eine, dem Charakter unnachthei-
lige, Art ausfüllt. In einer solchen Lage, bey einer

feurigen Imagination, und ſehr entzündbaren Sinnen, im Kloſter erzogen, und auf einmahl in die Welt an die Seite eines Gatten verſetzt, deſſen Wahl ihr Herz nicht beſtimmt; würden ſie den eigenſinnigſten, ausſchweifendſten und abwechſelndſten Neigungen ausgeſetzt ſeyn, ſich und ihre Familie dem öffentlichen Scandal ausſetzen, wenn man ihnen eine völlige Freyheit geſtatten, oder auch nur bey einer beſchränkteren nicht erlauben wollte, eine Verbindung einzugehen, die einen Theil ihrer Wünſche befriedigt, ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, und ihre Muße ausfüllt.

Die geſelligen Unterhaltungen in Italien ſind bey weitem nicht ſo abwechſelnd, ſo lebhaft und ſo häufig, wie in Frankreich. Das Herz und die Imagination werden hier nicht zerſtreuet: der Verſtand wird hier nicht allein beluſtigt. Unter ſolchen Umſtänden iſt ſchon die Beſorgung der Formen der Cicisbeatur von Wichtigkeit zur Ausfüllung der Muße; und dieſe Sitte der Italiäner ſcheint in der genaueſten Verbindung mit ihrem dolce far niente zu ſtehen.

Die Ausgelaſſenheit des Pöbels, der rohere Ausbruch der Leidenſchaften ſelbſt in den Zirkeln höherer Stände, zeigt die Nothwendigkeit, daß die Dame, wenn ſie außer Hauſe geht, einen Begleiter, einen Beſchützer haben müſſe. Der Mann konnte dieß nicht immer ſeyn, ohne ſich dem Verdacht der Eiferſucht auszuſetzen. Man ließ den Cavaliere Servente, den Patito zu, und das Volk gewöhnte ſich leicht an das Geleit von einem Fremden, den es von dem nahen Anverwandten nur ſelten zu unterſcheiden wußte.

In den Freyſtaaten von Italien hat dieſe Einrichtung beſonders viel Empfehlendes finden müſſen. Der

Mann, der ſich öffentlichen Geſchäften oder dem Handel widmet, kann weder ſeine Frau beſtändig begleiten, noch viel zu ihrer Unterhaltung beytragen. Junge Männer, die noch nicht das geſetzliche Alter zur Bekleidung von Bedienungen haben, werden durch Verbindungen mit Damen von anerkannter Würde und Tugend von Ausſchweifungen zurückgehalten, für geſellige Liebenswürdigkeit ausgebildet, in und mit der Welt bekannter. Junge Damen, die erſt eben in die Welt treten, erhalten an einem Manne von Gewicht und Anſehn, der ihr Cavaliere wird, eine Stütze, einen Rathgeber, und nicht ſelten iſt dieſer auch die Stütze des Gatten in Staaten, wo der Partheygeiſt ſo nothwendig iſt, und alle Mittel angewandt werden, ihn zu erwecken, und zu erhalten.

Erwägt man dieſe Vortheile, welche die Cicisbeatura mit ſich führt; ſo wird es erklärbar, warum man die Ideen von Unſchuld und Unſträflichkeit ſolcher Verbindungen, die bereits in den Werken der Dichter und Philoſophen herrſchend waren, in der wirklichen Welt angenommen, und, ſo zu ſagen, zur Glaubenspflicht gemacht hat. Unter hundert Ehemännern, die eiferſüchtig ſind, giebt es kaum zehn, die es auf die Perſonen ihrer Frauen ſind: alle übrigen ſind es auf ihre Ehre und ihren Ruf. Dieſer letzte leidet nach den Sitten Italiens gar nicht. Die Ehre des Mannes bleibt ungekränkt.

Man darf aber ſogar mit einiger Zuverläſſigkeit behaupten, daß die eheliche Treue bey dieſem Inſtitut nicht mehr, und vielleicht weniger Gefahr läuft, als in andern Ländern, wo es nicht eingeführt iſt.

Die Menschen wachsen mit den Ideen auf, daß ein unschuldiger näherer Umgang zwischen den verschiedenen Geschlechtern Statt finden könne. Es ist unglaublich, wie sehr sich die Sinne nach einer solchen Ueberzeugung gewöhnen, und ungerührt bey Gelegenheiten bleiben, welche für Menschen, deren Begriffe über Sittlichkeit und Anstand eine andre Richtung erhalten haben, einen sehr verführerischen Reiz erwekken würden. In verschiedenen kleinen Republiken der Schweiz und an mehreren Orten in Deutschland werden junge unverheirathete Personen von beyden Geschlechtern, sogar Verlobte, frey von aller Aufsicht der Aeltern und Vorgesetzten, bey den Lustbarkeiten gelassen, die sie unter sich anstellen, ohne daß die Ungelassenheit der Sitten dadurch befördert wurde. Es scheint, daß im Moralischen wie im Physischen die Idee von Gefährlichkeit, welche man mit gewissen Lagen verbindet, die Gefahr vergrößert. Oft geht derjenige unversehrt am Rande des Abgrunds vorüber, der gewiß hineingestürzt wäre, wenn man ihn durch den Zuruf, daß er fallen könnte, schwankend in seinem Tritte gemacht hätte. Freylich giebt es schlechte Menschen, die das Zutrauen des Publikums mißbrauchen; aber diese entscheiden nichts für den größern Haufen.

Die Gelegenheit, sich täglich, und mit so vieler Freyheit zu sehen, spannt die Imagination weit weniger, und reizt dadurch viel minder die Sinne, als wenn Hindernisse und Trennung sie in beständiger Unruhe erhielten. Die Gewohnheit der Italiäner, nie die Thüren zu verschließen, die Bedienten immer im Vorzimmer zu haben, die langen Tage, die Ohren-

beichte, u. ſ. w.; alles dieß trägt dazu bey, wenigſtens vor einer ſolchen Verirrung der Sinne zu bewahren, wodurch die Rechte der Paternität zweifelhaft gemacht würden.

Dieß vorausgeſetzt, darf man den Italiänern keinen Vorwurf über ihre Leichtgläubigkeit an die Unſchuld, oder wenigſtens an die Abweſenheit gröberer Ausſchweifungen bey dieſen Verbindungen machen. Man hat daran um vieler Vortheile willen, welche dieſe Einrichtung gewährt, wohl glauben *wollen*: man hat daran um mehrerer Urſachen willen glauben *können*, ohne ſich dem Vorwurfe der Unvernunft auszuſetzen.

Inzwiſchen iſt dieſer Glaube keineswegs allgemein. Nur unter den höheren Ständen iſt er ausgebreitet, und auch unter dieſen verliert er ſich immer mehr in denjenigen Städten, wo franzöſiſcher Leichtſinn mit franzöſiſchen Sitten täglich Oberhand gewinnt.

Es läßt ſich durchaus nichts Allgemeines über den innern Gehalt dieſer Verbindungen ſagen. Ich bin überzeugt, daß es einige darunter giebt, in denen wahre Liebe mit unſträflichem Betragen gepaart wird. Ihre Zahl muß der Natur der Sache nach ſehr gering ſeyn. Es giebt andere, die bloß auf Eitelkeit und Beſchäftigungstrieb beruhen; ihre Zahl iſt wahrſcheinlich die größere. In einige miſcht ſich die Imagination; in andere die Sinnlichkeit ein. Viele haben nichts zum Grunde, als die Mode und die Idee, daß eine Dame nicht ohne Begleiter ſeyn dürfe.

Der Cicisbeo wird ſehr oft für die junge Frau von den Anverwandten gewählt; und daß die Wahl nicht immer auf den liebenswürdigſten falle, läßt ſich

leicht denken. Darum iſt der Patito, der Gelittene, nicht immer der Gradito, der Geliebte, und die Cicisbeatur iſt für die Dame eine zweyte Art von Heirath, oft drückender als die erſte. Häufig gewinnt der Mann dabey, der ſeltener geſehen, ſeltener läſtig wird. Zu der Zeit, als ich in Italien war, ſuchten die Weiber du bel air ein lächerliches Licht auf dieſe Verhältniſſe zu werfen. Sie gaben ihnen das Anſehn einer bloßen Ceremonie, deren Langweiligkeit ſie auf ſeine Art und Weiſe zu verbergen ſuchten. Nur diejenigen, welche an Cicisbern von ſchöner Geſtalt und angenehmen Manieren hingen, wagten ihre Neigung für dieſe zu geſtehen, und bemühten ſich zugleich, die Idee einer bloß platoniſchen Liebe als altfränkiſch zu entfernen. Das alte Syſtem behielt inzwiſchen noch ſeine Anhänger unter beyden Geſchlechtern.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts hielt Gravina in ſeiner Ragione Poetica dem amore razionale ovvero Platonico eine ſchöne Lobrede. [10]) Der Graf Algarotti verſichert uns hingegen in ſeinem Congresso di Citera, der 1768 herauskam, daß zu ſeiner Zeit die gute Geſellſchaft in Italien, (le gentile persone) in zwey Secten getheilt geweſen ſey, von denen die eine die Art zu lieben, die jenſeits der Alpen die gewöhnlichere iſt, die andere die alte vaterländiſche Weiſe in Schutz genommen hätte. Er läßt nun zwar die letztere Partey, als die beſſere, die Oberhand behalten, und ihre Delegatin zu dem Congreſſe abſenden; aber doch am Ende durch die Wolluſt (voluttà) die Entſcheidung fällen: Ovid ſey der wahre Lehrer

10) Libr. II. §. 29. p. 232.

er Liebe: ihr Zweck sey Vergnügen, und dieß müsse urch Schwierigkeiten und gefällige Annehmlichkeiten ehoben werden. Er nennt in einem Briefe des eronzius an den Eroticus die Lauren Jansenisten in er Liebe, und die Petrarchisten Quäker des Parnasses.

In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts ist überhaupt die Sittlichkeit, und die Beschränkung dieser Verbindungen auf einen bloß geistigen Genuß häufig bestritten worden. Ein merkwürdiger Brief über diesen Gegenstand erschien in den Lettere des Antonio Costantini. [11]) Der Verfasser erklärt sich gegen die platonische Liebe, behauptet, daß sie gar nicht existiere, daß sie nur ein Netz sey, womit Einfältige gefangen würden, und setzt am Ende hinzu: daß, wenn Gott diese Liebe gut gefunden hätte, er nicht bloß einen Mann und ein Weib geschaffen, sondern ihnen auch gleich einen Cicisbeo zugegeben haben würde.

Zu Florenz kamen im Jahre 1770 zwey Briefe unter der angenommenen Maske eines Irländers und eines Engländers über die Cicisbeatur heraus. [12]) In dem ersten dieser Briefe wird zwischen der engeren und weiteren Cicisbeatur, (stretta e larga) ein Unterschied gemacht. Die erste wird verdammt: sie

11) Lettere Critiche, giocose Morali, Scientifiche ed erudite del Conte Agostino Santo Pupieri, o sia del [illegible] Giuseppe Antonio Costantini. Venezia 1764. T. I. p. 34.

12) Lettera sopra la Cicisbeatura Scritta dal Signore T. B. Irlandese, dedicata alla Signora Strozzi Ugucioni — und Lettera seconda sopra la Cicisbeatura, scritta da un Signore Inglese, a S. E. il Sig. Duca N. N.

raubt selbst dann, wenn sie sich noch so sehr vor gröberen Ausschweifungen bewahrt, dem Gatten das Herz seines Weibes: sie beschränkt diesen Gatten bloß auf die Freuden der sinnlichen Begierde, die ihm noch dazu bloß aus Pflicht eingeräumt werden; und der edlere Theil der Liebe, die Freundschaft, bleibt dem Cicisbeo. Dieß führt eine förmliche Bigamie herbey: es vermehrt die Neige des Cölibats, indem der Cicisbeo alle Annehmlichkeiten, und keine der Unannehmlichkeiten des Ehemanns empfindet: es erschwert eben dadurch, und weil die verheiratheten Frauen zwey Männer haben, den Mädchen die Gelegenheit zur Versorgung.

Die Cicisbeatura larga, welche eine bloße Freundschaft, ohne allen Anspruch auf Auszeichnung und Vertraulichkeit enthält, wird dagegen in Schutz genommen, und durch die Autorität des heiligen Franziskus de Sales unterstützt.

Der zweyte Brief ändert seine Veranlassung in der Vertheidigung, die Baretti [13]) gegen die Angriffe des Dr. Sharp in seiner Reise in Italien wider die Cicisbeatur übernommen hatte. Unser verkappter Engländer begleitet diese Vertheidigung mit einigen Bemerkungen. Sharp hatte die Verhältnisse, welche man unter dem Nahmen der Cicisbeatur zusammenfaßt, als lauter ausgelassene Liebeshändel und Ehebrüche betrachtet. Baretti sucht zu zeigen, daß die Sitten in Italien nicht schlechter wären als anderswo, und unser

13) Raggualgli dei Costumi, e delle maniere d'Italia, con osservazioni sopra gli sbagli presi da certi Viaggiatori nello scrivere di questo paese.

Verfaſſer nimmt einen Mittelweg, worauf er die Incisbeatura stretta wiederhohlend verdammt, die Larga aber mit neuen Gründen vertheidigt.

Ich kann dieß Kapitel nicht endigen, ohne denjenigen Dichter zu berühren, der, der gemeinen Meynung nach, in unſerm Jahrhunderte dem Herzen den mehrſten Genuß bereitet hat. Metaſtaſio ſucht oft den Ausdruck eines naiven und tief gerührten Herzens darzuſtellen. Es iſt ihm zuweilen geglückt; aber doch ſelten auf eine Art, welche nicht mehr den Witz der Empfindung als ihre Wahrheit verriethe. Höhere Begeiſterung iſt ihm ganz fremd: Stärke der Leidenſchaft drückt er ſelten glücklich aus, und man hört ihn nur dann mit Vergnügen reden, wenn er die Hingebung eines Herzens darſtellt, das zu allem Widerſtande unfähig iſt.

Neuntes Kapitel.

Denkungsart der heutigen Spanier über Geſchlechtsverbindung und Liebe.

Ueber Spanien kann ich nach eigener Erfahrung nicht urtheilen. Hier iſt Einiges aus Joſeph Townſends Reiſen durch dieſes Land über die Art, wie dort die engeren Geſchlechtsverbindungen behandelt werden.

„Während meines ganzen Aufenthalts in Spanien, ſagt dieſer Verfaſſer, hörte ich nie etwas von Eiferſucht unter den Gatten, konnte auch nie mit Gewißheit erfahren, ob ſich dieſe Leidenſchaft bey ihnen äußere. Doch merkt man an dem Betragen mancher Damen

in Gegenwart ihrer Männer sehr deutlich mehr Vorsicht und Zurückhaltung: es sey, daß solches noch von einem Ueberrest seiner Empfindung, aus Gefühl des Schicklichen, oder aus Furcht herrühre."

„Einige sind geschickt genug, ihren Cortejo geheim zu halten: und dieß wird in Spanien nicht schwer, weil die Damen, wenn sie zur Messe gehen, so verkleidet sind, daß es Mühe kostet, sie von einander zu unterscheiden. Ihre Kleidung hat bey dieser Gelegenheit etwas dem Lande Eigenes. Sie ziehen alle die Basquina, oder einen schwarzen seidenen Unterrock an, und hängen die Mantilla um, welche zu einem doppelten Gebrauche, als Mantel und als Schleyer dient, und wenn die Dame will, das Gesicht vollkommen verhüllet."

„Diese Kleidung versteckt sie dergestalt, daß sie völlige Freyheit haben, hinzugehen, wohin sie wollen. Begleitet sie aber ein Bedienter, so ist dieser doch leicht zu gewinnen, und macht gar kein Hinderniß, oder doch nur ein geringes aus. Ueberdem steht das Haus den ganzen Tag offen: der Mann ist gewiß für niemand zu Hause, sehr selten sichtbar, und wenn er es ist, mit allen, die sein Haus besuchen, so wenig bekannt, daß der Liebhaber leicht, ohne bemerkt zu werden, entwischen kann."

„Inzwischen lassen sich die spanischen Damen damit nicht genügen. Ihre Zärtlichkeit ist lebhaft, und sie zeichnen sich durch eine starke und treue Anhänglichkeit aus. Sie gerathen daher in große Verlegenheit, so bald sie ihren Cortejo nicht vor Augen haben. Er darf zu keiner Stunde des Tages fehlen, die Dame mag nun öffentlich erscheinen oder allein, gesund oder krank

n. Wohin sie gebeten wird, muß man ihn zu
rer Begleitung mit bitten. Man hat neuere Beys
iele von Damen von hohem Stande, die sich in der
owesenheit ihres Cortejo Monate lang eingeschlossen
halten haben, und zwar nicht bloß aus Unmuth,
ndern um ihm nicht zu mißfallen. Ist die Dame
Hause, so sitzt er bey ihr; geht sie aus, so führt
sie; setzt sie sich in einer Assemblee, so wird alles
ahl ein Stuhl für ihn ledig gelassen. In englischen
änzen tanzt sie bloß mit ihm. Jede Dame tanzt
oey Menuette auf einem Balle: die erste mit ihrem
ortejo, die andere mit einem Fremden. Tanzt sie
it jenem, und sie ist lebhaft, so merkt man bald
as Verhältniß, worin sie mit dem Tänzer steht: sie
ird nicht unterlassen, sich so viel Grazie dabey zu
eben, als sie nur kann. Tanzt sie hingegen mit
yterm, so verräth sie nicht bloß Gleichgültigkeit, sons
ern ein verdrießliches Wesen, und scheint auf ihren
Rittänzer mit Verachtung herabzusehen."

„So bald eine Dame heirathet, wird sie von allen
Seiten von denjenigen geplagt, die sich um die aus-
ezeichnete Gunst bewerben, ihre Cortejo's zu werden.
Dieß dauert so lange, bis sie sich in ihrer Wahl
estimmt hat, worauf sich dann die in ihrer Hoffnung
etrogenen Nebenbuhler zurückziehen, oder sich damit
egnügen, in Zukunft sogenannte Cortejo's bey der
Kohlenpfanne zu werden, und auf nichts Anspruch zu
nachen, als im Winter um solche herum zu sitzen, und
ich mit ihr an den glühenden Kohlen zu wärmen."

„Man hält es für sehr unanständig, veränderlich
u seyn; gleichwohl trifft man unzählige Beyspiele von
Damen an, welche ihre Liebhaber oft verändern."

Natürlicher Weise giebt es Stufen bey dergleichen Liebeshändeln. Es läßt sich nicht denken, daß Damen von vorzüglichem Verstande, die sich von den frühesten Jahren an durch eine feine Denkungsart, durch Klugheit und durch eine erhabene Seele ausgezeichnet haben, es so geschwind auf den äußersten Punkt sollten kommen lassen, wo die Leidenschaft über alle Rucksichten der Wohlanständigkeit siegt. Andere kommen desto geschwinder zum Schluß, und einige wechseln so oft, und beweisen sich bey jeder Verbindung so treulos, daß sie die allgemeine Verachtung auf sich ziehen, und zuletzt gar keinen Cortejo finden."

„Ich habe fast nie oder selten Eifersucht bey Ehegatten bemerkt. Dieß kann man aber von den andern Verbündeten nicht sagen, weil beyde Theile gemeiniglich von allerley Verdacht gequält werden. Da sie wissen, daß sie nichts zusammenhält, als das sehr wankelmüthige Band einer gegenseitigen Zuneigung; so müssen sie zittern, wenn sich jemand nähert, der ihre Einigkeit stören könnte. Sie sind genöthigt, unaufhörlich einer des andern Blicke zu beobachten, und aus Mißtrauen den Reitzen des geselligen Umgangs größtentheils zu entsagen. Auch in größern Gesellschaften leben sie gleichsam allein, ziehen sich von allen andern ab, und sind nur auf einander aufmerksam. Der Liebhaber darf sich um keine andere Dame bekümmern, und läßt sich ein Dritter mit der Geliebten in ein Gespräch von wenig Minuten ein, so geräth diese in Verlegenheit und in Furcht, den Cortejo zu beleidigen. Dieß ist auch gemeiniglich der Fall, und wäre sie die erste Herzogin im Reiche, und er ein Offizier außer Diensten, so wird ihre Person

unwürdig behandelt. Mir iſt ſogar von einer Dame verſichert worden, daß man ſie bey den Haaren im Zimmer herumgeſchleppt habe. Wird ſie dagegen ihrer Seits beleidigt, ſo geht auch die Zärtlichſte wüthend auf den Beleidiger los, und ſchlägt ihn braun und blau im Geſicht. Zuweilen wird eine Dame ihrer erſten Wahl überdrüſſig, wirft ihre Neigung auf einen andern Gegenſtand, und wünſcht dieſen mit jenem zu vertauſchen. Seine Eitelkeit wird aber durch ſeine Verbindung zu ſehr geſchmeichelt, als daß er ſolche aufzugeben bereitwillig ſeyn ſollte. Unter den geringern Ständen giebt dieſes zu Ermordungen Anlaß, die in Spanien häufig ſind: aber unter Höhern iſt der Dolch längſt verbannt. Der erſte Beſitzer behauptet, wenn er anders Muth hat, ſeinen Platz, und die Dame darf ihm den Abſchied nicht geben, aus Furcht, ein Zweykampf könnte für den Liebling ihres Herzens unglücklich ablaufen. Bey dieſen Händeln kommt der Ehemann gar nicht in Betrachtung: es iſt ſo gut, als wäre er gar nicht vorhanden."

Zehntes Kapitel.

Trauriger Zuſtand des Dienſtes der Venus Urania in den neueſten Zeiten. Schluß des Werks.

So glaube ich denn die hauptſächlichſten Arten, über Geſchlechtsverbindung und Liebe zu denken, und ſie zu behandeln, entwickelt zu haben. Aber die wenigſten Menſchen haben Charakter in ihren Ideen, oder Styl in ihrem Betragen. Sie folgen einem blinden Inſtinkt, der eben ſo veränderlich iſt, als verſchieden die äußeren Verhältniſſe des Gegenwärtigen ſind, die ihn allein beſtimmen.

Wir ſind freyer von Vorurtheilen und Aberglauben als unſere Vorältern; das iſt nicht zu läugnen. Die Vernunft hat die Imagination mehr gezügelt: einen ſtrengeren Beweis des Zuſammenhangs zwiſchen Urſach und Wirkung bey den phyſiſchen und moraliſchen Erſcheinungen am Menſchen gefordert: die Erfahrung mehr zu Rathe gezogen, und das Zweckmäßige in den Regeln unſers geſelligen Verkehrs näher beſtimmt. Aber hätte man mit dem geiſtigen Stolze und mit der Schwärmerey zugleich alle Seelenerhebung verdammen; hätte man die Empfindungen des Herzens, das höhere Gefühl der Schönheit aus Eigennutz und körperlichen Trieben herleiten; hätte man endlich mehrere Formen des Umgangs, die einzeln genommen, keinen unmittelbaren Gewinn für die geſellige Selbſtheit

bringen, aber im Ganzen zur Bewahrung der Sympathie und des Beschauungshanges dienen, unter dem Schein des Ueberflüssigen wegwerfen sollen?

Wenn wir wirklich so weise sind, als wir es zu seyn wähnen; warum verkennen wir die deutliche Abhängigkeit des Wohls unsers vernünftigen Wesens von dem Wohl der vernünftigen Wesen überhaupt; warum entziehen wir uns der Gewalt, welche Ordnung und Angemessenheit selbst über unsere Sinne ausüben; warum sind wir so sehr Feinde unsers Vergnügens, um nicht wenigstens den Schein der Tugend, den Anstand, den Schein des Verstandes, den Witz, zur Würze unsrer Unterhaltungen zu wählen!

Jede philosophische Abhandlung, welche die Liebe aus materiellen Ursachen oder aus Eigennutz erklärt, wird mit Interesse und Glaubenswilligkeit von unserer Trägheit und Sucht, alles aus den auffallendsten Ursachen herzuleiten, aufgenommen. Wir verwechseln das Natürliche mit dem Sinnlichen: das Wahre mit dem leicht zu Fassenden. Wir suchen täglich mehr, uns gegen unsere Nebenmenschen nach den Regeln der Klugheit zu betragen, die so weit schont, als ihrer geschont wird, so viel giebt, als ihr vergolten wird. Jeder sorgt für sich und sein Vergnügen, so weit er es kann, ohne sich durch Unmäßigkeit oder Störung der allgemeinen Ordnung, die ihm zu genießen hilft, um den ferneren Genuß zu bringen.

Freylich ist diese Denkungsart zu allen Zeiten immer herrschend gewesen; aber doch nie mehr als

in der gegenwärtigen, worin die Anmaßung unserer Vernunft die Aufwallungen des Instinkts der Sympathie und des Beschauungsdranges aus System niederzudrücken, und dagegen die Selbstheit möglichst zu heben sucht.

Es ist vielleicht unmöglich, daß die ungebundenen Liebeshändel, das Hofmachen, die Galanterien, die Liebesaturen, nach unserer ganzen geselligen Einrichtung jemahls ganz verbannt werden könnten. Sie sind vielleicht unentbehrlich, um die geselligen Unterhaltungen zu beleben, und für das entbehrte häusliche Glück in der Ehe, das, allen unsern Verhältnissen nach, nur Wenigen zu Theil werden kann, Schadloshaltung zu gewähren. Aber wer mag es anders als mit Bedauern betrachten, wenn er die Weiber aus den vornehmern Klassen sich selbst durch die Verzärtelung und faden Huldigungen, die sie verlangen, unter den Rang erwachsener Menschen erniedrigen: wenn er den Mann der Dame von Stande, wie bloßen Werkzeugen der Sinnlichkeit und Eitelkeit begegnen sieht: wenn beyde, unbekümmert um ihren Ruf, keine andre Sorge anwenden, als die, gültige Beweise zu einer Ehescheidungsklage, oder die Gelegenheit zu vermeiden, von dem Pöbel mit Koth beworfen zu werden! Und doch ist dieß die Weise, wie die Geschlechtsverbindung in vielen Pallästen der Großen behandelt, und diese dadurch in die Tempel der Guimard, du Thé und anderer berühmter Pariser Freudenmädchen, ja! bey minderem Geschmack und geringerer Abwechselung in den Belustigungen, in wahre Tripots verwandelt werden. Da ist

kein Gedanke an wahre Urbanität, welche gewiß in etwas anderm, als in dem äußeren Anſtriche konventioneller Eleganz beſteht: kein Gedanke an eine Unterhaltung, die dem Herzen, dem Verſtande, oder auch nur dem Witze Nahrung gäbe: keine Ahnung einer höheren Beſtimmung der Vertraulichkeit unter beyden Geſchlechtern, als der, ſich körperlich zu vereinigen, und die Zeit unter dem erbärmlichſten Geſchwätz und den elendeſten Zerſtreuungen zu tödten. Ach! wer wünſcht bey dem Anblick ſolcher Verhältniſſe, die ſich leider! täglich vermehren, nicht die Zeiten Ludewigs des Vierzehnten, oder ſogar noch die des Regenten zurück, deſſen Orgyen wenigſtens durch Witz und Unterhaltungsgaben erheitert wurden!

Möchte dieß Werk vor allen Dingen die eheliche Geſchlechtsverbindung und Liebe veredeln und verſchönern helfen! Nur ſie iſt wahrer Vollkommenheit fähig, weil ſie unter allen Beziehungen gut erſcheinen kann. Aber wo dieß nicht zu erreichen ſteht, möge es da wenigſtens jene ungebundenen Verhältniſſe, welche die Geſetze und die Moralität nicht billigen, aber die gute Sitte dulden muß, ihrem innern Gehalte nach beſſern, ihrer äußern Form nach ſchmücken. Mögen Perſonen, die ſich in ſolchen Lagen befinden, nur ſo viel daraus lernen, daß keine Geſchlechtsverbindung ohne jene Hinderniſſe und Weigerungen, welche Anſtand und Selbſtſchätzung mit ſich führen, ohne jene Reitze, welche der gute Geſchmack der feineren Sinnlichkeit allein zu leihen im Stande iſt, ich will nicht ſagen den weiſen, ſondern nur den klugen Genießer auf die Dauer befriedigen kann.

Aber ich ſehe es zum Voraus: ich werde nur bey Wenigen Gehör finden! Aber auch dann, liebes Buch, gehe hin getroſt! Iſt auch keiner unter deinen Leſern, bey dem du beſſere Begriffe und Entſchluſſe über eine der wichtigſten Angelegenheiten unſers Lebens erweckſt; ſo wird ſich dein Verfaſſer dennoch belohnt fühlen: belohnt durch Liebe, durch das Gefühl, nach dem Wohl ſeiner Mitmenſchen aus wahrer Achtung für ihre Würde thätig geſtrebt zu haben.

Kurze Ueberſicht des Inhalts des dritten Theils.

Zweyte Abtheilung.

Den Arabern und Perſern wird ein groſser Einfluſs auf die Kultur des Abendlandes uberhaupt, und beſonders auf diejenige Sitte beygelegt, die wir mit dem Nahmen der Galanterie bezeichnen. Es iſt daher wichtig die Denkungsart dieſer Volker über Geſchlechtsverbindung und Liebe kennen zu lernen.

In den Vorſtellungen des Orients ſind zwey Perioden zu unterſcheiden, von denen die eine vor der naheren Bekanntſchaft mit den Schätzen der griechiſchen Litteratur und dem Aufleben der neuern perſiſchen Poeſie, die andre nachher angenommen werden muſs. In der erſten, die vom ſiebenten Jahrhunderte bis zum zehnten dauert, ſtand die Liebe des Arabers, die gewiſs nur ſinnliche Zwecke hatte, mit ſeinem kriegeriſchen Enthuſiasmus in genauer Verbindung. Er ſah ſeine Tapferkeit als ein Mittel, zum Beſitz der Schonen zu gelangen, und dieſen Beſitz als eine Belohnung ſeiner Tapferkeit an. Eine idealiſierende Phantaſie und die Fullung des Herzens traten auſserdem hinzu, den korperlichen Genuſs durch Freuden zu erhohen, die mehr fur die Seele gehören.

In der zweyten Periode, die mit dem zehnten Jahrhunderte angeht, und bis zum funfzehnten herunter fortdauert, ſind die Araber mit den griechiſchen Philoſophen bekannt gewor-

den, und haben Geſchmack an den Dichtungen der Perſer gefunden. Von nun an wird es für die Vorſtellungen beyder Völker charakteriſtiſch, daß ſie das Edle in der Liebe in einer Begeiſterung ſuchen, die an Wahnſinn grenzt: und das Schöne ihrer Form in dem abenteuerlichen, bilderreichen oft auch nur ſpitzfindigen Ausdruck der Empfindungen. Jene Begeiſterung ſtand mit dem orientaliſchen Myſticismus in genauer Verbindung, und dieſer unterſcheidet ſich darin von dem chriſtlichen, daß er die Sinnlichkeit nicht ausſchließt, vielmehr die Beſeſſenheit, worin die Leidenſchaft zur Kreatur den Menſchen verſetzt, als die erſte Stufe betrachtet, um zur reinen göttlichen Liebe zu gelangen. Verſchiedene ähnliche Wirkungen, welche beyde auf das Herz und die Imagination des Menſchen hervorbringen, unterſtützten dieſe Idee.

Von der Rittergalanterie findet man unter den Arabern und Perſern nur ſehr wenig oder vielmehr gar keine Spuren, wenn man anders nicht die Vereinigung des kriegeriſchen Muths mit ſinnlicher Liebe dafür annehmen will. Ueberhaupt dürfte das Inſtitut der Ritterſchaft und ihr Geiſt ſchwerlich aus dem Oriente herzuleiten ſeyn. Was die ſogenannte Galanterie der Mauren in Spanien an ähnlichen Gebräuchen zeigt, iſt auf die urſprünglichen Beſitzungen der Saracenen nicht anwendbar, und weicht auch, beſonders in Rückſicht der Huldigung, welche dem ſchönen Geſchlechte öffentlich dargebracht ſind, weſentlich ab von der Galanterie, die an chriſtlichen Höfen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte gewöhnlich war. —

Inhalt des neunzehnten Buchs.

Im Abendlande zieht, während des Mittelalters, die Galanterie unſre ganze Aufmerkſamkeit an ſich. Aber es

kommt auf eine genaue Beſtimmung ihres Begriffs, und der Zeit an, worin ſie herrſchend geworden iſt.

Vor dem zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte läßt ſich überhaupt nichts Charakteriſtiſches von der Denkungsart des Abendlandes über Geſchlechtsverbindung und Liebe angeben. Aus dem Norden iſt die Galanterie nicht zu uns herüber gekommen, und von den Arabern haben wir ſie auch nicht entlehnt. Sie hat ſich im Abendlande, und beſonders im ſüdlichen Frankreich von ſelbſt und allmahlig aus der herrſchenden Denkungsart in allen Dingen überhaupt, aus der Lage der Stände und Geſchlechter gegen einander im geſelligen Verkehr, und endlich aus dem Ueberreſte von klaſſiſcher Litteratur, die daſelbſt nie ganz verloren gegangen iſt, entwickelt. Vom zwölften Jahrhunderte an ſuchten die Menſchen der bisherigen Anarchie müde, eine beſſere Ordnung in ihre Verhältniſſe gegen Kirche, Staat, Sitten und Wiſſenſchaften einzuführen. Dieß Beſtreben war aber mit Ueberſpannung und Unbehülflichkeit verknüpft, und ihre Folgen zeigten ſich in abentheuerlichen Geſinnungen und Thaten, ſo wie in ſteifer und unnützer Förmlichkeit.

Nimmt man hinzu, daß die geſellige Kultur ſich nur auf die Höfe beſchränkte: daß ſich dort die Geſchlechter nicht anders als bey feyerlichen Gelegenheiten ſahen: daß nur verheirathete Frauen vom hohen Stande bey dieſen Zuſammenkünften erſchienen: daß die Vorzüge, welche damahls beſonders geſchätzt wurden, im kriegeriſchem Muthe, mit hinſchmelzender Humilität gepaart, in Poeſie, Muſik und Courteoiſie, beſtanden: und daß endlich bey der Entfernung, worin der Liebhaber zu der Geliebten ſtand, der ſicherſte Weg zu ihrem Herzen durch die

Imagination gebahnt wurde; ſo kann man ſchon hieraus mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit den Gang entwickeln, den die Veredlung und Verſchönerung der Geſchlechtsverbindung und Liebe hat nehmen müſſen.

Zweyerley Hauptarten darüber zu denken, laſſen ſich ahnden und feſtſetzen. Beyde verlangten Anhänglichkeit an vornehmen Frauen: beyde ſuchten durch abentheuerliche Thaten vor ihren Augen zu glänzen: beyde brachten die ſchmelzendſte Empfindſamkeit und die ſchmachtendſte Niederwürfigkeit in den Ausdruck der Leidenſchaft: beyde kleideten ihre Huldigungen in diejenige ſteife Förmlichkeit, welche dem Ritual der Kirche, und dem Ceremoniel der Höfen und Lehnsinveſtituren eigen war; beyde bedienten ſich endlich der muntern Kunſt, und der Courtoiſie zu Schleyern und zu Waffen ihres Angriffs; aber in der Beſtimmung des Zwecks, den ſie mit dieſen Aufwartungen verbanden, gingen ſie von einander ab.

Eine willkührliche Enthaltſamkeit von aller Sinnlichkeit, aus der Idee, daß dieſe den Menſchen und die Liebe erniedrige, läßt ſich von dieſem Zeitalter nicht erwarten. Es verdammte entweder die Geſchlechtsliebe, als eine mit der Liebe zu Gott unverträgliche Leidenſchaft; oder es verband damit ſinnliche Zwecke. Allein wenn unüberwindliche Hinderniſſe ſich der gänzlichen Vereinigung entgegen ſetzten; ſo konnte der Liebhaber in dem Bewußtſeyn wieder geliebt zu werden, in der Befriedigung ſeiner Ruhmſucht und Eitelkeit, endlich in der Unterhaltung und Spannung, welche ihm Intrigue und Begeiſterung gaben, Schadloshaltung finden, und ſeine Zufriedenheit mit einem ſo unkörperlichem Genuſſe laut verkündigen. Dieſe

Art von Verbindung nenne ich die ruhmſüchtig geiſtige Galanterie.

Neben ihr konnte eine gewöhnlichere Veredlung der Geſchlechtsverbindungen beſtehen. Dieſe leiſtete keinesweges auf die körperliche Vereinigung Verzicht, wollte ſie aber durch lange Aufwartung, Treue und Verſchwiegenheit verdienen. Ich darf dieſe Art von Verbindungen die anſtändig ſinnliche Galanterie nennen.

Außer dieſen beyden Denkungsarten über die Liebe muß man aber auch die zügelloſeſte Ausgelaſſenheit bey Befriedigung der Geſchlechtsſympathie annehmen, beſonders in den Verhältniſſen mit Weibern von gleichem oder geringerem Stande.

Dieſe Bemerkungen werden durch die Werke der provenzaliſchen Dichter unterſtützt.

Die Bildung ihrer Ideen und ihres Ausdrucks haben ſie den Arabern nur in ſehr entfernter Maße zu verdanken, weit mehr dem Tone der aus den Schulen der damahligen Rhetoren und Grammatiker heraus hallte, worin der Geiſt der griechiſchen und römiſchen Litteratur nie ganz erloſchen iſt.

Man trifft bey ihnen keine Idee von einer willkührlichen und fanatiſchen Enthaltſamkeit des ſinnlichen Genuſſes an, wohl aber Spuren der ruhmſüchtig geiſtigen, auch anſtändig ſinnlichen Galanterie: wiewohl dieſe Verhältniſſe noch nicht den Zuſammenhang und die Konſiſtenz einer Sitte erhalten haben, auch den Nahmen der Galanterie noch nicht führen. Die erſten finden bey dieſen Dichtern beſonders ihren Grund in dem Umſtande, daß die verliebten Gedichte an Fürſtinnen und andre vornehme Damen gerichtet wurden. Viele der dargeſtellten Situationen gehören aber bloß in die Dichterwelt, und ſchwerlich

haben die Troubadours häufig in wirklichen Liebesverständniſſen mit den Frauenzimmern geſtanden, an welche ihre Gedichte gerichtet waren. Neben einer edleren Behandlung der Liebe, zeigen ſie den ſchamloſeſten Leichtſinn.

Bey den nördlichen Franzoſen iſt die anſtändig ſinnliche Galanterie mehr ausgebildet worden, als die ruhmſüchtig geiſtige. Bey den deutſchen Minneſängern findet man mehrere Spuren der letzten, aber nirgends Beweiſe einer fanatiſchen Enthaltſamkeit.

Die Romanenſchreiber aus dieſer Zeit kennen eben ſo wenig den Nahmen der Galanterie als die Dichter, und ihre Werke athmen weit weniger von ihrem Weſen. Das Alter, worin die Romane verfertigt ſind, läßt ſich nicht beſtimmen. Dieſe ſind aus den Legenden der Heiligen herzuleiten, und haben urſprünglich eine aſcetiſche Tendenz gehabt.

Nach Gründen zu urtheilen, die aus dem Innern dieſer Produkte hergenommen ſind, iſt Turpins Geſchichte Carls des Großen eines der erſten. Der Stoff zu den Rittern und Rieſen, die in dieſem Romane vorkommen, iſt aus der Bibel genommen, doch iſt dem Verfaſſer auch die profane Geſchichte nicht unbekannt geweſen.

Die Liebe ſpielt hier gar keine Rolle, und in den übrigen Romanen vom Hofe Carl des Großen nur eine ſehr untergeordnete und niedrige. Der Geiſt der irrenden Ritterſchaft, die Gefechte zu Ehren der Damen, die Tourniere, wobey ſie den Preis ausgetheilt haben ſollten, u. ſ. w. werden hier vergebens geſucht.

Mehr von dieſem Geiſte der irrenden Ritterſchaft und der Galanterie zeigen die Romane von der Tafelrunde. Sie ſtellen beynahe lauter Intriguen zwiſchen Rittern und verheiratheten Königinnen dar; dieſe Verhält-

niſſe ſind jedoch nicht ruhmſüchtig geitzig, ſondern anſtändig ſinnlich: noch dazu konnen ſie nur nach ſehr laxen Begriffen von Anſtand ſo genannt werden. Alle, und beſonders Gottfrieds von Monmouth fabelhafte Geſchichte von Britannien, zeigen Bekanntſchaft mit der alten Litteratur.

Nichts führt uns auf die Nothwendigkeit zurück, den Urſprung des Ritterromans von den Morgenländern herzuleiten; und die Nachbildung beſtimmter Muſter unter dieſen iſt höchſt unwahrſcheinlich. Das was ſie mit den Abendländern gemein haben, läßt ſich völlig aus einer Bekanntſchaft mit den arabiſchen Mährchen durch Tradition, und aus der Aehnlichkeit der Lage ihrer Kultur und ihrer Verfaſſung erklären.

In der wirklichen Welt ſcheinen im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte die Weiber im weitern Verkehr mit den Männern nur wenig öffentliche Verehrung genoſſen zu haben, und nur ſelten ſcheint man der Veredlung der engern Geſchlechtsverbindung nach den Grundſätzen, die eben entwickelt ſind, nachgeſtrebt zu haben. Aber ihre Darſtellung in Gedichten und Romanen hat gefallen, und in ſo fern iſt der Keim der Galanterie, in der Dichterwelt dieſer beyden Jahrhunderte zu ſuchen.

Inhalt des zwanzigſten Buchs.

Der Zeitraum vom vierzehnten Jahrhunderte an bis ins ſiebzehnte hinein, hat diejenige Geſtalt der Sitten, deren roheſte Züge das zwölfte und dreyzehnte angelegt hatte, weiter ausgebildet. Beſonders verdankt ihm die Galanterie ihren Rahmen, eine beſtimmtere Form, und ihren höchſten Flor. Die nähere Bekannt-

ſchaft mit den Werken der Alten, der romantiſche Hof Eduards des Dritten, die beginnende Ausbildung der Landesſprachen unter mehreren Nationen von Europa, das Erſcheinen des Petrarka und der ſpaniſchen Romane machen hier Epoche. Auffallend zeigt ſich der wieder aufkeimende Geſchmack in der Philoſophie, in den ſchönen Künſten, und in den Verhältniſſen des geſelligen Lebens mit eben den Fehlern behaftet, die wir zur Zeit ſeines Verfalls unter den Römern und Griechen, nach der Zeit der Antonine bemerkt haben. Er hat ſich alſo einer größeren Rohheit zurückgehend genähert, und ſtrebt in dieſer Periode noch nach eingebildetem Adel und falſchem Schmuck.

Man ſucht gemeiniglich in dem Geiſte der Ritterſchaft den Grund der mehrſten Erſcheinungen, welche die Sitten dieſes Zeitalters darbieten. Ein allgemeiner Geiſt dieſer Zunft bewaffneter Krieger hat nie exiſtiert, und wenn er vorhanden geweſen iſt, ſo hat er den excentriſchen Idealen nicht geglichen, welche man gemeiniglich dafür ausgiebt. Nur zuweilen und in einzelnen Korporationen der Ritterſchaft haben edlere Begriffe von ausgezeichneter Wohlanſtändigkeit, Folge der zunehmenden Geiſteskultur, wiewohl vermiſcht mit vieler Abentheuerlichkeit und bloßer Konvention, geherrſcht; aber ihr Einfluß iſt immer nur periodiſch und theilweiſe, beſonders auf die Höfe der Großen anzunehmen. Der geſellige Ton hat in dieſer Zeit an Politur gewonnen, aber er iſt immer noch auf das Verkehr zwiſchen Menſchen berechnet, die ſich ſelten und nur bey feyerlichen Gelegenheiten ſehen. Er iſt nicht mehr unbehülflich, aber er iſt anmaßend und geziert.

Der Zuſtand der Weiber hat an äußerem Schimmer nicht aber an innerem Wohlſeyn gewonnen. Man hat Schmeicheleyen an ſie verſchwendet, man hat häufig über den

Vorzug ihres Geſchlechts vor dem unſrigen geſtritten. Aber neben den Anbetern, fanden ſich auch Spötter ihres Anſehns: und vieles was zu ihrem Lobe geſagt iſt, muß als Redeübung der Rhetoren und Dialektiker betrachtet werden. Ueberhaupt verlieren die Huldigungen, welche dem zärteren Geſchlechte dargebracht wurden, ſehr viel an innerem Gehalte, wenn wir ſie als Zubehör zu einem pomphaften Ceremoniel an Höfen, und beſonders bey feyerlichen Gelegenheiten betrachten.

Dieſe Bemerkungen leiten zu einem richtigen Begriffe von der Denkungsart dieſer Periode über Geſchlechtsverbindung und Liebe.

Die Philoſophen, gröſtentheils Neuplatoniker und Myſtiker, verwarfen im Anfang alle Geſchlechtsliebe, als eine ſchädliche Leidenſchaft zur Kreatur, die von der Liebe zu Gott und ſeinem Reiche abzöge. Späterhin nahmen ſie jedoch die Liebe zum Weibe, unter der Bedingung in Schuz, daß die Seele vorzüglich geliebt wurde, und daß ſie uns zur Tugend anfeure. Von ihnen, und beſonders von den Italiänern, geht die Idee aus, daß eine freywillige Enthaltſamkeit vom körperlichem Genuß, die Liebe zum Weibe veredle. Es gab aber andere, welche die Liebe bloß als ſinnliche Begierde betrachteten, und nur anriethen, ſie durch die Beſorgung der Intrigue ſchmackhafter und dauernder zu machen.

Die Romanenſchreiber der Spanier ſezten die Veredlung der Liebe in ſchmelzender Schwärmerey, in gänzlicher und dauernder Aufopferung für den angebeteten Gegenſtand: die Verſchönerung aber, in dem pomphaften, ſchwülſtigen, gernwizigen Ausdrucke jener Geſinnungen. Der Einfluß der Mauren wird hierbey ſehr anſcheinend.

Die Franzoſen behandeln in den früheren Produkten dieſer Art die Liebe leichter, in den ſpätern mit

eben dem Ernſt, aber mit feinerer Lüſternheit wie die Spanier, und gelangen gegen das Ende dieſer Periode zu der höchſten ſittlichen Veredlung, zu der ſich die Leidenſchaft der Geſchlechtsſympathie heben läßt. Allein es fehlt ihnen an dem Gefühle des wahren Weſens der Liebe, und an Geſchmack.

Der Italiäner hat ſich mit dem bürgerlichen Romane viel beſchäftigt, und in der Liebe denjenigen Reiz geſucht, den feinere Sinnlichkeit und Heimlichkeit ihr gewähren.

Engländer und Deutſche ſind größtentheils Nachahmer ihrer Nachbaren geblieben. Merkwürdig ſind die beyden Bemerkungen: 1) daß der Einfluß der griechiſchen Erotiker auf die mehrſten Romane dieſer Zeit unverkennbar iſt: 2) daß neben den Produkten dieſer Art, welche die Liebe als ein ernſtes Geſchäft behandeln, allemahl andere aufgeſtellt werden können, welche ſie mit der größten Ausgelaſſenheit als ein bloßes Mittel zur Beluſtigung und zur Befriedigung noch gröberer Triebe ſchildern.

Unter den italiäniſchen Dichtern hat Petrarka den größten Einfluß auf die Denkungsart ſeiner Landesleute und der übrigen Nationen gehabt. Er ſah ſie anders als Philoſoph, anders als Dichter an. In der erſten Eigenſchaft verwarf er ſie als ſchädlich: in der lezten war ſein Syſtem ganz auf den Zuſtand eines unglücklichen Liebhabers berechnet, der aus dem Zuſtande einer hinſchmelzenden Begeiſterung, und aus den Träumen einer lieblichen Phantaſie, ſelbſt bey der Trennung von dem vergötterten Gegenſtande, den reizendſten Genuß zu ziehen weiß. Er hat viele Nachfolger in Italien gefunden. Andere Dichter dieſes Landes haben aber der Liebe ein fröhlicheres Anſehn gegeben. Doch blieb, beſonders gegen das Ende dieſer Periode, der Grundſaz herrſchend, daß die Seele allein Liebe verdiene, weil ſie allein der Gegenliebe fähig ſey, und

daß ſie die Freuden des Körpers gewähren, bewachen, und veredlen müſſe. Der Ausdruck dieſer Geſinnungen war zur Zeit des Flors der italiäniſchen Litteratur züchtig in ſeinem Glanze: ſpäterhin verfiel er in den falſchen Pomp und Witz der Spanier.

Eine Schwärmerey die an Wahnſinn gränzt, excentriſche Ideale, matter Gernwitz, ungeheure und unverſtändliche Hyperbole, zeichnen größtentheils die erotiſchen Gedichte der Spanier aus. Ihr Geſchmack hat ſich nach und nach allen Nationen mitgetheilt. Selbſt die Franzoſen haben ihm gehuldigt, wo ſie nicht den früheren Italiänern nachahmten; nur im aſotiſchen Tone haben ſie etwas Eigenthümliches.

Der Autor findet hier Gelegenheit von den Cours d'amours zu reden, und zu zeigen, daß ſie nie über den Rang geſelliger Einrichtungen, zur Beluſtigung, oder litterariſcher Geſellſchaften geſtiegen, und nie Sittengerichte geweſen ſind.

Der wichtige Einfluß, den die Liebe auf die ſchöne Litteratur, und auf die geſellige Unterhaltung überhaupt in dieſen Zeiten gehabt hat, iſt unverkennbar. Aber nun bleiben die wichtigen Fragen übrig: welchen Einfluß hatte ſie auf das handelnde Leben, und was iſt am Ende der unterſcheidende Charakter der Galanterie, als Sitteninſtitut betrachtet?

Der Einfluß der engeren Geſchlechtsverbindungen auf das handelnde Leben iſt allerdings groß geweſen; aber er iſt nur bey Höfen, und auch hier nicht allgemein, nicht in gleicher ununterbrochener Stärke anzunehmen. Vieles davon iſt auf Rechnung des Hofceremoniels abzuſetzen. Nirgends aber findet man eine ſichere Spur, daß der Ausſpruch des Weibes über das Anſehn des Mannes in den Augen des Publikums eine vollgültige Entſcheidung abgegeben habe: nirgends daß die engeren Verbin-

dungen zwiſchen den Rittern und Damen darum für edel gehalten worden wären, weil man im Allgemeinen ihre Reinheit von aller Sinnlichkeit vorausgeſetzt habe.

Die Hauptzüge der Galanterie liegen in der wahren oder ſcheinbaren Unterwerfung unter den Willen des ſchönen Geſchlechts: in der lauten Bewunderung ſeiner Vorzüge und in der öffentlichen Darſtellung dieſer Geſinnungen unter dem Schutze der guten Sitte, ſelbſt in Fällen wo Moral und Geſetze die Bewerbung um die Gunſt eines Frauenzimmers mißbilligen.

Die Galanterie hat erſt nach und nach dieſe charakteriſtiſche Form erhalten. Mehrere Urſachen haben zur Gründung und Ausbreitung ihres Anſehns beygetragen. Hauptſächlich aber verdankt ſie den Schutz, den ihr die gute Geſellſchaft angedeihen ließ, dem Nutzen, den dieſe daraus für ihre Unterhaltung zog. — Sie hat nach Verſchiedenheit des Charakters der Nationen, und ihrer Lagen, verſchiedene Modifikationen erhalten müſſen. Der Italiäner gab den galanten Verbindungen, die heimlich auf ſeiner Lüſternheit und dem Triebe nach freyer Beſchäftigung beruhten, den äußern Schein einer ſüßen Empfindſamkeit, zur Erhohung einer geſelligen Muße, und eines kontemplativen Lebens. Der Spanier, der heimlich die Befriedigung einer gröberen Sinnlichkeit und eines geiſtigen Stolzes ſuchte, gab jenen Verbindungen äußerlich den Schein einer auf Heldenmuth im Dulden und Handeln beruhenden Leidenſchaft. Der verſatile Franzoſe behandelte ſie bald wie der Italiäner, bald wie der Spanier, und miſchte allemahl viel prahlende Eitelkeit mit ein. Der Engländer ahmte ſeinen Nachbaren mit etwas Schwerfälligkeit und drückender Anmaßung nach, und dem Deutſchen iſt außer ſeiner Steifigkeit und Derbheit wohl

ſchwerlich etwas Eigenthümliches in ſeiner Galanterie nachzuweiſen.

Dieß iſt der Inhalt des ein und zwanzigſten Buchs.

Unter Ludwig dem Vierzehnten breitete ſich der Begriff der guten Geſellſchaft und Sitte auch über die mittleren Stände in Frankreich, beſonders in der Stadt Paris aus. Von nun an ward die Courteoiſie zur Urbanität, und der Ton in den geſelligen Verhältniſſen wurde überhaupt, und beſonders im Verkehr zwiſchen beyden Geſchlechtern wahrer und natürlicher. Jetzt bekamen auch das Herz und der gute Geſchmack immer mehr Antheil an den engeren Geſchlechtsverbindungen, oder wenigſtens an der Art ſie darzuſtellen. Man unterſchied von nun an wahre Zärtlichkeit von Galanterie, und bezeichnete mit dieſem letzteren Worte diejenigen Huldigungen, welche dem ſchönen Geſchlechte in ungebundenen Verhältniſſen mehr zur Beluſtigung als im Ernſte, mit munterer Laune und glänzendem Witze dargebracht wurden.

Unter dem Regenten riß eine große Sittenloſigkeit ein, und der herrſchende Begriff, den man mit der Liebe verband, war der, einer Begierde nach ſinnlichem Vergnügen, unterſtützt von den Freuden, welche eine feinere Reizbarkeit, eine feurige Imagination, und ein glänzender Witz ihm geben können. Galanterie hieß von nun an, das konventionelle Benehmen, wodurch die ſittenloſen Verbindungen zwiſchen Perſonen, die zu der guten Geſellſchaft gehören, ſich von den Ausſchweifungen der ſchlechten unterſcheiden, indem der Schein eines zu leichten Sieges, ſo wie der einer

Hinausſetzung über Anſtand und Selbſtachtung vermieden wird.

Inzwiſchen beſtanden neben den leichten und unbeſtändigen Geſchlechtsverbindungen auch andre, die dauernder waren, und unter dem Nahmen, amours platoniques, Interêts oder Liaisons de Societé, Commerces d' habitude u. ſ. w. bekannt ſind. Der Nahme eines ami de la maison ward in das Wörterbuch der guten Geſellſchaft aufgenommen.

Die Verbindungen mit den anerkannten Buhlerinnen ſind in Frankreich von der guten Sitte nie gebilligt worden. Obgleich dieſe Weiber einen höhern Grad von Bildung fürs Vergnügen gehabt haben als anderswo, ſo hat dennoch ihr Umgang den Mann von feinerem Gefühle für Anſtand und Geſchmack, ſchwerlich befriedigen können.

Unter den franzöſiſchen Philoſophen, welche die Geſchlechtsliebe zum Gegenſtande ihres Nachdenkens gewählt haben, verdient Rouſſeau beſonders angeführt zu werden. Er hat nie wahre Herzensliebe empfunden, und keinen wahren Begriff davon gehabt. Er nahm eine doppelte Art von Liebe an: die eine nannte er die natürliche, und verſtand darunter theils ſinnliche Begierde, theils Häuslichkeitstrieb; die andere hielt er für eine Folge unſerer bürgerlichen Verfaſſung, und ſetzte ihr Weſen in der Begeiſterung, die aus dem geliebten Gegenſtande ein Ideal von Vollkommenheit ſchafft, und dieſes Ideales würdig zu werden ſtrebt.

Die Begriffe der Engländer über die Veredlung der Liebe, welche ſie beſonders bey den äſthetiſchen Darſtellungen dieſer Leidenſchaft in Romanen zum Grunde legen, ſetzen die Lage der Bewerbung eines Biedermannes um das Herz und die Hand eines ſittigen Mädchens zum Voraus, das nicht ſowohl

gegen vollkommene Pflicht und äußere Hinderniſſe, als gegen ſeine Weiblichkeit ankämpft, ehe es dem Liebhaber den Beſitz ſeiner Perſon unter Autorität der Geſetze zuſichert. Das ſchöne Geſchlecht erſcheint bey ihnen mit einer Verſchämtheit, mit einer Zartheit der Empfindungen und zugleich mit einem zurückhaltenden Stolze, die an Schüchternheit, Hinſchmelzung und zuweilen an Eigenſinn gränzen: das ſtärkere behandelt die Liebe mehr mit vernünftiger Zärtlichkeit, als mit Leidenſchaft.

Deutſchland hat wenig Eigenthümliches in ſeinen Begriffen von der Liebe aufzuzeigen. Die eigentlichen Liebeshändel werden hier ſelten mit wahrem Adel und mit unverkünſtelter Zartheit in den erotiſchen Produkten der ſchönen Litteratur, und im gemeinen Leben behandelt. Dagegen können wir darauf ſtolz ſeyn, in unſern hohern Ständen mehr glückliche Ehen zu kennen und dieſe mehr zu ſchätzen, als vielleicht in jedem andern Lande. Die Dänen nähern ſich am mehrſten den Engländern. Von den übrigen nördlichen Nationen, welche der Verfaſſer nur ſehr oberflächlich kennt, weiß er wenig zu ſagen.

Die ſüdlichen Völker von Europa haben mehr von der alten Galanterie beybehalten. Die Cicisbeatura der Italiäner, welche der Verfaſſer ſelbſt zu beobachten Gelegenheit gefunden hat, zieht vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Charakteriſtiſche in dieſer Art von Geſchlechtsverbindung zwiſchen Perſonen, die kein geſetzliches Band vereinigt, beſteht in der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit für die Damen, um mit Anſtand und einem gewiſſen Grade von Anſehn in der guten Geſellſchaft zu erſcheinen.

Dieſe Sitte iſt ein Ueberbleibſel der alten Galanterie, die aber durch den franzöſiſchen Ton eines freyern Umgangs zwiſchen beyden Geſchlechtern beſonders modificiert, und unterſtützt

von dem Glauben an die Beſchränkung der Liebe auf einen bloß geiſtigen Genuß, die Geſtalt einer engeren Vertraulichkeit angenommen hat. Sie verdankt ihre Ausbreitung der Neigung der Südländer überhaupt, zu dem dolce far niente, der beſondern Einrichtung geſelliger Unterhaltungen bey den Italiänern, und der politiſchen Verfaſſung einiger ihrer Staaten.

Ueber den innern Gehalt dieſer Verbindungen läßt ſich durchaus nichts Allgemeines ſagen. Sie kommen immer mehr ab, und der Glaube an ihre Unſchuld und Unſträflichkeit wird immer ſchwächer.

Von der Denkungs- und Behandlungsart der Geſchlechtsverbindung und Liebe unter den Spaniern liefert der Verfaſſer nur wenige Nachrichten, nach dem Zeugniſſe eines Reiſebeſchreibers, und ſchließt endlich ſein Werk mit einem traurigen Ueberblick des Zuſtandes, worin ſich der Dienſt der Venus Urania in den neueſten Zeiten befindet, und mit dem aufrichtigen Wunſche, daß ſein Buch etwas zur Beſſerung der Begriffe und Entſchlüſſe ſeines Zeitalters beytragen möge. — Inhalt des zwey und zwanzigſten und letzten Buchs.

Verbeſſerungen zur zweyten Abtheilung des dritten Bandes.

Seite 5 Zeile 5 von unten: gedacht für gehabt.
» 3 » 3 » » gehabt für gedacht.
» 6 » 4 von oben: hinein für ein.
» 7 » 15 » » Abi für Abu.
» 10 in der letzten Zeile der Note: Asiaticae für Arabicae.
» 17 » 2 von oben: und für um.
» 40 » 9 » » muß hinter Verdachte ein (,) geſetzt werden.
» 47 » 1 muß das (,) hinter Tone wegfallen.
» 50 » 11 muß hinter ſondern das Wort ſogar eingeſchaltet werden.
» 53 » 9 von unten: ahnet ſtatt ahndet.
» 81 letzte Zeile der Note: S. 20 für 29.
» 90 » 6 von unten: Montagnagout für Montagnogout.
» 101 » 12 von unten: zuſchrieben für zuſchieben.
» 103 » 8 von oben: gehören die Nahmen von Granet bis Piquieras u. a. m. in eine Note, Nr. 44.
» 103 » 14 von oben: eben ſo die Nahmen Sordel bis Marsan in eine Note Nr. 45.
» 103 » 12 von oben: nach für noch.
» 108 in der vorletzten Zeile der Note: treizieme für troisieme.
» 117 » 7 von unten muß es heißen: Jeſuas Poſaune und Gideons Schwert.
» 124 » 3 von oben: Holzſcheit für Holzſchnitt.
» 126 » 16 » » Roloaster für Roboaster.
» 126 in der Note 70: Holzſcheit für Holzſchnitt.
» 128 » 9 von oben: Monmouth für Monmuth.
» 129 » 8 » » muß hinter ſchrecklichſter ein (,) ſtehen.
» 130 » 3 von unten: verliebte für geliebte.
» 133 » 13 von oben: le für de.
» 155 » 15. » » und am wenigſten in jedem, den ꝛc.
» 165 in der Note 5: nobilitate für nobititate und Eminentia für Emnientia.

Seite	166	Zeile	10	von oben: muß das (,) hinter Scharfſinn weg.
"	167	"		in der Note 8: des für de.
"	168	"	15	von oben: im für ei.
"	171	"	12	" " allen für alle.
"	172	"	5	von unten: aber nur durch den, aber nur den.
"	192			in der Note 28: Lelio für Lelis.
"	194	"	12	von oben: Clisson für Clissor.
"	194	"	21	" " ſinnliche für heimliche.
"	211	"	4	" " ed für id.
"	211	"	5	" " Sdegni für Idegni.
"	226	"	9	" " Eben ſo wahr iſt es, für: Eben ſo wahr iſt, ꝛc.
"	234	"	5	von unten: ſchlichen für ſchlich.
"	241	"	9	von oben: muß das (,) hinter Cours weg.
"	241	"	17	" " muß das (!) ein (?) ſeyn.
"	251	"	3	von unten in der Note: Prerogatives für Preogatives.
"	257	"	12	von oben: zärtere für zartere.
"	261	"	2	von unten: und dem Beſchäftigungstriebe für und Beſchäftigungstriebe.
"	268	"	2 und 9	von oben: muß hinter vorigen ein (,) ſtehen.
"	277	"	4	von unten: Cyrano für Cyruno.
"	278	"	7	von oben: Auffallendſte für auffallendſte.
"	279	"	10	von oben: dauernderer für dauernder.
"	290	"	20	" " traulichen für traulichem.
"	297	"	7	" " Verzärtelung von Seiten einer für Verzärtelung einer.
"	299	"	10	von unten: Sie gab nichts: ſie nahm nur, und noch ꝛc. für: Sie nahm, und gab nichts, und noch ꝛc.
"	303	"	6	" " können für könne.
"	311	letzte Zeile: Vergehungen für Vergehen.		
"	329	"	10	von unten: nach für noch.
"	340	"	12	" " wie einem bloßen Werkzeuge für wie bloßen Werkzeugen.
"	146	"	6	von oben: ahnen für ahnden.